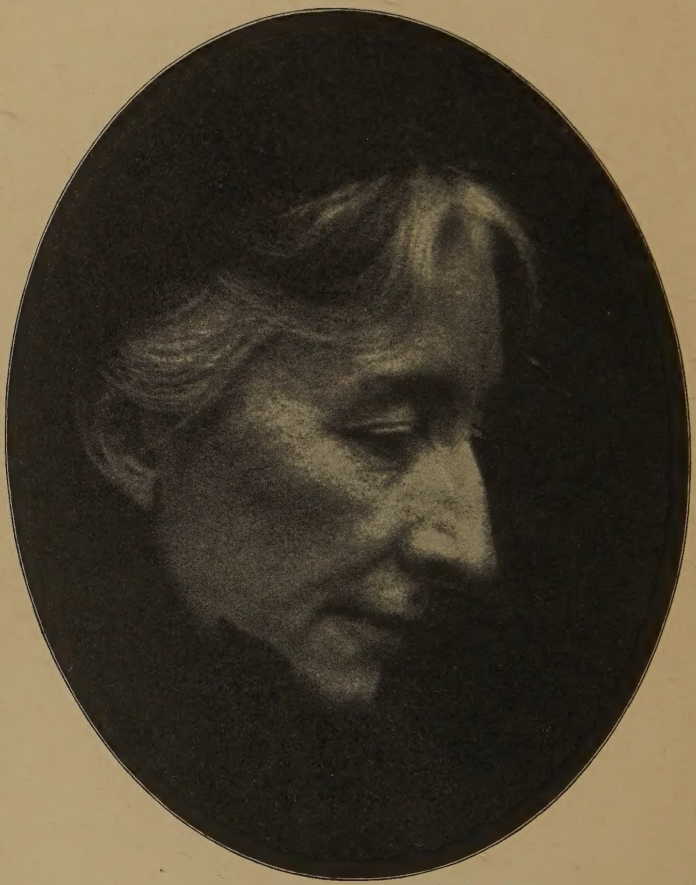
COSIMA WAGNER

Du Moulin Eckart / Cosima Wagner



Phot. A. v. Groß

Cosima Wagner

Ein Lebens- und Charakterbild

von

Richard Graf
Du Moulin Eckart

Drei Masken Verlag
Berlin

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1929 by Drei Masken Verlag A.-G. München
Einbandentwurf von Prof. Hans Gött, München
Printed in Germany

16.—26. Tausend

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Dem Andenken von

Houſton Chamberlain

weiht dieſes Buch

Richard Graf Du Moulin Eckart

Vorwort

Dieses Buch spricht für sich selbst. Es war eine Ehrenpflicht, der größten Frau des Jahrhunderts ein Denkmal zu setzen durch die Darstellung ihres so reichen, großen und schönen Lebens. Zu gleicher Zeit aber war es ein Wagnis, das Buch zu schreiben, weil nur durch volle Vertiefung in Leben, Tat und Werk, in Denken und Fühlen man der großen und bedeutenden Frau gerecht zu werden vermochte. Wer sie nicht gekannt, wer sie nicht walten gesehen, dem wäre es kaum möglich, das Bild zu schaffen. Darum durfte nicht die Pflicht auf eine spätere Generation abgeschoben werden, welche nicht mehr den vollen Eindruck von ihr hätte haben können, der doch dazu gehört, um all das, was aus den reichen Schätzen des Materials, das mir zur Verfügung stand, zu schöpfen war, herauszuholen. Mir war es vergönnt, sie in den Tagen ihres Waltens zu schauen und dieses selbst zu erkennen. Ich hatte nicht minder das Glück, oftmals bei der Greisin zu weilen und ihren hohen Geistesflug zu bewundern und von ihr selbst vieles zu vernehmen, was mir weniger für das Buch, als für die Gestaltung ihres Bildes an sich von tiefster Bedeutung war. Jeder Augenblick, den ich an ihrem Lager verweilen durfte, jedes Wort, das sie sprach

und das von dem reichen Geiste und der großen Seele zeugte und zugleich Menschen, Taten und Geschehnisse charakterisierte, wirkte für mich nicht bloß anregend und erhebend, sondern gab meiner Arbeit selbst Geist und Richtung. Es ist mir unvergeßlich, wie sie mir für meine Arbeit selbst die Benützung ihrer Tagebücher mit dem Ausdruck ihrer ganzen Güte und ihres wundervollen Wohlwollens gewährt hat. Es war selbstverständlich, daß ich davon in vollstem Umfange Gebrauch gemacht habe, wenn auch diese Tagebücher niemals in ihrem Reichtum erschöpft werden können. Aber sie haben die Grundlage geboten für die Darstellung des einzigartigen Verhältnisses zu Richard Wagner und für die Erkenntnis, wie sie dieses Genie mit den Augen des kongenialen und liebenden Weibes erschaut hat. Die Tochter Franz Liszts und der Gräfin d'Agoult war selbst von so hohen Eigenschaften erfüllt und getragen, daß sie ohne allen Zweifel eine bedeutsame Rolle in dem Geistesleben zweier Nationen zu spielen vermocht hätte. Aber sie hat als echte und wunderbare Frau dieses Leben in den Dienst einer Pflicht gestellt, die an sich von welthistorischer Bedeutung ist. Denn ohne ihr Opfer wäre niemals Richard Wagner fähig gewesen, seine Werke zu vollenden. So ist dieses Buch die Geschichte einer wunderbaren Frau und einer wunderbaren Liebe, und es entsprach einem gewissen künstlerischen Bedürfnis, mit dem Augenblicke abzuschließen, da sie ihr Haupt in unsäglicher Trauer über den Toten senkte. Ihr Wunsch war, mit ihm dahinzugehen. Aber gerade das mit ihrer Liebe so tief vereinte Pflichtgefühl erhielt sie am Leben. Und da sie die Trauer überwunden und das Haupt wiederum erhob, geschah es, um nun ganz selbständig, groß und bedeutend das Erbe des geliebten Mannes anzutreten und seine großen Ideen zu ver-

wirklichen. Das muß einer eigenen Darstellung vorbehalten sein, die in unmittelbarer Folge im Lauf des nächsten Jahres erscheinen wird. „Die Herrin von Bayreuth" ist eine andere als die Frau, die dem Schöpfer des Kunstwerks von Bayreuth sich geweiht und über der Vollendung dieses Werkes und dieser Werke gewacht, und über dem Leben des geliebten Mannes. Sie schreitet aus dem Trauergemach hinein in die Welt und zeigt sich in einer Größe und mit einer Kunstwerk und Künstler beherrschenden Macht. Das erfordert eine Darstellung, die anders eingestellt werden mußte als das Bild, das hier geboten wird, und zwar geboten wird auf Grund eines unendlich reichen Materials, das mir vom Hause Wahnfried mit einem Vertrauen sondergleichen zur Verfügung gestellt worden ist. Die Fülle des Stoffes war oftmals geradezu überwältigend. Hier galt es aber eines, unmittelbarste Offenheit und klare und sichere Darstellung tiefster innerer Bewegung. Es kam mir nicht darauf an, Bekanntes und oft Gesagtes zu wiederholen. Der Stoff mußte einzig dazu dienen, der Erscheinung gerecht zu werden und diese in die Zeit richtig einzustellen. Das war nur dadurch möglich, daß ich ohne irgendwelche Rücksicht das mir zur Verfügung gestellte Material verwendet habe. Ich übernehme daher für das ganze Buch und für alles, was darin mitgeteilt wird, die unbedingte und nach keiner Seite hin irgendwie beengte Verantwortung. Das war für mich eine Ehrenpflicht, der ich mich um so lieber unterzogen habe, als mich das Vertrauen stolz gemacht. Das mindert nicht den Dank, den ich dem Hause Wahnfried zolle, Siegfried Wagner und seiner Gattin, Frau Winifred, den Töchtern, Frau Geheimrat Daniela Thode, Frau Gräfin Blandine Gravina und Frau Eva Chamberlain. Dazu kommt noch das große Entgegenkommen

der Stadt Bayreuth, zumal der Herren Oberbürgermeister Preu und Rechtsrat Keller. Und im Zusammenhang damit das Richard-Wagner-Archiv und dessen Leiterin, Fräulein Wallem. Zu ganz besonderem Danke aber bin ich Herrn Geheimrat Ritter Adolf von Groß verpflichtet, dessen weise Güte und gütige Weisheit dem Buche von seinem Entstehen an das Geleit gegeben. Ich habe das Buch dem dahingegangenen Gatten von Frau Eva gewidmet. Es entsprach dies meinem tiefsten Gefühl der Verehrung und des Dankes. Vielleicht ist von der tiefen Erkenntnis, die Houston Chamberlain für die einzigartige hohe Frau gehegt, etwas übergegangen auf dieses Buch. Für mich waren es Stunden der Weihe, und ich hoffe, die Kraft zu haben, in diesem Empfinden und in diesem Geiste die Fortsetzung desselben zu schreiben. Jedenfalls war es mein Bestreben, dem deutschen Volke und der Welt eine Frau zu zeigen, welche ich als die größte Frau ihres Jahrhunderts erkenne. Mögen alle guten Geister über ihr wachen, die wie ein zweiter Titurel in unsere Zeit hereinragt und von der jeder Atemzug unendlich kostbar ist. Aber sie gehört der Geschichte an, und ihre Größe ragt aus einer großen Zeit in unsere Tage herein.

München, den 22. November 1928.

Richard Graf Du Moulin Eckart

Zum Eingang

Dreimal in meiner Kindheit bin ich Franz Liszt begegnet. Das erstemal war es in München, im Garten des Hotel Marienbad, wo er auf einer Bank wartete. Den noch nicht sechsjährigen Knaben zog die eigenartige, geradezu geisterhaft wirkende Persönlichkeit des seltenen Mannes unwillkürlich an. Ich begann an der Bank zu spielen, und durch allerlei gewandte Wendungen gelangte ich dazu, ihm von rückwärts her in sein Antlitz zu schauen. Er streichelte mir das Haar und meinte: „Du bist aber ein hübscher Junge, wie heißt du?" Ich antwortete: „Richard." „Ein schöner Name. Wer ist denn dein Pate?" „Richard Wagner." Da nahm er mich auf den Arm, und meine Mutter, die inzwischen in den Garten getreten war, erkennend, brachte er mich zu ihr. Er hatte auf meine Eltern gewartet. Nach kurzer Zeit erschien mein Vater, der eine kleine und seltsame Frau am Arme führte, die auf mich gegenüber der Erscheinung Franz Liszts einen merkwürdigen, ja abschreckenden Eindruck machte. Es war die Fürstin Karoline Wittgenstein. Mein Vater hatte Liszt einen Besuch gemacht, während dieser bereits zu uns gekommen war. — Die zweite Begegnung fand mich schon ein Stück reifer. Es war bei der Beethoven-Feier, die mein Vater veranstaltete und bei der er Liszts Beethoven-Kantate zur Aufführung brachte. Liszt saß in unserer Loge, und als in der Folge eine symphonische, dem Andenken Beethovens gewidmete Dichtung meines Vaters zur Aufführung

kam, nahm er mich auf den Schoß und meinte, ich solle jetzt aufpassen, denn was ich höre, sei von meinem Vater. Dabei hielt er mich während des ganzen Stückes fest umschlungen.

Es dauerte wieder mehrere Jahre, da erschien er, um im Dome die neue Cäcilianische Kirchenmusik zu hören. Ich wurde sein fast ständiger Begleiter. Abends war er bei uns, und da sah ich ihn am Flügel sitzen, spielen und wie sinnend, oder wie ich damals sagte, ein Buch schreibend, über die Tasten fahrend. Er begleitete seine Lieder, die meine Mutter sang. Da hatte ich wohl den vollsten Eindruck von ihm, der ein bleibender wurde. Die wundersame Milde eines still gewordenen Mannes, der mit seinen schönen und glanzvollen Augen in die Gegenwart blickte, um nur die Güte und Milde auszustrahlen, welche in einem langen Leben in ihm zum eigentlichen Wesen geworden war. Erst später wußte ich, daß dies der Ausdruck einer tiefen, unendlich schmerzlichen Resignation gewesen ist und gewissermaßen das Fazit, das er aus diesem großen und wunderbaren Leben gezogen. Es kam wohl hinzu, daß in dem Hause meiner Eltern neben dem Namen Richard Wagners der seine am häufigsten genannt wurde, und zwar immer im Zusammenhang mit den großen künstlerischen Fragen, die meinen Vater zeitlebens beschäftigt haben. Ich habe Liszt von diesen ersten Eindrücken an eben auch nur als Künstlerkind betrachtet, und was später an Erkenntnis dazugekommen ist, das wurzelte wie eine echte und gute Tradition in diesen schönen und in ihrer Art einzigen Anfängen. Ich kann mir Liszt eben nie anders vorstellen als den Träger einer grenzenlosen Güte. Oft habe ich noch in meinen Knabenjahren das Gefühl gehabt, daß er eine Art von Apostel sei, der nachträglich eine Mission erhalten und das, was bisher in der Kirche versäumt worden, im Auftrage seines Herrn nachzuholen habe.

Dann wurde ich freilich weltlicher und begann Liszt auch mit weltlichen Augen zu betrachten. Aber immer mit Ehrfurcht! Und

als ich selber ein Wissender wurde, da hat das leise Martyrium, das ich bei jenen ersten Begegnungen nur ganz ahnungsvoll fühlte, mehr und mehr mein Verständnis gefunden. Mir hat in der Folge niemals eine Biographie Liszts irgendwie etwas anderes zu wecken vermocht als einen grenzenlosen Ärger, und ich muß sagen, manchmal einen geradezu tieferregten Zorn. Als ich bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Ramannschen Biographie diese las, da erklärte ich: „Das ist doch ein ganz anderer, als den ich kennengelernt habe", und mein Vater meinte lächelnd: „Du ahnungsvoller Engel du." Er sprach sich nicht weiter aus, aber ich fühlte, daß hier etwas nicht in der Ordnung war, und ich denke heute um keine Idee anders, wo ich weiß, wie diese sogenannte Biographie entstanden ist, die jene Frau, die ich zum ersten und letzten Male in München gesehen, gewissermaßen in Szene gesetzt hat als ein großes Intrigenstück ohne den Humor und ohne den bühnengemäßen Reiz, den Scribes Stücke hegen. So habe ich mir die ganze Entwicklung des großen, wunderbaren Mannes von Jugend auf selbst zurechtgelegt und, weil ich die Wahrheit haben wollte, nur eben dem vertraut, was ich von getreuen Menschen hörte, was ich selber fand und empfand. Es war nicht leicht, an die Stelle jenes wunderbaren Greisenkopfes den jugendlich-schönen Ausdruck des werdenden Künstlers mir zu vergegenwärtigen. Aber es war ein natürliches Bedürfnis, zu erkennen, wie dieser edle und so liebenswerte Greis geworden.

Es war mir, der ich auch auf einem Dorfe meine schönsten Kinderjahre verlebt, ein unendliches Behagen, ihn dort in Raiding in dem kleinen gemütlichen Heim seiner Eltern zu schauen, von Eltern, die eine unendliche Liebe zu diesem Knaben gehegt und sie bis zu ihrem Ende bewahrt haben. Dieses Raiding, wo er geboren, wo das erste Ahnen seines musikalischen Wesens über ihn kam und sich offenbarte, das war mir schon aus der Ferne unendlich wert geworden, und es hat mich auch bei einem Besuche nicht enttäuscht,

der freilich erst möglich war, nachdem er dort in Bayreuth seine letzte Heimstatt gefunden. Das Fromme und Innige des Kindes schien mir tief verwandt, das musikalische Werden mir als Künstlerkind selbstverständlich. Nun sah ich — denn es trat mir alles geradezu plastisch vor Augen —, wie er nach Wien kommt, wie er dort bei einem Schüler Beethovens lernt und wie er zugleich zu einem Manne in Beziehungen tritt, der in dem Leben Mozarts eine Rolle gespielt. Die Namen Czerny und Salieri erschienen mir gewissermaßen als Deuteragonisten in diesem wunderbaren szenischen Bild, wo der Knabe vor Beethoven erscheint und Beethoven ihn auf die Stirne küßt. Das war für mich das wirkliche, große, aber auch selbstverständliche Erlebnis, neben dem mir das Spiel des Knaben Franz als ganz nebensächlich erschien. Denn ich sah nur einen Teil seiner Kraft darin. Nun ging er, bereits ein berühmter Klavierspieler, mit seinem Vater — nach Paris, und da beginnt etwas Dämonisches sich um ihn zu regen. Empfand ich doch alles das bereits im Geiste der neuen, großen deutschen Zeit, die sich seit 1871 entwickelt hatte. Ich fragte wohl, war Liszt ein Ungar, und ich hörte damals schon ein lächelndes „Nein"! „Er ist es nicht, selbst wenn er sich's manchmal einbildet, zu sein." Mir war es völlig gleichgültig, daß seine Mutter aus Krems stammte, einem Orte, den ich später unendlich liebgewonnen und bei dessen Klang ich die Donau rauschen höre, und daß auch sein Vater namens- und vielleicht sogar stammesverwandt war mit jener Familie List, aus der im Schwabenland der berühmte Nationalökonom hervorgegangen ist. Das war mir, wie gesagt, völlig gleichgültig und ist es mir auch heute noch. Aber in der Abweisung, die ihm in Paris bei seinem Gesuch, ins Konservatorium einzutreten, durch den Komponisten des „Wasserträger", Cherubini, zuteil geworden war, darin sah ich den Ausdruck einer ganz unerhörten Deutschfeindlichkeit, der sich trotz aller Bemühungen deutscher Gelehrter, uns Cherubini näherzubringen, nicht beheben ließ, trotzdem ich von dem „Wasser-

träger" einen frühen und starken Eindruck hatte und mich sein großes Requiem in einer gewaltigen Schicksalsstunde tief ins Herz traf.

Aber nun vermischte sich das Bild des werdenden Liszt mit den französischen Verhältnissen und Zuständen, die ich aus anderen Gründen und aus anderen, keineswegs musikalischen Stimmungen heraus kennenlernte. Paris war der Tradition meiner Familie tief vertraut. Und so war es mir ein leichtes, ihn dort in den Salons eine Rolle spielen zu sehen, und was ich hörte über seine Erfolge, das entsprach durchaus den Eindrücken, die ich sonst von diesem Pariser Leben gewonnen hatte. Ich sah ihn im Salon im Kreise der Frauen und am Flügel immer in eigenartig wirkendem Bild. Die zarte Erscheinung reifte, das Kind war zum Knaben geworden, der Knabe zum Jüngling, der in Boulogne einsam den Vater begraben mußte und nun nicht etwa nach dem stillen Ort heimkehrte, wo die Mutter lebte, sondern die Mutter nach Paris berief, um ihr hier an seiner Seite ein schönes Heim und ein ruhiges Alter zu bereiten.

Ich faßte nun diese Zeit auf mit dem Gefühl, mit dem man selbst aus den Knabenjahren in die Jünglingszeit hineinwächst, voll froher Hoffnungen und stolzer Entwürfe, und doch vor allem mit jener Demut vor allem Großen. Es war mir dann später gewiß von eigenartigem Interesse, Liszt nicht bloß im Salon als Allherrscher und nicht bloß als den Zauberer am Flügel zu sehen, sondern in seiner stillen und zurückgezogenen Klause nunmehr seiner inneren Entwicklung lebend. Ich brauche ja nur an die Stunden im Regensburger Dom zu denken und mir das Auge vorzustellen, das in tiefer Frömmigkeit leuchtete, um zu fühlen, wie er damals durchaus erfüllt war von einer tiefen und gesteigerten Frömmigkeit, die ihn beinahe dazu geführt hätte, Priester zu werden. Ich hörte von seiner Vorliebe für die „Nachfolge Christi" von Thomas a Kempis. Das war mir nun wiederum nichts Außerordentliches. Schließlich hatte jeder in seiner Jünglingszeit eine gewisse Vorliebe für dieses Buch, das ihn so sehr beschäftigte und eine Zeitlang

sogar erfüllte. Aber er lebte in dem Paris, das die ungeheure Revolution bestanden, durch dessen Straßen die siegreichen und dann geschlagenen Regimenter des Kaisers Napoleon gezogen waren, wo von Englands Gnaden der einst treulos von der Seite des Bruders gewichene Ludwig XVIII. König wurde, dem dann sein Bruder Karl X. folgte. In dieser Atmosphäre der Restauration reifte Liszt, und es war klar, daß die Eindrücke von allen Seiten her auf ihn wirken mußten. Man hat davon gesprochen, daß er in dieser Zeit Demokrat geworden war und mit einem gewissen sozialen Einschlag sich den treibenden Männern von Paris gesellte, die zwischen sozialistischer Romantik und romantischem Sozialismus lebten und schwankten und die doch alle sich nicht losmachen konnten von dem alten Zauber, der sich in den Spiegeln der Salons gewissermaßen als ein gespenstisches Bild der Vergangenheit zeigte. Paris wird nie diese seltsame Mischung von Vergangenheit und Gegenwart, von Aristokratie und Demokratie oder, ortskundlich gesprochen, der Vorstadt St. Antoine und der Faubourg St. Germain vergessen. Er aber, der neben Chopin der berühmteste, beliebteste und gefeiertste Virtuos in Paris geworden war, er lebte eine Zeitlang, da die Mutter zu ihm gekommen war, ganz für sich und seinen Studien. Nicht als ob diese wunderbare Frau auf ihn irgendwelchen religiösen Druck ausgeübt hätte. Sie war viel zu fromm, um im Sinne eines gewissen Fanatismus kirchlich zu sein; sie war viel zu sehr Frau, um dem geliebten Kinde Scheu vor der Welt einzuflößen und es zur Einsamkeit zu verlocken, und viel zu sehr Mutter, um ihm nicht jede Freude, jeden Erfolg, aber auch jede gesunde Entwicklung zu gönnen. Vielleicht hätten die damaligen Jahre, und es handelt sich doch um einen 21jährigen, ganz anders auf ihn gewirkt, als es der Fall war, hätte er nicht die Mutter an der Seite gehabt. Aber so überwand er eigentlich alles, die schmerzvolle Zurückgezogenheit, in der er sich selber finden wollte, dann eine tiefe und stille Neigung, die ihn zeit seines Lebens beschäftigt hat, wenn auch gesagt

werden muß, daß diese Jugendliebe später durch die Bemühungen jener großen Dame vom Vatikan einen besonderen rosigen Schein erhalten hat. Es handelte sich um die junge Gräfin Karoline St. Cricq, bei der er ohne Zweifel Gegenliebe fand. Man hatte den jungen Lehrer in seinen Gefühlen wohl erfaßt, wollte keinen Bruch und keinen Skandal und verheiratete „ganz einfach" standesgemäß die junge Dame, die gerne ins Kloster geflohen wäre, um dort als stille Nonne die Erinnerung an den schönen, jungen Künstler zu wahren.

Liszt aber verfiel darüber in eine heftige Krankheit, und man glaubte nicht mehr an seine Genesung. Man hatte ihn sogar totgesagt, und geschäftige Hände hatten ihm bereits den Nekrolog gewidmet. Aber er genas und hat schließlich den Drang, im Kloster Ruh' und Vergessen zu suchen, überwunden.

Es kam die Revolution von 1830, die Paris im Grunde nur äußerlich gewandelt hat. Die geistigen Gruppen blieben nebeneinander bestehen. Fast in allen fand Liszt Persönlichkeiten, die seine Bewunderung erregten, wie ihn auch die Größten der französischen Vergangenheit mächtig anzogen. Von Jean Jacques Rousseau hat er sich zu Voltaire gewendet und schließlich in Montaigne einen Gelehrten gefunden, den er sich vielleicht zum Führer gewählt hätte, wenn nicht doch die Gegenwart mit ihren Persönlichkeiten zu stark auf ihn eingewirkt hätte. So hat er sich mit Chateaubriand und Lamartine beschäftigt, die ihn auch als Menschen anzogen und die auf ihn als Künstler und Musiker einen ebenso tiefen Eindruck gemacht haben wie später noch Victor Hugo und selbst die Schule von St. Simon, die auch noch nach dem Tode ihres Stifters eine tiefe Wirkung in Paris geübt hat. Das Nähertreten bedingte noch nicht unmittelbaren Anschluß an diese Sekte von seltsam ethischem Einschlag. Aber vor allem war es doch der Père von Lamennais, der auf ihn den allergrößten Eindruck machte, einen Eindruck, der jahrelang gewährt hat und auch in sein Leben hineinspielt. Denn ihm trat er persönlich nahe, und dem heftigen Kämpfer für seine An-

schauungen, der selbst den Bruch mit Rom nicht scheute, vertraute er in seinen persönlichen Gewissens- und selbst Herzensfragen. Man hat wohl viel von der Revolutions-Symphonie Franz Liszts gesprochen. Sie ist nicht das Produkt jener Julirevolution, sondern dem Sturm und Drang seines eigenen Werdens entsprungen und somit eine Art vulkanischer Entladung dieser starken und gewaltigen Natur. Und doch kommt er hier über den musikalischen Ausdruck der großen Bewegungen nicht hinaus. Er verwertet in dieser Symphonie das Hussitenlied zusammen mit Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott" und mit der Marseillaise. Er bringt also gewissermaßen in drei Sätzen den Ausdruck von drei großen Bewegungen, die äußerlich wohl verwandt erscheinen, aber, trotz aller Gleichartigkeit der Erscheinung, ganz anderen Beweggründen entsprungen sind.

Aber ein anderes ist: wie ist Liszt nun in dieser Periode als Musiker vorgeschritten oder vielmehr, wie hat die Musik jetzt auf sein inneres Werden und auf sein Schicksal eingewirkt? Man hat viel davon gesprochen, daß das Auftreten Paganinis ihn besonders tief bewegt hätte und er der eigenartigen Verwertung der musikalischen Produktion dieses dämonischen Geigers ein Geheimnis abgelauscht habe, wie man einen großen Zusammenhang herstellen könne zwischen dem Klavier, das er beherrschte, und der ganzen großen Musik jener Tage, die er beherrschen wollte, ohne daß er sich dies zunächst selbst klarmachte. Als Lehrer und als ausübender Künstler wird ihm nun das Klavier gewissermaßen Kamerad und der große Interpret nicht bloß seiner eigenen Erfindung, sondern sozusagen der ganzen Musik, von Beethoven angefangen bis auf Meyerbeer, dessen Opernweisen er in seinen Bearbeitungen gewissermaßen ein musikalisches Rückgrat gegeben hat.

Es ist ein Werden von ganz eigener Art. Es ist noch nicht der unmittelbare Übergang zum reinen produktiven Künstler. Dazu war er zunächst zu sehr mit seinem Instrument verwachsen. Er

mußte diesen Ausgleich zwischen Empfangen und Geben auf seinem Instrumente gewissermaßen durchleben, und er, der wie kein anderer zu phantasieren vermochte, er mußte diese Phantasierkunst in den Dienst seines Instrumentes und der Produktion der anderen stellen. Es ist die schützende Decke gewesen für die große eigene innere Entwicklung. Bei allem Bangen, bei allem nervösen Hasten, das ihm zu eigen und das doch eine gewisse Freudigkeit in ihm weckte, von der freilich die Quellen aus bekannten Gründen verhältnismäßig wenig melden, sehen wir ihn reifen und den Augenblick erwarten, wo als letztes großes Geheimnis seines Wesens die schöpferische Eigenart mit voller Kraft durchbrach.

Denn nicht umsonst hat ihn Beethoven auf die Stirn geküßt. Dieser Kuß galt nicht dem Virtuosen und auch nicht dem Musiker an sich, sondern dem Schöpfer seiner symphonischen Dichtungen. Er mußte neue Bahnen gehen, und er mußte neue Eindrücke verarbeiten, um wiederum den großen Zusammenhang mit dem Orchester zu finden, das Beethoven selbst in seiner Neunten Symphonie bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit geführt hatte. Aber ehe Beethovens Kuß wirkte, war es ein anderer Kuß von schönsten Lippen, der „welthellsichtig" ihn machte. Er begegnete in einem Pariser Salon der jungen Gräfin Marie d'Agoult, die ihre eigenen Wege gegangen in wundersamer Mischung zwischen dem Geiste, der in den Salons waltete, und mit dem geradezu nachtwandlerischen Gefühl, das von frühester Kindheit an bis zu dieser Begegnung sie geführt und geleitet hat. Über diese schöne und edle Frauengestalt ist gleichfalls ein Schleier gebreitet worden durch jene Biographie der Dienerin der Fürstin Karoline von Wittgenstein. Wir erkennen in dem Abschnitt, der darin der jungen und wundersamen Erscheinung gewidmet ist, die Hand der Fürstin selbst. Sie hat, das steht jetzt ohne allen Zweifel fest, diesen Teil der Biographie selbst geschrieben und diese schöne Erscheinung aus dem Bannkreis Franz Liszts zu bringen versucht. Im Archiv zu Weimar liegt der denk-

würdige Briefwechsel zwischen der Fürstin und der ihr so treu ergebenen Ramann, der erst fünfzig Jahre nach dem Tode der Fürstin geöffnet werden soll. Er wird uns einen vollen Aufschluß geben über diesen Zusammenhang der Fürstin mit dieser seltsamsten aller Biographien. Kein Wunder, wenn andere sich dem Urteil angeschlossen und es sogar verschärft haben. Es hat lange genug gedauert, bis man dieser eigenartigen Frau gerecht geworden ist, um ihr nur überhaupt die gleiche Behandlung zuteil werden zu lassen, die wir ähnlichen, wenn auch ihr in keiner Weise gleichenden Erscheinungen der Romantik, wie Karoline Schelling und anderen nicht versagen können. Der Vorwurf der Verleumdung kann dem Buche nicht erspart bleiben, trotz der Versuche, sie in einzelnen nebensächlichen Punkten zu entschuldigen. Es gibt keine Partei und keinen Grund, etwas zu verschweigen und nicht das Bild dieser schönen und eigenartigen Frau ohne jede Hemmung und ohne jedes Vorurteil auf uns wirken zu lassen. Denn auch sie war nicht bloß schön und eigenartig und wandelte, ihren ganzen Anlagen gemäß, auf den Höhen der Menschheit, sondern sie war gerade durch diese Anlagen berufen, in der französischen Literatur eine Rolle zu spielen, und zwar nicht bloß eine ephemere, sondern eine bleibende. Und mit Recht hat ihr Freund und Biograph Ronchaud sie gewissermaßen zwischen Madame Staël und Georges Sand gestellt. Sie selbst hat in späteren Jahren ihres Lebens ihre Memoiren verfaßt, von denen der erste Teil, der ihre Kindheit und ihre Heimat umfaßt und in dem Momente schließt, wo sie Franz Liszt kennenlernt. Dieses Buch ist hoher Beachtung wert. Es zeigt uns nicht bloß das Wesen dieser großangelegten Frau, sondern es gibt gewissermaßen ein Bild von den tiefen und gewaltigen Zusammenhängen, die zwischen der französischen Gesellschaft vor der Revolution und in den Zeiten der Restauration bestanden haben und die bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht gerade in Paris selbst, bis heute gedauert haben. Der Zauber des ancien régime läßt sich aus der französischen Ge-

schichte nicht bannen, und wenn jetzt auch die Faubourg St. Germain verödet erscheint und wir den Eindruck haben, als ob die Läden an all diesen alten Palais geschlossen wären, so lebt doch ein Stück dieses Geistes weiter. Ohne diese eigenartige Atmosphäre läßt sich die Gestalt der Gräfin Marie d'Agoult nicht verstehen. Sie ist in doppelter Beziehung das Kind dieser Verhältnisse, aber auch zu gleicher Zeit das Produkt der Zeit und all der Wandlungen, die sich in Frankreich vollzogen haben, nur mit der ganz besonderen Eigenschaft, daß sie durch ihre deutsche Mutter in die strengen adligen Verhältnisse ihrer Familie und der ihres Gatten ein Stück Hugenottentum mitgebracht hat, das sie dem Elternhause ihrer Mutter in Frankfurt am Main verdankte. Sie ist nicht bloß französische Aristokratin, die doch einen unsagbaren Hang zur Demokratie hatte, sondern der starke Tropfen deutschen Blutes hat sich in ihr nie verleugnet, und gerade durch diese Mischung, wie durch die von Frankfurt her in ihr Leben eingreifende starke patrizische Tradition ist sie das geworden, was wir in der Mutter ihrer Kinder und in der berühmten und bedeutenden Schriftstellerin Daniel Stern zu erkennen und ganz gewiß auch zu bewundern haben.

In den Tagen der französischen Revolution war ein Herr von Flavigny nach Frankfurt am Main gekommen, der ganz in den Traditionen des alten französischen Adels erzogen war. Seine Altvordern waren alle Soldaten gewesen, aber hatten die militärische Tüchtigkeit fast durchweg in Verbindung gebracht mit dem starken literarischen Geiste, der mehr intuitiv als bewußt schaffend diese ganze Gesellschaftsklasse erfüllt hatte. Der Vater dieses Grafen Flavigny, der nach Frankfurt am Main gekommen war, hat in den Tagen der Terreur mit seiner Gattin auf dem Schafott seine Treue für den König bewährt. Der junge Graf aber fand in Frankfurt, wo er Truppenwerbungen für die Emigrantenarmee übernommen hatte, im Jahre 1797 Beziehungen zu dem Hause Bethmann und vor allem zu einer Tochter dieses Hauses, Maria

Elisabeth, die, fast noch ein Kind, mit einem Bußmann sich vermählt hatte, aber schon mit 18 Jahren Witwe geworden war. Aus dieser Ehe war eine Tochter entsprossen, die wir in der Geschichte Clemens Brentanos wiederfinden. Aber die Mutter Maria Elisabeth sah ihr volles weibliches Glück in dem jungen Franzosen und hat die Ehe mit dem heimatlos und arm gewordenen Adligen durchgesetzt. Es macht einen rührenden Eindruck, sie in die Zelle des Gefängnisses des jungen französischen Offiziers treten zu sehen, und auch die Eltern mußten dem Willen dieser starken Liebe sich neigen.

Aus dieser Ehe entsproß Marie Katharine Sophie von Flavigny. Es hat auf sie immer einen tiefen Eindruck gemacht, daß ihr Vater einst der Page der Königin Marie Antoinette gewesen war. Sie wurde in der Nacht vom 30. auf den 31. Dezember geboren und hat gerade von ihrer Geburtsstunde her, in fast somnambuler Weise, eine ganze Reihe von tiefen Empfindungen und Gedanken abgeleitet, die bis in ihr Alter auf ihr Leben Einfluß behalten und es beschattet haben.

Dann kehrten die Eltern im Jahre 1809 nach Frankreich zurück und kauften sich in der Touraine an. Dort lebten sie fern von dem Kaiserhofe und ließen sich durch nichts verlocken, in den Dienst Napoleons oder der Königin Hortense zu treten. Ihre Heimat war das liebliche Gut Mortier mit seinem schönen Park und der reizvollen Umgebung, wo Bach und Hügel wechselten mit Weingärten und Wäldern. Hier führte sie ein Leben ganz im Sinne der Tage, da Marie Antoinette in ihrem kleinen Trianon ihre Schäferspiele aufgeführt hatte. Sie lebte hier in einer durchaus abgeschlossenen Welt, vollständig im Geiste der vergangenen Zeit, die schon in der jungen Tochter des Adligen eine kleine Schloßfrau sah. Man gehörte völlig zu den Bourbons. Die Lilie, die im Banner der Bourbonen prangte, war die geheiligte Blume, und man stand dem Usurpator in geradezu feindlichem Gegensatze gegenüber. Marie hat später viel über diese Zeit und gewissermaßen über die Ästhetik des

Adels philosophiert, der alles aus seiner Vergangenheit herleitete und seine Altäre im Tempel der Tradition erbaute. Und in der Tat, sie empfand es immer als etwas Bedeutendes, daß das gleiche Haus das erste Lallen des Kindes vernahm, dessen Mauern den letzten Segen der Mutter bezeugten. Sie blickte aber mit Wehmut auf diesen Adel, der die Revolution und das Kaiserreich doch nur überlebt hatte, um an den empfangenen Wunden zu sterben, wie der Schmetterling, der, die stählerne Nadel im Leibe, noch einmal mit seinen verwischten Flügeln sich in den Lüften schaukelt und auf die geliebte Blume sterbend niedersinkt.

Aber es war doch mehr und Stilvolleres als all das, was sie im Hause ihrer Großeltern mütterlicherseits in Frankfurt erlebt hatte. Das war „alles ehrenwert und langweilig, eine Ansammlung von hölzernen Tugenden, engen Fähigkeiten, plumper Eleganz", und sie stellte sich die Frage: „Ist es nötig, daß man zwischen der entkräfteten Zartheit der aristokratischen Sitten und der anmutlosen Kraft der demokratischen wählt?" Sie neigte zur letzteren, aber sie wollte die Versöhnung und sah in dem Versuche, eine solche herbeizuführen, die Aufgabe der Frau. Und doch trug sie etwas von dem bürgerlichen Stolz in sich, den sie von der Großmutter ererbt hatte, die in ihrem Hause gleichfalls gewaltet wie eine Dame des ancien régime. Und eines blieb in ihr lebendig und hat ihrem Leben eine gewisse Weihe gegeben: wenn Franz Liszt den Weihekuß von Beethovens schmerzvollen Lippen empfangen, so fühlte sie sich gesegnet durch einen anderen Großen — durch Goethe. Eines Tages war der herrliche Greis in dem Garten des Bethmannschen Landsitzes erschienen, und ihm nahte sich auch das Kind Marie. Sie sah voll tiefster Scheu zu seinen großen, leuchtenden Augen empor, und ihr Blick weilte auf der lichten Stirn des Dichters. Beim Abschied fuhr er ihr liebkosend über das blonde Haar, und sie war aufs tiefste ergriffen und wagte nicht zu atmen. „Fühlte ich doch, daß in dieser magnetischen Hand für mich ein Segen und ein Versprechen war.

Ich kann's nicht sagen. Alles, was ich weiß, ist, daß ich mich mehr als einmal in meinem langen Leben im Geiste über diese segnende Hand geneigt habe und daß ich mich dann stets stärker und reiner fühlte." Wir dürfen nicht vergessen, daß in dieser kleinen Goetheverehrerin das Gefühl erwacht war, das sie später dann mit so namenloser Kraft zu Franz Liszt hingezogen hat. Diese Gedanken haben sie stets beherrscht bei ihrer Erziehung durch den Abbé Gaultier, der die Kinder des französischen Adels unterrichtete und bei dem sie in der Tat viel gelernt hat. Sie wurde in die deutsche und französische Literatur wie in alle Wissenschaften, wenn auch nur oberflächlich, eingeweiht. Sie konnte später in dem Salon gerade durch dieses Wissen eine Rolle spielen. Dann kam sie in das Kloster Sacré-Coeur. Das war das Los fast aller Töchter des französischen Adels. Sie mußten die Zeit, bevor sie in die Welt treten durften, bei den Nonnen zubringen, und sie selbst schildert die Periode mit teilweise sehr grellen Farben. Aber wenn die Zustände, die dort herrschten, ihr nicht zusagten und nicht zusagen konnten, so hat doch das religiöse Leben und die religiöse Erziehung auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Es war etwas, was später in Franz Liszt so stark hervorgetreten ist und auch in seiner Jugend jenes Schwanken zwischen Welt und Kloster hervorgerufen hatte. Es war gewissermaßen die Erzeugung eines ekstatischen Zustandes, der zum Gottesdienst und Unterricht benutzt wurde. Sie hat dort in der Kapelle die Orgel gespielt, wenn Nonnen und Freundinnen die frommen Lieder sangen, und sie fühlte eine gewisse Angst, wenn von der Welt die Rede war, und geriet ganz, wie die Nonnen es wollten, in ekstatische Verzückungen, und ihre Frömmigkeit gewann einen geradezu krankhaften Zug. Aber auch diese Tage gingen zu Ende, und das gebildete und für die Welt vollständig fertige adlige Fräulein kehrte zu ihrer Mutter zurück. Sie schied nicht gern aus dem Kloster. Gab es doch Momente höchster seelischer Erregung, in welchen sie am liebsten ihr schönes blondes Haar sich hätte abschneiden lassen, um als Nonne

fern dem gefährlichen Getriebe des Lebens, vor dem man ihr eine tiefe Angst eingeflößt hatte, zu leben.

Nun gehörte sie dem Hause und der Gesellschaft. Das nächste war natürlich, daß man an eine passende Partie für sie dachte. Sie erzählt selbst, daß sie eine Zeitlang für den General de Lagarde, der ihr eine starke und ritterliche Verehrung entgegenbrachte, eine tiefere Neigung empfand. Aber man dachte an eine andere Allianz: die Verhandlungen wurden geführt, der Beichtvater half dabei, und auch der Hof mischte sich drein: und so ward sie dem Grafen Charles d'Agoult angetraut. Es war eine feierliche Hochzeit am 16. Mai 1827, bei der König Karl X. mit dem Dauphin und dessen Gemahlin, mit den Herzoginnen von Berry und Marie-Amelie sowie dem Herzog Louis Philipp von Orléans den Heiratsvertrag unterzeichneten. Und mit dieser Heirat trat sie in eine neue Welt, in der sie herrschen konnte und in der sie doch nichts anderes fand als eine ungeheure Enttäuschung. Sie hat in den Memoiren, die von dem Jahre 1833 bis 1854 reichen und die ihr Enkel Daniel Ollivier vor Jahresfrist veröffentlicht hat, noch in ganz anderer Weise als in dem ausklingenden ersten Teil dieser Stimmung Ausdruck gegeben. Sie erzählt aber auch, wie sie in eine Welt eintrat, die nicht bloß von den alten Anschauungen beherrscht wurde, sondern auch von dem neuen Geiste der Poesie und von den Ideen, die von kirchlicher Seite her wie von den Trägern anderer Richtungen in der Gesellschaft geweckt waren. Da hat Chateaubriand seinen „Geist des Christianismus" geschrieben und auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Es waren die Tage, wo man für Ossian ebenso schwärmte wie für Shakespeare und für „Werthers Leiden". Man folgte den Spuren von Goethes „Faust" und von Lord Byrons „Manfred". Alle Fragen der Gesellschaft, aber auch alle Fragen des sozialen Elends wurden erörtert und bewegten die Seelen.

Und in dieser Zeit ist sie Liszt nähergetreten. Sie lernte ihn kennen und lernte ihn lieben. Ja, sie mußte ihn lieben. Hier konnte

man nicht reden von Schuld oder Nichtschuld, sondern nur von dem Schicksal, das seine Rechtfertigung in sich selbst trug, die dann verklärt worden ist durch die Kinder. „Die Leidenschaft ist ewig im Herzen der Menschen. Wer die Seele einer Sappho, einer Heloise, einer Lavallière, einer Lespinasse oder einer Madame Roland, eines Petrarca oder eines Dante besitzt, die Liebe wird immer der stärkste Gott sein." Mit vollem Bewußtsein wählte sie sich den schmerzlichsten Genuß. Sie meinte wohl, daß eine Zeit kommen würde, die solche Empfindungen rechtfertigen und würdigen könnte. Aber eine solche braucht sie nicht abzuwarten. Denn von ihr gilt das schöne Wort Gustav Freytags: „Wer sein Leben wagt, um geliebtem Wesen die Treue zu erweisen, der hat zu aller Zeit das Recht, über die Rotte der Einfältigen sich hinwegzusetzen." Sie handelte in der Tat im Sinne einer wahrhaften Moral, die entsprang aus dem Zusammenwirken jener Zeit, der Freiheit und Notwendigkeit. Sie leugnet es nicht, daß sie die Gattin eines Mannes von Herz und Ehre, daß sie die Mutter zweier Kinder voll Reiz und Süße war. Aber all der äußere Glanz ihres Daseins weckte ihr nur den Schmerz über ihre betrogene Jugend. Selbst wenn sie in die Augen der Kinder sah, entbehrte sie das Glück, das ihr hätte in einem Bund voller Liebe zuteil werden können. Sie rang mit sich und rang im Gebet mit ihrem Gott. Sie ging zum Abendmahl, um Trost und Ruhe zu finden, und doch war alles vergeblich. „Nicht das Gebet und nicht die tiefste Vereinigung mit Gott in seinem Sakrament gaben meinem Herzen den Frieden und meinem Geiste die Erleuchtung. Mein Gewissen selbst blieb, trotzdem es sich keinen Vorwurf machen konnte, stets in Unruhe." Irgendwie sich in das Leben der französischen Gesellschaft zu stürzen, wo es eben nur ein Gebot gab, den Skandal zu vermeiden und den Schein zu wahren, verschmähte sie.

Nun trat in ihr Leben Franz Liszt. Sie war befreundet mit einer bejahrten Marquise, die in ihrem Hause eine junge schöne Nichte erzog und deren Lehrer Franz Liszt war. Er hatte sich da-

Der junge Liſzt

mals von der Gesellschaft abgewendet und die Zahl seiner Schüler so weit beschränkt, als er diese Lehrtätigkeit brauchte, um sich und seine Mutter ernähren zu können. In diesem Hause hatte bisher Franz Liszt verkehrt, und hier ist sie ihm begegnet. Dort, so war die Meinung der alten Dame, sollte Marie ihn hören, vielleicht zum letzten Male, ehe er sich von der Welt zurückzog, und ihn bewundern. Sie selbst erzählt: „Als ich gegen zehn Uhr den Salon der Frau von L. V. betrat, wo sich bereits die ganze Gesellschaft versammelt hatte, war Liszt noch nicht anwesend. Man rüstete sich inzwischen, einen gemeinsamen Chor von Weber zu singen. Da öffnete sich die Türe, und eine wundersame Erscheinung bot sich meinen Augen dar. Ich sage eine Erscheinung, weil ich kein anderes Wort finde für das außerordentliche Gefühl, das mich bewegte bei dem Anblick des außerordentlichsten Menschen, den ich jemals gesehen. Eine hohe und bis aufs äußerste schlanke Gestalt, ein blasses Antlitz mit großen Augen von tiefstem Meergrün, aus denen leuchtend die Strahlen funkelten, ein leidender und doch mächtiger Zug im Angesicht, ein schwebender Schritt, der vielmehr über den Boden dahinzugleiten schien, als fest aufzutreten, der Eindruck der Zerstreutheit und der Unruhe wie eines Gespenstes, für das eben die Glocke ertönt, die es zurückruft in die Finsternis, so sah ich vor mir dieses junge Genie, dessen zurückgezogenes Leben in diesem Augenblicke die Neugier ebenso lebhaft weckte, wie einst seine Triumphe den Neid aufgereizt hatten." Er sprach mit ihr in einer Weise, als sei er seit langem mit ihr vertraut, und sie sank bei seinen Worten wie in fernes Träumen. Das erste Gefühl beherrschte sie und bewegte sie in der Folge. Sie war gewiß die ältere, zählte er doch erst 23 Jahre. Aber sie war noch Kind trotz der gesellschaftlichen Stellung, die sie einnahm, und er war für sie das Neue, das Unbegreifliche, das sie mächtig anzog. Über alles hinweg neigte sie sich ihm im heißen Liebeshunger und grenzenlosen Liebesdurst, und wenn in der weiteren Entwicklung Hemmungen sich zeigten, wenn das Schicksal furchtbar

mahnend an ihre Pforte pochte und der Tod ihres geliebten Kindes sie erschütterte, sie hielt an ihm fest. Es waren gewiß furchtbare Tage, die sie durchlebte, und sie hat nicht nur mit dramatischer Kraft geschildert, wie das Kind in ihren Armen starb, sondern mit dem ganzen starken Gefühl des Mutterherzens. Liszt selbst wich ihr aus. Nicht aus Mangel an Liebe, sondern gewissermaßen in dem Gefühl Tristans, der die höchste Treue im kühnsten Trotze sah und sich zu dem Père de Lamennais zurückgezogen hatte und doch nicht von ihr loskommen konnte. Er wollte sich von ihr im Hause seiner eigenen Mutter verabschieden. Er rief ihr zu: „Arme Mutter, was haben Sie gelitten." Er war entschlossen, Frankreich und Europa zu verlassen. Aber da fragte ihn Marie: „Was haben Sie beschlossen? Was haben Sie mir zu sagen, und was wollen Sie mir sagen? Sie reisen?" Da rief er: „Wir reisen!" und seine Augen, welche nicht aus den meinen wichen, baten mit einer solchen Inbrunst, mit einer solchen Hoffnung und einer solchen Liebe, daß es mir unmöglich war, den Blick zu ertragen. „Was sagen Sie, Franz!" und ich wandte den Blick ab. „Ich sage", antwortete er mit fester Stimme, „daß wir so nicht leben können. Ich hatte mich entschlossen, Sie zu verlassen. Aber ich habe den Lebensdurst, und es ist genug, zu leiden um ein Nichts. Wir müssen große Fehler begehen oder große Tugenden erleben. Wir müssen angesichts des Himmels die Heiligkeit oder das Unheil unserer Liebe bekennen. Verstehen Sie mich nun, begreifen Sie mich nun?" Und seine Arme umschlossen mich und umfingen die Zitternde. „Großer Gott!" schrie ich auf. „Ihr Gott ist nicht mein Gott", rief Franz, indem er seine Hand auf meinen Mund legte, „es gibt keinen anderen als die Liebe." Und so geschah's, so wurde alles zerbrochen, alles verworfen um unserer Liebe willen. Der unbekannte Gott, der stärkste Gott, nahm Besitz von uns und unserer Bestimmung."

Und es kam die große Liebe, und alle großen Pläne tauchen auf. Sie reisen über Basel und Bern nach Genf, und er schreibt aus

Basel an seine Mutter: „Über alles Hoffen sind wir heute um zehn Uhr des Morgens in Basel eingetroffen. Longinus" — so nannte er die Geliebte — „ist hier, auch ihre Mutter, ich weiß noch nichts Bestimmtes. Wir sind beide in guter Stimmung und denken gar nicht daran, unglücklich zu sein." Und so ging es nach Genf, und jenes große, wundersame Leben begann. Wir dürfen nicht sagen, wie so viele Biographen es getan, es sei der Geist der Zeit gewesen, der beide fortgerissen und der vor allem Liszt von seiner Bahn abgelenkt hätte. Er war nicht der Mann des kleinen Willens, und er war nicht der Mann, der einer Leidenschaft nicht mit voller Kraft sich hingegeben hätte. Und diese Leidenschaft war über sie gekommen, und sie hatten nur die Wahl, entweder beide ins Kloster zu gehen oder sich in leidenschaftlicher Umarmung zu finden wie das Wälsungenpaar. Mag Liszt später anders über die Zeit gedacht haben, eines ist sicher, sie selbst wollte dem Heile dieses göttlichen Genius, der mit dem Rest der Menschheit nichts gemein hatte und nicht dem gemeinen Gesetz unterstellt sein durfte, sich beugen. „In diesen Ekstasen der Liebe, die ohne Zweifel mir aus dem deutschen Blut aufstiegen, schien nichts anderes übrigzubleiben als ein Wunsch und ein Wille, Liebe; es gab nicht Pflichten und selbst nicht Gewissen, das nicht für ihn hätte geopfert werden müssen. Ich hätte eine Heilige der Liebe sein wollen. Ich benedeite mein Martyrium in einem solchen Augenblicke höchster Spannung und asketischer Inbrunst."

Dann freilich tauchten die ersten Spuren von Gleichgültigkeit bei ihm auf; sie schwieg, denn es gab in ihrem Herzen keinen Platz, wo Franz nicht hingereicht hätte. „Ich habe einen Freund", dachte sie damals, „aber mein Leid hat keinen." Es lag ein Hauch tiefster Mystik über ihrem Leben in Genf und dann in Italien und später in Nohant bei Georges Sand. Und in all diesem Leben und Lieben tritt bei ihr Liszt gegenüber doch vor allem eines zutage, nämlich das Hoffen und Wollen, er müßte nun durch ihre Liebe als Künstler das Höchste erreichen.

In Genf wurde Blandine geboren, und an der Wiege seines Kindes hat er sein erstes Lied komponiert, das nach dem Texte von Cesare Bocelli in späteren Jahren Peter Cornelius folgendermaßen übertragen hat:

Englein hold im Lockengold,
Das zwei Lenze sah entschweben,
Rein und heiter sei dein Leben!
Englein hold im Lockengold,
Zephir möge dich umkosen,
Du der Blume schönes Bild.
Helle Strahlen dich umkränzen,
Sterne freundlich dir erglänzen:
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume schönes Bild.
Wenn du schlummerst, wehet sanft
Liebeshauch aus deinem Munde,
Ahnet keines Leides Wunde.
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume schönes Bild.
Süße Wonne, reines Glück
Aus der Mutter Lächeln sauge —
Ihr ein Himmel sei dein Auge.
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume schönes Bild.
Lern' von ihr den holden Zauber,
Wie Natur und Kunst ihn übet:
Nie erfahr', wie Leid betrübet.
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume schönes Bild.
Hörst du meinen Namen nennen:
Mög' er oft vom Mund dir klingen,
Tief ins Herz der Mutter dringen.
Englein hold im Lockengold,
Du der Blume schönes Bild.

Dieses Lied gehört mit so vielem anderen, was er in dieser Zeit geschaffen, zu seinen schönsten Kompositionen, und es war vielleicht ein Fehler, daß sie nicht im kleinen Lied die Größe der schöpferischen Kunst ihres Franz zu erkennen vermochte.

Es muß einem anderen vorbehalten bleiben, der sich völlig der Entfaltung dieses wundersamen Frauencharakters widmen darf, dieser Liebe auf ihren nachtwandlerischen Pfaden nachzugehen. Wir müssen vorwärtseilen in der Schilderung dieses Lebens und dieses Werdens. Um die beiden bildete sich in Genf eine eigenartige Welt. Wir sehen ihn stetig ringen und kämpfen, ihn geistig wachsen. Und vielleicht in diesem Gefühle beginnen die ersten Regungen des jungen Menschen, der keinen Zwang zu ertragen vermag und den es drängt, hinauszustürmen in die Welt. Wir finden das Paar am Comersee, in Florenz und Rom. Überall ist er der Lernende, überall ist er der Empfangende, und wenn er in Bologna vor dem Bilde der heiligen Cäcilie steht, fühlt er in ihr die Heilige seiner Kunst und seines Lebens. In manchen Momenten gleicht diese große Liebeszeit dem leidenschaftlichen Aufenthalt Chopins mit Georges Sand auf Mallorca. Auch hier das Überströmen des Gefühls, aus dem dann der Gegensatz erwacht, vielleicht erwachen mußte. Aber wir haben doch Bilder von höchstem Reiz. So von einem Abend auf Nohant, dem Gute von Georges Sand, wo diese den Eindruck der außerordentlichen Frau in folgender Weise schildert: „An jenem Abend, während Franz die phantastischen Sänge Schuberts spielte, ging die Prinzessin unter der Terrasse im Schatten auf und ab, sie war in ein lichtes Gewand gekleidet, ein großer weißer Schleier umhüllte mit ihrem Haupte zugleich fast die ganze schlanke Gestalt. Ihr gemessenen Schrittes einherschreitender Fuß schien den Sand nicht zu berühren. Gleich der Natur um uns in wehmütige Glücksstimmung versunken, konnten wir den Blick nicht von dem magnetischen Kreise abwenden, den die stumme Sibylle im weißen Schleier vor uns umschrieb. Ihr Schritt wurde allmählich langsamer, als der Künstler

unter seltsam traurigen Modulationen zu der heiteren Melodie des Liedes ‚Sei mir gegrüßt' überging. Jede ihrer Bewegungen hatte so viel Grazie und Harmonie, als ob sie selbst wie eine lebendige Leier die Töne ausströmte. Sie setzte sich auf einen herabhängenden Ast, und er bog sich kaum, als trüge er eine Elfe. Da verstummte die Musik. Es war, als sei das Leben der Töne durch ein geheimnisvolles Band mit dem Leben dieser schönen, bleichen Frau verknüpft. Im nächsten Augenblick sahen wir sie an den Lichtern des benachbarten Salons vorbeigleiten. Ihr blondes Haar strahlte gleich einem goldenen Heiligenschein, ihr weißer Schleier umwogte in der leichten Bewegung ihres stolzen Ganges wie eine Wolke ihre Gestalt. Der Gesang der über das Klavier irrenden Finger schwieg, die Lichter erloschen, und die Vision zerfloß in Nacht."

Wir brauchen dieses wundervolle Notturno nur nach Bellagio an den Comersee zu verlegen, um die Welt zu erkennen, in der am 25. Dezember 1837 die Tochter geboren wurde, der Liszt in freudiger Erinnerung an den See und die Stunden, die er dort verlebt, aber auch an ein Werk von Georges Sand und nicht zuletzt an den heiligen Cosmas, den Namen Cosima gegeben. Dort hatte das Paar zusammen Dantes „Göttliche Komödie" gelesen, und so ist die Tochter gleichsam mit dem tiefsten, reichsten Werk des Vaters verknüpft, der Dante-Symphonie. Cosima war geboren, und man konnte nun auch ihr das Wiegenlied singen, das er für Blandine geschrieben hatte, das Lied „Angiolin dal biondo crin".

Dann kam Rom. In Rom wurde Daniel geboren. Drei Kinder hat sie ihm gegeben. Kinder, schön und lieblich, die Kinder einer echten, starken Liebe, einer edlen Mutter und eines großen Vaters.

Und doch, über dieser Liebe lauerte das Verhängnis. Gerade Georges Sand, die die gütige Wirtin in Nohant gespielt, die der heißblütigen und geistvollen Gräfin in tiefster Freundschaft zugeneigt schien, die Liszt liebte und verehrte, gerade sie ist es gewesen, die

gewissermaßen die Zeit dieser großen Liebe entweiht hat, nicht durch ein eigenes Werk, sondern dadurch, daß sie einen der größten französischen Romanschriftsteller hinlenkte auf diesen „Stoff". An demselben Kaminfeuer, an dem Franz und Maria sinnend gesessen, nahm späterhin ein anderer Platz und hörte von dem Munde der eifersüchtigen Frau und Schriftstellerin alle jene merkwürdigen Details, die sich auf das Leben Liszts und seiner großen und liebenden Freundin bezogen und die nun Balzac in seinem berühmten Roman „Beatrix" mit merkwürdiger Kunst und doch mehr, als das sonst in seinen so naturwahren Werken der Fall war, aus dem Leben heraus, das Paar, und zumal Maria, gezeichnet hat. Das ist die Viper, die bereits damals im Gebüsch lauerte und die der Liebe der beiden den tödlichen Biß zu versetzen drohte.

Noch war man nicht so weit. Die Kinder kamen, wie Frau Marie selbst, zu Liszts Mutter nach Paris, wo er auch von seinen Reisen, die jetzt ins Ungemessene gingen, ruhmgekrönt immer wieder zurückkehrte, um dann noch Jahr um Jahr mit der schönen Frau und den lieblichen Kindern, vor allem Cosima, am Rhein in Nonnenwerth wundersame und schöne Sommertage zu verleben. Vielleicht fühlte er den Abendschein dieser Liebe gerade in dem Augenblicke am stärksten, da sein Ruhm mit neuer Kraft emporgestiegen war. Er wurde dort gefeiert wie überall. Ganz Deutschland, Österreich und Ungarn widerhallten von der Begeisterung, die man seinem Spiele weihte. Und dort am Rhein, in der Nähe der wunderschönen Frau, da hat er doch aufs neue tief und gewaltig den Rhein empfunden, und zwar im Gefühle der Schönheit von Marie d'Agoult, die sich selbst dort eine Lorelei getauft. Denn Liszt komponierte jetzt die „Lorelei" von Heine, und eine Fülle von Liedern ist hier entstanden, während einer seiner treuesten und besten Freunde, der Fürst Lichnowsky, in Nonnenwerth selbst ein Gedicht geschrieben hat, das Liszt vertonte. Es war im Jahre 1843, da er an die Gräfin das Gedicht „Die Zelle von Nonnenwerth" richtete:

Ach, nun taucht die Klosterzelle
Einsam aus des Wassers Welle,
Und ich seh' in meinen Schmerzen,
Daß die Zelle fremd dem Herzen,
Nicht die Burgen, nicht die Reben,
Haben ihr den Reiz gegeben,
Nicht die wundergleiche Lage,
Nicht Roland und seine Sage,
Nicht die Wiege deutscher Gauen,
Die von hier ich kann erschauen,
Denn des Herbstes kühle Winde
Und des Winters eis'ge Rinde
Pochten an.
Sie mußte fliehn,
Die den Zauber hat verliehn
Dieser Zelle, die umfangen
Hält der Rhein mit Liebesbangen.
Soll allein den Schmerz ich tragen,
Allein mit der Zelle klagen,
Wird sich zu mir Hoffnung neigen,
Sollen meine Lieder schweigen.
Dies — das letzte meiner Lieder —
Ruft dir: Komme wieder! Komme wieder!

Es war wie eine Ahnung, daß dies der letzte Aufenthalt war in Nonnenwerth und daß sich die Wege der beiden trennten.

Die Fürstin Wittgenstein läßt ihre getreue Kreatur im Anschluß an dies der Gräfin gewidmete Gedicht sagen, daß sich damit die Zelle von Nonnenwerth für alle geschlossen. Sie hätte hinzufügen lassen können, daß für den Komponisten des Liedes eine neue bereitstand, nicht so sonnig wie die am schönen Rhein, wo die Liebe Franz Liszts zu Marie d'Agoult auch künstlerisch eine wundersame Nachfeier hielt. Niemals wieder hat er so schön und tief empfundene Lieder komponiert als wie in den drei mit der

Mutter seiner Kinder verbrachten Sommern in Nonnenwerth, und im Grunde sprechen alle von ihr. Vor allem das eigenartige und melodramatisch beginnende „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" und nicht minder die Tondichtung „Am Rhein im schönen Strome" mit der Kunde von dem Gnadenbild, das der Liebsten genau gleicht, und vor allem die Vertonung von Goethes „Mignon". Kurzum, die Gräfin wirkte jetzt durch ihren scheinbar im Erlöschen begriffenen Einfluß auf den schöpferischen Künstler das, was im Grunde genommen der einzige Egoismus war, der sie mit veranlaßt, ihm zu folgen und jahrelang ihm zu gehören.

Aber die Zeit war um. Liszt suchte neue Bahnen, und dadurch kam ganz von selbst der Bruch mit der Gräfin. Sie erfuhr von seinen Beziehungen zu jener eigenartigen Kurtisane Lola Montez, und da wandte sie sich von ihm ab. Es ist daher der Ausdruck einer nicht aus dem Herzen Franz Liszts stammenden Heuchelei, wenn es bei der Ramann heißt, daß der vollständige Bruch mit der Gräfin ein Akt der Selbstrettung gewesen sei. Und ebenso verlogen ist es, wenn es heißt: „Und hätte nicht in jener Zeit die weltberühmte Künstlererscheinung mit ihrem Glanz und ihrer Charakterschönheit das Auge der Welt auf sie gelenkt und ihr erotischen Nimbus gegeben, so wäre sie eine Lokalsache geblieben, eine Liaison wie hundert andere auch." Die Beziehungen Liszts zu der Gräfin Marie sind ebensowenig eine Liaison zu nennen wie die der Fürstin Wittgenstein zu ihm. Beide Herzensbünde stehen auf der gleichen Höhe, nur daß über dem mit der Gräfin d'Agoult die Grazien schwebten und ihre schönsten Gaben darauf herabgestreut haben.

Genug, die beiden gingen auseinander. Aber wie edel trotz aller Regungen und Enttäuschungen und des Grolls Marie d'Agoult empfand, das geht aus dem Gedichte hervor, das sie diesem Abschied geweiht:

Non, tu n'entendras pas de sa lèvre trop fière,
Dans l'adieu déchirant un reproche, un regret.

Nul trouble, nul remords pour ton âme légère
En cet adieu muet.
Tu croiras qu'elle aussi, d'un vain bruit enivrée,
Et des larmes d'hier oublieuse demain,
Elle a d'un ris moqueur rompu la foi jurée
Et passé son chemin.
Et tu ne sauras pas qu'implacable et fidèle,
Pour un sombre voyage elle part sans retour;
Et qu'en fuyant l'amant dans la nuit éternelle
Elle emporte l'amour.

I.

Das Werden

Der Bruch zwischen Franz Liszt und der Gräfin d'Agoult war Ereignis geworden. Man kann nicht sagen, daß man diese Entscheidung hat kommen sehen. Sie war aber im Grunde selbstverständlich, und es wäre ganz falsch, wie das ja wohl geschehen ist, den größeren Teil der Schuld auf die stolze, schöne, edle und doch so unselige Frau zu wälzen. Überhaupt hat es keinen Sinn, nach Gründen zu suchen, wo die Naturen selbst sprachen. Liszt, seinem ganzen Wesen nach, konnte nicht anders, er sehnte sich nach Freiheit. Und das Wort, das er an seinen Freund Schober in Wien schrieb, war nur allzu wahr: „Ich bin nicht mein eigener Herr." Selbstverständlich fehlten auch, wie wir schon gesehen haben, bei ihm die krampfartigen Erscheinungen nicht, die bei einer solchen Trennung zweier Menschen, die sich alles gegeben, naturnotwendig sind. Sein Wille wollte den Bruch, und wenn es nicht sein Wille gewesen wäre, so war es seine Natur. Man darf nicht vergessen, daß Maria älter war als er und daß ihre Natur nach einer anderen Richtung gravierte als das große Wesen des jungen Liszt, der doch ein Stück Wotan in sich hatte und der von sich die Worte sagen konnte, gerade jetzt sagen konnte: „Als junger Minne Lust mir verblich, begehrte nach Macht mein Mut."

Es ist eigenartig, wie er sich gerade in jener Zeit des Schwankens und des Wankens aus seiner Bücherei das Werk über Ahasver

senden ließ. In ihm war in der Tat eine ungeheure Unruhe, und sein Drang, vor der Welt nunmehr sein Virtuosentum im glänzenden Lichte zu zeigen, wurde gesteigert durch die namenlose Unruhe seines Wesens, die nur Befriedigung finden konnte in fast täglicher Betätigung seiner hohen, einzigartigen Kunst, die er doch hinwiederum zum Abschluß bringen wollte. Die Gräfin, die man noch in den sonnigen Tagen von Nonnenwerth die Lorelei genannt und die bei all ihrer wundersamen und geradezu zauberhaften Schönheit nur eines nicht vermochte, den Mann, den sie auf ihre Art liebte, an sich zu fesseln, in ihr lebte der Wunsch, dies zu erreichen. Nicht mehr nur aus Liebe. Schon tauchen andere Gefühle auf, welche langsam das Dichterische in ihr umwandeln in jene Empfindungen, die den Schriftsteller Daniel Stern hervorgebracht.

Doch der Bruch war entschieden. Sie zog sich von der Mutter Liszts, deren Heim sie so lange beherbergte und auch das Heim ihrer Kinder gewesen, zurück. Und es lag doch in dem ganzen Zauber dieser Persönlichkeit, daß sie den Weg in die Pariser Welt gehen konnte, ohne Asche auf das Haupt zu streuen und das Bußgewand anzulegen und vor der scheinheiligen Pariser Gesellschaft reumütig dreimal an die Brust zu klopfen: mea culpa, mea maxima culpa! Liszt hatte ihr den Weg zu ihrer Familie geöffnet, und so vollzog sich die Trennung in Paris selbst, ohne äußerlich irgendwie aufzufallen. Auch die Kinder, die bei der Großmutter zurückblieben, empfanden den Abschied der Mutter zunächst nur rein äußerlich, und sie waren noch klein genug, um sich darüber noch keine Gedanken zu machen. Vielleicht war es gut, daß Liszt gerade in dieser Zeit Paris so viel als möglich mied. So waren die Kinder seiner Mutter allein überlassen. Er gab ihnen gewissermaßen einen Abschiedsgruß in dem wundervollen „Lobgesang des erwachenden Kindes". Er hatte Lamartines Verse mit tiefstem Empfinden vertont:

„O Vater, den mein Vater ehret."

Das war im gewissen Sinne ein Nachklang des schönen Liedes an Blandine: „Angiolin dal biondo crin". das er in der glücklichsten Zeit seiner großen Liebesepisode komponiert.

Die Empfindungen der Mutter waren andere. Aber sie waren wohl die gleichen, die sie in der Widmung jener schönen Dialoge „Dante und Goethe" ausgesprochen, die sie ihrer Tochter geweiht:

„Deine Geburt und Dein Name sind italienisch. Deine Sehnsucht und Deine Bestimmung hat Dich zur Deutschen gemacht. Ich bin auf deutscher Erde geboren; mein Stern strahlt an dem Himmel Italiens; darum wollte ich Dir diese Erinnerungen widmen, in denen Dante und Goethe sich verbinden: ein zwiefaches Glaubensbekenntnis, in welchem unsere Seelen sich begegnen, eine ideale Heimat, in der unverbrüchliche Liebe uns vereinigt, möge geschehen was wolle und sollte hienieden uns alles trennen."

Ihre Liebe zu Franz Liszt war durch die ganz gewiß berechtigte Eifersucht in Haß umgeschlagen. Ihr war das Gefühl der Brunhilde, da sie Siegfrieds Treubruch erkannt, nicht fremd: „Ratet nun Rache, wie nie sie gerast, zündet mir Zorn, wie nie er gezähmt!" In der Tat, allerhand Nachrichten waren über Liszts Künstlerfahrten und Künstlerabenteuer an ihr Ohr gedrungen, Wahres und Falsches, zweifellos aber mehr Wahres. Sein ganzes Leben konnte in diesem Augenblick als ein ungeheurer Treubruch gelten. Freilich eine andere Frau, die nicht nur soviel Verstand, sondern noch ein Stück mehr Herz hatte, hätte ihm verziehen, und wäre es nur um seines Klavierspieles willen gewesen. Aber man darf es nicht vergessen, daß Liszt jetzt in einem gewissen Übermut Abenteuer erlebte und sich mit Wesen verband, und zwar so innig, daß man sogar von Myrtenkranz und Hochzeitsmesse sprach, die, wie Lola Montez, auf diese im innersten doch unendlich reine Frau eine furchtbar abstoßende Wirkung üben mußten. Denn der Schritt von ihr zu jenem dämonischen Weibe war doch ein großer

und, wenn überhaupt Liebesfragen kritisiert werden sollen, ein unbegreiflicher. Auch sonst entflammte sich sein Herz, und die Mutter in Paris hatte nicht geringe Mühe, den Sohn vor Katastrophen zu hüten, die aus seinem Liebesleichtsinn sich zu entwickeln drohten. Doch das hatte alles nichts zu bedeuten gegenüber der inneren Zerrissenheit, die ihn auf solche Bahnen führte und die ihn doch im Innersten seines Wesens weiter gar nicht berührten. Er brauchte gewissermaßen diese Entladung seines ganzen Wesens, seiner im Innersten in geradezu furchtbarer Weise aufgewühlten Natur. Wir wissen es von ihm selbst, daß er Paris floh und auf Reisen ging, auf weite Konzertreisen, um den Pariser Eindrücken zu entfliehen. So schreibt er am 3. März 1845 an seinen Freund Franz von Schober, den treuen Gesellen Franz Schuberts, aus Gibraltar: „Was eigentlich in diesem Frühjahr und Sommer mit mir geschieht, weiß ich nicht genau. Nach Paris gehe ich keinesfalls. Du weißt warum. Mein unglaublich trübseliges Verhältnis mit ... hat vielleicht auf indirekte Weise am meisten zu meiner spanisch-portugiesischen Reise beigetragen. Ich habe keine Ursache, sie zu bereuen, obgleich meine besten Freunde mich davon abhalten wollten. Auf alle Fälle scheint es mir, daß mein Denken reift und meine Leiden frühzeitig unter dieser schönen und mächtigen Sonne Spaniens altern." Aber er war entschlossen, noch in diesem Sommer mit Mutter und Cosima an den Rhein zu gehen.

Wenn man gerade für diese Periode tiefes Mitleid empfindet für Frau Maria, so muß man ihn als Vater bewundern. Denn mit unendlicher Zärtlichkeit schweifen seine Gedanken zu dem herrlichen Dreiblatt in Paris. Ihnen gilt seine Sorge. Er weiß sie bei der Mutter wohlgeborgen, und er suchte ihre Lage vor allem auch seelisch so gut und rein wie möglich zu gestalten. Deshalb freuten ihn die guten Nachrichten der Mutter außerordentlich. Andererseits zeigt sich auch etwas von Eifersucht auf Frau Maria, die sich in die Sorge für die Kinder mengt. Er war entschlossen,

sie vollständig an sich zu fesseln und so ihr Schicksal zu lenken, und zwar ganz nach seinem Sinn. Er reift, und das darf man bei seinen Jahren wohl sagen, jetzt völlig zum Manne. Und er hat noch später, da seine Mutter mahnend zu ihm spricht, ihr sehr energisch geantwortet: „Ich kann keinen anderen Weg mehr einschlagen, kann meine Überzeugungen, meine Gewohnheiten nicht ändern. Die Fehler, die ich begehe, sind nicht schwer, sie lassen sich leichter wieder gutmachen als solche, in die mich fremde Einflüsterungen stürzen würden. Bisher kann man mir nicht ernstlich vorwerfen, daß ich mein Lebensschiff schlecht gelenkt hätte. Unter meinen Kollegen finde ich keinen, der es besser verstanden hätte. Zwar sehe ich ein, daß, wenn ich kein Narr oder Trottel werden will, ich dieses Schiff gegen ein besseres, ein bequemeres und geräumigeres vertauschen muß. Nun wohl, dann fliegt eben manch lästiger Ballast über Bord, ich aber werde landen, wo und wann es mir gefällt."

Aber zunächst galt es, ohne die Kinder allzusehr Riß und Bruch fühlen zu lassen, sie mehr und mehr der Mutter zu entziehen. Blandine war in eine Pension zu Madame Bernard gegeben worden. Dort wußte er sie sicher, aber er schreibt doch darüber an die Mutter: „Bezüglich Blandines muß ich Ihnen die größte Zurückhaltung empfehlen. Lassen Sie mich nur alles wissen, was vorgeht; sobald ich nach Paris komme, werde ich die passendste Entscheidung zu treffen wissen. Ohne alle weiteren Auseinandersetzungen haben Sie sich so gut und natürlich in meine Wünsche gefügt, daß ich Ihnen auch jetzt keine Erklärungen zu geben brauche. Bewahren Sie nur weiter soviel Würde, soviel Maß und Güte. Wenn nicht, so beraten Sie sich mit Madame Bernard über die Verwendung der Ferien und unterrichten Sie mich darüber. Früher oder später müssen wir genaue Bestimmungen vereinbaren, vorläufig kann man sich nur gedulden."

Es war ihm sehr recht, als er die Nachricht erhielt, daß Madame d'Agoult zu ihrem Manne zurückkehre. Denn die Sorge,

welche Pläne diese bezüglich der Kinder haben möchte, beschäftigt ihn auf seiner Reise fortwährend. Aber in ihrer Rückkehr in die alten Verhältnisse sah er das Richtigste und Vernünftigste. Das war hart und vielleicht auch herzlos. Doch er meint: „Früher oder später muß es doch dazu kommen. Auch die Frage der Kinder würde dadurch wesentlich vereinfacht. Einstweilen verlasse ich mich auf Sie, daß meinen Ansichten und Wünschen betreffs derselben nicht zuwider gehandelt wird." Er will ein Wiedersehen in Brüssel, nicht in Paris. Es mischen sich da in die Gefühle des Vaters auch die des gekränkten Liebhabers und die des heißen jungen Künstlers überhaupt. Denn gerade jetzt, wo er mit der Gräfin d'Agoult gebrochen, hat er ein Wiedersehen mit der jungen und schönen Gräfin Saint-Criq gefeiert, die tief unten in Pau als Madame d'Artigaux lebte und ihn nicht vergessen hatte. Ihr gibt er, in ein schönes Armband eingelassen, einen großen blauen Türkis, den er in Petersburg erworben hatte, als Talisman. Noch steckt in ihm der Romantiker, und nur in bezug auf seine Kinder schreitet er auf sicherem Boden. Denn schon im Mai 1845 läßt er seiner Mutter die Kopie „einer von einem Advokaten verfaßten vortrefflichen Denkschrift über die Kinderfrage" zugehen, die allen seinen Unschlüssigkeiten ein Ende machte. „Teilen Sie sie Massart mit und bewahren Sie sie bei sich. Ich erwarte Ihre sowie Massarts Antwort in Lyon und hoffe, daß beide befriedigend lauten, so daß ich mir eine Reise nach Paris zu einer Zeit, wo ich dort nichts zu suchen habe, ersparen kann."

Inzwischen aber hatte die Erziehung Cosimas gleichfalls begonnen. Vor mir liegt ein seltsamer Kinderbrief von ihr, wohl die ersten Schriftzeichen dieser ein ganzes Leben lang so fleißigen Hand. Es ist ein Namenstagsbrief an Frau Anna Liszt.

„Meine liebe Großmutter!

Wem danke ich allein des Lebens Entzücken,
Wer naht mir so liebreich mit zärtlichen Blicken,

Ich fühl' es und vergeß' es nie,
Denn mein ganzes Glück — sind Sie."

Cosima Liszt.

Und gerade in der Zeit, da Liszt darangeht, das Schicksal seiner drei Kinder durch deren Legitimierung völlig zu sichern, schreibt ihm Cosima den ersten mir zugänglich gewordenen Brief:

„Mein lieber Papa,

Ich danke Ihnen tausendmal dafür, daß Sie sich die Zeit genommen, mir einen so zarten Brief zu schreiben. Ich werde mich bemühen, Ihre guten Ratschläge zu befolgen. Fräulein Camille ist mit mir zufrieden, und wenn Sie nach Paris zurückkommen werden, können Sie sehen, daß ich von meinen Clavierstunden profitiert habe."

Denn merkwürdig, schon jetzt spielt das Klavier im Leben des Kindes eine große Rolle.

Aber sie gedeiht trotz allem. So schreibt die Großmutter im September über sie: „Cosima traue ich mir nicht in die Pension zu geben, ich denke sie selbst noch ein Jahr zu behalten. Sie lernt sehr schön zu Hause und hat gewiß noch nichts versäumt. Sie ist immer delicate und wächst sehr. Ihre nourriture ist cotelets, ‚biff tea' und gigot. Sie braucht nicht viel, aber kräftiges Essen. Wenn Du es aber durchaus wünschst, daß ich sie soll in die Pension geben im Monat Oktober, so gebe ich sie, aber ich glaube auch, daß ich sie bald krank zurücknehmen werde, und das Geld verworfen sein würde." Wahrhaft rührend ist diese Großmutter, die wir ruhig an die Seite von Frau Aja stellen dürfen. Aber Cosima selbst verlangte mit vollem Ungestüm zu ihrer Schwester Blandine in die Pension zu kommen. Schon am 8. Oktober schrieb die Mutter an den Sohn: „Ich mache Dir zu wissen — meine Resolution, die ich erst seit acht Tagen nahm für Cosima. Die gab ich in Pension zu Madame

Bernard den 5. dieses. Sie trat mit Blandine ein nach Ende der vacance. Cette petite folle begehrte es mir à grands cris, und Blandine hat nicht aufgehört, sie zu veranlassen, bei mir zu bleiben. Sie hat sich so wohl befunden, daß ich sie nie so gut gesehen habe, als auch Blandine und Daniel, der nun gleichfalls zu einem Lehrer kam. Bei Madame Bernard erhielt Cosima sofort Stunden durch ein Fräulein Chazarin, welche dort als Lehrerin eingetreten war. Sie ersuchte mich, Dich zu fragen, welche Methode Du willst, daß Cosima studieren soll mit ihr. Sie wartet auf die Antwort von Dir darüber." Liszt war über diese Wendung hocherfreut: „Ihren Entschluß, Daniel und Cosima auszuquartieren, kann ich in jeder Hinsicht nur billigen. Daniel können Sie — außer des Nachts, wo er schläft — unmöglich länger behalten, und Cosima wird sich, glaube ich, bei Madame Bernard sehr wohl befinden. Übernehmen Sie bitte meinen Dank an Mlle. Chazarin, den ich ihr im Laufe des nächsten Jahres persönlich auszusprechen hoffe. Sagen Sie ihr, daß ich von der Richtigkeit ihrer Leitung der musikalischen Studien Cosimas überzeugt bin. Ich wünsche nur, daß Cosima sich im Notenlesen übt und nach und nach auswendig spielen lernt." Er sandte auch Noten für die Kinder, die ihm mehr denn je am Herzen lagen. Und er erhielt von ihnen, vor allem auch von Cosima, sehr schöne Briefe, die ihm über den Fortschritt ihrer Studien eingehend Bericht erstatten. Rührend aber ist das Zusammenhalten der drei Kinder untereinander. Es sind wirklich drei Engelsköpfchen, die man immer zusammen sehen muß. Es ist ein wundervolles Verhältnis, in welchem diese vier Menschen, Großmutter und Enkel, zueinander stehen. Und doch war all ihr Sinnen und Denken auf den Vater gerichtet. Eine Zeile von ihm bringt sie in Entzücken. Die Mutter Franz Liszts schreibt über den Empfang der väterlichen Briefe: „Blandine und Cosima waren ganz außer sich vor Freude, von Dir einen Brief zu erhalten. Auch Daniel nimmt schon viel mehr Antheil, wenn ich ein Schreiben von Dir erhalte, und wenn Du wieder

schreibst, so schließe einige Zeilen besonders für ihn ein. Der arme, schöne Junge! Ich schrieb Dir diesen Sommer einmal, daß ich ihn stoique finde, weil er so wenig Antheil nahm an manchen Sachen, wo die Mädchen oft weinten, waren es Gespräche oder Lektüre oder ein Schreiben von Dir — aber nun nehme ich mein Wort zurück. Er ist nicht stoique, das hat er bewiesen bei der Trennung seiner Schwestern, als ich sie in die Pension führte. Ich besorgte, daß er mir krank würde. Er sehnte sich nach ihnen, sprach immer, daß er zu Cosima und Blandine wollte; man stellte ihm vor, daß das nicht sein kann, weil das eine Pension für Mädchen ist: ‚eh bien, zieh mir ein Kleid von der Cosima an und setz' mir einen Hut von der Cosima auf, so bin ich ja auch wie ein Mädchen' usw. Ich ging öfter als gewöhnlich, die Mädchen mit ihm sehen. Einmal bat ich Madame Bernard, wenn Daniel sie einmal ersucht, ihn in ihre Pension aufzunehmen, sie ihm selbst sagen soll, daß dies nicht sein kann, und so geschah es. Seither sagt er nichts mehr davon und ist vernünftig über das."

Die Lisztsche Wohnung in Paris, die nach dem Willen des Vaters zu einem eigenen Hause sich erweitern sollte — wenigstens trug er sich lange mit dem Plane, es auf dem Boulevard Montparnasse zu erbauen —, bildete den Hintergrund des eigenartigen Lebens. Eine Reihe seiner Freunde gingen dort in der Rue Louis le Grand ein und aus. Es waren zum Teil alte Bekannte, die auch durch Liszts Abwesenheit sich nicht abhalten ließen, mit der Mutter freundschaftlich zu verkehren und mit der Zeit auch auf die Kinder einen großen Einfluß übten. Vor allem waren es die Familien Seghers, Erards, Kroll, und alle Bekannten Liszts, die nach Paris kamen, suchten dieses Haus auf. Er schreibt noch im Jahre 1847 darüber: „Mein Haushalt in Paris, der aus Ihnen und meinen drei Kindern — dazu Belloni als Ihren Berater — besteht, soll wie eine Uhr geregelt sein. Meine europäische Stellung ist verwickelter, denn da hänge ich von einigen hundert Menschen ab. Be-

unruhigen Sie sich gleichwohl nicht — ich werde sie schon nach meiner Pfeife tanzen lassen, so sehr sie sich sträuben. Um mir in der Entwicklung meiner Karriere und meiner Zukunft volle Freiheit zu bewahren, muß ich allerdings darauf rechnen, daß mein Pariser Haushalt, den ich nicht selbst leiten kann, eine würdige Haltung behaupte."

Er hatte bis zu diesem Briefe allerdings lange Zeit nichts von sich hören lassen. Aber während der ganzen Periode schritt die Erziehung der Kinder ruhig weiter. Immer blickte vor allem Cosima nach dem Vater. Je älter sie wurde, um so sehnsüchtiger verlangte sie nach ihm, und dies mit einem gewissen Trotz, der in ihrer Natur lag. So schreibt sie ihm selbst: „Es ist lange her, daß ich Ihnen nicht schrieb, und das neue Jahr naht und ich hoffe, daß es ein gutes wird für Sie und für unsere ganze Familie, und daß Gott Ihnen lange eine gute Gesundheit schenken möge. Belloni hat uns die Hoffnung gegeben, Sie im März wiederzusehen, und das wird eine große Freude in der ganzen Familie sein, wenn Sie wiederkehren. Ich lerne zur Zeit die ‚Aufforderung zum Tanz' zu zwei Händen von Weber. Das ist ein recht schweres Stück für mich, denn ich bin nicht sehr kräftig, aber ich werde mir Mühe geben, es ohne Fehler zu spielen." Und sie berichtete über ihre Fortschritte, daß sie zwar keinen Preis bekommen, daß sie aber hoffe, im nächsten Jahr mehrere nach Hause zu bringen, „denn das wäre eine Schande für mich, wenn ich keinen bekäme. Wir sind während der Ferien in Havre gewesen, und wir haben die Meerbäder genommen, die uns sehr gut getan haben, mit Ausnahme von Daniel, der krank wurde, aber nunmehr wieder glücklicherweise seine Gesundheit zurückerlangt hat". Die Kinder wurden in tiefer Religiosität erzogen, und Cosima zumal war ein unendlich frommes Kind. Sie schrieb darüber an den Vater am 3. Mai 1847: „Ich teile Ihnen in diesem Briefe das größte Ereignis meines Lebens mit, das ich in meiner ersten Kommunion erlebe am 21. Juni. Ich wünsche lebhaft, daß Sie dem beiwohnen

werden, und ich erwarte Sie mit Ungeduld in diesem Zeitraum. Ich hoffte, daß Sie schon am 15. des vorigen Monats eintreffen würden, aber wir haben uns ja schon so lange in unserer Erwartung getäuscht." Und sie berichtete, daß sie die Sonaten von Mozart spielt. Und in der Tat scheint sie auf dem Klavier große Fortschritte zu machen.

Aber die Hoffnung, den Vater an diesem feierlichen Tage zu begrüßen, wurde ihr nicht erfüllt, und sie schrieb kurze Zeit darauf: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Brief so schnell beantwortet haben, und ich schreibe Ihnen diesen, um Sie zu benachrichtigen von einer Feierlichkeit, die nicht minder groß wie die meiner ersten Kommunion. Ich bin gefirmt worden acht Tage, nachdem ich zum erstenmal Jesus Christus in mein Herz aufgenommen habe. Ich war sehr glücklich in diesen schönen Tagen, die mir nur zu kurz erschienen. Es fehlte nichts zu meinem Glücke als Sie. Denn das ist eine große Freude, alle diejenigen, die man liebt, in solchen Augenblicken um sich zu haben. Großmama kam jedesmal, und es hat mir eine große Freude gemacht. Ich hoffe, daß ich der Gnaden würdig werde, die Gott mir hat zuteil werden lassen. Ich habe eifrig für Sie gebetet, vor allem für Herrn Bucquet, der mein Beichtvater. Er interessiert sich sehr für uns und erweist uns eine große Güte — seine guten Ratschläge werden uns in unseren Bestrebungen, uns gut zu führen, unterstützen. Nun beginnen die Ferien, werden wir Sie in dieser Zeit sehen? Sie haben diesen Besuch zu lange hinausgeschoben, der uns so glücklich machen würde, aber ich bin sicher, daß dies nicht Ihr Fehler ist und daß Sie gleichfalls den Wunsch hegen, uns zu sehen."

Es geht ein ziemlich energischer Zug durch die Briefe dieses jungen Wesens, und sie spielt dem Vater gegenüber ein bißchen Erlkönig: Und wenn du nicht willst, so brauch' ich Gewalt. Das wurde mit den Jahren immer stärker, je größer auch das Verständnis für ihn wurde. Denn es blieb den Kindern, und vor allem Cosima, kein

Geheimnis, daß ihr Vater einer der größten Künstler und einer der herrlichsten Menschen jener Zeit war.

Man muß es verstehen, daß Frau Anna sorgsam über die Kinder wachte und einen Zwiespalt zwischen Vater und Mutter nicht aufkommen ließ. Denn er hat von Anfang an die Parole ausgegeben für die Erziehung: Du sollst Vater und Mutter ehren. Aber ihm gegenüber durften die Kinder von der Mutter nicht sprechen. Das war natürlich hart und hätte ohne den Einfluß Frau Annas vielleicht schädlich gewirkt. Aber sie wachte, und ihr liebenswürdiger Geist neigte sich fast immer mehr noch zu den Kindern als zum Sohne, obwohl sie diesen über alles liebte und zeit seines Lebens aus der mütterlichen Mundschaft nicht entlassen hat, so sehr er sich manchmal dagegen sträubte.

Aber er hatte sich in der Zwischenzeit sozusagen in eine neue begeben. Mit einer gewissen Unruhe sehen wir das Schweigen des großen Künstlers von seiten der Mutter beobachtet. Sie verfolgt ihn freilich in den Zeitungen, die fast täglich Kunde von seinen ungeheuren glänzenden Erfolgen und seinen immer weiter ausgedehnten Reisen brachten. An äußere Sorge war nicht zu denken, denn der getreue Belloni überlieferte reichliche Beträge für die Mutter und die Kinder. Aber es war wie eine geheime Sorge um sein Schicksal und auch etwas von leiser Eifersucht und Kränkung, daß er nicht an sie schrieb, denn sie wollte die Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit erwidert wissen.

Dazu kamen die politischen Unruhen, die freilich an dem Liszt'schen Hause spurlos vorübergegangen sind. Cosima schreibt, daß sie wegen der Bewegungen in Paris zur Großmutter gezogen, aber daß trotz der Unruhen die Lehrer ihren Unterricht fortgesetzt haben. Indessen war der Zustand in Paris kein so ganz einfacher, und Frau Anna sah die ganze Lage doch mit einem gewissen Mißmut an: „Mit der Republik steht es nicht am besten dem Anschein nach, und Gott weiß, was noch daraus werden soll in Frankreich oder auch sonst in

einem anderen Lande, weil das ganze Europa in Gärung ist. Was werden unsere Kinder noch erleben — die Familie Seghers waren enchanté im Monat Februar von der Republik, so wie viele andere, aber jetzt sie sprechen hören, das ist mehr als des enchantés. Sie sehen die Zukunft noch dunkler, als sie ist gegenwärtig. Ich will mich nicht zu sehr attrister vor der Zeit, Gott wacht für die Seinigen und rettet sie oft in der größten Not."

Aber Franz Liszt war in dieser Zeit nach vielen inneren Irrungen und Wirrungen, nach einer Epoche des Überschäumens, das man ihm, dem Liebling der Frauen in ganz Europa, nicht übelnehmen konnte, einem neuen Schicksal entgegengegangen. Die Revolution hatte ihn nicht unsympathisch berührt. Doch er fühlte sich in dieser Zeit durchaus als Ungar und trug mit Stolz die ungarische Kokarde. Aber so sehr er von der neuen Bewegung in geistiger Beziehung, und zwar weit über seinen einstigen Lehrer und Freund Père de Lammenais hinausgehend, nunmehr hoffte, daß eine Zeit der Wahrheit und Gerechtigkeit kommen würde, so bildete diese Revolution nur den Hintergrund für den ungeheuren Umschwung und Umsturz, der sich in seinem inneren Wesen und vor allem auch in seinem Schicksal vollzog.

Er war auf seinen Konzertreisen im Februar des Jahres 1847 nach Kiew gekommen. Die Stadt machte auf ihn einen tiefen und sympathischen Eindruck. Sie war farbenreich und trug durchaus alle Symptome des Orients zur Schau. Er gab dort ein Konzert und erhielt von einer Dame eine Hundertrubelnote für den Platz. Die Dame war die Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein, welche in der dortigen Gegend begütert war: eine einzigartige Frau. Polin von Geburt, zugleich aber russische Untertanin. Ihr Vater war der Großgrundbesitzer Peter Iwanowsky, ein ungeheuer reicher Mann, der die Tochter eines seiner Gutsnachbarn, Pauline Podocka, geheiratet hatte. Carolyne war das einzige Kind. Sie wurde zu Monastyrzyska am 8. Februar 1819 geboren. Ein leidenschaft-

liches, aber nicht minder phantastisches Wesen, das zu gleicher Zeit über die stärksten Verstandes- und Willenseigenschaften verfügte. Sie war ganz die Tochter eines Mannes, der über mehr als 30 000 ihm sklavisch dienende Untertanen herrschte und die Knute nur selten aus der Hand legte. Auch Carolyne schien unbezähmbar und auch hemmungslos. Man suchte ihr Erzieherinnen ohne Zahl. Sie kamen und gingen. Denn sie wurden über dies ungebändigte Wesen nicht Herr. Da fand man eine bereits bejahrte Frau, Madame Patersi de Fossombroni, die nun in der Tat Einfluß auf dieses ungezähmte Füllen gewann. An dieser Lehrerin hat sie gehangen bis zu deren Tod, und ihr hat sie später eine der wichtigsten Missionen übertragen — nämlich die Erziehung der Töchter Liszts.

Madame Patersi herrschte vielleicht vor allem durch die Sicherheit ihrer gesellschaftlichen Anschauungen; sie war ausgesprochen „ancien régime", und wir finden in der Folge, daß sie dem Leben gegenüber nicht etwa Zugeständnisse machte, sondern dem Leben selbst und seinen Äußerungen kühn ins Antlitz schaute. Sie war eine im hohen Grade energische Person. Man kann nicht sagen, daß sie etwa eine Art Äbtissin gewesen wäre, obwohl sie in ihrer Erziehungsmethode das religiöse Moment gewissermaßen zur Grundlage gemacht hatte. Sie hielt ihre erste Schülerin von dem öffentlichen Leben nicht zurück. Im Gegenteil. Sie hat gerade an deren Entwicklung die Notwendigkeit erkannt, daß auch eine Frau zu dem Gange der Dinge und zu den wichtigsten Persönlichkeiten Stellung nehmen müsse. Das ergab sich bei dieser reichen Erbin von selbst. Hat doch der Vater von Anfang an sie als Herrin und Herrscherin seiner weitgedehnten Güter sich gedacht. Aber die junge Schülerin war geistvoll und geistreich und außerdem ungemein bildungsbedürftig. Sie nahm von den Büchern und deren Inhalt gewissermaßen Besitz wie von einem Stück Land. Sie galt in ganz Polen und tief nach Rußland hinein schon in jungen Jahren als ein im hohen Grade gelehrtes Frauenzimmer. Man nannte sie

Fräulein Kato und Fräulein Scipio. Aber Kaiser Nicolaus I., dem sie vorgestellt wurde, war über sie mehr entrüstet als entzückt. Ihm schien sie das ausgesprochene Muster der Polinnen zu sein, von denen er sagte: „Mit den Polen wollte ich schon fertig werden, hätte ich erst die Polinnen unten." Aber wenn ihr Vater sie festhalten wollte durch die Aufgabe der Beherrschung der weiten Güter, ihr Geist strebte nach anderem. Sie wurde freilich in jungen Jahren und mit ahnungslosem Herzen im Jahre 1836 dem Fürsten Nicolaus von Sayn-Wittgenstein vermählt! Naturkind und gelehrt zugleich, dem jungen, unbedeutenden Gatten in allen Eigenschaften und vor allem auch in Erziehung und Bildung weit überlegen und auch finanziell die eigentliche Herrin. Der verschwenderische Gatte sündigte auf das große Vermögen seiner Frau. Da wird der Trostlosen und Verbitterten ein Trost. Im Februar 1837 gebar sie eine Tochter, die sie nun in ihrem Geiste und nach ihrem Herzen zu erziehen dachte und die sie aus dieser Atmosphäre herauszuziehen versuchte. Sie hatte sich mit dem „Kind", wie später Richard Wagner die kleine heranwachsende Prinzessin nannte, nach einem fernen Gute, Woroninee, zurückgezogen, wo sie die Verwaltung führte und nun ihrer wissenschaftlichen Weiterbildung lebte. Sie beschäftigte sich mit Goethe, und sein Faust veranlaßte sie, einen Kommentar zu schreiben. Von Goethe kam sie zu Dante. Das waren ja die beiden Pole, zwischen denen sich auch das geistige und seelische Empfinden Marias von d'Agoult bewegte und denen sie bis zu ihrem Tode treu geblieben ist.

Dante war es, der auch Franz Liszts Seele und seine Phantasie aufs tiefste beeinflußte, in anderer Weise als Maria, aber unter dem Einflusse von Carolyne hat sich seine Auffassung wesentlich verschoben. Er lernte in Kiew die Fürstin kennen und war von ihrem Wesen fasziniert, wie auch sie von ihm und seiner Art aufs tiefste erfüllt wurde. Sie trat ihm und seinen Leistungen nicht ohne Kritik gegenüber. Sie unterschied zunächst, wie wir wissen, den Virtuosen

von dem Künstler. Doch als sie zum ersten Male eine eigene Komposition von ihm hörte — es war sein „Pater noster“ —, da war sie aufs tiefste davon ergriffen, und nun ließ sie ihn nicht mehr aus den Augen. In Odessa sahen sie sich wieder, und sie fesselten einander, sie ihn mindestens ebenso als wie er sie. Sie lud ihn nach ihrem Gute Woroninee ein, um dort in ihrem Auftrage zu komponieren. Das war die Zeit, wo Frau Anna vergeblich auf Nachricht von ihrem Sohne wartete und ihm vorwurfsvoll schrieb, daß sie über vier Monate nichts von ihm gehört. Aber dort entschied sich alles Weitere, und an die Stelle der schönen blonden Lorelei trat nun die Fürstin, die ihn voll beherrschte. Vieles ist auf dem einsamen Gute besprochen und beraten worden. Sie gewann zweifellos auf seine Kunst und auf seine Kunstanschauung Einfluß, und sie wollte ihn in der Musik selbst zu dem Höchsten führen. Und in der Tat ist dort auf dem ferngelegenen Gute in tiefer Einsamkeit der erste Entwurf seiner Dante-Symphonie entstanden und manches andere. Wie aus der Ferne klingt ihm ein Gedicht:

„Ce qu'on entend sur la montagne.“

Es war von Victor Hugo, mit dem sich gerade jetzt auch Marie d'Agoult in so intensiver Weise beschäftigt hatte. Die Fürstin selbst lenkte, so leidenschaftlich sie ihn liebte, so leidenschaftlich er für sie empfand, sein Denken und Fühlen mehr und mehr in das kirchliche und in das katholische Wesen hinein. Einst war er mit Maria in Bologna vor dem Bilde der heiligen Cäcilia des Raffael gestanden, und dort war unter dem Eindruck des unendlich verklärten Liebreizes dieser Raffaelischen Schöpfung sein Gefühl für die Einheit von Religion und Musik merkwürdig gesteigert worden. Jetzt stand hinter ihm eine ganz andere Muse, ernst, aber mit funkelnden Augen ihn erregend und doch einer tieferen und auch düstereren Anschauung und Empfindung zuführend.

Indessen man darf nicht sagen, daß in diese Liebe zunächst ein doktrinärer Zug gekommen wäre. Die beiden fanden sich, sie entschlossen sich zur Flucht und zur Heirat. Freilich setzten sich dieser unendliche Schwierigkeiten entgegen. Aber die Absicht war bei beiden groß und rein. Und Liszt trat allen diesen Gegensätzen als ausgesprochener Ritter entgegen. Er brachte die Fürstin nach Weimar und nach der Altenburg. Und dort richtete sie jenes Heim ein, in das er selbst erst später, und zwar im Trotz gegen die kleinliche Weimarer Gesellschaft, eingezogen ist. Die Altenburg wurde ein Höhepunkt geistigen und künstlerischen Lebens. Hier herrschte Liszt, und vielleicht wäre seine Herrschaft noch leuchtender, noch strahlender geworden ohne den starken Druck, den die Fürstin auf ihn ausgeübt. Aber man darf nicht rechten: jedenfalls wollte sie Großes, und das Größte wollte sie von ihm, den sie liebte. Doch nun erfuhr auch Frau Anna von dieser Wandlung ihres Sohnes. Am 15. September 1848 schreibt sie auf den Rand ihres Briefes: „Meinen untertänigen respect an die Fürstin." In der Tat war diese bestrebt, sofort die Fühlung mit der Mutter aufzunehmen. Sie hat sie auch alsbald nach Weimar eingeladen. Diese neue Wendung in dem Leben ihres vom Glücke so seltsam gehobenen und geleiteten Sohnes berührte übrigens die Greisin gar nicht übermäßig. Sie hielt das in ihrer geraden, schlichten und doch so phantasievollen Art eigentlich für selbstverständlich. Und als ihr die Fürstin schrieb und sie als Mutter begrüßte, da schreibt sie an den Sohn, als ob nichts Besonderes geschehen wäre: „Berichte meinen Dank der guten Fürstin für ihr liebevolles Schreiben an mich. Obwohl ich oft Nachricht von ihr über Dich habe, so wünsche ich doch sehr, von Dir selbst einige Zeilen zu erhalten. Mit der Gesundheit geht es nun besser, sagte mir La Princesse, ich begreife es sehr gut, daß diese traurigen Begebenheiten in so vielen Staaten, welche nun schon fast ein Jahr währen und noch nichts Tröstendes für die Zukunft uns zu haben scheinen. Wie viele Deiner Bekannten und Freunde wird

Unglück getroffen haben — dies hat können viel beitragen zum Unwohlsein bei Dir, wie hättest Du können gleichgültig bleiben mit Deinen Gefühlen. Belloni sagte mir, daß Du dem J. Janin geschrieben hast etwas Gewisses über Deine Vermählung mit der Fürstin, die im Monat April stattfinden soll und dann Du uns eine Visite machen wirst. Ist es nun so? Sag' es mir auch." Sie erinnert ihn in zarter Weise an die Kinder, an deren Fortschritte und scheint eben doch darauf zu dringen, den Einfluß gerade um der Kinder willen nicht aufzugeben. Sie hat über alles gewacht: Cosima hat unter ihrer Ägide, wie wir gesehen, die erste Kommunion gefeiert, und sie spricht auch der Fürstin gegenüber mit einer bestimmten Absicht von den Kindern. So schreibt sie ihr: „Edle Fürstin, ich danke Ihnen herzlich Ihres liebevollen Schreibens vom 13., welches so teilnehmend und voll von Segenswünschen war, zu der großen Handlung, die die Cosima glücklich ausübte den 21. in der Kirche St. Sulpice, wo ich mit Rührung beiwohnte. Das Schreiben von meinem Sohn an Cosima hat viel Freude gemacht, die Kinder lieben unendlich den Vater. Wenn ich ihnen von ihm spreche, erblicke ich immer Tränen in ihren Augen, es sind zärtliche Gemüter. Ihrer Gesundheit, edle Fürstin, geht es nun ziemlich gut, nicht wahr? Gottlob. Suchen Sie sich zu erhalten — die Philosophie zu Hilfe und Zeit und Umstände ändern oft so viel, und so wird es auch bei Ihnen der Fall sein und werden zu Ihrem Ziele gelangen. Auch mein Sohn befindet sich wohl und arbeitet fleißig, wie ich vernehme aus Ihrem so werten Schreiben. Bei gegenwärtiger Zeit, die so voll Drangsale ist, ist die Gesundheit ein unschätzbares Gut, und die Beschäftigung dient zur Zerstreuung, daß man nicht so sehr an das allgemeine Elend denkt, welches in so vielen Staaten herrscht. Ich küsse Sie in Gedanken, edle Fürstin, als auch meinen Sohn und bin mit Hochachtung und Verehrung Ihre ganz ergebene Mutter A. Liszt." Im August erzählt sie der Fürstin von der Feier des Annentags, den sie mit ihren drei Kindern ziemlich

fröhlich zugebracht hat: „Sie sind sehr gemütlich und gut. Die zwei Mädchen sagten mir schöne Verse im Deutschen, Blandine über St. Augustin, als er am Bord de mèr die Dreifaltigkeit ergründen wollte und ihm ein Engel erschien, Cosima über den Himmel. Mit seiner eigenen Komposition im Deutschen kam auch Daniel, worin die Phrasen mehr français sind als deutsch, wie Sie selbst ersehen, Madame la Princesse. Sie sehen, edle Fürstin, ich besorge nicht, Ihnen Langeweile zu machen mit meinem Geschwätz über die Kinder, weil ich gänzlich Vertrauen in Ihr so zartes Gefühl setze, daß alles, was mich oder meinen Sohn betrifft, Ihnen nicht unangenehm werden möge, davon zu erfahren." Sie führt also der Fürstin gewissermaßen ihre künftigen Mutterpflichten Liszts Kindern gegenüber sehr klar und sehr bestimmt vor Augen. Sie war aber auch früher schon tiefer gegangen und hat ihr sozusagen wegen der künftigen Ehe auch in religiöser Beziehung auf den Zahn gefühlt. Es war dies alles ungemein wesentlich für die Zukunft der Kinder. Sie selbst war zu fromm und erkannte auch zu gleicher Zeit, daß ein religiöser Zwiespalt im Herzen ihres Sohnes nur Unruhe, ja Unheil anrichten konnte. So schreibt sie denn: „Edle Fürstin, ich bin beschämt, daß ich einen Zweifel setzte in dieser Sache, worüber Sie mir auf meine Frage an meinen Sohn so plötzlich antworten. Verzeihen Sie mir, ich hätte nie gewagt, diese Frage an die edle Fürstin zu richten. Nun da Sie sie mir aber beantworten und so entscheidend, so bin ich herzlich froh und danke Ihnen vielmals dafür. Die katholische Religion, für die die Gesetze allgemein so streng sind in dieser Sache, sind nun in Polen etwas mildere. Welch frohe Hoffnung für mich — wohl wird dies Ihnen noch einigen Kampf kosten, Ihr Ziel zu erreichen. Aber weil Möglichkeit vorhanden ist, oh, da setze ich keinen Zweifel mehr, daß Sie, edle Fürstin, mit Ihrer so großen Seelenkraft und so festem Willen es vollbringen. Möchte Gott denn meinem Sohne die Gnade verleihen, Ihnen glücklich, recht glücklich zu machen, Ihre überstandenen Leiden in Freuden zu

verwandeln, und ich, edle Fürstin, die ich Sie so hochschätze und liebe, ohne die Ehre zu haben, Sie persönlich zu kennen, nach dem ich ein großes Verlangen habe, aber Ihre Briefe an mich sagen mir, welch' edle Seele in Ihnen wohnt. Ich will den Allmächtigen stets immer bitten für Ihre Gesundheit und Zufriedenheit."

In der Zwischenzeit aber entwickelten sich die Kinder durchaus glänzend. Und es ist besonders staunenswert, wie rasch sie musikalisch vorwärtskommen. Sie spielen Haydn vierhändig, Beethoven, Weber. Alles zieht an ihnen vorüber, und Seghers hat in der Tat einen glänzenden Einfluß, zumal auch auf die musikalische Auffassung der jüngeren Tochter. Er lud sie zu einem seiner Konzerte ein, um sie so der Musik noch näherzubringen. Dann aber kam ein Weiteres hinzu. „Wir erhalten gerade jetzt einen Tanzmeister, er nennt sich Strauß, das ist der Bruder desjenigen, welcher die Walzer komponiert hat. Ich werde sehr fleißig sein, denn Madame de St. Mars sagt mir, daß ich auf der Straße durchaus einer Österreicherin gleiche." So schreibt ein wenig koboldmäßig die kleine Cosima.

Sie treiben alles. Sie lesen Deutsch, und zwar das entlegene Gedicht von Pyrker „Die Perlen der heiligen Vorzeit", dann von Schiller „Die Kraniche des Ibykus" und den Epilog auf Goethe von Tieck. Cosima deklamiert „Die Teilung der Erde" und übersetzt eine Fabel von La Fontaine ins Deutsche. Im Englischen lesen sie den „Sommernachtstraum" und „The Roman daughter" von Lord Byron. So waren die Kinder ohne Zweifel in den besten Händen, während das Schicksal Liszts und der Fürstin unter dem Neide und der Ungunst der Verhältnisse und der Menschen zu einer Tragödie sich zu entwickeln begann.

Da bewährt sich der edle und gesunde Sinn Frau Annas gegenüber der Fürstin. Sie bespricht mit dem Sohne die finanziellen Verhältnisse und weist darauf hin, wie ihr eigener Gatte sie doch ohne jeden finanziellen Rückhalt geheiratet und wie das Geld in keiner Weise glücklich mache. Es hat etwas unendlich Rührendes,

die einfache Frau in diesem Sinne reden zu hören. Zu ihr selbst aber meint sie: „Ich bitte Sie selbst, edle Fürstin, machen Sie sich keine Sorgen oder Kränkung über diese widerwärtigen Vermögensumstände, die Ihnen betreffen. Schonen Sie Ihre Gesundheit, was das größte Gut ist im menschlichen Leben. Mit gegenseitig fühlender Liebe kann man dann auch mit wenigem, freilich vielleicht viel weniger als Sie besitzen, auch glücklich sein — Liebe macht helfend. Mein Sohn wird und kann verdienen, um Ihnen Ihre Tage soviel als möglich angenehm zu machen, setzen Sie Vertrauen in ihn, Sie lieben ihn ja, und oft ändert die Zeit viel und ist nicht unmöglich, glaube ich, daß das Schicksal in dieser Art Ihnen nach einigen Jahren vielleicht milder gegen Sie sein mag und wenn schon nicht alles, so doch einen großen Teil von Ihrem Vermögen Ihnen wieder zukommen kann. Wäre auch diese Hoffnung vergebens, nun so setzen Sie sich darüber hinaus und nehmen Sie die Philosophie zu Hilfe — dabei wiederhole ich Ihnen: die Liebe verträgt viel, sehr viel."

In der Zwischenzeit aber hatte Liszt unter dem Einfluß der Fürstin über die Erziehung der Kinder einen energischen Beschluß gefaßt. Nicht unwesentlich für diesen war wohl ein Brief Frau Annas an ihren Sohn gewesen. „Eine trübe Wolke steht ober mir, ich hoffe und wünsche, daß sie sich verzieht. Belloni sprach mir, daß Madame d'Agoult ihn aufsuchte und mit ihm über die Kinder sprach, die sie sehen möchte, selbst wünschte sie, daß die Mädchen in einer anderen Pension gesetzt würden mit einer institutrice für die beiden allein. Belloni bemerkte ihr, daß dies die Unkosten sehr erhöhen würde, so sagte sie, sie wollte dazu beitragen. Ich bitte Dich, gehe nicht ein auf diese Vorschläge, lasse es beim alten, wie es ist, da Pensionswechsel selten Vorteil hat. Dann befürchte ich, daß sie den Kindern gout machte oder in sie setzte, die ihnen später könnten sehr nachteilig sein. Man hat sich Mühe gegeben, sie einfach zu erziehen. Madame Bernard ist eine sehr verständige Person und

versteht ihre Sache. Sie weist den Kindern den guten Weg der Tugend und der Frömmigkeit und solltest Du einst, was vielleicht nicht mehr ferne ist, wie Du mir selbst sagst, die Fürstin legitiment besitzen, dann hoffe ich auch, daß Du nicht mehr so entfernt sein wirst von diesen Kindern als auch von mir; vielleicht auch selbst in einem Haus, ich mit die Kinder wohnen und Du mit Deiner Gattin. Ich mache mir solche Träume, da könntest Du ihnen zu Hilfe kommen mit Conseils, die sehr viel bei ihnen bewirken würden, weil sie Dich so lieben. Die Fürstin wird auch nicht verschmähen, ihnen Beistand zu geben mit ihrem erhabenen Verstand, denn sie hat ja viel Seelengröße. Ich sage Dir nochmal, daß ich manchmal so schön träume davon, glaubst Du, daß dieser Traum in Erfüllung gehen kann? Madame d'Agoult weiß sich schon zu zerstreuen, auch ohne daß sie einen Teil der Erziehung dieser Kinder auf sich nimmt. Sie schreibt ja immer, das könnte sie nur stören. Ich will Dir auch sagen, sie sprach auch mit Belloni, daß sie für diese Kinder denken will mit einer Summe von 20 000 Frs., die jedes nach ihrem Tode bekommen soll. Aber ich glaube nichts davon. Vor fünf Monaten sprach sie von 20 000 Frs., die jedes nach ihrem Tode bekommen soll. Aber 10 000, jetzt von 20, vor acht Jahren von 100 000. Adieu, liebes Kind!"

Man sieht, daß auch Frau Anna den Einfluß der Mutter etwas bedenklicher fand, als er war. Genug. Liszt hat in Weimar den definitiven Beschluß gefaßt, seine Kinder, vor allem die Töchter, völlig der Erziehung der Madame Patersi zu übergeben. Dieselbe wurde von Petersburg berufen, um über Weimar direkt nach Paris zu fahren. Die Eisenbahn schien der alten Dame nicht ganz comme il faut. Noch an die jagenden Wagen in Rußland gewöhnt, hielt sie es für direkt unanständig, sich in die Kissen des Eisenbahncoupés zurückzulehnen, und so hat sie in der Tat den weiten Weg von Petersburg nach Weimar, soweit er überhaupt mit der Bahn zurückzulegen war, aufrecht sitzend verbracht. Kein Wun-

Nach einem Gemälde in Wahnfried

Gräfin Marie d'Agoult

der, wenn sie schwerkrank in Weimar ankam und sich nun zwei Monate von ihrer fürstlichen Schülerin pflegen lassen mußte. Aber sie hat in dieser Zeit doch auch das Herz Liszts gewonnen, obwohl dieser gegen gewisse exzentrische Eigenschaften der alten Dame starke Abneigung, sogar Mißtrauen hegte. Doch er erkannte, daß in dieser energischen Person ein starkes Gegengewicht gegen alle Einflüsse von seiten der Madame d'Agoult gefunden sei. An Madame Patersi, dessen war er gewiß, würden alle Versuche der Mutter abprallen. Zu dieser geradezu feindseligen Haltung wurde er vor allem veranlaßt durch Marias eben erschienenen Roman „Nelida", der freilich gar zu stark die in Haß umgeschlagene Liebe dokumentierte. Man hat indessen dem Roman, wie dies Liszt selbst getan, viel zuviel Gewicht beigelegt. Er ist keineswegs das Beste, was sie geschaffen, und man muß gestehen, das Buch wäre besser ungeschrieben geblieben. Aber man darf nie vergessen, aus welcher Empfindung heraus nun die völlig aus der Bahn geworfene, großangelegte und bedeutende Frau sich selbst finden mußte. Das war, rein menschlich genommen, nur möglich durch eine gewisse, wenn auch poetisch verklärte und selbst verzerrte Stellungnahme zu dem Manne, der ihr alles war. Es ist ein psychologisches Problem, das man nicht mit dem Maße des Alltags messen darf. „Nelida" ist ein mittelmäßiger Roman und ein undiplomatisches Buch. Die Stärke aber von Frau Marie lag ohne allen Zweifel in der historischen, ästhetischen Richtung und zumal in der Charakterzeichnung. Aber genug, das Buch war erschienen, und außerdem waren mancherlei gehässige Nachrichten nach Weimar getragen worden, die den Gegensatz nur noch verstärkten. Als sie von dem neuen Hofhalt auf der Altenburg erfuhr, da soll sie die Worte ausgesprochen haben, die auf frühere Verhältnisse anspielten: „Da wird sie Rhododendron in Alkais' Einöden pflücken müssen." Sie hatte sich ja, wie sie wähnte, in Liszt geirrt, er sei nur Virtuose und nicht, wie sie es wünschte und wollte, schaffender Künstler. Jetzt drang die

Kunde nach Paris, daß er über neuen großen Werken brüte und daß der Einfluß der Fürstin in ihm den echten Künstler geweckt. Das war etwas, was sie in tiefster Seele traf. Aber auch Liszt war aufs tiefste verletzt, und in diesem Sinne schrieb er am 25. Oktober 1850 an seine Mutter: „Ich hätte vorgezogen, daß Ihnen diese Zeilen durch Madame Patersi überbracht worden wären, der ich Sie bitte, meine beiden Töchter zu übergeben, da ich ihr deren Erziehung hinfort anzuvertrauen wünsche. Von Herzen danke ich Ihnen für alle Liebe, mit der Sie sich in den letzten Monaten der Kinder angenommen, und auch sie werden Ihnen stets gleich mir für die Pflege, die Sie ihrer ersten Kindheit angedeihen ließen, dankbar bleiben. Unglücklicherweise ist Madame Patersi gleich bei ihrer Ankunft hier erkrankt und kann nicht vor 14 Tagen in Paris eintreffen. Da Sie aber ausziehen, wird ihre Schwester Madame Saint Mars, die mit ihr und meinen Töchtern Rue Casimir Perier Nr. 6 Faubourg St. Germain wohnen wird, die Güte haben, die Kinder abzuholen und bis zur Ankunft von Madame Patersi bei sich zu behalten. Wollen Sie also bei Empfang dieses Briefes Blandine und Cosima ihrer Hut übergeben. Haben Sie auch die Güte, liebe Mutter, die mir von Ihnen bezeichneten Möbel sowie alles übrige zum Hausstand gehörige, was Sie nach Ihrer Versicherung entbehren können, in die erwähnte Wohnung von Madame Patersi bringen zu lassen. Ich hoffe, daß Sie meinen Töchtern oft das Vergnügen schenken werden, bei ihnen zu speisen, und wünsche, daß auch Daniel sich oft bei Madame Patersi einfindet. Man wird also sechs Silberbestecke, Glas und Porzellan, Tisch- und Bettwäsche nötig haben. Ich müßte das alles neu anschaffen und wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie ihnen davon abtreten würden, was Sie selbst nicht gebrauchen. Ich habe Madame Patersi gebeten, Sie mit meinen Töchtern häufig zu besuchen, sie aber überallhin zu begleiten. Ich bin überzeugt, daß Sie sie bei näherer Bekanntschaft achten und auch gerne haben werden, wenn Sie

sehen, daß sie auf die Kinder günstig einwirkt. Sie allein hat zu entscheiden, was ihnen erlaubt oder verboten werden soll. Sie kennt meine Ansichten über ihre Erziehung und über ihre Zukunft, die mit den ihrigen vollkommen übereinstimmen. Unter ihrem Einfluß werden, so hoffe ich, die mich so sehr bekümmernden schlechten Folgen der von Madame Bernard geleiteten Erziehung bald schwinden."

So kamen die Kinder noch vor der Ankunft der russischen Erzieherin in die Hände von deren Verwandten Saint Mars. Erst später traf die große Erzieherin selbst ein, und zwar mit einem neuen Briefe an die Mutter, der gewissermaßen als Fortsetzung des Erziehungsgrundgesetzes, das Liszt für seine Töchter aufgestellt, gelten kann: „Madame Patersi überbringt Ihnen meine Wünsche zur frohen Feier des 22. Oktober. Ich hoffe, daß Sie Ihre Übersiedelungsmühen glänzend überstanden haben und sich einer blühenden Gesundheit erfreuen. Wo wohnen Sie denn eigentlich jetzt? Sind Sie den Kindern nah oder ferngerückt. Schreiben Sie mir Näheres darüber in Ihrem nächsten Brief, damit ich weiß, wo und wie Sie sich eingenistet haben. Da Madame Patersi natürlich viel Bücher braucht, bitte ich Sie, ihr meine ganze kleine Bibliothek zur Verfügung zu stellen. Ich würde es sogar gerne sehen, wenn der größte Teil der Bücher in ihre Wohnung käme, um das Studierzimmer der Kinder damit auszuschmücken. Es gewährt mir eine große Genugtuung, daß meine Töchter in normalen und in jeder Beziehung befriedigenden Verhältnissen aufwachsen. Der vornehme Charakter und die bewährte Erfahrung von Madame Patersi geben mir begründete Hoffnung, daß mein ernstes Bestreben, ihnen eine angemessene Zukunft zu sichern, von Erfolg begleitet sein wird. Ich zweifle nicht, daß auch Sie in angenehme Beziehungen zu ihr treten werden und sich mit dem neuen Stand der Dinge befreunden, der sich mit Gottes Hilfe bis zur Verheiratung der Mädchen dauernd erhalten möge." Auch die Fürstin drückte ge-

wissermaßen ihr Siegel unter diese bedeutungsvolle Urkunde. „Am nächsten 22. Oktober hoffe ich das Glück zu haben, Ihnen auch dem Namen nach als Tochter so ganz anzugehören, wie sich mein Herz Ihnen schon längst zu eigen fühlt. Brauche ich Ihnen auszusprechen, wie ich jede Wiederkehr des Tages mit verklärtem Dank zu Gott für alles Glück, das Ihr Sohn mir schenkt, begrüße, vergeht doch kein Tag, ohne unser Glück noch fester zu gründen, ohne die Bande unserer Zuneigung noch inniger zu knüpfen. Mögen Sie, liebe Mutter, den Tag in dem frohen Bewußtsein verbringen, daß Gottes Segen auf Ihren Kindern ruht. Ich bin glücklich, daß Ihr Sohn Madame Paterși während der zwei Monate, die sie bei uns verbracht, gründlich kennengelernt und ihr seine Töchter voll Zuversicht anvertraut hat. Mich erfüllt darüber eine tiefe Freude, und ich hoffe, daß auch Sie sich freuen, sie in so kluger und zärtlicher Obhut zu wissen."

Frau Anna war über diese rasche Wendung keineswegs sehr erfreut, und auch die Kinder waren anfangs erschrocken, und in Cosima regte sich ohne Zweifel ein gewisser Widerspruch gegen die so kategorischen Bestimmungen des Vaters, gegen die in ihrem Kindesherzen gewisse Empfindungen sich regten. Doch sie konnte und wollte nicht anders, als sich schließlich den Wünschen des Vaters beugen. Wie schwer sie das ankam, tritt aus folgenden Worten hervor: „Ich will das Unrecht, das ich gegen Sie hegte, gutmachen durch eine vollständige Unterwerfung unter Ihren Willen. Der Brief, den Sie mir geschrieben, hat mir Schmerz bereitet, aber er hat mir auch das ganze Unrecht fühlen lassen, das ich begangen habe. Ich bin gewiß schmerzbewegt, Fräulein Laure, die ich zärtlich liebe und die mir ein großes Interesse entgegenbringt, zu verlassen. Aber wie ich weiß, daß Sie Motive haben, mich von ihr zu entfernen, so unterwerfe ich mich meinem Los. Ich wünsche lebhaft, Sie wiederzusehen, aber in Erwartung dieses glücklichen Tages füge ich mich, und wir arbeiten, um Ihrem Namen Ehre

zu machen, wie Sie mir es in Ihrem Briefe sagen." Und wenige Tage darauf antwortete sie ausführlicher dem etwas versöhnten Vater: „Dieser Brief, den ich so sehr herbeigesehnt, hat mir große Freude gemacht, und ich beantworte ihn zu Ihrem Geburtstage. Ich wünsche, daß alle Segnungen des Himmels auf Sie herabsinken mögen und Sie glücklich machen. Ihr Brief hat mich nachdenklich gemacht. Sie sind nicht zufrieden mit der Ungenauigkeit in meinen Briefen, in denen ich zu wenig Gewicht auf die Dinge lege. Ich werde mich befleißigen, Ihnen nicht mehr Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. In Zukunft werde ich bestrebt sein, Sie immer auf dem laufenden zu halten über meine Studien, und ich bitte Sie um Verzeihung wegen meiner Nachlässigkeit. Ich habe eine Bitte an Sie, die ich hoffe, daß Sie mir sie nicht abschlagen werden. Fräulein Kautz hat für den Augenblick unsere musikalischen Studien unterbrochen, weil sie nicht wußte, ob es Ihnen recht ist, wenn sie uns Stunden gibt. Sie hat uns immer den größten Eifer gezeigt, und es würde mir sehr schmerzlich sein, sie zu verlassen. Ich habe mit dem Konzert von Hummel begonnen, das ist ein sehr schönes Stück, das mich seit einiger Zeit erfreut. Ich verdopple meinen Eifer, um es einigermaßen spielen zu lernen, denn das Stück geht gewiß weit über meine Kräfte. Ich denke beim Spielen immer an Sie, weil Großmama mir gesagt hat, daß Sie es in Ihren Konzerten gespielt haben.

Frau von Saint Mars hat in mir den Effekt hervorgerufen, den Sie erwarten durften. Das ist eine Frau voll von guter Gesinnung und von Tugenden, die uns täglich mehr Entgegenkommen zeigt, aber ich sage es Ihnen offen, daß ich einen großen Schmerz empfunden habe, Großmama zu verlassen. Mir scheint, daß es eine große Undankbarkeit wäre, ohne Schmerz sich von einer Großmutter zu entfernen, die uns soviel Güte gezeigt hat. Aber Frau von Saint Mars ist so gut, daß ich schon vollständig an sie gewöhnt bin und sie recht liebe. Ich bin durchaus bereit, das gleiche gegenüber Ma-

dame Paterſi zu empfinden, die Sie ſo ſehr loben. Um nicht unſere ganze Zeit zu verlieren, haben wir bis zur Ankunft von Madame Paterſi den Unterricht mit ihren Nichten geteilt. Nach deren Ankunft muß natürlich alles arrangiert werden. Dieſe Nichte, welche ſich Fräulein Ducoudray nennt, iſt ſehr unterrichtet, ſie hat zwei Examen gemacht, welche ich auch ſpäter zu machen gedenke. Sie gibt uns Unterricht in der Grammatik, Geographie, im Rechnen und in der Geſchichte. Das iſt jenes Fach, das mich am meiſten intereſſiert. Ich habe wieder mit der modernen Geſchichte begonnen, ebenſo wie mit der Geſchichte des Mittelalters. Ich habe die römiſche Geſchichte ſeit der Mitte der Republik bearbeitet, wohl wiſſend, daß dieſer Beginn beſſer iſt. Ich leſe jetzt die Satiren von Boileau, die ich charmant finde. Ich ziehe die neunte Satire vor, worin der Verfaſſer ſich an ſeinen Geiſt wendet und wo er in einer ſo geiſtvollen Weiſe und ſo fein die Autoren abtut, über welche er ſich moquieren will. Ich habe das Kapitel vollendet, das er an den König über das Glück des Friedens gerichtet hat. Ich glaube, daß ich dieſes noch mehr liebe, als die Satiren. Ich habe auch ein Kapitel geleſen, das er an Racine gerichtet hat, um ihn über die Intriguen zu tröſten, welche den großen Schriftſteller ſo niederſchlagen, wenn er ſieht, daß die Werke kleiner Schriftſteller vorgezogen werden. Ich finde dieſen Abſchnitt ſehr ſchön, von einem ſehr feinen Stil und vollendet. Er bringt überdies eine Parallele, die mich tief berührt hat, nämlich mit Molière: die gefällt mir am beſten. Ich habe auch die ‚Eroberung Englands durch die Normannen' von Auguſt Thierry geleſen, die mich ſehr intereſſiert und ſehr nützlich war für die Kenntnis der Geſchichte von England. Ich liebe vielmehr die Sachſen als die Normannen, aber ich habe niemals Harold geliebt. Ich finde, daß das nicht gut iſt, zu ſchwören, ſein Vaterland zu befreien und ihm dann die Freiheit nicht zu geben. Ich habe über dieſen Punkt bei Großmama Disput mit einer Engländerin gehabt, welche die Normannen vorzog, was ich niemals

begreifen konnte. Im Englischen lese ich nun mehrere Stücke von Shakespeare, wie König Lear, Heinrich V., Heinrich IV., Heinrich VI., Coriolan, Macbeth und Julius Cäsar. Alle haben mich stark interessiert, Macbeth aber ziehe ich vor, und ich habe die Stelle auswendig gelernt, wo der Held vor sich einen Dolch sieht, das ist die schönste des ganzen Stückes. Ich ziehe Shakespeare Corneille vor, aber ich liebe Racine mehr als die beiden.

Als ich das letztemal im Invalidendom war, hat mich Frau Petit gebeten, Sie an sie zu erinnern und Sie zu bitten, daß wir sie besuchen dürfen. Ich hoffe, daß Sie dies erlauben werden. Der General hat uns immer eine große Güte entgegengebracht, und es ist mir ein Vergnügen, ihn zu sehen. Nun hoffe ich, lieber Papa, daß Sie mit diesem Briefe nicht unzufrieden sein werden. Ich bin sehr niedergeschlagen. Mein ganzes Leben werde ich alles tun, um Ihnen einige Freude zu bereiten, und ich hoffe, daß Sie immer in mir eine Tochter finden werden, die Ihre Hoffnungen erfüllt."

Die Töchter mußten sich nun wohl oder übel an Madame Paterst gewöhnen, und in der Tat war die Erziehung, die diese Dame ihnen angedeihen ließ, keineswegs kleinlich. Freilich nahm sie dabei auch geistliche Hilfe in Anspruch, und sie ging einmal mit ihnen zu dem Pater Ventura, der damals in Paris ein großes Ansehen genoß. Es ist nicht uninteressant, was Blandine darüber schreibt: „Er hat uns mit ganz besonderer Güte empfangen, und als Madame Paterst mit ihm sprach von dem großen Fehler, den wir begangen, meinte er, das ist nun vergangen, sprechen wir nicht mehr davon. Dann aber fügte er hinzu: ‚Nun, meine Kinder, müssen Sie blind Ihrem Vater gehorchen, auch wenn Sie seine Gründe nicht verstehen, die ihn leiten. Sie werden sie viel später erkennen und dann sehen, daß er nie anders gehandelt hat als zu Ihrem Besten.' Wir baten ihn dann um seinen Segen, den er uns in feierlichster Weise gab, dazu uns und Madame Paterst ein Kreuz und durch den Papst geweihte Medaillen." Zum Namenstag des

Vaters waren sie in der Sainte Madelaine, wo Pater Ventura vor einer großen Gemeinde sprach. Ehe er die Predigt begann, war eine ungeheure Unruhe und ein Gedränge bis zum Skandal. Die Predigt selbst aber war, wie Blandine schildert, glänzend. Er sprach von der Notwendigkeit der Wohltätigkeit und kam schließlich auch auf das Gebiet der Politik.

Übrigens durften die Kinder auch viel in Konzerte. Wir hören vom Besuch des Konzertes von Reinecke und von Berlioz. Überhaupt spielte auch jetzt die musikalische Ausbildung, wie die in der Literatur, eine große Rolle. In den Sprachen machte Cosima rasche Fortschritte. Davon überzeugt ein Brief vom 5. Juni 1851, den sie bereits in englischer Sprache schrieb. Sie erzählt ihrem Vater darin von den Fortschritten im Englischen, im Sprechen wie im Lesen. Sie erzählt aber auch — und das hat einen gewissen Reiz — in ihrem englischen Geplauder von ihren deutschen Studien und zumal von Schiller, den die Großmutter für sie angeschafft hat: „Ich finde in diesem Autor große Schönheiten. Wilhelm Tell gefällt mir ganz besonders, und ich denke mir, das ist geschrieben für die Schweizer, welche aus dem Unglück der Knechtschaft befreit worden sind. Mit einem Wort, dieser Schiller hat unerreichbare Qualitäten."

In der Tat konnte der Vater über solche Briefe nur Freude empfinden. Nahmen die Töchter doch auch an seinem Schaffen regsten Anteil. Noch ehe sie der Obhut Madame Patersis unterstellt waren, schrieb Cosima, daß sie in der „Gazette Musicale" gelesen habe, daß er sehr ernstlich mit Kompositionen beschäftigt sei, die ihm nicht einen Augenblick Zeit gelassen, ihr zu schreiben. „Ich habe das sehr bedauert, aber ich hoffe, sehr bald Nachricht von Ihnen zu erhalten." Im übrigen wurden sie mehr und mehr in die Weltliteratur eingeführt, Shakespeare und Walter Scott werden ihnen vorgelegt. Cosima lernt die „Kraniche des Ibykus" auswendig und spricht mit Blandine einen Monolog aus Hamlet. Dazu kamen verschiedene Biographien, in welche Madame Patersi sie

einweihte. So das Leben des Lord Chesterfield, Barnaves, Fenelons und Chateaubriands. Man sieht, daß dies ein wenig durcheinander ist, aber es war doch ein gutes Zeichen, daß die neue Lehrerin sie mit den französischen Verhältnissen besonders vertraut machte. Sie gingen während der Ferienzeit nach Versailles, um das dortige Museum zu sehen, bewunderten die Bilder von Horace Vernet. Dann fuhren sie nach Sèvres zur Besichtigung der dortigen Porzellanfabrik. In Paris sahen sie „Il Penseroso" von Michelangelo.

Natürlich versäumte die auf ihre Schülerinnen so stolze Madame Paterni nicht, ihren ganzen Einfluß zugunsten der künftigen Stiefmutter geltend zu machen, und es schien ihr in der Tat zu gelingen, wenn auch die Äußerungen darüber, zumal von seiten Cosimas, ein klein wenig konventionell klingen. So schreibt sie zum Beispiel: „Ich hoffe, daß Gott unsere Gebete erhört, daß wir bald die Frau Princesse unsere Mutter nennen dürfen, welche diesen Platz schon in unserem Herzen innehat." Doch der Wert dieser Erziehung war zweifellos groß. Die Kinder lernten die Pariser Museen kennen, wurden in diesen auf die verschiedenen Künstler aufmerksam gemacht, und auch das übrige Leben ging ihnen doch recht fröhlich ein. Vor allem machte Cosima gute Fortschritte, und zu Beginn des Jahres 1852 schrieb sie schon in deutscher Schrift deutsche Briefe. Sie sehen und erleben alles. Sie nehmen Anteil an dem „Mardi gras" und sehen den Faschingszug, von dem Cosima schreibt: „Der Ochse war sehr schön, aber der char (Wagen) war abscheulich." Auch in die Große Oper werden die jungen Damen geführt, und sie hören die eben in Paris so sehr gelobten und gefeierten Hugenotten von Meyerbeer.

Inzwischen war die Großmutter nach Weimar zu Besuch ihres Sohnes gereist, und es war dadurch der Einfluß der Madame Paterni ein noch unmittelbarer. Freilich hatte Cosima starke Sehnsucht nach Frau Anna, was aus den zärtlichen und kindlichen Briefen sehr klar hervorgeht. Aber sie ist doch sehr stark mit ihren

Studien beschäftigt, und vor allem tritt bei ihrem Klavierspiel das tiefe musikalische Verständnis, das ja immer stärker geworden ist, schon damals deutlich hervor. Sie schreibt einmal im Juli 1852: „Herr Seghers läßt uns die Ouvertüre von Don Juan spielen. Dieses Stück gefällt uns sehr, und die großen Schönheiten, welche darin sind, machen uns schaudern jedesmal, wenn wir es spielen." Sie drückt also hier schon das aus, was Richard Wagner in so großartiger Weise von der Ouvertüre und freilich auch von der ersten Szene dieses Mozartschen Werkes sagt.

Rührend aber ist die Anteilnahme an den Erfolgen des Bruders in seinem collegue, die allerdings außerordentliche waren. Der Vater hatte früher die Mißerfolge des Sohnes ziemlich scharf und energisch gerügt, und Daniel hat daraus die nötigen Konsequenzen gezogen. Cosima aber gibt eine entzückende Schilderung von der Preisverteilung, zu der sie sich begeben hatten: „Die Preisverteilung hat Punkt 12 Uhr begonnen. Sie wurde mit einer Rede eröffnet über den Nutzen der guten Lektüre. Diese Rede, gesprochen von Rousset, Professor der Geschichte, ließ nichts zu wünschen übrig, und nach weiteren zwei Reden, eine von Monsieur de Roillet, welcher den Vorsitz führte, und die andere von seiten des Revisors, wurden die Namen der Schüler genannt, welche den Preis empfingen. Man war bei der zweiten Klasse angelangt, als ein Regen losbrach, zuerst ganz fein, der aber bald sich in einen Wolkenbruch verwandelte und alle überschwemmte, sei es auf dem Platze, sei es unter den kleinen Säulen, wo man sein Heil suchte, ebenso wie das die professoralen Größen getan hatten. Wir für unsern Teil, lieber Papa, hatten kaum einen trockenen Faden an uns, von dem Oberkleid angefangen bis auf das, was unmittelbar auf unserer Person lag. Wir achteten gar nicht darauf, entschlossen, unsere Plätze nicht zu verlassen. Sie begreifen recht wohl, lieber Papa, daß der Platz der Versammlung nur ein großer Hof war, über das man ein Tuch von grober Leinwand gespannt hatte, keineswegs wasser-

dicht, aber durchsichtig genug, so daß durch dieses nicht bloß die Wassertropfen aus trafen, sondern direkte Güsse. Die Schülerscharen sprangen, so gut sie konnten, auf die Bänke und lachten über den Trubel, welchen der Regen unter den Anwesenden hervorgerufen. Diese kleine Episode dauerte zwanzig Minuten. Dann trat wiederum einigermaßen Ordnung ein, und die Verteilung der Preise begann aufs neue. Und zwar für die dritte Klasse. Und nun wurde der Name Liszt proklamiert, daß er den ersten Preis in der ersten Abteilung verdient, dann den zweiten Preis im Latein und nun — Sie wissen ja den Rest, lieber Papa. Nachdem wir vor Kälte zitterten, sind wir mit unserem „Moutard zu Herrn Seghers gegangen, welcher gegenüber des Collegs wohnte und unsere Freude teilte". Das Weitere ergab sich von selbst. Sie ließen eine Droschke holen, fuhren nach Hause und haben dort die Kränze, die Daniel erhalten, über dem Bildnis des Vaters und der Großmutter aufgehängt, nur provisorisch, weil sie dieselben heimschicken wollen. Die rührende Teilnahme an Daniels Schicksal durchzieht ja bis zu dessen frühem Tod das ganze Leben Cosimas. Es hat etwas unendlich Rührendes, wie sie an dem jüngeren Bruder hing, wie ja auch dieser gerade ihr eine unendliche Liebe entgegengebracht hat.

Etwas von der Veranlagung der Mutter tritt doch jetzt auch bei Cosima hervor. Das ist ihr starkes Verständnis und ihre tiefe Neigung für die Geschichte. Vierzehnjährig liest sie das Buch von Mignet über die „Geschichte der französischen Revolution", und dann wird sie von Madame Patersi in das Stadthaus geführt, wo ja ein guter Teil dieser Revolution sich abgespielt hat. Sie zeigt dabei, daß die Namen derer, die hier ihr Leben verloren, ihr frisch im Gedächtnis hafteten. Diese Vermengung von eigener Kenntnis und der Wirkung der Anschauungen in diesem jungen Wesen ist von eigenartiger Bedeutung und zeigt uns Cosima von einer Seite, die sich fortan mehr und mehr entwickelt hat. Denn gerade bei ihr

macht sich das Verständnis für Persönlichkeit und für geschichtliche Ereignisse in allen Fällen geltend. Es ist seltsam, wie sie dieses klare Verständnis für den Gang der Welt in ihrem so frühwachen Geiste zu vereinigen weiß mit dem nicht minder tiefgehenden religiösen Empfinden. Eine Szene: Madame Patersi führt sie in die Kirche, um der Konversion einer jungen Freundin beizuwohnen, die von der reformierten Kirche zum Katholizismus übertrat und die nun von dem Beichtvater Cosimas, Abbé Bucquet, getauft wurde, und sie wurde mit ihrer Schwester zu den „filles spirituelles" ernannt. Mit feinem Takt weiß sie davon zu berichten, ohne irgendwie etwas anderes zu empfinden als die tiefste Religion des Herzens. Ein anderes Bild, über das sie wieder englisch berichtet: sie besuchen das Artilleriemuseum, um dort den in Paris angekommenen Abd-El-Kader zu sehen. Mit großem Interesse betrachten sie diesen merkwürdigen Menschen.

Also an Eindrücken fehlt es nicht. Der tiefste aber entsprang doch dem Buch von Beauchesne, das ihnen um diese Zeit von ihrem Beichtvater Bucquet übergeben worden war. Es ist die Schrift über den armen Dauphin, die dessen Schicksale, dessen Todeskampf und dessen Tod schildert. „Wir machten alle diese Schrecken der Revolution durch, und wir sahen, wie groß die Ergebung der königlichen Familie war."

Dazu kam jetzt auf dem Klavier Beethoven und Haydn in seinen heiteren und liebenswürdigen Symphonien. Es sind echte Künstlerkinder, die nicht in der Bohème aufwachsen, sondern unter ernsten und, man muß es zugestehen, verständigen Händen.

Fast möchte man meinen, daß des Stoffes allzuviel auf Geist und Gemüt der beiden jungen Damen gehäuft worden wäre. Manchmal fühlt man doch die östlich eingestellte Art des Unterrichts der Madame Patersi. Im ganzen erwecken die jungen Mädchen den Eindruck von zwei Prinzessinnen, die mit so viel Lebensart und Lebenschic, aber auch mit einem möglichst umfangreichen

Wissen begnadet werden sollen, um das ganze Endziel jener damaligen Prinzessinnenausbildung zu erreichen: sich keine Schwäche zu geben und zu glänzen.

So bildete das religiöse Moment ein keineswegs zu unterschätzendes Gegengewicht, und Predigten von Männern wie dem Abbé Gabriel machten auf sie den tiefsten Eindruck. Es war in der Tat ein Wort, direkt gesprochen für die ganze Natur Cosimas, wenn Gabriel sagte, daß das ganze Leben der Frau nichts anderes sein dürfte als ein Opfer, und daß sie nichts anderes wäre als eine lebendige Hostie. Da horchte das Kind hoch auf, wie sie ja auch die Worte, die einst in Versailles gesprochen worden sind, mit vollem Verständnis aufnahm: „Die Könige sind geschaffen für die Völker und nicht die Völker für die Könige." Man sieht, es lebte doch etwas von der Natur und dem Wesen ihrer Mutter in ihr, und so konnte sie sagen, „ich liebe nicht den Charakter Chateaubriands. Seine Seele ist mir zu trocken, zu kalt und überdies zu egoistisch".

Im übrigen neigte sich das ganze Fühlen und Empfinden doch mehr der Musik zu. Die Konzerte, die sie besucht, sei es nun eines bedeutenden Künstlers wie Vieuxtemps, oder ihres eigenen Lehrers Seghers, — immer ist sie mit voller Seele dabei. Sie ergreift Partei für eine junge Künstlerin wie Fräulein Kraus, die eine Klientin ihres Vaters und durch ihn auch der Fürstin war. Sie bemerkte zwar, daß dieses Fräulein im Konzert besonders von den Deutschen gefeiert wurde, und sie meinte, daß der Beifall, den sie erhielt, hauptsächlich dem Werke, das sie wiedergegeben, nämlich den „Patineurs", diesem stark wirkenden Arrangement ihres Vaters, gelte. Auch zu Coßmann ging sie, der ja zum Lisztschen Kreise gehörte, ebenso wie dieses Fräulein Kraus, das dann den Weg in die Rue Casimir Perier gefunden hat und dort freundlich aufgenommen wurde. Den wichtigsten Einfluß aber übte musikalisch doch immer Seghers, der auch das Klavierspiel der jungen Damen

nicht bloß überwachte, sondern lenkte und leitete. Durch ihn lernten sie Weber und Beethoven kennen. Ganz merkwürdig ist das Erwachen des Interesses für die Kunst des eigenen Vaters. Langsam werden sie in dessen Werke eingeführt, die ihnen durch die Musikzeitung kundbar werden. Aber Seghers tut noch mehr — er stellt gewissermaßen den musikalischen Kontakt zwischen dem Vater und den Kindern her. Und wenn er selbst nach Düsseldorf zu einer großen Festaufführung, bei der Liszt beteiligt sein sollte, reist, so regt er den Gedanken an, daß dort die Kinder ein Wiedersehen mit ihrem Vater feiern sollten. Denn seine Erfolge waren für sie etwas Selbstverständliches und etwas Großes. Und wenn sie der Großmutter nach Weimar zu ihrem Geburtstag schreiben, so meinen sie, daß sie die Ferne mit Geduld ertragen, „wenn sie an das Glück denken, daß Du haben wirst, alle succes unseres Vaters zu sehen und davon zu genießen. Nicht wahr, liebe Großmutter, Du wirst uns ein langes Brief schreiben und uns alles am einzelnen erzählen, damit wir von weitem an den Ruhm unseres Vaters uns zugesellen können. Dies ist unsere größte Freude und der Trost unserer Entfernung".

Es lag aber doch ein starker Druck auf den Beziehungen zu dem Vater. Madame Patersi ließ keinen Brief an ihn passieren, den sie nicht gelesen hatte, und wenn sie nicht dazu kam, so mußten die Briefe einfach liegenbleiben, oft wochenlang. Es war eine Art Diktatur, die sie führte, und es kam ihr nicht darauf an, den Lehrer zu wechseln. So wurde an Stelle jenes Blachta, der die Kinder in der deutschen Literatur unterrichtete, ein anderer gesetzt, namens Stephens, der mehr Gewicht auf Stil und Schreibart, denn auf die Interpretation der Literatur legte. Aber die Kinder müssen sich fügen, und sie fügten sich, und das mag in der Tat die Briefe stark beeinflußt haben. Im übrigen war der Umgang, den sie pflogen, ein im hohen Grade interessanter. Und darin legte Madame Patersi ihnen verhältnismäßig wenig Zwang an. Die Töchter des

berühmten Vaters sollten mit berühmten Leuten verkehren. So brachte sie dieselben nach La Muette in das Landhaus der Familie Erard. Dort lernten sie eine Reihe von Künstlern kennen, so Léon Fauche und seine Frau, und die beiden Gutmann und Krieger. Diese spielten natürlich. Aber auch an die beiden jungen Damen wurde das Ansinnen gestellt, sich hören zu lassen. Sie weigerten sich anfangs, aber da sprach ihre Erzieherin ein Machtwort. Sie meinte, daß es richtig sei, zu spielen unter dem Gesichtspunkt, daß sie ja nichts anderes werden sollten als Liebhaberinnen dieser Kunst, und daß sie keineswegs die Vollendung anzustreben hätten. Und sie hat hinzugefügt: „Sie werden vielleicht schlecht spielen, aber spielen Sie!" — „Wir haben gespielt. Blandine eine Etüde von Czerny und eine russische Arie in kirchlichem Charakter, denn das waren die einzigen Stücke, die sie auswendig konnte, und ich die ‚Dritte ungarische Melodie' und das ‚Lob der Tränen'. Auch Daniel spielte, und zwar den Alexandermarsch ohne Variationen." Sie wurden stark applaudiert. Daniel meinte mit seinem feinen Humor, der schon bei dem Knaben in so reizvoller Weise hervortrat, „daß er dem Herrn Erard sein Klavier ruinieren werde". Dieser aber erwiderte: „Nichts, was von Liszt ist, kann ein Klavier schädigen", und zwei Tage später sandte in der Tat Erard einem alten Versprechen gemäß den jungen Damen ein neues Klavier. Das war auch nötig. Denn unter Seghers Leitung machten sie immer größere Fortschritte. Er führte sie in die Werke aller Komponisten ein. „Das will sagen, mein lieber Vater, daß wir bereits Ihre Werke attakieren, welche in unserem Kreise Furore machen und die wir vielleicht noch recht unvollkommen spielen."

Das Interesse der jungen Damen war ein sehr reges und wurde durch Madame Patersie auf recht gute Weise gesteigert. Sie ließ ihnen in der Arsenalbibliothek die ersten Drucke Gutenbergs zeigen, das Tagebuch Heinrichs II., das mit so wundervollen Zeichnungen geschmückt ist, ebenso das Karls VII. Auch die alte Bibliothek von

St. Geneviève wurde ihnen durch einen Bekannten gezeigt. Andererseits besuchten sie den „Jardin des plantes", an dessen wundervollem Blumenflor sie großen Gefallen fanden. Dann lasen sie Walter Scott und von Augustin Thierry die Geschichte des dritten Standes. Nicht uninteressant ist eine Schilderung, welche Blandine von der Taufe einer jungen Jüdin macht: „Sie wurde durch den Abbé Ratisbonne getauft, der, gleichfalls Jude, katholisch und ein bemerkenswerter Priester geworden, ebenso wie einer seiner Brüder sich bekehrt. Diese Zeremonie geschah in dem kleinen Kloster, das durch diese beiden Priester gegründet worden, um die Bekehrung der Juden vorzubereiten. Aus diesem Grunde hat man sie Notre Dame de Sion genannt."

Aber sie lernten freudig, denn schon klangen in der Rue Casimir Perier Verheißungen, die sie mit großer Freude erfüllten. Es ist, als ob seit dieser Zeit, dem Juli 1853, ein lebhafterer Geist in ihre Briefe eingezogen. Das zeigte eine Schilderung Cosimas vom „Salon", wo sie die beiden Bilder von Gallait „Tasso und Egmont im Gefängnis" vor allem bewunderten. Der Verkehr erweiterte sich, und die Feste, die sich in Paris vollzogen, so vor allem das große Fest im August 1853, haben sie sehr genau betrachtet. Sie sehen die feurige Apotheose Napoleons I., die Beleuchtung der verschiedenen Kirchen. Auch in der Umgebung von Paris tun sie sich um, und beide, zumal Cosima, wissen von diesen Spaziergängen nach St. Cloud und Versailles viel zu erzählen. Dort besichtigen sie das Truppenlager und waren von dem Geiste, der dort herrschte, sehr begeistert.

Aber nun kam das große Ereignis. Nach langer Zeit durften sie den Vater wiedersehen. Nach dem Musikfest in Karlsruhe und der historisch gewordenen Fahrt nach Basel, wo Liszt mit seinen Schülern dem Einsamen in Zürich ein freudiges Rendezvous gab, kam er mit diesem nach Paris. Nun lernten die Kinder auch den großen Freund ihres Vaters kennen, für den dieser nun seit Jahren seine ganze Persönlichkeit eingesetzt. Richard Wagner schreibt dar-

Cosima Liszt (im Hintergrunde) mit ihren Geschwistern Blandine, Daniel, der Großmutter Anna Liszt und der Erzieherin Saint Mars. Pariser Zeit 1853

über in seinen Erinnerungen: „Eines Tages lud mich Liszt zu einem Familienabend bei seinen Kindern ein, welche unter der Obhut einer Erzieherin zurückgezogen in Paris lebten. Es war mir neu, meinen Freund unter den bereits noch aufwachsenden Mädchen und im Verkehr mit einem soeben vom Knaben zum Jüngling reifenden Sohn zu beobachten. Er selbst schien verwundert über seine väterliche Lage, von welcher er längere Jahre nur die Sorge, aber nicht die lohnenden Empfindungen erfahren hatte." Auch hier kam es wieder zum Vorlesen, nämlich des letzten Aktes der „Götterdämmerung", somit des ersehnten Schlusses des Ganzen. Auch Berlioz und der berühmte Feuilletonist Jules Janin nahmen daran teil. Wagner begegnete ihnen noch zweimal, einmal bei Erard und dann im Palais Royal. Wagner schreibt darüber: „Hier traf ich wieder mit dessen Kindern zusammen, von denen namentlich das jüngste, der Sohn Daniel, durch seine große Lebhaftigkeit und die Ähnlichkeit mit seinem Vater einen rührenden Eindruck auf mich machte, während ich von seinen Töchtern nur die anhaltende Schüchternheit zu bemerken hatte." Das war die erste Begegnung zwischen dem reifen Mann und dem jungen, werdenden Mädchen, das aber innerlich jetzt schon mit dessen Werken viel mehr vertraut war, als Richard Wagner ahnte.

Madame Patersi hinderte die Kinder, gleich wieder dem Vater zu schreiben, indem sie meinte, daß er in Weimar anderes zu tun habe, als ihre Briefe zu lesen. Dann schrieb Cosima: „Endlich ist das Sigel gelöst, und wir können Ihnen nun sagen, wie sehr Ihre Anwesenheit in Paris uns glücklich gemacht hat, nicht bloß, weil wir das Glück gehabt haben, Sie zu sehen, sondern weil sich für uns eine ungeheure Wandlung ergeben hat. Wir verstehen jetzt besser das Gute, und in die Dankbarkeit, Ihren Namen zu tragen, mischt sich der unaussprechliche Wunsch, Sie glücklich zu sehen durch uns. Die völlig mütterliche Güte der Prinzessin, ihrer Tochter, die uns als Schwester und Daniel als Bruder betrachtet, alles das,

mein theurer Vater, gibt Ihren drei Kindern eine unendliche Fülle des Glückes. Wir müssen Ihnen das wiederholen und sagen Sie der Prinzessin, daß wir sie schon wie eine Mutter lieben, und daß sie uns Dinge gesagt hat, die wir nie vergessen werden. Segnen Sie uns beide, lieber Vater. Von unserer Seite bitten wir Gott, daß er uns nichts mehr zu wünschen übrigläßt und daß wir den Namen ‚Mutter' der geben können, welche all ihr Glück von Ihnen empfangen wird, wie Sie alles Glück von ihr." Und im gleichen Sinne schrieben sie an die Fürstin selbst, wie sie ja sicher mit der Vermählung der beiden rechneten. Eigenartig mutet da der Besuch der Madame d'Artigaux an, der ersten Liebe ihres Vaters, die zu ihnen kam, als sie ihr krankes Kind zu den berühmten Ärzten von Paris brachte, und sie reich beschenkte.

Ihre musikalischen Studien hatten durch Liszts Anwesenheit an Intensität gewonnen, und zumal Seghers war weiterhin noch stärker bemüht, sie zu fördern, aber auch ihr Interesse an musikalischen Dingen zu steigern. So geht seine Frage durch die Töchter an Liszt, ob Mendelssohn an der Symphonie Schuberts Striche gemacht. Dann bat er um das Verzeichnis der Lisztschen Werke, die nun die Kinder alle der Reihe nach lernen sollten. Und da fährt Cosima doch schon ein stattliche Reihe auf von denen, die sie schon gespielt: Die Illustration zum Propheten, die Phantasie über Lucia, Robert den Teufel und die Hugenotten, „Le Galopp chromatique" und die „Consolations".

Die Wohnung der beiden jungen Damen war nun auch bald das Ziel vieler deutscher Künstler. So finden wir das Fräulein Spohr, die Tochter Ludwig Spohrs, im Verkehr mit den jungen Damen und viele andere. Aber Liszt hatte schon damals für seine ältere Tochter mancherlei besprochen. Er wollte sie so früh wie möglich verheiraten, und zu diesem Zwecke wurde Blandine mit einem Herrn Ld. in dem Wartezimmer ihres Beichtvaters Bucquet in Gegenwart mehrerer Personen zusammengebracht. Das zweitemal im Jardin d'Hiver. Der Eindruck war kein günstiger: „Er hat", schreibt

die Selbstbewußte, „in keiner Weise jene Distinktion, die ich an meinem Gemahl wünsche, um ihn würdig zu finden für Ihren Schwiegersohn. Man kann im ganzen nicht sagen, daß er gewöhnlich sei, aber man kann ihn auch nicht distinguiert nennen. Ich gestehe, daß in bezug auf Moralität und seine Kenntnisse, die er für seine Wissenschaft nötig hat, alles günstig steht. Ld. ist ein Mann der Zukunft. Ich finde nun nicht, daß dies genug sei. Ich wünschte in seinem Geiste ein wenig charme für die Gegenwart, um ein wenig die Erwartung dieser Zukunft zu verschönen, die durch sein Wissen prophezeit wird. Nachdem ich, mein lieber Vater, sicher bin Ihrer väterlichen Zärtlichkeit und ebenso sicher weiß, daß Sie mich niemals zwingen werden, mich gegen meinen Willen zu verheiraten, habe ich Monsieur Bucquet und Madame Patersi die ganze Wahrheit gesagt und alles ist aus. Es ist alles ohne Auffälligkeit gemacht worden."

Der Brief ist im hohen Grade interessant und zeigt, wie bestimmt und selbständig die beiden Kinder schon geworden waren und wie doch das Leben jetzt mehr und mehr an sie herantrat. Im übrigen schien alles eingestellt zu sein auf die baldige Heirat Liszts mit der Fürstin. Am 3. April schrieben die Töchter gemeinsam an die Fürstin mit der Überschrift „Madame (ou plus tant bien chère Mère)". Sie danken für die mütterliche Zärtlichkeit, die in dem Briefe der Fürstin zum Ausdruck kam: „Ja, Madame, seien Sie unsere Mutter, Sie sind es schon seit langer Zeit. Die charmanten Uhren, die Sie uns zum Namenstag unseres Vaters gaben, haben die erste Stunde gezeigt, in der wir uns eines Glückes ohne Bitterkeit erfreuen, wie wir es seit langem nicht genossen, und sie werden uns immer den Wert unseres Vaters verstehen lassen. Alle Anregungen, welche uns Ihr Brief gibt, theure Mutter, sind uns seit langem durch Madame Patersi nahegelegt worden. Wir fühlen lebhaft die ganze Bedeutung von Madame Patersi, sie verwöhnt uns in keiner Weise, aber wir sind nicht weniger dankbar dafür, daß Sie uns ihrer Sorge anvertraut haben. Sie unterhält uns oft von

Ihren Leiden, und glauben Sie recht wohl, theure Mutter, daß unser Herz sich daran gewöhnt, sie zu teilen, und daß der Tag, welcher ihnen ein Ende bereitet, tausendmal gesegnet wird durch uns wie durch alle, welche Sie lieben." Das war viel gesagt, auch wenn man den starken und diktatorischen Einfluß der Madame Paterſi abzieht.

Dann sahen sie Daniel nach Weimar reisen, und sie teilten neidlos die Freude an dem Glücke ihres Bruders, den sie so zärtlich liebten und den sie für die Reise nach Deutschland gründlich vorbereitet. Sie lasen mit ihm das Buch der Madame Staël über Deutschland und sprachen mit ihm fleißig Deutsch, damit er einigermaßen geschult nach Weimar käme. Sie empfingen auch mehr Taschengeld und wurden gewissermaßen jetzt schon als erwachsene Töchter behandelt. Die Zukunft wurde ihnen ganz nach französischem Muster vorgestellt, und Cosima selbst schreibt jetzt, daß sie recht wohl begreifen, wie sie jetzt zu guten, braven Frauen erzogen werden.

Daneben wird die Bildung noch erweitert. Cosima geht mit Frau von St. Mars in die Kammer, um einer Sitzung anzuwohnen. Sie berichtet darüber mit einem leisen ironischen Einschlag, daß es keineswegs stürmisch gewesen sei, daß P. gegen die Revision der Konstitution gesprochen und Henry de la Moskowa über eineinhalb Stunden über die „Credits fonciers". Das war ihnen reichlich genug. Sie sind gegangen. Das Interesse war nicht allzu groß.

Inzwischen begannen auch die Studien sich dem Ende zuzuneigen, und selbst Madame Paterſi meinte, daß die beiden nunmehr „emeritierte Professoren" werden könnten. Das Hauptgewicht legten sie nun in der Tat mehr auf die Musik und auf die Religion. Sobald ein neuer Prediger auftauchte, wie der Pater Hermann in der Kirche St. Sulpice, der übrigens ein Freund des Vaters und Musiker war, sind die ersten, die sich als Hörer einfinden, Madame Paterſi mit ihren Zöglingen. Der Sommer 1854 aber brachte eine ziemlich heftige Erkrankung der beiden, die ihnen große Schonung

auferlegte, und sie begrüßten es daher als eine Art von Erholung, als sie vom Vater die Einladung erhielten, sich unter der Führung von Madame Paterſi und des wackeren Belloni zu einer Begegnung nach Brüssel zu begeben. Am Abend des 18. Juli trafen sie dort im Hotel Bellevue mit dem Vater zusammen. Er kam von Rotterdam und Antwerpen und erwartete dort die Kinder. Er war sichtlich erfreut: „Sie sind gut, sie haben gutes Aussehen und gutes Herz. Wir werden ja in wenigen Tagen darüber uns des näheren unterhalten, jetzt bin ich völlig zu ihrem Dienst. Ich plaudere mit ihnen, oder besser gesagt, ich spreche vor ihnen und für sie. Madame Paterſi ist immer vorzüglich und vollkommen und das Wesen, das wir kennen und lieben. Sie hält immer völlige Ordnung, selbst bei dem Für und Wider einer gewissen Anzahl von konfusen Ideen. Ich fühle, daß ich mit ihr über alle wichtigen Punkte einig bin." So schreibt er an die Fürstin, eigentlich mehr als ihr Freund und gewissermaßen Bevollmächtigter denn als Vater. Aber der ist doch bei der Reise selbst zum vollen Durchbruch gekommen: „Gestern sind wir nach Antwerpen gefahren, und wir haben den sehr schönen Tag im Zoologischen Garten zugebracht. Das ist der berühmteste von ganz Belgien. Wir haben uns das Vergnügen gemacht, Löwen, Tiger, Geier und Straußen Revue passieren zu lassen. Von da waren wir im Museum, um die superben Rubens zu betrachten: den Lanzenstich, dann die Anbetung der Magier, die Dreieinigkeit, glänzende Werke. Dann haben wir mit den Schotts bei Kufferath gespeist. Ich habe nach dem Essen gespielt, denn Kufferath ist ein renommierter Klavierkomponist in Brüssel, ein Schüler von Mendelssohn. Diesen Abend werden wir diese Sitzung erneuern und die Neunte Symphonie mit Rubinstein spielen." Er spricht von seiner Sehnsucht zu der Fürstin und daß er sich ohne sie langweile. „Wir sprechen fortwährend von Ihnen bei Gelegenheit von allen Dingen." Man sieht, wie er doch hier zwischen zwei Welten stand, und es scheint ihn auch eine andere

Sache verwirrt zu haben. Nämlich er erfuhr, daß die gelehrte „Diotyma", wie er Daniel Stern ironisch nennt, in Brüssel gewesen sei, um den General Beudon für ihre Geschichte der Revolution von 1848 zu konsultieren. Die Töchter kehrten nach Paris zurück, und Cosima lieferte einen wundervollen Bericht über diese Rückfahrt, über die Leiden, die Belloni in der Hitze ausstand, und auch über den Zustand, in welchen die arme Madame Patersi gerade auf dieser Fahrt wiederum geraten war. Dort in Paris aber besuchte sie der junge Louis Berlioz, ganz erfüllt von den kriegerischen Ereignissen im Osten. Er kam von Kronstadt, um sich nach Sebastopol zu begeben. Er bildete den reinen Gegensatz zu dem armen Belloni, der jetzt in Verzweiflung über die Saison, über die Bankrotte der Verleger und über die furchtbar drohende Not ganz der Botanik hingegeben und ein Schüler von Linné geworden war. Es ist im hohen Grade reizvoll, wie sie die beiden schildert und den Bramarbas dem harmlosen Belloni gegenüberzustellen weiß. Entzückend aber ist die leise ironische Schilderung der Großmama, die ihre neue Wohnung gegenüber der Polizei hat und nun sieht, wie die Verbrecher eingeliefert werden, über die am nächsten Morgen in der Zeitung berichtet wird. Sie weiß aus dem Anblick derselben bereits ihre Unschuld oder ihre Schuld herauszulesen.

Das wichtigste Ereignis der Saison war das Konzert von Hector Berlioz, der in der Zwischenzeit ja auch in Deutschland in Franz Liszt einen Vorkämpfer und Interpreten gewonnen hatte. Es war ein großes Konzert, zu dem die beiden jungen Damen in der Begleitung Seghers gingen, um die „Flucht nach Ägypten", den „Traum des Herodes", die „Ankunft in Sais" und die „Devins" anzuhören. Das Konzert machte auf die jungen Damen wie auf das ganze Publikum einen großen Eindruck. Entzückend ist, wie Cosima die Begeisterung ihres Bruders schildert: „Daniel hatte für die ganze Familie die Claque übernommen und hat sich in ehrenhafter Weise dieser Rolle entledigt, mit anhaltendem Eifer, Begeisterung

und guter Haltung. Der Marsch, welcher die erste Partie eröffnet, ist eine in der Tat entzückende Sache und hat auch eine ungemeine Wirkung erzielt. Diese hielt an, ganz besonders für die Szenen der ‚Devins', in der Berlioz in einer überragenden und wunderbaren Weise die kabalistischen Ideen verarbeitet. Der ganze Saal war ergriffen von dieser Wucht der Instrumentation. Die ‚Flucht nach Ägypten', die schon in Paris gehört war, mußte wiederholt werden. Mit einem Worte: die Werke Berlioz' haben einen Riesenerfolg errungen."

Das Schicksalsvolle aber an diesem Konzert war die Begegnung mit der Mutter. Cosima schreibt darüber offen und fast mit einem kleinen Grad von Energie. „Madame Patersi wird Ihnen, mein theurer Vater, gesagt haben, daß unsere Mutter in dem Konzert von Berlioz am letzten Sonntag anwesend war und daß sie dort mit uns übereingekommen, daß sie am Dienstag um ein Uhr uns abholen wird und um neun Uhr zu uns zurückbringt. Das hat in der Tat stattgefunden. Sie hat uns zu sich gebracht, hat uns zuerst emporsteigen lassen in ihr Arbeitszimmer, wo sie uns einen Augenblick allein gelassen hat, uns bittend, hier uns etwas auszuwählen. Wir haben hier über der Bibliothek, theurer Vater, Ihr Medaillon in Bronce gesehen und Ihr Portrait en face von Ingres, das ganz allein an der einen Wand hing. Dann kam sie zurück und fragte uns, ob wir das Haus schön fänden. Sie hat sich über unsere Lebensweise eingehend informiert, über unsere Arbeiten, über unsere Beziehungen, über unsere Gewohnheiten und sagte uns, daß sie Daniel ungemein lieb fände. Auf den Wunsch hin, den sie uns ausgesprochen hat, die Werke Wagners kennenzulernen, haben wir ihr den ‚Lohengrin' und den ‚Fliegenden Holländer' gebracht. Da Daniel den ‚Tannhäuser' in seiner Pension hat, konnten wir ihn ihr noch nicht geben. Das wird ein anderes Mal geschehen, ebenso wie Ihre Broschüre über die beiden Werke, für die sie ein lebhaftes Interesse gezeigt hat. Sie war im hohen Grade charmant gegen

uns, voller Zärtlichkeit, Liebe und mütterlicher Sorge, nichts anderes zeigend als Glück und Freude, ohne irgendwelchen Hintergedanken. Wir haben viel zusammen gesprochen von Ihnen, lieber Papa, wie man eben sprechen kann. Sie hat uns u. a. gesagt, daß, wenn das Geld, das sie uns anbiete, Ihnen nur im geringsten mißfiele, würde sie nicht mehr davon reden, ebensowenig von dem italienischen Lehrer, den sie uns zu geben wünschte, weil sie einen sehr distinguierten Mann kenne, welcher uns das Italienische vorzüglich beibringen könnte und der uns, wie sie meinte, angenehm wäre. Aber sie hat ausdrücklich betont, daß sie darauf unbedingt verzichte, wenn es Ihnen nicht passen würde, und fügte hinzu, daß es das Wesentlichste für sie sei, uns zu sehen, und nachdem Sie ihr diese Erlaubnis gegeben, möchte sie die Dinge in keiner Weise komplizieren. Heute besucht sie Daniel, zu dem wir uns begeben werden. Sie hat uns auch gesagt, daß sie die Bücher, die uns interessieren könnten, von Herzen gerne geben würde. Im ganzen sind die Beziehungen mit ihr sehr gute, sehr zarte, sehr innige und zärtliche von der einen und von der anderen Seite. Sie zeigt eine hohe Schätzung für Madame Paterſi, und alles, was wir ihr gesagt haben, konnte sie nur in diesen Gedanken bestärken. Sie hat uns zu verstehen gegeben, daß sie ein wenig später uns mit Madame Paterſi zum Diner bitten würde und sie zu diesem Abend einige Personen, aber nur einfach von ihren Freunden, nicht von der Gesellschaft, einladen würde."

Das bedeutete einen großen Einschnitt in das Leben und auch in das Denken und Fühlen der beiden jungen Damen. Aus der Korrespondenz aber ersieht man, daß die Fürstin mit einer gewissen Nervosität auf diese Wendung der Dinge in Paris blickte und die weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Mutter und Töchtern zu verhindern suchte. In der Tat, auch auf seiten der Gräfin d'Agoult hatte sich der ganze Haß und die ganze Abneigung gegen die Fürstin gewendet. In ihr sah sie einesteils die Nebenbuhlerin, die sie um die Liebe des geliebten Mannes gebracht, andererseits die

gewaltsame Frau, deren Einfluß sie ihrer Kinder beraubte. Sie hat denn darüber später gesagt: „Diese Mutter, die man ihnen erwählte, war eine Frau jüdischer Rasse, welche in den Gängen des Vatikans ihr Leben verbringt." Wenn auch in diesen Worten eine gewisse Verkennung der Fürstin liegt, deren Herrschsucht ohne allen Zweifel immer große und keineswegs rein egoistische Zwecke hatte, so war doch der Gegensatz dieser einzigartigen Frau gegen die Fürstin durchaus selbstverständlich. Und man muß eigentlich bedauern, daß die Fürstin aus ihrem unbedingt katholischen Gefühl heraus, dem ja nie die starke Spur des Fanatismus, aber auch nicht des äußersten Doktrinarismus fehlte, auf die Kinder unter allen Umständen einen starken Gewissenszwang ausübte. Wie stark der Zwang war, der sie abhielt, bis zum Winter 1854 unter der Obhut der Madame Patersi von der Mutter so gut wie nichts an den Vater zu schreiben, das geht aus einem Briefe hervor, den Blandine noch vor dem Kommen der fürstlichen Sendbotin an den Vater geschrieben: „Ich beeile mich, Ihnen, lieber Papa, mitzuteilen, wie glücklich wir in diesem Augenblicke sind und Ihnen anzuvertrauen, wie wir uns dieses Glück verschafft haben, das uns solange versagt geblieben war. Wir haben Mama wiedergesehen, und diese Freude ist so groß und läßt uns den Schmerz einer so langen Trennung vergessen. Ich fühlte alle früheren Tage den Schmerz, sie nicht zu sehen, und ich trachtete, von Zeit zu Zeit Nachrichten von ihr zu erhalten, und ich war nie glücklicher, als wenn ich ihren Namen ausgesprochen hörte. Während der Ferien zu Neujahr hatte man in meiner Gegenwart ihre Adresse genannt. Bereits am nächsten Tage gingen wir aus, und ganz eingenommen von dem, was wir gehört, kam uns plötzlich auf unserem Wege die Eingebung, sie aufzusuchen, und so ist es geschehen, daß wir sie wiedersahen. Wir sind nur einen Augenblick bei ihr geblieben. Sie war tiefbewegt und fast erschreckt, indem sie uns wiedersah, und sie hat eine große Freude darüber an den Tag gelegt, indem sie wahrnahm, daß unsere Ge-

fühle für sie noch immer so lebhaft und ebenso innig seien. Als wir zur Großmama zurückkamen, haben wir ihr nichts von dem gesagt, was wir unternommen. Wir fürchteten, daß sie böse sei, daß wir etwas ohne ihren Rat unternommen. Aber ich hoffe jetzt, daß sie uns deshalb nicht zürnt und daß sie teilnehmen wird an unserem Glück, wie sie das immer getan hat. Mama sehnt sich, uns öfter zu sehen. Sie hat sich über unsere Studien informiert, sie hat unsere Aufgaben angesehen, und sie schien damit zufrieden. Wir sind bestrebt, ihre Besuche zu verlängern, und wir haben immer großen Schmerz beim Abschied. Die Damen haben die Güte gehabt, Daniel mehrmals ausgehen zu lassen, denn sie wollen uns die Gelegenheit geben zu dieser großen Freude. Er wird am Montag kommen und Mama ebenso, um uns alle drei wieder vereinigt zu sehen und des Glückes der Gegenwart aller ihrer Kinder zu genießen. Alle diese Freude, welche ich in der Nähe Mamas genieße, werde ich in der gleichen Weise bei Ihnen und bei Großmama empfinden, und glauben Sie nicht, daß wir Ihre Abwesenheit nicht schmerzvoll in diesen Tagen des Glückes empfinden. Mein Glück wird vollständig sein, wenn ich Sie sehen werde und wenn ich meine Zärtlichkeiten zwischen Ihnen und Mama teilen kann. Ich hoffe, mein theurer Vater, daß Sie nicht lange mehr zögern werden, Ihre Kinder zu sehen, die so lange Ihrer Person beraubt sind." Das war ein Gefühl, das sich unmittelbar aus dem Herzen Blandinens ergoß und das Cosima unbedingt mit ihr teilte.

Aber es scheint, daß gerade dieser Brief die Veranlassung gegeben hat zu der Sendung von Madame Patersi, wie jetzt das neue Auftreten der Mutter in Weimar ganz verschiedenartige Empfindungen geweckt hat. Man darf nicht vergessen, welche wunderbare Erscheinung diese Mutter war, die jetzt nach langem, heißem Ringen sich in Paris eine bedeutende Stellung gewonnen hatte. Im Jahre 1847 war ihre Mutter gestorben. Zwei Jahre darauf hatte ihre Tochter Claire den Grafen Charnacé geheiratet. Nun war sie frei

und kaufte sich auf der Höhe der Champs-Elysées an. Es war jene „Maison Rose", die ein Schmuckkästchen der Renaissance war und wo das geistreiche Paris verkehrte. Es war für die Kinder selbstverständlich ein Ereignis, als sie dieses Haus betraten. In der Tat war ja der Verkehr jetzt nicht mehr zu ändern. Handelte es sich doch vor allem bei Blandine bereits um eine heiratsfähige junge Dame, und auch Cosima war durchaus so weit entwickelt, daß sie ins Leben treten konnte, und so tief veranlagt, daß sie diese großen und bedeutenden Lebensfragen mit innerster Kraft erfaßte. Der erste Vorwurf, der von Weimar kam, scheint angespielt zu haben auf materielle Vorteile, die sich Blandine erwartet hatte, und sie hat darauf sehr fein, aber sehr energisch geantwortet: „Sie begreifen sicher so völlig die Freude, welche wir beim Wiedersehen unserer Mutter empfanden, daß ich gar nichts hinzuzufügen brauche, aber ich möchte Sie auf den Knien bitten, daß Sie gut genug von uns denken und niemals glauben, daß die Idee eines materiellen Interesses sich unserer Freude hätte zugesellen können. Ich bin sicher, mein Vater, daß ich in keiner Weise unruhig bin wegen meiner Heirat und daß die Jagd nach dem Gatten, wie Sie es so richtig nennen, mir als eine durchaus lächerliche Sache erscheint und nicht minder unmoralisch. Mein Geist und mein Herz sind in keiner Weise irgendwie belastet, und ich suche meine Gedanken nach oben zu richten."

Es war ein Verdacht, der gerade von der Fürstin sehr stark betont worden zu sein scheint, daß die Kinder von seiten ihrer Mutter ein größeres Vermögen erhalten könnten. Auf der anderen Seite aber suchte sie mit Geschenken gerade jetzt auf die Kinder einzuwirken. Sie schickte ihnen Erinnerungen an ihr Gut Woroninee und stattete sie reichlich mit Toiletten aus. Es ist interessant, wie die Kinder dazu Stellung nehmen, und die beiden jungen Damen bewähren sich dabei als echte Pariserinnen. Sie folgen indessen durchaus den Ratschlägen, welche ihnen die Mutter gibt, die ausdrücklich von einzelnen Kostümen sagt, daß in Paris die jungen

Damen solche nicht tragen. Eine seltsame Sache sind die Schriften Liszts über Richard Wagner, welche nun Marie d'Agoult dringend zu lesen verlangte. Wir wissen, daß der Artikel über den „Fliegenden Holländer" von der Fürstin geschrieben ist, und ich glaube nicht, daß dies den Kindern und auch der Gräfin unbekannt war. So liegt darin eine gewisse Ironie, nicht von seiten der Kinder, aber von seiten ihrer Mutter, wenn sie diese Schriften verlangt. Sie wollte sehen, wie weit der schriftstellerische Einfluß der Fürstin auf ihn gehe, der ja einst so stark unter ihrem Einfluß gestanden war. Die Antwort der Fürstin scheint recht herbe gewesen zu sein, jedenfalls muß gerade Cosima sich gegenüber dem Vater entschuldigen, aber sie äußert sich über den Einfluß der Mutter, der von Weimar her bekämpft wird, in merkwürdig selbständiger und taktvoller Weise: „Ich begreife vollständig, daß unsere Mutter sich an Sie allein wenden muß, daß von Ihnen allein die Antwort zu kommen hat und daß wir in dieser Sache nicht eine Stimme haben können im Kapitel weder für die Annahme noch für die Zurückweisung. Schließlich, mein lieber Vater, sind alle Irrtümer von mir aus geschehen, denn unsere Mutter hat sich in keiner Weise dieser Ausdrücke bedient; sie hat nur gesagt, daß sie eine Antwort von Ihnen erwarte und daß sie in nichts die Beziehungen stören möchte, die zwischen uns geschaffen worden sind. Das Wort des Mißfallens stammt von mir allein, und ich begreife recht wohl, daß in diesem Ausdruck etwas Unpassendes liegt, und ich entschuldige mich bei Ihnen, daß ich ihn gebraucht habe. Vergangenen Sonntag hat uns unsere Mutter zum Frühstück abgeholt. Wir haben bei ihr nur ihre Tochter gesehen, und um ein Uhr hat sie uns ins Museum geführt. Man hatte vorher ausgemacht, daß sie uns spazierenfahren würde, aber nachdem das Wetter furchtbar, waren wir gezwungen, diesen Plan aufzugeben, und so entschlossen wir uns, in den Louvre zu gehen. Dieser Besuch hat uns im höchsten Grade interessiert. Mama hat uns alle Bilder erklärt, hat uns auf die

Schönheiten derselben aufmerksam gemacht und uns auch einzelne Nachrichten aus dem Leben der Maler erzählt. Wir sahen den Saal der französischen Schule, wo sich die drei berühmten Bilder von Gros finden, dann den großen ‚salon carré', wo sie die verschiedenen Schulen verglich und uns auf die besonderen Schönheiten jedes einzelnen Malers aufmerksam machte und auf die Ähnlichkeiten, welche zwischen den Künstlern untereinander bestehen. Gegen drei Uhr verließen wir den Louvre, und sie hat uns nach Hause begleitet, wo wir Großmama fanden. Am folgenden Tag hat Mama Blandine einen kleinen Obstkorb gesendet, am Mittwoch hat sie die Dichtungen von Richard Wagner zurückgebracht und uns gebeten, Ihre Arrangements zu spielen. Sie hat sie sehr schön gefunden, aber unser Klavier war außerordentlich verstimmt, und sie bat uns, die Stücke ein anderes Mal zu wiederholen. Wir sollen ihr die Vorrede zu Ihren symphonischen Dichtungen bringen, sobald wir sie wiederhaben. Ich bin sehr glücklich, daß in den Beziehungen, die nun wieder zwischen uns bestehen, von keiner Seite Geheimnisse herrschen. In bezug auf unsere Empfindung scheinen alle Calculs aus Dingen dieser Art durchaus deplaciert, und ich habe eine wirkliche Freude empfunden, daß unsere Mutter unsere Beziehungen überhaupt nicht von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet. Wäre dies der Fall gewesen, so würde ich durchaus Schmerz empfunden haben, aber ich kann sagen, daß wir bei allen unseren Besuchen nichts gesehen haben als das Glück ohne jeden Hintergedanken und ohne jede Beimischung von Gegensatz. Sie spricht sehr viel von Ihnen, lieber Vater, und zwar so, wie ich gerne von Ihnen sprechen höre, und sie versäumt keine Gelegenheit, uns immer wieder zu sagen, daß wir alles Ihnen verdanken, daß wir Ihnen nie genug danken könnten, lieber Vater. Wir haben bis jetzt nur ihre Tochter bei ihr gesehen, und wir werden auch stets Sorge tragen, uns genau über alle Personen zu informieren, denen wir dort begegnen werden. Denn wir werden uns nie mit dem Gedanken

vertraut machen, daß die Rückkehr unserer Mutter zu uns eine Quelle von Geheimnissen, von Intriguen und von noch viel schlimmeren und dümmeren Dingen sei."

In der Zwischenzeit war Daniel von seinem Besuche in Weimar zurückgekehrt, begeistert und befriedigt, und die beiden Töchter ließen sich von ihm erzählen. Man kann aus dem Bericht erkennen, wie tief die Neigung der drei Kinder zueinander war. Sie haben seine Ankunft soviel wie möglich gefeiert, sind zusammen in die Comédie gegangen. Interessant ist, wie auch Daniel eigentlich als den einzigen Schatten, der auf seinen Weimarer Aufenthalt fiel, das Versäumnis des „Tannhäuser" betrachtet, der erst nach seiner Abreise aufgeführt wurde.

Es ist immerhin bemerkenswert, wie gerade jetzt die Fürstin alle Toilettenfragen der Liszttöchter zu erledigen suchte. Denn mit echt weiblichem Empfinden glaubte sie, daß sich gerade in diesen Fragen das Empfinden der Mutter am leichtesten den Kindern einflößen könnte. Es zieht sich fortwährend eine gewisse Unzufriedenheit durch die Briefe der Fürstin, und die Kinder müssen jeden Besuch bei ihrer Mutter rechtfertigen, und es scheint wirklich, daß hier das Feingefühl der Fürstin und selbst die notwendigste Delikatesse versagte. Sie müssen sich tatsächlich verteidigen, und sie tun das beide in feiner und entschiedener Art, freilich auch mit einem gewissen Zwang. Aber dieser geht unmittelbar auf Madame Patersi zurück, die sich jetzt in ihrem Elemente fühlte, indessen sie die Verpflichtung nicht abweisen konnte, die Kinder zu ihrer Mutter zu begleiten. Bezeichnend ist ein Wort Blandinens an die Fürstin: „Wir haben niemals die Rückkehr unserer Mutter zu uns betrachten können unter dem Gesichtspunkt, daß man uns unserem Vater entfremden wolle. Er ist es, der uns fördert, der uns immer fördern wird, und wir wollen nur seine Förderung, und das steht so fest in uns, daß es uns unmöglich erscheint, daß unsere Mutter eine andere Anschauung haben könnte. Sie ist stets sehr ruhig, sehr zurückhaltend, stets voller

Aufmerksamkeit für Madame Paterſi, worüber wir ſehr glücklich ſind. Wir gehören, Teuerſte, ohne Teilung zu unſerem Vater, und ich wüßte nicht, wer das ſein könnte, der unſere Gefühle irgendwie ändern würde. Wie Sie ſehr richtig ſagen, empfängt man die Gefühle von der Natur, es kommt ein Alter, wo man ſie beurteilt. Ich glaube, daß unſere Mutter recht wohl ſieht, daß wir ihr alle Zeichen des Reſpektes und der Liebe als Töchter geben. Aber es gibt von ihrer Seite her auch eine Zurückhaltung, welche zeigt, daß ſie die Dinge richtig beurteilt. Es gibt zwiſchen uns keinerlei Geheimnis, und wir haben es immer ſo gedacht. Es kann deren nicht geben. Aber, Teure, tauſendmal Teure, wie können Sie nur denken, daß Sie ein Eindringling ſeien! Niemals, in keinem Fall und zu keiner Zeit werden Sie ein Eindringling ſein. Da, wo die Liebe herrſcht, wie zwiſchen uns zu Ihnen, kann niemals von Eindringling die Rede ſein. Alle Fragen, die Madame Paterſi an Sie geſtellt, ſind in Wirklichkeit Produkte ihrer Vorausſicht, denn unſere Mutter hat in keiner Weiſe dagegen verſtoßen. Als wir ſie jüngſt am Abend verließen, hat ſie nicht einmal geſagt, wann wir uns wiederſehen werden. Sie hat nur gebeten, Daniel für Sonntag zu Tiſch zu haben."

Und mit dieſen Empfindungen und Gegenſätzen ging es nun in das neue ſchickſalsvolle Jahr hinein, das zunächſt völlig unter dem Zeichen der Mutter ſtand. Aber es hat doch einen eigenen Reiz, zu ſehen, mit welchem Charme beide Kinder dem Vater ſchreiben und auf dieſe Weiſe, ohne daß ſie es vielleicht ſelbſt ahnen, dem Einfluß der Fürſtin Schach bieten. So beginnt Blandine ihren Brief vom 19. Januar folgendermaßen: „Ich ſchreibe Ihnen, mein lieber Vater, während Coſimette das herrliche Trio von Schubert ſpielt, indem ſie mit ihrer Stimme Geige und Cello erſetzt, die ihr mangeln, ohne dabei zu empfinden, daß das Werk darunter leide und mich würdig und poetiſch inſpiriert. Wie alles, was ſchön iſt, ſich ganz natürlich zu Ihnen wendet, ſo kann ich nicht widerſtehen,

Ihnen einmal alle meine Liebe zu sagen. Es sind heute vierzehn Tage, daß wir bei unserer Mutter waren. Wir sind in den ‚Troubadour' von Verdi gegangen." Sie entwirft von diesem Werke eine so ironische Schilderung, die in der Erzählung jener Szene gipfelt, wo Leonore sich in die Arme des Grafen stürzt, weil sie glaubt, daß er der Troubadour sei. „Denn es ist Nacht. Wir haben daraus den Schluß gezogen, daß die Moral des Werkes im allgemeinen und im einzelnen die ist: man muß sich mit Laternen versehen." Sie erzählt dann, wie am Sonntag ihre Mutter sie wiederum abgeholt. „Sie hat uns sehr viel von der Dichtung des ‚Tannhäuser' gesprochen, die sie wundervoll findet, schöner als die beiden anderen, und sie hat mich gebeten, ihr die Romanze ‚O du mein holder Abendstern' zu spielen."

Besonders sucht jetzt die gelehrte und geistvolle Frau die Kinder auf die Architektur hinzuweisen. So hat sie mit ihnen die Sainte Chapelle besucht, wo sie ihnen die Feinheit der Gotik vorführte. Dann aber ging sie mit ihnen in die Comédie zu Molières Stücken, vor allem den „Geizigen" und zu den „Précieuses ridicules". Zu Hause aber hat sie ihnen nun den „Prometheus" vorgelesen und in der weiteren Folge die Ödipus-Trilogie.

Interessant ist übrigens, wie die Fürstin doch von der Bekanntschaft der Madame d'Agoult mit dem Maler Ingres einen Vorteil ziehen will und deshalb die Kinder beauftragt werden, Unterhandlungen wegen der Erwerbung einer Zeichnung einzuleiten.

Es war überhaupt durch das Auftreten von Madame d'Agoult ein lebhafterer Zug in ihr Leben gekommen. Wenn sie an dem einen Abend in der italienischen Oper Rossinis „Barbier von Sevilla" sehen und sich daran erfreuen, so spielt jetzt doch auch der literarische Geist, der im Hause Daniel Sterns herrschte, ein wenig auf die Kinder herüber. Sie werden, abgesehen von den Fragen der Architektur und der griechischen Dichtung, vor allem auch auf die Moderne hingelenkt, und die Mutter macht auf den englischen Roman-

schriftsteller Dickens aufmerksam, der ja damals eine ganz besondere Rolle spielte.

Es war jedenfalls für Cosima von entschiedener Bedeutung, daß sie jetzt kurz vor ihrem Abschied von Paris noch einmal mit der Mutter in näheren Verkehr treten konnte. Man merkt es auch ein wenig ihrem Stile an. Es geht ein eigenartiger neuer Zug durch ihre Briefe, und es ist seltsam, wenn sie schreibt: „Ich schreibe Ihnen inmitten der allgemeinen Stille der Pariser Natur; der Schnee fällt in großen Flocken und hält jeden in der Behausung zurück, kein Geräusch stört meine Gedanken, die ganz selbstverständlich sich zu dem wenden, der ihr nobelster Inspirator ist. Die Hauptstadt liegt im Düster, die Sonne bricht durch den Nebel und erzeugt ein geradezu phantastisches Licht, das uns ganz unwillkürlich an die düsteren Schatten des ‚Fliegenden Holländers' erinnert. Dieses Gedicht hat neben den wundervollen Artikeln darüber sich so tief in unser Gemüt eingeprägt, daß wir von nichts anderem träumen als diesem. Wir werden sie unserer Mutter leihen, ebenso wie die anderen, und auch die Broschüre über Wagner bringen, sobald wir sie erhalten haben." — Gern läßt sich die Mutter von den Kindern, und zumal von Cosima, vorspielen. Und in der Tat ist das Spiel der beiden jungen Damen zu einer Entfaltung gelangt, daß ihr Lehrer Seghers Liszt um die Erlaubnis gebeten hat, ob sie nicht an den Trio-Abenden, die er veranstaltete, mitwirken dürften. Liszt hat jetzt durchaus zugestimmt, was eigentlich verwunderlich ist gegenüber seiner späteren Haltung, wo er ein Auftreten Cosimas in der Öffentlichkeit absolut verwarf.

Aber die Fürstin kam nicht zur Ruhe. Immer wieder wußte sie einen bitteren Gedanken in die Herzen von Liszts Töchtern zu werfen. So schreibt einmal Cosima: „Teure, ich antworte sofort auf Ihren Brief, um Ihnen zu sagen, was ich nicht glaubte, daß es nötig wäre, Ihnen sagen zu müssen, daß in allen diesen Umständen wir niemals unserem Vater bloß passiv gehorcht haben. Was Ihren

Tadel betrifft, in dem Sie uns zu reinen Nullen machen, so ziehe ich vor, zu glauben, daß das weder gerecht noch begründet ist. Denn unsere Mutter hat uns das erstemal gesagt, daß Madame de Charnacé nichts lieber täte, als uns zurückzubegleiten. Wir aber haben ihr geantwortet, das könne und dürfe nicht sein. Das letztemal, als unsere Mutter uns zum Diner lud, war sie leidend, und sie hat Madame Paterſi gebeten, uns abzuholen, und da diese sich über ihre Müdigkeit beklagte, hat unsere Mutter Madame Charnacé vorgeschlagen. Ich vergaß zu sagen, daß Madame Paterſi ausdrücklich erklärt hatte, daß sie uns am Abend nicht mehr holen wolle. Was nun die Sache mit den 1200 frs. betrifft, so haben wir unserer Mutter ausdrücklich gesagt, daß wir nichts annehmen und nichts zurückweisen, sie müßte sich an unseren Vater wenden, der allein darüber entscheidet. Zwei- oder dreimal hat sie uns davon gesprochen, und wir haben immer dieselbe Antwort gegeben, und seit der Zeit hat sie geschwiegen. Im übrigen glaube ich, daß sie ebenso überzeugt ist von der ewigen und unveränderlichen Liebe und Dankbarkeit, welche wir unserem Vater entgegenbringen, und wir hoffen, daß wir niemals gezeigt haben, daß wir irgendwie vergessen hätten, was er für uns ist, und daß wir nicht überzeugt wären, daß auf seiner Seite das Recht, die Gerechtigkeit, die Größe und die Ergebenheit herrsche." Das war deutlich gesprochen.

Im übrigen sehen wir doch, wie die beiden sehr stark in das musikalische Fahrwasser hinübersegelten. Sie sprechen in ihren Briefen wie echte Künstlerinnen. Sie wissen über alle Künstler Bescheid, über Mendelssohn und seine Werke nicht weniger wie über Berlioz. Sie nehmen Partei, wie der Vater selbst, wenn über Wagner gesprochen wird, und sie schreiben ihm gerade in diesem Sinne sehr schön, daß das Genie von seiner Zeit nie verstanden wird. Sie lassen sich auch durch die Fürstin, die keinerlei Humor besaß, ihre gute Stimmung keineswegs verderben. Es ist köstlich, wie diese ihre Pflegetöchter zum Beispiel zu dem Maler Popelin schickt, um dessen

Gemälde zu betrachten und zu bewundern. Sie wissen sich glänzend aus dieser Affäre zu ziehen und spielen den Lehrer Popelins, nämlich Scheffer, gegen seinen Schüler aus. Entzückend ist die Schilderung von dem Papagei, welchen sich die Großmutter zugelegt hatte. Sie war des Vogels und seiner Gratiskonzerte, die er gab, schon ziemlich müde geworden. Cosima schließt die Betrachtung über den Papegan mit dem Hinweis auf den Esel des Matthias Claudius, welcher stets die Worte wiederholt: „Hab' nichts, mich dran zu freuen, bin dumm und ungestalt, ach, die Natur schuf mich im Grimme, sie gab mir nichts als eine schöne Stimme."

Doch die Stunden in Paris waren, wenigstens für Cosima, gezählt. Es scheint, daß die Mutter dies fühlte und daß sie möglichst viel von ihr haben wollte. Sie führte sie mit Dichtern und Künstlern zusammen, zeigte ihnen die orientalischen Abteilungen des Museums im Louvre, nicht ohne sie vorher dafür in geeigneter Weise vorbereitet zu haben, indem sie ihnen wichtige Bücher zu lesen gab. In dieser Zeit mag es auch geschehen sein, daß im Salon der Mutter Cosima dem Schriftsteller Lamartine den Tee reichte. In der Tat kamen sie jetzt in eine neue Atmosphäre. Denn die anderen Bekannten ihres Vaters, wie zum Beispiel Belloni, waren doch Menschen von geringer Bedeutung. Aber im Salon der Gräfin haben sie das ganze glänzende Paris kennengelernt. Freilich litt gerade damals die Gesundheit Cosimas ziemlich schwer und gab vielfach zu Besorgnissen Anlaß. Aber in ihren Briefen sehen wir sie stetig sich entwickeln und wachsen. Wenn sie Bekannte schildert, die bei der Mutter verkehren, oder auch in dem Hause der Rue Casimir Perier, so weiß sie diese in reizvoller Weise zu persiflieren, so jenen Rosti, der sich damals verabschiedet, um nach Düsseldorf zu gehen. „Er hat dort endlich seinen Beruf gefunden — Flötist? O nein, Ingenieur? Noch weniger! Philosoph? Nein! Geologe? Noch weniger! Schriftsteller? In keiner Weise! Seemann? Gar nicht! Er ist, oder er will werden, oder noch besser, er beginnt zu werden,

wissen Sie was? Photograph!" Denn er meinte, daß man bei einer Reise nach China, die er ja antreten wolle, damit viel besser alles aufzunehmen vermöge und wiederzugeben als durch jedes andere Verfahren.

Dann kam eine Periode der Erkrankung von Madame Patersi. Man war in Paris und noch mehr in Weimar nicht ohne Sorge. Die Kinder müssen fortwährend an die Fürstin Bericht erstatten über den Krankheitsverlauf ihrer Erzieherin, und sie tun es in wirklich taktvoller und feiner Weise. Längere Zeit ist kaum von etwas anderem die Rede als von dem Befinden der Madame Patersi. Es war lediglich ein böser Abszeß, der sie quälte und sich schließlich doch als gutartig erwies. Aber bei aller Herzlichkeit geht doch ein leiser Zug von Ironie durch diese Nachrichten, besonders von dem Augenblick an, da sich zeigte, daß das ganze Leiden harmlos war.

Was sie eigentlich fesselte, das war der Salon der Mutter, wo sie nun mit Jules Simon, dem neuen Akademiker, mit Renan zusammentrafen und mit vielen anderen. Die Mutter führt sie mehr und mehr in die Literatur ein und vollendet so eigentlich die Ausbildung, die sie in den Pariser Lehrjahren, die jetzt schon über zehn Jahre dauerten, gewonnen.

Inzwischen aber hat man im hohen Rat zu Weimar den Gedanken ausgeheckt, die Kinder aus Paris nach Deutschland zu verpflanzen. Man hat wohl zunächst daran gedacht, sie in Weimar in der Altenburg aufzunehmen. Aber der Gedanke wurde von beiden Teilen unbedingt abgelehnt, und so überlegte Liszt, wem er seine beiden Töchter anvertrauen könnte. Er dachte zunächst an die Familie Ritter in Dresden. Die Mutter war ja eine hochherzige und bedeutende Frau. Sie war es gewesen, die im entscheidenden Momente in Richard Wagners Leben eingegriffen und ihm einige Jahre wenigstens ein sorgenfreies Schaffen ermöglicht hat. Ihr Sohn stand ihm und stand Richard Wagner nahe, war aber auch aufs engste befreundet mit seinem Lieblingsschüler Hans von Bülow.

Ganz von selbst aber wurde nun Liszt aufmerksam auf dessen Mutter, die ihm stets einen merkwürdigen und selbst bedeutenden Eindruck gemacht. Während der Sohn wie der Gatte unter ihrem Wesen und vor allem ihrer Heftigkeit und Härte vielfach gelitten, hatte gerade Franz Liszt bei den vielen Verhandlungen, die er mit ihr wegen Hans zu führen gehabt, besondere Zuneigung zu ihr gewonnen.

So begab sich im Juli die Fürstin nach Berlin zum Besuch der Frau von Bülow, und auch sie hat erkannt, daß diese zweifellos bedeutende und eigenartige Frau geeignet sei, die weitere Obhut über die Kinder zu übernehmen. Es war ein eigenartiger Entschluß, die beiden erwachsenen Töchter, die jetzt in dem Pariser Salon bei der Mutter zu glänzen begannen, Blandine nicht minder als die „Cigogne", wie Blandine die Schwester getauft hatte. Sie waren schöne Erscheinungen, und vor allem wurde das goldene Haar der zweiten Tochter jetzt schon gerühmt. Es hat darüber früher einmal eine eigenartige Auseinandersetzung mit der Fürstin gegeben. Der Arzt meint, infolge eines starken Haarausfalls, daß man ihr die Haare abschneiden müsse, damit sie dann um so stärker wieder wachsen würden. Da wandte sich Cosima in der reizvollsten Weise an diese und bat um ihren entscheidenden Rat. Man hat es dann doch unterlassen, sie gewissermaßen für das Kloster vorzubereiten, obwohl das Heim der Madame Patersi ein wenig klösterlich angehaucht war. Denn noch jetzt war die Art und Weise der Frömmigkeit, in welcher die beiden jungen Mädchen erzogen wurden, keineswegs im Sinne und Geist des Vaters. Dieser war innerlich fromm und innerlich gläubig, aber sein ganzes Empfinden und kirchliches Gebaren gipfelte im Anhören einer stillen Messe. Anders war die Erziehung, die unter der Obhut der Madame Patersi einen starken religiösen Einschlag gewonnen hatte. Es war daher ein ganz gutes Gegengewicht, als Frau Marie d'Agoult in das Leben ihrer Töchter trat. Denn wenn sie auch nichts an dem Gang der Erziehung

ändern durfte und mit feinem Takt auch sich nicht einmischte, so konnte sie doch durch den ungeheuren Charme ihres Wesens und ihres Wissens den Kindern etwas ganz Besonderes geben. Ich möchte beinahe dieses halbe Jahr, in welchem nun Cosima noch die Freude hatte, enger mit der Mutter verkehren zu können, die Zeit nennen, in der sie den Abschluß ihrer Bildung gewann. Es war eine Art Akademie, und es wäre somit vollkommen falsch, in der Entwicklung Cosimas diesen Einfluß Daniel Sterns zu streichen. So kurz er war, um so tiefer ist er gewesen. Denn es war die Mutter, die jetzt auf ihr Kind hinwirkte, und da sie es nicht in anderer Weise konnte, es auf dem Wege von Bildung, ja von Wissenschaft vollzog. Genug, Cosima hat in dieser letzten Zeit hineingesehen in den großen und bedeutenden Bildungskreis von Paris und ist so ziemlich mit den meisten bedeutenden Männern durch die Mutter in Berührung gekommen. Es war eine neue Welt. Ihr Schicksal aber war es, daraus zu scheiden, und zwar im rechten Augenblick. Denn sie hatte eine Mission, die sie nicht als Französin erfüllen konnte, sondern nur als Deutsche.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Übersiedlung von Liszts Töchtern nach Deutschland die unmittelbare Folge von dem Wiedereintritt der schönen Mutter in ihr Leben war. Oben auf der Altenburg wurden gerade jetzt und dann auch in der Folge alle Fragen, die Madame d'Agoult betrafen, mit Nervosität erledigt, und so kam der Entschluß des Vaters zunächst nicht aus seinem Herzen, sondern aus dem Kopfe der Fürstin. Da erklärt sich auch das Wort Liszts, daß er seine Kinder wohl nach Deutschland ziehen, aber niemals unter das Dach der Altenburg auf die Dauer bringen könne. Wie sehr er damals gerade wieder gegen die Mutter eingenommen war, das geht am deutlichsten aus dem Brief an die „unbekannte Freundin" hervor. Er schreibt ihr am 7. Juli 1855. „Ich bin vorgestern abend nach Dresden gereist, und in wenigen Stunden bin ich auf dem Rückweg nach Berlin. Sie kennen das

Motiv dieser Exkursion und wahrscheinlich wird Frau Ritter die Aufsicht über meine Töchter auf ein oder zwei Jahre übernehmen, nach welcher Zeit ja anzunehmen ist, daß sie sich verheiraten. Die Pariser Atmosphäre wird ihnen immer schädlicher. Ihre Mutter — in Parenthese — veröffentlicht soeben in der ‚Revue Contemporaine' ein langes Fragment aus einer Geschichte von Holland, die man annonciert, betitelt, ‚Pouvoir et Liberté'. Die literarische Signatur der Madame d'Agoult ist, wie Sie wissen, Daniel Stern. Andererseits kann und will ich meine Kinder nicht unter meinem Dach der Altenburg haben. Nur glaube ich, daß es gut wäre, daß sie einige Zeit in Deutschland verbringen, und Dresden oder Berlin scheinen mir die geeignetsten Stätten in diesem Sinne für sie zu sein. Ich habe ihnen von diesem Projekt noch nichts gesagt und werde sie erst aufklären, wenn ich sie wiedersehe, um jede überflüssige Reflexion und Explikation zu vermeiden. Man hat schon genug Dinge, die notwendig und unvermeidlich sind — um sie zu häufen."

Freilich, die Dresdener Reise war, wie wir gesehen, ohne Erfolg. Dagegen ging die Fürstin nach Berlin, um dort in ihrer Art gewissermaßen einen „passageren" Salon zu bilden. Sie beriet mit Liszt in eindringlicher Weise alle geistigen, literarischen und künstlerischen Anknüpfungen, die zu machen waren, von Alexander von Humboldt bis zu Varnhagen von Ense. Er schreibt ihr darüber, daß sich die Niederlassung seiner Töchter wohl in Berlin vollziehe, da Dresden wegen der Wohnungsfrage erst im nächsten Frühjahr möglich sei. „Und ich möchte nicht zu lange zögern, sie aus Paris zu befreien, das unter den gegebenen Verhältnissen für sie gar keinen Wert hat. Deshalb ist es meine Pflicht, zu überlegen, was meinen Töchtern natürlich und von Werth sein könnte, welche in Deutschland viel bessere Chancen finden werden, sich zu verheiraten, wie in Frankreich, wo meine Beziehungen zu sehr abgerissen sind, daß ich in fördernder Weise ihr künftiges Los berücksichtigen könnte."

Da brachte, wie es scheint, Hans von Bülow bei seinem Besuch in Weimar die Frage ins Rollen. In demselben Briefe vom 21. Juli, in welchem Liszt die Ankunft seines Lieblingsschülers bespricht, findet sich die Notiz: „meine Töchter werden in diesem Herbst in Berlin bei Frau von Bülow etabliert werden". Es ist ein eigenartiges Verhältnis, das sich zwischen der Fürstin und der gewiß geistvollen, bedeutenden und energischen Frau gebildet hat, die zeit ihres Lebens auf den Sohn einen ungemeinen Einfluß geübt hat, nicht immer in förderndem Sinne, sondern gerade dadurch, daß sie ihm in entscheidenden Momenten eine Fülle von Hemmungen bereitete, nicht aus mangelndem Herzen, sondern aus einer Art der unendlichen mütterlichen Vorsorge, die das Hauptgewicht auf die Sorge legt und nicht auf den Zweck derselben. Sie hatte ohne Zweifel eine Reihe von Ähnlichkeiten und verwandten Zügen mit der Fürstin, und die beiden Damen haben sich auf der Altenburg gründlich verstanden. Sie gefiel der Fürstin, und die Fürstin machte auf sie einen tiefen und geradezu beherrschenden Eindruck. Gerade nach dieser Seite hin hat die Fürstin ohne Zweifel das Verhältnis des Sohnes zur Mutter unbedingt zu bessern gewußt, und es war eine jener geistreichen Bemerkungen der begabten Frau, wenn sie der besorgten Frau Franziska schrieb, daß ihr Sohn seinen Weg mit Siebenmeilenstiefeln zurücklege. Das Pariser Haus in der Rue Casimir Perier war den Bülows nicht fremd, ebensowenig wie die Großmutter. Hans von Bülow selbst blickte mit einem merkwürdigen Interesse nach diesem stillen und geheimnisvollen Heim, wie er auch an der Großmutter regen Anteil nahm, sowohl bei ihrem Unfall in Weimar als bei ihrem Wirken in Paris. Es gab sich, daß seine Schwester im Jahre 1854 nach Paris ging. So drang er darauf, daß sie bei der Mutter und den Kindern Besuch mache. Zu diesem Zwecke erhielt sie ein Empfehlungsschreiben der Fürstin, das ihren Wünschen gar nicht entsprach. Denn sie glaubte, ein paar Zeilen des Vaters wären von größerem Vorteil gewesen. Aber da belehrte

sie der Bruder eines Besseren: „Du hast unrecht, wenn Du glaubst, der Brief der Fürstin an Liszts Töchter sei keine so vorzügliche Empfehlung, wie ein Schreiben des Vaters. Ganz im Gegenteil. Schon deshalb, weil die Gouvernante der Kinder, eine Madame Patersi — glaube ich —, die Erzieherin der Fürstin Wittgenstein selbst gewesen ist und deren unbegrenztes Vertrauen besitzt, wie sie ja auch von ihr in dieser Stelle etabliert worden ist. Hast Du Liszts Mutter besucht? Mache der alten Dame, mit der Du Deutsch sprechen kannst, weil sie sehr gerne Österreichisch lokalisiert, ein wenig den Hof. Laß Dich von Liszts Töchtern (Erlkönigs Töchtern?), die ich mir genau zu silhouettieren bitte, zu ihr führen." Sie hat den Wunsch des Bruders auch ausgeführt.

Es ist interessant zu sehen, wie die Fürstin jetzt in Berlin weilt, um ohne Zweifel dort einen starken Eindruck ihrer Persönlichkeit hervorzurufen und einen umfassenden Einfluß auf alle Kreise zu gewinnen. Nun erst werden die Kinder vorsichtig vorbereitet und nach Deutschland eingeladen, und zwar alle drei. Die Freude ist eine vollkommene, zumal das vorangegangene lange Schweigen alle beunruhigt hatte. Daniel hatte wiederum mit einer Reihe von Preisen sein Schuljahr abgeschlossen und hoffte sicher nicht bloß auf Anerkennung von seiten des Vaters, sondern auf eine Einladung nach Weimar. Und nun kam sie an das Dreiblatt. Sie jubelten, und Cosima schrieb an die Fürstin: „Theure, ich schreibe Ihnen nur ein Wort, daß wir am Samstag fahren. Alles ist in diesem Worte inbegriffen, das was aus dem Gedanken sich ergibt, daß wir unseren Vater wiedersehen und umarmen werden." Sie waren sorglos und ahnungslos. Die unendliche Liebe zu ihrem Vater ließ sie alles andere vergessen. Nur die Großmutter durchsah das Spiel. Denn schon der Brief, der ihr die Übersiedlung ihrer Enkelkinder anzeigt, hatte etwas von dem Charakter der Fürstin: „Da Sie sich nicht entschließen können, Paris zu verlassen, und ich es nicht einrichten kann, hinzukommen, möchte ich wenigstens meine Kinder wiedersehen

und eine Woche mit ihnen verbringen. Frau von Bülow hat die Güte, sie in Paris abzuholen und nach Weimar zu begleiten, wo ich ihnen einen Empfang bereiten will, der ihnen eine angenehme Erinnerung zurücklassen wird. Vielleicht ist es Ihnen nicht sonderlich angenehm, Frau von Bülow zu beherbergen. Gleichwohl bitte ich Sie, liebste Mutter, sie während der drei bis vier Tage Aufenthalt in Paris, bis alle Reisevorbereitungen getroffen sind, möglichst behaglich einzuquartieren. Sie wissen, wie sehr ich Frau von Bülow achte und wie lieb mir ihr Sohn ist, den ich unter meinen Schülern als den berufensten erachte, mein Wirken in der Kunstwelt fortzusetzen und eine redlich von ihm verdiente Stellung einzunehmen. Nehmen Sie also Frau von Bülow freundlich auf und lassen Sie es ihr nicht merken, wenn ihre Gegenwart Ihrem kleinen Haushalt einigermaßen lästig fallen sollte. Das ist die einfachste Art, Gastfreundschaft zu üben."

Frau von Bülow kam. Die Wirkung war keineswegs eine erfreuliche. Im Gegenteil. Die alte Dame fühlte sich tief gekränkt, und sie schrieb an ihren Sohn: „Mit Freuden erhielt ich Dein Schreiben durch Madame de Bülow. Es ist so eine Seltenheit für mich, von Deiner eigenen Hand einige Zeilen zu erhalten. Den Sonnabend, bevor Madame de Bülow kam, erfuhr ich von Madame Patersi, daß Du wünschest, die drei Kinder für die vacance bei Dir zu haben, wofür Madame de Bülow die Güte haben wird, sie zu holen und sie Dir zuzuführen. Ich war ganz erstaunt darüber, weil ich doch einige Male, als ich in Weimar war, von Dir hörte, nach Weimar kann ich Cosima und Blandine nicht herkommen lassen; seither sind freilich wieder ein paar Jahre verflossen und so ändert die Zeit so viel. Sehr gut wird die Reise in jeder Hinsicht für die Kinder sein, als auch sehr nützlich, sowohl für die Gegenwart als auch für die Zukunft, bei Dir einige Zeit zuzubringen. Ich selbst würde es auch unternommen haben, die Kinder Dir zuzuführen und auch wieder zurück. Hienach wiederhole ich, was ich schon längst

Dir als auch der Fürstin schrieb, so alles lassen in Stich, die Habe, die ich besitze, zu verschleudern, tut mir doch weh, nachdem die Kinder hier sind. Es kann sich ja doch vielleicht bald eine Partie für die Blandine finden, wo ich dachte, ihr dann das bessere mit Deiner Einwilligung zu geben und dann das andere zu verkaufen und, wenn Du mich noch wolltest, bei Dir in Altenburg zu sein und dahin ziehen würde. Oder auch, nachdem Daniel, der nur noch ein Jahr für sein Studium oder college hat, dann aber wieder andere anzufangen, je nachdem er sich zu etwas ausbildet, folglich im Fall, wenn Blandine schon versorgt wäre, könnte ich mich für Cosima und Daniel haben und gewiß würden die frais nicht zu hoch kommen, denn bisher war diese Charge zu groß für Dich, und glaube mir, daß es mir oft weh tat, wenn ich darüber dachte. Allein Du wolltest es so und nicht anders. Für mich war es kränkend, die Kinder in anderen Händen zu wissen, denn ich war gesund und Tätigkeit immer viel. Seitdem traf mich das Unglück mit meinem Fuß, und doch fühle ich mich viel wert für eine kleine Haushaltung und die Kinder, die mir ergeben sind, zu leiten. Mit einer vernünftigen Person, aber nicht zu precieux, weil ich nicht ausgehen kann, wie ich möchte, und einen Dienstboten oder eine femme de menage, was auch hinlänglich wäre und weniger kostspielig ist. Ich wünsche, daß die Kinder Deinen Wünschen entsprechen und durch diese Du für Deine Sorgen etwas entschädigt fühlst. Sie sehen oft ihre Mutter, das weißt Du schon durch Madame Patersi, doch glaube ich, war ihr Einfluß auf die Kinder noch nicht schädlich, obschon Madame Patersi dies besorgte. Es wäre darüber viel zu sprechen, aber das kann ich nicht alles schreiben, Du wirst Dich selbst überzeugen von den Kindern; die Meinungen der Menschen sind so verschieden über das, daß die Kinder neuerdings ihre Mutter sehen, so erfahre ich es durch Madame Patersi, denn ich sehe sehr wenig Leute. Einige sagen: ‚Quel bonheur pour les enfants de voir leur mère'. Andere aber: ‚d'être privée si longtemps d'autres quel malheur pour

ces enfants', welche hätten gute Partie machen können, jetzt ist es vorbei usw. Du wolltest ihn nicht schaden wegen die dote, wenn sie sich verheiraten, und so willigtest Du ein in das Verlangen der Mutter, die Kinder zu sehen. Es wäre mir lieber gewesen, es wäre beim alten geblieben, und wenn sie für die Kinder einstens was tun wollte, hätte sie es noch immer tun können. Hättest Du sie selbst gesprochen, als Du das letztemal hier warst, sie kam bloß für das hierher, ich weiß nicht von wo, um Dich zu sprechen. Nun adieu, mein liebes Kind, für Madame de Bülow konnte ich nicht viel thun, weil ich invalide bin, aber ich glaube, sie ist nicht zufrieden von mir. Ich hatte sie wenig gekannt in Weimar, nun kenne ich sie besser und ich habe sie liebgewonnen. Sie ist eine sehr gute und genügsame Frau, schade daß sie so schwächlich ist. Seit ihrem Aufenthalt hier litt sie sehr an Kopfschmerzen."

II.

Das Erwachen

Nun traten die Kinder die Reise an unter Führung von Frau von Bülow, die sich in Weimar die nötigen Instruktionen geholt hatte. Am 19. August war die Prinzessin mit ihrer Tochter über Brüssel nach Paris gereist, und am 21. kamen die Kinder Liszts nach Weimar. Liszt berichtet darüber an die unbekannte Freundin in eingehender Weise: „Meine Töchter haben sehr nett von Ihrem Besuch in der Rue Casimir Perier gesprochen. Ich werde auf dieses Kapitel noch näher mit Ihnen zu sprechen kommen. Meine Töchter entbehren nicht des Geistes und der Intelligenz und ich glaube, daß sie sich zum Guten wenden ohne Rückfall. Sie haben genug Einsicht und Empfindung, vereinigt mit ein wenig jugendlicher und lebendiger Malice, die ihnen gut steht. Ich werde sie etwa zehn Tage bei mir haben, ehe ich sie nach Berlin weitersende. Man schlägt mir zwei Partien für Blandine vor, von welchen wahrscheinlich keine ihr entsprechen wird." Und etwas später schreibt er: „Meine Töchter belegen mir die beiden Teile meines Tages mit Beschlag. Das sind reizende junge Wesen, intelligent, vif und selbst ein wenig schnüffelig. Sie neigen zugleich zu Papa und Mama. Von zwei oder drei angehenden und selbst guten Partien will Blandine nichts wissen, wie es scheint. Die Einrichtung in Berlin macht ihnen nicht viel

Sorge, obwohl diese für sie noch viel besser und vorteilhafter wäre. Denn Madame de Bülow hat die besten Gaben des Charakters, der Gewohnheiten, der Geisteskultur und auch für die Aufgabe, die ich ihr anvertraut habe. Auch hoffe ich, daß die Töchter, nachdem sie die 36000 Teufel mit allen Träumereien und allen törichten Argumenten aus dem Kopf gejagt, was schon jetzt mehrfach während dieser drei Tage geschehen, von der Reinheit und Weisheit meiner Bemühungen für sie die volle Überzeugung gewinnen und sich mit ganzem Herzen meinen Intentionen fügen werden. Denn sie haben einen großen Fond von Zärtlichkeiten für mich." Inzwischen kamen von der Fürstin Nachrichten aus Paris, die ihn sehr erfreuten. Es schien sich dort eine Reihe von ausgezeichneten Partien zu ergeben. Aber die Töchter waren von einer erstaunlichen Kälte, und er mußte sich begnügen, sie als „Précieuses ridicules" zu behandeln und ihnen freie Bahn zu lassen. „Für sie wäre als Gatte etwas nothwendig wie ein Beethoven oder ein Raphael — Nabob." Es scheint in der Tat, daß die Fürstin bei dieser Fahrt nach Paris auch die diplomatische Aufgabe einer Heiratsvermittlerin in die Hände genommen hatte. Aber sie hat durch ihr ganzes Auftreten bei Liszts Mutter keineswegs einen erfreulichen Eindruck gemacht. Diese schreibt am 3. September an den Sohn: „Ich kann nicht länger mehr zögern und muß es Dir schreiben, ich bin so beunruhigt, nachdem ich seit zehn Tagen weiß, was nun neuerdings über Blandine und Cosima beschlossen ist. Die Fürstin sagte mir dies mit einer Gleichgültigkeit, man wird sie nach Berlin schicken unter der Aufsicht der Madame de Bülow, die mit ihnen bleiben wird, sie zu gouverner. Ich konnte sonst nichts darauf sagen, als die Kinder sind zu groß, um wieder einer Veränderung mit sie zu machen. Die Fürstin antwortete darauf, es wird sonst nie ein Ende mit Schreiberei der Madame d'Agoult nehmen, die seit einiger Zeit sehr impertinent in ihren Briefen an Dich ist. Aber, liebes Kind, betrachte, in die vierte Hand diese Kinder zu geben, in ein fremdes Land, wo sie keinen Menschen kennen, dies ist gewiß

nicht gleichgültig für ſie, und ich befürchte, wenn dies geſchieht, daß eine oder die andere krank fällt. Es wäre beſſer geweſen, die Fürſtin hätte die Madame Paterſi in Polen oder Rußland gelaſſen und nicht dieſe Kinder einer Frau anvertraut, die ſchon dazumal im 72. Jahre war, als ſie ihrer Leitung übergeben waren. Sie war ſchon zu müde. Wie ich das erſtemal in Weimar war und ihr Porträt ſah, ſagte ich der Fürſtin, dieſe Frau iſt zu alt für dieſe Unternehmung, aber ſie antwortete ſogleich: ‚ah, elle est encore bien verte‘, aber ich war traurig für die Kinder, und Du kannſt Dich vielleicht noch erinnern, ich weinte viel. Nun, als ich nach Paris kam, ſah ich ein, daß ich mich faſſen muß, und Gott gab mir die Gnade dazu. Habe die Kinder vorbereitet zu ihrer neuen Penſion, mußte viel gegen meine Gefühle ſprechen — und es ging. Sie ſchickten ſich in dieſe alte Frau, die nie fühlte für ſie — denn als ſie ankam hier, hatte ſie la tête monter durch die Princesse über die Mutter, hatte eine Antipathie wider die Blandine und begrüßte ſie mit den Worten: ‚C'est sa mère‘ mit ihrem bekannten Ton. Blandine, die unter der ſanften Leitung der beſcheidenen Madame Laure Bernard war, ſchien dieſe ſehr fremd. Sie weinte viel, man ſagte ihr ‚c'est de l'eau‘ und ſo mehr dergleichen. O mein liebes Kind, es war gut, daß ich hier war dazumal. Ich ſprach ihr zu, und mit der Zeit ging es ziemlich gut. Nun haben dieſe zwei Frauen Coſima en grippe genommen, weil ſie das Unglück hat, der Mutter gleichzuſehen. Dieſe zwei Frauen wünſchen die Ruhe. Sie wiſſen wohl, daß die Fürſtin ſie nicht verläßt, und ich möchte gern die Unruhe, von der ſie ſich loszumachen ſuchen, auf mich nehmen, aber vor allem anderen müßte man Vertrauen in mich ſetzen. Von Deiner Seite hatte es ohnehin nicht gemangelt. Die Kinder ſind gut und müſſen mit Liebe geleitet werden, denn ſie haben hochfühlende Herzen. Madame de Bülow ſcheint mir eine fühlende Frau zu ſein, aber nach Preußen die Kinder zu geben wegen der Mutter! Kläre ſie auf darüber, wenn Du glaubſt, daß es nötig iſt und Du einen übeln Einfluß befürchteſt auf

die Kinder. Du hast sie nun um Dich, Dich werden sie hören und annehmen alles, was sie nicht von anderen annehmen, weil sie Dich lieben und fühlen, daß sie auch geliebt von Dir sind. Glaube nicht alles, was Dir übel gesagt worden ist. Die Madame Paterſi sagte mir schon öfter, daß die Mutter die Kinder fünfmal zu sich kommen ließ, ich weiß es nicht, es ist sogar möglich, als Madame Paterſi krank war, und sahen, daß St. Mars viel mit der Kranken zu tun hatte, als auch mit der mariage einmal oder zweimal einige réponses zu geben. Befrage die Kinder, sie werden die Wahrheit sagen. Du wirst sehen, ob sie nicht besser sind, als man sie Dir schildert. Von allen dreien erhielt ich ein Schreiben voll Glück und Freude, in Deiner Umgebung zu sein. Ich bin verlegen, ihnen zu schreiben, weil ich weiß, was ihnen bevorsteht. Von Madame Paterſi aber erfuhr ich so geheimnisvoll, daß sich gegenwärtig zwei Partien für die Blandine vorstellen, die eine nämlich, daß der Vater Popelin gegenwärtig in Weimar ist, die Blandine für seinen Sohn zu begehren. Ich glaube, eine bessere Partie würde sich nicht wieder finden, die zweite wäre ein Advokat hier, der seinen chemin sehr gut macht und Hoffnung ist, noch besser zu machen mit der Zeit, weil er viel Tätigkeit und Verstand besitzt. Er hat 30 Jahre, nennt sich Dafour, ich weiß nicht, ob ich seinen Namen gut schreibe. Er sah Blandine öfter bei General Petit und sie gefällt ihm sehr. Blandine weiß nichts davon. Er hatte nie ein Wort mit ihr gesprochen. Nun, liebes Kind, wenn sich nun eine mariage für die Blandine bald machte, die Dir convenirt, wäre es der Mühe wert, eine Veränderung vorzunehmen mit die Kinder? Überleg', ich bitte Dich. Mit Madame Paterſi und St. Mars bin ich noch immer in der besten Harmonie, hast dafür nichts zu besorgen. Die Prinzessin frühstückte zweimal bei mir und ich speiste einmal im Hotel mit ihr, mit dem jungen Popelin und dem Herrn von Metz." Dieses Heiratsprojekt aber zerschlug sich, weil Blandine nicht wollte. Sie fand, daß er keinen guten „Sinn" hat. Die Großmutter war darüber zunächst sehr gekränkt, aber nach

einiger Zeit schrieb sie, daß sie von der Ablehnung sehr befriedigt, denn sie habe in Erfahrung gebracht und sich persönlich davon überzeugt, daß der junge Mann lungenleidend sei.

Inzwischen aber waren die jungen Damen in Weimar ungemein glücklich, und Liszt wurde, ganz seiner gütigen Art nach und unbeirrt durch die Fürstin, doch mit fortgerissen. Denn beide waren lebendig genug, um ihren Vater zu beherrschen. Schon bei ihrer Ankunft hatten sie die regelmäßige Whistpartie gestört und, wie er erzählt, eine Tabacocratie, also gewissermaßen, nach einer Wendung von Jacques Rousseau, eine Lärmherrschaft aufgerichtet. Sie machten die Altenburg etwas rebellisch und führten jubilierend eine neue Zeitordnung ein. Denn als er eines Abends nach Mitternacht in die Wohnung kam, fand er im Salon noch Licht, und die beiden jungen Damen waren noch mit Lektüre beschäftigt. Und der Vater ließ sich bewegen, mit ihnen noch eine Stunde zu verplaudern. Was sie geplaudert, will er der Fürstin mündlich erzählen. Aber schon am andern Morgen um sieben Uhr erschien Blandine an seinem Bett, um ihn zu wecken. Liszt aber, der bekanntlich für gewöhnlich kein Frühaufsteher war, meinte: „Ich habe bestimmt, daß ich mit der ‚Sippschaft' nicht frühstücken werde, und daß ich die Morgenstunden mir wohl oder übel bis zum zweiten Frühstück während des ganzen Aufenthalts vorbehalte."

Es hat einen eigenen Reiz, zu beobachten, wie Cosima vom Vater veranlaßt wird, von einzelnen Bildern, die sich in der Pariser Ausstellung befanden, der Fürstin nähere Beschreibung zu geben. Sie war darin gleichsam Mitarbeiterin des Vaters, der wie für Berlin der Fürstin für Paris genaue Direktiven wegen aller Persönlichkeiten gab. So erhielt diese u. a. den Rat, Heinrich Heine aufzusuchen, der ja bekanntermaßen über Franz Liszt die ganze Schale seines grimmigen Humors ausgegossen hat, und eine ganz besondere Weisung veranlaßte die Fürstin, Besuch bei Liszts alter Freundin Georges Sand zu machen. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, der

Herrin von Nohant in etwas steifer Weise die Ankunft der gnädigsten Frau zu melden. Die alte Freundin war empört über die Anrede „Madame" und schrieb ihm darüber: „Ich bin sehr erstaunt über diese ‚Madame', welche Ihren Brief, mein lieber Franz, einleitet. Ich wüßte nicht, woher dies käme, und die Prinzessin versicherte mich, daß sie daran keinen Antheil habe, und ich bin dessen sicher. Freilich, wenn man lange Zeit sich nicht gesehen, dann stellt sich manches zwischen die guten Erinnerungen. Was mich betrifft, so habe ich mich in keiner Weise geändert." Sie lobt die Fürstin und ist darüber erfreut, daß diese sie hoffen ließ, Franz würde sie aufsuchen, und wäre es bis nach Nohant. Auch Madame d'Artigaux wurde jetzt wiederum der Fürstin in Erinnerung gebracht. Also alles gewissermaßen im Gegensatz zu „Nelida", wie jetzt die Gräfin d'Agoult von ihm genannt wird.

Inzwischen wurden die Vorbereitungen für die Abreise der Töchter nach Berlin getroffen. Und in der Tat ist Liszt mit seinen Töchtern am 4. September nach Merseburg gefahren, wo Frau von Bülow bereit war, sie in Empfang zu nehmen und nach Berlin zu geleiten. Aber er hatte die Rechnung ohne das Temperament seiner Töchter gemacht. Da sie den Merseburger Dom verließen, bat Blandine so dringend, noch einige Tage in Weimar bleiben zu dürfen, daß sich Liszt wohl oder übel entschloß, sie zurückzubringen nach der Altenburg.

Erst am 8. sind sie abgefahren, um nun in Berlin ein neues Leben zu beginnen. Liszt bestimmte, und das ist charakteristisch für ihn, daß seine Töchter ihm abwechselnd nur alle vierzehn Tage schreiben sollten. Das war sehr wenig, wenn man bedenkt, daß er die Briefe der Fürstin sein tägliches Manna nannte. Der Abschied war ein sehr schmerzlicher. Aber Liszt war froh, aus der Unruhe herauszukommen und zu seinen Arbeiten zurückzukehren. Noch zwei Tage später schrieb er an die Fürstin, sie werde ihn ein wenig beschämt finden, daß er während ihrer Abwesenheit so wenig gearbeitet habe, aber es sei in der Tat unmöglich gewesen, während der Anwesenheit der

Kinder, seines Vetters Eduard Liszt und der Frau von Bülow zu arbeiten.

Diese merkwürdige Art und Weise der Überführung der Kinder nach Deutschland zeigt doch, daß der Einfluß der Fürstin nicht in allen Dingen dem Gefühle des Herzens entspricht. Sie geht nach Paris, während Liszt die Angelegenheit, freilich ganz in ihrem Sinn und in ihrem Geist, wendet, und sie fährt sozusagen an dem Zuge vorüber, der die Kinder von Paris nach Weimar bringt, um nun selbst in Paris den gleichen Versuch zu machen, eine Rolle zu spielen wie in Berlin. Denn es gehörte zu ihren Gewohnheiten, überall die berühmten Leute kennenzulernen, und sie hat auch in Paris eine Fülle von Besuchen gemacht, bei Bildhauern und Malern, bei Dichtern und Schriftstellern, um auf diese Weise ihren Bekanntenkreis zu vergrößern. Es war ja für die Kinder ein Glück, daß sie auf der Altenburg nun so ganz unabhängig waren, und sie haben sich auch vielleicht leichter entschlossen, nach Berlin zu gehen, wo nun Frau von Bülow ihnen in der Tat eine mütterliche Freundin wurde, soviel sie es vermochte. Sie ehrte den Vater, und sie fand die Kinder wirklich sehr liebenswürdig und sehr reizvoll, und es schien ihr auch die Möglichkeit, daß ihr Sohn eine der beiden Töchter finden würde, keineswegs außerhalb des Gesichtskreises zu liegen und unangenehm zu sein, wenn sie auch später ein wenig gegen diesen Gedanken rebellierte. Mit leichter Ironie hatte sie, die ihrem Wesen nach mehr nach Leipzig und nach der Mendelssohnschen Richtung gravitierte, gerade in dieser Zeit, da nun eine Reihe von Erfolgen der neuen Musik, vor allem Richard Wagners sich zeigte, die Meinung der Fürstin zu ihrer eigenen gemacht, daß es bald zur Karriere gehöre, Wagnerianer zu sein. Es lag noch viel Ironie darin, aber auf der anderen Seite doch auch schon das erwachende Verständnis für die Größe Richard Wagners, der, nachdem einmal Bresche gelegt war, nach und nach mit einer gewissen elementaren Kraft sich Konzertsaal und Theater eroberte. Allerdings, Publikum

und Kritik gingen nicht die gleichen Wege. Aber indem nun die beiden Töchter in das Haus der Frau von Bülow kamen und nach dem ausdrücklichen Wunsch des Vaters der Klavierunterricht seinem jungen Schüler Hans übertragen wurde, so war jetzt die Atmosphäre der jungen Damen zunächst eine rein musikalische.

Es ist nun im hohen Grade interessant, wie Hans von Bülow sich zu „Erlkönigs Töchtern" stellte. Es ist ein kleines Idyll, wenn er schon am 30. September an den Vater schreibt: „Fräulein Blandine hat eben mein Tintenfaß zu leihen genommen, um an der musikalischen Theorie nach Vorschrift von Ehlert zu arbeiten, der den beiden Töchtern als Lehrer der Harmonie wohl zu entsprechen scheint und der sich vorgenommen hat, sie nicht zu langweilen und ihnen einen durch und durch soliden Unterricht zu geben. Sie verlangen, theuerster Meister, neue Nachrichten über Ihre Töchter. Bis jetzt wäre mir dies unmöglich gewesen, mit Rücksicht auf den Grad der ‚Stupefaktion', der Bewunderung und selbst der Exaltation, in welchen sie mich versetzt haben, zumal die jüngere. Was nun ihre musikalischen Veranlagungen betrifft, so haben sie nicht etwa Talent, sondern Genie. Das sind in der Tat die Töchter meines Wohltäters, ganz außerordentliche Wesen. Ich beschäftige mich in gehobener Weise mit ihrer musikalischen Erziehung, und sie sind mir überlegen in der Gedankenschärfe, in der Feinheit des Geschmackes usw. Aber es wird nicht möglich sein, sie regelmäßig arbeiten zu lassen, bis wir in die neue Wohnung in der Wilhelmstraße umgezogen sein werden, was am 4. oder 5. Oktober geschieht, dann werden sie ein Klavier für sich haben und wir uns nicht gegenseitig genieren. Gestern abend hat Fräulein Blandine die Sonate in A von Bach gespielt und Fräulein Cosima die Sonate in B-Moll von Beethoven, und zwar mit Laub, der sehr häufig mit den jungen Damen Musik machen wird. Ich habe sie auch Arrangements für das Klavier zu vier Händen aus den Partituren machen lassen, welche in den Sternschen Konzerten aufgeführt werden sollen. Ich

gebe ihnen eine Analyse und lege dabei eher zuviel Pedantismus in die Überwachung ihrer Studien. Ich empfange von ihnen hundertmal mehr an Freude im Austausch, die mir aus dieser Beschäftigung erblüht und welche mir die Langeweile meines Tages verschönt. Sie lassen mich ganz bedeutende Fortschritte machen, indem sie mir bei meinem Spiele beistehen. Ich werde niemals den entzückenden Abend vergessen, wo ich ihnen Ihren Psalm wiederholt gespielt habe. Die beiden Engel waren gewissermaßen versunken in die Anbetung ihres Vaters. Sie wären in diesem Augenblick wohl sehr glücklich gewesen, wenn Sie ungeschaut anwesend gewesen wären. Sie erfassen mehr als jeder andere Ihre Meisterwerke, und Sie haben in ihnen ein Publikum, das Ihnen von der Natur gegeben worden ist. Ich war ergriffen und tief berührt, da ich in dem Spiel von Fräulein Cosima den ‚Ipsissimum Lisztum' erkannte. Sie gleicht, wie ich empfinde, dem Bilde von Scheffer und Fräulein Blandine der Büste von Bartolini! Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten treten auch in ihren Charakteren und Individualitäten entsprechend hervor. Sie amüsieren sich indessen nicht übermäßig in Berlin, wie sie zu fürchten scheinen. Aber sie akklimatisieren sich langsam in ihrem — Jersey. Sie waren nur dreimal im Theater, zu ‚Tell', zu ‚Egmont' und zu einem Ballett. Da wir in Berlin sehr zurückgezogen leben, meine Mutter und ich, so haben sie auch noch wenig Menschen gesehen, außer Marx, Stern, Ehlert, Groll, Herrn von Bronsart, der während seines doppelten Aufenthalts in Berlin bei uns eine Stunde zugebracht hat und der Ihnen frische und direkte Nachrichten von Ihren Kindern geben kann."

Das war eigentlich mehr, als Liszt erwartet hatte. Denn er hatte Bülow mit dem Klavierunterricht seiner beiden Töchter unter viel kleinerem Gesichtspunkt beauftragt: „Erlaube mir, daß ich Dir sage, welch hohen Wert ich darauf lege, daß Du sie ernsthaft arbeiten läßt. Denn sie sind, wie ich glaube, in ihren musikalischen

Studien weit genug, daß sie von Deinen Lektionen recht wohl profitieren können. So mache sie denn zu vortrefflichen Propagandistinnen der Zukunftsmusik, wie es ihre Pflicht ist, also keine Nachsicht, und laß ihnen keinerlei Oberflächlichkeit oder Pudelei hingehen. Sie haben im voraus einen ganz gehörigen Respekt vor Dir, und es wird Dir nicht schwerfallen, sie gehörig einzupauken."

Das klang ganz anders, und man fühlt ein wenig die Strenge der Fürstin, deren Sprachrohr er war. Aber sie hat gerade jetzt Bülow ihre ganze Gunst zuteil werden lassen, und aus ihren Briefen an die Mutter ersieht man, daß ihr die Protektion dieses jungen Edelmannes und hervorragenden Künstlers Freude machte. Sie wußte sehr wohl, daß keiner von den Schülern und Anhängern Liszts ihm und seiner Sache solche Dienste leisten konnte und leisten würde als Freund Hans. Aber was sie gewissermaßen mit einem Gefühl, das der Nützlichkeitstheorie entsprang, auf ihn hinwies, das hatte selbstverständlich auf die Töchter in ganz anderem Sinne Einfluß. Er war ihnen durch diese Treue dem Vater gegenüber von Anfang an vertraut, und wenn dieser von ihrem Respekt spricht, hatte er völlig recht. Denn Respekt vor seinem Können brachten sie in der Tat beide mit, da sie in die Enge des Bülowschen Hauses in Berlin traten. Dazu aber vieles andere. Sie hatten sich von Paris — nicht von Madame Patersi — nicht leicht getrennt, und der Abschied von Weimar und dem Vater, den sie ohne Hemmung bei Abwesenheit der Fürstin hatten genießen können, war ihnen schmerzlich. Sie traten in eine ganz neue und ihnen völlig fremde Welt. Da kam ihnen nun ihre Bildung und Erziehung im hohen Maße zustatten. Brachten sie doch gerade für Berlin ein vollständiges geistiges Rüstzeug mit. Denn nirgends wurde damals so viel auf Wissen gegeben, mehr fast als auf das Können, wie in der preußischen Hauptstadt. So konnten sie von Anfang an sich völlig durchsetzen, zumal ja ihre geistige Lebhaftigkeit, ihre gesellschaftliche Gewandtheit, die wundersame Anmut, mit der sie alles entzückten,

sie überall empfahlen. Sie waren wirklich Liszts Töchter — standen auf der Höhe des geistigen Lebens mit tiefem, intuitivem Verständnis für alles Große und Echte in Kunst und Dasein. Und dann waren sie beide echte Künstlernaturen, zumal Cosima, aber diese zugleich von stark weiblicher Hingebung für das Große und Bedeutende in Genie und Charakter. Dazu kam etwas Elfisches in ihrem Wesen, das anziehend war für jede edle Natur.

Nun sahen sie dieses so viel gerühmte musikalische Leben Berlins, in welchem Bülow trotz seiner Jugend und trotz der Nerven ohne Zweifel eine überragende Rolle spielte, und nicht nur das, sondern geistig und künstlerisch der Bedeutendste war. Sein Werdegang war ihnen nicht fremd geblieben. Sie wußten, was er gelitten, wie er gerungen und geschaffen, und erkannten, was er in so jungen Jahren erreicht. Nur eines. Auf seinem Flügel sahen sie eine eben vor ihren Augen entstandene Ballade liegen. Und sie, die aus Paris, dem Brennpunkt des Chopin-Kults, kamen, wußten, was dies bedeute. Denn man war damals vielfach der Meinung, und das gleichsam zur Sentenze gemünzte Wort wurde gedankenlos nachgesprochen, daß man nach Chopin keine Balladen mehr schreiben dürfe. Bülow hatte es trotzdem gewagt und Liszt sie eine seiner besten Arbeiten genannt. „Das ist ein glänzendes Stück, voll Feuer, gut proportioniert und wie alles, was Du schreibst, von kraftvoll aristokratischem Styl." Das war ihr Lehrer, der solches vermochte, und sie fühlten wohl die Hand des Meisters, die sie führte. Ritterlich und heiter, in allen musikalischen Dingen genau bis zur Intoleranz, aber voll Freude für ihr Können und ihre außerordentliche Begabung, groß und bedeutend bis zur Überlegenheit. Und in dem Lehrer und dem Lieblingsschüler des Vaters finden sie gewissermaßen den Spielkameraden. Auch Bülows Mutter war eigentlich nicht wiederzuerkennen. In ihr war über alle Strenge und Theorie hinweg ein starkes künstlerisches Empfinden, das sie ja von Anfang an besessen, wiedererwacht, und für die Töchter

Liszts war sie voll mütterlicher Sorge. Freilich einen gewissen inneren Gegensatz vermochte sie nicht zu überwinden. Es war in ihr keine Spur von einer Madame Patersi, aber doch von einer gewissen Herrschsucht, die sie dem Sohne gegenüber bis in die Tage ihres Erblindens und des Todes immer wieder hat hervorbrechen lassen. So fühlte sich Cosima keineswegs so angezogen, als Frau Franziska es wünschte und eigentlich hätte erwarten dürfen. Eine gewisse Scheu blieb bestehen, und Cosima fühlte sich durch sie wie von dem Dämonischen gebannt und fast bis zur Unmöglichkeit gehemmt, in ihrer Gegenwart zu spielen.

Doch eines verstand Bülows Mutter wie kaum eine andere Frau: die Einführung in die Welt! Und ihr eigenes Haus begrüßte der Gäste genug. Das musikalische Berlin ging ein und aus, und neben Marx und Stern, mit denen sich ihr junger Sohn an deren Konservatorium vereinigt hatte, sahen sie die Lisztschüler und jungen Freunde des Sohnes, vor allem Hans von Bronsart, der unter denen, die in der musikalischen Garnison Weimars ihre Zeit abgedient, Hans lange Zeit einer der liebsten war und jedenfalls einer der treuesten und ehrlichsten geblieben. Aber noch mehr. Sie wurden in das musikalische Treiben von Berlin zwar nicht äußerlich hineingezogen, aber sie konnten dieses dauernde Turnier wie von hohem Balkon aus mit ansehen und das wilde Spiel auf Vorteil und Gefahr aus nächster Nähe beobachten. Vor allem ihren jungen Freund selbst, der immer wieder in die Schranken trat und die Farben ihres Vaters verfocht. Und wenn er sie nicht immer siegen machte, so mußten sie doch seinen Mut und seine Unerschütterlichkeit bewundern. Auch der Mensch in ihm gewann ihr Vertrauen mehr und mehr. Umgab er sie doch mit treuester Sorge und ergreifendem Feingefühl. Rührend ist, wie er, der in ihnen gleichsam den Vater ehrte und die ungemeinen geistigen und seelischen Zusammenhänge zwischen den Töchtern und ihrem Erzeuger beobachtete und oft ergriffen war von diesem wunderbaren Spiel der Natur,

wie er bei dem Vater für sie wirkt und sie seinem Herzen näherzubringen sucht: „Deine Töchter sind traurig, daß Du Dich in keiner Weise mit ihnen beschäftigst, aber traurig im Geiste einer wahrhaft christlichen Resignation. Sie warteten seit einer Woche vergeblich auf Nachrichten aus Paris. Sie klagten über die enttäuschte Hoffnung. Ich fragte sie mit möglichst verhaltener Teilnahme, warum sie sich nicht geradeswegs bei Dir über den Mangel an unmittelbaren Nachrichten beklagten. Da antwortete mir Fräulein Cosima, daß sie sich niemals über etwas beklage, was sie am tiefsten schmerzt."

Aber auch er fand für sein ganzes stürmisches Leben Teilnahme und Verständnis, voll Humor und auch heiterer Malice. Ja, er hatte in ihnen zwei reizvolle Partner. Denn immer wieder brach bei ihm, der sich mehr und mehr zum „Percy Heißsporn" entwickelte, der scharfe Witz durch, der ihm von den Feen in die Wiege gelegt worden, und zwar von der guten und von der bösen Fee. Es war sein Herz, das doch immer wieder das Gleichgewicht herstellte. Aber diese Kaustik gehörte bei ihm zu Werk und Tag und ist im besten Sinne des Wortes neben allen seinen übrigen Leistungen ein Gebiet für sich: voll Geist und Kraft, freilich auch bis zum Übermaß. Kurz, was sie sahen und hörten, zeigte seine überragende Persönlichkeit als Mensch und Künstler: in beiden zugleich aber stets den Aristokraten. Das sprach ganz unmittelbar zu ihnen, gerade weil sein aristokratisches Element in vielen Punkten eine Ähnlichkeit mit ihrer Mutter aufwies, die ja auch in Gedanken und Worten demokratische Wege gegangen, und wie er selbst von der Überzeugung getragen war, daß wirklicher Demokrat nur der Adlige zu sein vermöge. Auch hier also geistige und seelische Fühlung! Aber das Unmittelbare in der Natur des unendlich zartbesaiteten Wesens, wie Cosima es war, fühlte sich in tiefem Mitgefühl zu ihm hingezogen. Sie war nicht Neuling in der musikalischen Welt. Sie hatte in Paris Musik und Musiker kennengelernt. Sie konnte ihm

von seinem verehrten Berlioz mehr erzählen, von dessen Werken und dessen Frau, als er selber ahnte. Sie hatte dort alle bedeutenden Künstler spielen hören, und sie sprach über Shakespeare und über die französischen Schriftsteller nicht so doktrinär wie ein Literat, aber jedenfalls aus voller eigener Erkenntnis. Sie hegte Interesse für alles — für Architektur und zumal den gotischen Stil, und wenn eine historische Frage angeschlagen wurde, so kannte sie die einschlägigen Werke und nahm Stellung nicht bloß zu den Ideen der Zeit, sondern auch zu den Anschauungen der Historiker selbst, die sie behandelten. Und dabei nichts von Pedanterie oder eingelernter Schulweisheit. Sie gab sich natürlich und echt, wie alles an ihr war. Dazu kam die tiefe Güte des Herzens, das Verständnis, das die Seele mitklingen ließ und unsagbar anzog, allerdings mit jener zarten Kraft der Unnahbarkeit, die stets die Kehrseite tiefster und edelster Hingebungsfähigkeit ist. Sie sah ihn kämpfen und freute sich dessen. Aber als sie ihn leiden sah, da erwachte in ihr nicht bloß das Mitleid, sondern die Liebe. Vielleicht lag auch eine gewisse Ahnung darin, daß Bülows Kampftätigkeit und seine Propaganda für die neue Musik ihn zu sehr abbringe von den Wegen, auf denen er selbst zu den Höhen des Parnaß emporklimmen sollte, genau wie es Richard Wagner ihm wünschte und ihn mahnte, sich gegen den Zwang zu stemmen und seinem Innern Luft zu machen durch Produktivität als Komponist. In diesem Sinne schrieb er ihm aus eigener ähnlicher Not heraus. Es waren die Tage seiner Konzerttätigkeit in London. Der Brief kam zu der Zeit, da Bülow seine Vorbereitungen zur Aufführung der Tannhäuser-Ouvertüre traf. Vielleicht um so lieber, weil Cosima das Werk über alles liebte, und zwar mit einer jener tiefen und geheimnisvollen Empfindungen, die großen Seelen das Geleite durchs Leben zu geben pflegen und ihnen oft genug — vielleicht gerade darum — zum Schicksal werden. Der Konzertabend kam. Die Tannhäuser-Ouvertüre war, so alt sie schon war, in Anbetracht der Raschlebigkeit musikalischer

Werke in Berlin noch wenig bekannt, ihre Aufführung geradezu etwas Unerhörtes. Und weil sie von dem Neuerer war, so wurde sie ausgepfiffen. Das ging ihm über die Kraft, und er, der den Gegnern im Konzertsaal sonst kühn standzuhalten wußte, wurde von einer tiefen Ohnmacht befallen. Cosima sah, wie Komponist und Interpret „versungen und vertan"! Doch nicht bei ihr. Sie kannte das Werk von Kindheit an. In Paris hatte sie es schon vierhändig gespielt, sie besaß den Klavierauszug und machte warmblütig Propaganda dafür. Aber über die innere Freude an der Musik und den Abscheu gegen das verständnislose und parteiische Publikum stieg die Teilnahme an dem Freunde mächtig empor. Nachdem er sich erholt, fand er Beruhigung im Kreise der Künstler. Zu Hause aber erklärte Cosima Frau Franziska und Blandine, daß es nach einem solchen Ereignis Pflicht sei, ihn zu erwarten und ihm bei der Heimkehr noch ein Wort des Trostes zu sagen. Sie fand damit kein Gehör. So erwartete sie ihn allein. Liszt selbst schreibt: „Gegen zwei Uhr morgens habe ich Hans in seine Türe in der Wilhelmstraße geschoben. Es war noch Licht, aber ich bin nicht hinaufgegangen, und ich werde mich erst diesen Morgen gegen zehn Uhr präsentieren ‚à ces demoiselles'." Aber Cosima wachte. Sie erwartete ihn, nachdem die anderen sich geweigert, ihr Gesellschaft zu leisten, allein. Und da fühlte sie, wie aus dem Glauben an ihn, an sein Talent und seine Sendung die Liebe stark und groß in ihrem Herzen emporstieg. Und er kam: niedergeschlagen um seines Meisters willen, hoffnungslos für sein eigenes Wirken, aber erhoben durch die Gegenwart dieses wunderbaren Wesens, das ihm heute erschien wie ein guter Engel und wie ein liebender Engel. Das wollte sie ihm fortan sein. Und beide wußten, daß sie füreinander bestimmt seien. Das war die eigentliche Stunde ihrer Verlobung. Die äußerliche Niederlage des Freundes zeigte ihr und ihm, daß sie ihn nicht bloß schätzte und ehrte, sondern ihn liebte, und inmitten der Stürme, in denen er das Steuer seines Lebens lenkte, war sie bereit,

zu ihm ins Boot zu steigen mit der stillen, großen Hoffnung, ihn aus Sturm und Brandung nach den bunten Ufern freudigen Schaffens zu lenken. Denn darin fühlte sie wie der Große in Zürich, über den jetzt aus Weimar und London glückverheißende Nachrichten einliefen. Liszt schrieb über die beiden ersten Akte der Walküre: „Sie sind wie ein Wunder."

Bülow zögerte nicht, seinem Meister das Herz auszuschütten. Sobald er im November zu den Proben erschien, warb er um Cosimas Hand, und Liszt war innerlich erfreut und zufrieden. Er wollte ihm die Tochter geben, ohne jede Diplomatie. In diesem Sinne schrieb er auch sofort an die Fürstin. Aber er hielt die Heirat für verfrüht, und so setzte er eine Wartefrist von einem Jahr. Cosimas Jugend sowie die Kürze ihrer Bekanntschaft schienen das zu fordern.

Bülow litt zweifellos unter dieser Verzögerung, aber er ging doch mit Feuereifer an die Vorbereitung des großen Liszt-Konzertes. Es war eine gute Idee Bülows gewesen, auf die auch Liszt bereitwillig, ja mit besonderem Eifer einging, den einstmaligen Liebling der Berliner, dessen Spiel sie mit Enthusiasmus zugejubelt, selbst zu rufen, um ihnen seine eigenen Werke vorzuführen und sie durch den Zauber seiner Persönlichkeit zu schützen. Es war eine Tat im vollen Sinne des Wortes, die Bülows Einfluß bereits auf einer gewissen Höhe zeigte. Die beiden Töchter sahen diese Vorbereitungen mit jubelnder Freude. Die allgemeine Sympathie für Liszt wurde ja auch „Erlkönigs Töchtern" fühlbar. So gab Blandine wenige Tage vor dem Konzert ein enthusiastisches Bild von der in Berlin herrschenden Spannung: „Mein Vater wird vermuthlich Sonntag abend kommen; Du kannst Dir unsere Freude einbilden; das ganze Berlin erwartet ihn; ich glaube, daß man ihm eine Überraschung bereitet und daß man ihn feierlich an der Bahn empfangen wird — es würde Dir Freude machen, liebe Großmutter, zu sehen, wie in Berlin, wo man sonst so kalt und kritisch ist, mein Vater hochgeachtet

und geliebt. Dieser Enthusiasmus ist unbestreitbar, man hat uns auch dafür sehr lieb, und man ist außerordentlich freundlich gegen uns."

Freilich, „der alte Zwist, die alte Not". Das Publikum voll Sympathie, die Zeitungskritik voll Gift und Galle. Der Hof war gegen Liszt und jetzt auch gegen Bülow, der nun zum Hofkonzert auf ausdrücklichen Wunsch des Königs eingeladen wurde, äußerst freundlich. Hans hatte schon früher Liszt gegenüber über seinen Ehrgeiz, „Hofpianist" zu werden, gescherzt, doch dieser seine Worte mit vollem, absichtlichem Ernst aufgegriffen. Ganz anders seine Tochter Cosima. Sie nannte Hans in ihrer heiteren Art „un vil courtisan", zu dem er ganz unverhofft seine Begabung entdeckt habe. Überhaupt beginnt ihre Energie sich zu regen. Sie weigert sich energisch, die Sternschen Konzerte weiter zu besuchen, weil der Name ihres Vaters trotz des Versprechens nicht mehr auf dem Programm zu finden sei. Dagegen hört sie die Vorlesungen über Musikgeschichte bei Marx und nimmt nun auch italienische Stunden. Ihr Einfluß auf den Bräutigam aber war ein sichtlich guter, ja befreiender. Er ließ sich sogar herbei, mit auf Bälle zu gehen und zu tanzen. Auch zum Komödienspielen fand der Vielbeschäftigte Zeit, und in Mussets „Le caprice" bewährte er an Cosimas und Blandines Seite sein schauspielerisches Talent.

Aber das alles war auch ihr nur Spiel, selbstverständliche, gesellschaftliche Pflicht, der sie sich lächelnd unterzog. Dem Geliebten war sie mehr. Sie hemmte ihn nicht, sie ermunterte ihn sogar in und zu seinen Kämpfen, nur daß sie allem Tun die tragische Spitze zu nehmen suchte. Seine Treue für den Vater wie für Wagner ergriff sie tief. Und bei ihr fand er für alle seine Sorgen und Kümmernisse reiches Verständnis. Denn sie fühlte, daß die Größe der beiden wirklich den Kampf und all die Mühe wert war und eine heilige Pflicht. Nur eben sollte auch er sich voll entfalten. Sie hatte mit ihm der ersten Berliner Aufführung des Tannhäuser am 14. Januar 1856 beigewohnt. Für sie war es ein Erlebnis. Denn

zum ersten Male hörte sie nun das ganze Werk, mit dem sie innerlich schon so stark verwachsen war. Sie teilte aber trotzdem heimlich mit Bülow die Verstimmung über die künstlerischen Mängel der Aufführung, die ihn so stark alterierten, daß er fast krank davon ward, um so mehr, als er sich in seinen eigenen Bemühungen getäuscht sah. Hatte er doch eine leidenschaftliche Propaganda in die Wege geleitet und selbst in den späteren Aufführungen mit seinen so beschränkten Mitteln für die Claque gesorgt. Bei Cosima fand er für alles edles Verständnis, und ihr klarer, hochgebildeter Geist regte ihn an, ja so sehr, daß er eine gewisse Überlegenheit empfand. Das Elfische, das in ihrem Wesen so tief verborgen war und ihn eine Genialität ahnen ließ, wie sie bei Frauen selten, weckte ihm oft genug ein Gefühl des Kleinmuts. So schrieb er an seine Freundin Jessie Laussot: „Diese wunderbaren Mädchen tragen ihren Namen mit Recht; voll Takt, Geist und Liebe sind sie interessante Erscheinungen, wie sie mir selten vorgekommen. Ein anderer als ich würde glücklich sein, mit ihnen zu verkehren. Mich geniert ihre offenbare Superiorität, und die Möglichkeit, ihnen genügend interessant zu erscheinen, verhindert mich, die Annehmlichkeit ihres Umgangs so zu würdigen, wie ich es möchte.“ Er ahnte gar nicht, trotz der Verlobung, wie sehr sich ihm Cosimas Seele auf nachtwandlerischen Pfaden genähert hatte, und das eigentlich tiefe Geheimnis ihres Wesens blieb ihm jetzt und auch in Zukunft verschlossen.

Im übrigen war Liszts endgültige Entscheidung noch nicht ausgesprochen. Wohl konnte Hans aus jedem seiner Briefe seine Liebe und Güte fühlen, aber auch in Liszts Seele rang die Frage, ob dies ein Glück sei für sie, die er beide liebte, jedes in seiner Art. Noch im Dezember, nach der Rückkehr von dem großen Abend, hatte er mahnend erklärt, daß er sich versichert halte, Hans werde nichts anderes wollen, als dem väterlichen Willen Erfüllung zu geben, der nur eines im Auge habe, in jeder Lage das zu tun, was gut sei. Noch im März wußte die Mutter nicht, was eigentlich werden

sollte. Hans litt sicherlich unter diesem Hangen und Bangen. In seiner feinen Art bemerkte er am 20. April am Schlusse eines inhaltreichen Briefes an Liszt: „Meine hiesige Verlassenheit ist furchtbar. Gerne käme ich zurück nach Weimar, um ein wenig zu arbeiten, meine schwachen Fähigkeiten schlafen in Berlin völlig ein." Da lud ihn dieser zu sich nach Merseburg oder Weimar, um dort gemächlich alles besprechen zu können. Was besprochen werden sollte, ist aus dem Geburtstagsbrief Blandines vom 7. Mai an die Großmutter zu ersehen: „Cosima hat Dir gewiß von ihrer Heirat gesprochen. Mein Vater hat Herrn von Bülow Rendezvous gegeben für den 11. ds. Mts. in Merseburg, voraussichtlich wird er dort mit ihm alles bestimmen." Bülow folgte dem Ruf und blieb acht Tage in Weimar. Nun wurden sie einig, wenn es auch nicht an Hindernissen und Verzögerungen fehlte. Es scheint aber, daß Liszt Bülow gegenüber zurückhaltender war als bis dahin gegenüber seinem Lieblingsschüler. Denn er hatte schon am 2. April an seine Mutter geschrieben: „Daniel wird vermutlich erst heute abend in Paris eintreffen. Er bringt Ihnen hoffentlich die besten Nachrichten aus Berlin mit, wo die Mädels prächtig gedeihen. Sie haben sich diesen Winter ziemlich unterhalten, und ihr Wesen erscheint ausgeglichener. Wäre ihrer Mutter durch ein Wunder etwas Vernunft beizubringen, so könnte man für ihre Zukunft das Beste hoffen. Jedenfalls werde ich für sie alles Erreichbare thun. Im Vertrauen gesagt, es ist von einer Heirat Hans von Bülows mit Cosima viel die Rede. Sie scheint ihm sehr geneigt. Ich habe nichts dagegen, doch bleibe ich meinem Vorsatze treu, die freie Wahl meiner Töchter nicht zu beeinflussen, das ist der bequemste und zugleich der klügste Standpunkt für mich in dieser von mir nicht geschaffenen, aber mir aufgedrungenen Lage, deren Nachtheile ich sowohl für mich wie für meine Töchter vermeiden möchte. Daniel wird sicher der Vermittler zwischen Mutter und Töchtern gewesen sein. Ich lasse ihn sich nicht in Weimar aufhalten, um ihn in dieser

Rolle, die er — fürchte ich — etwas ungeschickt anfassen wird, nicht zu stören. Es wäre mir unangenehm gewesen, ihn jetzt zu sehen, denn der gute Junge ist mit den besten Absichten naiv genug, sich das Herz mit allerlei Faseleien zu beschweren, die meine Geduld erschöpfen." Das klang stark nach der Altenburg. Aber Frau Anna ließ sich nicht irremachen, und sie antwortete ihm in ihrer wundervollen, mütterlichen und kraftvollen Art: „Dein Schreiben vom 2. April erfreute mich sehr — den nämlichen Dato legte auch ich für Dich einen Brief auf die Post, den Du vermuthlich in den nähmlichen Stunden erhalten hast als ich den Deinen. Das ist wie zwei Liebende oft den nämlichen Gedanken haben, nicht wahr, und das ist recht schön. Ungeachtet Du nicht wünschtest, daß Daniel Dich besucht in seinem Hin- oder Rückreisen von Berlin, so geschah es doch, und es war gut. Ich wünschte, wenn es sein könnte, daß er Dich ebenso oft sehen könnte wie seine Schwestern, das würde auch ihm den besten Erfolg machen; nun nachdem dies nicht sein kann, so bitte ich Dich, spreche mit ihm öfter schriftlich. Der Geist ist bei ihm willig, aber das Fleisch ist schwach. Er ist noch so jung und unerfahren. Er soll und muß erinnert werden an Dankbarkeit und kindliche Pflichten gegen Dich. Er hört Dich, weil er Dich liebt, und sehr liebt er Dich. Aber er liebt auch seine Mutter, und er sieht sie öfter als Dich. So ist zu besorgen, daß ihre Worte einen üblen Einfluß auf ihn machen könnten, also bitte ich Dich nochmals, schreibe ihm öfter. Gestern abend war er bei Abbé Bucquet. Ich wünschte sehr, daß er diesen Mann nicht außer acht läßt, er gibt ihm guthen Rath, und er liebt Daniel sehr. Dennoch hat er ihn seit einigen Monaten seltener besucht." Dann heißt es weiter: „Die Neuigkeit von einer Mariage von Monsieur de Bülow mit Cosima setzt mich gar nicht in Erstaunen. Denn ein Mädchen mit einem jungen Mann tête à tête seit langer Zeit und zugleich ist er ihr professeur, da kann sich wohl bald Freundschaft und durch Freundschaft sich Liebe entzünden. Und nun — sollte sich diese Heirat

Nach einer Zeichnung von Claire Charnacé

Jugendbild von Cosima Liszt (Mitte der 50er Jahre)

wirklich machen, sie scheint mir nicht brillant, aber es sind auch mariagen nicht immer die glücklichsten, die brillantes Aussehen haben. Ich hörte immer in Weimar sagen, daß Bülow viel Verstand habe, das ist immer eine ressource. Wennschon nicht Vermögen vorhanden ist, so kann er verdienen, wenn er Gesundheit hat. Aber leider hörte ich von seiner Mutter hier, daß er oft kränklich ist. Eine gute Sache wäre noch dabei, daß Du in ihm einen gendre hättest, der Dich versteht und zu schätzen weiß. Er hat auch nebst seinem Professorat eine kleine Anstellung, wie mir seine Mutter hier sagte, und er ist noch jung und kann avancer. Nun gibt auch diese mariage für Madame d'Agoult Gelegenheit, sich zu zeigen, ihr Haus, oder selbst zwei kleine Häuser, wie mir die Kinder sagten, das sie besitzt, eines neben dem anderen, werden demoler in einiger Zeit, man wird einen Boulevard von der Avenue de St. Marie machen."

Doch sollte noch längere Zeit vergehen, ehe der vorsorgliche Liszt seine volle Zustimmung gab. So zog der Sommer vorüber. Bülow ging zur Erholung nach Baden-Baden, wo er eine Reihe von lieben Freunden fand und vor allem eine Bekanntschaft mit einer edlen Frau anknüpfte, die später eine Freundin Cosimas geworden ist, Frau von Kalergis. Liszt selbst begab sich nach Gran zur Aufführung seiner Festmesse. Die Töchter aber hatten ihre Reise nach Paris angetreten und die Großmutter überrascht, die sich ihrer Anwesenheit herzlich freute. „Paris", so schrieb sie im Oktober an den Sohn, „gefiele ihnen neuerdings sehr, und Gottlob, sie befinden sich immer wohl bei der drückenden Julyhitze, die wir hatten und mich oft erinnerte an das Jahr 11. Cosima kehrte nun nach zwei Monaten nach Berlin zurück, wo sie im Geiste schon mehr lebte als hier, und Blandine blieb bei mir."

So hatte sich denn das Leben der Schwestern äußerlich getrennt. Denn Blandine ging nun auch ihrem schönen und großen, leider nur kurzen Schicksal entgegen. Sie hegte für ihren künftigen

Schwager eine freudige und humorvolle Gesinnung, wie sie ja auf diesem Gebiete merkwürdig groß war. Liszt selbst hatte das mit Freude beobachtet, da er im November des vergangenen Jahres in Berlin war und „ces demoiselles" sah. „Dieselben sind ganz passabel, nett und Pariserinnen. Unter anderen Unterhaltungen macht sich Blandine die eine, den Philaret Chasles nachzumachen. Sie hat mich wirklich vor Lachen förmlich erschüttern machen, indem sie die Geste, das Gehaben und selbst die lebendige Art des Unterrichts und der Beredsamkeit dieses Professors auf dem Katheder nachmachte. Die Worte und die Haltung des professoralen Stiles gelangen ihr in einer einzigartigen Weise. Hans versicherte mich, daß sie diese Art der Unterhaltung schon länger als eine Stunde durchgeführt hatte kurz vor meiner Ankunft. Die Kurse Chasles sind stark besucht, und Herr Philaret erregt hier Aufsehn. Ich werde in seine nächste Vorlesung gehen." Aber nun schreibt Blandine Hans einen Dankbrief für eine Komposition, die er ihr durch einen Herrn Gotheimer aus Berlin überreichen läßt. Sie ist im hohen Grad darüber erfreut gewesen, als sie das Paket öffnete und die gedruckte „Mazurka" fand. Sie zieht ihn ein wenig auf und erinnert ihn an einzelne Momente ihres Zusammenseins, wie er auf den Gedanken gekommen wäre, daß die Töchter seines Meisters wohl ein wenig schnippisch sein könnten. „Ich träume von unseren charmanten Abenden, ungebrochen von ungeduldigen und von bösen Gegnern. Ich denke an unsere Dispute über die Taglioni usw. Ich denke an so viel Dinge, daß ich beinahe den braven Gotheimer fast völlig vergessen hätte, wenn er mich nicht durch einen opportunen Seufzer avertiert hätte." Und dann fährt sie fort: „Nachdem Gotheimer fortgegangen, kann ich ohne Verletzung der Gesetze der Höflichkeit Ihnen für Ihre charmante Sendung danken, mein lieber Hans. Und jetzt, wo ich Ihnen danke, tadle ich Sie zu gleicher Zeit. Wissen Sie, daß das sehr böse von Ihnen ist, mir nicht zu schreiben? Ich weiß, daß sie sehr beschäftigt sind und daß Sie sehr viel

in der Öffentlichkeit gespielt haben. Aber haben Sie nicht eine kleine Viertelstunde gefunden, um an mich zu denken? Ah, ich weiß warum. Das sind nicht die vielen Arbeiten und nicht die vielen Menschen, welche die Schuld Ihres Schweigens sind, sondern eine gewisse Dame, die mit Erfolg meinen Platz in Berlin behauptet, welche ich nur im Konzert im Thiergarten kennen lernte, aber deren Namen auch mit einem B beginnt und welche durch ihre Conversation und ihren Geist mich völlig in Vergessenheit bringt, nicht wahr, ich habe richtig geraten?" Es war dies, wie es scheint, eine sehr reizende und neckische Anspielung auf Bülows Verehrung für Goethes alte Freundin Bettina. Freilich hatte er auch deren Töchtern in Weimar eine Zeitlang den Hof gemacht.

Nun war Cosima nach Berlin zurückgekehrt. Sie hatte in feiner Weise Bülows Mutter gebeten, ihr die Rückkehr nach Berlin durch ihr Entgegenkommen zu erleichtern. So war Frau Franziska ihr nach Köln entgegengefahren. Aber des Harrens war noch kein Ende. Liszt konnte sich noch nicht entschließen, seine endgültige Zustimmung zur Hochzeit zu geben. Der Grund lag wohl darin, daß er sich mit Bülows Mutter nicht ganz einig werden konnte. Doch blieb Cosima bei ihr, während Hans längst ein Quartier in der Eichhornstraße bezogen hatte. So war das Jahr noch erfüllt von den Leiden und Freuden des Brautstandes. Aber die Braut war ihm schon jetzt eine gute Kameradin, die ihn nicht etwa ängstlich zurückhielt, sondern in sich selbst so viel Energie barg, daß sein Ringen und Kämpfen sie nicht nur nicht ängstigte, sondern, soweit es ihn nicht gesundheitlich angriff, ihr sogar eine gewisse Freude machte. Da sie in dem musikalischen Berlin bald heimisch geworden, war sie auch völlig mit den Fragen vertraut, die ausgefochten werden mußten. So hatte Bülow an ihr, wenn nicht einen Mitkämpfer, so doch einen Freund, der für Leid und Freud seines Wirkens volles Verständnis hatte. Konzerte und Kämpfe gingen gewissermaßen ineinander über. Er mußte sich mit den Vertretern der einzelnen Zei-

tungen geradezu raufen, trotzdem ihm Wagner von dieser Tätigkeit abriet. Aber aus diesen Tragikomödien ging doch ein Lustspiel hervor, in welchem Cosima die Hauptrolle spielte. Sie hatte gehört, daß der bekannte Kritiker Rellstab einem Konzerte Bülows mit der Begründung fernbleiben wollte, daß er den Opernball besuchen müsse. Es war der zweite Fall, daß er sich den Schwierigkeiten einer Kritik Lisztscher Kompositionen zu entziehen suchte. „Da setzte es sich Fräulein Cosima", so erzählt Bülow selbst, „in den Kopf, den alten Unbestechlichen zu bestrafen, und zwar durch einen charmanten Brief, in welchem sie ihm allerlei Schmeicheleien über Geist und Anmuth seiner Schriften sagte und ihn bat, sich eines der Hauptwerke ihres Vaters anzuhören, von dem sie ihm den stärksten Eindruck versprach. Und Rellstab kam in — ‚full dress', fand die Sonate sehr interessant, ja sogar sehr schön, und hatte mit Liszts Tochter eine allem Anschein nach furchtbar rührende Unterredung, die mit kordialem Händeschütteln endete." So wurde ein Gegner Bülows durch die Klugheit seiner Braut außer Gefecht gesetzt.

Es kamen nun seine auswärtigen Konzerte, seine Erlebnisse in Leipzig und vor allem auch das Aachener Musikfest, wohin er mit seinem jungen Schüler und Freund Eduard Du Moulin gekommen war. Die beiden wohnten in demselben Parterrezimmer, und Bülow war gerade während dieses Musikfestes in den Stunden, wo er sich von dem allgemeinen Treiben zurückzuziehen vermochte, von ausgelassenstem Humor, der allerdings etwas Forciertes hatte. Aber er war kein Kopfhänger, und in den Konzerten wie auch sonst zeigte er sich in einer Frische und einem Gefühle tiefen Glückes, das bewies, wie sehr er doch seiner Sache sicher war. Denn soviel sie Lorbeeren ernteten, so furchtbar waren die Angriffe der Feinde, und Richard Wagner schrieb über das Aachener Musikfest in voller Verbitterung: „Hol' Euch alle der Teufel mit Euren Saumusikfesten und musikalischen Pferderennen. Von der einen Seite laßt Ihr Euch mit Blumen, von der anderen mit Dreck bewerfen. Was kann nur

bei solchem Treiben, wo es nicht einmal zu wirklich guten Aufführungen kommen kann, herauskommen, nichts Echtes, aber auch viel Schmutz." Das empfand auch Bülow, da er heimkehrte und nun die feindlichen Berichte über das Aachener Musikfest las: „Mich hat ein weltuntergangsmäßiger Katzenjammer gepackt, das mephitische Bad Kölnischen Wassers, das uns übergossen worden ist, war nicht zu einer erfrischenden Dusche geeignet."

Aber einen Vorteil hatte das Musikfest doch, nämlich der Vater und Lehrer fühlte, wie treu auch in diesen Kampftagen Hans zu ihm gestanden: sein Herz wurde erweicht, und so gab er nun endgültig seine Zustimmung zur Vermählung.

Es ist von tiefem Interesse, gerade in diesen Tagen nach dem Aachener Musikfest mit all den schweren Kämpfen und den späteren Insulten durch eine niederträchtige Presse Liszts Haltung zur Hochzeit seiner Tochter Cosima zu betrachten. Er hatte sich, wie gesagt, zur Kur nach den Heilquellen von Aachen zurückgezogen, von Anfang an entschlossen, dieser Kur sich nicht völlig zu unterziehen. Vielleicht hoffte er, von seinem Aufenthalt in der alten Kaiserpfalz seinen Töchtern gegenüber eine gewisse Stimmung zu gewinnen, wie sie dem großen Herrn von Aachen, Kaiser Karl dem Großen, eigen war. Aber es gehen ihm auch jetzt zwei Themen durch den Kopf, die sich nicht musikalisch, sondern in Gefühlen, Gedanken und selbst Werken auswirken. Gerade jetzt, wo er seine Kinder aus seiner Muntschaft entlassen sollte, denn auch Blandinens Heirat stand bevor, regte sich in ihm der Gegensatz zwischen den Empfindungen für die Kinder und seinem großen Gefühl für die Fürstin Wittgenstein. Wenn in ihm damals ein Stück Wotan zutage trat, so war's nicht Allvater, der seine Kinder liebte, sondern der Gott, der im Sinne des griechischen Herakles sich der Frigga in Weimar verpflichtet fühlte. Es ist bezeichnend, daß er der Mitteilung von dem Termin der Hochzeit die Bemerkung an die Fürstin beifügte, „wenn Sie damit einverstanden". Es ist ein tiefer Kampf der Gefühle in

ihm, der aber doch seiner Tochter Cosima gerecht zu werden versucht. Er schreibt an seine Mutter am 28. Juli: „Gegen Ende der nächsten Woche hoffe ich von meinem Übel befreit zu sein und werde mich zu Cosimas Hochzeit mit Hans von Bülow nach Berlin begeben. Beide sind bereits aufgeboten worden. Ihre überschäumende Jugend verschmilzt sich, so glaube ich, zu einem glücklichen Ehebund. Ihre Charaktere passen vortrefflich zueinander, und ich sehe für Hans eine ausgezeichnete künstlerische Laufbahn voraus. Ich achte und liebe ihn um seines seltenen Talentes, seiner scharfen Intelligenz und der großen Rechtlichkeit und Vornehmheit seines Wesens willen. Auch mit Cosima bin ich sehr zufrieden. Sie war immer mein Liebling und hat an Haltung und geistiger Überlegenheit gewonnen. Sie scheint mir eine bessere und gediegenere Auffassung der Dinge zu haben als ihre Schwester, die zu sehr geneigt ist, sich von sentimentalen und eitlen Phantastereien leiten zu lassen. Ich weiß nicht, wie Blandine die Ehe anschlagen wird. Ihre Begriffe sind von den meinen sehr verschieden; sie ähneln zu sehr denen ihrer Mutter, die sich ganz ‚au vogue des passions' überließ. Daher fürchte ich außerstande zu sein, ihr, so wie ich wünschte, zu nützen." Er ahnte nicht das schwere Schicksal, das unheimlich und drohend wie eine dunkle Wolke über der sonnigen Gestalt und über dem Glücke schwebte, das sie gab und das sie genoß. Er hätte in der Tat dem Schicksal in die Speichen fallen müssen, wollte er der Hüter dieses Glückes sein. Doch so mächtig er war, um den Traualtar dieser Tochter schwebten die Gestalten des Totentanzes, der ihn gerade in dieser Zeit vor und nach den Hochzeiten der Töchter so stark gefesselt und seine Phantasie wie sein Schaffen erfüllt hat.

Sonst aber gingen beide Schwestern ihren festen und sicheren Gang trotz ihrer elfischen Natur. Die Großmutter sah die Dinge an mit ihrem schlichten und treuen Frauensinn. Sie schrieb gerade in diesen Tagen: „Nun wird er nach Berlin sein für die Sache der Cosima mit ihrer mariage mit Monsieur de Bülow. Gott gebe

seinen Segen dazu. Sie kennen sich lange genug und so auch eins dem andern seine Schwächen, die Liebe verträgt viel mit Geduld." Diese war auf seiten Cosimas in wundervoller Weise vorhanden. Die lange, fast zweijährige Brautzeit hatte in der Tat ihr Gutes und das beiderseitige Verstehen nur gefördert. So meinte Bülow, der ja sonst über die Hochzeit mit seinem forcierten Galgenhumor des eingebildeten Junggesellentums mehrfach geurteilt, am Vorabend der Hochzeit: „Bin übrigens in der Tat glücklich — wenn ich an die Möglichkeit einer anderen Heirat für mich denke als diese, so wird mir empörend abgeschmackt zumute. Meine Frau ist mir so vollkommen Freundin, wie sich's nicht idealer vorstellen läßt." Es liegt auch in diesen Worten ein merkwürdiger Ton, der für einen sechsundzwanzigjährigen Jüngling einer so wundervollen Braut gegenüber etwas doktrinär klang. Aber es war seine Art, das tiefste Empfinden nicht auszusprechen.

Indessen hatte er mit den Worten doch recht, wenn er auch nur einen Teil von dem unendlichen Reichtum dieses einzigartigen Wesens charakterisierte. Sie war seine vollkommene Freundin, wir dürfen hinzusetzen: und verständnisvolle Kampfgenossin. Und wenn neben Liszt und Wagner ein Wesen volles, tiefes und warmes Verständnis für ihn hatte, so war es seine Braut, die zugleich durch ihre geistigen wie seelischen Anlagen eine wunderbare Ergänzung zu ihm bildete oder wenigstens bilden konnte. Sie wurde auch von seiten seiner Verwandten mit aufrichtiger Sympathie begrüßt. Die Mutter hatte sich in den Gedanken, sie als Schwiegertochter aufzunehmen, mehr und mehr gefügt, und es schien ihr keineswegs mehr so beschwerlich wie früher, in Liszts Tochter die Gattin ihres Sohnes zu sehen. Freilich eine bourgeoisartige Stimmung blieb immer bestehen.

Mit starkem Gefühl aber kam Cosima die Stiefmutter ihres Gatten entgegen: Luise von Bülow, die Tochter jenes Feldmarschalls Bülow von Dennewitz, welche die letzten Jahre von Han-

sens Vater entschattet und besonnt hatte. Aber sie war bis zu einem gewissen Grade Hellseherin und hat bei dem ersten Zusammentreffen mit der schönen Schwiegertochter, die sich ihr späterhin in rührender Weise angeschlossen hat, einen seltsamen Eindruck gehabt, der ihr in der Erinnerung mit einer gewissen Tragik haften blieb. In somnambuler Stimmung sah sie, als das junge Paar bei ihr zum ersten Male ins Zimmer trat, an der Seite der jungen Braut eine andere Erscheinung als ihren Stiefsohn. Mit Mühe unterdrückte sie damals die Bewegung, ja den Schrecken über die Vision, die sie zu haben glaubte. Sie hat diese tiefen Wahrnehmungen schriftlich niedergelegt, ein Zeichen, wie ernst sie dieselben genommen. Ernst vor allem, weil sie ihren Stiefsohn liebte und weil dessen Braut auf sie einen ungemeinen und ergreifenden Eindruck gemacht hatte.

Doch jetzt waren die letzten Schwierigkeiten, die der Vermählung entgegenstanden, beseitigt. Bülow hatte endlich mit großer Mühe die preußische Staatsangehörigkeit erreicht. Alle Freunde und Verwandten mußten ihren Einfluß aufbieten, um diesen Staatsakt zu erreichen. Die Ursache an den seiner Einpreußung entgegenstehenden Hindernissen waren auf die seltsame Idee seines Vaters zurückzuführen, sich über seine Heimatsverhältnisse großzügig hinwegzusetzen und weder Dessauer, noch Sachse, noch Preuße, sondern eben nur Deutscher sein zu wollen. Der Tag wurde von Liszt mit Rücksicht auf seine Kur in Aachen auf den 18. August festgesetzt. Er hatte katholische Trauung gewünscht, und Bülow war ihm mit voller Empfindung darin entgegengekommen. Er fügte sich dabei nicht nur dem Wünsche seines Meisters, der ihm Befehl war, sondern er sympathisierte selbst mit dem Gedanken. Jedenfalls wollte er keine Wiederholung der Zeremonie in der protestantischen Kirche. „Denn", schrieb er wenige Tage vorher an seinen Schwiegervater, „was meine persönliche Meinung in dieser Sache betrifft, so stelle ich, abgesehen von meiner Neigung für den Katho-

lizismus, eine Kirche höher, welche die Ehe als Sakrament betrachtet, und demnach könnte ich im Segen eines lutherischen Pastors keine persönliche Befriedigung finden." Das war in diesem Augenblicke ganz besonders Cosimas Vater aus der Seele gesprochen. Denn gerade in diesem Sommer regte sich seine alte Neigung zur katholischen Kirchenmusik, nicht wie sie war, sondern wie sie gewesen und wie er sie aus Palestrina und dessen Schule heraus neugestalten wollte, mit besonderer Stärke. Es ist eigenartig, wieviel er in diesen Tagen über diese Probleme und Projekte nachdachte und auch schrieb.

Die Feier sollte in aller Stille statthaben. Aber die Zeitungen hatten sich schon längst der „cause célèbre" bemächtigt, ohne, wie Bülow schlagend meinte, durch den Empfang von Insertionsgebühren dazu ermächtigt zu sein. So wurde denn das Paar in der Hedwigskirche am Morgen des 18. August getraut. Es macht einen eigenartigen Eindruck, wenn man die Anzeige liest, die Liszt damals veröffentlicht hat:

Hierdurch beehre ich mich, die am heutigen Tage in der St. Hedwigskirche zu Berlin stattgehabte Vermählung meiner Tochter

Cosima Liszt

mit

Herrn von Bülow

ergebenst anzuzeigen.

Berlin, den 18. August 1857.

Franz Liszt.

Es trat hier wie in seiner ganzen Behandlung der Frage und den Verhandlungen mit den verschiedenen „schwarzen Herren", um ein Wort Gustav Freytags zu gebrauchen, doch seine Neigung zu Form und Formalismus des Lebens, über den er sich so kühn hinwegzusetzen gewußt, in eigenartiger Weise hervor. Die Fürstin er-

schien nicht bei der Trauung. Aber Bülow hatte am 15. August an Liszt geschrieben: „Ich hätte gewünscht, Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin von Wittgenstein in einigen Zeilen meine Ergebenheit zu Füßen zu legen. Denn ihr kommt auch ein Teil des Dankes zu, den ich für das Glück meines Lebens schulde. Ist sie es doch gewesen, welche den Gedanken gehabt hat, Ihre Fräulein Töchter nach Berlin zu senden, und die mich diesen Engel an Seele und Geist, welcher sich Cosima nennt, hat finden lassen." Es liegt in diesen Worten etwas Eigenartiges, wie über der ganzen Feier, die sich übrigens ernst und still vollzog. Noch am selben Tage gab das junge Paar dem Vater das Geleite nach Weimar, ohne sich jedoch dort aufzuhalten. Sie setzten die Reise fort nach Baden-Baden, wo sie von Richard Pohl und dessen Gattin empfangen wurden. Auch andere Freunde begrüßten die Neuvermählten. Das nächste Ziel der Reise aber war Bern und der Genfer See.

Es hatte nicht bloß symbolische Bedeutung, daß Frau Cosima die Fahrt zu diesem wundervollen und für ihren Vater und ihre Mutter so schicksalsvollen See gewünscht. In Genf hatten Franz und Marie die Tage tiefsten Fühlens erlebt, dort war Blandine, „der Engel mit den blonden Haaren", geboren worden. Und gerade jetzt hatte sich die schöne Gräfin mit ihrer Tochter Blandine, die sich ihr völlig zugewendet zu haben schien, an diesen See begeben, um von dort aus die Reise nach Italien anzutreten. Es drängte auch Frau Cosima, Mutter und Schwester zu sehen und ihr die eigenen tiefen Empfindungen zu vertrauen. Aber, wie Liszt gewissermaßen aufatmend schrieb, „das Paar hat in der Schweiz Mutter und Tochter nicht mehr vorgefunden". So kam denn, abgesehen von dem gemeinsamen Genuß der wunderbaren und eigenartigen Landschaft des geheimnisvollen und erhabenen Sees, Bülow mehr auf seine Rechnung, indem er dort den alten Freund Karl Ritter in seinem merkwürdigen Häuschen in Lausanne fand.

Es fehlte indessen nicht an äußeren Abenteuern, die in dem Ver-

luste und dem Wiedergewinn des Koffers gipfelten, in welchem Bülow seine „Moneten" verwahrt hatte. Doch waren die Tage wundervoll, und Frau Cosima selbst war erfüllt von höchstem Entzücken über die Schönheit dieser eigenartigen Natur. Und dann ging es zu dem, einer mehrfach wiederholten Einladung und dem eigenen Wunsche entsprechenden Besuche bei Richard Wagner nach Zürich. Bülow kam mit schwerer rheumatischer Erkrankung an und mußte in dem kleinen Hotel „Zum Raben" zwei Tage lang das Bett hüten, die ihm sein Meister allerdings durch die Übergabe der „Walküre" verschönte. Erst nach acht Tagen konnte die Übersiedlung ins „Asyl" erfolgen. Der glückliche Hausherr hatte damals am Überfluß zahlreicher Besuche zu leiden. Und gerade jetzt war Eduard Devrient auf dem grünen Hügel erschienen und hatte für das neue Projekt des Meisters gewissermaßen amtliches und geschäftliches Interesse gewonnen, das er in seinem Wirkungskreise in Karlsruhe zu verwerten gedachte oder wenigstens versprach.

Aber Wagner war glücklich über das junge Paar. Seine Zeit in Zürich gipfelte in diesem Hause, das der Vielduldende und Vielgewanderte als sein Asyl betrachtete, das er nicht mehr zu verlassen hoffte. Die Freundschaft eines edlen Paares, der Familie Wesendonck, hatte es ihm geschaffen. Doch das sind alles bekannte Dinge, die ich nicht zu wiederholen gedenke. Das interessanteste Bild, das sich uns aus diesen Tagen entgegenstellt, ist das Zusammentreffen dieser beiden edlen Frauen: Mathilde und Cosima. Beide waren von einem wunderbaren Geschick begünstigt. Die eine ging unter der Sonne und konnte so die innere Wärme um so leichter ausstrahlen. Die andere aber trat aus dem Schatten ihrer Jugend hervor und hatte gewissermaßen ihr eigenes Licht: Mond und Sonne stehen hier im gewissen Sinne nebeneinander. Das reine und edle Licht der jungen, geistig und künstlerisch durchaus angeregten und anregenden Frau, die für des Meisters Schaffen und für sein ganzes, alles überragendes Wesen volles Verständnis und edelstes

weibliches Gefühl empfand, und die junge Frau, die jetzt den Lehrer und auch das Ideal ihres eben angetrauten Gatten sehen sollte. Es liegt etwas über dem Ganzen, ohne daß man den Vergleich weiter ausführen dürfte, von der Stimmung in Hebbels „Gyges und sein Ring". Aber beider Interessen und beider Empfinden konzentrierte sich damals auf die Werke des Meisters, und durch Bülows zauberkräftige Hände wurden die Klavierauszüge vom „Rheingold" und von der „Walküre", die Karl Klindworth fertiggestellt hatte, lebendig. Es war, wenn man will, eine der ersten vom vollen Geiste späterer Tage erfüllte Aufführung von „Rheingold", „Walküre" und den beiden ersten Akten des „Siegfried", die Bülow aus den Bleistiftskizzen des Meisters zu gestalten vermochte. Alle waren tief davon ergriffen, vor allem Cosima, die schweigend zuhörte und, wenn der Meister mit einer Frage sich an sie wendete, in Tränen ausbrach. Es ging vor ihren Augen gerade durch die Hand des Gatten der große Schleiervorhang in die Höhe, und vor ihr erschien in seiner ganzen Größe das Werk des künftigen Meisters von Bayreuth.

Aber nicht bloß das Gewordene hörte sie, sondern sie sah unter ihren Augen die Vollendung der neuen Dichtung, die Richard Wagner in der Fülle seiner Erfindungskraft aus der großen Liebesszene des dritten Siegfriedsaktes ableitete und die doch eine Welt für sich wurde durch die gestaltende Kraft des Meisters — „Tristan und Isolde". Als das junge Paar kam, war gerade der erste Akt der Dichtung fertig geworden. Als sie nach Wochen schieden, war die ganze Dichtung vollendet. Es hat einen eigenen, wundersamen Reiz, die beiden Frauen wie zwei Leonoren dem Werke dieses Tasso lauschen zu sehen. Bülow fertigte von jedem Akt nach der Vollendung sofort eine Reinschrift an, und dann wurde Akt für Akt dem kleinen Kreise vorgelesen. Zum Schlusse kam die „Kollektiv-Vorlesung" der ganzen großen, heißen Dichtung, dieses wundersamen Tag- und Nachtliedes, wie man es im Sinne Wolframs

und doch mit Verkennung der eigentlichen tiefen Bedeutung genannt hat.

Es ist charakteristisch, wie Wagner den Eindruck dieser Szene später in Triebschen der damals lauschenden Cosima in die Feder diktiert hat: „Da Frau Wesendonck von dem letzten Akten besonders ergriffen schien, sagte ich tröstend, daß man hierüber nicht zu trauern habe, da es im allerbesten Falle bei so ernster Angelegenheit diese Art von Wendung nähme — worin mir Cosima recht gab." Sie haben beide gewissermaßen den Todestrank in Händen gehalten und waren doch durch ihr Schicksal zum Leben bestimmt.

Wagner konnte sich nicht genug wundern über Cosima und auch über deren Gatten. Er hat an seine Freundin Julie Ritter darüber geschrieben, daß der Besuch des jungen Bülowschen Paares ihm das liebste Erlebnis dieses Sommers war. „Ich habe mich selten so behaglich und erfreulich angeregt gefühlt als durch diesen intimen Besuch. Des Vormittags mußten sie sich still verhalten, denn da schrieb ich den ‚Tristan', wovon ich ihnen dann jede Woche einen neuen Akt vorlas. Dann wurde den Tag über fast immer musiziert, wo denn Frau Wesendonck treulich jedesmal herüberkam und wir so unser dankbarstes Publikum gleich zur Hand hatten. Bülows Meisterschaft auf dem Instrument ist enorm; bei seiner sicheren musikalischen Intuition, seinem unglaublichen Gedächtnis und all der wunderlichen Fazilität, die ihm eigen ist, kam mir seine Unverwüstlichkeit und Stets-Bereitheit prächtig zustatten.

Wenn Sie Cosima kennen, stimmen Sie mir wohl auch bei, wenn ich das junge Paar für so glücklich wie möglich ausgestaltet halte: Es ist bei allem großen Verstand und bei wirklicher Genialität so viel Leichtes, Schwunghaftes in den beiden Leutchen, daß man sich nur sehr wohl mit ihnen fühlen muß. Mit großem Bedauern entließ ich sie endlich, aber nur gegen das sichere Versprechen des Wiederkommens im nächsten Jahr."

Nun wurde die Rückreise angetreten. Zunächst über St. Gallen, wo die junge Frau Spitzen sehen wollte, nach Ötlinghausen, das einst der Zufluchtsort von Bülows Vater mit seiner Gattin Luise gewesen. Bülow war in prächtigster Stimmung. Mit dieser kamen sie nach München, wo sie einige Tage verweilten, „ohne", wie Bülow schrieb, „natürlich à la Wittgenstein uns Indigestionen von plastischen Kunstgenüssen zuzuziehen". Er meinte übermütig: „Im übrigen komme ich mir so wenig als Ehemann vor, daß ich mich so frei fühle, als es für meine Ruhe geeignet ist." — Dann begaben sie sich nach der Altenburg, wo sie gemeinsam einige Wochen zubrachten. Während Hans noch bei seinem Schwiegervater verweilte, begab sich Cosima dann allein nach Berlin. „Der Gatte überließ ihr", wie Liszt nicht ohne Behaglichkeit bemerkte, „die Sorge, die Winterquartiere in Berlin einzurichten. Eine Aufgabe, aus der sich Cosima sehr gut ziehen wird. Sie ist nach jeder Richtung hin eine gutempfindende, gewandte und selbst praktische junge Frau."

So konnte Bülow bei seiner Rückkehr in die Wohnung in der Anhalter Straße den Zauber der jungen Häuslichkeit empfinden. Dort begrüßten ihn seine Schüler, und einer derselben, mein Vater, überreichte ihm eine Komposition — „Feiergesang". Dieselbe ist nach mehr als 80 Jahren wiederum in meine Hände gelangt, und ich kann es mir nicht versagen, ein paar Strophen hier wiederzugeben:

Dich grüßen freudige Sänge!
Gesandte vom himmlischen Thron.
Die Musen senden die Klänge,
Zu grüßen dich göttlichen Sohn.
Die Musen trugen dich singend
Zur Erde mit sonnigem Schein
Und legten Töne, hell klingend,
In Seele und Herz dir hinein.

Und schwuren, sie werden dich schützen,
Wenn treu du ihrem Gefild,
Wenn glühend mit geistigen Blitzen
Ihr Sang aus dem deinen entquillt.
Lieder, die du gesungen,
Von göttlichem Kusse beseelt,
Zum Himmel sind sie gedrungen,
Erklingen dort himmlisch vermählt.
Als Echo kommen sie wieder,
Umduftet von göttlichem Hauch,
Der Liebe sangst du die Lieder,
Der Liebe ertönen sie auch.

So sang der Dreiundzwanzigjährige seinem Lehrer und Freunde ein Lied zum Einzug in dieses gastliche Haus, wo er nun Frau Cosima mit ihren Feenhänden walten sah.

III.

Hoffen und Leiden

Der Vater Liszt hatte recht mit der Annahme, daß seine Tochter als eine gute, kluge und weltgewandte Frau ihren neuen Haushalt in Berlin eröffnen würde. Sie war nach der kurzen und schönen, von Festen zu Ehren des jungen Paares erfüllten Zeit in Weimar nach Berlin gekommen, in den wenigen Wochen der jungen Ehe gewandelt und gereift. Das Elfische in ihrer Natur, das sie bis in das höchste Greisenalter gewahrt, hat ihr in dieser neuen Sphäre in Berlin das geheimnisvolle Geleit gegeben und auf alle, Männer wie Frauen, die mit ihr in Berührung kamen, ungemeine Wirkung geübt. Wenn die Blätter von der Ehe Hans von Bülows mit der Tochter Franz Liszts großes Aufheben gemacht, so war das ein rein äußerlicher Akt, wie er eben von der sensationslüsternen Presse von jeher geübt worden ist und immer geübt werden wird. Das Publikum liebt, alles Bedeutende gewissermaßen zur Anekdote gemünzt dargestellt zu sehen. Aber nun ging durch das geistige Berlin ein seltsames Raunen, und nach wenigen Wochen schon war trotz aller Zurückhaltung, trotz der Stille, der eigene Haushalt, der kein reicher, aber auch kein ärmlicher war und durch die Verhältnisse Frau Cosimas nicht minder wie durch das von künstlerischem wie aristokratischem Ehrgefühl getragene Bestreben ihres Gatten durchaus auf der Höhe gehalten wurde, der Gegenstand der allgemeinen gesellschaftlichen Aufmerksamkeit.

Ihr aber kam es nun vor allem darauf an, dem Gatten die wirkliche Frau zu sein, wie sie es sein wollte, und der gute Kamerad, wie er es wünschte. Darin lag von Anfang an die Grundlage ihres Bestrebens, dem sie mit ihrem zweifellos genialen Wesen nach jeder Richtung hin gerecht werden konnte. Sie war klug und großzügig zugleich, und wenn es zu sparen galt, so tat sie's nur an sich selbst. In der Tat ein Muster von einer Frau, die alle guten deutschen Eigenschaften in sich schloß, aber die Schwächen und Kleinheiten besonders der Berlinerin durch den in Paris gewonnenen feinen und reizvollen Schwung überwand, ohne sich überhaupt darüber Rechenschaft geben zu müssen. Sie war sich des rechten Weges wohl bewußt. Es galt, den Gatten, den sie bereits am Himmel von Berlin als einen Stern erster Größe glänzen sah, zu leuchtender Höhe emporzuführen. Dazu aber gehörte vor allem, ihm selbst in der Unsumme von Arbeitslast, die ihm aufgebürdet war und die er selbst in seinem ruhelosen Drang fast über die Kraft vermehrt hatte, die Sicherung des eigenen Schaffens zu wahren, in dem er sich einzig selber finden sollte, um dafür die volle Kraft einzusetzen, deren Vorhandensein seine beiden Meister in Zürich und Weimar mehr als einmal verkündet und an die sie selbst in vollem fraulichen Gefühl glaubte. Es ist wunderbar, wie sie, ohne dem Gatten irgendwie in seinem Temperamente auf andere Weise Hemmungen aufzuerlegen, als durch ihr Lächeln und durch die Ruhe, die ihr Wesen ausströmte, ihn vor allem nun von den Leiden des Konservatoriums soviel wie möglich zu erlösen suchte. Während Bülow bei seiner Rückkehr in vollem Konflikt mit seinem Direktor und Mitarbeiter Julius Stern stand, wußte sie es zu erreichen, daß ihm der größte Teil der Vormittagsstunden für seine eigenen Arbeiten reserviert blieb, und Bülow war sich völlig klar, daß darin die einzige Möglichkeit seiner weiteren Entwicklung lag. Es war nicht ganz im Sinne von Frau Cosima, wenn ihr Vater seinem Lieblingsschüler sagte, er möge diesen Winter weniger

dem Klavierspiele widmen als dem Bestreben, sich als eine Art von musikalischem Feldmarschall in Berlin auszubilden. Das war gewiß an sich ein richtiger Gedanke, der ihren Gatten auf einer Bahn, auf der er Höchstes erreichen sollte, weiterführte. Aber sie war in dieser Beziehung doch die Tochter ihrer Mutter, und Marie d'Agoult war ja gerade deshalb an Franz Liszt irre geworden, weil sie dessen gewaltigen Aufschwung vom Virtuosen zum schöpferischen Künstler nicht früh genug geschaut. Hier wollte die Tochter von Anfang an vorbeugen, ohne in irgendeiner Weise doktrinär zu werden. Sie wußte auch, daß hier nicht über Nacht eine Wandlung geschaffen werden konnte, sondern daß es nötig war, im allgemeinen die Atmosphäre herzustellen, in welcher Hans von Bülow nicht bloß Klaviervirtuose, nicht bloß der Meisterdirigent, sondern auch der Komponist werden sollte.

Und sie selbst war des Dranges nach Wissen und nach Weiterbildung zu voll, um nicht bloß das Vorhandene zu wahren, sondern auch noch weiter auszubilden. Und da hat sich die Pariserin in geradezu glänzender Weise in die Berliner Verhältnisse einzuleben und durch ihre französische Erziehung inmitten dieses nicht unbedeutenden, aber noch mehr ehrgeizigen Kreises für den Gatten die eigene Stellung zu sichern gewußt. Es hat einen unendlichen Reiz, diesen Anfängen nachzugehen, der dadurch, daß ihr bald tatsächlich alles zu Füßen lag, noch eine große Steigerung erfährt. Der alte Freundeskreis ihres Gatten wurde von der in allen Künsten der Gastlichkeit erzogenen und erfahrenen jungen Frau in schönster Weise geübt. Sie unterschied dabei sofort diejenigen, die für ihren Gatten geistig und seelisch von Wert sein konnten, von denen, die schließlich nichts anderes waren als prätentiöse Menschen, die sich bei der großen Noblesse ihres Gatten geringe Dienste durch weit größere, ja zu wirklichen Opfern gesteigerte, vergelten ließen. Sie hielt gute Freundschaft mit Kroll, mit Laub, der ja eine Zeitlang ihr Lehrer gewesen war, und mit dem kleinen und liebenswürdigen

Juden Fischel, der als Publizist und als Mensch jene wirklich rührende Hingebung bis zum letzten Atemzuge bewahrt hat, zu der der Jude fähig ist. Er sprang mit seiner Feder opfermütig und mit einer Klugheit, die in der Tat das Herz geweckt, für den Freund und seine große Sache ein, und er war deshalb auch im Hause Bülow von dessen Gattin stets geehrt als einer der Getreuen. Dazu kam Mützelburg und vor allem Karl Tausig. Vielleicht war das Verhältnis dieses einzigen großen Rivalen Bülows unter den Liszt-Schülern das eigenartigste. Das junge Paar nahm ihn bald nach seiner Rückkehr in ihre junge Behausung als Gast auf, und Bülow hat ihn in einem seiner Konzerte spielen lassen und ihm auf diese Weise die Pforte zum Triumph geöffnet. Das zeigt uns auch Frau Cosima in ihrem ganz besonderen Verhältnis zu ihrem Vater. Sie liebte ihn, und sie verehrte seine Kunst, und die Tochter der Frau Marie, die sich vergeblich nach den Werken eigener Schöpfung gesehnt, hat diese frühzeitig kennengelernt, und Bülow erzählt uns selbst, wie seine Frau neben dem Übenden am Klavier saß und ihm gewissermaßen die symphonischen Dichtungen und Klavierkompositionen Liszts einstudierte, nicht theoretisch, aber mit jenem wunderbaren intuitiven Verständnis für des Vaters Schaffen. Denn von Anfang an muß man festhalten: sie stand musikalisch schon damals auf voller Höhe und hat nicht gerastet und nicht geruht, sich weiter auszubilden, und es kann nicht oft genug betont werden, daß Frau Clara Schumann in ihr als Virtuosin eine Rivalin hätte erstehen sehen, wenn Frau Cosima eben nicht höhere künstlerische Pflichten und auch Gedanken gehabt hätte als das Virtuosentum. Sie hat, sehr zum Ärger des Direktors Stern, bei einem Freunde ihres Vaters und ihres Gatten Unterricht in der Kompositionslehre genommen. Das war Karl Friedrich Weitzmann, der nach langem Wanderleben über Riga, Reval, Petersburg, London und Paris im Jahre 1847 nach Berlin gekommen war: ein musikalisch anregender Mensch, der nun ein Freund ihres

Hauses ward und dem sie vieles zu danken hatte. Denn sie wollte nicht bloß in allen musikalischen Fragen mitreden, sondern auch mitraten und mittaten, und dies um so mehr, als sie in ihrem tiefen Gefühl für Hans von Bülow diesen nun vorwärtszubringen versuchte. Natürlich vor allem rein musikalisch. Sie hatte bei dem Aufenthalt in Zürich den Mann erkannt, vor dem ihr Vater sich neigte. Und sie hatte den Mann zum Gatten erwählt, der es vor beiden tat. Aber so himmelhoch sie jetzt schon die Kunst Richard Wagners stellte und stellen mußte, so sehr war sie darauf bedacht, daß ihr Gemahl nicht einer der vielen musikalischen Handlanger bleibe, sondern sie nahm ein Wort ihres Vaters auf, daß Hans und kein anderer einst sein musikalisches und künstlerisches Erbe antreten sollte. Gerade in Zürich war ja das Verhältnis Bülows zu beiden durch den Meister selbst in herzlichster und großzügigster Weise zum Ausdruck gebracht worden. Nicht als den Schüler begrüßte er ihn, sondern als den Freund und als den Künstler von starker Eigenart. Es war Frau Cosima nicht unbekannt geblieben, daß gerade der Meister auf ihn und sein musikalisches Schaffen immer Einfluß üben wollte und daß sein Wollen bisher immer an einem gewissen Kleinmut Bülows selbst gescheitert war. So hatte er sich lange Zeit mit der Komposition einer Musik zu „Romeo und Julie" getragen. Er hat darüber viel mit Wagner gesprochen und korrespondiert. Aber er ist nie dazu gekommen, die Idee auszuführen, vielleicht weil Wagner ihn auf einen größeren Gedanken aufmerksam gemacht hatte — nämlich eine „Oresteia"-Symphonie zu schaffen, nicht im alten Stil, sondern in einer Art, daß er zu den einzelnen Dramen der Trilogie eine eigene Ouvertüre schreibe, die dann zusammen die neuartige Symphonie bilden würden. Es ist kein Zweifel, daß dieser Gedanke Richard Wagners von Frau Cosima für den Gatten aufgegriffen worden ist. Sie scheint sogar, um ihm die literarischen und dichterischen Unterlagen zu geben, die „Oresteia" durchgearbeitet zu haben, gewissermaßen als ein Programm, aus welchem Bülow

seine Symphonie gestalten sollte. Die vorhandene Studie „Oresteia" kann kaum anders gedeutet werden und einem anderen Zwecke gedient haben, als Bülow mit zarter Hand und tiefem Geist in diese Fernen antiker Tragik zu führen, zu gleicher Zeit aber mit dem klaren und sicheren Hinweis auf das Kunstwerk, das sie in Richard Wagners „Ring des Nibelungen" bereits erkannt hatte.

Diese Studie ist wichtig zur Erkenntnis der Arbeiten der Frau Cosima. Sie ist zu gleicher Zeit ein Zeichen, wie sie nicht bloß strebend sich bemühte, sondern wie sie diesem grandiosen Werk der tragischen Muse ihre eigenen Ideen und Bilder abgewann. Die Antike stand ihr klar vor Augen. Diese Arbeit liegt in ihrer eigenen Handschrift vor:

„Die Adler des Zeus verzehren die trächtige Häsin, Artemis fordert Sühne für diese Schuld, und zwar ein reinstes Opfer. Der König opfert sein Kind, und sühnend wird er schuldig. Die Mutter rächt den von Gott geforderten Frevel, und Apollon fordert vom Sohne, daß er den Vater räche. Götter und Menschen in die Blutschuld verwoben, welche bei Zeus beginnt, bei dessen Adlern, das heißt bei der Entzweiung der Natur. Die Erinnyen bleiben nicht aus, und Apollon ist ohnmächtig, sie zu bewältigen, einschläfern eine Weile nur kann er sie. Wer beschwichtigt sie, wer unterbricht die heillose Kette, wer hemmt das Keimen aus dem Gerinnen des Blutes? Pallas Athene, die Erkenntnis, welche den Staat gründet, die Gerechtigkeit einsetzt und dem Wüten der Naturmächte das Walten geheiligter Menschenordnung entgegenstellt. Die Gnade entsteht aus der Gerechtigkeit, der Muttermörder, den der Gott-Anstifter nicht entsühnen konnte, wird durch das Gericht erkennender Menschen befreit, die Rachegöttinnen werden zu Eumeniden im Staate des Rechtes, und der Dichter, welcher uns bis an den chaotischen Ur-Strudel des Werdens versetzt, lenkt in die Gegenwart ein, gibt seinem Volke Anteil an seiner Dichtung dadurch, daß er seine Stiftungen als heilig und mit allen heiligen Geheimnissen

verknüpft zeigt, und schafft also mit ihm im Verein das lebendige Kunstwerk.

Im „Ring der Nibelungen" aber richtet Brünnhild die Götter durch das Wissen der Liebe; sie erkennt nicht, sie weiß; sie gründet nicht, sie löst auf; der Dichter lenkt in keine Gegenwart, denn er steht in keiner Zeit, sein Volk sah nicht durch ihn, und so schuf er allein das ewige, vom Leben befreiende Kunstwerk, unblutig, tragisch, erlösend. Dort alles aus dem Leben, dem Leben zugewendet; hier alles die Kunst.

Kassandra.

Apollon liebte sie, gab ihr die Sehermacht. Als Seherin heiliger denn der Gott, entzieht sie sich dem Kreislauf des Wahnes, „belog Loxias". — Der Gott strafte sie; will sie übermenschlich sein, so können die Menschen sie nicht verstehen, ihr nicht glauben, zum Fluch wandelt sich die Gabe, die das Fluchwürdige schuf. Göttlich der Liebes-Ergebung fordernde Apollon! Heilig die gegen ihn frevelnde Seherin; alles erschaut durch den Dichter, der auch von der „liebelosen Liebes-Gier" weiß und kündet und alle Stimmen vernimmt, durch welche das Geheimnis des Seins sich gibt.

Der Chor.

Er tritt auf, als der Wächter in Freude und mit geheimnisvollen Andeutungen die einsame Wacht verlassen hat. Er hat die Feuer noch nicht gesehen und gedenkt der Zeit, die verflossen ist, seitdem die Fürsten gegen Ilion ausgezogen, gedenkt der Zornwut, in welcher sie zogen, drückt die Zuversicht, die fromme, aus, daß ein Gott den Verruchten strafen wird, wenn auch viel gelitten werden muß um das „männerumbuhlete Weib", und schließt die Betrachtung, welche uns die Lage schildert, mit der Darstellung des eigenen Selbst: er weilet daheim, schon damals durch das Alter ausgeschlossen vom

Zuge, das Alter, welches ihn zum „tagumirrenden Traumbild" macht. So kennen wir in Umrissen alles und ahnen durch erste flüchtige Andeutungen vieles, als Klytaimnestra erscheint, um das Opfer zu bereiten und die Gaben an den Altären zu verteilen. Der Chor befragt sie und bittet sie, seiner Besorgnis Arzt zu sein, welche, schon durch das Opfer erhellt, ihm als Hoffnung lacht und die „nagende Pein unlösbaren Sinnens" fortscheucht. Klytaimnestra verläßt schweigend die Bühne, um weiter die Feierlichkeit zu verrichten, und in der bangen, erwartungsvollen Stimmung feiert der Chor den Auszug des Herrn — denn es blieb ihm der Born des Gesanges: das Gottvertrauen, jung im alternden Herzen! Und hiermit beginnt gleichsam die religiöse, durch das im ersten Chor ausgedrückte Gottvertrauen vorbereitete Handlung: Denn tiefste Geheimnisse enthüllt der also Feiernde: das ruchlose Mahl der Adler des Zeus, die in den Hasenverschlingern erkannten Führer des Zuges, und zwar durch den Seher erkannt, welcher verkündet, daß Artemis den Flügelhunden des Vaters zürnt. Das „Gute Siege!" ruft betend und beschwörend der ganze Chor zwischen der Strophe und Gegenstrophe, in welche die Führer der zwei Hälften, von dem Mahl und von der Deutung des Sehers gesungen haben. Und nun das Gebet an Artemis von Kalchas und die Weissagung des Sehers, eines anderen Opfers, „Anfang bittersten Hasses daheim", denn die tückische Herrin harret da in Kindesgedenken; Rachgier, sowie die gleichsam dreifach hier begehrte Verschwörung: „Ailinon, Ailinon, das gute siege!" Denn zu freudigstem Glücke weissagte Kalchas Böses, grauenvollste Ahnung, entsetzliche Erinnerung begleiten die freudige Erwartung; und schaurig andächtig versenkt sich der Chor in den Namen Zeus, „der alles Denkens Frieden ist". Denn des Denkens vergebliche Qualen will der Chor von sich bannen. Aber auch die Vertiefung in das Wesen der Gottheit lenkt wieder zum jetzigen Leiden, die zweite Strophe ruft es aus: daß die Gunst der hochgethronten Götter streng und schonungslos ist, nachdem sie gekündet

hat, daß Zeus uns ernst nachsinnen läßt und im Leiden lernen; die zweite Gegenstrophe kehrt zu dem Führer Griechenlands zurück und zeigt ihn sonder Groll mannhaft dem Seher sich fügend, als die Noth des Heeres ihn bedrängt. Breiter versenkt sich die dritte Strophe, ganz der Vorhandlung wieder hingegeben, in die Prüfung der Griechen in Aulis, in die Qualen Agamemnons, um mit der Unerbittlichkeit seines Entschlusses zu führen und zu dem hold wehmüthigen Bild der jungfräulich süß Jugendlichen zu gelangen, darauf mit schmerzlichem Wohlgefallen geweilt wird, um mit dem Wiedernahen von Klytaimnestra in düstres Verstummen allmählich zu versinken. Ein letzter Wunsch, doch kein Gebet und keine Beschwörung, ein ohnmächtiger, wohlgesinnter Greisenwunsch:

Was drauf geschah, sah ich nicht, sag' ich nicht,
Doch unerfüllt bleibet Kalchas Kunst nicht!
Wohl wäget dem, welcher leidet,
Zu lernen Dike zu, die Zukunft —
Wohin sie treibet, nicht zu wissen wünsch' ich es.
Dem wäre Voraustrauern gleich;
Denn kommen hell, gleich dem Morgen, wird sie!
O gäb' es dann fort und fort frohes Heil,
Wie es dort des Apierlands Burg ersehnt,
Die einsam jetzt nur der Herrin Hand beschirmt.

Klytaimnestra erscheint, wird befragt, und meldet die gute Kunde! In dem Zwiegespräch, unter der Macht des Augenblicks, schwindet das Grauen der Ahnung wie die Nacht vor dem Tag; zweimal läßt sich der Chor das Freudige künden in traulicher Wechselrede mit der Königin und wie ihr Bericht beendet und sie sich entfernt, singt er Zeus seinen „Frohen Dank". Dieser vom Chorführer zuerst gebracht, wird im Wechselgesang des Chores zur ernsten Mahnung an das Volk: „Wie Zeus trifft, mag man hier erkennen"; der Jubel über den Sieg geht sogleich über in die Betrachtung der

Ahndung des Frevels. „Sei mein Geschick niedrig, sei der Armuth reines Gewissen genug mir", so schließt die erste Strophe, „da der Reichthum nicht schützt gegen Vernichtung, wenn frech die Gerechtigkeit verletzt wird". Und die Gegenstrophe entwirft ein Bild der Verführung und der Strafe, hier spricht der Richter Aischylos, hier ist wiederum Gottesdienst, bis am Schluß der Dichter wieder in das Leben greift („also Paris, welcher den Gasttisch entweiht hat"), um in der Strophe 2 und ihrer Gegenstrophe ein erschütterndes Bild von Menelaos' Liebestrauer zu geben. Es vollendet aber der Künstler einheitlich diesen Gesang; von der Trauer des Fürsten wendet er unsere Blicke auf die andere „größer noch"! die des Volkes in „Hellas Landen", und von da erhebt sich die Beschauung in erneuter religiöser Stimmung, zu dem der glücklich ist wider Recht, „auf dem des Ruhmes Übermaß schwer lastet". Wir empfinden die Verzweigung von Sage und Geschichte, von Vergangenheit und Gegenwart, von Dichtung und Wirklichkeit, und in dem wiederholten Wunsch eines mäßigen Glückes ergießt sich wie in einem ruhigen See, der aus allen Zuflüssen der Andacht, der Vaterlandsliebe, der Dichterschau, des Priestergerichtes und der Sehermahnung angeschwollene Strom des Preisgesanges.

Einzelne, welche die Nachricht bezweifeln, führen zur Handlung über, der Tempeldienst ist gleichsam abgeschlossen, die Bühne tritt in ihr Recht, und zweifach willkommen erscheinen auf die Zweifel der schlichte, immer dunkler andeutende Wächter und nach ihm der Herold. Die Schlußerzählung des Letzteren, die Schilderung des Sturmes und des Verschwindens von Menelaos, von welcher angenommen wird, daß der Dichter sein Satyrspiel durch sie vorbereitete; diese Schilderung gibt dem Chor Veranlassung, sich in die Bedeutung des Namens Helena zu versenken und von da in die „Trauertränе", welche der Götterzorn den Troern mit ihr gesendet. In gleicher Art wie ein Löwenjunges, das dem Lamm als Milchbruder zugesellt wurde, kam nach Ilion:

Ein Sinn wie glanzheitre Meeresstille,
Ein Kleinod wunderholden Reichthums,
Lieblich verstohlenen Glückes Pfeil,
Herzverwundende Liebesblüthe!

mit ihr die „brautbeweinte Erinnys"! Die Gegenstrophe 3 wendet unter dem Eindruck dieses Geschickes, ein „greises Wort". Wenn dieses sagt, daß in des Glückes Garten unersättlicher Jammer wuchernd wächst, Recht oder Unrecht gänzlich unbeachtend, so läßt der, das Leben mahnend zu ordnen trachtende Dichter es seinem Chore anders erscheinen: die böse That zeugt wuchernd gleiche Thaten, doch frommen Häusern erblüht ein Kindersegen des Glücks. Und die vierte Strophe führt das Thema aus: alte Schuld zeuget Frevelschuld, Dikes Huld aber strahlt auch in rauchschwarzer Lehmhütte, sie ehrt frommen Wandel hoch, von goldenen Siegespreisen schmutzger Hand befleckt, flüchtet sie hinweg — „sie denkt des Endes"! Und wiederum verweben sich vor uns die Schicksale der Troer, durch Frevel herbeigeführt: das Vergangene, das Loos, welches die Schuld dem Heeresfürsten noch gebiert, und die Gegenwart, die Wirklichkeit, welche wundersam geisterartig, im Reiche der Dichtung wirkend, vom Dichter heraufbeschworen, verschleiert in einer drohenden Mahnung erscheint. — Im Gottesdienst die Anrede des Priesters, zwiefach wirksam hier in der Welt der Traumbilder und der Sage! — — —

Agamemnon im Siegeszug tritt auf. Ihn recht zu ehren, nicht überentzückt, nicht niedergedrückt durch die Fülle des Danks, wünscht der Chor; zu diesem Behuf greift er zur Wahrhaftigkeit, gesteht dem König, daß er ihn unweise gefunden, als er den Krieg um Helena ankündigte. Das schöne, einfache Verhältnis des Volkes zum ursprünglichen Königthum drückt sich dann noch in den Schlußworten aus:

Du wirst mit der Zeit, wenn Du nachforschst, sehen,
Wer löblich und wer nicht, wie es sich ziemt,
Von den Bürgern Dir die Stadt bewahrt hat.

Nachdem Agamemnon den Göttern gedankt hat und auf den Sinn der Rede des Chores eingegangen ist, erscheint Klytaimnestra, und ihr und der rücksichtslosen Entfaltung ihrer Heuchelei scheint diese Szene anzugehören. Sie legt den Purpur unter des Königs Füße; wie auf einer blutigen Straße schreitet er darüber zum Palast, in letzten Freudeskundgebungen ergießt sie sich, um geheimnisvoll grauenhaft „Zeus den Vollender" schließlich anzurufen, daß er gnädig leite, was er vollendet sehen will. Als ob wir das Entsetzen des Chores über das Vernommene und Erschaute dabei sähen, hören wir seine beklommene darauf folgende Frage:

„Warum ist's, daß immerfort dies Gesicht wie festgebannt meinem ahnungsvollen Geist vorschwebt?" Mit eigenen Augen sah er die Wiederkehr und dennoch singt ihm „drinnen" die Erinnys den Trauergesang und kann er nicht froh sein. Er hätte gerne alles offenbart, doch Zeus, der die Loose geschieden hat, hat der Schranke Scheu ihm eingeflößt, und nun pocht sein Herz im Dunkeln, während mild die Flamme wächst. Das verzagende, schwermütige Brüten unterbricht Klytaimnestra mit der Härte, welche zugleich Maske, Wesen und Wehrstütze des wilden, bangen Gemüthes ist, ruft sie unter Schmähungen die zurückgebliebene Kassandra. „Folge ihr", sagt theilnahmsvoll der Chor, „es ist das Beste, was Dir übrig bleibt, dem Zwange weichend, weih' das neue Joch Dir ein", räth er, wie Klytaimnestra in Wuth über die Schweigende sich entfernt hat. Hier nun beginnt die herzzerreißende, die eigentliche Tragödie enthüllende Klage der Kassandra. Hier ist das gänzlich unschuldige Opfer, welches vor dem Tode einmal schon von dem Gotte „ganz verdorben" war, welches allwissend gänzlich verstummt ist und nur jetzt nutzlos sein Klagelied erhebt:

„Dich hat ein Gott verwirrt,
Dir das Gemüth verstört, daß unsel'gen Sangs
Du um Dich selbst, wie die Nachtigall wehklagst,

Die im betrübten Sinn, ach, des Rufs nimmer satt
Itys, o Itys! klagt; ewiger Gram umblüht ihr Wehklageleben!"

so sagt zu ihr der Chor, dem sie den künftigen gräßlichen Vorgang im Palast vor den ahnungsvollen Sinn bringt. Wer aber auch könnte nur im entferntesten, selbst mit Hülfe von Auszügen einen Begriff von dieser Scene geben? Alles, was den Dichter uns beinahe wie ein übermenschliches Wesen erscheinen läßt, das Erschauen des Unsichtbaren, das Schaffen gleichsam aus nichts, das ordnende Walten und das ungestüme Entbinden aller Kräfte, hier staunt man es an. Kassandra klagt, der Chor erschrickt darüber, daß sie dem Sonnengott mit Jammerrufe naht, sie wiederholt dies und der Chor erkennt Gottes Geist im „Sklavensinne", doch wünscht er Wahrsagung nicht. Sie aber schaut, was da innen vor sich gehen wird, sie muß es sagen, und durch sie wohnen wir der Handlung bei, von welcher die Gräßlichkeit beinahe für uns schwindet durch die leidenschaftliche Theilnahme, welche die Seherin erweckt: „Jauchze Du wilder Haß dieses Geschlechtes jetzt diesem Blutopfer zu", schreit sie auf, wie sie den „Leu im Garn", Agamemnon im Todes-Netze sieht. — Wie er aber gefallen ist, dann klagt sie ihr Loos und auf die eigene Frage an ihn: Warum führtest Du mich hierher? antwortet sie selbst wehmütig bitter: „Doch einzig, daß ich mit Dir stürbe! Wozu sonst?" Und sie beneidet die Nachtigall, mit welcher der Chor sie vergleicht, um ihre „schattenkühle Klage". Mein harrt Mord von doppelt scharfer Art, ruft sie, und der Chor, ganz in Mitleidenschaft zu ihr gezogen, frägt sie:

Aber von wannen kam,
Kam Dir von Gott gestürmt der Angst eitler Wahn,
Daß Du, wie wenn es geschehn, so tief wehklagst,
Wieder so jammerlaut, hellen Schmerz gellend schreist?
Wer hat das Ziel der weissagenden Klage Dir, das Fluchziel gesetzt?

Ihre Antwort ist ein Klagen „Du Ehe, Paris, Ehe weh!" Und zum zweiten Male kündet sie ihren nahen Tod; der Chor geht in Mitleiden ganz über, und nachdem sie über ihre Stadt geweint, sagt sie zum dritten Male die Weissagung ihres Todes, und es frägt sie der Chor nach dem „schwererzürnten Gott", der sie Wehklage und Jammer des Todes singen läßt. Auf dieses Eindringen faßt sie sich gleichsam, sie schaut nicht mehr, sie klagt nicht, sie theilt mit:

„So wird denn jetzt nicht unter Schleiern mehr verhor
Die Verheißung blicken gleich der neuvermählten Braut."

Sie fordert aber von dem Chorführer, ihr zu schwören, zu zeugen, daß sie gewußt habe von der Frevelschuld dieses Hauses. Der Chorführer frägt, wie ein Eidschwur das fest verknäulte Weh lösen könnte, dann bewundert er, daß, aus „sprachefremdem" Land gekommen, sie alles genau berichtet, als ob sie es gesehen, und in traulich geheimer Wechselrede mit ihm sagt sie: Apollon habe ihr dieses Amt gegeben. Er erräth zagend: „vielleicht ein Gott er, doch in Liebe dir besiegt?" Sie, jungfräulich zart: „vor diesem (dem Chor) habe ich mich geschämt, es zu gestehen;" zart auch er, dringt der Führer, der jetzt als erkorener Vertrauter eine ganze Persönlichkeit für uns wird, nicht ein, sondern ruft, gleichsam für sie einhaltend, aus: „zu zart, gewöhnt sind freilich alle Glücklichen und die Glückliche verweilt auf dem Glücke: mein Buhle war er! und er hat mich sehr geliebt!" Diesem ganzen Geständnis erwidert er mit einer Frage: „Hat der Gott Dich in seiner Liebe erkannt?" Sie: „Versprochen hatt' ich's und belog den Loxias!" Er drückt nichts aus, dringend frägt er nach dem, worauf alles ankommt, ob sie schon der gotterfüllten Kunst mächtig war? Ja, sie war es. Da will er wissen, ob der Gott sie nicht strafte? — „Es glaubte niemand nichts mir, seit ich dies getan", klagt sie wie ein Kind, „uns wahrlich scheinst Du gar zu wahr zu prophezeih'n", erwidert ihr der, worauf der Begeistrung wilder Schmerz sie wieder erfaßt, wie die „buffera

infernale" Francesca und Paolo wieder umfängt, nachdem sie dem Dichter ihr Liebeslos gekündigt haben, nun sieht sie das Mal des Thyestes, sieht Klytaimnestras Heuchelei: „die Allverwegene, Freude nennt sie's, daß er glücklich heimgekehrt".

„Und ob mir niemand glaube, nun gilt's gleich. Um ein kleines Zeuge selbst, nennst Du mich weinend allzuwahre Seherin", so wendet sie sich wieder zum Führer; doch dieser versteht sie nur halb. Da spricht sie mit entsetzlicher Deutlichkeit:

„Agamemnons Ende, sag' ich, wirst Du heute seh'n!"

Er will es nicht vernehmen, sie beharrt bei dem Worte und sagt beinahe höhnisch: „Du freilich beteſt! Jene sorgen für den Mord!" Und der Taumel erfaßt sie wieder, sie wirft ihr Priesterkleid von sich, den Scepter und den Seherkranz: „Bringt einer andern, einer Reinen euer Glück!" Apollon, der ihr alles Leid zugefügt, nimmt ihr auch die Zeichen. Nun sieht sie die That des Oreſtes und begrüßt die Pforte, die in das Schattenreich sie führt, denn sie will nicht mehr klagen:

„Hinab vom Wagen! Leiden werd' ich dort den Tod!"

Doch klagt sie noch, wie das Haus ihr blutumtrieften Mord zuhaucht: dem allgegenwärtigen Dichter erscheint sie nicht mehr vorausſehend, sondern auch wie ein überthierisches Weſen vorausriechend, es wehet Dunst sie, wie aus einem Grabe, an, aber sie geht, sie ist gefaßt, es „ist des Lebens genug". Dem Chorführer, der sie zurückhalten will, hat sie schon vorher gesagt, ihre Zeit sei um, und wenn sie noch einmal entsetzt hinwegschreckte, so war es ein übermächtig geistig sinnlicher Eindruck, ein letztes Aufwallen des Willens zum Leben, der sie umwirbelte. Nun verlangt sie einzig, daß der Chor dereinst bezeuge das, was sie sprach, wenn die Erfüllung kommt, denn ihr liegt daran, daß man von ihrem Wahrsagen wisse. Von Helios aber fordert sie Rache. Und:

„O dieses Menschenleben! — Wenn es glücklich ist
Ein Schatten kann es wandeln, ist's voll Leid, so tilgt
Ein feuchter Schwamm dieses Bild hinweg. Vergessen ist's,
Und mehr denn jenes schmerzt mich dies Vergessensein!"

So schließt ganz persönlich mit einer Klage über das flüchtig Vergängliche von allem, selbst des Leidens, diese Scene, in welcher der Dichter durch die Offenbarung eines ohne ihn ungeahnt gebliebenen Wesens und durch die Enthüllung seines Looses uns einen solchen Blick in die Essenz des Tragischen werfen läßt, daß alle Schicksale uns in ihrer unerbittlichen Nothwendigkeit erscheinen und uns Fassung zurufen und sie uns auch einflößen. Erhaben, erschütternd, wohlthätig unterbricht gleichsam hier die Tragödie das Drama sowohl als den Gottesdienst; das schuldlose Opfer schreitet zum Tod, das Bild des verhöhnten Wissens, das geknechtete Fürstenkind, die Gottes-Buhle Kassandra schaut ein letztes Mal und klagt. Kein Gesang, kein Gebet, keine Anrufung begleitet sie, und keine Lehre entspringt aus ihrem Geschick. Das Volk schaut die Schauende, still wohnt es der Enthüllung des Mysteriums bei, wie der Wandlung in der Messe; als dies vollendet ist, kehrt man zur menschlichen Handlung zurück. Und der Dichter, der die Klage vernommen hat über das Vergessensein, tröstet uns gleichsam damit, daß er unvergänglich, unvergeßlich, unauslöschlich das Bild der sehenden Jungfrau geschaffen und die Worte seiner eigenen Schöpfung widerlegt.

Dem Loose des Agamemnon zugewendet, ergibt sich der Chor der Betrachtung des Glückes. Die Wehrufe erschallen, und die Greise, welche wir gleich im Beginn als untauglich zum Handeln erkannt haben, fallen in leidenschaftliche Berathung über das, was zu thun sei, bis Klytaimnestra erscheint. Entsetzlich wie ihr Heucheln ist nun ihre Wahrhaftigkeit: „Da liegt Agamemnon, mein Gemahl, und zwar als Leichnam meiner rechten Hand, des gerechten Schlächters Meisterstück!" So steht es jetzt. Der Chor droht ihr mit Ver-

jagung; sie antwortet mit Hohn über sein Schweigen bei Iphigeniens Tod, und mit Drohung. Der Chor gewahrt, wie unter dem Auge fett glänzt der Tropfen Blut und droht nun mit der Zukunft; sie schwört, daß sie keine Angst kennt, solange ihr Aigisthos beisteht und enthüllt die Leichen. Der Chor wendet sich von ihr ab zu diesen und beginnt die Todesklage; das Weib wird verwünscht und vor allem Helena; Klytaimnestra wehrt der Verwünschung. Der Chor ruft den Dämon klagend an vor des Tantalos Haus „nun sprach Dein Mund wahrhafteren Spruch", erwidert Klytaimnestra und schildert das Wüthen dieses Dämons. Der Chor erfaßt sogleich diese tiefere Auffassung und wendet sich an Zeus:

Ach weh, ach Zeus, durch deinen Rath ,
Der alles fügt, der alles schafft,
Denn was geschäh' den Menschen ohne Dich, Zeus?
Was nicht wäre der Götter Schickung?"

Nach dieser Wendung zur Ergebenheit wandeln die zwei Halbchöre zur Bühne hinauf, bis zur Leiche des Königs.

Erster Halbchorführer.

Wie soll ich, ach,
Mein König und Herr, wie weinen um Dich,
In der Liebe zu Dir, wie sprechen?
Da liegst Du verstrickt in der Spinne Geweb'
Todt da, gottlos Du erschlagen?

Zweiter Halbchor an der Bahre.

Ach weh! weh! so unwürdige Ruhe Dir!
Mit der doppelscharfen Axt
Niedergeschlagen im Meuchelmorde!

Klytaimnestra beharrt darauf, daß sie nicht, sondern des Atreus zürnender Rächer Agamemnon gestraft habe, hinopfernd den Mann

für die Knaben; worauf empört zwei des zweiten Halbchors ihr zurufen: „Daß Du an dieſem Blute unſchuldig, du blutige, wer bezeugt's dir? Wer? wer?"

Doch geben ſie zu, daß der Väter Vergelter ſie beiſtanden, und nachdem ſie geſchildert haben, wie der Strom des Blutes den Sumpf des Kindermordes füllt, iſt der zweite Halbchor zur Bühne hinaufgekommen und wiederholt der Führer: „Wie ſoll ich, ach, mein König und Herr, wie weinen um Dich", worauf der erſte Halbchor: „Ach weh, weh, ſo unwürdige Ruhe Dir".

Erfüllt von der Gerechtigkeit ihrer That, oder beſorgt, dieſelbe zu beweiſen, kommt Klytaimneſtra jetzt auf den Mord der Iphigenia, von dem Kind, das von ihm ſie empfing, das ſie ewig beweint: „der ſo Würdiges that, litt Würdiges jetzt", ſchließt ſie, und zwei des erſten Halbchors ſinnen umſonſt bei dieſen Worten, wo ſie der Sorge Steuer hinwenden ſollen, denn: „ihr Recht zu neuer Blutesbuße wetzet ſich die Moira ſchon auf anderem Wetzſtein". Der Chorführer hebt klagend an über den Tod des Herrn und frägt, wer ihm ein Grab gräbt, wer nach ihm weinet? Und kühn ſich zu Klytaimneſtra wendend, frägt er ſie:

Ha, willſt denn noch Du ihm, Deinem Gemahl,
Den Du ſelber erſchlugſt, Grabfeier begehn?
Für die Thaten des Ruhms ihm ein ſchnödes Gepräng'
Liebloſeſter Liebe bereiten?

Dem antwortet der ganze Chor mit klagender Frage:

Preiſender Feiergeſang an dem Grabe, wer wird den mit der
Dem gottgleich hehren Helden ſingen? [Thränen Wahrheit

Stolz aber und unerſchüttert erwidert Klytaimneſtra, durch ſie ſank er und ſtarb, ſie würde ihn nicht mit Klagegeſang beſtatten:

Iphigenia kommt, ſein Töchterlein hold,
Liebreich wie ſie muß,

Ihm entgegen, dem Vater zur schweigenden Fahrt
Auf dem ächzenden Strom,
Umhalset ihn zärtlich und küßt ihn.

Diesem grauenhaften Freimuth wird nicht entgegnet, die zwei des zweiten Halbchors heben die Betrachtung an:

Wer fällte, fällt; wieder büßt der Mörder!
Das aber doch währt, so lange sich Zeus bewährt,
Daß, wer gethan, leide, das ist Rechtens!
Wer reißt des Reises Fluch vom Stamme?
Verzweigt hat solch Genist das Schicksal.

Hiemit schließt eigentlich der Chor; für Aigisthos, der frohlockend über die Rache das Mahl des Thyestes in knapper Form berichtet. Für den frechen Frevler hat der Führer nur Ankündigung der weltlichen Strafe, keine Betrachtung des Schicksals, keinen Spruch der Erkenntnis, kein Versenken in das Walten der Gottheit, wohin er Klytaimnestra gegenüber sich erhebt. Die Königin aber, gleichsam im Schutze der Gerechtigkeit angelangt, als deren Werkzeug sie sich ausgibt, kündet nun den Wunsch, daß der Dämon fortan verlassen möge dieses Haus und heimsuchen ein ander Geschlecht. Sie ist müde, und wie Aigisthos und der Chorführer immer heftiger hadernd, endlich die Waffen ergreifen, tritt sie dazwischen mit Mäßigung. Sie will nicht neues Weh aufgehäuft sehen und weist die Greise zum Herd: „Was wir thaten, mußte sein", erklärt sie kurz, und da Aigisthos und der Chorführer dennoch sich bedrohen, Letzterer gar mit Orestes warnt, so sagt sie:

Achte weiter nicht ihr leeres Kläffen; ich und Du, wir gehn,
Da wir ja Herr im Hause sind, alles uns zu machen neu und schön.

Mit dieser frech ausgesprochenen Verachtung alles dessen, was sich ihr entgegenstellen könnte, mit dem frevelhaft kecken Wunsche eines angenehmen Lebens, nun die Arbeit der Rache vollbracht ist,

und ſie daran genug hat, beſchließt Klytaimneſtra den erſten Theil der Tragödie.

Die Grabesſpenderinnen.

Als geängſtigte, nächtlich Beunruhigte, erſteht ſie unmittelbar wieder vor uns, und dieſer Art in unvergleichlich vergrößerter Geſtalt, durch den Chor und die eigene Tochter, welche die Vertreter ihrer Bangigkeit ſind, dargeſtellt. Und wir wiſſen, daß die Sorge berechtigt iſt, denn der heimkehrende Oreſtes eröffnet der Tragödie zweiten Theil. Von Loxias entſendet, weiht er nach der Anrufung des Grabeshermes ein „ärmlich trauerreich Geſchenk", „des tiefſten Grames treuen Gruß", auf der Gruft des Vaters, ſeine Locke als Zeugin dafür, daß er als Rächer gekommen ſei. Wie er den heiligen Akt begangen, erblickt er den Chor der Mägde und Elektra, ſeine Schweſter, die, auch als Magd verkleidet, ſich ihnen anſchließt. Er verbirgt ſich und wir erfahren durch Klagen, daß die Herrin des Hauſes „taumelwild" in der Nacht ſich ſtürzte in der Mägde Haus, und daß die Traumesdeuter gemeldet hätten: Die Todten ſeien voll Ingrimm gegen ihre Mörder. Der Strophe und Gegenſtrophe 1, welche in leidenſchaftlicher Weiſe das Bild der entſetzten Grauenhaften gegeben, folgen Strophe und Gegenſtrophe 2, in welchen das ſichere Verhängnis des Schuldigen verkündet wird. Darauf meldet die Strophe 3, daß das gottvergeſſene Weib, um „dem Weh zu wehren", Spenden entſendet dem Grabe. Dieſer Frevel der Angſt entreißt Klagen des Schauderns, Verheißung, daß Dike trifft, ſtellt in der Gegenſtrophe 3 wie eine Geiſterruhe wieder her; die Epode dieſes wundervoll aufgebauten Chores ſchildert uns darauf die Lage des Chores, dem die Götter zuwieſen „Magd hier zu ſein" und der um die Elektra weint. Die Königstochter ſelbſt wird „Sklavin Du, wie wir, verſteinet im verhaltenen Herzensgram" bezeichnet und, alſo dichteriſch unvergleichlich eingeführt, beginnt ſie zu ſprechen. Alles

wissen wir: den wilden Zustand im Hause, ihre eigene Lage, und so bezieht sich ihre Rede auf den Akt, den sie zu vollziehen hat; mit göttlicher Einfalt frägt sie die Dienerinnen, wie sie ihn nur erfüllen soll? Mit gleicher Einfalt und Wahrhaftigkeit ertheilt die Chorführerin den Rath: „zur Spende segne, die ihm treu gesinnet sind." Auf diese Weise wird der Name Orestes genannt. „Vor allen Du gemahnst mich an das Theuerste", erwidert Elektra der Nennenden. An diesen Namen knüpft nun die Chorführerin mahnend das Gedenken der Thäter des Mordes. Das Kind zagt, die Mahnende beharrt, und durch sie besiegt, beginnt Elektra das strenge Gebet an den Grabeshermes, bittet sie ihren Vater, den Orestes zurückzusenden, dann bittet sie für sich, tugendhafter zu sein als ihre Mutter, endlich aber schürzt sie betend in den frommen Segensspruch den Fluchwürdigen, des Fluches Gegenspruch, ein. Sie fordert von dem Vater für den Vater einen Rächer, und hehr siegreich über das verzweifelt bedenkende Grauen, mit welchem sie das frevelhafte Gebot der Mutter zu vollziehen sich anließ, weist sie den Chor an, den frommen Grabesgruß zu weihen. Der Chor antwortet mit einer Klage und mit einem Ruf nach dem Erlöser dieses Hauses, und mit diesem Rufe findet Elektra die Locke Orestes'! Und sie weiß es gleich, von wem sie ist. „Gesandt dem Vater hat seiner Locke Gruß!" ruft sie in Begeisterung aus, und überströmend quillt die Sicherheit ihr in Bangen von den Lippen. Sie möchte, die Locke könnte sprechen. Zu den Göttern will sie sich wenden, und wie sie den Altar besteigt, erkennt sie Tritte, die mit den ihrigen genau zusammentreffen, die Angst übermannt sie, die Sinne vergehen ihr, Orestes erscheint. Feierlich gelobt er ihr, von den Göttern auch die Erfüllung des andern zu erbitten. Die Gegenwart löst den Zauber der wissenden Ahnung. Sie erkennt Orestes nicht, er muß sich ihr erweisen, bis sie endlich leidenschaftlich den Gottgesandten begrüßt. Erhaben feierlich, nur seines Beginnens eingedenk, ruft er Zeus an, und wie der Chor zur Vorsicht und Stille mahnt, erwidert er mit dem Bewußtsein der

Gottessendung: „nicht mich verraten wird der allgewaltige Spruch des Loxias.“ Er meldet diesen Ausspruch, durch welchen wir sehen, daß er unerbittlich den Erinnyen preisgegeben ist, wie er auch handle. Zu dem göttlichen Antrieb fügt er in hellenischer Weise den der Vernunft: seine dürftige Lage und die Unmöglichkeit, die Bürger von Argos einem weibischen Herrscher zu überlassen. Wiederum tritt der Chor ein als Vertreter und Förderer der Gerechtigkeit: „Für blutigen Mord sei blutiger Mord. Wer that, muß leiden!“ so heißt das Gesetz in den heiligen Sprüchen der Väter, worauf ergreifend in Klagelauten Orestes des Vaters Nacht gedenkt; unerschütterlich fest weist der Chor das „Kind“ darauf, daß der Wehruf um den Todten ein Vehmruf auf den Mörder ist. Elektra fügt ihre Klage — und zwar um das eigene Geschick der des Bruders bei, was die Chorführerin zur Verheißung einer froheren Zukunft verleitet. Orestes schildert, wie anders es gewesen, wenn vor Ilion Agamemnon gefallen wäre, und als ob der Übergang von der Klage über den Todten zu der ersehnten That gegen die Lebenden gefunden wäre, schildert der Chor weiter, Orestes ergänzend; leidenschaftlich zärtlich tritt Elektra dazwischen mit den Worten: „Nein, er nicht, sie, die Schnöden, hätten in der fernen Fremde vergessen, begraben werden sollen“, was dem immer auf die That gerichteten Chor die Hinweisung auf die Vergeblichkeit dieses Wunsches eingiebt. Und wie er ein gleiches Los den Kindern geweissagt hat, wandeln die Geschwister die Klage über den Vater in das Flehen um gerechte Rache um, und wie im Taumel der Begeisterung ruft der Chor aus: ein Festlied singen möcht' ich über des Mannes Leichnam, über des Weibes Bahre — alle Schändlichkeiten, welche diese begangen, ziehen an uns unter Anrufung der Götter vorüber, bis die Sühne völlig eingetreten erscheint und zugleich wiederum der Jammer des fluchbeladenen Hauses, dem kein Fremder einen Balsam bieten kann.

Wie die Chorführerin die Seligen der Nacht gebeten hat um Erhörung und Sieg für die Kinder, beginnt ein Zwiegesang von

Bruder und Schwester an den Vater, wie eine Art Litanei, welche die Chorführerin wiederum mit Weisung auf die Tat unterbricht, worauf Orestes, der Wirklichkeit zurückgegeben, frägt: warum, nachdem Klytaimnestra des Toten nie gedacht, sie jetzt diese Spende gesendet hat. Die Chorführerin erzählt den Traum der Mutter in seinen Einzelheiten. „Fürwahr, dieser Traum ist kein eitel Truggebild", ruft Orestes aus, und die Bangigkeit von der furchtbaren Sendung blickt uns durch die Heftigkeit, mit welcher er diesen Traum als Bestätigung begrüßt. Nun kündet er dem fragenden Chor, wie er vorzugehen gedenkt, giebt seiner Schwester und den Frauen Weisungen, das „andere" aber befiehlt er dem „Sender".

Nun schildert im Wechselgesang der Chor die Scheußlichkeit der vorliegenden Schuld: „alle Wildheit, alle Brunst selbst des Gethiers überholt die weibergeherrschte, liebelose Liebesgier"; sie wird verglichen mit den scheußlichen Thaten und ärger befunden. Die vierte Strophe zeigt uns den Sieg der Dike an: „Und wenn auch spät, es straft den Greuel die wache, listkundige Nachterinnys".

So schließt gesetzt, fest, unerbittlich wie das Recht eine Szene, in welcher Klagen, Fluchen, Weinen, Flehen ihren schrankenlosen, strömenden Schwall in unbegreiflicher Abwechslung ergossen haben. Nun geht die Handlung vor sich, einfach streng; Orestes pocht an die Thüre des Palastes, er läßt Klytaimnestra rufen, sie kommt, er meldet den Tod des Sohnes, sie ergeht sich in heuchlerischen Klagen, als ob sie einem Gesetze folgte."

Soweit das Manuskript, das in seiner klaren, bereits ganz dem dichterischen Stil und seinem Empfinden geeinten Sprache ein ergreifendes und erschütterndes Bild der großen Tragödie gibt.

Es ist kein Zweifel, daß in ihr ein starker schriftstellerischer Drang vorhanden war, der, das muß gesagt werden, von Bülow nicht bloß unterstützt, sondern im hohen Maße geehrt wurde. Denn er hat von Anfang an die ihn überragende Größe ihres Wesens

und ihrer Begabung richtig erkannt und schon als Bräutigam mit einer gewissen Sorge das Überragende in ihr empfunden.

In der neuen Wohnung war ihr ein Raum zugewiesen als ihr Heiligtum, wie er selbst an die Fürstin schrieb, das deren Hochzeitsgeschenk, die Madonna von Deger, zierte, und zwar, wie er selbst erklärte, als einziger Schmuck. Dort lebte sie ihren Gedanken und ihrer Arbeit. Aber es fehlte auch nicht an Anregungen zur schriftstellerischen Tätigkeit, die den vorhandenen Drang nicht bloß zu wecken, sondern auch zu steigern wußten. In dieser Beziehung war die Mutter von Anfang an Vorbild. Es ist gar keine Frage, daß bei aller inneren Zurückhaltung, die vor allem aus dem Empfinden für den Vater ganz unwillkürlich entsprang und ein psychologisches Geheimnis ist, an das wir in keiner Weise rühren dürfen, auch die schriftstellerische Tätigkeit der Mutter einen gewissen Anreiz bildete für Frau Cosima, der des Gatten vollen Beifall fand. Er war ein begeisterter Verehrer von Daniel Sterns „Geschichte der Februar-Revolution", wie ja die ganze Persönlichkeit der eigenartigen Frau sowohl als Mutter seiner Gattin wie als selbständig Schaffende auf ihn einen starken Einfluß übte, schon zu der Zeit, da er sie noch gar nicht persönlich kennengelernt. Frau Cosima selbst sah nun als junge Frau die Hemmnisse, die ihr von der Altenburg aus in den Weg gelegt waren, beseitigt, und das Verhältnis zur Mutter war nun ein freieres geworden, zumal auch durch die Vermählung ihrer Schwester Blandine diese Beziehungen nur gewonnen haben. Denn fast zur gleichen Zeit, da sie sich mit Bülow vermählt, war auch Blandine Braut geworden. Unter den vielen Freiern, die sich um die schöne, sanftmütige, heitere Blandine scharten, die, um der Schilderung Wagners zu folgen, von einer gewissen witzigen Gelassenheit und doch sehr schnellen geistigen Apperzeption war, hatte sie den jungen Advokaten Emile Ollivier gewählt. Es war in der Zeit, da Liszt an die Mutter über die Töchter schrieb: „Um mich vollkommen zu befriedigen, dürfen sie sich allerdings nicht damit be-

gnügen, müßig auf der Welt zu sein und in den Tag hineinzudusseln. Sie müssen im Geist und Sinn des Besten, was in mir ist, wiedergeboren werden, dann erst werden sie ganz die meinen sein." Liszt hatte, da er die Zustimmung zu dieser Vermählung gab, die ganz unter der Sanktion der Mutter sich vollzogen zu haben scheint, Ollivier überhaupt noch nicht kennengelernt. Es ist eigenartig, wie zurückhaltend er der Vermählung dieses Kindes gegenüber sich verhält. Er schreibt wohl, daß der junge Advokat in bester Form bei ihm angehalten und daß die Nachrichten über ihn in jeder Beziehung befriedigend sind. Seine Äußerungen sind gerade in Beziehung auf die Vermählung dieser Tochter merkwürdig bürgerlich gehalten. Anders seine Mutter. Sie meinte mit einem gewissen Gefühl der Genugtuung: „Du hast nun die Freude, auch Deine zweite Tochter bald versorget zu wissen und ziemlich glücklich; und nach ihrem gout, was mir dabei sehr angenehm ist, so auch die Cosima. Denn alles Schwierige, was mit dem Ehestand verbunden ist, erträgt sich leichter, wenn man sich nur selbst die Wahl seines Gatten zuzuschreiben hat, und so ist es der Fall bei beiden Deiner Kinder."

Die Hochzeit selbst trug einigermaßen abenteuerlichen Charakter: denn die Mutter reiste mit Blandine nach Florenz, um sie dort auf italienischem Boden trauen zu lassen. Es entsprang dieser Entschluß im gewissen Sinne aus den Nachklängen einer Vergangenheit, in der sie einst diesem Kind das Leben gegeben. Sie kamen dabei viel mehr in Frage als die gesellschaftlichen Schwierigkeiten, die sich bei der Hochzeitsfeier in Paris ergeben hätten, obwohl man auch diese keineswegs überschätzen darf. Sie wären nur innerer Natur gewesen, weil doch dort ein Zusammentreffen von Vater und Mutter kaum hätte vermieden werden können. Eigenartig ist indessen, daß auch die Großmutter den Bräutigam nicht kannte. Sagt sie doch: „Blandine schrieb mir vor zehn Tagen, daß sie wünscht, sich den 22. Oktober zu vermählen, wenn es möglich ist und die

Papiere von beiden Seiten zur Zeit kommen. Ich denke, daß ihr Wunsch darin befriedigt wird. Ich kenne Emile Ollivier nicht, aber ich höre von mehreren Seiten, daß er ein talentvoller, ausgezeichneter, rechtschaffener junger Mann ist von 32 Jahren und eine hoffnungsvolle avenir vor sich hat. Gott gebe seinen Segen zu dieser Verbindung."

Und in der Tat wurde in Florenz, wie Liszt selbst berichtet, am 21. Oktober die Vermählung gefeiert. Damit war also wiederum ein Hindernis beseitigt in dem Verkehr zwischen den französischen Verwandten und Frau Cosima. Nachdem nun das Eis geschmolzen, war es klar, daß auch die literarische Tätigkeit der Mutter auf Frau Cosima den vollen, unbehinderten Eindruck üben konnte. Dazu kam die Anregung aus den literarischen Kreisen von Berlin selbst; vor allem waren die Beziehungen zu Varnhagen von Ense und Adolf Stahr von entschiedener Bedeutung. Diese hatte Bülow von seinem Vater, dem Romantiker und Freund Tiecks, mit übernommen. Varnhagen von Ense zumal nahm ihn und die junge Frau ganz besonders unter seine Fittiche. Er war damals wohl der berühmteste politische Publizist, der sehr gefürchtet war, einesteils wegen seiner Schärfe, anderenteils wegen seiner Indiskretion, die der frühere preußische Gesandte am badischen Hofe und die jetzige Berliner Größe als Waffe benutzte, soweit sie nicht überhaupt seinem innersten Wesen entsprach. Man hat Varnhagen überschätzt und unterschätzt. Jedenfalls hatte er großen Einfluß, und alles drängte sich in seinem Salon, wenn auch oft mit gemischten Gefühlen. Dazu hatte nun das junge Ehepaar keine Veranlassung, denn ihm gegenüber zeigten Varnhagen und sein Haus eine gewisse Rücksichtnahme. Er fragte sogar vor jeder seiner Gesellschaften an, welche Persönlichkeiten ihnen genehm oder nicht genehm wären. Im Zusammenhang damit lernten sie den Franzosen Morin kennen, der sich damals in Berlin aufhielt. Er war nach Deutschland nur gekommen, um einen Tag in Weimar zu verweilen, wo

er mit Liszt und der Fürstin kurz zusammengetroffen war. Aber er ging nach Berlin und wurde hier lange Zeit festgehalten. Er war Redakteur der „Revue de Paris" gewesen, und man sagte von ihm, daß er jetzt die deutschen Dinge studiere. Man hatte ihn auch in Verdacht, daß er die Korrespondenzen, die in der neuen „Revue Germanique" erschienen waren, geschrieben habe. Auf diese Berichte war merkwürdigerweise Frau Cosima zuerst von der Fürstin Karoline aufmerksam gemacht worden. Diese hatte denn auch schon den soeben erschienenen ersten Band dieser Revue in Händen, und es ist bezeichnend, daß Bülow von ihr das Exemplar erbat. Daraus darf man schließen, daß die junge Frau von Anfang an daran dachte, für diese Revue zu arbeiten, was ja alsdann in umfangreicher Weise geschehen ist.

Die Tätigkeit, zu der sich jetzt Frau Cosima entschloß, sollte eine doppelte werden. Nämlich sie wollte für diese Revue deutsche Dichtungen übersetzen, aber auch ganz ähnlich wie Morin Korrespondenzen schreiben. Es drängte sie, sich auch politisch zu äußern. Das ist eine ganz merkwürdige Erscheinung jener Tage, die nicht bloß auf den Umgang mit Bülows Freunden zurückzuführen ist. Gewiß, Bülow hatte eine tiefe Freundschaft für Ferdinand Lassalle. Der geistreiche und zweifellos bedeutende Mensch, der mit Lothar Bucher eng befreundet und bis zu einem gewissen Grade liiert war, hatte an Bülow und vor allem an der Kunst und den Künstlern, die er vertrat, großen Gefallen gefunden. Lassalle war eine eigenartige und großzügige Persönlichkeit. Seine philosophischen Arbeiten sind von tiefem Gehalt, seine dichterischen zeigen Kraft und — was ihn als Juden ganz besonders auszeichnet — eine starke Lauterkeit und ein offenes und ehrliches Bekenntnis zu den deutschen Dingen, an dem er auch als Politiker und selbst als Heros der Sozialdemokraten festgehalten hat. Im Hause Bülow verkehrten ja ebenso Lassalle wie Lothar Bucher. Bülow selbst hat die Gesellschaften des bedeutenden und eigenartigen Menschen mit einer gewissen Vor-

liebe besucht. Frau Cosima aber hatte stets im letzten Augenblick einen Grund gefunden, diesen Sitzungen fernzubleiben, wie sie ja den Einfluß Lassalles auf ihren Gatten mit Sorge betrachtete. Nicht wegen der politischen Fragen. Bülow hatte Lassalle zuliebe jene von Georg Herwegh gedichtete Arbeiter-Marseillaise, die als Bundeslied des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins galt, unter dem Pseudonym W. Solinger komponiert. Der Dichter stand ihr indessen näher und war ihr auch sympathischer. Sie hatte ihn bereits in Zürich kennengelernt und war zu der Familie in nähere Beziehungen getreten. Sie war Patin von Herweghs Sohn, und der Vater hat sie sehr hoch verehrt, und zwar so stark, daß selbst Richard Wagner im Jahre 1858 eine leise Spur von geistiger Eifersucht zeigte. Schon im Sommer 1857 hat er ihr die folgenden Verse ins Album geschrieben, die den tiefen, erfrischenden und ergreifenden Eindruck wiedergeben, den die bräutliche Frau auf den Dichter gemacht. Sie war ihm auf den ersten Blick als das bedeutende Wesen erschienen, das sie war.

„Auf jedes Menschen Angesicht
Liegt leise dämmernd ausgebreitet
Ein sanfter Abglanz von dem Licht
Des Sternes, der sein Schicksal leitet:
Der Genius der Harmonie
Wird Dich mit seinen Wundertönen
Umrauschen und Du wirst Dich nie
Mit der verstimmten Welt versöhnen."

Es war eine schöne Huldigung, die auf Frau Cosima sicher einen tieferen Eindruck gemacht hat als die freudigen Verse, mit denen am 3. Oktober Hoffmann von Fallersleben auf der Altenburg das junge Paar bei seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise begrüßt hat. Es hat ein gewisses Interesse, die beiden Gedichte zu vergleichen:

„Vorüber sind die großen Feste,
Weimar ist wieder, was es war,
Doch sind gekommen andre Gäste
Und darunter ein junges Ehepaar.
Vom Liszt'schen Baum zwei Blütenäste
Ihm bringen wir heute das allerbeste,
Des Herzens schönsten Glückwunsch dar.
Denn — das sind doch die besten Feste,
Die man sich zu Ehren gibt,
Wo ein Herz das andre liebt,
Eins dem andern wünscht das Beste."

So hatte Frau Cosima keinerlei politische Hemmungen gegenüber dem Gründer der deutschen Arbeiterpartei, der ja gerade auf das Wort deutsch so starken Nachdruck gelegt hatte, daß selbst einige Jahre später Bismarck daran dachte, sich mit ihm zu verbünden, um auf diese Weise die deutsche Demokratie oder vielmehr deren Repräsentanten, den deutschen Freisinn, in der Mitte gewissermaßen zu erdrücken. Es ist charakteristisch für ihn und für die anderen, wie sein getreuer Lothar Bucher, der die Verbindung zwischen ihm und Lassalle herbeigeführt hat, in dem Freundeskreise des Bülowschen Hauses verkehrt hat.

Noch ein anderer war dort ein gern gesehener Gast: der bekannte und berühmte, berüchtigte und innerlich doch durchaus ehrliche Theologe Bruno Bauer. Frau Cosima selbst hat dem Verfasser von dem Eindruck erzählt, den dieser seltsame Kämpe auf sie in jenen Berliner Tagen gemacht. Er hat sehr viel im Hause verkehrt, und es ist eigenartig, wie Frau Cosima, die ihre tiefe, ja kindliche Frömmigkeit in all der Zeit sich wohl bewahrt, mit ihm sehr gern und eingehend gesprochen und gestritten hat. Er konnte gerade wegen der doktrinären Anschauung, mit der er alles betrachtete, auf sie keinen Einfluß gewinnen. Das wäre Lassalle viel leichter möglich gewesen, wenn eben nicht ihr echtes frauliches Gefühl ihr nicht eine

bestimmte Distanz vor diesem merkwürdigen Menschen diktiert hätte. Lassalle war gescheit genug, dies zu fühlen. Er wurde von Frau Cosima allein fast nie empfangen, und seine Einladungen hat sie jedesmal zu umgehen gewußt. Aber auch er gehörte zu denjenigen, welche Frau Cosima aufs tiefste verehrten. Er suchte mit allen Mitteln, so auch mit französischen Gästen, sie anzulocken, aber wie gesagt, sie blieb unbeugsam. Dazu kam freilich, daß sie seinem Einfluß auf den Gatten durchaus mißtraute und seit jener Haschischprobe einen ausgesprochenen Widerwillen gegen ihn empfand. Doch sie hat während der ganzen Berliner Zeit sich sehr viel mit Politik beschäftigt und zu Beginn der Bismarckschen Ära Berichte an die „Revue Germanique" geschrieben.

Indessen nahm sie an dem musikalischen Leben Berlins, und vor allem an der starken und gesteigerten Tätigkeit des Gatten, regen und mutigen Anteil. Schon bald nach ihrer Rückkunft von der Hochzeitsreise mußten sie nach Dresden, um dort dem Konzerte zum Besten der Hofkapelle beizuwohnen. Es wurden dabei Werke Liszts aufgeführt, und Cosima erfreute sich an dem Erfolge dieses Festes. Sie trat auch mit Johanna Wagner, der berühmten Tochter Albert Wagners, in nähere Beziehungen. Dabei macht sich aber alsbald eines geltend: sie suchte die bedeutende Sängerin, die eine wundervolle Darstellerin der Elisabeth war, von ihrer Kälte gegen den Oheim gründlich zu bekehren. Das ist ihr ebensowenig wie ihrem Gemahl und Alexander Ritter gelungen.

Aber es geht durch ihr ganzes Bestreben ein klarer und bestimmter Zug. Wenn ihr Gemahl zur Propagierung der neuen Kunst ein großes Orchesterkonzert mit schweren eigenen Opfern geben wollte, so war sie mit Freuden bereit, darauf einzugehen und den immerhin beträchtlichen Betrag des Defizits aus den Geldern des Haushalts zu decken, obwohl, wie Bülow selbst schreibt, sie sich dadurch Entbehrungen auferlegen mußten. Bülow aber hatte die entschiedene Freude, seine Berliner Stellung selbst mehr und mehr

wachsen zu sehen, zweifellos durch sein eigenes Verdienst, aber auch durch das starke Eingreifen seiner Gattin. Sie stand an seiner Seite, nicht etwa erregt, sondern immer mit jenem leisen und feinen Lächeln, das ihr eigen war, jedoch zu gleicher Zeit bereit, mit energischem und schlagfertigem Wort feindselige und tückische Insinuationen zurückzuweisen. So gewann sie für ihren Gatten einen Freund, der von ganz besonderer Bedeutung war und dem Hause eng vertraut geworden ist. Das war der Redakteur des „Kladderadatsch" Ernst Dohm: ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, rein publizistischen nicht minder wie wirklich dichterischen. Dabei war er ein durchaus treuer und aufrichtiger Kamerad, der bis zu seinem letzten Atemzuge beiden, Cosima und Hans, treu geblieben ist. Auch er gehörte in den Kreis der tiefen Verehrer der wunderbaren Frau. Und in der Tat hat Frau Cosima an ihm für ihre Absichten und Entwürfe in der Folge einen guten und vortrefflichen Mitarbeiter gefunden. Sie hat die Begeisterung des edlen und ehrlichen Mannes vollständig in den Dienst für ihren Gatten gestellt.

Noch in späteren Jahren hat sie einer Dame gedacht, die damals schon im Greisenalter stand, aber auf sie einen unendlich liebenswürdigen Eindruck machte. Das war Hedwig von Olfers, die nach langer Wanderzeit an der Seite ihres Gatten in Berlin ihr Heim und zumal ihren Salon aufgeschlagen, in welchem bis zu Beginn der 90er Jahre eine Generation nach der anderen verkehrt hat. Frau Cosima hat gerade ihr ein besonders warmes Andenken bewahrt.

Mit Hans aber teilte sie ihre starke Neigung für das Theater, das sie, wie wir gesehen, schon von Jugend auf angezogen hat. Wenn sie, fast noch Kind, der englischen Shakespeare-Truppe große und bleibende Eindrücke dankte, so hat sie von allen Tragödinnen in Paris die Erinnerung an ihre bedeutenden Rollen bewahrt. Nicht zuletzt war es die Ristori, welche ihr ganz besonders gefallen hat. Auch in Berlin schenkte sie dem Drama ihre lebhafteste Aufmerk-

samkeit. Marie Seebach war damals der Stern der Hofbühne und hat durch ihre Darstellungen der Julia und des Gretchens in der Tat Leistungen geschaffen, wie sie kaum je wieder erreicht worden sind. Die Geistvolle und Holdselige verkehrte im Bülowschen Hause ebenso wie jenes feine und so durch und durch künstlerisch empfindende Fräulein Franz, die später als Freifrau von Feldburg die Gattin des Herzogs Georg von Meiningen geworden ist und zumal Frau Cosima bis ans Ende getreue Freundschaft bewahrt hat.

Franz Liszt erzählt einmal in einem der chronistisch so wertvollen Briefe an die Fürstin Wittgenstein von einem Abend, der ihm zu Ehren von seiner Tochter veranstaltet worden war. Er gibt einen Überblick über die Gäste, die dort verkehrten: „Als ich um neun Uhr abends bei Cosette erschien, fand ich an weiblichen Gästen Fräulein von Jasky, Fräulein Ney, welche ein entzückendes Medaillon von Cosette gemacht hat, die Mama Bülow, Frau Dohm, Frau Herwegh, Fräulein Franz, eine entzückende Engländerin, Frau Stahr, Frau Bulyowsky, die Genasts. An Herren: Hoffmann, Stahr, Kossak, Dohm, Mützelburg, Fischel, Strauß, Kroll, Schreiber, Weitzmann, Hildebrandt, den Maler Becker, Roquette und andere. Mitzi sang mehrere meiner Lieder, und zwar ausschließlich von mir. Ich regalierte die Gesellschaft mit meiner Etüde ‚en Ré bémol' und meiner ‚Valse caprice'. Um die Soirée zu schließen, spielte ich mit Hans die beiden ‚Canons énigmes' von Weitzmann zu vier Händen."

Man sieht, welch weiter Kreis sich an die Familie Bülow angeschlossen und sich immer mehr verbreiterte. Es kamen noch Johanna Wagner, Alwine Frommann und noch viele andere dazu. Auch die alte große Künstlerin Devrient hat im Jahre 1859 durch die Rezitation der „Glocke" auf Frau Cosima einen tiefen künstlerischen und persönlichen Eindruck gemacht. Um so eigenartiger ist, daß die junge Frau sich auch mit mathematischen und astronomischen Studien besonders eifrig befaßt hat. Auch hier spielt die

Persönlichkeit eine große Rolle. Denn es traf sich, daß gerade in jener Zeit der junge Astronom Giovanni Virginio Schiaparelli zu Studienzwecken sich in Berlin befand. Er wurde bekanntlich schon im Jahre 1860 als zweiter Astronom an die Sternwarte in Mailand berufen, deren Leitung er zwei Jahre später übernahm. Er ist berühmt geworden durch die Entdeckung des Planetoiden „Hesperia" und ganz besonders durch seine Beobachtungen über die Gebilde auf der Oberfläche des Mars. Kurzum, er wurde einer der berühmtesten Astronomen nicht bloß Italiens, sondern der gesamten gebildeten Welt. Und er war auch der Lehrer Frau Cosimas in diesen beiden Wissenschaften, von denen besonders die letztere sie gewaltig angezogen. Denn alles Große und Bedeutende regte sie an zu ernstem und tiefem Erfassen. Es war dies ein Gebot innerer Notwendigkeit, das eben ihrer Genialität entsprang. Es lag in ihrer bedeutenden Natur, an den schönen Wissenschaften und den Künsten nicht bloß zu nippen, sondern alles mit voller Energie, mit Kraft und Geist zu erfassen und sich zu eigen zu machen.

Es war somit begreiflich, daß eine so bedeutende Frau, über welcher der ganze Reiz der Jugend lag, Bülows Ansehen und Stellung innerlich und äußerlich stärkte. Wenn sie einst ihren künftigen Bräutigam als einen „feilen Höfling" bezeichnete, so war er jetzt wirklich Hofpianist geworden, und der Schwiegervater konnte es sich nicht versagen, dafür der Prinzessin von Preußen seinen tiefsten persönlichen Dank zu sagen. Denn auch in die Hofkreise hinein trat nun der junge Bülow mit seiner ganzen Bedeutung. Und es gab ihm dort zweifellos ein besonderes Licht, daß Liszts Tochter seine Gattin war. Mit einem Worte, sie war ein gesellschaftlicher Stern am Berliner Himmel, und da sie nach vielen, vielen Jahren als die Herrin von Bayreuth wieder einmal nach Berlin kam, da öffneten sich vor ihr alle Salons, und sie war wiederum jene alles faszinierende Erscheinung wie als junge Frau, die dort in der Anhalter Straße gewissermaßen Hof hielt.

Auch sie selbst trat zu dem Hofe des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, der in Löwenberg ein wunderbares Mäzenatenleben führte, sich seine eigene Kapelle hielt und sowohl Liszt wie Hans von Bülow einlud, um sich durch sie in die neue Musik einführen zu lassen, in schöne Beziehungen. Schon bei dessen Auftreten im April 1858, wo er die Faust-Ouvertüre dirigierte, hatte es sich der Fürst nicht nehmen lassen, durch ihn Frau Cosima ein wertvolles Armband zu übersenden, worüber Liszt fast noch mehr erfreut war als sie selbst.

Bülow hatte einen ungeheuer aufreibenden und anstrengenden Winter hinter sich voller leidenschaftlicher Kämpfe und sehnte sich nach Erholung. Aber er war durch eines festgehalten, durch den Klavierauszug des „Tristan", der in jenen schweren Berliner Jahren entstanden ist. Es war auch für Hans von Bülow eine neue Welt, und nur er, der der Technik völlig Herr und mit seinem Meister in tiefster Geistesverwandtschaft stand, konnte diesen Klavierauszug schaffen, der ein Kunstwerk für sich war.

Eigenartig war die Stellung Cosimas zu Richard Wagner. Seit der Rückkehr von dem ersten Besuch in Zürich war der Meister durch die Scheu, die in ihren Briefen zutage trat, im hohen Grade beängstigt. So schreibt er schon im Januar 1858 an ihren Gatten: „Zuvor aber muß ich Dir doch noch sagen, daß mich Cosimas Zurückhaltung vor mir wirklich betrübt, seitdem ich sicher zu sein glaube, daß der Grund der Sprache für die Mitteilung nur ein vorgeschützter ist und sie dagegen sich ernstlich von mir befangen gemacht fühlt. Sollte meine Art ihr zu fremdartig gewesen, hie und da eine schroffe Äußerung, ein kleiner Scherz sie verletzt haben, so hätte ich recht zu bereuen, mich in meiner Zutraulichkeit etwas zu viel haben gehen zu lassen: was ich denn jedesmal gerne herzlich einsehe und bereue, wenn ich mir eine werte Person dadurch entfremdet habe. Es kommt hier, wie ich mir genau bewußt bin, gewiß nur auf einen Irrtum hinaus. Meine ganze rücksichtslose Zutraulichkeit zu

mir sympathischen Personen hat mir schon manche Entfremdung zugezogen: Möge die Deiner lieben, jungen Frau mir von keiner langen Dauer sein."

Seine Briefe an Hans sind jetzt, wie früher die an Liszt, erfüllt von seinen Sorgen, und der junge Künstler war noch viel opferfreudiger und rührender, wenn dies möglich gewesen wäre, als sein Schwiegervater. Auch Frau Cosima nahm an der Lage Richard Wagners großzügigen Anteil. Und als das Ehepaar infolge eines Irrtums annahm, Wagner wolle den „Lohengrin" für tausend Taler an einen Agenten fortgeben, da hat sie ihm warnend geschrieben, er möge doch nicht sein Werk in solcher Weise zum Opfer bringen.

Wagner dachte in dieser Zeit daran, den jungen Freund als Kapellmeister nach Bern zu bringen. Ein Gedanke, der an sich ja sehr schön, aber Bülow aus einer großen Entwicklung gerissen hätte. War doch auch Wagner der Meinung, daß er „zwischen Spandau und Moabit" noch Großes leisten müsse. Aber er sehnte sich nach dem jungen Paare, um so mehr, als seine Situation in Zürich und auf dem grünen Hügel schon seit dem Frühjahr 1858 eine ziemlich unhaltbare geworden war. Er war, wie wir gesehen, auf Knall und Fall nach Paris gereist, aber bei seiner Rückkehr fand er die Verhältnisse keineswegs gebessert, und er setzte seine Hoffnung auf das Erscheinen des jungen Paares, das nun seine Sommerreise wiederum nach Zürich angetreten hat. Bülow war vorausgereist, um durch zwei Konzerte in Baden-Baden den Verlust zu ersetzen, den ein räuberischer Einbruch in der Berliner Wohnung ihm verursacht hatte. Auch Blandine hatte in dieser Zeit ihm einen Gedanken Bellonis mitgeteilt, durch den er eine Reihe von durchaus „rentablen" Konzertengagements erhalten sollte. Es ist äußerst reizvoll, wie die Schwägerin sich der Lage und der Erfolge des befreundeten Gatten ihrer Schwester annahm. Es war ein äußerst rührendes Verhältnis, das sich da herausgebildet hatte, und Hans von Bülow

stand mit den Geschwistern seiner Frau aufs engste, ja geradezu brüderlich liiert. Daniel war ihm alles, und Blandine eine treue Freundin, die sich in jeder Situation vertrauensvoll an ihn wandte.

In Baden-Baden traf das junge Paar wiederum zusammen und setzte nun gemeinsam die Reise über Freiburg fort. Der schöne Dom entzückte sie, ebenso wie in Schaffhausen der Rheinfall. Es ist reizvoll zu lesen, wie das junge Paar nachts in dem kleinen Schweizer Städtchen ankommt, in keinem Hotel Quartier findet und nun mit dem mühsam ergatterten Wagen hinausfährt zu dem Rheinfall, der im Mondschein und im Morgengrauen auf sie doch einen mächtigen und gewaltigen Eindruck machte.

Dann ging es weiter nach Zürich. Dort erwartete die Gräfin d'Agoult ihre Tochter und ihren Schwiegersohn. Er war ihr kein Fremder mehr, sondern brieflich bereits nähergetreten. Aber jetzt bei der ersten persönlichen Begegnung bezauberte ihn die herrliche Frau. Er hatte zu viel Familiengefühl, um nicht in ihr die Mutter seiner Gattin zu verehren, und dazu kam, daß auch „Daniel Stern" ihm eine außerordentlich sympathische Schriftstellerin war. Er hat von ihr damals jene prachtvolle Schilderung entworfen: „Noch immer wunderschön und edel an Gestalt und Zügen in ihrem weißen Haar, überraschte sie mich namentlich durch die unverkennbare große Ähnlichkeit mit Liszts Profil und Ausdruck, so daß Sieglinde und Siegmund mir unmittelbar in den Sinn kamen. Dabei diese Würde und Hoheit ohne alle Strenge — dieses elegante, feine ‚laisser aller', was den Gegenübersitzenden in die behaglichste, geistig feinste Stimmung bringt, die ihm auch die Möglichkeit günstiger Entfaltung seines Wesens gestattet. Ich gestehe, daß ich nach dem allen ganz bezaubert bin und meine Gedanken gar nicht mehr so weit im Zaum halten kann, um nicht an die unsägliche Befriedigung zu denken, mit welcher mich die Vorstellung erfüllen würde, diese schöne, bedeutende Frau, die in zehn Jahren das Ideal einer geistig frischen Matrone repräsentiert, neben dem einzigen zu sehen, dessen olym-

pisches Wesen gesellschaftlich ergänzend. Ich darf nicht daran denken, soll ich nicht wütend werden über die parodistische Karikatur, die gegenwärtig den Schatten des Lichtes auf der Altenburg repräsentiert." Freilich schränkt er dieses harte Wort sofort ein: „Und doch wie ungerecht wäre es, gegen diese Frau zu eifern, die so vielen Anspruch auf lebhafte Verteidigung von seiten derer besitzt, die sie einigermaßen kennengelernt. Nun — es ist eben nur der natürliche, äußere Schönheitssinn, der da gegen sie protestiert und protestieren darf."

Der Lebenskonflikt Liszts ging ihm eben tief zu Herzen, nicht minder aber auch der Gattin. Hatte doch die Spannung, die zwischen Franz Liszt und Richard Wagner wegen der Fürstin eingetreten war, auch auf das Bülowsche Haus zurückgewirkt, ohne natürlich in der Stimmung und Stellung zu Richard Wagner auch nur das geringste ändern zu können. Nur belastete sie natürlich die Sorge um den Großen und Gewaltigen, und es wäre ein guter Gedanke gewesen, den ja auch Richard Wagner ausgesprochen, wenn das Bülowsche Ehepaar Franz Liszt mit nach Zürich gebracht hätte. Wäre er doch der einzige gewesen, der hier hätte helfen können. Und in der Katastrophe, die sich jetzt vorbereitete, hat auch eine der helfenvollenden Kräfte nach ihm gerufen, aber „nach ihm allein", und dadurch war natürlich die Stimmung der Fürstin gegen Richard Wagner noch verschärft worden, und Liszt konnte unter diesen Umständen nicht in Zürich erscheinen, um dort noch zu retten, was zu retten gewesen wäre.

Es sollen nun die folgenden Ereignisse nicht noch einmal geschildert werden. Sie sind oft genug des langen und breiten behandelt worden. Man hat dabei wohl das Maß der Schuld allzuvoll auf Frau Minna gehäuft, die eben aus ihrem Wesen nicht herauskonnte. Ferner hat man den ganzen Beziehungen von Richard Wagner zu dem Hause Wesendonck eine Deutung gegeben, die in ihrer Auswirkung die Richtung verfehlt hat. Im ersten Augen-

blicke, da Bülow das Asyl betrat, fand er Richard Wagner in einer heftigen Szene mit seiner Gattin. Wenn ihn nicht die Rücksicht auf seine Schwiegermutter zurückgehalten hätte, so wäre er sofort mit Frau Cosima weiter an den Genfer See gefahren. Aber er sah auch ein, daß er um des Freundes willen bleiben mußte, und so hat denn in diesen letzten traurigen Tagen in Zürich das Bülowsche Ehepaar eine bedeutsame Rolle gespielt. Für Frau Cosima hatten alle diese Auftritte, hatte diese Spannung und Gewitterschwüle, die sich über dem regen gesellschaftlichen Treiben in Zürich und auf dem grünen Hügel häufte, etwas Beängstigendes, Erschütterndes, Hemmendes und zu gleicher Zeit doch auch Abstoßendes. Aber groß und mächtig trat jetzt in ihr Eines zutage, das fürderhin ihre Beziehungen zu Richard Wagner weiterhin stark beeinflußt hat: ein unsagbares Mitleid. Das Beispiel und die Nähe ihrer Mutter haben ihr ja selbst in diesen Tagen einen starken und bedeutsamen Rückhalt gegeben, wenn sie überhaupt eines solchen bedurft hätte. Aber man muß sich vorstellen, wie das Bild dieser einzigartigen Frau, sonnig und hell, und dabei doch umflossen von einem tragischen Schimmer der Vergangenheit, vor ihren Augen erglänzte, wie sie, von je eine Königin des Salons, nun alle Größen von Zürich um sich versammelte und die sie mit Stolz Mutter nennen durfte. Zu Gottfried Keller und Semper waren Feuerbach und Moleschott gekommen, die auch Frau Cosima nun alle näher kennenlernte, und auf die sie den allertiefsten Eindruck gemacht hat. Sie hatte damals im Hause Herwegh Pate gestanden bei dem Sohne des Dichters, der jetzt daran ist, dem Vater in einer umfassenden Biographie ein würdiges und rechtfertigendes Denkmal zu setzen. Ja, sie fühlte sich zu diesem Hause gerade durch das Verhältnis der Mutter zu der Familie Herwegh ganz besonders hingezogen, und wir wissen, wie der Dichter jene verehrte und die Verehrung auf die Tochter übertrug, der er bis an sein Lebensende ein ergebener Freund geblieben ist. Es waren vielleicht die durch den Einfluß der

Mutter wieder neu aufgelebten Pariser Stimmungen und Erinnerungen, die ihr inmitten der keineswegs schönen und erfreulichen Ereignisse „auf dem grünen Hügel" sympathischer erschienen und in ihr angenehmere Gefühle weckten. Aber für Richard Wagner wurde sie jetzt, ohne daß sie es ahnte, gewissermaßen die schicksalsvolle Führerin.

Das Ehepaar blieb bis zu dem Augenblicke, da Wagner sich zum Scheiden vom grünen Hügel rüstete. Wagner erzählt: „Am 16. August verließen mich auch Bülows, Hans in Tränen aufgelöst, Cosima düster schweigend." Wagner fühlte sich indessen doch befreit, obwohl er „den grünen Hügel" hinter sich ließ, erfüllt von einem neuen Zwiespalt mit sich selbst, von dem er sich jedoch noch gar keine andere Rechenschaft zu geben wußte als durch das Empfinden völliger Befreiung von dem, was jetzt hinter ihm lag. Es ist natürlich unendlich schwer, den Fäden, die so fein sind wie Spinneweben, nachzugehen, und es hat auch gar keinen Wert. Die Beziehungen zwischen Frau Mathilde und dem Schöpfer des Tristan sind bedeutend gewesen. Sie hat seiner Entwicklung und seinem Werden Sonne und Licht gespendet. Aber nun brach ein neuer Morgen an, und durch diese brünstige Morgenröte glänzte dem Meister schon das zarte, leidende Profil dieser wunderbaren Frau.

Das junge Paar kehrte nach Berlin zurück. Die Sorge des Alltags, das starke Berliner Treiben trat wiederum mit voller Kraft an sie heran. Es kam ein Jahr, in welchem Bülows Schaffen und Wirken ihm in der Tat neuen Raum gewann. Es ist die Zeit, wo ein Werk seines Schwiegervaters, das er den Berlinern auftrotzen wollte, ausgepfiffen wird, das aber dann, da Franz Liszt selbst erscheint, um es selbst zu dirigieren, bei dem Publikum volle, freudige Aufnahme findet. Das erlebte alles Frau Cosima mit! ebenso wie die Pein und das Ringen um die Fertigstellung des Klavierauszugs, wie die Sorgen um Richard Wagner in Venedig, der jetzt mehr denn je von schwersten finanziellen Kalamitäten heimgesucht war.

Einen Teil dieser Korrespondenz übernahm nun Frau Cosima selbst, um ihm die zum Teil recht bitteren und enttäuschungsvollen Nachrichten wenigstens einigermaßen erträglich zu machen. Über ihre Stimmung zu Richard Wagner aber schreibt Bülow selbst bald nach der Katastrophe mit einzigartiger und liebenswürdiger Anmut: „Meine Frau ist wieder höchst liebenswürdig, ich wollte, Du lerntest sie einmal anders kennen als wie bisher in Deinem Hause. Vor Dir pflegte bisher ihre Gesprächigkeit zu verstummen, ihr offenes, expansives Wesen sich zurückzuziehen. Es lag ein Kompliment, wenn auch ein übel angebrachtes, für Dich darin: ‚Ehrfurcht hielt sie in Bann'. Nun fürchtet sie immer, Du hieltest sie für kindisch und allzu unbedeutend, um Dich lieben zu können und Dich zu verstehen, und sie ist doch eine von den sehr wenigen, die das gerade vermag. Doch genug der meritalen Artikelschreiberei." Man fühlt unwillkürlich, wie er hier ahnungslos mit dem Feuer spielt. Er besorgte ihm alles und tat ihm jeden Dienst, den er ihm an den Augen absehen konnte. Er war bemüht, auch seiner Frau wegen, das Verhältnis zwischen dem Meister und dem Freunde in Weimar wiederum zu bessern und schreibt einmal: „Liszt ist doch ein prächtiger Mensch, und ich glaube, der erste Akt des Tristan, über den er außer sich vor Entzücken ist, hat ihm einen wahren Balsam gegeben." Und er schließt den Brief vom 1. Januar mit den Worten: „Behalte mich und meine Frau, die Dich umarmt, ein wenig lieb im Neuen Jahr." Und etwas später schreibt er: „Da kommt eben meine Frau mit Bestellung schwärmerischer Grüße, denen sie hinzufügt, Du möchtest ihr doch ihren neulich verrückten Brief nicht übel nehmen, sie schäme sich eigentlich, ihn abgeschickt zu haben. Das gute Kind war so glücklich über den Lohengrin, Du verstehst, die liebt Dich auch. Wir haben zusammen geweint." Es sind große, wunderbare Menschen, die hier zusammen fühlten und einem großen Schicksal entgegengingen.

Das neue Jahr selbst aber brachte die Reise nach Paris, die

für den Gatten von reichen künstlerischen Erfolgen sein sollte, für sie aber das Wiedersehen mit der Mutter, mit der Schwester und ganz besonders auch der alten, herrlichen Großmutter brachte. Sie haben zwar die Einladung der alten Dame, bei ihr zu wohnen, nicht angenommen, sondern sich in der Rue de L'Eschelle einquartiert. Die Großmutter aber war hocherfreut, Hans kennenzulernen, und hat an seinen Konzerten den innigsten Anteil genommen, wie ja alle Schüler und Freunde ihres Sohnes des mütterlichen Interesses der alten, wundervollen Frau sicher sein konnten.

Vor allem aber freute sich Frau Cosima, dem Gatten jetzt nicht bloß Paris zeigen zu können, sondern sich geradezu an dem Taumel zu ergötzen, in welchen ihn die Capitale mit ihren gewaltigen Eindrücken versetzte. Er war nun vollständig Anhänger Napoleons III. geworden, und seine früheren Neigungen zu Proudhon und zur Republik schwanden unter dem Eindrucke der kaiserlichen Hauptstadt vollständig dahin. Es ist interessant zu sehen, wie er sich hierin auch mit seiner Schwiegermutter trifft, von der er selbst sagt: „Auch Madame d'Agoult wendet sich von diesen Bourgeois ab und wird gerechter gegen den Kaiser, den ich in Theodor Mundts ganz vortrefflichem Buch über Paris kennen und bewundern gelernt habe." Er ließ sich vollständig von diesen Eindrücken treiben, und der außerordentliche Erfolg seiner Soiréen konnte ihn darin nur bestärken. Er sagt selbst: „Das Pariser Terrain ist mir über meine kühnste Hoffnung hinaus günstig erschienen und ich denke es in Zukunft nach Kräften auszubeuten."

Es war klar, daß die Stellung der Gräfin d'Agoult, und vor allem der Einfluß der gewaltigen Erinnerungen an Franz Liszt ihm dort den Weg gebahnt, so daß er nun mit seiner vollendeten Kunst sich wirklich hören lassen konnte: und da ist er ja immer sieghaft gewesen. Er hat aber trotzdem schon in diesem Jahre ein klares Bild gewinnen können von den Pariser Musikverhältnissen, wenn er auch im ersten Rausch Menschen und Sachen in allzu

goldenem Lichte sah. So schwärmt er jetzt für Gounod, ohne sich eigentlich künstlerische Rechenschaft zu geben von dessen Auffassung und Verballhornung von Goethes Faust, während Frau Cosima schon als Kind Gounods Faust richtig eingeschätzt und jetzt alle die Pariser Verhältnisse überwunden hatte. Sie steht musikalisch und künstlerisch jetzt auch neben ihm in ganz eigenartiger Beleuchtung. Dazu kommt ein seltsames Gefühl, das ihr die Wahrnehmung weckte, wie er durch die schriftstellerische und politische Einstellung ihrer Mutter besonders angezogen ward. Es war eben der hohe gesellschaftliche Reiz dieser Atmosphäre, in die er zum erstenmal getreten war und die ihm doch ganz anders erschien als jene, welche die Fürstin Karoline auf der Altenburg um sich verbreitet hatte. Wie klein und selbst armselig erschien ihm jetzt dieses Weimar. Sein Weitblick hatte sich stark vergrößert, während Frau Cosima in Paris durch die engere Fühlung zu ihrer Mutter, vor allem aber Großmutter und zu der Schwester seelische Befriedigung fand.

Es war übrigens die Zeit, da die „Voyage à Chamounix" von Pictet erschien, welche ein schönes und geradezu entzückendes Licht auf jene Schweizer Tage warf, die das junge Liebespaar in dem anmutigen Kreise der Freunde verlebt hatte. Liszt hatte sofort sowohl durch Blandine als durch seine Mutter das Buch bestellt. Es interessierte ihn im hohen Grade und erinnerte ihn an Tage und Stunden höchsten Glückes. Zu gleicher Zeit aber war sein Buch „Les Bohémiens" erschienen, das der Mutter zugestellt wurde, ebenso wie es von der Tochter nun gelesen wurde. Sie fühlte darin mit merkwürdiger Atembeklemmung den starken und beherrschenden Einfluß der Fürstin auf ihren Vater. Wie war sie doch in dieser Beziehung eine andere! Immer groß in der Empfindung und immer bedeutend in der Auswirkung derselben! Das hatte sich gerade in der Zeit nach der Rückkehr von Zürich gezeigt.

Auf dem Weihnachtstische hatte Bülow das Libretto „seiner" Oper „Merlin" gefunden. Schon in der Weimarer Zeit war er

bei Lesung von Friedrich Schlegels „Romantischen Dichtungen des Mittelalters" auf die Merlinsage gestoßen, die ihn lebhaft anzog und seine Sehnsucht nach einem Opernstoff voll zu befriedigen schien. Erfreut schrieb er damals darüber an den Vater und an Wagner, der ihn aufforderte, ihm den Entwurf zu senden, denn an einen solchen war Bülow selbst herangegangen. Unter den rastlosen Arbeiten, die ihn seit Oktober 1851 nicht zur Ruhe kommen ließen, hatte die Idee nicht geruht, wenn er auch die eigene Ausführung der Dichtung aufgegeben hatte. Er sah sich nach einem sympathischen und geistesverwandten Dichter um. Eine Zeitlang erschien er Alfred Meißner ins Auge gefaßt zu haben, dessen immerhin eigenartige Lyrik ihn musikalisch anregte. Nach dem Erscheinen von dessen Roman „Sansara", der ihn auch wegen des indischen Stoffgebietes anzog, hatte er die feste Absicht, an ihn mit seinem Wunsche heranzutreten: „Vielleicht wage ich es dann, Sie mit einer Bitte zu plagen, die Ihnen lästig und auch gewagt erscheinen dürfte, so sehr sie für mich eine geistige Lebensfrage werden wird." Da kam ihm die leichte und leichtflüssige Gedichtsammlung Richard Pohls zu Händen, aus der er sich in der Tat fünf Lieder ausgewählt und komponiert hat. Und mit ihm setzte er sich auch wegen des „Merlin" in Verbindung. Er bat ihn, sich mit der einschlägigen Literatur vertraut zu machen, die er selbst schon so ziemlich beherrschte. Er scheint in Baden-Baden eine Zusage von Pohl erhalten zu haben. Aber Pohl war nicht der Mann dazu, ihm das zu bieten, was er brauchte. Denn gerade in seiner Beschäftigung mit dem höchsten Werke des Meisters war ihm doch selbst zum Bewußtsein gekommen, daß man mit Symphonien und Trios nichts mehr auszudrücken vermöge. „Man konnte", so sagte er selbst, „in diesen Formen nur negative Ziele setzen." Er begehrte nach dem Musikdrama mit voller Seele, und er hielt sich für fähig, ein solches großes Werk zu schaffen. Es ist eigenartig, wie er früher auf den Tristanstoff gekommen war und ihn musikdramatisch zu gestalten gedacht

hatte. Jetzt aber wendet er sich der anderen Gestalt des Artuskreises zu: Merlin. Er fühlt den Drang, in voller Kraft eine Oper zu schreiben! — „Gestalten — Menschen — Halbgötter — einen Satan, welche rasende Wollust." Aber er erlebte eine notwendige Enttäuschung: der kleine Pohl war nicht imstande, diesen Stoff zu einer Operndichtung umzuschaffen. Dafür aber war ihm an dem Weihnachtsabend 1858 eine Überraschung schönster Art zuteil geworden. Frau Cosima hatte das Sehnen und Drängen ihres Gemahls mit tiefer Freude erlauscht. Und, ohne irgendwie weiter mit ihm darüber zu sprechen, ging sie daran, das Szenarium dieser Operndichtung zu entwerfen und zog den Freund Dohm zu Rate. Und mit ihm gemeinsam hat sie diese Dichtung fertiggestellt. Es war wieder einer jener großen und eigenartigen Beweise ihrer wunderbaren Art, mit der sie nun den Gatten beglückte, der über diese Dichtung in höchstes Entzücken ausbrach und meinte, in kürzester Zeit seinem Schwiegervater neben der Dichtung auch schon den fertigen ersten Akt vorlegen zu können. Es ist ein Höhepunkt in den Beziehungen der beiden Menschen, die sich einander so nahestanden und die doch fast ebenso wie Liszt und die Gräfin d'Agoult an einer Gefahr litten, nämlich an der großen geistigen Forderung, oder vielmehr an dem weiblich tiefergreifenden Sehnen nach der künstlerisch-schöpferischen Kraft des Lebensgefährten. Die Dichtung ist leider verschollen, und es ist auch von der teilweisen musikalischen Ausführung durch die Hand Hans von Bülows bis jetzt nichts zutage getreten. Es ist ein eigenartiges Verhängnis, daß Bülow sich hier in einen Sagenkreis verlor, der ohne Zweifel zu jenem Ziele hinführte, zu dem Richard Wagner sein Schicksal wies, zum heiligen Gral. Die Merlinsage an sich entsprach auch keineswegs dem ganzen Wesen Hans von Bülows. Vielleicht eher der Fürstin Karoline, die, wie Frau Cosima, einen Operntext geschrieben, und zwar nicht für Franz Liszt und nicht für Hans von Bülow, sondern für Hector Berlioz. Es sind dessen „Trojaner", und es ist kein Zweifel,

daß an dem Werke selbst die Größe von Berlioz' Kunst tragisch gescheitert ist. Jedenfalls hat Richard Wagner den Text aufs tiefste beklagt und damit Berlioz selbst.

Es ist eine seltsame Parallele, die man zwischen der Freundin ihres Vaters und Frau Cosima ziehen muß. Sie tritt mit voller überzeugender Kraft an eine Arbeit, mit der sie dem Gatten den Weg zu den Höhen des Parnaß bahnen will. Es ist somit eine der höchsten und schönsten fraulichen Leistungen; ganz anders als die der Fürstin Karoline, die für Berlioz arbeitet im Arbeitszimmer von Franz Liszt, dem sie doch die Hand fürs Leben reichen wollte.

Es ist beklagenswert, daß von dieser Dichtung nicht eine Spur vorhanden. Indessen ist es begreiflich, und die Dichterin selbst hat in späterer Zeit wohl gefühlt, daß nur einem Anderen und Stärkeren es vergönnt war, den heiligen Gral im Kunstwerk zu enthüllen.

In Bülows Tag und Werk aber wirkte diese Dichtung noch lange nach. Noch im Jahre 1860 sprach er davon, und auch Liszt hat immer wieder sein Augenmerk auf den „Merlin" gerichtet, in der stillen Hoffnung, daß sich sein Lieblingsschüler und Schwiegersohn als schöpferischer Musiker in diesem Stoffe finden möchte. Er war zunächst vollkommen abgelenkt durch den Tristan. Langsam nur ist dieser Klavierauszug entstanden, aber um so bedeutungsvoller war er für die Erkenntnis dieses in jeder Richtung neuen Werkes. So bedeutet denn der Klavierauszug eine geradezu kongeniale Leistung und muß an sich trotz aller Widersprüche heute noch als ein gemünztes Kunstwerk gelten. Bülow litt dabei freilich wie eine Seele in Pein. Es war ein Schürfen in demanthartem Gestein.

Die Arbeit beherrscht auch die Korrespondenz mit Richard Wagner und ist die Ursache seiner Einstellung zu dieser gerade in der Periode tragisch zu nennenden Entfremdung zwischen dem Meister und Franz Liszt. Aber hier tritt das echte und unmittelbare Bewußtsein der Frau Cosima klar zutage, und sie hat von Anfang an

richtig erkannt, worin die Keime dieses Konfliktes lagen, Keime, die von je auch auf ihr Leben und sogar auf ihr Verhältnis zum Vater Einfluß geübt haben. Es ist reizvoll, die eigenartige äußere Ähnlichkeit zwischen den Arbeiten der Fürstin und Frau Cosimas zu betrachten. Die Fürstin ist bei aller Liebenswürdigkeit immer diejenige, die mit einem gewissen Dogma an den Freund herantritt und nicht seinen Geist, aber seiner Noblesse ihre literarischen Ansichten aufdrängt. Das zeigte sich gerade bei dem jetzt erschienenen Buche über die Bohémiens. Gewiß, wenn jemand etwas über die Zigeuner wissen konnte, so war sie es, die unten in Woronince gewissermaßen über eine Abart derselben herrschte. Aber ebenso richtig ist es, daß sie selbst das nicht zu sagen wußte, was von Liszt darüber hätte gesagt werden müssen, und was unter ihrem Einfluß nicht völlig zum Ausdruck gekommen ist. Ganz anders Liszts Tochter. Der Gatte soll eine Symphonie schreiben, sie legt ihm den Stoff gewissermaßen als Programm vor, er sieht sich nach einer Operndichtung um: er findet sie ahnungslos auf dem Weihnachtstisch. An Richard Wagner tritt die dringende Frage einer Aufführung des Tannhäuser in Paris heran, und damit die der Übersetzung der Dichtung ins Französische. Das naheliegende war, daß man an Frau Cosima dachte. Aber da fühlte sie, daß sie dem Werke im Französischen nicht gerecht werden konnte. Sie hat Tage und Nächte darüber gebrütet, dann aber den festen Entschluß geäußert, diese Arbeit nicht zu tun. Es war damit nicht gesagt, daß sie nicht die berufene Übersetzerin gewesen wäre. Aber ihre Scheu und rückhaltlose Verehrung für das Kunstwerk hatte doch einen guten Teil daran, daß sie die Übernahme dieser großen Aufgabe ablehnte. Ihr Vater war ja damals unbedingt gegen jede Aufführung der Opern Wagners mit französischem Text in Paris. Er hatte sich seit dem Jahre 1849 in seinen Anschauungen gerade in dieser Beziehung stark gewandelt. Er war auch im Recht, wenn er meinte, daß Richard Wagner mit seinen deutschen Dichtungen den Deutschen

gehöre und daß man ihn nicht übertragen könne. Ich glaube nicht, daß die Tochter aus diesen Gedanken heraus die Umdichtung ins Französische abgelehnt, sondern vielmehr aus Gründen jener tiefen und großen Bescheidenheit, die sie gegenüber den Werken des Meisters fühlte.

Dagegen hat sie schon in diesem Jahre mutig zur Feder gegriffen, um für die erwähnte „Revue Germanique" zu arbeiten. Diese Revue zeigt einen ganz eigenartigen Kreis von Mitarbeitern und wäre für uns interessant, auch ohne daß Frau Cosima sehr wesentliche Arbeiten dafür geliefert hätte. Unter den beiden Publizisten Dollfuß und Neffzer finden sich neben Hippolyt Taine und Ernst Renan: Daniel Stern und ihr Freund Ronchaud. Schon die erste Nummer erregte starkes Interesse — auf der Altenburg. Zu dieser hatte neben Hoffmann von Fallersleben und Friedrich Hebbel auch der neuböhmische Dichterkreis, dem vor allem Moritz Hartmann und Alfred Meißner angehörten, sehr enge Beziehungen gefunden. Besonders letzterer hatte das Interesse der Fürstin Karoline geweckt, und dadurch sind die alten, schon vom Vater herrührenden Beziehungen zu Bülow wieder aufgefrischt worden. Schon das Jahr 1858 brachte eine Übertragung von Hebbels „Maria Magdalena", über die der Dichter sehr erfreut an die Prinzessin Magne berichtet. Sie war von Cosima. Es ist staunenswert, wie sich diese junge, 20jährige Frau, die ihre Erziehung vollständig in Paris gewonnen, so rasch in dieses durchaus neuartige Werk der deutschen Literatur eingearbeitet und gerade die wichtigsten Nuancen der Dichtung, die im gewissen Sinne doch der französischen Art widerstrebten, zu übersetzen und ins Französische hinein zu empfinden gewußt hat. Schon das ist eine außerordentliche Leistung. Sie hat dann das römische Drama Gustav Freytags „Die Fabier" übersetzt und noch ein Stück von Putlitz, die aber beide nicht in der Revue erschienen sind. Dagegen sind in der Folge eine ganze Reihe von anderen Arbeiten veröffentlicht worden, und zwar nicht bloß

Übersetzungen, sondern auch politische Artikel, wie ja die Politik sie im hohen Grade anzog. Hier war ohne Zweifel auch ein geistiger Zusammenhang mit dem Gatten. Seit der gemeinsamen Reise nach Paris interessierten sich beide außerordentlich für Napoleon III., dem Hans von Bülow geradezu mit jugendlicher Schwärmerei anhing. Er sah etwas Ungemeines in ihm, und inmitten all der Verwirrung, die in Deutschland herrschte, begrüßte er den französischen Kaiser als die überragende Gestalt Europas. Er hat freilich gerade vor Bülows Augen früh einem Größeren weichen müssen: Bismarck.

Liszt rühmte einmal in einer traurigen Stunde die Leichtigkeit von Cosimas Feder, und darin hatte er recht. Es war für die junge Frau ohne Zweifel eine Ablenkung und eine Betätigung, die doch auch dem schöngeistigen Berliner Milieu entsprach. Und sie setzte bei ihrer Jugend nicht bloß eine angeborene Fähigkeit, sondern auch einen starken Intellektualismus voraus. Aber es ist nicht eigentlich dieser, der sie zur Übersetzerin gemacht hat, sondern ihre Freude an der Ausnützung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten, und dann die schöne und stolze Absicht, unbekannt und unerkannt — denn sie schrieb alles ohne Namen — für den Haushalt beizutragen. Und während Frau Karoline mit Interesse und Neugier das Erscheinen dieser Revue verfolgte, in der Cosimas Mutter ihre besten Arbeiten erscheinen ließ, hat neben dieser die Tochter still, aber mit nicht minderem Erfolge mitgearbeitet. Es liegt darin ein großer und bedeutender Reiz. Dieser erscheint aber um so größer, ja gewinnt um so ernstere Bedeutung, wenn man sieht, wie in dieser Zeit Bülow sich selbst von seiner Operndichtung ablenkt und kleineren Kompositionen zuwendet. Es geschieht dies nicht ohne eine gewisse und sogar falsche Selbsterkenntnis. Er meinte einmal, daß ihm musikalisch die lyrische Ader vollkommen fehle, und daß sein eigentliches Feld „reflektives Grausen" sei. Näher kam er seiner tragischen Erscheinung schon, wenn er einmal sagte: „Ich bin eine Art Hamlet, der seiner Auf-

gabe schließlich doch nicht gewachsen ist und den die Flut von Bagatellen, mit denen er sich abzuplagen gezwungen ist, erstickt." Das Anheben dieser Stimmung, die übrigens schon früher sich in einzelnen Symptomen zeigte, war für ihn bedrückend und hemmend genug. Es warf seine künftige Entwicklung zweifellos schon die Schatten voraus. Niemand war mehr davon betroffen und suchte diese Entwicklung zu hemmen als seine Gattin. Denn sie ging mit diesen Übersetzungen nicht etwa eigene Wege, sondern sie füllte eine gewisse Leere aus, die bei ihrem ungeheuren inneren Reichtum sich bald hatte einstellen müssen.

Da trat an beide eine Aufgabe heran, in der sie sich mit allen ihren Seelenkräften und in ihrer ganzen Seelengröße trafen. Am 20. August traf der junge Daniel aus Wien ein, um seine Ferien bei der Schwester zu verbringen. Aber er erkrankte sofort nach seiner Ankunft sehr schwer, und Bülow sah mit tiefstem Schmerze und schwerster Sorge die Keime einer tödlichen Krankheit sich entwickeln. Gerade mit diesem wunderbaren Menschen war er bei seinem Aufenthalt in Prag in engsten Zusammenhang gekommen. In Bülows großem „Zukunftskonzert", bei dem die „Festklänge" und „Mazeppa", die „Faust-Ouvertüre" und das Vorspiel zu „Tristan und Isolde" aufgeführt wurden, hat der junge Liszt das tiefste Verständnis und die größte Bewunderung für Bülows Meisterschaft gewonnen. Er hatte damals an den Vater geschrieben: „Bülow hat wieder einmal die Wahrheit des Philippi'schen Wortes erwiesen: „Mehr gilt ein Löwe an der Spitze von 50 Hirschen, als ein Hirsch an der Spitze von 50 Löwen." Vor allem aber in der „Faust"-Ouvertüre finden sich die Seelen Bülows und seines jungen Schwagers in merkwürdiger Übereinstimmung. Es ist ganz Bülow und doch ganz er selbst, wenn der junge Daniel den Eindruck des Werkes, das den großen Markstein in Wagners Schaffen bildet, mit den Worten schildert: „Die ‚Faust'-Ouvertüre, dieses ungeheure Dröhnen des unterdrückten Genius, hat mich

bis ins tiefste Mark erschüttert. Es will mir scheinen, als ob diese Ouvertüre noch mehr eine Notwendigkeit des Herzens als eine Eingebung des Genius gewesen sei, und daß gerade der wahrhafte Eindruck des Leidens ihre Stärke ausmacht. Der Anfang ist düster und eiskalt wie ein Friedhof, aber gewiß nichts von den Albernheiten, mit denen man die Friedhöfe auf die Szene zu bringen pflegt. Das Unsagbare, in Worten nicht zu Fassende, das in den Werken, die mit den seelischen Intensionen und der musikalischen Form stehen und fallen, ist so bedeutungsvoll für diese, daß man unwillkürlich von Enthusiasmus ergriffen wird von einem Dirigenten, der ebenso zu lesen und lesen zu lassen versteht wie Bülow." Er war daher über die jubelnde Begeisterung, mit der Bülow damals gefeiert wurde, im höchsten Grade erfreut. Und eigentlich in diesem Gefühle kam er jetzt nach Berlin — um zu sterben.

Die Zeit von August bis Dezember ist erfüllt von der Sorge über und für den geliebten jungen Bruder, an dem Cosima mit allen Fasern ihres Herzens hing. Aber auch Bülow liebte ihn wie einen Bruder, und jede freie Stunde gehörte ihm. An seinem Lager saß er stundenlang und suchte ihn zu erheitern und zu trösten und ihm die Hoffnung aufrechtzuerhalten, die er selbst nicht mehr hegen konnte. Und wie eine gute Fee waltete die junge Frau an diesem Krankenbett. Jede peinliche Empfindung suchte sie ihm fernzuhalten, jeden Trost ihm zuzusprechen, der sich ihr aus der Seele rang und der doch von schwerster, ja hoffnungsloser Sorge beschattet wurde. Sie schrieb selbst wenig darüber an die Großmutter, sie wollte ihr nicht die Sorge vermehren, obwohl diese mit starker Ahnung das drohende Schicksal sich vollenden sah. So fragte die Greisin am 18. Oktober bei ihrem Sohne an: „Wie geht es dem armen Daniel? Ich erfuhr durch Freunde hier, die in correspondence mit Wien stehen, daß der arme Junge das hitzige Nervenfieber hatte — nun hoffe ich, daß er auf dem Weg der Besserung ist. Es ist schon solange, daß er krank fiel, folglich denke ich, wird

der entscheidende Augenblick bei dieser Krankheit eingetreten sein und mit Hilfe Gottes und des Arztes und der treuen Pflege zum besten zur Erhaltung. In dieser Hoffnung lebe ich. Die Cosima sagte mir nichts über ihn in ihrem letzten Schreiben, auch sagte sie mir niemals, obschon ich sie längst darüber befragte, welche Krankheit er hat. Sie sagte, seine Krankheit habe keinen Namen. Du warst drei Tage in Berlin, das mag viel beigetragen haben zu seiner Besserung. Sei so gut und schreibe mir bald etwas über ihn. Wie gerne möchte ich ihn bei mir haben und ihn pflegen. Ich lebe so ruhig und stille, daß ich mich ganz ihm weihen könnte."

In Cosimas Worten, die Krankheit habe keinen Namen, lag bereits die ganze Tragik ausgesprochen. Offener hat sie der Stiefmutter ihres Gatten, der edlen und prächtigen Frau Luise, gegenüber sich über den Zustand ihres Bruders ausgesprochen und den Zweifel kundgegeben, daß er nach Paris zurückkehren könne. Sie war hoffnungslos, aber um so rührender war ihre Pflege, und um so ängstlicher genoß sie jede Stunde, die ihm noch geschenkt war. Er gab ja die Hoffnung nicht auf und bemühte sich sogar, seinen stets regen Geist durch Lektüre zu fesseln. Bis zu den letzten Tagen hat er seine juristischen Bücher zur Hand genommen und sogar dem Vater, der herbeigeeilt war, kurz vor seinem Ende noch über juristische Fragen gesprochen. Auf dem Krankenbette las er Tassos „Befreites Jerusalem" und den „Don Quichote". Er schreibt darüber mit Bleistift, aber mit fester Hand an ihn: „Ich kann Sie heute noch nicht sehen. Der Ton meiner Stimme ist nicht besonders angenehm. Aber ich möchte Sie küssen über den beiden Augenbrauen und der Stirne für das kleine Billet, das Sie mir geschrieben haben. Geduld! Heute wenigstens habe ich sie nicht besonders nötig. Die Tröstungen mangeln mir nicht, ich fürchte vielmehr für Sie. Sie haben mir vor einigen Tagen so traurig geschrieben. Wenn Sie nur von Ihrer Erregung gelitten haben, so würden Sie ungeduldig gewesen sein. Sie richten sich gegen

das Übel auf, aber die Kranken finden Sie weich. Ich habe das befreite Jerusalem zu Ende gelesen. Ich bin etwas gestört durch eine gewisse Verbindung des Profanen mit dem Heiligen, nicht bloß in dem Charakter des Werkes, sondern, was ich für einen viel schwereren Fehler halte, in den Empfindungen. Solange man Gott anbetet, solange sieht man ihn, solange ist er der Allmächtige und solange ist er der Begeisterung Bringende. Von einer Liebesszene muß man aber nun so leicht zu einer dieser ernsten Betrachtung übergehen, und diese Mischung ist in keiner Weise harmonisch. Im übrigen finde ich, daß Boileau sehr ungerecht gegen Tasso gewesen ist. Es gibt darin doch mehr als bloß vom Cinque Cento. Er glänzt vor allem in den Vergleichen und den Schilderungen der Kämpfe. Herminie ist mir sehr sympathisch und scheint mir die vollendetste Gestalt zu sein. Was Rinald betrifft, so ist er kein Achilles, und im übrigen bin ich ein wenig Coulon, ich liebe nicht Privilegien. Daß er durch seine Tapferkeit triumphiert — gut. Aber durch seine diamantene Rüstung — halt là, es lebe die Freiheit! Ich habe ‚Don Quichote' wieder gelesen. Um wirklich komisch zu sein, muß man Herz haben, die Quelle ist bei Cervantes die gleiche wie bei Molière. Ihr Held macht lachen und lächeln, lachen unter Tränen, wenn der Ausdruck so tief geht. Das ist die hohe und feine Komik, diese Komik des Meisters, von der Joubert spricht. Adieu, mein theurer Vater. Hegen Sie die schönsten Pläne über mich aus, weil ich Sie liebe." Das waren die letzten Worte, die er an den Vater geschrieben. Sein zartes Leben drohte zu erlöschen. Es war die Fürstin selbst, die Liszt veranlaßte, am 12. Dezember nach Berlin an sein Lager zu eilen. Er kam gerade recht. Es ist eigenartig, wenn Liszt an die Fürstin schreibt: „Sie haben gut gethan, Theuerste, mich hierherzusenden, es war, ich fürchte es, hohe Zeit." So war es ihm denn vergönnt, die letzten Tage an seines Sohnes Lager zu verbringen, wie niemals bisher mit seiner Tochter und deren Gatten vereint.

Er hat in dem Briefe, den er über die letzten Stunden seines Sohnes an die Fürstin schrieb, ein schönes Bild gegeben und die Tochter in ihrer ganzen Weihe uns erkennen lassen. Auch Bülow fühlt das, der noch viel herzlicher über die letzten Stunden spricht: „Seine Krankheit ließ sich nicht bannen, es war Abzehrung, allmähliches Erlöschen — seine Lebenskraft hatte eben nur für 20 Jahre ausgereicht. Seine letzten Tage sind ihm durch die liebevolle, einzige Pflege meiner starken Frau auf die edelste Weise erhellt worden." Diese Tage sind denn auch, trotz aller Tragik, ein innerer Höhepunkt in dem Leben dieser außerordentlichen Frau. Sie erscheint in ihnen, da das Licht dieses seltenen Menschen verglomm, in ihrer ganzen Seelengröße. Das hat auch der Vater mit Ergriffenheit und Bewunderung erkannt. Er sah sie walten um den edlen Kranken, an dessen Lager sie die Nächte durchwachte, von dem sie jede peinliche Empfindung fernhielt, um ihm das Hinüberschlummern so leicht wie möglich zu machen. Der Vater selbst hat den letzten Augenblick tief ergreifend geschildert. Er trat in Daniels kleines Gemach, und er sah die Tochter bei ihm knien. „Schweigen. Mysterium. Einige Minuten verrinnen, Sandkörner vom Gestade der Ewigkeit. Ich sage leise: ‚Man hört keinen Atemzug mehr.' Sie legt die Hand auf sein Herz, es schlägt nicht mehr. Dann ein wenig später ein Seufzer — er war im Herrn entschlafen." Und sie weist auf die schönen, ruhigen Züge und das stille Angesicht, das sie mit einem Christuskopf des Correggio vergleicht. Sie allein hat ihm die letzten Dienste getan, keine fremde Hand hat ihn berührt, sie hat ihm das Sterbehemd angelegt und ihn in ihrem Salon aufgebahrt, in sinnvoller Weise den Sarg mit künstlerischem Schmuck umgebend. Der Großmutter meldete sie den Heimgang des Sohnes mit den schönen Worten: „Er hat sich in die Arme des Todes geschmiegt wie in die eines Schutzengels, als ob er ihn seit langem erwartet hätte. Er hat nicht mit ihm gerungen: Er war ohne Überdruß des Lebens, aber er

hatte sich mit glühendem Herzen nach der Ewigkeit gesehnt." Sie blieb stark, so schwer sie auch unter dem Abschied litt. Das tritt in ihrem Briefe an Frau Luise deutlich hervor: „Sie sind wirklich gut, meine theure Frau Luise, daß Sie sich meiner tiefen Trauer so treu gesellen. Es sind jetzt 14 Tage, daß ich dem Gefährten meiner Kindheit, dem einzigen Sohne meines Vaters, die Augen geschlossen, der süßesten und reinsten Jugend, die jemals erblüht war. Ich glaube, daß ich nicht zu schwach gewesen bin, zum mindesten weiß ich, daß ich Anstrengung um Anstrengung gemacht, aber mit den Minuten fühle ich die Trauer sich steigern, und Menschen und Dinge sehe ich wie durch einen Schleier, den ich nicht zu zerreißen vermag." Es war ein wundervolles Verhältnis zwischen den drei Kindern Liszts gewesen, und vor allem hatten beide Schwestern das tiefe und ahnungsvolle Verständnis für die Genialität des Bruders gehegt. In der Tat zeigt diese wundervolle Jünglingsgestalt Vorzüge und Reflexe nicht bloß des Genies, sondern von einer wunderbaren Eigenart edelster Menschlichkeit. Und wie die Kinder von den ersten Jahren an, schon durch die Tragik ihrer Verhältnisse gezwungen, zusammenstanden, so bildeten sie eine wunderbare seelische Gemeinschaft. Auch Blandine hat wie Cosima empfunden. Ihr Brief an die Schwester, den sie am 17. Dezember unter dem ersten Eindruck der Todesnachricht schrieb, klingt wie ein ergreifender Monolog: „Daniel, Daniel, Du bist nicht mehr unter uns! Du verläßt uns, Du geleitest uns nicht weiter, Du, der unseren Lebenslauf verschönte, und dessen engelhafter Blick, dessen holdes Lächeln, dessen Güte, dessen Zärtlichkeit, dessen Hingebung, dessen Süße uns die Härten des Lebens vergessen ließ, der Du uns Deinen edlen Schwung der Seele gabst, Du, der Du in uns sonder Rast Glaube und Liebe weckteſt. Holder Engel, warum verläßt Du uns? Für ein schöneres Leben, wirst Du mir sagen, für ein edleres Wirken, um das zu sein, was ich nur erhoffen konnte. Ja, Du bist im Herzen Gottes, Du

nimmst Teil an der ewigen Güte, der ewigen Größe, der ewigen Schönheit. Du wahrhaftes Abbild des Himmels, Du, der Du alle Herzen gewinnst, Du, der nur Güte, Begeisterung und Sehnen warst, Du genießt sie jetzt. Deine Kräfte sind verdoppelt, Du lebst, in Gott und durch Gott die größten Werke wirkend, liebend mit der Liebe des Schöpfers. Du bist gestorben mit den Hoffnungen, den Träumen der Jugend und ohne daß Du das Schlechte kanntest. Aber warum verließest Du uns so früh? Wir brauchen Dich noch, wo sollen wir uns zurechtfinden ohne Dich? Wer wird ebenso lebhaft wie Du, uns die Träume, Pläne, die heiligen Empfindungen unserer Kindheit vor Augen führen! Wer wird uns daran erinnern, wie wir uns liebten, wie wir ehrgeizig waren, der eine für den anderen, große und heilige Taten zu vollenden. Wie stolz war die Großmutter auf uns und zumal auf Dich. Weißt Du, sagte sie Dir eines Tages, drei Kinder wie wir, wird man nirgends finden. Das Wort ist nichts, aber Großmama dachte das mit Überzeugung. Wo wird man jetzt Dich, ihren Liebling, diesen Daniel, der so schön, so geistvoll, so gut, so schlicht, so natürlich und so zartfühlend war, finden? Wir werden Dich wiedersehen, nicht wahr? Du bist vorangegangen, um unseren Platz uns zu bereiten. Wir werden uns Dir vereinigen, o ja, wir werden uns wiederfinden, und um dieses Wiederfindens willen will ich ohne Unterlaß in Güte und Geist wachsen. Ich will mein Leben ausfüllen mit Werken, welche Dich befriedigen würden. Ich will ohne Unterlaß an Dich denken, mich nach Dir sehnen, und dann bin ich sicher, daß ich das Gute tue. Könnte mein Tod sein wie der Deine, die Krönung eines so reinen und edlen Lebens!" So spricht sie zu Daniel in einem Briefe, in welchem sie die Schwester ermahnt, sich zu schonen, in welchem sie aber auch die Schwester bittet, ihr alle Einzelheiten mitzuteilen über die Krankheit, die letzten Stunden seines Daseins und vor allem, ob er noch einmal den Namen Blandine ausgesprochen. Und sie bittet die

Schwester, alle Papiere zu sammeln, die an den Bruder erinnern, denn er hat alle seine Gedanken immer niedergeschrieben. Wie ein Schatten aber schwebt über dem Ganzen das düstere Wort: „Ja, die Fürstin ist es gewesen, die mir das erste verhängnisvolle Wort gesendet hatte. Ich öffnete den Brief mit Freuden. Ich hatte keinen Blick für das schwarze Siegel. Aber adieu, adieu, mein Engel, ich sehe nichts mehr, die Tränen strömen über. Hab Mitleid mit mir, wie ich es mit Dir habe, schreibe mir, ich bin begierig auf diese traurigen Einzelheiten, sage mir, ob Daniel meinen Namen ausgesprochen hat."

Mit merkwürdiger Kraft hat die Großmutter die Kunde vernommen. Sie schrieb am 4. Januar des folgenden Jahres an den Sohn: „Dank, vielen Dank, für Dein vom 16. Dezember tiefgerührtes, zärtliches Schreiben an mich, welches ich erst heute selbst las, um meine Augen, die schon schwach werden, zu schonen. Aber bei Übergebung dieses Schreibens ließ ich es mir vorlesen und fühlte mit Dir den Schmerz, den Du zu ertragen hast, durch diesen so bitteren Verlust. Gott gib uns Kraft, diesem entschlafenen guten Kinde seinen Geist nicht mehr zu viel troubler mit unseren Tränen, der in Frieden ruht. Wenn ein guter Platz jenseits bestimmt ist den Verstorbenen, so hat er sich ihn erworben hier durch seinen Fleiß und kindliche Liebe und Dankgefühl gegen Gott und seinen Vater und Wohltäter. Er hatte eine große Verehrung für Dich, mein liebes Kind, welch' schönes Gefühl hatte er für seine Geschwister."

Der Schmerz um den Verlust zitterte bei allen noch lange nach, besonders bei Frau Cosima, und sie hat den Heimgang dieser wundervollen Jünglingsgestalt nie zu überwinden vermocht. Er ist kaum zwanzig Jahre alt geworden. Aber was er in den zahlreichen Briefen an den Vater, an die Großmutter und zumal auch an die Fürstin niedergelegt hat, ist tiefergreifend und läßt uns erkennen, daß in ihm Liszts Wesen eine wunderbare Wiedergeburt erlebt hat, ebenso wie in seiner Tochter Cosima. —

Aber das Leben ging weiter, und Frau Cosima entstanden neue Lasten und neue Sorgen. Denn im September war an Bülow die Nachricht gelangt, daß Richard Wagner sich nach Paris begeben habe, um von dort aus seine weiteren Pläne zu verwirklichen. Der erste Eindruck war ohne Zweifel ein tiefer Schrecken. Dann aber begann das Ehepaar mit aller Macht zu helfen, und die ganze Zeit, während der ersten, der sogenannten Konzertperiode, ganz besonders aber während der Vorbereitungen für die Tannhäuser-Aufführung, die ein so tragikomisches Ende nehmen sollte, sehen wir die beiden in regster Tätigkeit und alle Beziehungen, die Wagner nützen konnten, ins Treffen führen. Bülow selbst eilt nach Paris, die Verwandten seiner Gattin stehen ihm zum Teil zur Seite, und wenn es einige, wie Emile Ollivier, nicht tun, so tritt von diesem Augenblick an ein gewisser Groll gegen den Schwager zutage.

Sanft und klar wirkt von zu Hause aus Frau Cosima. Sie hätte, auch wenn sie es gewollt hätte, nicht nach Paris gehen können. Denn sie sah einer schweren Stunde entgegen, die auf dem Gatten wie auch auf ihrem Vater drückend lastete. Es ist freilich die Zeit, wo sich Franz Liszt in Deutschland einsam zu fühlen begann, denn bereits hatte die Fürstin jenen Weg zum Vatikan angetreten. Und diese Einsamkeit machte ihn weich. Am 12. Oktober genas sie einer Tochter: Daniella Senta. Der Vater war hochbeglückt und fühlte sich von all der Sorge befreit, die auf ihm gelastet hatte wie ein Alpdruck. Liszt kam gegen Ende November zur Taufe nach Berlin. Die Feier fand in dem Hause statt, wo Cosima in ihrem Salon eine kleine Kapelle aufgebaut hatte. Alles still und feierlich!

Mit froher Hoffnung und starkem innigem Gefühl pflegte nun die junge Frau dieses Liebespfand, auch als Mutter vollständig Weib und in allen schweren und trüben Tagen klar und sicher und immer getragen von einem bis zur höchsten Leidenschaft gesteigerten Muttergefühl. Aber es ging doch über die Kraft. Sie wollte das

Kind selbst stillen! Arzt, Gatte und Vater mußten es verbieten. Und im nächsten Sommer war es notwendig, daß sie zu einer Luftkur nach den bayrischen Alpen ging. Zu diesem Zwecke wurde Reichenhall ausersehen. Ende Mai brach Bülow mit ihr nach dem bayrischen Hochland auf. Der Weg führte über Weimar. Denn der Vater wollte ihnen das Geleit bis Regensburg geben. In Bamberg und Nürnberg machten sie halt und durchwanderten unter Liszts Führung die alten, schönen Städte, und zumal Nürnberg hat auf die junge Frau einen tiefen Eindruck gemacht! Das „Nuremberg", das gewissermaßen auch auf die Dichtung der Meistersinger übergegangen ist in den Versen:

„Wie friedsam edler Sitten
Getrost in Tag und Werk
Liegt nicht in Deutschlands Mitten
Mein liebes Nuremberg."

Und auch in der von Frau Cosima nach dem Diktat geschriebenen Autobiographie! Die Werke des Peter Vischer, die Bilder Albrecht Dürers, die gewaltigen Bauten, das überragende Schloß, all das weckte in ihr ein starkes Gefühl der Romantik. Dann kamen sie nach Regensburg, und an der Seite des Vaters betraten sie die Walhalla, wo Liszt besonders durch die Rauchschen Siegesgöttinnen begeistert wurde. Er nannte sie „geflügelte Strophen in Marmor". In Regensburg verabschiedete er sich von seinen Kindern. Diese Reise hatte ja für ihn ganz besondere Bedeutung gehabt, und er hat ihr auch eine gewisse Symbolik beigelegt. Denn er stand damals unter einem doppelten Eindruck: des nahe bevorstehenden Abschieds von Weimar und der Trauung mit der Fürstin, die diese ursprünglich in St. Loretto, dann in Florenz und schließlich für Rom bestimmt hatte. Aber er war auch in Paris gewesen, wo er seine Tochter Blandine und deren Gatten wiedergesehen und zur Tonkünstlerversammlung nach Weimar eingeladen hatte. Dort aber hatte auch die Begegnung mit der Gräfin

d'Agoult stattgefunden. Daß er unter dem Eindruck dieser Begegnung stand, kann wohl daraus geschlossen werden, daß er am 29. Juni der Fürstin über diese Begegnung in Paris einen ausführlichen Bericht gegeben hat. Also einen vollen Monat nachher. Es ist dies im hohen Grade eigenartig und auch für das Verhältnis Liszts zu seinen Kindern von Wichtigkeit. Er beginnt den Bericht mit den Worten: „Ich habe versprochen, Ihnen meinen Besuch im ‚Hotel Montagne' zu erzählen. Nun denn, die Erinnerungen, die mich dahin begleitet, sind sehr traurige und das, was dort hinzugekommen ist, ist keineswegs geeignet, sie aufzuheitern. Nelida hat mich keineswegs deshalb wiedergesehen, um mit mir über irgend etwas, was uns hätte interessieren können, zu sprechen, sondern bloß, weil viele Menschen ihr von mir erzählten, von meinen geringen Erfolgen und wohl auch von meinen guten Worten. Der Name meiner Töchter wurde nur im Vorbeigehen ausgesprochen, und zwar am Ende meines letzten Besuches, am Tage meiner Abreise von Paris. Da fragte sie mich, warum ich Cosima gehindert hätte, ihrem wahren Berufe zu folgen, welcher die Laufbahn einer Künstlerin gewesen wäre. Nach Nelida wäre das das Beste, was ihr hätte zukommen können. Über diesen Punkt, wie über so viele andere, habe ich keine Wahl, ihre Meinung zu teilen. Dieses unbedingte Widerstreben unserer zwei Naturen hat sich denn auch sofort bei unserer ersten Begegnung gezeigt, wo wir nur über sehr allgemeine Dinge gesprochen haben, wie über das Prinzip der Nationalitäten, über Ungarn und Polen, über die Politik der Tuillerien und Cavours usw. Sie wissen, daß sie mit vollen Segeln auf dem Meere der Nationalitäten fährt. Ohne irgendwie ihre schönen Erregungen zu hemmen, zitierte ich ihr den Artikel von Lamartine über Italien, welchen sie mehr als stupid findet. Auf meine Bemerkung, daß dieser Artikel einigermaßen Sensation beim ‚Auswärtigen Ministerium' gemacht, antwortete sie mir mit ihrem bekannten doktoralen Applomb: ‚Ganz gewiß nicht. Ein Mensch, welcher nur acht Tage

in Italien verweilt hat, wird nicht die Meinung des Herrn Lamartine teilen. Ich aber war wenige Monate vorher drei Personen begegnet, die in Missionen nach Italien geschickt worden waren und die mich kurz und gut versicherten, daß die Einheit Italiens ein Phantom sei, das man jetzt soviel wie möglich zerstören müsse.'"

Man sieht, wie richtig die Gräfin die politische Lage durchschaute, und wie ahnungslos Liszt der großen Begegnung gegenüberstand, die bereits im vollen Gange war und durch Cavour in die Bahnen der Vollendung gelenkt werden sollte. Doch Liszt berichtet weiter: „Im Augenblick, da ich Nelida verlassen wollte, fragte sie mich, ob ich nicht irgend an einem Tage käme, um mit ihr das Diner zu nehmen. ‚Sehr gerne, aber es wird mir schwer sein, einen freien Tag zu finden.' ‚Aber vielleicht werden Sie mit mir frühstücken.' ‚Ich danke und nehme an.' ‚Wen soll ich einladen?' ‚Wer Ihnen dafür gut erscheinen mag und für den ich wert genug erscheine, bei Ihnen zusammen zu sein.' Sie schlug verschiedene vor, vor allem nannte sie Neffzer, den Herausgeber der ‚Revue Germanique', und manche andere. Liszt nannte den Namen ‚Ronchaud', den sie aber wegen seiner ‚Langeweile' ablehnte. Zum guten Schlusse überließ er ihr alles selbst. ‚Das Dejeuner war ausgezeichnet und glänzend serviert.' Nelida erklärte natürlich, daß es in Frankreich keinen guten Geschmack und keinen guten Ton mehr gebe, daß weder die Causerie noch die Konversation noch existierten, daß alles Interesse an den geistigen Dingen verloren gegangen sei. ‚Sie können sich denken, wie alle diese Redensarten nach meinem Geschmacke waren, und ich mangelte auch nicht, eine ganze Reihe Steine des Anstoßes in die schönen Beete ihrer blumenreichen Rhetorik zu werfen, indem ich fest und bissig daran festhielt, daß unsere Zeit darin einer anderen überlegen sei, daß man noch immer reichlich genug Geist in Frankreich habe und daß die sieben Weltweisen zusammengenommen nicht gleichkämen der Wiederherstellung von Paris, welche durch den Kaiser Napoleon erfolgt sei.' Ich

verabschiedete mich dann und kam am Tage meiner Abreise, also acht Tage später noch einmal zu ihr. Ich fand sie allein, man sprach von Madame Sand, welche ich in Nohant hatte besuchen wollen, die aber noch im Süden bei Toulon weilte. Ihre beiden letzten Romane hatten einen starken Erfolg gehabt. Nelida erzählte mir, daß Herr von Girardin sich in den Kopf gesetzt habe, eine Wiederbegegnung mit Georges Sand herbeizuführen, aber daß dieses Wiedersehen zu keiner sichtlichen Versöhnung geführt habe. Ich bemerkte, daß sie sie doch in zu böser Weise verlassen habe, um sie in guter wiederzusehen. Aber sie gab zurück: ‚Sie sind treu unter ihren Freunden geblieben.' ‚Ihr Bruch hat ein wenig Erkaltung in meiner Beziehung zu ihr gebracht, denn obwohl ich Ihnen im Grunde unrecht gebe, habe ich doch nicht minder für Sie gehandelt.' ‚Ich glaubte das Gegenteil.' ‚Ohne jeden Grund, wie ehemals.' In bezug auf Goethe und seinen Biographen Lewes, nannte ich Miß Evans, George Eliot. Es scheint, daß sie zwei Romane geschrieben hat, deren Titel ich vergessen habe, und daß man viel darüber spricht, daß Miß Evans die einzige sei, die Georges Sand gleichkomme. Das war ein sehr empfindlicher Punkt für Nelida. Glücklicherweise ist ihre überragende Stellung als Geschichtsschreiberin und Publizistin unberührt geblieben. Von Zeit zu Zeit schreibt sie Artikel für den ‚Siècle' und den ‚Temps', ein neues Journal, das von Neffzer gegründet ist. Nachdem ich mit ihr die verschiedenen literarischen und politischen Dinge besprochen, ging ich in der Konversation zu einer persönlicheren Richtung über. Die Fragen wegen Wagner und der Zukunftsmusik, von dem Anteil, den ich an der neuen musikalischen Bewegung nahm, waren schon bei meinem ersten Besuche berührt worden. Jetzt kam ich mit stärkerem Nachdruck darauf zurück und ich bemerkte ihr entschieden, daß ich in keiner Weise Freunde noch eine Partei nötig hätte, noch der Zeitungen, um meinen Weg zu vollenden. ‚Die Wandgemälde von Guermann sind bereits gemalt', sagte ich ihr, und man wird andere

malen, ohne daß ich mich im mindesten in der Welt um die Sottisen kümmere, welche man über mich sagt oder druckt. Sie war über die freiwillige Isolierung erstaunt, in welcher ich mich halte, vielleicht auch von der ausgesprochenen Konsequenz, die sich in meinem künstlerischen Leben findet, von der sie selbst nie viel erkannt, aber die in diesem Augenblick vor ihren Blicken doch in hellem Lichte leuchtete. Indem sie mich selbst über mich sprechen hörte, von meinem Egoismus, von der Stellung, die ich gegenüber der Öffentlichkeit einnehme und die mir als Künstler allein vorbehalten ist, von der vollständigen Gleichheit meiner ehemaligen Bemühungen mit meinen heutigen Ideen, von der Beständigkeit alles dessen an mir, was sie so hassenswert gefunden habe, fühlte sie mit einem Male eine mir unverständliche Erregung, und ihr Antlitz bedeckte sich mit Tränen. Ich küßte sie auf die Stirne, seit langen Jahren zum ersten Male, und ich sagte ihr, Marie, lassen Sie mir zu Ihnen den Segensspruch der Bauern sagen, daß ‚Gott Sie segne und daß Sie mir nichts Böses wünschen'. Sie konnte mir in diesem Augenblicke nichts erwidern, aber ihre Tränen flossen reichlicher. ‚Ollivier hatte mir erzählt, daß bei ihrer Reise nach Italien er sie öfter in verschiedenen Gegenden, welche ihr ganz besonders unsere Jugend zurückriefen, gesehen habe, wie sie dort geweint. Ich sagte ihr, daß ich von dieser Erinnerung tief gerührt gewesen sei.' Und sie erwiderte mir geradezu flüsternd: ‚Ich werde immer Italien treu bleiben — und Ungarn.' Unter diesem Eindruck verließ ich sie ruhig und sanft. Indem ich die Treppe hinabstieg, zeigte sich mir das Bild meines armen Daniel. Von ihm war in keiner Weise die Rede gewesen, während der drei oder vier Stunden, die ich mit seiner Mutter verplaudert habe."

Es sollte ein Abschied fürs Leben sein, den er von der Mutter seiner Kinder nahm, um am römischen Altar einer anderen Frau die Hand auch fürs Leben zu reichen. Das war seine Absicht gewesen. Und dieser Frau hat er diesen Bericht gegeben, aus dem

man doch eines herausfühlen kann, daß es die Dame gewesen war, die mit ihm sprach und die bis zuletzt jedes Wort tieferer Bewegung unterdrücken wollte, als Dame der guten Erziehung, die aber doch zum Schlusse ihr Herz zeigte. Was er an ihr vermißte, die Worte über den toten Sohn, das war von ihr der Ausdruck tiefsten Taktes. Denn wie sollte sie dem Manne von seinem toten Sohn sprechen, der sie längst verlassen und jetzt völlig mit der anderen sich verbinden wollte.

Diese Gedanken schwebten gewissermaßen über den Dreien, da sie durch die Straßen von Bamberg, durch die Kirchen von Nürnberg und über den Marmorestrich der Walhalla schritten.

Dann ging es weiter nach Reichenhall, wo nun Cosima an der Seite des Gatten meilenweit die Gegend durchstreifte und sichtlich aufblühte. Die Kur tat ihr außerordentlich gut, wie auch der Gemahl sich des Zusammenseins in den bayrischen Bergen erfreute. Freilich nur kurze Zeit. Denn gerade der Schwiegervater rief ihn drängend zu der Tonkünstlerversammlung nach Weimar zurück. Er konnte nicht zögern. Handelte es sich doch um die Aufführung von Liszts bedeutendsten Werken und auch um sein Scheiden aus Deutschland. Man mußte gewärtig sein, daß er lange Jahre nicht mehr auf deutschem Boden erscheinen würde. Es war also eine Abschiedsfeier, die aber zu gleicher Zeit dem Wiedersehen galt des größten deutschen Künstlers, der zu diesem Feste zum ersten Male wieder den deutschen Boden betreten durfte — Richard Wagner. Seinem Kommen galt dies Fest wie Liszts Fortgang.

Inzwischen aber hatte gerade in Reichenhall Frau Cosima die Beziehungen zu Alfred Meißner wiederum aufgenommen, und sie schrieb ihm, der sich in der Nähe aufhielt, folgende Zeilen: „Lieber Herr Meißner, hier eine kleine Dame, die sich an ihr Gedenken erinnert und sie bittet, sie während ihres Aufenthaltes in Reichenhall zu begrüßen. Ist Tegernsee sehr weit weg? Könnte man nicht ein Rendezvous in Salzburg beschließen? Hier also eine Frage, welche Ihnen zu gleicher Zeit den Dank sagen soll, für Ihren

scharmanten Brief und Sie versichern, daß, wenn Sie die Erinnerung an die Stunden in Berlin bewahrt haben, wir gleichfalls oft mit Vergnügen und Bedauern daran zurückdenken." Sie spricht dann von dem Reichenhall, das die Menschen, welche „die Betätigung der christlichen Nächstenliebe" der anderen Gesellschaft vorziehen, auf ihre Weise genießen, und spricht von ihrem Egoismus, mit dem sie „sehen" will. „Es sei zwar kalt, aber im übrigen — nun is gut." Es war dies ein Lieblingsausdruck ihres Gatten. „Also auf Wiedersehen in der Mitte dieser Berge und unter dem bayerischen Wolkendach, oder in Berlin mitten im Sand und in voller Trockenheit. Darüber haben Sie zu entscheiden."

Jedenfalls hat dieser Brief die Veranlassung gegeben, daß Alfred Meißner dem Bülowschen Ehepaar seinen eben erschienenen Jesuitenroman sandte, den alsbald nach ihrer Rückkehr Frau Cosima zu lesen und dann auch zu übersetzen begann. Gewiß hat sie an der Persönlichkeit wie an den Werken und selbst dem ja in jeder Beziehung so viel umstrittenen prosaischen Schaffen des Ziska-Dichters großen Anteil genommen.

Aber diese Eindrücke wurden rasch verwischt durch das Erscheinen ihrer Schwester Blandine, mit der sich ihr Gatte und ein anderer einfand — Richard Wagner. An dem jungen Ehepaar Ollivier hatte Wagner, im Gegensatz zu Bülow, der während der Tannhäuserzeit in Paris so gut wie gar nicht mit seinem Schwager und seiner Schwägerin verkehrt, gute Gefährten gefunden. So beschlossen sie denn bei ihrem Wiedersehen auf dem Musikfeste in Weimar, ihre Reise zusammen fortzusetzen und Cosima in Bad Reichenhall einen Besuch abzustatten. Liszt hatte sie an die Bahn gebracht, um sich von ihnen zu verabschieden. Bülow selbst war, hoch gefeiert wegen seiner Leistungen als Dirigent und seiner jubelnd aufgenommenen Kompositionen, bereits am Tage vorher abgereist. Am Bahnhof sprachen nun die vier von Bülow und seinen glänzenden Leistungen, und Wagner bemerkte nun vertrau-

lich scherzend: „Er hätte Cosima nicht zu heiraten gebraucht", worauf Liszt mit einer kleinen Verneigung hinzusetzte: „Das war Luxus." Ein hartes und schicksalvolles Wort, das Liszt vielleicht nicht hätte sprechen dürfen. Aber was beschäftigte ihn in dieser Zeit nicht alles!

Noch einmal konnte sich auf dieser Reise Blandine ausleben, und nach den Schilderungen, die wir von dem Aufenthalt in München haben, war sie von größter Ausgelassenheit, die um so höher stieg, wenn Ollivier, des Deutschen fast völlig unkundig, sich in ihrer Heiterkeit nicht zurechtzufinden vermochte. So kamen sie nach Reichenhall, wo sie von Cosima empfangen und nach der zu ihrer Aufnahme hergerichteten Wohnung geleitet wurden. Die junge Frau erschien völlig erholt, und allen wurde die Sorge um sie genommen. Und zwar war es weniger die Molkenkur gewesen, die ihr die Genesung gebracht, als die langen Wanderungen und der Aufenthalt in der Gebirgsluft. Doch bildeten jetzt die beiden Schwestern gegenüber den beiden Männern einen Kreis für sich und verkehrten miteinander in vollster Heiterkeit. Ja sie schlossen sich gewöhnlich vor den beiden in ihre Zimmer ein, und jene hörten nur ihr heiteres Lachen. Es ist eigenartig, wie noch die beiden Schwestern ganz wie in der Kindheit verkehrten und verkehren konnten, während bereits über dem Haupte Blandinens die schwerste Schicksalswolke schwebte. Richard Wagner erklärte einmal, als er sich den Zutritt zu ihnen erzwungen, daß er, da sich ihr Vater um beide nicht mehr kümmere, sie adoptieren wolle, was weniger mit Vertrauen als mit Heiterkeit aufgenommen wurde. Wagner erzählt weiter: „Ich beklagte mich einmal bei Blandine über Cosimas Wildheit, die jene nicht begreifen wollte, bis sie mich dahin verstand, daß sie mir meinen Ausdruck selbst als gemeinte ‚Timidité d'un sauvage' erklärte. Nach einigen Tagen aber mußte ich endlich an die Fortsetzung meiner bis jetzt so anmutig unterbrochenen Reise denken. Ich nahm im Hausflur Abschied und begegnete hier einem fast scheu fragenden Blicke Cosimas."

Indessen fand sie in dem sonnigen Tale die Gesundheit wieder. Dann kehrte sie über Löwenberg, wo sie, wie der Vater, eine Zeitlang bei dem gastlichen Fürsten verweilte, nach Berlin zurück. Bald nach ihrer Rückkehr erhielt sie einen sehr traurigen Brief von Alfred Meißner, der sie in etwas rätselhafter Weise von dem Tode seiner Mutter benachrichtigte. Sie war davon stark ergriffen und schrieb ihm darauf in einer Weise, die nicht bloß für den Trauernden tröstlich sein konnte, sondern auch ein starkes Licht auf ihre ganze seelische Einstellung warf: „Indessen war ich weit davon entfernt, zu denken, daß eine so schmerzliche Erfahrung Sie vollständig in Beschlag genommen. Welches Gefühl man auch über den Verlust seiner Lieben haben mag, wie eigenartig das Denken über ihren Tod bei uns sein mag, das kommt doch nie dem Schrecken der Wirklichkeit nahe. Man hat gut reden, daß man sich während der Dauer von Monaten oder selbst von Jahren darauf vorbereitet habe, daß man sich mit dem Troste der Philosophie oder der Religion selbst gesagt, daß der Tod eine Wohltat für die, welche er dahinrafft, sei. In dem Augenblicke, wo wir der Erde das übergeben, was von der Erde kommt, ist unser Verstand nahe daran, zu zerspringen, und alle Gründe der Vernunft werden nichts erreichen gegenüber dem Aufbäumen, das sich in uns regt, dem Widerspruch gegen die Ordnung der Welt, und daß wir uns völlig der Natur entfremdet fühlen in einer Frage, welche man natürlich findet. Die Leere nimmt von uns Besitz. Ich weiß wohl, daß man lebt, daß man denkt, daß man trauert, daß man liebt, aber das hindert nicht, daß ein Teil unserer Seele völlig verwandelt sei, und wenn man nicht den klaren Blick über die Dinge verliert, so sind doch diese uns verborgen, wie durch einen undurchsichtigen schwarzen Schleier. Sie haben sehr recht, man will sich nicht zerstreuen. Die Ablenkung erscheint uns wie eine hassenswerte Tat, die unser Herz in dem reinen Gefühl seiner Angste wie eine gewisse Scham empfindet. Man möchte, daß die Trostlosigkeit, die man nicht ausdrückt,

sich auf der Stirne zeige, damit die Welt mit Mitleid und Ehrfurcht sie erkenne, man möchte, daß die Schreie, welche man über die Stadt der Toten ertönen läßt, durch kein störendes Geräusch übertönt würden. Man möchte vor allem, daß die Visionen, deren die Seele voll ist, unsere Augen erfüllen, so daß die Sinne teilnehmen an der ständigen Belastung unseres Denkens. Ich weiß nicht, ob ich recht habe, wenn ich Ihnen solches sage. Aber ich fühle mich dazu berechtigt durch die Empfindungen, welche der Tod mir geweckt hat und über welche ich mich in jeder Stunde befrage und ausforsche. Ich bin immer daran, zu weinen mit denen, welche weinen, so sehr ist mir das Herz belastet, und ohne Ihre Frau Mutter gekannt zu haben, beklage ich sie mit Ihnen und ich lebe die furchtbaren und unaussprechlichen Augenblicke, welche Sie durchlebt haben, vollständig mit. So weiß ich Ihnen denn keinen Trost zu bieten. Alle Tröstungen, welche man mir gegeben, erschienen mir wie Torheiten, wie Phrasen. Erregt und in tiefster Trauer denke ich, daß der Schmerz, der eigentlich Inhalt des Lebens ist und daß der Rest nichts anderes ist als ein leerer und unzureichender Schmuck desselben. — Indessen haben Sie sich wieder zu der Arbeit zurückgefunden. ‚Work is victory', sagt Emerson, und die kleine Sendung, mit der Sie mich beglückt, zeigt mir das Gleichmaß, welches gewöhnlich nach einer so ungeheuren Erregung sich findet. Ich habe die ‚Masken' noch nicht begonnen, indem ich noch vollständig unter den Demaskierten weile, das will sagen, bei den ‚Révérends Pères', welche ich getreu meinem Versprechen, übersetze. Wenn die Spaziergänge von Reichenhall mich nicht abgelenkt hätten, so würde ich schon fertig sein, aber die Berge waren weniger für die Literatur günstig, als die ‚Äpfel'. Ich habe mit meiner kleinen Arbeit erst den verflossenen Sonntag begonnen und bin erst bei den ‚vergifteten Äpfeln'. Meine Gesundheit ist völlig hergestellt. Unglücklicherweise ist mein armer Gatte sehr leidend nach Berlin zurückgekommen und seit einem Monat ist er von den furchtbarsten

neuralgischen Schmerzen gequält, welche ihm nichts anderes lassen als Trotz und Raserei. Der Arzt erkennt nichts und vermag nichts, ich habe Ihnen darüber nichts zu sagen. Sie wissen, daß es genügt, daß man die Unfähigkeit der Äskulape in ihrer ganzen Machtlosigkeit erkennt. Sie kommen mir immer vor wie gewisse Generäle, welche nur den Augenblick der Schlacht abwarten, um zu beweisen, daß sie Trottel sind.

Mein Vater läßt Ihnen seine freundschaftlichsten Empfindungen übermitteln. Er ist in diesem Augenblick hier von Löwenberg kommend, wo er sich einen Monat lang aufgehalten hat, nachdem er Weimar Adieu gesagt. Von Berlin begibt er sich nach Italien, von da vielleicht nach Athen. Nach Deutschland wird er nicht vor einem Jahr zurückkommen. Wenn Ihre Empfindungen und Ihre Arbeiten Ihnen einen kleinen Abstecher nach Berlin erlauben würden, während der acht Tage, welche er hier bei uns wohnt, so brauche ich Ihnen nicht hinzuzufügen, wie wir uns freuen würden. Auf alle Fälle schreiben Sie ihm, er hat Sie im besten Angedenken."

Und dann führt sie eine sehr interessante Schilderung von Rubinstein an: „Was den Gang der Sterne und Kometen anbelangt, so haben wir jetzt Rubinstein hier, der seinen Siegeslauf durch die Welt wiederum aufnimmt. Der ist einer der am stärksten frappierenden Typen der musikalischen Welt, wo es gegenwärtig so viele gibt, daß diese Kunst, welche nicht zu den schönsten Künsten zählt, ihren Platz behauptet. Eine große Originalität, aber keine Spur von Genie, ein Willen von Eisen, aber nichts von Enthusiasmus, ein nobler Charakter, aber ohne Begeisterung, eine große Verachtung der Menschen, aber eine zu große Liebe zu den Sachen, eine sehr große Sicherheit, aber vermengt mit allzugroßer Eigenliebe, Feinheit und selbst Anmut, aber wenig Kraft der Unterscheidung: da haben Sie einzelne Züge von dieser Persönlichkeit, welche ich trotz seiner Brüskheit und seinem vielfach rauhen Ton für sympathisch erkläre. Er ist nach einem Operntext begierig und hat sich zu

diesem Zweck an eine Persönlichkeit der hiesigen Literatur gewendet, die, wie ich glaube, wenig geeignet erscheint, diesen zu schaffen, wie er heute eine Notwendigkeit ist. Dies alles nur unter uns. Und nun genug davon. Zürnen Sie mir nicht über diese Ausbrüche der Empfindung, glauben Sie nicht, daß darin von meiner Seite eine gewisse Leichtfertigkeit liege und glauben Sie, daß ich immer mit Sympathie allen Ihren Empfindungen entgegenkomme. Mein Mann drückt Ihnen freundschaftlich die Hand und mein Vater sagt Ihnen tausend Freundlichkeiten, denen ich meine ergebensten Empfehlungen anfüge."

Diesen Brief schrieb sie mitten aus ihren Übersetzungsarbeiten heraus, gegen die sowohl von seiten Meißners, als auch ganz besonders, wie wir noch sehen werden, von seiten des Herausgebers der „Revue Germanique", gewisse Bedenken erhoben wurden. Meißner hatte auch auf die Einwürfe des Vaters Liszt hingedeutet. Diese aber wies Cosima mit sehr feinen Worten zurück: „Was die Einwürfe betrifft, welche mein Vater dagegen haben könnte, so sind diese gleich Null. Ich habe ihm davon gesprochen und er hat nicht das geringste einzuwenden gewußt." Dann kommt sie auf die Ereignisse in Berlin zu sprechen: „Heute ist alles auf den Krönungstag eingestellt und man kann sagen, daß nach den Majestäten die Torheit sich die Krone aufsetzt. Denn Sie machen sich keinen Begriff von dem Jubel, der in Berlin herrscht, von der Agitation und von der Erregung. Für meinen Teil finde ich diese ‚mise en scène' als die Konzentration und das Symbol von der großen Maskerade, welche die Welt darstellt. Mein Gefühl von Misanthropie in Beziehung auf die Erhebung der Menschen geht mir in die Beine und es ist möglich, daß ich zu Hause bleibe, wie ein alter Griesgram."

Und dann kam, wie gesagt, ein Brief von seiten des Herrn Dollfus, aus dem sie nicht klug wurde und den sie nun einfach an Alfred Meißner sandte, der ihr die nötige Antwort darauf mitteilte. Es handelte sich um den Titel von Meißners Roman „Zur Ehre

Gottes", den Cosima sehr richtig für die französische Übersetzung lateinisch wiedergab mit den Worten: „Ad majorem Dei Gloriam". Sie hat schließlich in der weiteren Folge durch ihre Energie doch gegenüber Dollfus einen Sieg erfochten. Interessant ist, wie sie selbst ihre Arbeit charakterisiert: „Was nun den Nutzen meiner Arbeit betrifft, so betrachte ich diesen keineswegs von der Seite der Impression her. Ich habe ein Vergnügen daran, mich mit Ihrem Werke, das ich scharmant finde, vertraut zu machen. Ich habe ferner das Vergnügen, mich sowohl im Deutschen wie im Französischen zu üben. Das erscheint mir das wichtigste. Die Publikation ist mir gleichgültig, ausgenommen das eine, daß ich bestrebt bin, die Franzosen so gut wie möglich auf dem Laufenden zu halten über alles, was diesseits des Rheines geschieht. Von nutzlos kann daher nicht die Rede sein, und wenn die Torheit dieses braven Redakteurs nicht ansteckend gewirkt hätte, würde ich Sie von diesem unbedeutenden Vorfall gar nicht in Kenntnis gesetzt haben. Sechs Bände von einem Roman, das ist für uns Frauen, die doch nur kleine Einfälle haben, gewissermaßen erschreckend. Ich bitte Sie, mir nicht davon zu sprechen, obwohl ich außerordentlich neugierig bin. Denn ich weiß, daß die Arbeit Schweigen erfordert, und ich pflege zu sagen, daß es peinlich ist, von dem zu sprechen, was man geschaffen hat, unmöglich zu sprechen von dem, was man schafft, und unklug, von dem, was man schaffen wird. Sie sind außerordentlich klug, Berlin jetzt nicht heimzusuchen, bis Ihr poetischer Drang gestillt ist. Mir scheint, daß man in Prag besser arbeiten kann als hier: Huß — Tycho Brahé — Sankt Nepomuk, das große Jesuitenkolleg, der Judenfriedhof und das Kloster der Prämonstratenser regen die Gedanken zur Arbeit mehr an als der große Kurfürst, der große Friedrich und unsere Massen von schwerfälligen, armseligen, hohlen und bombastischen Monumenten. Aber wir bitten Sie, sich zu beeilen, daß der Sommer nicht vergehe, ohne daß wir Sie wiedersehen.

Ich bin stark in Verlegenheit, Ihnen wegen der Hochzeit in Rom Antwort zu geben. Für mich ist sie gewissermaßen das Tintenfaß. Ich weiß, daß sie nicht stattfinden kann, ich weiß, daß die Familie Hohenlohe sich dagegen eingestellt hat, daß die Kardinäle für die Prinzessin gewesen, aber wie sich alles zeigt, bekämpft und sich entwickelt, das weiß ich nicht, und ich mache es mir zur Gewohnheit, nichts davon zu verstehen, indem ich nur eine tiefe, echte Qual darüber empfinde, die in der Tiefe meines Herzens äußerst stark und leidenschaftlich ist. Ich lasse mir das Wort Herz entschlüpfen. Wollen Sie, daß ich daran einige Zeilen füge als Antwort auf den Schluß Ihres Briefes? Das ist eine durchaus delikate Materie, und je mehr man sich hütet, zu verletzen, um so mehr tut man es. Indessen wage ich es, Ihnen zu sagen, daß Sie in Wahrheit ein Liebender sind und daß Sie durchaus recht haben, sich zu verheiraten. Ich erinnere mich an unseren Spaziergang im Tiergarten, wo ich Ihnen versprach, eine Frau für Sie zu suchen. Ich kann nicht anders als glücklich sein, daß Sie von selbst aus eine solche gefunden haben. Und ich füge mich mädchenhaft in das ‚Zertreten'. Das kommt alles von selbst, ohne daß wir etwas dazutun, ebensowenig wie wir uns dagegen aufzubäumen vermögen. Ich verstehe es, daß man über den Verlust eines Glücks sich beruhigt, aber nicht, daß man auf das verzichte, was man noch nicht erreicht hat und noch nicht versucht hat, zu gewinnen. Und je mehr dieses gilt, der Geist, die guten Gedanken, all dieser Ballast, der uns belastet als unser Unglück und den wir uns beeilen, ins Meer zu werfen, wenn der Sturm sich erhebt, er hat nichts gemein mit der Liebe. Auf alle Fälle sind Sie im Augenblick trotz des unbekannten ‚Streites' glücklich. Wer nicht vollständig geliebt hat, hat sein Leben nie besessen, sagt Obermann, den man in Deutschland zu wenig kennt und der wußte, was es heißt, zu leiden und nicht davon sprechen zu können. Und sein Leben zu besitzen, das ist das höchste, ja das einzige wahre Glück.

Ich schließe in der Furcht, schon zu viel gesagt zu haben. Wenn Ihnen die Arbeit Zeit läßt und das Herz, zu wählen, so werden Sie mir eine große Freude machen, wenn Sie mir schreiben. Erzählen Sie oder erzählen Sie nicht von all dem, was Ihren Geist beschäftigt. Ich schmeichle mir, alles zu verstehen und ich kann besser zuhören als sprechen."

Man sieht, welch großes Interesse Frau Cosima an Alfred Meißner nahm und wie durch die Übersetzung seiner Werke sich ein gewisses freundschaftliches Verhältnis herausgebildet hat, das gewiß eigenartig und charakteristisch ist. Bei dem heftigen Kampfe, der bis zum heutigen Tage über Meißner, nicht so sehr als Dichter — denn als solcher steht er unbestritten da —, sondern als Romanschriftsteller herrscht, muß diese Einstellung der jungen und geistvollen Frau zu ihm und seinem Werk doch von Bedeutung sein. Sie würdigt ihn auch eingehender Schilderungen der Berliner Verhältnisse, die sich an die kurzen Ausführungen über Dollfus und die „Revue Germanique" stets anfügen:

„Berlin ist im Augenblicke außer sich. Die etwas müden Reden des Königs, die man gegenwärtig als plaisanteries hinzustellen versucht, die diplomatischen Wahlen, die Schreie und Drohungen der Menge, das Buch von Varnhagen, das ist etwas von dem Zusammenwirken der Dinge, welches die Hoffnungen und die Unruhen steigert und uns das Recht gibt, den Schritt des Riesen von Anfang an zu erwarten oder seinen Sturz. In jedem Fall wird dieser Sturz nötig sein und besser als der gegenwärtige Zustand. Die glänzende Erwiderung des Kaisers der Franzosen führt Preußen in seine liliputanischen Verhältnisse zurück, und die Fabel von dem Frosch, der sich aufblähen will wie der Stier, kommt einem unwillkürlich ins Gedächtnis. Das war ein Meisterstreich, den jener von neuem gemacht hat, diese sicherste und festeste aller Politiken, die in seiner Person die Klugheit der Schlange und die Kühnheit des

Löwen vereinigt, den keine Schwierigkeit erschreckt und dessen Weisheit vor keinem Hindernis zurückweicht.

Sie werden in den Zeitungen die Nachrichten gelesen haben, die ich Ihnen über meinen Vater und die Fürstin geben konnte. Glücklicherweise sind sie in Rom, in jener Stadt, wo man den Schmerz nur halb empfindet, wie mir jüngst Cornelius sagte, und wo mein Vater mehr Gelegenheit haben wird, zu arbeiten, wie in Weimar. Wir haben wenig Hoffnung, ihn in Deutschland wiederzusehen, und so mache ich Pläne, um ihn in dem Lande aufzusuchen, das so ganz unserer Begeisterung entspricht, welches das Land der Freiheit ist, das der Religion und der Schönheit. Wir können uns leicht mit Lorbeer bekränzen, wir bilden uns ein, daß wir fortschreiten, wir opfern Zeit und Geist Beschäftigungen, die man für nützlich hält, aber wir Nordischen sind Verbannte und fühlen wohl, obwohl wir es nicht sagen, daß alle Entwicklungen der Welt sich in jenem Kreise abspielen werden.

Mein Mann und ich kommen zur Zeit gar nicht aus den Konzertsälen heraus, er als Wirkender, ich als amphibisches Wesen, halb Künstlerin, halb passiv, eine gemischte Rolle, zu der wir Frauen eben verdammt sind. Alles in allem gehen die Dinge nicht schlecht, und wir sind schlagfertig genug, haben reichlich kampffreudige Stimmung und fühlen uns gesund genug, um dem Winter mit ruhigem Blicke entgegenzusehen. Wir rechnen viel damit, daß das Jahr 62 Sie in unsere Gegend führen werde. Verewigen Sie nicht Ihren Aufenthalt in Prag, wo Sie nur schöne Steine für sich haben. Das ist wohl etwas, aber das wiegt doch nicht die Menschen auf, denen Sie eine wirkliche Freude mit Ihrem Kommen machen würden, und zu diesen bitte ich Sie uns zu zählen."

Ganz deutlich sieht man aus diesem Briefe die eigenartige Einstellung der jungen Frau zu den Berliner Verhältnissen. Man kann nicht sagen, daß die politischen Anschauungen des Gatten sie beeinflußt hätten, sicher aber ist, daß er vielleicht gerade unter dem

Einfluß ihres Empfindens in gleicher Weise fühlte wie sie selbst. Es ist die seltsame Berliner Luft, die auf die junge Frau einwirkt, der Nachklang jener Stimmung, wie sie in den Salons der Rahel und auch noch der Bettina, Varnhagens von Ense und seiner Tochter sich findet. Eine gewisse Opposition gegen alle politischen Erscheinungen in Berlin, gegen die man sich innerlich aufbäumt, gegen welche die Zeitungen schreiben und die ganz zweifellos bis zu jenem denkwürdigen Septembertag des Jahres 62 in der Tat in Berlin eine starke Verwirrung und den Eindruck der Schwäche hervorgerufen haben, mehr als die Haltung des Königs und seiner Getreuen verdient hätte. Aber gerade diese Briefe der Frau Cosima geben, mehr als alles andere, was wir über das Leben des Bülowschen Ehepaares wissen, ein klares Bild von ihrem Denken und Fühlen und von der Einstellung der jungen Französin in die Berliner Verhältnisse. Wir werden sehen, wie nach und nach sich diese Einstellung zu voller Eindeutschung entwickelt. Das Kleine und Kleinliche, das den Berliner Dingen in der vorbismarckischen Zeit anhaftete, das mußte natürlich diese hochempfindende Frau abstoßen. —

Es fehlte ihr indessen nicht an Erfolgen ihrer eigenen Tätigkeit. Dollfus gab schließlich nach, und sie schrieb im Februar 62 an Meißner, daß sich diese Festung ergeben habe, wenn er auch die Übersetzung nicht vor Juli bringen werde: „Ich habe keine größere Eile als die Weltgeschichte und mir genügt, wie der ‚Kreuzzeitung', eine moralische Eroberung. Ich habe gute Nachrichten von Rom, daß es dort meinem Vater besser geht als in Weimar, wo er mit größerer Ruhe arbeitet und wo er sich mit größerer Befriedigung ausruht. Was uns hier betrifft, so musizieren wir und regen uns jeden Tag auf. Man greift uns und jeden Schritt, den wir unternehmen, an. Indessen sind wir entschlossen, festzuhalten. Am nächsten Sonntag findet hier ein Konzert zum Besten der preußischen Flotte statt, das Hans dirigiert. Sie werden gesehen haben, daß er zweimal dekoriert worden ist. Einmal durch den Fürsten von

Hohenzollern und das zweitemal durch den König. Auerbach hat den kleinen Adlerorden erhalten nach zwei Jahren der Ungeduld oder der Geduld, das macht einen übeln Eindruck bei der Demokratie. Aber nachdem die Demokratie selbst einen übeln Eindruck macht, so hat das wenig zu bedeuten."

Doch das Leben ging immer weiter. Frau Cosima hörte mit banger Sorge von den vereitelten Hoffnungen des Meisters in Wien. Nicht so sehr eigentlich aus den Briefen des Meisters an den Gatten. Diese hatten etwas Lebhaftes, und es berührt ganz seltsam, wenn er an Hans schreibt: „Über sie habe ich mich in Reichenhall sehr gefreut. Wenn sich das böse Kind nur recht schonen wollte. Ich höre, sie ist wieder bei ihrem Vater zu Besuch, wenn sie da nur nicht wieder zu den kleinen, ihr aber so schädlichen Exzessen sich hinreißen läßt, 's ist ein wildes Kind, dabei bleibe ich! Aber sie hat großen Adel. An diesen mußt Du Dich halten, um sie zu jedem Opfer, auch der schädlichen Angewohnheiten, zu vermögen. Sie muß aus Stolz gleichmütig und ruhig werden. Ihr Aussehen hat mich im übrigen sehr beruhigt. Gewiß wird es mit ihr gut und freundlich gehen."

Kurze Zeit darauf schreibt er: „Nun grüß' auch Cosima, die wohl sich Befindende, die trotz alles Genies die oberbayerische Mundart nicht zum Verständnis brachte. O wie leicht ward mir das! Ich verstehe jetzt schon Wienerisch, Gott weiß, was man mir noch darin sagen wird! Die beiden Schwestern waren so liebenswürdig, außerordentlich, genial und reizend, daß ich Ollivier ganz prächtig mit verschluckte!"

Aber so „kindisch", wie der Meister sie schilderte, war sie nicht. Wie sie schon nach der Katastrophe auf dem grünen Hügel Frau Minna zu sich lud, so hat er jetzt zu einer Zeit, da Wagner vor neuen schweren Lebenskonflikten stand, an sie ein Schreiben gerichtet, das sie beruhigte. Er aber ging mit voller Freude und voller Hoffnung an sein neues Werk nach Paris, um dort sich ganz der Dichtung der „Meistersinger" zu widmen. Noch war es, wie er Bülow

schrieb, volles Geheimnis, von dem niemand reden dürfe. Aber er war zu voller Klarheit gelangt und widmete sich jetzt dort am „Kai Voltaire" dieser wunderbaren Dichtung, die in kürzester Frist fertiggestellt wurde. So hat er in armseligster Umgebung sein deutschestes Werk geschaffen, das die Not ihm aufzwang und das ihm doch erst unter dem Zauber von Cosimas Güte zu vollenden beschieden war. Zu keiner Zeit ist ihm die Sehnsucht nach eigener „Wunne und Waide" so leidenschaftlich hervorgetreten, als in der Periode des Schaffens an den „Meistersingern". Es war nicht der herrliche Hausrat, den er brauchte, sondern das liebende Verstehen, und so bemächtigte sich seiner das Gefühl grenzenloser Verlassenheit, das in ihm aufschrie und nur dann zum Schweigen kam, wenn sein Lieblingsschüler mit seiner wunderbaren Gattin in seiner Nähe weilte. Denn so entwickelten und vollendeten sich nunmehr die Geschicke.

Wagner selbst aber war mit der vollendeten Dichtung an den Rhein zurückgekehrt und hatte jenen bekannten Vertrag mit der Firma Schott geschlossen, worauf er sich nun, alle mißlichen Dinge mit Paris gewissermaßen hinter sich lassend, und auch auf alle Hoffnungen in Karlsruhe verzichtend, wo seit langem Hans von Bülow ihm den Weg zu bahnen versucht hatte, in Biebrich niederließ. Dort besuchte ihn inmitten seines Schaffens anfangs Juli Hans von Bülow mit seiner Gattin. Seine Gesundheit hätte eine energische Karlsbader Kur gefordert, aber er wußte, daß Wagner seiner bedurfte „als Mensch wie als Pianisten", und so haben die beiden die Reise nach einem schweren und arbeitsreichen Winter angetreten. Sie fanden den Meister mitten in den „Meistersingern". Die erste Zeit war, wie einst in Zürich, keineswegs eine erfreuliche. Sie schrieb darüber an Luise von Bülow, der sie auch über ihre Stimmung und Stellung zu den großen nationalen Festen in Frankfurt am Main Mitteilung machte. Ähnlich aber und zusammenfassender hat sie diese Tage von Biebrich wiederum dem Freunde Alfred Meißner geschildert. Ihr Brief vom 20. Juli 1862 ist daher nicht ohne Bedeutung:

„Wir sind schließlich in Biebrich gelandet, ein genugsam schöner Platz, den ich gewissermaßen liebgewonnen habe, nachdem ich die andern Ufer des Rheins kennengelernt. Ich weiß nichts, was unverdienter ist als die Berühmtheit all dieser Gegenden, welche eben nur mehr oder minder die Beauté du diable, das will sagen, eine gewisse Frische und eine gewisse Anmut haben, die aber keinerlei bestimmten Charakter haben. Keine Größe, nichts Überragendes! Das ist alles klein, armselig, ärmlich, jämmerlich und dumm zugleich, dumm im Sinne des Englischen und der Ruinen. Das ist meine Meinung über den Rhein. Wenn sie nicht mit der Ihrigen übereinstimmt, so zürnen Sie mir deshalb nicht. Ich habe bei den Ländern wie bei den Menschen die gleiche Art zu sehen, eine wilde, ja eine unmögliche Art, und es bedarf in der Tat der Anstrengungen, um ein gewisses Gleichgewicht zu gewinnen. Wir sind zwei Schritte von Wiesbaden entfernt, wohin wir aus Torheit manchmal gehen, wie man zu unangenehmen Menschen geht, weil sie in der Nachbarschaft wohnen. Ich komme immer mit größerer misanthropischer Stimmung zurück, als ich hingegangen bin. Es ist ein fürchterlicher Anblick, diese Anhäufung von abgelebten Frauen, von Spielern, von Seiltänzern, von Juden, wo man vergeblich eine ehrenhafte Gestalt sucht. Das ist das Vaterland der Leute ohne Gesinnung, die sich hier zusammenfinden, ähnlich wie die Vertreter der sozialen Hierarchie: hier ist das Alter ohne Würde, die Jugend ohne Anmut, die Eleganz ohne Anziehungskraft, die Aristokratie ohne Noblesse, der Reichtum ohne Glanz, alles ist gewöhnlich, niedrig, trivial, unedel, und wenn man durch Zufall im Parke von Wiesbaden den Gesang eines Vogels hört, so frägt man sich, wie ein so reiner Zwitscherer inmitten dieser schamlosen Maskerade noch sein Stimmlein erheben kann.

Nach diesen Ausführungen werden Sie mich fragen, warum ich mich in diesem Lande niedergelassen habe. Ah, Voilà! Wir sind hier aus Freundschaft für Wagner, der sich in Biebrich eingenistet hat und der von Zeit zu Zeit, wie alle Sterblichen, die Notwendigkeit

fühlt, ein Wort mit einem befreundeten Wesen zu tauschen. Er hat uns gebeten zu kommen, und wir sind gekommen und wir haben für zwei Monate gemietet. Ich fühle mich nicht wohl, aber ich füge mich mit Humor vollständig, indem ich für das nächste Jahr von Tyrol und Italien träume. Wir haben viel Musik gemacht seit unserer Ankunft. Die Schnorrs sind auf 14 Tage gekommen und haben unter der Leitung Wagners ‚Tristan und Isolde' studiert, die sie wunderbar gesungen haben trotz der angeblichen Unsangbarkeit. Schnorr ist unter den Sängern, was der „Regent" unter den Diamanten — ein Wunder. Er ist viel mehr Musiker als Tenor, viel mehr Künstler als Musiker. Man muß das Theater respektieren durch seine Ergebenheit für das Schöne, seine Fassungskraft und seine Interpretation der großen Werke, seine Einfachheit und Liebenswürdigkeit, vereinigt mit einer wahrhaften Sicherheit. Er ist der einzige Tenor, der sich an die erschreckende Rolle von Tristan gewagt hat und er hält sich darin in wunderbarer Weise und zur großen Zufriedenheit Wagners, der auf den Brettern nichts anderes als Schauspieler und Komödianten zu finden gewohnt ist. Die letzte Dichtung von Wagner, die ‚Meistersinger' — Hans Sachs — ist ein Meisterwerk. Er hat, wie Shakespeare, die Vereinigung von heiterer Komik mit dem Hohen herbeigeführt. Die Größe schwebt wie eine Sonne über der Handlung, die mit den drolligsten Zufällen geschmückt ist, wo der Humor sich eint mit tiefster Bewegung, ohne an seiner Kraft irgendwie zu verlieren. Hans Sachs ist von Kopf bis zu Fuß in Bronce, lebend und stark, als ob ihn Peter Vischer geschaffen hätte.

Wir haben hier die letzten Wogen von dem Frankfurter Feste verspürt. Gewiß, viel von Enthusiasmus, viel von Cameraderie — es ist zu glauben, daß wir Schweizer werden mit dem Herzog von Coburg als Präsidenten der Republik. Diese Feste scheinen mir einen direkten Nutzen zu haben für die Brauer und für die Weinverkäufer, und einen indirekten für die Dynasten, die sich mehr aufregen als notwendig ist. Was für die Einigung der Völker erreicht

wird, scheint mir, wie ich glaube, auf diese Weise nicht von Bedeutung zu sein, und die deutsche Einheit, wenn sie jemals in Erscheinung tritt, wird sich auf andere Weise vollziehen als wie ein Friedenswerk."

Dieses entsprach auch dem Gefühl von Richard Wagner, der ja in der damaligen Zeit ähnlich gedacht hat, wenn ihn auch in seiner Beschäftigung mit den „Meistersingern" diese Dinge vollkommen kalt ließen. Und im Grunde sind es — Bismarckische Gedanken.

Den Brief an Alfred Meißner schrieb Frau Cosima von Biebrich aus, wo sie nun unter dem Eindruck von Richard Wagners „Meistersingern" stand. Sie litt zunächst stark unter der Abspannung und höchsten Gereiztheit des Gatten, der niemals so schwer seine geistige Abhängigkeit von dem Meister empfunden hat als in den ersten Tagen des Biebricher Aufenthalts. Aus seinen Briefen wenigstens geht hervor, daß er jetzt zu dem vollen, wenn auch unberechtigten Gefühle kam, daß er eben doch nur eine Kraft zweiten Ranges sei, und nur ganz allmählich hat er sich an der Bedeutung Richard Wagners wiederum emporgerafft und an dem großen, freudigen, wenn auch von Sorgen umschwebten Treiben im Hause Richard Wagners in Biebrich wiederum zurechtgefunden. Sie trafen dort das Schnorrsche Ehepaar, das bereits den Tristan studierte und mit ebensoviel Liebe wie Korrektheit sang. Aber alles andere trat zurück gegenüber den „Meistersingern", und gerade diese haben auch auf Frau Cosima den tiefsten Eindruck gemacht. Während Schnorr die Tristanklänge zu vollem Erwachen brachte, konnte sie den innigen Zauber, der aus den „Meistersingern" wehte, voll erfassen. Sie schrieb darüber entzückt an den Vater: „Die ‚Meistersinger' verhalten sich zu den anderen Schöpfungen Wagners wie das ‚Wintermärchen' zu den Werken Shakespeares. Wagners Phantasie hat sich in das Gebiet des Heiteren und Schalkhaften verloren, sie hat durch ihren Zauber das mittelalterliche Nürnberg mit seinen Gilden und Zünften, seinen Handwerker-Poeten, seinen

Pedanten und seinen Rittern heraufbeschworen, um in der höchsten, edelsten Weise das befreiendste Lachen hervorzurufen. Von dem Geiste und der Bestimmung des Werkes abgesehen, könnte man es in seiner künstlerischen Aufführung mit dem Sakramentshäuschen in der St. Lorenzokirche vergleichen. Wie dort der Bildner, so hat hier der Tonsetzer die anmutigste, reinste Form erreicht, die Kühnheit in ihrer höchsten Vollendung, und wie am Fuße des Sakramentshäuschen Adam Krafft das Ganze mit ernster und gesammelter Miene trägt und hält, so ist es in den ‚Meistersingern' die Gestalt des Hans Sachs, der mit ruhig lieber Heiterkeit die Handlung beherrscht und leitet."

Das sind wundervolle Worte, die zeigen, wie sie den Geist des ganzen Werkes erfaßte und wie sie die tiefe Bodenständigkeit desselben erkannte. Vor Jahr und Tag war sie mit ihrem Vater durch Nürnberg gewandert und hatte alles das gesehen und bewundert. Sie hatte von dem Plane der „Meistersinger" noch nicht die geringste Ahnung, und doch hatte sie den Geist des Ortes so voll in sich aufgenommen, daß sie jetzt dem Werke das tiefste und freudigste Verständnis entgegenbringen konnte, vor allem in der Erkenntnis, daß hier Richard Wagner aus tiefstem deutschem Wesen heraus ein Werk zu schaffen begonnen hatte. Wie seltsam aber war auch der Kontrast dieser Worte an den Vater zu ihm, der damals in Rom weilte, ganz unter dem Einfluß der Fürstin. So klangen sie gleichsam wie das frohe Geläute der deutschen Glocken an sein Ohr, eine Mahnung an den Freund und seine Kunst, an das Vaterland, auf dem beide standen und stehen mußten.

Und doch war es eine seltsame und unruhige Zeit. Gäste kamen und Gäste gingen. Aus dem nahen Mainz hörte der Meister nicht immer erfreuliche Nachrichten von dem ängstlichen Verleger. Dazu war der Maler Willich erschienen, um im Auftrage der Frau Mathilde Wesendonck ein Bild des Meisters zu malen. Er mußte jenem sitzen, und das war dem Beweglichen und Erregten immer

ein Augenblick der größten Pein. Auch da half Frau Cosima. Während er dem Maler saß, las sie ihm vor. Das ist ein im hohen Grade eigenartiges Bild, wie ein Nachklang aus der Züricher Zeit, die weit hinter der Gedankenwelt des Meisters lag, wenn er auch der gütigen, verständnisvollen und edlen Frau das treulichste Gedenken bewahrte und in ihr gewissermaßen sein Evchen als Hans Sachs erblickte, während er in seinem Veit Pogner dem treuen Gatten Otto Wesendonck ein unsterbliches Denkmal setzte. Es liegt über dieser Szene, da der Meister für Frau Mathilde gemalt wird, und Frau Cosima, um ihn geduldig zu machen, ihm vorliest, der unendliche Reiz eines feinen Lustspiels. Der Gatte mußte freilich als Musiker und als Helfer — er hat die 145 Quartseiten der „Meistersinger"-Dichtung in fünf Tagen kopiert — zu Diensten sein. Die Größe Wagners drückte ihn nieder:

„Wagner zum Nachbarn, da schrumpft alles andere so miserabel ein, wird so kindisch, null und nichtig." Er konnte nicht einmal die Korrektur seiner Lieder lesen, die ihm der Verlag gesandt: „Das Zeug kommt mir so erbärmlich, so lumpig vor, daß ich's gar nicht ansehen mag." Stärker als je drängten sich ihm die Zweifel auf an seiner eigenen Kraft. Er lebte und litt förmlich seine „Selbstmörderphantasie" durch: „Ich wünsche, es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorbei. Ich habe alles Selbstgefühl verloren und damit alle Lebenslust. Was fängt man mit einer ohnmächtigen Pietät an?"

Gerade aus den „Meistersingern" aber schöpfte er neue Begeisterung und neue Kraft. Er sah das Ungemeine dieses Werkes genau so, wie es die Gattin erkannt, und es war für beide ein großer Augenblick, als der Meister in einer Abendstunde von seinen weiteren Plänen nicht ohne Bewegung sprach, von den „Siegern" und dem „Parzifal". Er drückte dabei die Ahnung aus, daß der „Parzifal" sein letztes Werk sein werde. Alle waren davon ergriffen, vor allem aber Frau Cosima, die still und schweigend zuhörte, während der Gemahl draußen auf dem Balkon Wendelin Weisheimer gegenüber äußerte:

„Sie werden sehen, er erreicht sein Ziel und bringt auch noch den ‚Parzifal' zustande."

Es kamen schöne Fahrten auf dem Rhein. Mitten auf dem Strome bei Bingen stimmte Schnorr von Carolsfeld das Steuermannslied an. Emilie Genast sang die fünf Gedichte von Mathilde Wesendonck, die der Meister dem ungeduldigen Verleger als Verlagsobjekt zum Opfer bringen mußte. Man hörte zusammen in Wiesbaden den „Lohengrin" und in Frankfurt eine „Tasso"-Aufführung, bei der zum heftigen Zorn Bülows Liszts symphonische Dichtung gewissermaßen als Ouvertüre in schlechtester Weise gebracht wurde. Dann kam der Abschied, der allen außerordentlich schwer wurde. Man ahnte, daß hier für ihn nicht seines Bleibens sei, daß er das Werk wiederum unterbrechen und auf die Wanderschaft gehen müsse.

Nach Hause zurückgekehrt, traf aus Tropez eine düstere und unheimliche Nachricht ein. Ollivier schrieb an Hans, daß Blandine hoffnungslos daniederliege. Es hätten sich nach der glücklichen Geburt eine Reihe von Symptomen gezeigt, von denen jedes erschreckend war: Schlaflosigkeit und die Unmöglichkeit, während eines Monats Nahrung zu sich zu nehmen, schwere Fieberschauer, kurz und gut ein Zustand der furchtbarsten Art. Er habe lange gezögert, Cosima zu betrüben, jetzt aber dürfe er nicht länger schweigen.

Und was er fürchtete, ist am 11. September eingetreten. Blandine ist auf ihrem Landgute St. Tropez plötzlich gestorben. Ein wunderbarer Mensch, nicht minder edel und eigenartig wie Daniel, hat die Augen geschlossen. Gerade in dem letzten Jahre war sie in ihrem ganzen Reiz und ihrer ganzen Liebenswürdigkeit aufgeblüht. Die Reise und der Aufenthalt in Reichenhall hatten ihr auch seelisch so gut getan, ebenso wie die Aufführung der Faust-Symphonie ihres Vaters, deren Motive sie auf der Fahrt begleiteten. Sie teilte mit Wagner den Enthusiasmus über dieses Werk. Und dort das heitere Zusammensein der Schwestern. Jede Stunde war sozusagen

ein holdseliges Lustspiel, und sie schrieb damals selbst dem Vater, daß sie geschwätzig seien wie die Elstern, und von ihrer gegenseitigen Eifersucht.

„Ich bin eifersüchtig auf Cosette und Cosette aus Artigkeit eifersüchtig auf mich, die ich zu gar nichts tauge, die weder raucht noch Whist spielt." Es war dies eine entzückende leise Anspielung auf die Fürstin, die den Tag mit Rauchen begann und mit Rauchen und Whistspielen schloß. Dann hatte sie in Tropez den Besuch des Vaters erwartet, der auf dem Wege nach Rom die Tochter noch einmal sehen wollte. Er kam nicht, und sie war von diesem Fernbleiben tieferschüttert. In diesem Sinn hat sie ihm einmal von ihrer Lage geschrieben, von ihrer Liebe zu ihm und das Verhältnis seiner Kinder in ergreifender Weise dargelegt:

„Einer von uns ist im Augenblicke seines Aufblühens von uns genommen worden, da er so viele schöne Träume hätte verwirklichen können. Cosima ist in Deutschland, ich bin allein bei der Großmama wie ehemals, Sie immer fern wie ehemals, und wir feiern den 2. April in dem sicheren Gefühl, daß Cosima in der Ferne, und Daniel in noch größerer Ferne mit uns vereint sind in unserem Denken und sich unserem Gebete vereinigen, in diesem Gebete, das alle Segnungen auf Ihrem Haupte vereinigen möchte."

Und sie schildert die alte, herrliche Frau, die Großmutter, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, wie sie auf ihren beiden Krückstöcken durch das Zimmer wandelt, mit freudiger Miene, zartem Teint, durchsichtiger Haut, lebendigem Auge, so daß sie oft ausgerufen hat: „Großmama, wie bist du schön!" Und dies alles eingestellt auf die Geburt ihres Sohnes, der Daniel heißen sollte wie der Bruder. Und sie schilderte den leisen Neid gegenüber der Großmama, die noch die Kinderwäsche ihres kleinen Franz aufbewahrte. Sie hat aus der Leinwand, die ihr die Großmutter gab, die Hemden zugeschnitten, genäht und ausgeschmückt in allem frommen Gefühl und frommer Hoffnung für das Kind. In ihm lebte sie, bis ihre Kräfte

versagten und der unselige Tag kam, der Cosima auch dieses Geschwisters beraubte.

Diese eilte sofort mit ihrem Töchterchen Daniela nach Frankreich, vor allem um die durch den Tod aufs schwerste getroffene Großmutter zu trösten und ihr zur Seite zu stehen. Diese empfand den Trost mit dem ganzen schönen Egoismus des Alters. Sie wollte jetzt dieses letzte der drei Kinder nicht mehr von ihrer Seite lassen. Und in der Tat dachten sie und Ollivier ernstlich daran, Cosima für immer in Paris zurückzuhalten und natürlich den Gemahl zum Übersiedeln zu bewegen. Cosima selbst war nach allem für den Plan gewonnen, und auch Bülow hätte nicht nein gesagt. Anders aber dachte Liszt, und er legte seine Gedanken der Mutter eingehender dar: „Die arme, liebe Cosima hätte ihren Besuch bei Ihnen gerne verlängert; sie hängt mit inniger Liebe an Ihnen. Aber andererseits kann sie ihr Mann in der Stellung, die er in Berlin und überhaupt in Deutschland einnimmt, nicht entbehren. Es wäre nicht gut, wenn er seinen geistigen Wohnort Berlin verließe, bevor ihm anderswo eine ebenso gesicherte Position geboten würde. Bülow hat besondere Rücksichten auf seinen Landesherrn zu beobachten, der ihn zu seinem Hofpianisten ernannt und mit einem Orden ausgezeichnet hat, sein Name und seine Ante-Zedentien legen ihm strenge Verpflichtungen auf. Er muß die Haltung eines Mannes zeigen, auf den man sich unbedingt verlassen kann. Übrigens muß ihn auch die Stellung, die er seit Jahren am Sternschen Konservatorium innehat, in Berlin festhalten. Das alles habe ich Ollivier ausführlich erklärt, der es Cosima geschrieben haben wird. Ihr gegenüber bedarf es keiner umständlichen Auseinandersetzungen. Sie begreift schnell und erfaßt das wesentliche der Dinge. Doch teile ich Cosimas Bedauern, nicht immer in Ihrer Nähe zu sein."

Es war also Liszt, der seinen Schwiegersohn in Deutschland festhalten wollte, und dies um so mehr, als er selbst gerade in diesen Tagen heimatlos geworden war. Denn am 22. Oktober hatte sich

sein Schicksal entschieden: sein 50. Geburtstag sollte der Tag seiner Vermählung mit der Fürstin sein. Alles war bereit, der Altar in der Kirche San Carlo geschmückt, da kam nachts elf Uhr ein Bote aus dem Vatikan, der die Trauung untersagte. Liszt war tieferschüttert, aber er blieb in Rom und vollendete seine „Heilige Elisabeth".

Cosima kehrte nach Hause zurück, und bald nach ihrer Rückkehr ging sie mit ihrem Gatten nach Leipzig, wo sie mit Wagner wiederum zusammentrafen. Es war ein ernstes und feierliches Wiedersehen. Auch ihn hatte Blandines Tod tieferschüttert, ja mit fast abergläubischem Schrecken erfüllt. Sie wohnten zusammen der Probe für das Konzert bei, das Weisheimer im Interesse Wagners veranstaltet und zu dem auch Bülow seine Mitwirkung zugesagt. Sie waren von unheimlicher Lustigkeit. Das Ganze erschien ihnen wie ein Abenteuer, dessen gespenstischer Charakter sich voll erfüllte, als bei der Aufführung der alte Gewandhaussaal in unheimlicher Leere starrte. Denn außer den näheren Freunden und Verwandten waren nur einige Gäste aus Berlin gekommen. Leipzig hatte sich vollkommen ferngehalten. Aber herrlich hob sich aus dem Ganzen das „Meistersinger"-Vorspiel in seinem hohen Ernst empor, und es fand solchen Beifall, daß es wiederholt werden mußte.

Das Ganze war eine Episode ganz im Stile von E. Th. A. Hoffmann und doch auf einem tieftraurigen Hintergrund. Denn Bülows nahmen neue Sorgen um den Freund mit nach Berlin zurück. Schon hatte der Getreue, um ein wenig zu Wagners Reisegeld beisteuern zu können, den Ring, den ihm der Großherzog von Baden geschenkt, verkauft. Wagner nahm ihn ohne jedes Bedenken an mit einem Gefühl, das über alle äußeren Verhältnisse hinweggewachsen war. Schreibt er doch mit einer geradezu renaissancemäßigen Verzweiflung an Hans: „Wer sonst noch ungeliebte Kostbarkeiten besitzt, soll sie mir getrost opfern — im vollen Ernst. Wie ich nun bin, habe ich plötzlich wieder den vollen Glauben gewonnen, ich werde das Zeug alles schön und herrlich einlösen und ersetzen."

Und in Beziehung auf die Begegnung in Leipzig schrieb er dem Getreuen: „Kinder, wie ich Euch Beide in Leipzig wiedersah, ging mirs Herz auf! Gewiß, ich liebe Euch sehr! O Himmel, vertraut sein! Sich angehören! Das ist doch das Einzige: Ach, und 's ist so schwer! Da ist mit dem Herzen nichts allein getan, gescheit muß man dazu sein!" Und dann ging er weiter über Berlin nach Wien, und als dort die neuen Hoffnungen trogen, griff er zum Taktstock, um sich in Rußland ein Vermögen zu gewinnen.

Cosima aber trauerte im stillen um die Schwester. Sie schloß sich fast völlig von der Welt ab, freilich auch aus dem Grunde, weil sie aufs neue Mutterfreuden entgegensah. Wie sie trauerte, das hat sie Frau Luise und auch Alfred Meißner geoffenbart, dem sie die Mitteilung machen konnte, daß ihre Übersetzung seines Jesuitenromans zu erscheinen begonnen habe. Aber in diesem Briefe spricht sie, nach mehr als einem halben Jahre, von dem Tode der Schwester:

„Der Verlust ist einer von denen, dessen schwere Last sich auf unser ganzes Leben ausbreitet und für immer alle Freuden und alle Leiden überschattet. Ich will nicht sagen, daß man in jedem Augenblicke leidet. Welche Seele könnte sich zu solcher Höhe der Bewegung erheben. Aber man fühlt alles anders. Das ist, als ob ein Zaubervorhang über alle Dinge niedergegangen wäre, als ob das Auge eine ganz eigene Art des Sehens gewonnen hätte. Meine Schwester war das reizvollste Wesen, das ich je kennen gelernt, je gekannt. Sie war schön, sanft, gut, heroisch. Ihre Seele war von der Art, daß alle Bewegungen in ihr einen Widerhall fanden und Güte und Zärtlichkeit weckten. Die außerordentliche Stellung, die uns unsere Geburt geschaffen, hatte zwischen uns drei Geschwistern ein Band gewoben, von dem sich schwer die Mehrzahl der Brüder und Schwestern ein Bild zu machen vermag und welches ich jetzt wie eine schwere, lastende Kette nachschleppe. Ich werde nichts mehr so lieben, wie ich diese geliebt habe, und ich habe oft das Gefühl,

daß ich entwurzelt bin, da ich mit dem Herzen diese beiden Wesen suche, die so jung, so eigenartig, so wahrhaft heilig, so ganz mein gewesen sind, und ich fühle nichts anderes als die Leere. Sustine et abstine. — — Mein Vater ist in Rom und bleibt dort, wenn ich nicht irre, und Deutschland wird ihn nicht wiedersehen. Er hat seine Richtung nach dem Süden gewendet, und ich muß zustimmen, daß er gut getan. Deutschland steht noch zu sehr unter dem Zeichen des Saturn, daß man sich hier wohlfühlen könnte."

Frau Cosima hat dabei den Blick auf die Politik keineswegs verloren. Sie spricht von Lassalle, dem die Prozesse aus dem Boden wachsen wie Champignons. „Er meint, daß man damit enden werde, ihn in Ruhe zu lassen. Für mich, die ich mehr und mehr den Frieden und den stillen Schatten liebe, ich bin nur zur Hälfte bei seinen Angelegenheiten, in denen er stets eine Beredsamkeit entwickelt ganz im Geiste von 1793." Sie spricht von Wagners Reise nach Petersburg und seinen Erfolgen, von des Gatten Klavierfahrten und ebenso, wie sie Frau Luise zu erzählen weiß, von dem außerordentlichen Beifall, den seine Ballade „Des Sängers Fluch" gefunden, die er für die große Uhland-Feier geschrieben, bei der er selbst den Trauermarsch aus der „Eroica" dirigierte. Sie spricht von der Politik in Berlin, von der sie meinte, daß man jetzt in Preußen nichts anderes tun könnte, als die Klagelieder des Jeremias zu lesen. Man wisse nicht, ob man die Rolle des Demokrit oder des Heraklit spielen solle. Sie spricht die Ansicht aus, Berlin sei zur Zeit eine wahre Verwirrung aller Dinge: man ist russisch, man ist polnisch, man ist bismarckisch, oder man ist für die Kammer. Man bewundert den „Faust" von Gounod mehr als den von Goethe, man feiert die Veteranen von 1813, und man zittert vor unserem „Louis". Und all das hat keinen großen Zug und keine große Annehmlichkeit, infolgedessen ziehe sie sich ganz in die Familie zurück, die inzwischen sich vergrößert hatte durch Bülows Mutter. Denn seitdem sich ihre Schwägerin Isa mit Victor von Bojanowski verheiratet hatte,

war Frau Franziska zu dem jungen Paare gezogen, was späterhin einen Wohnungswechsel notwendig machte.

Am 11. März war ihr die zweite Tochter geboren worden, die in Erinnerung an ihre Schwester den Namen Blandine erhielt. Frau Cosima pflegte das Kind in rührender Weise. Und als es im Juni tödlicher Krankheit verfiel und der Arzt es bereits aufgegeben hatte, da wurde es durch „das Wunder von Sorgfalt der Mutter", wie Bülow das ausdrückte, gerettet. Dann geleitete er die Erholungsbedürftige in den Augustferien nach dem Seebad Klampenborg bei Kopenhagen. Die Seeluft und vor allem die Ruhe taten ihm und der jungen Mutter im hohen Grade gut.

Der Winter ging äußerlich ruhig und still dahin. Bülows Erfolge waren groß, er fand mehr und mehr auch in Berlin Anerkennung, wo er in der Tat an der Spitze des musikalischen Lebens stand. Er entfaltete eine ungemeine Tätigkeit, und Frau Cosima wußte in ihrem Hause für all das eine sichere Grundlage zu schaffen. Man darf sagen, es war der letzte Berliner Salon in jenem alten Stile, der sich aus der Aufklärungszeit bis in die Tage von Bettina von Arnim erhalten hatte.

Der stete Gast des Hauses aber war Richard Wagner, wenn er zu seinen Konzertreisen auszog und wenn er davon zurückkam. Mit einer rührenden Hingebung und im Bedürfnis, ihm in seiner schweren und drangvollen Lage Trost zu geben, umgaben sie ihn mit jener heiteren Gastlichkeit, die vor allem Frau Cosimas wundervolle Kunst war. Es sind große, schicksalsvolle Stunden, die er dort verlebt hat. Und ob mit Sorge belastet, ob für den Augenblick von Sorge befreit, Verständnis und tiefes Empfinden hat er nur hier gefunden.

Für Cosima waren es Lehrjahre sondergleichen gewesen. Die junge, kaum den Mädchenjahren entwachsene Frau hatte sich hier zu einer geistigen und einer Seelengröße entwickelt, wie sie einzig dasteht. Ein ungemeiner Zauber ging von ihrem Wesen aus, und wer ihr nahte, der mußte ihr huldigen. Selbst der so vielfach an-

gegriffene und zweifellose Feind der neuen Richtung, Giacomo Meyerbeer, hat den Salon dieser einzigartigen Frau mit dem Gefühle der Bewunderung und mit dem Drange, hier seine besten Eigenschaften zu zeigen, betreten. Und das ist ihm, und darin liegt eine entzückende Ironie, nach dem Zeugnisse des Gatten im vollen Maße gelungen.

Sie aber freut sich der Ehren ihres Gatten. Sie läßt sich gerne Frau Doktor nennen, nachdem Hans von der Universität Jena den Doktortitel erhalten, und auch dem Vater steht sie jetzt näher denn je. Alle Korrespondenzen nach Deutschland läßt er durch ihre Hände gehen, und er spricht in seinen Briefen davon, daß sie das einzige Wesen in Deutschland sei, mit dem er zur Zeit korrespondiere. Sie besorgt des Gatten Geschäfte. Sie ist im gewissen Sinne die Seele des neugegründeten Tonkünstlervereins, sie steht in regem Briefwechselverkehr mit Richard Wagner, ein Briefwechsel, der im Grunde rein geschäftlicher Natur ist, und in welchem doch ihr tiefes, großes Verständnis für den einzigartigen und größten unter den Künstlern zwischen den Zeilen zittert. Sie weiß ihn, wenn irgendwie ein Mißverständnis oder ein Fehler eintritt, den er in der Haltung zu ihr und zu ihrem Hause begeht, zu mahnen und ihren Standpunkt würdig und fraulich zu vertreten.

So ging das Jahr 1863 vorüber, reich an innerem Leid, reich an Mutterglück, denn die kleine Daniela gedieh wie Blandine, die ihr am meisten glich. Es wurden schöne und liebenswürdige Kinder, mit denen sie spielte, wie sie Frau Luise in so reizvoller Weise schreibt: „Cosima und Daniela sind stark im Rückstand, und ich fürchte sehr, daß Willi und Heinz die beiden recht schlecht erzogen finden, aber wenn alles so voll ist von guten Gedanken und guten Wünschen für das neue Jahr und von freudigem Dank für die schönen Weihnachtsgeschenke, so werden sie Gnade ergehen lassen. Die Überraschung durch den schwarzen Bären und den Elefanten hat das Töchterchen und die Mutter entzückt. Ich kann gar nicht

sagen, wer sich mehr darüber gefreut hat. Denn das ist ein eigenartiges und mächtiges Echo, welches das Mutterherz empfindet, ein Glanz im Auge des Kindes weckt ihr eine Träne, die sie in demselben Auge unterdrückt und fließen läßt. Alle zwei haben wir in unserer Art mit den Weihnachtsgeschenken gespielt, und ich spreche meinen Dank aus in einem herzlichen Kuß für Willi und Heinz, die Daniela auf der reizenden und kleinen Photographie zu unterscheiden vermag." Sie ist die getreue Pflegerin ihrer Schwiegermutter, einer Hausgenossin, die bei aller Seelengröße und Liebenswürdigkeit keineswegs eine bequeme Natur gewesen ist. Aber großzügig wie auch in allen gesellschaftlichen Fragen vollkommen auf der Höhe stehend, weiß sie des Hauses zu walten als eine schöne, bedeutende, wundervolle Frau. Mit Recht hat Liszt gerade in dieser Zeit bewundernd auf sie geblickt! Und groß und schön stand sie in dem Augenblicke da, als jener große Schicksalswandel sich vollzog und Hans von Bülow jene über alle Maßen lästig gewordene Berliner Tätigkeit, die er bereits aufzugeben entschlossen war, nun wirklich niederlegen konnte. Auf seiner Konzertreise nach Rußland war ihm das Angebot gemacht worden, in Petersburg eine glänzende Kapellmeisterstelle zu übernehmen, und er schwankte nur in der Sorge um Frau und Kind, denen das rauhe Petersburger Klima hätte schaden können und wohl auch hätte schaden müssen. Es war ein Wendepunkt in seinem Leben und in dem Leben seiner Frau; denn schicksalsvoll war alles, was jetzt kam. Als er anfangs Mai die russische Grenze überschritt, vernahm er in Königsberg die Nachricht, daß Richard Wagner von dem jugendschönen König Ludwig II. von Bayern berufen worden sei, und daß er nach all der Not und all der Rastlosigkeit und „Friede-Freudelosigkeit", von der Frau Mathilde im Sinne Walthers von der Vogelweide vor nicht langer Zeit gesprochen, gerettet war. Der „Fliegende Holländer" fuhr ein in den segensreichen Port.

IV.

Der Ruf des Schicksals

Das Leben König Ludwigs II. von Bayern ist noch nicht geschrieben. An Versuchen, und zwar an guten, hat es nicht gefehlt. Aber der Punkt, von dem aus diese im hohen Grade eigenartige Natur vollkommen richtig gefaßt werden könnte, ist noch nicht gefunden. Und dann sind sehr verschiedene Hände darangegangen, das reichlich fließende, wenn auch nicht erschöpfende Material zu behandeln. Die meisten aber standen unter dem Eindruck eines ärztlichen Gutachtens, das kurz vor dem tragischen Ende dieses eigenartigen Königs in apodiktischem Doktrinarismus und mit einem, allen Gesetzen der Wissenschaft hohnsprechenden Unfehlbarkeitsgefühl abgefaßt worden ist. Das Gutachten des Professors Dr. Gudden ist gewissermaßen ein Hinderungsgrund an einer richtigen und wirklich historisch aufgebauten Darstellung von Leben und Persönlichkeit dieses Königs. Gewiß hat man in neuerer Zeit das Urteil Guddens auch von medizinischer Seite her gescholten. Denn er hat es abgefaßt, ohne die Persönlichkeit, über die er zu sprechen hatte, in der Nähe gesehen, geschweige denn untersucht und beobachtet zu haben. Das ist ein schweres Versehen, und noch heute krankt die Geschichtsschreibung daran, da ja Gudden seinen schweren Fehler mit dem Tode gesühnt und unter dem Eindruck der wissenschaftlichen und moralischen Fortschritte der Psychiatrie nicht mehr

gutzumachen vermochte. Aber von einer Schuld ist er trotzdem und über das Grab hinaus nicht freizusprechen: er hat durch seine Fehler einen König in den Tod getrieben. Es ist bisher nur einer der Biographen des Königs, der diesen letzten Punkt klar und bestimmt hervorgehoben. Das ist Gottfried Böhm. Auch er hat sich nicht völlig von dem Guddenschen Gutachten freimachen können, aber er hat doch die Art und Weise, wie dieser Irrenarzt mit geradezu mittelalterlichen Mitteln und Methoden und mit den schmutzigen Händen seiner Wärter an die erhabene Persönlichkeit des Königs herangetreten ist, mit gerechtem Unwillen betont. Es ist keine Frage, von Gudden bis Eisner und seinen Komplizen war nur ein Schritt. Doktrinarismus führt immer zur Dekadenz und selbst zur Revolution. Denn auch ein Arzt kann antimonarchisch und durch den Mangel an psychologischem Feingefühl der Führer zur Illoyalität werden. Neben ihm hat einzig Karl Theodor von Heigel, nicht in Schrift, wohl aber im Herzen und im Wort das richtige Empfinden und die richtige Schätzung für König Ludwig II. gehabt. Alle anderen haben das Prinzip der Geschichtsschreibung, die Entwicklung einer Persönlichkeit aus ihren Anfängen heraus zu schildern, versäumt. So haben nur zwei Zeitgenossen den jungen König richtig erkannt, eingeschätzt und behandelt: Bismarck und Richard Wagner. Bismarck hat mit starkem Griffe über Bürokratie und davon angekränkelter Diplomatie hinweg die schöne, junge königliche Hand ergriffen und sie in Ehrfurcht vor dem tiefen Königsgefühl des Jünglings geküßt.

Die Geschichtsschreibung ist die Lehre von dem Gewordenen, aber auch von den weiterkeimenden Kräften. In diesem Sinne ist Heinrich von Treitschke mit einem gewissen Feingefühl, trotz seines begeisterten Unitarismus, den er, wenn er länger gelebt, auch eingeschränkt hätte, dem König Ludwig I. und im gewissen Sinne als Politiker auch Max II. gerecht geworden, trotz seiner Kampfstellung gegen den letzteren. Auch er hat trotz allem herausgefühlt, daß sich

in Bayern eine ganz besondere Art von Monarchie herausgebildet hatte, die der Stellung der Dynastie inmitten der deutschen Fürsten und der Stellung Bayerns inmitten der europäischen Länder entsprach. Das Königtum nahm eine starke, klare und durchaus folgerichtige kulturelle Einstellung. Ludwig I. und auch sein Sohn waren gerade nach dieser Richtung hin eigenartig begabt und noch mehr eigenartig begeistert. Wenn der Kronprinz Ludwig, da er als Sohn eines Rheinbundfürsten mit Napoleon I. im Oktober 1806 in Berlin einziehen mußte, sofort, nachdem er sich vom Roß geschwungen, ins Atelier des Bildhauers Schadow ging, um bei diesem eine Marmorbüste Friedrichs des Großen für seine Walhalla zu bestellen, so zeigte er damit, daß seine künstlerischen Neigungen unter dem großen Aspekt des deutschen Nationalismus geboren waren, und unter diesem haben sie sich weiterentwickelt. Er kannte keine andere Kunst als eine hohe und heilige, die der Idee des Christentums in gleicher Weise sich neigte wie dem deutschen Geist. Er hat im Grunde keiner Ratgeber bedurft, um den rechten Weg zu finden und zu gehen, und die Wahl der Künstler, die er nach München berief, entsprang schließlich immer seinem eigenen Urteil. So ward das künstlerische München und die Kunststadt München. Es hat nicht an Gegensätzen gefehlt, und im Landtag wie in der Stadt hat man über die Entwicklung Münchens unter den Händen seines Königs gelächelt, gewitzelt und gebrummt. Denn Dank kennt ja der Münchener als solcher nicht. Nur der einzelne hegt ein echtes und rechtes Gefühl. Und dieses Gefühl gab und gibt der Stadt diese schöne, harmonische Stimmung. Der König aber stieg vom Throne, weil er sich selbst treu bleiben wollte und keine Zugeständnisse machen, welche der Zeitgeist von ihm forderte.

Und Maximilian II. hatte gleichfalls seinen Königsgedanken. Die bildende Kunst war im reichen Maße befriedigt worden. Nun galt es, die Wissenschaft und die Dichtkunst in München völlig heimisch zu machen. Da brauchte er nur auf den Spuren des Vaters

weiterzuschreiten und in den Geist der neuen Zeit hinein. Das hat er getan, und er ist hier in gleicher Weise wie sein Vater durchaus selbständig vorgegangen in der Idee. Freilich, die Auswahl, die er in den Persönlichkeiten fand, stand nicht auf der gleichen Höhe wie das Künstlertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber die Wissenschaft gedieh, und die Poesie hatte ihr Heim in München gefunden. Allerdings, wenn man an Hebbel, Otto Ludwig und andere denkt, so hätten diese zwar nicht die Symposien des Königs so gemütlich gestaltet wie Emanuel Geibel und Paul Heyse, aber dem Theater selbst wären sie sicher mehr zugute gekommen als die Preisausschreiben, die Maximilian in seiner großen Güte erließ, um ein starkes deutsches Drama zu gewinnen. Aber Ehre seinem Wollen und Ehre seiner Tat!

Man hat gesagt, daß er viel zu früh gestorben sei für seinen Sohn Ludwig II., der als ein Neunzehnjähriger auf den Thron gestiegen. Das ist nach menschlichen Begriffen zweifellos richtig. Doch eine andere Frage ist es, ob die Erziehung, die er angewendet, die richtige war und ob sie in der Folge nicht noch größere Schäden hervorgerufen hätte, als es schon bei dem Neunzehnjährigen der Fall war, der nicht mit Unrecht in einer Stunde düsterer Selbstbetrachtung das Wort sprach: „Ich hasse meine Lehrer." Aber Max II. starb, ein Opfer seiner Münchener. Im Taumel der schleswig-holsteinischen Frage haben sie verlangt, daß der zur Heilung seines schweren Leidens in Italien Weilende zurückkehre. Die Forderung hatte jenen revolutionären Charakter, der für München typisch ist, kleinlich und taktlos und gerade darum auf große und feinfühlende Seelen wirksam. Der König seufzte: „Mein Volk ahnt nicht, welches Opfer ich ihm bringe." Er kehrte zurück und starb. Im Sterben berief er seinen Sohn an sein Lager und hat ihm im tiefsten Vertrauen seinen letzten Königswillen kundgetan. Er ist uns ein Geheimnis geblieben. Denn der junge König hat niemals ein Wort davon verlauten lassen. Aber erhobenen Hauptes

übernahm er die Regierung, und von Anfang an hatte er das, was den Fürsten vor den anderen auszeichnet und was niemand ihn lehren kann: den Königstakt. Diesen hat er bis zum letzten Atemzug bewahrt. Sein Selbstmord ist der beste Zeuge dafür. Aber er hatte auch die Ahnung und das Gefühl für das Königtum seiner Vorgänger und für den von diesen in schöner Weise gewahrten Charakter der Monarchie: nicht mehr Plastik und Malerei, nicht mehr die Wissenschaft und Poesie in der Präponderanz, sondern Drama und Musik! Und er erkannte sofort deren gerade jetzt zur höchsten Auswirkung gelangende Entwicklung in dem Musikdrama von Richard Wagner. Es ist ganz eigenartig, wie Franz Liszt dies in seiner klaren Weise unter dem Eindruck der ungemeinen Wandlungen seines Freundes zum Ausdruck gebracht. Er tat es beinahe mehr vom Standpunkt des Hofmannes aus als von dem des Künstlers. Freilich schreibt er darüber an die Fürstin Wittgenstein, und dadurch gewinnt gerade in dieser Zeit sein Wort etwas doktrinären Charakter. Aber das Richtige hat er trotzdem getroffen: das deutsche Drama in seinem vollen Umfang, vor allem aber in seiner Gipfelung im Musikdrama und in den Werken des Größten zur Erscheinung zu bringen und darüber schützend die Hände zu breiten, das ist der unsterbliche Königsgedanke des herrlichen Jünglings. Aber durch das Leben König Ludwigs II. geht ein melancholischer Zug. Es ist das Verdienst Gottfried Böhms, darauf hingewiesen zu haben, und zwar mit der Betonung zweier geradezu tragischer Äußerungen dieser Melancholie, der Sehnsucht nach Abdankung und nach dem Tode. Noch lag keine Falte auf dieser jugendlich freien und schönen Stirn, aber im Herzen tief saß dieser zwiefache Gedanke, den nur eine starke Entwicklung, nicht seiner Person, sondern der Verhältnisse, mit denen er selbst hätte wachsen können, unterdrückt hätte. In seiner ganzen Umgebung war außer seiner Erzieherin Sybille Meilhaus niemand, der ihn verstanden hätte, und zu gleicher Zeit niemand, der den Gedanken der Monarchie anders betrachtet hätte

als unter dem Gesichtspunkt der durch diese gepflegten und groß-gezogenen Bürokratie. Es waren nur zwei, die auszuschalten wären aus dieser Reihe: der Justizminister Bomhard und der spätere Finanzminister Riedel. Alle anderen haben ihn nicht verstanden und deshalb auch nicht vermocht, ihn, der vernünftigen Gründen immer Gehör gab, zu lenken. Inmitten der ersten Staatsgeschäfte und über die Unterschriften hinweg, die er Tag um Tag zu geben hatte, leuchtete ihm sein Königsgedanke, und zwar in Werk und Tat und Persönlichkeit desjenigen, der diesen tatsächlich im Kunstwerk schon ausgeführt und dem nur Raum zum Leben und zum Schaffen gegeben werden mußte, um ihn der Welt offenbar zu machen. Das war Richard Wagner.

Frau Eliza Wille in Mariafeld am Züricher See, bei der er, von höchster Not getrieben, Zuflucht fand, hat ihn in einer Dämmerstunde auf die Partituren, die aufeinandergehäuft vor ihm lagen, und, über alle Vorurteile hinweg, auf eine große, schöne Zukunft hingewiesen. Es war wie eine Prophezeiung. Aber schließlich ist ja jedes gute und gütige Wort einer edlen Frau eine Art von Prophezeiung, und zumal, wenn dies Wort im edlen Wunsche gipfelt. Und das war hier der Fall. Nicht wechselte der Mond, so war sie eingetroffen. Mit hochherzigem und jugendfrohem Entschluß hat König Ludwig den Künstler berufen, und er kam. Freilich jeder Überschwang rächt sich. Deswegen ist er doch schön und gereicht gerade einem König zur Ehre, zumal dem strahlenden Jüngling, der mit Begeisterung den starken und reinen Willen verband.

So war Richard Wagner nach Bayern gekommen und weilte in der schönen Villa am Starnberger See. Er war am Abgrund gestanden, wie schon so oft. Er hätte sich auch selbst wohl noch gerettet vor dem Sturze, aber die reine Höhe, die er brauchte, um sein Werk zu vollenden, die hätte er allein nicht zu erklimmen vermocht. Der Mensch Wagner war in Wucherhänden, der Künstler Wagner trotz allen Beifalls in den Händen jener, die das Große

nicht um des Großen willen schätzen und ehren, sondern die daraus ihren Gewinn erzielen wollen. Die musikalische Welt war in zwei Lager geteilt: die einen waren offene Feinde und die anderen von den paar machtlosen Helfern und von den paar Getreuen, erfahren im Streit, armselige, kraftlose Jünger. Über sie hätte erst ein Pfingsttag hereinbrechen müssen. Der ist nie gekommen. Nicht sie haben das Evangelium ihres Meisters unter die Völker getragen und diese gelehrt, sondern das Kunstwerk selbst. Daß dies möglich ward unter ganz törichten Verhältnissen jener Zeit, das ist das Verdienst des jungen Bayernkönigs. Die Verrottung der Theater war ja in der Gewohnheit trägem Geleise nicht zu spüren, und es fühlten die wenigsten den Drang, es zu ändern. Leiter und Darsteller waren ungehalten, wenn man an der leicht rollenden Theatermaschinerie etwas ändern wollte. Der Sänger kam als Darsteller mit sechs bis acht Armbewegungen völlig aus. Das war dann Spiel. Man verlangte Stimme von ihm, des Geistes wollte man gar keinen Hauch verspüren.

In München stand es nicht am schlimmsten. Gewiß, Franz Lachner, der Hofkapellmeister, hatte in seiner eigenen Produktion, welche in der Oper „Katharina Cornaro" gipfelte, die nichts anderes war als der Abglanz von Halevys „Königin von Cypern", den Höhepunkt künstlerischer Entfaltung an seinem Institut gegeben, und er wollte, vielleicht durchaus im guten Glauben, jedenfalls aber im ausgesprochenen Selbstgefühl, eine Entwicklung darüber hinaus nicht gelten lassen. Der Dichterkreis, den Maximilian II. geschaffen, hatte in seinen Reihen vor allem zwei Dramatiker. Emanuel Geibels „Brunhild" war aufgeführt, und Paul Heyse schrieb wirksame Dramen und war eigentlich nicht geneigt, die stillen Münchner Kreise sich stören zu lassen. Doch im Jahre 1861 hatte der junge König den „Lohengrin" gehört, von dessen Schönheit sein Vater entzückt war, aber von der ihm nur seine Erzieherin, jene gute Sybille Meilhaus, begeisterte Kunde gegeben hatte. Er ward

ihm Ereignis. Er erkannte in diesem Werke den Meister der Zukunft, und Ranke sagt nicht mit Unrecht, daß gerade das Wort „Zukunft", das Richard Wagner für das Kunstwerk in Anspruch nahm, auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hat. Aber nicht um des mystischen Wortes willen, sondern weil der, der es gesprochen, bereits es zur Tat gemacht. Es galt nur, den Mann zu berufen, und die dritte Reihe jener großartigen kulturellen Entwicklung Münchens und der bayerischen Monarchie war gegeben. Und hier war die Tat nicht an viele Namen gebannt, sondern nur an den einzigen.

Richard Wagner war in München. Aus der Betäubung, in die ihn der unerhörte, große und herrliche Schicksalsschlag versetzt, erwacht, begann er zu wirken. Der König wollte, und das ist vor allem zu betonen, nicht bloß den Künstler und sein Werk, sondern die volle Durchführung seines Organisationsplanes, der aus seinen Werken selbst in starker Wechselwirkung sich ergeben hatte. Und nachdem beide in wunderbarer Weise sich ausgesprochen und den tiefen Zusammenhang ihrer Seelen erkannt, waren sie sich auch sofort klar über die Ausführung ihres Willens. Das ist die große und in ihrer Art wundervolle Basis für die Münchner Zeit: ein Paradies, in welchem der König mit dem Dichter, der Jüngling mit dem gereiften, sturmverschlagenen Manne wandelte. Aber es war ein Paradies. Und es galt, sich nach dem ersten Überschwang zurechtzufinden und den richtigen Boden zu gewinnen, um diesen neuen stolzen Bau der deutschen Kunst auf festem Grund aufzuführen. Sie mußten beide zu sich selbst kommen.

Da Richard Wagner darüber nachdachte und mit sich selbst in Ruhe und mit gewonnener Selbstbeherrschung zu Rate ging, fühlte er sich menschlich einsam, aber auch unfähig, allein das Werk zu vollenden. Er brauchte Menschen und Helfer. In erster Linie aber Menschen. Und da konnte er an niemand anderes denken als an Hans von Bülow und Cosima, an Cosima und deren Gemahl.

Man sieht in seinen ersten Schritten das Hemmende, das ihn zurückhielt, unmittelbar das junge Ehepaar zu sich zu rufen. Denn er war sich seiner ungeheuren Liebe zu Cosima voll bewußt, und sie nicht minder. Es lag auf seinem Leben der letzten Jahre als die schwerste Last, schwerer als sein äußeres Schicksal und als die ganze Not, die über ihn hereingebrochen war. Kein Wort war zwischen ihnen gefallen. Aber was der Blick der Trennung einst in Zürich gesprochen, was beim Abschied in Reichenhall diese Augen sich gegenseitig gesagt, was als ungeheure Wahrheit ihnen bei jener einsamen Fahrt in Berlin als das keiner Worte bedürfende Bekenntnis eines grenzenlosen Unglücks erschienen war, das lebte in ihnen. Er hatte der treuen Freundin Frau Cosimas, an die sie sich gerade jetzt eng und enger anschloß, in ihr Buch die Worte Calderons geschrieben: „Was unmöglich zu verschweigen und unmöglich auszusprechen." Das war Marie von Buch, die gerade jetzt dem Minister Baron Schleinitz die Hand zum Bunde reichte. Diese Worte sind nichts anderes, als was Tristan Isolde kündet:

Des Schweigens Herrin
Heißt mich schweigen:
Faß' ich, was sie verschwieg,
Verschwieg ich, was sie nicht faßt.

Sollte und durfte er sie jetzt berufen, nachdem er aus der Hoffnungslosigkeit seiner großen Not emporgestiegen war? Noch im Januar des Jahres 1864 hatte er an Hans von Bülow geschrieben:

„Ich kann nicht leben und nicht sterben. Auf welche Art es mit mir ganz aufhört, weiß ich noch nicht." Und jetzt, wo er so glücklich geworden war, schrieb er:

„Jetzt ist mein Glück und meine Macht so groß, daß ich nur besorgt bin, mir nicht den Vorwurf des Mißtrauens zuzuziehen." In diesen Erwägungen schreibt er noch am 18. Mai von Starnberg aus:

„Ich lade Euch Beide für dieses Jahr nicht ein, eine Zeitlang

zu mir zu kommen, da ich so weit bin, daß ich wirklich nicht mehr nur vor Aufregendem, sondern selbst vor Anregendem erschrecke. Nächstes Jahr bin ich hoffentlich so weit, Euch einen hübschen gemeinschaftlichen Sommerplan vorlegen zu können." Er bittet nur Hans, zu kommen, weil er ihm helfen soll, dem jungen König einen Begriff von seiner Nibelungenmusik zu verschaffen. Dann kam sein Geburtstag, in der Einsamkeit verbracht und nur verschönt durch des Königs Wünsche und Gaben. Aber er hat doch das Bedürfnis, an Bülow zu schreiben, und man merkt seinen Worten das Geheimnisvolle an, das sich zwischen die beiden Freunde gestellt:

„So wäre denn dieser merkwürdigste Maimond meines Lebens verflossen. Ein Jahr früher hätte er wunderbar zum erreichten Jupiteralter gestimmt. Das in ihm Erlebte läßt sich mit nichts vergleichen: Die Gegensätze wirkten wie bei einem jener schrecklichen Gewitter, wo bei der erdrückendsten Steigerung plötzlich der Umschlag eintritt. Das alles wirst Du bald einmal mündlich erfahren: Nur so viel, daß hinter mir wirklich eine Welt unterging und ich mir ganz wahrhaftig wie gestorben vorkomme, wogegen ich mich jetzt wie ein seliger Abgeschiedener dünke, der mit jener Welt nichts Wirkliches mehr gemein hat." Und er ruft ihn immer wieder, mehr zu sich als wie zum König. Dann aber schon nach acht Tagen schreibt er:

„Was ich Dir jetzt sagen und um was ich Dich bitten werde, nimm das nicht als einen schnellen Einfall augenblicklicher Laune — sondern wie einen wichtigen Paragraphen des letzten Willens eines Sterbenden auf. Ich lade Dich ein, mit Weib und Kind und Magd für diesen Sommer, bis so lange wie möglich, Dein Quartier bei mir zu nehmen — dies das Resultat langer Beratung mit mir. Hans, Ihr trefft mich im Wohlstand: Mein Leben ist vollkommen umgestaltet! Ich bin getragen von der gediegensten Liebe, dem reinsten Willen — aber mein Haus ist öde, und nun erst empfinde ich dies schmerzlicher denn je. Über diese erste Zeit helft Ihr Guten nun mir hinweg! Bevölkert mein Haus! Eine ganze

Etage steht für Dich und Deine liebe Familie bereit: Cosima kommt mit den beiden Kindern. — Ach, ich bedarf einmal den Genuß eines solchen edlen Zusammenhangs mit theuren Menschen — und wie freue ich mich auf Eure Kinder! Wahrlich, Ihr Guten, nur Ihr fehlt noch zu meinem Glück! Ich ging zagend daran, mir dies alles zurechtzulegen. Bald machte mir dies, bald jenes Bedenken: Nun ist alles klar, wir müssen uns einmal haben, und der Zeitpunkt ist jetzt, jetzt!" Und nun jagte ein Telegramm das andere, bis die Zusage erfolgte: Bülow kam mit Frau und Kindern.

Dieses Wort klang Bülow wie ein Ruf aus Rolands Horn. Es traf ihn in schwerer Verdüsterung. Seine Nerven waren gerade nach dem letzten Winter im Reißen. Man kann sich denken, wie die Rückwirkung auf den ganzen Haushalt und vor allem auf die Herrin des Hauses war. Was sie duldend litt und was sie leidend duldete. Aber er fühlte sich elender als je. Und doch überlegte er lange, ob er kommen solle. Denn seit Biebrich hatte er eine Scheu vor der Sternennähe, das Drückende jener Tage hatte in ihm lange nachgewirkt. Und noch immer galt, was er unter dem Eindruck jenes Aufenthalts an Raff geschrieben:

„So sklavisch ich mich untertan fühle allen den Werken, die mir hoch und heilig stehen, einen gewissen Freiheitshauch in bezug auf meine Person, habe ich noch nicht unterdrücken können. Wo ich dem werde zu seinem Rechte verhelfen können, dahin wende ich mich, wenn ich wandere — also nicht in die Nähe irgendeines Mock-Olymp." Denn auch vor der Altenburg hatte er, solange sie existierte, fast die gleiche Scheu gehabt. Jetzt aber war doch ein anderes hinzugekommen: der Ekel vor seiner Berliner Existenz und der Ruf, den König in die Wagnerschen Partituren einzuführen, war für ihn im hohen Grade verlockend. Und er war gesonnen, nichts von der Hand zu weisen, was ihm eine nicht zu anstrengende Weiterexistenz garantierte. So trat er denn die Reise nach Starnberg an, wohin sich seine Familie gleichfalls begab. Sein Gesund-

heitszustand war völlig zerrüttet. Er kam als Kranker an, und es war ihm nur mit Hilfe seiner unerhörten Willenskraft noch möglich gewesen, Wagner nach dem Schloß Berg zu begleiten und dem König vorzuspielen, der ihn mit offenen Armen aufnahm, und mit dem er sogar einmal allein dinierte. Der junge Monarch fand Gefallen an dem Menschen, wie an seinem Spiel. Er wollte ihn unter allen Umständen halten. Liszt war erstaunt und erfreut. Das war's, was er für Hans eigentlich immer gewünscht. Und er schrieb der Fürstin, daß dessen Beziehungen zu dem König ebenso außerordentlich wie schmeichelhaft seien. „Er ist in seiner Gunst in wenig Tagen weiter gekommen, als ich in Weimar am Ende von zehn Jahren." Und er hatte recht. Aber Bülow war krank, und die feuchten Tage am See ließen seine Genesung nur langsam fortschreiten. Er mußte nach der Stadt und lag im Bayerischen Hof.

Inzwischen aber war das Musikfest in Karlsruhe näher gekommen, dessen eigentlicher künstlerischer Leiter Bülow hätte sein sollen. Es war unmöglich, daß er in diesem Zustande dahin ging, obwohl er seinem Schwiegervater eine um so größere Enttäuschung bereitete, da er Richard Wagner nicht mitbrachte, der es mit einem gewissen Abscheu ablehnte, nach Karlsruhe zu gehen und dort sich jetzt, nachdem er ohne Hilfe des „allgemeinen Tonkünstlervereins", welcher ja gerade im Interesse seiner und Liszts Werke geschaffen worden war, zu seinem Glücke und zu voller Entfaltung gelangt war. Aber wenn Wagner und Bülow fehlten — eine durfte nicht fehlen. Frau Cosima ließ die Kinder in der Obhut des Wagnerschen Hauses zurück und den Gatten in der Pflege des Leibarztes weiland König Max II. und machte sich auf nach Karlsruhe. Dort begegnete sie dem Vater, dem die Schicksale der letzten Jahre wohl auf die Stirne geschrieben waren und der seine Reise von Rom her, unter dem Eindruck der Briefe der Fürstin und unter dem Eindruck ihres Willens gemacht hatte. Sie war sehr stürmisch gewesen. „Der Mistral ließ ihm eine gewaltige Symphonie er-

tönen." Dann fuhr er, ohne seinen Vorsatz auszuführen, am Grabe seiner Tochter Blandine zu beten, direkt nach Straßburg. Hier betrat er das Münster, wo er zur Feier von Mariä Himmelfahrt die bunte Prozession mit ansah, die unter dem Geleite des Gesanges von „Fra Diavolo" einherzog. Er hatte nicht umhin gekonnt, auf der Fahrt selbst sich den Roman „Manon Lescaut" zu kaufen. So kam er nach Karlsruhe. Er war von allem enttäuscht. Wagner hatte abgelehnt, Bülow hatte absagen müssen, Bronsart mit seiner Gattin Ingeborg glänzte durch Abwesenheit, und er fragte sich, wozu er denn auf diese Galeere gekommen sei. Aber für alle entschädigte ihn Cosima. Er hatte ihr nicht mehr geschrieben, um sie in keiner Weise zu beeinflussen. Denn er kannte die durch die Krankheit ihres Gatten und durch die Beziehungen zu Wagner erhöhte Schwierigkeit ihrer Lage. Sie hatte ihm nach St. Tropez und Paris von der schweren Erkrankung ihres Gatten telegraphiert. Sie war ganz auf der Höhe, und Liszt schrieb an die Fürstin:

„Cosima zeigt in dieser Lage sehr guten Sinn und wird die Dinge zum Guten lenken. Es ist möglich, daß sie schon morgen zur Pflege ihres Gatten zurückkehrt. Denn ich bin außerordentlich beunruhigt wegen Hans, welcher nach Berlin zurückkehren will, indessen hat ihm der König einen Jahresgehalt von 2000 Gulden in der liebenswürdigsten Weise angeboten."

Er ging jeden Morgen mit Cosima in die Messe. Interessant ist seine Schilderung der katholischen Kirche in Karlsruhe und der Vergleich dieser mit der Weimarschen. Es ist noch alles bei ihm auf das „Ekklesiastische" eingestellt. Erst allmählich wird er unter dem Eindrucke Cosimas warm. Dann begannen die Proben, und schließlich kamen die Aufführungen, die ihn doch im hohen Grade befriedigten. Die arme Cosima mußte über den vollen Erfolg der Lisztschen Werke bei der Tonkünstlerversammlung an die Fürstin berichten. Freilich kränkte es ihn, daß der Hof durch Abwesenheit glänzte, wenn auch der Großherzog die Kosten übernahm und die

Königin von Preußen eine für ihre Verhältnisse bedeutende Summe dem Musikverein zur Verfügung stellte. Er hörte seine „Festklänge" im Geiste der Fürstin und war erfreut, wie eine junge Bülowschülerin, ein Fräulein Topp, seinen „Mephistowalzer" spielte, so daß er gerufen wurde und sich verneigen mußte. Und schließlich fühlte er sich in dem allerdings sehr gelichteten Kreise der Tonkünstlerversammlung ganz wohl. Es wurde ihm gehuldigt, und bei den verschiedenen Diners erschollen in feierlicher Weise begeisterte Toaste auf ihn. Interessant ist, wie bei dem großen Souper seine Tochter zwischen Eduard Devrient und dem Grafen Theodor Walsh saß, der einer seiner Genfer Freunde vom Jahre 1835 war, also aus den Zeiten der „pélèrinage". Es war jedenfalls für Cosima ein gewisser Reiz, mit diesen von der Mutter sprechen zu können. Liszt fügte aber, um diesen Eindruck bei der Fürstin zu verwischen, hinzu, daß dieser Graf ein eifriger Katholik und mit verschiedenen, sehr bedeutenden Geistlichen befreundet sei. Für Cosima verfloß die Zeit ziemlich abwechslungsreich, und es war interessant, wie im kleinen Kreise sie auch mit Liszts Freundin, M. Street, an die bekanntlich der ganze dritte Band seiner Briefe gerichtet ist, das Diner einnahm. Diese kam damals von Regensburg, wo sie in die Affäre des Hauses Thurn und Taxis eingeweiht war, die später auch in München im Arbeitszimmer Richard Wagners eine gewisse Rolle spielen sollte. Am Sonntag endlich brach man nach München auf. Es war, und das betont Liszt ausdrücklich in seinem Berichte, nicht in seiner Absicht gelegen, die Stadt zu betreten, in der Richard Wagner nun sein „glorreiches" Glück gefunden hatte. Er wollte vielmehr seinem Schwiegersohn in Augsburg ein Rendezvous geben. Nur die Krankheit desselben und auch Cosimas Mitteilung, daß Richard Wagner zum Hoflager des Königs aus Anlaß seines Geburtstages entboten war, veranlaßten ihn zur Weiterreise nach München:

„Ich zählte infolgedessen nicht darauf, ihn diesmal wiederzusehen

und bin einzig darum nach München gekommen, um Hans zu besuchen." Aber Cosima hatte erreicht, was sie wollte. Denn jetzt konnte er dem Wiedersehen mit dem Freunde nicht ausweichen. Und er begab sich nach Starnberg. Da brach jedes Vorurteil zusammen vor der Persönlichkeit und der Wärme des Freundes, und es trat, nicht zuletzt vor der Partitur der „Meistersinger", der Einfluß der Fürstin für den Augenblick völlig zurück. Sie sprachen sich über alles aus, und Wagner eröffnete ihm seine ganzen Pläne und verhieß ihm auch, ihn im nächsten Jahre in Rom selbst zu besuchen. Es war für Cosima zweifellos ein Triumph gewesen und ein unbedingtes Bedürfnis, den Vater und den Freund zusammenzuführen. Es wäre ja eine schwere Kränkung gewesen, und auch dem König gegenüber hätte es Aufsehen erregen müssen, wenn der alte Freund nach München gekommen und seinen einstigen Liebling vollständig geschnitten hätte.

So kam er in die Villa nach Starnberg, die für Frau Cosima bereits zum Schicksal geworden war. Sie hat von dort aus an ihre Freundin Marie von Buch geschrieben und ihr sozusagen das ganze Herz ausgeschüttet. Es ist bezeichnend, wie gewissermaßen ihr letztes Wort vor der Abreise von Berlin und ihr erstes nach ihrer Ankunft in Starnberg jener edlen Freundin gegolten hat, der der Meister das symbolische Wort in ihr Gedenkbuch geschrieben hatte. Sie ist von jetzt an die treue Genossin Cosimas, und ihr gilt vielleicht von allen Wesen ihr tiefstes und schönstes Vertrauen. Noch in Berlin hatte sie ihr geschrieben: „Nachdem Sie, Theuerste, Schöne nicht mehr zu mir kommen konnten, um Abschied zu nehmen, so wünsche ich Ihnen eine schöne Reise und eine glückliche Rückkehr zu Ihren Penaten. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen, Sie umarmend sage, daß ich ebenso überzeugt bin von der Güte Ihrer Seele, wie erfreut von der Schönheit Ihres Wesens und den holden Gaben Ihres Geistes. Vergessen Sie nicht Cosima Bülow."

Und noch am 17. Juni, also unmittelbar vor der Abreise, hatte sie geschrieben:

„Theuerste, Schöne! Ich gehe mit aller Wahrscheinlichkeit in der Mitte der nächsten Woche, nachdem ich während des Sommers einen Aufenthalt am Meere im Auge gehabt, nach Tirol, dann nach Südfrankreich, Karlsruhe, Weimar, nach Schlesien, Paris, kurz und gut überall dahin, mit Ausnahme von dem Punkte, den ich ins Auge gefaßt hatte. Das Leben hat es mir nie anders gemacht, und ich mußte mich immer entschließen, mich treiben zu lassen und alle meine Entwürfe platzen zu sehen wie Seifenblasen. Also eilen Sie sich, Berlin wiederum zu berühren, meine Schöne, oder ich zweifle, daß wir uns sobald wiedersehen." Und sie kommt in der entzückendsten Weise auf eine Toilettenfrage zu sprechen, in die schon die kleine Daniela reizend kindlich sich einmischt. Dann schrieb sie aus Starnberg:

„Was ich Ihnen in bezug auf meine Abwesenheit in einem meiner Briefe schrieb, daran denke ich jetzt, meine Schöne, und ich schreibe Ihnen unter dem Eindruck eines ganz offenbaren Widerspruchs mit jenen Zeilen, fern von meinem Herde, fern von allem Lärm, entfernt sogar von dem kleinen Dorfe Starnberg durch den See, entfernt scheint mir Alles, daß Alles vergißt, und daß ich Alles vergesse. Wenn ich Ihnen einmal Alles erklärt, dann werden Sie meine Worte nicht mißverstehen. Ich bin seit drei Tagen hier und mir scheint, daß es bereits ein Jahrhundert sei und daß es dauern wird, wie lange, weiß ich nicht! So ist mein Geist in Ruhe gesunken und ich habe ein grenzenloses Verlangen, nicht mehr die Stadt zu sehen und zu hören. Wir sind hier bei Wagner, dessen Existenz zur Ruhe gekommen, wie durch ein Wunder. Wir haben beide von Ihnen gesprochen und ich kann Sie versichern, daß er Ihren Brief verstanden hat, dem ich einen kleinen Kommentar gegeben in der Weise, wie wir es beschlossen."

Es zeigt sich also, daß jetzt schon, ehe noch Cosima das Haus am

Starnberger See betreten und das Schicksal seinen Lauf nahm und nehmen mußte, Marie von Buch die volle Vertraute ihres Herzens und ihrer Liebe war. Doch sie fährt fort in ihrem Schreiben:

„Und was machen Sie in Norderney? Werden Sie immer schöner! Denn wenn ich Ihnen schreibe, so habe ich das Gefühl, die Fee Camboße zu sein, welche sich der Blumenfee neigt."

Der Brief bedeutet ein Schicksal!

Dann kam die Krankheit ihres Gatten und die Reise zu ihrem Vater, der jetzt in Starnberg allein bei dem Freunde verweilt hatte und unter dem vollen Eindruck seiner Größe und Bedeutung geschieden war: „Richard, den Glorreichen" hat er ihn genannt, und in diesem Gefühle ging er, der Tiefgebeugte, der mit dem Leben abgeschlossen hatte, von ihm. Am Abend schrieb er an die Fürstin, daß ihr Brief in seinem Herzen eine Illumination geschaffen, schöner und heller als die in der Kapelle der Peterskirche und der Kathedrale von Straßburg. „Lassen Sie mich Ihnen die Hände küssen dafür, daß Sie am Tage des heiligen Bernhard für Hans die Kommunion empfangen haben."

Am nächsten Tage ging Liszt zusammen mit Wagner zu Kaulbach und präsentierte gleichfalls seine Tochter der Frau des großen Malers. Das war der einzige Besuch, den er in München machte. Dann brach er auf nach Weimar. Auch Cosima reiste am selben Tage mit ihrem Gatten nach Berlin zurück, wo dieser einzig Heilung zu erwarten hoffte. Denn er wollte von Gastein und anderen Bädern nichts wissen. Es war ein merkwürdiger Drang, der ihn in die Heimat zog. Denn noch einmal war ein Schwanken über ihn gekommen, zumal ja sowohl von Berlin der Hof durch den Grafen Rhedern, wie der Fürst von Hohenzollern aus Löwenberg ihm Anträge gemacht hatten. Nachdem der König von Bayern sich des großen Künstlers angenommen, glaubten die anderen das ihrige dazu tun zu müssen, um ihn dem kunstsinnigen Monarchen streitig zu machen.

Es ist, als hätte eine geheimnisvolle Hand dem Schicksal Cosimas in die Speichen greifen wollen. Während Liszt in die öde Altenburg sich begab und gegenüber den durch den jungen König geschaffenen und in Aussicht gestellten großen Münchner Entwicklungen die kleinen und kleinlichen Verhältnisse von Weimar betrachtete, war Cosima nach Berlin zurückgekehrt, um die Besserung des Gatten abzuwarten und alles zu tun, um seine furchtbare Nervosität zu besänftigen und seine qualvollen Schmerzen zu mildern. Allmählich ward er ruhiger, und die Genesung begann sich zu regen. Aber er schwankte noch immer, seine Zelte in Berlin abzubrechen und völlig nach München überzusiedeln. Auch ihn hielt ein merkwürdiges Grauen zurück, obwohl er sich immer wieder sagte, daß das Angebot des Königs, das ihm nun durch den Staatsrat von Pfistermeister in der liebenswürdigsten Weise schriftlich übermittelt wurde, verlockend genug war. Es bedurfte langen Zuredens von seiten seines Schwiegervaters, der sich bei ihm eingefunden hatte, um endlich der Münchner Hofkanzlei eine bejahende Antwort zu geben.

Nachdem eine Besserung eingetreten war, begab sich Cosima mit dem Vater nach Löwenberg, und dieser war entzückt von dem wundervollen Eindruck, den seine schöne und geistvolle Tochter auf den gesamten Hof des Prinzen machte. Ihr helles Lachen klang durch das sonst so einsame Schloß. Der Vater selbst schreibt: „Cosette ist hier. Ihr guter und schöner Humor macht unserem herrlichen Prinzen Freude, der ihr sein Wohlgefallen in jeder Beziehung zeigt.“ Er wollte sich jetzt in der Tat nicht von ihr trennen und lud sie ein, mit ihm nach Paris zu gehen. Da schrieb sie unmittelbar vor dem Abschied von Berlin an Frau von Schleinitz:

„In dem Augenblicke, wo ich Berlin provisorisch verlasse, um dann noch einmal zurückzukehren und definitiv zu scheiden, habe ich den Kopf nicht völlig beisammen, theure Holde, und meine Glückwünsche werden töricht sein. Indessen habe ich mein Herz doch

immer so beisammen, um Sie zärtlich zu umarmen und Ihnen schöne und glänzende Jahre zu wünschen. Sie wissen, daß meine Geistesanlage nicht geeignet ist, um Ihnen landläufige Liebenswürdigkeiten zu sagen, sondern daß alle meine Wünsche ernst und rein sind, wie mein Naturell sie einzig zu geben vermag. Und so beglückwünsche ich denn Baron Schleinitz, daß er Sie gewählt und als Gefährtin gewonnen hat, ein Wesen das alle glänzenden Eigenschaften und alle Vorzüge hat, dem alle Gaben des Geistes und Herzens zu eigen geworden sind. Und Sie beglückwünsche ich, theuerste Freundin, daß Sie Ihr Leben einem Manne anvertrauen, über den Sie mir in so hohen, so lebhaften Ausdrücken gesprochen haben. Ich meide das Wort Glück. Jene, die das Leben kennen, wissen, wieviel es Mißtöne gibt. Aber ich bin überzeugt, daß unter den Verhältnissen, von welchen ich spreche, Sie ein glänzendes, reizvolles und hochgehobenes Leben führen werden. Und welche Wünsche wären ehrgeizig genug, um mehr zu wollen, als dieses schöne Ziel, das ich von Ihnen im vollen Maße erreicht sehe. Ich liebe Sie in voller Freude und umarme Sie mit aller Zärtlichkeit und streue Ihnen alle Wünsche auf den Weg, welche die guten Feen in die Wiege eines Königskindes legen." Und sie fügte noch bei: „Übermorgen werde ich in Eisenach mit meinem Vater zusammentreffen, und wir werden zusammen nach Paris reisen. Von Paris aus nimmt er die Route nach Rom, ich die nach München, wo wir uns niederlassen werden. Ja, meine Theure, wir verlassen Berlin. Ich hoffe, Ihnen nicht sagen zu müssen, daß ich es jetzt mehr bedauere als je. Gegen Ende Oktober werde ich hier zurück sein. Sehen Sie, daß Sie bis dahin hierbleiben, es wäre schön, wenn wir uns hier noch einmal wiedersehen würden."

Liszt brannte der deutsche Boden unter den Füßen. „Die deutsche Atmosphäre drückt mich aufs äußerste", schreibt er an die Fürstin. Nun traf er nach sehr inhaltreichen und wichtigen Tagen in Weimar und Wilhelmsthal in Eisenach mit der Tochter zusammen.

Noch einmal hatte der Großherzog ihm seine guten Dienste beim Vatikan angeboten, um die Heirat mit der Fürstin durchzusetzen, welche doch nicht mehr an dem Verbot des Papstes scheiterte, sondern ganz allein an dem merkwürdigen und fanatisierten Willen der Fürstin, und ihn veranlassen wollen, aufs neue nach Weimar zurückzukehren. Hatte doch auch Richard Wagner den Wunsch geäußert, ihn nach München zu ziehen, und er schrieb an Bülow, daß er auf Liszt verstimmt sei, einzig darum, weil er nicht in München bleiben wollte. „Warum, warum kann er uns nicht angehören."

Es war ein schönes Wiedersehen in Eisenach. Er hatte mit ihr in Berlin ihren Namenstag, das Fest von Cosmas und Damianus, gefeiert und war am frühen Morgen mit ihr zur Kirche gegangen. Er war betroffen, als statt einer stillen Messe ihm der Totensang des Requiems entgegenklang. Cosima lächelte, er aber war tief betroffen. In Eisenach besuchten sie die Wartburg zusammen mit Lassen, der zum Abschied Liszts nach Weimar gekommen war. Dann ging es nach Paris, wo sie in dem großen und geräumigen Hause seines Schwiegersohnes Ollivier Quartier nahmen. Er bezog die Gemächer, wo einst Blandine gewaltet; im dritten Stock hauste seine Mutter, die sich voller Gesundheit erfreute und auch ihren alten frischen Geist und ihr gesundes Urteil gewahrt hatte. Sie weiß das mit einem guten und gesunden Humor zu sagen, nicht ohne eine feine und milde Malice. Kurz und gut, die alte Dame war, was sie immer gewesen war, Frau Aja. Dagegen nimmt sich Liszts merkwürdige, religiöse Auffassung etwas seltsam aus. Denn auch die gute alte Frau, die so gut stand mit dem lieben Gott, konnte die Fürstin nicht in Ruhe lassen. Liszt schreibt darüber:

„Zartesten Dank, mein theuerster Engel für Ihre Briefe und für Ihr schönes Gebet in St. Peter am 18. September, dem Tage der Kanonisation der heiligen Margaretha von Alacque. Ich wiederhole es mit ganzer Seele, daß Gott meiner Mutter einen heiligen Tod gebe, und meiner Tochter ein heiliges Leben." In

der Tat, die Fürstin war zu einer Art weiblichem Konrad von Marburg geworden.

Cosima mußte nun Besuche machen bei der alten Dame St. Mars und bei ihrem ehemaligen Beichtvater Bucquet, dem sich ein anderer anschloß, bei einem würdigen Priester, der in Notre Dame waltete. Der Höhepunkt des Aufenthalts aber war ein Zusammensein mit beiden Eltern. Liszt hatte nicht umhin gekonnt, mit Daniel Stern und Cosima das Mittagessen einzunehmen, und so hatte die Tochter das seltene Glück, beide Eltern zusammen zu sehen und wenigstens in sich ihr Bild zu vereinigen. Es scheint, daß Liszt hauptsächlich nach Paris gekommen war, um im Auftrag der Fürstin seine Mutter zu veranlassen, die Sakramente zu nehmen. Aber die Greisin wollte nicht, und er mußte zu seinem tiefen Schmerze schreiben, daß alle Bemühungen an ihrem Starrsinn scheiterten. Er ging in Begleitung Cosimas zu Bucquet, um schließlich durch dessen Einfluß den Willen der Fürstin durchzuführen.

Dann ging's nach Rom zurück, und Cosima begab sich zunächst nach München und von München nach Berlin, um nun übersichtlich, wie sie alles tat, den Umzug anzuordnen, während der Meister selbst für eine Wohnung gesorgt hatte und es sich nicht nehmen ließ, Plan und Einteilung derselben in einer Zeichnung darzulegen. Zu gleicher Zeit aber bot er seinem Freunde das Gartenhaus an, welches zu dem schönen Anwesen gehörte, das ihm der König in der Brienner Straße hatte mieten lassen und schließlich geschenkt hat. Er war aber um Cosima in hohem Grade besorgt:

„Cosimas leidender Zustand ängstigt auch mich. Alles, was sie betrifft, ist außerordentlich, ungewöhnlich: Ihr gebührt Freiheit im edelsten Sinn, sie ist kindlich und tief — die Gesetze ihres Wesens werden sie immer nur auf das Erhabene leiten. Niemand wird ihr auch helfen, als sie sich selbst. Sie gehört einer besonderen Weltordnung an, die wir aus ihr begreifen lernen müssen. — Du wirst in Zukunft günstigere Muße und eigenere Freiheit in besserer

Genüge haben, um dies zu beobachten und Deinen edlen Platz an ihrer Seite finden. Auch das gereicht mir zum Trost." Sie selbst aber hatte stolz und kraftvoll nunmehr die große und über alles wichtige Mission ihres Lebens erfaßt. Wagner hat einmal in dieser Zeit geschrieben:

„Die Verlassenheit meines Hausstandes lähmt meine Lebensgeister. Oh, Du armer Beethoven, jetzt kann ich wohl begreifen, wie er über seine Wirtschaft in Wut geriet. Und ich, der ich dem Weibe mehr Ehre und Preis gewidmet als selbst Frauenlob, ich habe nicht einmal ein weibliches Herz, das ich mein nennen kann." Da er dieses schrieb, hatte er es gewonnen.

Das Schicksal nahm seinen Lauf, und wenn Richard Wagner etwas von der Tragik seines „Fliegenden Holländers" hatte, so durfte er jetzt gewiß sein, daß die Frau, die ihm treu bis zum Tode sein wollte, mit zarter, aber fester Hand das Steuer nahm und es von jetzt ab sicher durch alle Strudel und Strömungen und alle Stürme hindurchgelenkt hat.

Der Meister hatte in der Luitpoldstraße ein Haus gemietet, in welches die Familie Bülow alsbald einzog. Sofort wußten beide sich in den Münchner Verhältnissen zurechtzufinden, und wenn Frau Cosima nun in der Tat die Pflichten der Hausfrau im einsamen Haushalt Richard Wagners erfüllte und dort gewissermaßen repräsentierte, so hat sie zu gleicher Zeit im eigenen Hause wundersam gewaltet. Ihr großer, hoher Geist übersah alsbald die ganze Lage. Sie erkannte recht wohl, daß Richard Wagners Situation in München eine gefährliche war. Sie wußte, daß für ihn das Scheiden aus München und die Einsamkeit das beste gewesen wäre, damit er seine Werke vollenden konnte. Denn inmitten des Münchner Trubels war es eben doch nur einem so großen und an höchste Konzentrierung gewohnten Geist, wie dem Meister, möglich, wirklich noch weiterzuarbeiten, wie er denn bis zu seinem Scheiden die Instrumentation des zweiten Aktes Siegfried vollendet hat.

Aber auf der anderen Seite mußten doch auch die Wünsche des Königs erfüllt werden, und der Meister hat auch ihr gegenüber von der hohen Pflicht gesprochen, die ihn in München zurückhielt, um den einsamen Jüngling nicht sich selbst und den ungeheuren Kabalen zu überlassen, die ihn umgaben. Denn jetzt nach den vielen Jahrzehnten, die seit seinem Tode verflossen sind, kann man es recht wohl sagen: er hatte am ganzen Hofe und unter der ganzen Schar seiner Beamten so gut wie keinen Freund. Aber der junge König wollte auch Taten sehen, und an diesen mußte nun Frau Cosima in vollem Maße teilnehmen. Sie tat es mit großer Freude, denn jedes Ereignis war ein ungemeiner Erfolg. Zuerst kam die erste Aufführung des „Fliegenden Holländers" in München, die Wagner selbst dirigierte. Ihr Gatte war entzückt von dieser Aufführung, die in der Tat einen großen und bedeutenden Eindruck hinterlassen hat. Bülow selbst hat am 25. Dezember das Es-Dur-Konzert von Beethoven in glänzender Weise gespielt. Es war das einzige Mal, daß Ludwig II. als König bei einem Konzert im Odeon erschienen ist. Schon regte sich allenthalben die Opposition, aber man brauchte sie nicht zu beachten, und es war im Grunde zunächst nichts anderes als der Lärm, der jederzeit in München sich gegen einen Fremden erhoben hat und der die Unduldsamkeit gewisser Kreise allzeit gekennzeichnet hat.

Frau Cosima aber erwuchsen eine Fülle von Aufgaben. Sie wurde die Sekretärin des Meisters, die die Beziehungen nach außen aufrechterhielt, die all das erledigte, was der viel in Anspruch Genommene und doch in so hohem Grade reizbare Künstler nicht ausgesprochen selbst erledigen mußte. Sie wurde auch alsbald die Vermittlerin zwischen ihm und dem Kabinett, ja selbst dem König. Man hat darin, daß der König ihn nicht so häufig sehen wollte, ein Sinken seines Vertrauens erkennen wollen. Nichts falscher als das. Es ist selbstverständlich, daß zwischen zwei so innerlichen und großen Naturen immer eine gewisse Distanz gehalten werden muß,

Phot. Ramme & Ulrich, Bayreuth

Cosima Wagner (Mitte der 60er Jahre)

sollen sie nicht gegenseitig sich verbrauchen. Für Wagner wurde die unerhörte Begeisterung des Königs zu quälender Sorge. Für den König war selbstverständlich die weit überlegene große Art des Freundes, wenn sie sich öfter zusammenfanden, doch eine Quelle nicht des Mißvergnügens, aber des Bangens und der Sorge. Der Briefwechsel aber zwischen ihm und dem Meister war in voller Blüte. Daneben aber begann ein anderer, unendlich feiner, der dann nach der Katastrophe eine besondere Bedeutung gewann. Jetzt galt es vor allem die zarten Wünsche des Königs, das Lebenswerk Richard Wagners völlig kennenzulernen, zu erfüllen und alles zu sammeln, was er je geschrieben, um dadurch den vollen Einblick in sein Schaffen sich zu eigen zu machen. Und das war keine leichte Arbeit. Von argem Sturm verschlagen, hatte er zeit seines Lebens so oft den Aufenthalt gewechselt, und man darf geradezu von einem Wunder sprechen, daß die großen Werke unbeschädigt alle diese Schicksalswendungen überstanden und nicht verlorengegangen sind. Daß er sie, gewissermaßen ein zweiter Camoens, der das Manuskript seiner Lusiaden aus dem Schiffbruch und der stürmenden See geborgen, gerettet hat. Nun hatte freilich in Zürich eine zarte und sorgende Hand vieles gesammelt, was Richard Wagner ihr aus den früheren Tagen übergeben, und es treulich bewahrt. Jetzt mußte die eine große Mappe, in welche sie alle diese Gaben des Meisters geborgen hatte, doch geöffnet werden, und da war es Frau Cosima, die nun mit Frau Mathilde Wesendonck darüber korrespondierte. Es hat einen eigenen und geradezu wehmütigen Reiz, diesen Dingen nachzugehen. Am 13. Januar 1865 schrieb Frau Mathilde ihren letzten Brief an Richard Wagner. Dieser lautet: „Mein Freund! Frau von Bülow ersucht mich in einem Schreiben heute um einige Ihrer literarischen Manuskripte, die in meinem Besitz sind. Ich habe die Mappe durchgeblättert, allein es ist mir unmöglich, etwas zu senden, es sei denn auf Ihren persönlichen Wunsch, da Sie wohl kaum noch sich erinnern werden, welche verlorenen Blätter und

Blättchen sich in meiner Mappe zusammenfinden, so übersende ich Ihnen eine Liste des gesamten Inhalts und bitte Sie, mir zu sagen, ob und was ich schicken soll. Ich nehme natürlich an, daß Sie von der projektierten Publikation Ihrer Werke durch Seine Majestät Kenntnis haben. Recht innig habe ich mich gefreut, aus den Zeilen der liebenswürdigen Frau zu sehen, daß Sie wohl sind und Ihre Lieben um sich versammelt haben. Seien Sie mir von Herzen gegrüßt und denken Sie in Liebe Ihrer Mathilde Wesendonck." Es war der letzte Brief, den sie dem Meister geschrieben, und sie hat ihn geschrieben, um einer Antwort an Frau Cosima zu entgehen. Der Meister mußte also nun selbst zur Feder greifen und ihr nun sein ganzes Schicksal enthüllen. Er tut es nicht bloß im Hinweis auf die äußerliche Wandlung, sondern auch auf die innerliche. Er schrieb über die ganze Angelegenheit:

„Er (der König) weiß, daß er mir nicht viel damit zu tun geben darf und wendet sich immer geschickt an Befreundete. Hiemit hat er es auch so gemacht. Ich hatte ihm nämlich auf seine oft wiederholte Bitte angeben müssen, was ich geschrieben habe und wo es hingekommen wäre. Da mußte ich denn die große Mappe auf dem grünen Hügel denunzieren — es ging nicht anders. Sonst ist kein Arges dabei. Er will nun alles zusammenstellen lassen, um es in Verwahrung zu geben und zu wissen, daß er mich recht vollständig besitze. Ja, Kinder, der liebt mich, das ist nun einmal so!" — Und nun sprach er ein sehr tiefgehendes Wort, in welchem der Eindruck ihrer Haltung in dem Augenblicke seiner höchsten Not in Mariafeld noch nachklingt: „Wenn es trotz alledem noch nicht recht mit mir gehen will, so mag es wohl seine Gründe haben. Je leichter ich an Glaubensfracht werde, desto theurer werde ich: schon glaube ich fast an gar nichts mehr und wie nun diese Leere ausfüllen, da braucht es einen ganz ungeheuren Ballast von königlichen Gnaden. Ich war einst wohlfeiler zu haben: jetzt ist meine Hellsichtigkeit schrecklich und die Enttäuschung ob der furchtbaren Schwäche, die

überall wie vor einem Wahnsinnigen vor mir zurückwich, wird mir fast gar nicht mehr möglich. Doch tue ich noch immer, was ich kann und erwarte mir gerne noch etwas von den Menschen. Dazu hilft eben mein junger König, der weiß alles und will! Da muß ich denn auch wollen, wenn mir auch oft sonderbar dabei zumute ist." Das war gewissermaßen die Abrechnung mit den letzten Ereignissen, in welchen Frau Mathilde eine gewisse Rolle gespielt hat, und zwar durch den Zweifel an ihm und durch das Verkennen der Größe seines Empfindens und nicht zuletzt seiner Empfindlichkeit. Denn Wagner war trotz allem eine königliche Natur. Diese bedingte auch die Stellung der beiden zueinander. Aber hellsichtig wie er war, legte sich über sein ganzes Fühlen gerade in den Januartagen 1865 eine schwere Sorge um ihn, die weit mehr auf ihn selbst wirkte, als wie die äußeren Angriffe, die leise begannen, aber allmählich immer mehr anschwollen, wohl durch kleine diplomatische Versehen und Unstimmigkeiten gesteigert, im großen und ganzen aber auf den Zweck eingestellt, den Lästigen, ja Überlästigen loszuwerden. Wagner aber sah mehr. Er sah diesem königlichen Knaben in sein tiefstes Herz, und seine Auffassung von ihm erinnert an jenes wunderbare Stimmungsbild von C. F. Meyer! In der Vigna der Capuletti zu Verona graben die Gärtner einen Marmorknaben aus, den man einem Gelehrten, dem Meister Simon, zeigte. Daneben kniete Julia, und sie sprach mit ihrer ganzen Lieblichkeit:

„Welches ist dein süßer Name, Knabe?
Steig ans Tageslicht aus Deinem Grabe!
Eine Fackel trägst Du? Bist beschwingt?
Amor bist Du, der die Herzen zwingt!"

Meister Simon, streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend,
Spricht: „Er löscht die Fackel, sie verloht,
Dieser schöne Jüngling ist der Tod."

In der Tat, höchstes Leben und höchste Entwicklung, oder ein düsterer Untergang schien ihm das Los dieses einsamen Königs zu sein, den er nicht verlassen zu dürfen glaubte, dem er geistig und seelisch zu Willen war, und dessen Wünsche zu erfüllen er sich bestrebte. Er war kein Höfling, und Frau Cosima hatte keinen Grund, jenes Wort, das sie einst dem künftigen Bräutigam zugerufen: „vil courtisan", zu sagen. Im Gegenteil. Hier sei gleich jene schöne Affäre erwähnt, in die Richard Wagner hineingezogen werden sollte, und zwar durch den Vater jener M. Street, der Frau Cosima eben vor kurzem begegnet war. Ihr Vater Klindworth war ein Diplomat in Brüssel, der mit kleinen Mitteln große Dinge plante und der seine Hände eigentlich an allen Höfen in irgendwelcher Weise im Spiel hatte. Und nun kam er eines Tages zu Richard Wagner, um ihn zu veranlassen, an dem Plane mitzuarbeiten, für das Haus Thurn und Taxis in Regensburg, das ja unendlich reich war und dem von anderer Seite her nicht minder große, ja unerschöpfliche Mittel zur Verfügung standen, ein Königreich Burgund, so darf man wohl sagen, zu bereiten. Und da die Tochter Liszts mit der Freundin des Vaters angeblich auch befreundet war, wurde sie hinzugezogen. Sie war ebenso klug und ebenso unnahbar und spielte als die Partnerin des Meisters ihre Rolle ebenso glänzend wie er. Der Geheimrat mußte unverrichteter Dinge abziehen, und Wagner berichtete darüber nur mit dem einzigen Wort: „Ich blieb dumm."

Aber inzwischen reiften oder schienen die großen Pläne zu reifen. Der König drängte mehr denn je, daß diese verwirklicht werden sollten. Denn je klarer er diese erkannte, um so mehr verlor er jene kluge Ruhe, die er noch im September in einem Briefe an den Meister darlegte: „Sehr wahr ist es, daß in den Kunstinstituten unserer Zeit nie Erhebliches geleistet worden ist und daß sie sämtlich einer gründlichen Umgestaltung bedürfen. Schwer wird es sein, gerne gebe ich es zu, eine Verbesserung in diesem Gebiete ins Leben

treten zu lassen. Denn in unserer Zeit, bei den größtenteils nur auf Gelderwerb sinnenden egoistischen Menschen ist der Sinn für die wahre, herrliche Kunst bereits sehr gesunken. Dringend rate ich daher, mein theurer Freund, bei der Ausführung Ihres neuen Vorsatzes ans Werk zu gehen, wie Sie es in dem Briefe an mich ja kundgegeben haben, nämlich auf die vorsichtigste Weise. Ich habe die feste Überzeugung, daß es Uns gelingen wird, eine gründliche Reform im Gebiete der Kunstinstitute zu erzielen, denn beharrlicher Wille, stete Ausdauer vermögen viel. Jedenfalls wird eine Bildungsschule begründet werden müssen für dramatisch-musikalische Darsteller. Für unumgänglich notwendig halte ich eine solche Einrichtung." Das schrieb der König in den Tagen, da Liszt in München weilte. Im Frühling des neuen Jahres suchte er mit noch gesteigertem Eifer, dem künstlerischen Freund in allen seinen Plänen behilflich zu sein. Er drängte mehr als dieser. Aber in den Vordergrund seiner Wünsche trat nun sein Wille, die Aufführung des „Tristan" durchzuführen, obwohl von Karlsruhe wie von Wien und von allen Seiten geraunt wurde, eine solche sei unmöglich. Er befahl sie, und man ging ans Werk. Der Dirigent und vor allem die Darsteller für „Tristan und Isolde" waren gefunden. Freilich hätte Wagner lieber eine andere Isolde gesehen als die zehn Jahre ältere Gattin seines Schnorr, aber nachdem diese ausdrücklich aus ihrer Ruhe zur Kunst zurückkehrte, um die Aufführung zu ermöglichen, war eine andere Wahl ausgeschlossen. Es hat nicht an Unterhandlungen gefehlt, und vor allem die Dirigentenfrage war verwaltungsmäßig gegenüber dem Hofkapellmeister Franz Lachner nicht einfach zu lösen. Aber des Königs Wort entschied. Er schrieb am 20. März an den Meister: „Mit Freuden willfahre ich Ihrem in dem letzten Briefe ausgesprochenen Wunsche, indem ich Herrn von Bülow mit der Direktion des Orchesters in Ihrem Werke ‚Tristan und Isolde' beauftragen werde. Ich hege die feste Überzeugung, daß ich keinem Würdigeren (nach Ihnen)

diese Aufgabe stellen kann." Noch klang die Frage etwas ängstlich: „Glauben Sie, daß die Aufführung dieses Werkes vollständig gelingen wird? Wie steht es mit den Darstellern? Unaussprechlich freue ich mich darauf, auch mir ist alles wie ein Traum."

Bülow war auf einer Konzertreise und kehrte am 2. April nach München zurück, und sofort begannen die Proben. Es war die höchste Zeit, sollte die Aufgabe rechtzeitig gelöst werden, sollte er als Wagners zweites Ich, wie dieser selbst ihn genannt, sie glücklich zu Ende führen. Und er war mit voller Seele dabei. Am 12. April hatte er um 10 Uhr die erste Orchesterprobe. Kaum zwei Stunden vorher hatte Frau Cosima ihre dritte Tochter Isolde geboren. Ein schicksalvoller Tag, und man denkt unwillkürlich an die Worte des ersten Aktes in „Tristan":

Wonne voller Tücke
Truggeweihtes Glücke!

Aber nun brach eine Zeit an, die Wagner selbst als die größte und glücklichste seines Lebens bezeichnet hat. Man darf nicht vergessen, daß es ihm von seinem „Lohengrin" an verwehrt war, den Klang seiner Werke irgendwie anders zu erproben als wie auf dem Klavier, wenigstens im Zusammenhang. Jetzt mit einem Male erstand vor ihm das ganze große und ungeheure Gebäude seines „Tristan". Es war auf Frau Cosima vielleicht ein ganz anderer Eindruck als auf ihn selbst, denn er hatte diese unerhörte neue Macht der Töne erfunden und empfunden, und nur das starke Bewußtsein seines Genies konnte ihm die Sicherheit verbürgen, daß er zwar die Geleise verlassen, aber fest und unbeirrt dahingeschritten war.

Ich erzähle nicht den Verlauf dieser Proben und auch nicht die Einzelheiten der Ereignisse, die damit verknüpft waren. Nur Stimmung und Stellung der Mutter der kleinen Isolde zu dem ganzen Werke darf uns hier beschäftigen. Es war jene ungeheure seelische Kraft, die sie über allen Zwiespalt hinweg in dieser Zeit aufrecht-

erhielt. Für sie als Isolde war noch die ganze Münchner Zeit ganz im Sinne des großen Tag- und Nachtliedes „Tristan und Isolde" der eitle Tag. Sie hat ihm alle Opfer gebracht, und sie fand in einer ungemeinen Entfaltung ihrer Tätigkeit die volle Ruhe. Sie war und blieb des Meisters Sekretärin. Sie schrieb dem König, was dieser selbst ihm zu sagen nicht die Zeit und noch weniger die Stimmung fand. Sie ward in alle Pläne eingeweiht und machte diese zu den ihrigen. Man darf ruhig von der Zusammenarbeit dieser drei reden: König — Cosima — Richard Wagner. Und es ist keine Frage, daß jener von der Ferne eine ungemeine Verehrung empfand für die Freundin seines Freundes und daß es ihm fast leichter war, mit ihr schriftlich zu verkehren als mit Wagner. Denn auch in seinen Briefen hat dieser gewaltige Geist ihn bei aller Verehrung, ja Ehrfurcht, doch überwuchtet. Denn was man auch sagen mag und bei der Veröffentlichung der Briefe sagen wird, über Wagners Briefen schwebte nicht etwa der Geist grenzenlosen Eigennutzes, der ihm jetzt in den Zeitungen vorgeworfen wurde und an den fast ganz München glaubte, sondern der Geist unbedingter Wahrhaftigkeit. Kein Fürst hat jemals einen Beichtvater besessen, der ihm in so unmittelbarer, klarer, liebevoller, aber auch unerbittlicher Weise die Wahrheit gesagt hat. Das war vielleicht für den jungen Fürsten, der uns, wenn wir eine geschichtliche Parallele ziehen wollen, erscheint wie der Enkel des großen Gotenkönigs Theoderich — der junge Athalarich. Der Meister fühlte jetzt und in der Folgezeit immer mehr, daß dem jungen König eines fehlte — der Mann. Konnte er als Künstler eine solche Persönlichkeit ersetzen, die mitten im politischen Leben Bayerns und Deutschlands stehen mußte, um der getreue Eckart dieses jungen Königs zu sein? Nein. Somit gab es nur eine Vermittlung, damit die Gedanken nicht zu scharf zusammenstießen und auf den König nur der Künstler als Schöpfer des Kunstwerks wirkte, wie er es tatsächlich ursprünglich gewollt hat: und das war das klare und sichere Wesen

dieser Frau. Sie war nur um acht Jahre älter als der König, aber es wirkte auf ihn in der Tat die erfahrene Freundin, und er hat niemals eine treuere und verständnisvollere Genossin gehabt als Frau Cosima. Es war ihm nicht vergönnt, sie zu sehen, aber er fühlte den ungemeinen Zauber, der von ihr ausging, und je mehr und je stärker das Leben auf ihn einwirkte, um so tiefer empfand er selbst das Bedürfnis, seine Gedanken mit ihr zu tauschen. Es liegt ein eigenartiger, großer und reiner Zauber über diesen Beziehungen, die uns Frau Cosima in ihrer vollen weiblichen Größe zeigen, aber zugleich auch in jener tiefen und unerschütterlichen Hingebung gegenüber dem Meister. Seine Kunst, seine Stellung, die mußten gehalten werden, und so trat sie denn auch, und darin lag vielleicht ein Wagnis, aus ihrer hohen und wunderbaren Atmosphäre heraus in den rauhen Tag. Hätte sie sich darauf beschränkt, die geistige Vermittlerin zu sein zwischen dem König und dem Künstler, es wäre wohl nichts von dem harten Kampfe ungeschehen geblieben, doch sie selbst wäre nicht davon berührt worden. Aber das lag nicht in ihrer Art. Und so steht sie inmitten dieser Zeit fest und sicher an der Seite des Meisters.

Schon lange, ehe die „Tristan"-Proben begannen, war der Sturm gegen ihn losgebrochen. Es ist ganz falsch, wenn man meint, es seien lediglich die Radaublätter Münchens gewesen, die gegen ihn ihre krächzenden Stimmen erhoben wie der Raben heiserer Chor. Es waren ganz andere, welche diesen Chor benutzten und welche besonders seit Dezember des Jahres 1864 gegen Wagner arbeiteten, und zwar mit dem vollen Gesichtspunkt, ihn aus München zu entfernen. Man warf ihm Egoismus vor. Die Führer jenes Chores aber handelten aus gekränkter Eitelkeit und aus einem ganz bestimmten Haß gegen den Großen. Sie waren klein in Ton und Wort und Schrift. Durch die neue Forschung ist es herausgekommen, daß jener bekannte Artikel „Richard Wagner und die öffentliche Meinung" von keinem anderen als von Oskar von Redwitz geschrieben worden

war. Der Schleier der Anonymität, den der Dichter des süßen und wäßrigen Epos „Amaranth" um seine scharfe und verlogene Invektive gewoben hatte, wurde zerrissen, und das Antlitz des Dichters zeigte sich, und Hans von Bülow hat dem „Amaranthus" im Kladderadatsch ein Denkmal gesetzt, das vielleicht länger dauern mag als die Erinnerung an seine Gedichte. Es war doch eine ungeheure Heuchelei, die dabei zutage trat, und man darf nicht vergessen, daß am 4. Dezember der alte von der Pfordten Minister geworden war und damit über München jener unheilkündende Halbmond aufgegangen ist, den sich der Neugeadelte, in alte Kreuzfahrerzeiten zurückgreifend, in sein Wappen gefügt hatte. Der Minister stand an der Spitze der Opposition und war schon von den Dresdener Tagen her ein Feind Richard Wagners. Ihm ward es leicht, in der sogenannten gebildeten und künstlerischen Schicht Münchens nicht gerade Genossen zu werben, aber sie unter seinen Fittichen zu vereinen. Das sah und fühlte Frau Cosima, und wenn sie zunächst verbindlich die Dinge lenkte, so hat sie in späterer Zeit, als alles auf dem Spiele stand und entweder eine Katastrophe eintreten mußte oder eine Besserung, fest und sicher in dieses Wespennest gegriffen. Es ist ganz falsch, sie irgendwie decken zu wollen und zu sagen, sie hätte abgemahnt oder sie hätte abmahnen sollen. Man kann nur sagen, sie tat, was sie für recht hielt, und sie hat dafür die volle Verantwortung übernommen. Jetzt kann man erkennen, daß sie damals den richtigen Weg einschlug, und wenn ihr zuweilen ein hartes und energisches Wort über die Lippen kam, so war dies Wort der Ausdruck eines echten Gefühls und schon deshalb berechtigt. Aber es traf auch stets das Richtige und die Rechten.

Doch zunächst tobte sich der Lärm außerhalb des Zauberringes aus, den Richard Wagner um sich gezogen hatte. Die Proben zum „Tristan" begannen und nahmen ihren Fortgang, alle begeisternd und alle beseligend: Wagner mehr und mehr das Ungeheure und doch Wahre seines Werkes erkennend, Bülow der Interpret dieses

gewaltigen Werkes, und Schnorr nun völlig mit ihm verwachsen und in ihm aufgehend. Schon nach der berühmten „Tannhäuser"-Aufführung, die auf Veranlassung des Königs kurz vor dem Beginn der Proben stattfand, hat er an Frau Cosima seinen Münchner Aufenthalt als die schönsten Augenblicke seines Künstlerlebens bezeichnet, und er hat gerade ihr das ausgesprochen, was er empfand: „Wohl weiß ich, was meinem Haupte gebührt, welch kleiner Teil des Gelingens aus mir entsprossen, wie zwingend Wagners Atem in mir wogte und rang, und doch bin ich stolz auf diesen Abend: ich fühle mich seit diesem Tag zum Künstler geweiht. Ich habe die Gewißheit, daß ich nicht unwürdig bin, Wagners Atem zu empfangen." Und doch war gerade in dieser Zeit auch Wagner tiefbewegt. Er schrieb damals an Eliza Wille: „Meine Sehnsucht nach letzter Ruhe ist unsäglich", und in einem anderen Briefe heißt es: „Ich sehne mich nur nach Ruhe, weil ich's nicht mehr ertragen kann." Schon im Februar hat einmal der König ihm geschrieben: „Mit Schmerz, ich muß es gestehen, las ich heute Ihre Zeilen. Was es auch immer sei, was irgend die Ursache Ihrer Trauer sein mag, eröffnen Sie mir dieselbe. Welches Bangen ergreift Sie um mich, ich bitte Sie, theurer Freund, verhehlen Sie mir nichts." Wagner empfand gerade in dieser Tristanperiode zwei Dinge: die schwere Schicksalsfrage um Cosima und die nicht minder schicksalsvolle Sorge um den König. Noch im April klagt der König dem Meister: „O sehnen Sie sich nicht nach dem Tod. Zu allem, allem bin ich bereit, aber Ihn betrübt zu wissen, das ist hart!" „Verhehlen Sie mir nichts, nochmals flehe ich darum." Das waren keine äußeren Dinge, sondern das war dieses schwere, seelische Ringen, wo nunmehr gerade dieses Hohelied von dem Wunderreich der Nacht zur Entfaltung kommen sollte. Und so sagt er ihm:

„Treue Dir bis zum Tode! Sie beginnen an der Menschheit zu zweifeln, es sei meine Aufgabe, dieselbe in Ihrer Achtung wieder herzustellen. Per aspera ad astra! Wie Isolde, so wird auch

Brünhilde sich im Tode mit ihrem Geliebten vermählen, die reinste Liebe wird sich in den ‚Siegern' offenbaren, Parzifal wird die Krone des Grals erschauen."

Und er gewann, während der Meister ganz im „Tristan" aufging, eine immer größere Freude an dem Gesamtkunstwerk des Meisters, das er bis in die feinsten Fasern hinein kennenlernen wollte. Es spricht in der Tat für das Feingefühl dieses jungen, hochbegabten Menschen, wenn er nun nach allen Schriften und Arbeiten des Meisters fahndet, wozu er sich nach wie vor der Frau Cosima bediente. Er schreibt: „Als Sie mir im vorigen Winter ein Verzeichnis Ihrer Schriften sandten, fand ich u. a. ein Programm zur Ouvertüre vom ‚Fliegenden Holländer', ‚Tannhäuser', zum Vorspiel des ‚Lohengrin', den Entwurf zu einem Drama ‚Jesus von Nazareth'. Wie würde ich mich freuen, könnte ich genannte Schriften bald erhalten." So rückte die Aufführung des „Tristan" immer näher. Alle Schwätzereien, die sich vor allem an ein heftiges Wort ihres Gatten knüpften, das er im Theater getan haben sollte und die darauf abzielten, dem Meister seinen besten Helfer zu nehmen, hatten keinen Zweck. Der „Tristan" kam, und zu diesem ging nun die öffentliche Einladung hinaus in die Welt, und da hat auch Frau Cosima der Freundin gedacht, die sie in herzlichem Tone gerufen: „Theuerste Excellenz, lassen Sie Ihre Koffer packen und kommen Sie schnell, schnell. ‚Tristan' ist am nächsten Montag. Es wird eine wunderbare Vorstellung, würdig des Werkes. Alles, was Sie wollen, werde ich Ihnen sagen, theuerste Freundin, wenn ich Sie sehen werde. Ich hoffe, daß Sie nicht zögern und daß wir beide von Ihnen und von Ihrem Leben sprechen können. Im Augenblick habe ich nicht die Zeit zu einer weiteren Zeile zur Verfügung, denn ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, und es ist noch nicht ein Monat verflossen, seitdem ich entbunden habe. Alle die Meinen beklagen mich, ich füge mich in den Glauben, daß sie ein wenig recht haben. Ich umarme Sie von ganzem Herzen, meine theuerste Excel-

lenz." Und es folgt die Nachschrift: „Herr von Bülow küßt Ihnen die Hände, und Wagner, bei dem wir in diesem Augenblicke weilen, sendet Ihnen seine respektvollen Empfehlungen."

Die Hauptprobe kam, die wie eine erste Aufführung wirkte. Dann folgte jene Zeit der Enttäuschung durch die Erkrankung der Frau Schnorr von Karolsfeld, jenes Zögern und Zagen des Paares, und schließlich die Reihe jener Aufführungen, die nicht bloß in die Kunstgeschichte Münchens eingegraben sind wie in eine eherne Platte, sondern in die Geschichte der deutschen Kunst überhaupt. Es war auch für Frau Cosima eine Erfüllung hoher und höchster Wünsche und gewissermaßen die Bejahung ihrer Frage an das Schicksal. Denn mit dem „Tristan" und dieser in der Tat wunderbaren Aufführung war das Kunstwerk Richard Wagners in seiner ganzen Größe und Bedeutung ihren Augen enthüllt. Sie übte spielend die Pflichten für Bülow und als Dame des Hauses in dem kleinen und reizvollen Palais Richard Wagners. Während der großen Pause zwischen Hauptprobe und erster Aufführung wußte sie die Gäste glänzend zu bewirten, zu unterhalten. Alle waren erfüllt und begeistert von dem Zauber dieser Frau. In allen Berichten und Nachrichten klingt das wider, in Paris las man es ebenso wie in Königsberg, wo Köhler die Liebenswürdigkeit der Frau von Bülow rühmte, und in München selbst war, wer ihr nahte, entzückt.

Nach der dritten Aufführung ist sie dann mit Richard Wagner und den Schnorrs nach Tegernsee gegangen. Es waren einige Tage voll Sonne und Licht. Dann rief der König zur letzten Aufführung. Es kam noch jenes wundervolle Konzert im Residenztheater, das den eigentlichen Höhepunkt der ersten Periode der Wagnerzeit in München bedeutet. Dann schied das Ehepaar Schnorr, und nach wenigen Wochen traf aus Dresden die Nachricht ein, daß Schnorr von Karolsfeld gestorben. Nichts hat den Meister so erschüttert als diese Nachricht. Er eilte zur Bestattung des geliebten Sängers nach Dresden, der getreue Bülow begleitete ihn. Sie kamen zu spät.

Die Erde deckte bereits die Reste dieses wunderbaren Menschen, der Wagner im gewissen Sinne sein Werk gegeben hatte. Er gehörte in diesen Kreis hinein: Bülow, Cosima, König und Schnorr. Denn er verkörperte ihm einen Teil seiner Kunst, im gewissen Sinne all das, was er unter Theater und Darstellung verstand. Erschüttert kehrte er zurück, und nur mit Mühe gewann er die Fassung. Darin war er Frau Cosima vollständig ähnlich: er empfand den Verlust eines geliebten Wesens tiefer als jeder andere. Wie Frau Cosima über Daniel und Blandine getrauert, wie sie über dem Sarge des Meisters später beinahe gestorben wäre, so war jetzt dessen Geist nach diesem Tode geradezu verdüstert.

Der König vermochte ihn nicht darüber zu trösten trotz aller Teilnahme und trotzdem er selbst doch im gewissen Sinne stets den Tod vor Augen hatte. Und doch ist das Wort, das er ihm schrieb, wundervoll. Er empfand den Heimgang Schnorrs völlig im Geiste des „Tristan", und wenn Wagner Trost finden wollte, so hatte er ihn an den beiden Wesen, dem König und in Frau Cosima. „Das rein Menschliche, das ja in uns allen schlummert, worum wir uns alle als Brüder kennen, muß, wie in Ihnen unsterblich es sich offenbart, in der Brust eines Toten zur läuternden Flamme sich entzünden. Das Volk läßt sich durch nichts in seiner Denk- oder Fühlweise beirren, doch wohl denen, die es richtig leiten. Glorreicher Sieg wird ihnen zuteil werden. Wie merkwürdig ist das Traumgesicht Ihrer wunderbaren Freundin, dessen Inhalt Sie mir mitteilen. Ein Wort darüber! In der Tiefe erblickt sie wohl die ewige Finsternis, von welcher ich Ihnen jüngst schrieb, Sie wären berufen, sie zu erhellen. Oben in den Wolken thronten Sie als wahrer Parzifal. Ihr Geist wird durch seinen zündenden Strahl die Finsternis der Bosheit, des Unglaubens bezwingen. Auch jene Nacht wird zur ewigen Klarheit geführt werden und Licht und Wahrheit nur sollen zur Herrschaft gelangen. Dies ist Dein Werk, darum Mut, kein Zagen. Strahlender Sieg. Ich schreibe dies nieder auf einer ab-

gelegenen Hütte in den herrlichen Bergen, Nacht herrscht in dem tiefen Tale. Morgen will ich das Emporsteigen der ersten Strahlen des siegenden Lichts bewundern, ein Vorbild Ihres dereinstigen Sieges." Und er sagte ihm weiter: „Wir werden niemals scheiden, wir wollen immer fester uns verbinden, außerdem scheide ich ganz von der Welt, was ich ohnedies zu tun gedenke, wenn dereinst mein Einziger nicht mehr ist." Wagner aber begab sich, der Einladung des Königs folgend, auf eine stille Berghütte auf dem Hochkopf, wo er sich in der Einsamkeit selbst wiederfand und in die Tiefen des indischen Gedichts „Ramajana" vertiefte, das ja im gewissen Sinne der poetische Vorklang von Schopenhauers Philosophie war, die ihm auch jetzt zum Troste gereichte, um dann nach der Rückkehr den wundervollen Entwurf zu seinem Bühnenweihfestspiel „Parzifal" zu schaffen. An diesem hat er sich gesund geschrieben. Auch der König selbst war im hohen Grade begeistert davon, wie er ja überhaupt im Jugenddrange fast in jedem Briefe an den Meister drängt, an seinen Werken weiterzuschaffen.

Aber inzwischen war Frau Cosima mit ihrem Gatten nach Pest geeilt, um dort den Vater zu begrüßen. Sie hatte das unbedingte Bedürfnis dazu, und dann drängte in der Tat das kindliche Gefühl, daß sie bei der Aufführung des neuen Werkes ihres Vaters nicht fehlen wollte. Liszt war aus Rom gekommen, wo er unter dem schweren Drucke seines Schicksals schließlich sich entschlossen hatte, die niederen Weihen zu nehmen. Es ist bezeichnend, wie er zur Vermittlung an die Tochter, an die er schließlich doch nicht schreiben konnte, daß er die kirchlichen Weihen genommen, Bülow berichtet: „Ich habe am 25. April die niederen Weihen in der Kapelle des Monsignore Hohenlohe im Vatikan empfangen, wo ich jetzt wohne. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß es darüber weder eine Irreflexion noch eine Sentimentalität in diesem Schritte gibt, von dem nur drei Personen seit dem 2. April gewußt, Mons. Hohenlohe, der Papst und die Fürstin Wittgenstein. Die Bezeichnung, die man

diesem Schritt zuteil werden lassen kann, ist mehr der einer Konsequenz als der einer Änderung in meinem Leben, wenigstens soweit wie sich dieses in den letzten Jahren entwickelt hat. Wir werden darüber bei unserer nächsten Begegnung sprechen." Und diese fand in Pest statt, wo er nun in der Tat ungemeine Triumphe feierte. Die Aufführung seiner „Heiligen Elisabeth" brachte ihm einen vollen Erfolg. Das liebenswürdige und feine Werk wirkte auf die Ungarn und damals auch auf Bülow. Er hat darüber einen sehr schönen Artikel geschrieben: „Franz Liszt und die Heilige Elisabeth." Er stellt dabei den „Ungarn" in das richtige Licht und doch auch seine deutsche Art. Er sagt das treffende Wort: „Wer den Besten seiner Nation genügt hat, der hat gelebt für alle Nationen." Aber fast noch schöner und eigenartiger hat Frau Cosima das Werk ihres Vaters analysiert. Liszt war im hohen Maße erstaunt und erfreut, als er diese eigenartige Kritik seines Werkes las. Er hatte zunächst keine Ahnung davon, wer sie geschrieben, und ahnte gar nicht, daß seine eigene Tochter für ihn zur Feder gegriffen hatte.

Es waren im übrigen schöne Tage des Zusammenseins. Sowohl in Gran, wo er mit seinen Kindern Gast des Kardinal-Primas war, als auf dem alten Schlosse seines Freundes Baron Augusz, dem ehemaligen Präsidenten der Vizestatthalterei in Pest. Kurz und gut, er war im höchsten Maße befriedigt von den Erfolgen und vor allem auch von dem Spiel seines Schwiegersohnes und der wundervollen Haltung seiner Tochter. Man kann wohl sagen, daß Frau Cosima zwischen Vater und Gatten auf diesem Feste, das ganz Ungarn ihrem Vater gegeben, am schönsten geglänzt.

Bülows kehrten nach München zurück, Liszt aber konnte sich nicht entschließen, seine frühere Absicht, mit nach München zu gehen, zu verwirklichen. Er war nicht zum „Tristan" gekommen, und auch jetzt mied er den Meister. Eine seltsame Stimmung beherrschte ihn, eine Stimmung, die in Entsagen sich löste und gewissermaßen die Worte Wagners, welche er im Entwurfe seinem

Parzival in den Mund gibt, verwirklicht: „Stark ist der Zauber des Begehrenden, doch stärker der des Entsagenden."

In diese Welt aber folgte ihm Wagner nicht, und seinem Schicksal trotzend, ging er seinen Weg weiter. Er hatte sich selbst wiedergefunden, und als das junge Paar zurückgekehrt war, ging man daran, gerade auf das Drängen des Königs hin, die Pläne des Meisters zu verwirklichen. Zum 25. August hatte Richard Wagner dem König die Partitur des „Rheingold", die er einst in Zürich mit goldener Feder geschrieben, zum Geschenk gemacht. Auch Frau Cosima hatte des Tages gedacht. Der König schreibt darüber an Wagner: „Auch von Ihrer Freundin, von Frau von Bülow, erhielt ich ein mir teures, sinnvolles Geschenk, das mir im Augenblicke jedes Ihrer hehren Werke hervorzaubert." Es war dies ein Geburtstagskissen, dessen Übermittlung der Meister selbst übernommen hatte. Die Freude des Königs war groß, ebenso wie über die weiteren Arbeiten, die Frau Cosima für ihn leistete. Sie legte ein „Wagnerbuch" an, in welchem sie alles sammelte, was ihn interessieren konnte. Sie schrieb Abschnitte aus des Meisters Tagebuch ab, um sie dem König zur Einsicht zu geben, und vor allem sammelte sie alles, was der Meister je geschrieben hatte, und ließ sich keine Mühe und auch keine Absage reuen, die sie bei vielen Besitzern von Manuskripten des Meisters finden mußte. Es war eine rührende Tätigkeit, und schon jetzt drängte der König auf eine neue. Er wünschte eine Autobiographie des Meisters, wie er ja gerade jetzt nach dem „Tristan" in seinen Wünschen unersättlich war. Er wünschte ein Bild des Entwicklungsganges der Kunst überhaupt zu haben. Er wollte ferner die Ansichten des Meisters über die deutschen Dinge hören. So lenkte er ihn gewissermaßen selbst, wenn nicht auf das Politische, so doch mindestens auf Dinge und Verhältnisse, die damit aufs engste zusammenhingen und auch von den Feinden damit verquickt worden sind. Vor allem aber lag ihm an der Biographie. Noch kurz vor der Katastrophe schrieb er an ihn: „Mein geliebter Freund, wie

steht es mit Ihrer Biographie. Sehr würde es mich interessieren, davon zu hören." Man sieht daraus, daß im Grunde die Idee von Richard Wagners Autobiographie, die er dann in den Triebschener Tagen Frau Cosima in die Feder diktiert hat, auf die Initiative des Königs zurückgeht. Dessen Interesse umfaßte das ganze Schaffen Wagners. Darin liegt eine gewisse Größe der Auffassung. Nicht einzelne Werke interessierten ihn, und auch nicht der Mensch allein. Aber die künstlerische und seelische Entwicklung dieses einzigartigen und alles überragenden Künstlers. Er wollte wissen, wie er dazu gekommen war, den „Ring des Nibelungen" zu beginnen und „Tristan und Isolde" zu schreiben. Alle diese Wünsche traten an Frau Cosima heran. Auch wenn ihr eigenes Herz sie nicht gedrängt hätte, des Königs Willen und sozusagen des Königs Wink trieb sie an, sich völlig mit diesem Leben und mit allem, was es umschloß, vertraut zu machen. Schicksal ist alles!

Vielleicht sind in diesen Septembertagen die verschiedenen Organisationsangelegenheiten gerade auf Anregung des Königs hin mehr in den Vordergrund getreten, als es gut und vor allem auch dem Meister selbst lieb war. Ihm waren ja alle diese Fragen nur Mittel zum Zweck, und er hat, um nur eines herauszugreifen, seine Denkschrift über eine Münchner Musikschule durchaus nicht aus egoistischen Zwecken geschrieben, sondern nur für die Kunst. Innerlich war ihm all das bis zu einem gewissen Grade schon jetzt verleidet. Er wollte nur dem König in den künstlerischen Fragen Genüge tun und vor allem auch Hans von Bülow einen Wirkungskreis sichern, indem er ihm die Leitung der Musikschule zudachte. Aber da stieß man unerwarteterweise auf die größten Schwierigkeiten. Denn sobald die finanziellen Fragen in den Vordergrund traten, war es der Kabinettschef, der seine Bedenken äußerte und den König, für den Augenblick wenigstens, für sich und seine Gründe einzunehmen verstand. Sonst hätte der König nicht im unmittelbaren Zusammenhang schreiben können: „Mich umfaßt eine glühende

Sehnsucht, endlich wieder eines Ihrer Werke aufgeführt zu sehen. Die Töne Ihrer Werke sind meine Lebenskraft, ich kann sie nicht lange entbehren!", um dann unmittelbar fortzufahren: „Wie gerne hätte ich Ihnen im Betreff der Anstellung des Herrn von Bülow endlich Antwort geschrieben. Leider kann ich noch nichts Bestimmtes sagen. Die Kabinettskasse ist nämlich in diesem Jahre außengewöhnlich in Anspruch genommen worden, so daß ich zu der größten Vorsicht genötigt bin. Doch gebe ich die Hoffnung nie und nimmer auf: alles wird zur krönenden Vollendung gebracht werden." Es ist zweifellos nach dieser Seite hin ein Schwanken bei ihm wahrzunehmen, das aber schnell sich wieder den Ideen des Meisters zuneigt. Er hatte gerade in diesen Tagen wieder eine Sendung aus der Hand der Frau Cosima erhalten: „Wie fesselt, wie entzückt mich der Inhalt der gesamten Tagebuchblätter, für deren gütige Abschrift ich Frau von Bülow von ganzem Herzen danke." Und sie hat ihm auch den Aufsatz „Was ist deutsch" zugesendet, und der König schreibt darüber: „Wie wahr ist, wenn Sie sagen, daß die deutschen Fürsten verlernt haben, den Geist der deutschen Nation zu verstehen! Wir sollen vorangehen, sollen zeigen, was es heißt, den Geist des deutschen Volkes zu begreifen, ihn zu seiner Entfaltung zu bringen! Auch ich meine zu träumen, genieße ahnend im voraus den höchsten Augenblick. Nun weiß ich ihn sicher und bestimmt: Wir siegen! Ich zweifle nicht im mindesten daran." Und wenige Tage später schreibt er in bezug auf die Musikschule: „Ich will, ich will! Mein Entschluß steht fest. Bülow erhält den besprochenen Wirkungskreis! Ich ersuche Sie, ihm dies mitzuteilen. Nun muß gehandelt werden." Und er erörtert alle Pläne und verspricht, in Dingen zu sparen, die nicht den großen Zwecken dienen. Es war in diesen Tagen, wo Frau von Bülow mit den Herren der Kabinettskasse diese finanziellen Fragen besprochen haben muß. Bei dieser Gelegenheit sind ihr die ganzen Summen genannt worden, welche der König während des Jahres für künstlerische Zwecke

überhaupt ausgegeben hat. Sie führte für den Meister die Verhandlungen, und so war es späterhin eine unbegreifliche Handlungsweise des Kabinetts, wenn man in offiziösen Zeitungsartikeln die ihr gegenüber angeführten allgemeinen Posten als Zahlungen für den Meister hinstellte.

Es war keine leichte Aufgabe für die junge Frau, alle diese Dinge im Auge zu behalten und den König zu gleicher Zeit mit den von ihm geforderten Arbeiten zu befriedigen. Aber sie war es, die immer wieder den König dadurch anzuregen wußte, und in allen Briefen, soweit wir sie kennen, klingt das wider. Und einmal sagt er sogar in bezug auf das Bülowsche Ehepaar: „Lassen Sie mir Ihrem treuen Freunde Bülow und mir die Sorge, die Pein der Erde von Ihnen fernzuhalten suchen. Gewiß, es wird uns gelingen."

So war der Oktober gekommen, wo der König zur Eröffnung des Oktoberfestes in München erschien. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch die längst von Wagner erbetene Darlehnssumme von 40 000 Gulden, die natürlich zurückbezahlt werden sollte, vom König bewilligt. Pfistermeister hatte dringend vor Erfüllung dieser Bitte gewarnt, und man sagt, daß es darüber zum offenen Bruch zwischen ihm und Wagner gekommen sei. Jedenfalls weigerte sich der Kabinettskassier, die Summe durch einen Kassendiener zuzusenden, und so übernahm es Frau von Bülow als Vertreterin Wagners, sie auf der Kabinettskasse in der Residenz selbst abzuholen. Der Meister hat in einem sehr energischen Briefe an den König die Art und Weise, wie man die Dame oben auf der Kabinettskasse behandelt, geschildert. Jedenfalls war sie gezwungen, die zum großen Teil in Silber aufgehäufte Summe zunächst selbst mit ihrem Mädchen in die unten harrende Droschke zu tragen. Erst später hat sich dann ein Unterbeamter, der weniger subalterne Empfindungen in sich trug als die führenden Herren, dazu erboten, ihr zu helfen. Man fühlte sich eben seiner Sache schon vollkommen

sicher und glaubte sich dem Ziele schon völlig nahe. Es wurde mit allen möglichen Mitteln intrigiert.

Aber das Verhältnis von König und Künstler berührte das trotzdem nicht. Noch einmal fand eine Begegnung zwischen den beiden statt, die ihr ganzes Fühlen zum Ausdruck brachte, wenn auch schon Schatten auf diese Begegnung in Hohenschwangau fielen. Es ist interessant zu lesen, wie der „Volksbote" am 12. November schreibt: „Gestern traf Wagner in Schwangau ein. Pfistermeister hat sich auf einige Tage auf die Jagd in der nächsten Umgebung begeben." Er hielt sich also bereit, im entscheidenden Falle sofort eingreifen zu können. Nun waren in der Zwischenzeit auch die Verhandlungen geführt worden, nicht bloß wegen der neuen Schule für Musik und dramatische Kunst, sondern auch wegen einer Musikzeitschrift, die von dem bekannten Dr. Grandaur, mit Hilfe von Heinrich Porges, redigiert werden sollte. Grandaur war kein ausgesprochener Gegner Wagners, aber er weigerte sich doch, sich in eine „mißliebige Sache einzulassen, ohne wenigstens die Gewißheit zu haben, daß sie mit Ehren durchzuführen sei." Wagner war bei diesen Worten Grandaurs erstaunt, Frau Cosima aber „entrüstet", und hat ihrer Entrüstung rückhaltlosen Ausdruck gegeben. Auch die politische Zeitung, als deren Herausgeber Fröbel ausersehen war, schuf viel böses Blut. Der König selbst hat darüber mit dem Minister und Pfistermeister gesprochen, und er mußte erklären: „Die Fröbelsche Angelegenheit will ich mir noch genau überlegen. Ich werde in derselben zur Klarheit kommen, trotz aller Schwierigkeiten, Sie sehen, diese sind groß. Nicht leicht wird mir der Einblick in jene Verhältnisse gemacht. Freilich hätte ich besser getan, Ihres Namens in der Fröbelschen Angelegenheit nicht Erwähnung zu tun, wer hätte auch denken können, daß jene Menschen so falsch und hinterlistig sind." So schrieb der König am 15. November. Er schien also noch völlig fest und sicher zu sein. Diese Treue gegen den Meister veranlaßte ihn sogar in dieser Zeit zu einem leisen Miß-

trauen gegen Bülow. „Was muß ich über Bülow hören! Wie hat mich die Kunde betrübt, sie erfüllt mich mit tiefster Besorgnis. Ich muß gestehen, ich habe Bülow nicht für den Mann gehalten, der sich durch Scheintriumphe (wie ich sie nennen möchte) blenden ließe. Die Menschen, welche wir für unsere großen Zwecke brauchen, müssen Vertrauen auf sich haben, mit Siegesgewißheit voranschreiten, müssen alles wagen zur Erreichung unserer Ideale, sollen sich durch keine Hindernisse abschrecken lassen. Gott gebe, daß er unsere Fahne nicht verlasse." „Ich hoffe noch viel von dem Einfluß, dem ermutigenden Zuspruche seiner Gattin." Es war dies natürlich ein Mißverständnis, und es bedurfte nur eines Wortes von seiten des Meisters, um dies zu verscheuchen. So schreibt der König schon kurze Zeit darauf: „Über Bülow bin ich nun völlig beruhigt." Zu gleicher Zeit spricht er in der herzlichsten Weise Frau von Bülow seinen Dank aus für die Übersendung von „Kunst und Klima". Und er fügt bei: „Gerne schrieb' ich ihr noch, leider ist meine Zeit jetzt sehr in Anspruch genommen, grüßen Sie die Freundin vielmals von mir." Das stand in demselben Briefe vom 3. Dezember, worin er den inzwischen erschienenen Artikel der „Neuesten Nachrichten" mit folgenden Worten kritisierte: „Jener Artikel in den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' trug nicht wenig dazu bei mir den Schluß des hiesigen Aufenthaltes zu verbittern. Er ist ohne Zweifel von einem Ihrer Freunde geschrieben, der Ihnen mit demselben einen Dienst erweisen wollte, leider aber hat er Ihnen mehr geschadet, als genützt."

Dieser Artikel nun vom 29. November hat seine eigene Geschichte. Er ist mit den Buchstaben fr. unterzeichnet, also mit der Abkürzung von Richard Wagners Pseudonym „Frei Gedank", und wenn der König nicht erfreut war darüber, so ist das auffallend. Denn es sind darin durchaus nur Gedanken enthalten, wie sie in den Briefen des Königs an Wagner mit voller Bestimmtheit wiederkehren. Hatte er doch erst am 16. November geschrieben: „Wer

hätte aber denken können, daß jene Menschen so falsch, so hinterlistig sind", und diese sind und konnten keine anderen sein, als jene, von denen der an und für sich glänzende Artikel sagt: „Ich wage Sie zu versichern, daß mit der Entfernung zweier oder dreier Personen, welche nicht die mindeste Achtung im bayerischen Volke besitzen, der König und das bayerische Volk mit einem Male von diesen lästigen Beunruhigern befreit wären." Es ist über den Urheber des Artikels viel geschrieben worden. Zuerst glaubte man ihn dem braven Pecht zuweisen zu dürfen. Dann aber war es Peter Cornelius, der meinte, daß Wagner diesen letzten Schlag gegen das Kabinettssekretariat, den ihm die besonnenen Freunde, selbst Bülow, gewiß widerraten und ausgeredet hätten, zweifellos einzig mit des letzteren Frau und durch sie aufgereizt, ausgeführt hat. Andere haben geglaubt, in ihm die Hand des trefflichen Heinrich Porges zu verspüren. Nichts von alledem. Der Artikel ist nach den Äußerungen Richard Wagners von Frau Cosima abgefaßt, und sie hat ihn persönlich auf die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" gebracht und damit gezeigt, daß sie mit ihrer ganzen Persönlichkeit dafür eintrat. Es entsprach ihrem Mut und ihrer Auffassung, daß jetzt bei den unerhört gesteigerten Angriffen von allen Seiten gehandelt werden müsse, und daß es nur ein Mittel gab, die Katastrophe zu vermeiden: der Sturz der Gegner. Sie war in alle Fragen eingeweiht, und sie sah keine Möglichkeit, auf anderem Wege etwas zu erreichen. Sie hätte sich gewiß an den König direkt gewandt, wie sie es so oft später und früher im Interesse des Meisters getan, wenn eben nicht diese Fragen ganz unabhängig vom König selbst hätten durchgeführt werden müssen. Es war jetzt zum Konflikt gekommen zwischen dem Kabinettssekretär von Pfistermeister und auch mit dem Minister selbst, und zwar hat es sich dabei nicht um die Ausgaben für Kunst und Theater gehandelt, sondern darum, daß Richard Wagner sich jetzt ebensowenig wie später, zu einem Organ der Minister hergegeben hat.

Der Minister von der Pfordten ist unter den deutschen, in den

Staatsdienst übergetretenen Gelehrten eine ganz eigenartige Figur. Er war im Jahre 1843 Professor des Römischen Rechts an der Universität Leipzig geworden und hatte sich durch seine politische Rolle dem König Friedrich August beliebt gemacht, so daß er im März 1848 sächsischer Minister geworden war. Professor aber war er und Professor blieb er, und ist nie eigentlich zum Staatsmann geworden. Robert von Mohl, der alte Rechtslehrer, welcher selbst keine liebenswürdige Persönlichkeit gewesen ist, hat ihn folgendermaßen geschildert: „Das geringe persönliche Gefallen, das er fand, rührte von der Form des Auftretens der ganzen Erscheinung her. Bei wenig aristokratischem Äußeren trat Herr von der Pfordten mit großem Selbstbewußtsein auf, er hatte mehr die Form eines Vorgesetzten, als eines Kollegen. Man fühlte durch, daß er ohne vorgängige Übung in der großen Welt schnell zu einer befehlenden Stellung gekommen war und diese lange innegehabt hat." Er war in den Zeiten Maximilians II. wiederum Minister geworden und mußte den starken und mächtigen Angriffen der Kammer weichen. Und da hat er denn das Wort dem König eingeprägt: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke." Es war eines der wenigen, die er auf seiner Walze hatte. Damals hat er es der Kammer gegenüber angewendet, jetzt wurde es gewissermaßen gegen Wagner ausgespielt, und der Sohn Max II. hat sie ihm ebenso getreu nachgesprochen, wie einst der Vater. Dadurch errang Pfordten einen Sieg über den König und über den Künstler, den er direkt haßte. Devrient hat darüber schon früher geschrieben: „Bei Pfordten mischt sich persönlicher Widerwille gegen Wagner in sein Urteil über seine Werke, und der Staatsmann mit leidenschaftlich engen Grundsätzen bewaffnete den Kritiker." Er sagte: „Die Überhebung der Persönlichkeit, wie sie an Richard Wagner auftrete, sei das zerstörende Moment unseres heutigen Lebens und Staatswesens, und wenn die Fürsten nur ein wenig so zusammenhielten, wie die Demokraten das tun, so dürfte Wagnerische Musik nirgends aufgeführt werden."

Aber gerade dieser Pfordten war es, der kurz vor der Münchner Katastrophe an Wagner herangetreten war, und sogar seine Zustimmung dazu gegeben hatte, daß das Kabinett dem Meister, ehe er es zum Bruche kommen ließ, ein Bündnis anbot. Das war gerade in jenem Spätherbst gewesen, und kein anderer als der spätere Minister, also damalige erste Hilfsarbeiter des Kabinetts, Apellrat Lutz, hat ihm die Tendenzen des Ministeriums, die damals vollständig auf Bismarckschen Anregungen beruhten, dargelegt, in der unverhohlenen Absicht, seine Mitwirkung dazu zu gewinnen. Es waren also die bayerischen Beamten, die Wagners politische Tätigkeit wohl gelitten hätten, wenn er in ihr Horn gestoßen hätte, die aber, nachdem er ihren Antrag abgelehnt, nun mit allen Mitteln, und zwar nicht den reinsten und den nobelsten, zu seinem Sturze beitrugen. Das alles wußte Frau Cosima, und aus diesem Sinne heraus hat sie, die Gedanken Richard Wagners zu ihren eigenen machend, den Artikel geschrieben, der im gewissen Sinne nichts anderes war als eine erneute Absage gegen die bayerische Regierung und ihre damals ausgesprochen demokratische Tendenz.

So begann man denn Lärm zu schlagen, und München kam in Bewegung. Es wäre indessen falsch, wenn man wähnte, daß es sich um das eigentliche Münchner Bürgertum gehandelt habe, sondern es waren eben die von den gewissen Elementen inspirierten Zeitungen, es war das Literatentum, das sich durch den König gekränkt und zurückgesetzt fühlte, und auch die Herren vom Rathaus haben dabei wie so oft mitgespielt. Man hatte es sich nicht nehmen lassen, Unterschriften gegen Wagner zu sammeln. Ganze achthundert hat man zusammengebracht, aber dem König gegenüber log man von tausenden. Und auf den König wirkte der Minister ein mit seinem alten Spruch, den nun der König wiederum wörtlich niederschrieb, nachdem von der Pfordten ihm, ebenso der Wahrheit wie den Verhältnissen widersprechend, ausdrücklich erklärt: „Ew. Majestät haben zu wählen zwischen der Liebe und dem Glück Ihres Volkes und der Freundschaft

des von allen Guten verachteten Wagner." Das war nicht die Sprache eines gewandten und erfahrenen Staatsmannes, sondern eines von tiefstem Groll und schwerster Eifersucht erfüllten Professors. Das ist überhaupt die Rolle, die er in diesem ganzen Konflikt gespielt. Genug. Der König gab nach und bat nun Richard Wagner, für einige Zeit aus München zu weichen. Wagner hat es mit der ihm eigenen großzügigen Art getan, wie er ja immer in solchen Augenblicken eine wunderbare, geradezu fürstliche Würde an den Tag gelegt hat. Er stand dem König nicht als der ergebene Diener gegenüber, sondern wie ein fürstlicher Freund, der seinem König ruhig und teilnahmsvoll schrieb: „Mein König, mich schmerzt, daß Sie leiden, wo der einfache Gebrauch Ihrer königlichen Macht Ihnen Ruhe verschaffen würde." Aber man darf nicht vergessen, daß die in diesen Dingen so kurzsichtige Königin-Mutter, daß Prinz Karl, daß der ganze Hof, daß alles in den König drang, Wagner ziehen zu lassen, und daß man ihm eine Revolution schlimmster Art in Aussicht stellte. Das waren alles falsche Vorspiegelungen, wenn sie auch von diesen Persönlichkeiten selbst geglaubt wurden, denen man sie in gleicher Weise glaubhaft gemacht hatte, wie sie es nun bei dem König taten. Dazu kam das Geheule eines entarteten Journalismus, der sich groß fühlte, weil jetzt mit einem Male auch die Regierungsleute von ihm Gebrauch machten. Die Parallele mit der Lola-Montez-Katastrophe tauchte unmittelbar auf. — Man kann nicht sagen, daß diese so kurz zurückliegende Münchner Episode den Münchnern selbst wiederum eingefallen wäre, ohne die Anregung, die von dem alten und verbitterten Grillparzer aus Wien gekommen war:

Die Agnes Bernauer, eine Baderstochter,
Warfen die Bayern in die Donau,
Weil sie ihren Fürsten bezaubert.
Ein neuer Salbader
Bezaubert Euren König:

Werft ihn, ein zürnender Landsturm,
Nicht in die Isar, doch in den Schuldturm.

Man kann sich das verbissene Gesicht des großen Dichters und kleinen Menschen vorstellen, wie er diese giftigen Worte geschrieben, die nun in jeder Art in den Münchner Blättern widerklangen. Doch kurz vorher hatte das Korps Suevia den König gefeiert, und mitten in die Katastrophe hinein fielen die Vorbereitungen von der Aufführung des Liebesmahles der Apostel durch den akademischen Gesangverein.

Aber Richard Wagner ging. Es war am 10. Dezember, morgens $5^3/_4$ Uhr, da er am Bahnhof „wehmütig aber gefaßt" Abschied nahm von Frau Cosima, von Peter Cornelius und dem Ehepaar Porges. Er war nur geleitet von seinem Diener Franz und seinem kranken, alten Hunde Pol. Er fuhr nach der Schweiz. Nichts hatte ihn zu beugen vermocht, und stolz und aufrecht kehrte auch die junge Frau in ihre Wohnung zurück. Der Gatte war auf einer Konzertreise und konnte erst für den 15. zurückerwartet werden. Er hatte wohl Wagner gefehlt, aber auf der anderen Seite war es ihm lieb, daß Hans von Bülow selbst nicht in die Katastrophe hineingezogen wurde, die niemand mehr beklagte und die keinem mehr zu Herzen ging als dem jungen König selbst. Ihm hatte das ehrgeizige, bissige und selbstsüchtige Beamtentum in der Tat den Mann genommen, der vielleicht den größten Einfluß gehabt hätte, ihn zu leiten und zu lenken und auf richtige Wege zu führen. Fröbel erzählt in seinen Erinnerungen noch eine merkwürdige Geschichte von einer alten Frau, die bei Richard Wagner erschienen sei und ihm erklärt habe, daß er der einzige Beschützer des jungen Monarchen gegen die Verderbnis seiner höfischen Umgebung sei. Und sie habe von dem König und dessen hoher Bestimmung gesprochen, sie sei schon bei Ludwig I. und Max II. gewesen, diese aber hätten ihren Rat nicht befolgt. Dieser junge König aber sei zu großen Dingen bestimmt, das stehe in

den Sternen geschrieben. Glauben Sie an die Sterne? habe sie Wagner gefragt. „In den Sternen steht es geschrieben, daß dieser junge König zu großen Taten auserlesen ist, und Sie Herr Wagner müssen ihn schützen und vor dem Schlechten warnen, mit dem ihn die Übelwollenden zu verderben suchen." Das war gewiß romantisch, aber es war in diesen prophezeienden und prophetischen Worten doch eine Spur von Wahrheit zu finden, und ohne Prophezeiung und klarsehend mit intuitiver Kraft hat eine andere, eine junge und schöne Frau, im gleichen Sinne ruhig und sicher mit der ganzen Feinheit ihres Wesens und der ganzen Überlegenheit ihrer Erziehung auf den König einzuwirken gesucht und es auch in manchen Dingen eine Zeitlang wenigstens vermocht. Das war Frau Cosima.

Zunächst freilich blickte sie mit banger Sorge und tiefem, wehmütigem Gefühl dem Meister nach, der seinen Weg nach Vevey am Genfer See genommen und von dort aus sich nach Genf begeben, um in der „Campagne des Artichauts" eine Zeitlang wenigstens eine Unterkunft zu finden. Ihr Herz und ihre Gedanken waren bei ihm. Aber sie war fest entschlossen, seine Position in München zu vertreten, so gut das überhaupt möglich war. Sie sah klar, ebenso wie Richard Wagner selbst. Er schreibt schon am 23. Dezember an Bülow: „Mein Programm dem König gegenüber ist: Ein Jahr Urlaub für Dich, wenn Du ihn verlangst. Keine Art von Aufführungen. Ich hier oder dort — still die Meistersinger vollenden. Mai 1867 unter königlichem Protektorat dieselben in Nürnberg. Dann??? So hätte er sich als Regent zu bewähren, Herr zu werden, die Wege vom Gesindel zu befreien. Er muß sich selbst langsam allein durch glückliche Fügungen der Umstände gestützt herausarbeiten und die rechten Leute finden. Ich — möglichst ganz fern dabei, Du und Cosima gewiß nicht nah. Deshalb — ziehen wir uns zurück."

Man sieht, kaum ist ihm eine Welt zusammengestürzt, so baut er sich eine neue. Und klagend blickt ihm der König nach und ruft ihn so oft er nur kann, durch Telegramme wie durch Briefe. Und

doch sehen wir, wie gerade jetzt mit dem neuen Jahre Frau Cosima stärkeren Einfluß auf den König zu gewinnen begann. Sie schreibt ihm: „Meinen innigsten Dank lege ich dem königlichen, huldvoll vertrauenden Freund zu Füßen. Auch ich hatte einen Brief und gestern eine Depesche, die ich mir gestatte, Ew. Majestät mitzuteilen. Der Brief sagt, der Freund wolle acht Tage stille stehen und die Augen schließen: ‚Nach acht Tagen vollständigen Stillstandes will ich mich wieder mitteilen. Wohl genese ich noch einmal und komme zur Ruhe. Jetzt kann ich nicht mehr, kann nicht mehr und die mindeste Berührung schmerzt mich. Nichts will ich mehr sehen, nichts mehr wissen! Ich muß eine lange Zeit taub und blind sein. Nun sorge für Dich, mache es gleich mir, wir gehen wahnsinnig zugrunde, wenn das so fort fährt. Einmal noch mögen sich die Nerven beruhigen. Wohl gelingt es uns dann, künstlich, sehr künstlich zu leben. Mit der Natur hat es bei mir ein Ende. Du verstehst mich, das ist mein Trost, ich hoffe, wenn volle Beruhigung möglich ist.‘ Wie ergriff mich das Roland-Blatt. O Himmlischer gebe, daß alle Erfahrungen Lüge, alles Wissen eitel und nichtig seien, daß einzig wahr und mächtig unsere Liebe bleibe. Wie danke ich meinem Herrn gnädig verstanden zu haben, wie ich die Bitte den Wunsch demütig ausgesprochen habe. Da habe ich erklärend, entschuldigend hinzuzufügen, daß ich es gerne sah, daß die Leute des erhabenen Königs Person von allen Seiten drängten und nur auf Sie bauten, nur Sie anriefen. Ich weiß sehr wohl, daß es nicht in der Politik so hergeht, daß man Peter und Paul befragt, wie es ihnen so behagt, auch fiel es mir nicht ein, daß auf das sogenannte Programm Rücksicht genommen werden könnte, nur schien es mir, als ob der gnädige Empfang nichts anderes bedeute als: Ihr gehört zu meinem Volke, Ihr kommt zu mir her, unkundig der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des regierenden Lebens. Als Vater empfange ich Euch gnädig und freundlich. Als König befehle ich, Euch zu beruhigen und Euch nicht in Dinge zu mischen, die Ihr nicht kennt und die meines heiligen Am-

tes sind. Dies für mich der Sinn des Empfangs, mir schien es beruhigender Natur sein zu müssen. Allein, was Ew. Majestät tun, ist wohlgetan und wenn ich darauf zurückkomme, so ist es, um meinem treuen Herrn meine Entschuldigung zu Füßen zu legen." Das klingt so fein, wie die Rede des Antonius in Shakespeares Julius Cäsar. „Doch Brutus ist ein ehrenwerter Mann, das sind sie alle, alle ehrenwert." Und dabei weiß sie sofort wiederum Angelegenheiten dem König zu unterbreiten, wie zum Beispiel die durch Freiherrn von Perfall ihr gemeldete Verzögerung der Aufführung von ihres Vaters Werk „Die heilige Elisabeth". Und sie fügte ruhig bei: „Wollen Ew. Majestät die große Gnade haben, den Befehl dem Intendanzrath ertheilen zu lassen, damit die Aufführung zu der von Ew. Majestät gnädig bestimmten Zeit vor sich gehe." Denn die Aufführung von dem im August in Pest von Liszt selbst dirigierten Oratorium war nicht bloß eine Gefälligkeit Bülows gegenüber seinem Schwiegervater, sondern sie war nach der Katastrophe vom 10. Dezember eine Ehrensache geworden, die zu gleicher Zeit diplomatische Bedeutung hatte. Wenn man auch jetzt sozusagen Wagner musikalisch auszuschalten suchte, was bereits bei dem musikfreudigen München eine Unmöglichkeit war, das sich mehr und mehr an die Werke Richard Wagners in sympathischster Weise gewöhnt hatte, war doch den Feinden ein Schlagwort genommen, und die „Heilige Elisabeth" des „Abbé Liszt" konnte die Gegner des „Preußen" Richard Wagner zwar aufregen, aber sie mußten diese Erregung niederschweigen. Und Bülow hat in der Tat alles darangesetzt, das Werk in richtiger Weise zur Aufführung zu bringen.

Aber freilich, die beste Diplomatin war Frau Cosima, und sie verstand es, klar und sicher die Sache des Meisters zu führen. Schon am 3. Januar erhielt sie ein Schreiben von seiten des Intendanzrates Lutz, worin ihr mitgeteilt wurde, daß die Theaterplätze in gleicher Weise reserviert und zur Verfügung gestellt werden, wie seinerzeit Herrn Wagner. Auch die Gehaltsfrage für den Meister wurde

geordnet, und dann heißt es: „Seine Majestät der König haben erklärt, daß Allerhöchst Sie nicht entgegen wäre, wenn Sie Herrn Wagner einige Andeutungen über die Mitteilungen machen wollten, die ich gestern mit Ihnen betreffs der Rückkehr nach München zu besprechen die Ehre hatte." Hinter diesem wunderbar bürokratischen Stil steckt aber doch etwas sehr Bedeutendes. Der König läßt dem Meister durch sie seine amtlichen Beschlüsse gewissermaßen offenbaren. Er geht sogar noch weiter. Am 15. Januar schreibt Lutz: „Heute befehlen mir Seine Majestät der König Ihnen mitzuteilen, daß Allerhöchstdieselben für die Nibelungenkartons aus sehr wichtigen, mir selbst nicht bekannten Gründen auf den Maler Genelli in Weimar nicht reflektieren könnten. Sodann soll ich Sie ersuchen, das, was Sie bezüglich obengenannter Kartons zu bemerken hätten, Seiner Majestät schriftlich mitzuteilen. Wenn ich den Allerhöchsten Herrn richtig verstanden habe, so bezieht sich die letzte Äußerung auf eine Bemerkung, welche Sie selbst Seiner Majestät in Aussicht gestellt zu haben scheinen. Endlich habe ich den Auftrag erhalten, Sie zu fragen, ob die Biographie des Sängers Schnorr schon erschienen, und wo sie zu haben ist." Es hat etwas Rührendes und im gewissen Sinne auch Erheiterndes, in diesen Auslassungen des Kabinettsrats die tiefen Empfindungen, die der König für die Werke des Meisters hegte, durchklingen zu hören. Interessant ist nun, wie die gnädige Frau auf diese Frage mit Genelli eingeht. „Wie gütig und gnädig von Ew. Majestät, den Grund anzugeben, der allerdings Genelli unmöglich macht. Ich habe Sie wohl an diesem Zug erkannt. Die Hoffart der Maler, die, auf eine glänzende Vergangenheit gestützt, sich als die Patrizier der Kunst betrachten und auf die armen Musiker von der Höhe ihrer durch Jahrhunderte angesehene, wenn auch zuweilen kümmerliche, Stellung herabblicken. Die Zeiten sind vorüber, wo der herrliche Leonardo da Vinci zugleich Dichter, Musiker und Maler war. Nebenbei ist vielleicht Genelli ein Bedenken über sein ‚Können' gekommen. Als der Hoch-

selige Vater Ew. Majestät ihm den Auftrag gab, ein Sujet aus der Geschichte Bayerns zu malen, erklärte er seine Unfähigkeit dazu. Er hatte sich in die Antike so hineingelebt, daß ihm andere Gegenstände fast wildfremd sind. Dieses wollte ich noch bei meiner Empfehlung hinzufügen. Hätten Ew. Majestät Abneigung gegen Wislicenus, auch in Weimar, der nicht die Meisterschaft Genellis besitzt, doch Schwung und Poesie in seinen Kompositionen entfaltet? Sollten Ew. Majestät einst Muse dazu haben, würde ich mir erlauben, von einem jungen französischen Talente zu sprechen, das ich zwar nicht persönlich kenne, von dem ich aber weiß, daß es Wagner bewundert und verehrt. Kaulbach bat mich zweimal um den Nibelungenring. Sollte er wirklich so wenig Sinn haben für das Schöne. Wäre es Ew. Majestät genehm, wenn ich ganz inoffiziell bei Frau von Kaulbach anfrüge, ob ihr Mann gerne zu dem Gedichte Bilder schaffen würde?

Wie richtig aber durchschauen Ew. Majestät die engherzigen, gehirnlosen Spezialisten."

Man sieht, wie klar und sicher sie den Fragen des Königs ihre feine und feinabgestimmte Antwort entgegenzusetzen vermag. Und zugleich führt sie stets des Meisters Sache: „Der Brief, den ich heute vom Freunde erhielt, zeugt von gleicher Stimmung — Mut und Hoffnung. ‚Was soll ich tun', schreibt er unter anderem. ‚Ich bin getrennt. Wo ich zu Ostern bin, muß ich bleiben können. Ein Sommer in Genf ist unter den Verhältnissen unerschwingbar, so muß ich denn noch einmal mit mir beraten, um zu dem letzten, am Ende doch wieder einigermaßen erschütternden Entschlusse zu kommen. Es muß aus mir kommen. Ich fühle das, niemand kann mir raten, nur Einer könnte helfen.'" Und sie schließt daran die Worte: „Ich gedenke nun schweigsam vielleicht Montag zu verreisen, selbst ohne dem Freunde mich angemeldet zu haben, was soll und darf ich ihm von meinem König melden?"

Inzwischen hatte sich in dessen Schicksal auf leidvolle Weise eine

starke Wendung vollzogen. Während seiner Fahrt nach Südfrankreich, wo er eine bleibende Stätte für sein ferneres Schaffen vergeblich suchte, war in Dresden seine Gattin Minna plötzlich gestorben. Man muß sagen, daß er ihr, der unglücklichen und leidenden Frau, bis an ihr Ende in der ritterlichsten Weise zur Seite gestanden und die Beziehungen zu ihr über alle eigene Not hinweg in diesem Sinne gewahrt hat. Noch im Juni 1863 hatte er an Hans von Bülow geschrieben: „Du glaubst nicht, welche Herzensqual mir dies immer noch in bezug auf meine Frau macht. Sie schreibt mir sehr wenig, aber wenn es dann doch einmal geschieht, ist dies allemal ein völliges Unheil, was sich über mir hermacht. Jede mindeste Berührung sagt mir, wie frevelhaft thörig es ist, nicht vollständig abzubrechen, sondern immer noch eine offene Stelle zu lassen, wo Hoffnungsqual für die Arme aus- und einziehen kann. Ich bin jetzt soweit: und nun quälen und ängstigen mich wieder tausend Vorstellungen. Gott was ist man mit seinem überfeinen Gefühl für ein elendes Wesen! —" „Nichts in der Welt kann mich bestimmen, gegen meine Frau die Scheußlichkeiten einer bürgerlichen Scheidung durchzuführen. Somit bleibt's ein Elend und ich lebe miserabel: glaub' mir's —." Inmitten all der unerhörten Angriffe, die ein teuflischer Journalismus im hohen Auftrag gegen ihn systematisch durchführte, hatte der „Münchner Volksbote" auch die Behauptung aufgestellt, daß er seine von ihm getrennt lebende Gattin darben lasse. Daraufhin hatte sie am 9. Januar eine öffentliche Erklärung erlassen, worin sie der „Wahrheit getreu" feststellte, daß sie bis jetzt von ihrem abwesenden Mann eine Sustentation erhielt, die ihr eine sorgenfreie Existenz gewährt. Sie schloß die Erklärung mit den Worten: „Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, durch diese meine Erklärung wenigstens eine der vielfachen Verleumdungen, die gegen meinen Mann gemacht werden, zum Schweigen bringen zu können." Doch auch dieses genügte nicht, und dasselbe Blatt gab vor, daß Wagner dieses Attest durch eine augenblickliche Sustentation hervorgerufen habe.

Die drei Klavierauszügler Richard Wagners: Tausig, Klindworth, Bülow
(Tristanzeit, München 1865)

Es war eine amtliche Widerlegung der „Armenversorgungsbehörde Dresden" nötig, um das Blatt zu einem Widerruf zu zwingen.

Mit ihrem Tode war nun eine hohe Schranke zwischen Richard Wagner und Frau Cosima gefallen. Sie trennte sich indessen jetzt nicht leicht von München. Denn sie hatte dort in Stellvertretung des Meisters jene hohe Aufgabe zu erfüllen, die Beziehungen zwischen ihm und dem König lebendig zu erhalten, nicht bloß im Interesse des Freundes, sondern vor allem des Königs selbst, der zeit seines Lebens von zwei düsteren Gedankenreihen begleitet worden ist: von der Idee der Abdankung und der Sehnsucht nach dem Tode, der er dann in höchster Not wirklich gefolgt ist.

Inzwischen war unter der Leitung Hans von Bülows am 24. Februar die Legende der Heiligen Elisabeth mit beispiellosem Erfolg aufgeführt worden, der den König tief erfreute, wie späterhin eine Wiederholung, der er selbst beiwohnte. Dann trat Frau Cosima die Wallfahrt nach der Campagne des Artichauts an, um, wie ihr Gatte es wünschte und auch aussprach, dem Einsamen Trost zu bringen. Während sich Bülow auf einer Konzertreise befand, verweilte sie mit ihrer ältesten Tochter Daniela bei ihm, und sie hat ihm fast einen Monat lang den Haushalt geführt und dem Erregten, der mit der äußeren Welt in so heißem Kampfe stand, den inneren Frieden und jene Ruhe gegeben, der er in seiner Einsamkeit unbedingt bedurfte. Sie war ihm Vertraute und Gehilfin, alles aber in dem Sinne einer hohen Pflichterfüllung, die ihr größte Opferkraft und Opferfreudigkeit auferlegt hat. Das Ziel, das dieses unnennbar hohe Gefühl nehmen sollte und nehmen mußte, war ihr über alle inneren und äußeren Hemmungen hinweg vollständig klar. Sie wußte, daß nur sie ihm den Frieden und die Kraft geben konnte, seine große deutsche Sendung zu vollenden. Aber auch der äußeren Dinge nahm sie in fraulicher Weise wahr. Auf den ersten Blick erkannte sie, daß in Genf, abgesehen davon, daß der Mietkontrakt schon am 1. April ablief, hier seines Bleibens nicht wahr. Er sollte

nicht in der französischen, sondern in der deutschen Schweiz ein dauerndes Unterkommen haben. Sie forschten allenthalben — vergeblich. Da sahen sie am letzten März bei einer Dampferfahrt auf dem Vierwaldstätter See auf „einer vorspringenden Landzunge, in lauschiger Parkumgebung zwischen alten Bäumen ein einfaches, zweistöckiges Häuschen" ragen. Sie erkundigten sich danach und erhielten abratenden Bescheid. Aber dennoch besuchten sie es am nächsten Tage: es war der Ostersonntag, und Wagner sah mit Freuden, daß er das gefunden hatte, was er brauchte. Er mietete sofort auf ein Jahr, und es war ein glücklicher Griff. Schon nach kurzer Zeit konnte er sagen: „Hier bringt mich kein Mensch wieder hinaus."

Frau Cosima war dann nach München zurückgekehrt, und schon am 4. schrieb ihr der König: „Mit Jubel, mit jauchzendem Entzücken erfüllte mich die Nachricht, die Freundin sei hier! Ich beschwöre Sie, theilen Sie mir inzwischen alles mit, was Sie vom geliebten Freunde erfahren haben. Wie geht es mit der Gesundheit des Theuren? O, welch herrliche Tage müssen Sie mit ihm verlebt haben!" Und nun häuft er, wie in fast allen Briefen, die Fragen nach dem Schaffen des Meisters, nach den „Meistersingern", nach „Siegfried" und nach „Parzival". Und dann fügte er die schönen und taktvollen Worte bei: „Wie freue ich mich auf die Kompositionen Ihres großen, mir so theuer gewordenen Vaters, welche ich heute zum ersten Male hören werde. Von ganzem Herzen hoffe ich, Sie möchten bei Ihrer Zurückkunft Herrn von Bülow und Ihre Kinder wohl angetroffen haben." Um so trauriger war er, als er von dem festen Entschluß des Meisters, in Triebschen zu verbleiben, hörte. Er war erschrocken und stellte ihm seine eigenen Jagdschlösser zum Aufenthalte zur Verfügung. Mit Ungeduld erwartete er die Entscheidung des Meisters. Sie tritt in ihrer ganzen schönen und warmherzigen Weise in dem Briefe vom 6. April an Frau Cosima hervor: „Verzeihen Sie meine Ungeduld; aber das Drängen meiner Seele ist zu stark. So gerne möchte ich erfahren, ob Sie heute

Neues vom geliebten Freunde erfahren haben. O mögen alle Engel ihn umschweben und ihn zu dem Entschlusse bestimmen, mein Anerbieten anzunehmen. Mir ahnt, es wird zu seinem Heile sein! Soeben malt Echter den Tod Mimes durch Siegfried, auch daran erkenne ich einen Wink des Schicksals. Noch ist es Zeit! Vorsichtig, aber sicher müssen wir an das große Werk gehen, die Macht der Finsternis muß vergehen, sie scheitert an entschiedenem Willen und unerschütterlicher Treue und glühender Liebe." — Und er spricht es offen aus, daß an Wagners Todestag auch er von hinnen müsse. „Wahnsinn wäre es, zu leben, wenn er einst dahin sein würde." Und er schließt: „Wie sind Sie mir theuer um der Liebe willen, die Sie so traulich ihm beweisen. Er hat wenige, die ihn wahrhaft lieben, diese aber sind ihm treu bis zum Tode, sind sein Eigen." Er bittet sie, in allen Angelegenheiten, die den Freund betreffen, in allen seinen Sorgen sich an ihn zu wenden, zumal er erfahren hatte, daß ihm durch seine unteren Beamten vielerlei Bedrückungen und Unannehmlichkeiten bereitet würden. Sie wußte aber diesen Briefen eine wundervolle Antwort entgegenzusetzen: „Indem ich diese Zeilen beginne, frage ich mich, welche Stimmung dieselben Ihnen wohl kundgeben werden, so durcheinander durch die widersprechendsten Empfindungen sind meine Gefühle. Vor allem sage ich Ihnen Dank, dem Freunde die Ruhe gewähren zu wollen, die Ruhe, deren seine müde Seele so bedürftig ist — ach, er ist krank und erschöpft! Das Häuschen in der Brienner Straße, von welchem ich annahm, daß er es nie verlassen würde, es wird von seinen Leuten am 1. September geräumt und der Königlichen Kasse zur Verfügung gestellt werden, und somit wären wohl diejenigen befriedigt, die ihm das trauliche Obdach nicht gegönnt haben. Und er beruhigt sich in dem Gedanken, daß er Triebschen als letztes Asyl betrachten darf. Wie ich Ihnen, einziger Freund, dafür danke, dieses zu verstehen und mitzufühlen, kann ich Ihnen kaum sagen. Sie empfinden die Liebe — Sie wissen, was sie gebaut! Ich freue mich unsäglich, daß Sie noch hoff-

nungsvoll sind, daß Sie noch den schönen Glauben an unsere Pläne sich bewahren. Ich — verzweifle nicht, doch ich lebe von Stunde zu Stunde. Ich sehe der Trennung von dem Freunde wieder entgegen, noch einen Winter sollen wir ihn seine einsame Existenz führen lassen — ich weiß gar nicht, wie ich es ertragen werde. Haben unsere Feinde uns vernichten wollen — sie haben es erreicht. In der tiefsten Seele den Nerv des inneren Lebens haben sie uns getroffen — Gott verzeih es ihnen! Wir wollten, mein Mann und ich, schon letzten Donnerstag nach München zurückkehren, als ich den Brief von Frau von Schnorr bekam, welche mich beschwor, unsere Rückkunft zu verlegen: das letzte, was unsere Feinde verbreitet hätten, wäre, das Hans preußischer Spion wäre, welcher die Geheimnisse der bayerischen Politik der Bismarckschen Regierung geliefert. Dieses ist gerade dumm genug, um dem aufgeregten Pöbel glaubwürdig zu erscheinen. Sie schreibt mir, von allen Seiten würde ihr mitgeteilt, wir könnten jetzt nicht ohne Gefahr nach München zurückkehren. Gestern abend erhielten wir eine Depesche aus Berlin. Mein Mann hatte dort dem guten Bechstein geschrieben, ihm etwaige Mitteilungen nach München zu schicken, da jetzt wohl alles beruhigt wäre. Diese Depesche lautet: „Sie sind schlecht unterrichtet, Sie können nicht ohne Gefahr abreisen." Da Bechstein ein unglaublich ruhiger, ja phlegmatischer Mann ist, muß er Kenntnisse von Dingen erhalten haben, die wir kaum ahnen, da wir und auch Sie, edelster Freund, stets die Menschen für besser halten als sie sind, und der Unfähigkeit zuschreiben, was aus tiefster Schlechtigkeit entstand. Wir entschlossen uns gleich, hier auf unbestimmte Zeit zu bleiben und dann später auf einige Tage nach München zurückzukehren, unsere Sachen einzupacken und eine Stadt zu verlassen, wo wir die schönsten Träume gehegt und die hehrsten Stunden verlebt. Darf ich Sie wohl bitten, mein gnädiger Freund, uns dann in München einen der Herren vom Sekretariat zuzuschicken, um geschäftlich die Urlaubsangelegenheit abzumachen?

Dieses Gebot, glaube ich, werden sie willig erfüllen, da sie nur eines erstreben außer unserem Untergang — unsere Trennung von Ihnen. Mein Mann geht heute nach Basel, um zu sehen, ob er dort vielleicht ein Unterkommen findet — in Deutschland will er nach München nicht mehr bleiben, denn unsere ganze Hoffnung war eben auf dieses Ziel gesetzt. In Deutschland ist kein Platz für unsere Kunst. Die Leute würden uns mit Hohn empfangen, daß wir an ihren Sieg geglaubt haben. Wie Gott will — ich bin ergeben." Und sie weist auf ein Schreiben des Flügeladjutanten des Königs, Fürst zu Thurn und Taxis, hin, der im Auftrag des Königs von einem Wiedersehen sprach. Aber sie warnte: „Doch, mein herrlichster Freund, ich gestehe es Ihnen, ich zittre und bebe. Die Menschen, welche die Macht haben, sind zu allem fähig. Die Stadt ist jetzt in größter Aufregung, sie empfinden dunkel, die Leute, daß ihre und des Königs Sache schlecht geführt worden ist. Wie ich höre, bereiten sich Bewegungen vor. Wie günstig käme da für die in Not geratenen Feinde ein Fremdes, eine Diversion. Wie gerne würden sie nun zum zweiten Male den Freund des Königs als Beute hinwerfen. Ich fürchte alles. Die Zeitungen werden ermächtigt sein, diese Zusammenkunft zu besprechen, wie Ihre Reise hierher, mein theurer Freund. Entweder richtet sich die Bosheit gegen Sie selbst oder gegen den Freund. Ich bin in der fürchterlichsten Angst und wage kein Wort zu sagen. Ich will den Freund nicht beunruhigen. Er geht so gerne, die trübe Laune, der er seit einigen Tagen preisgegeben, würde zerstreut durch diese Aussicht, und ich, ich fürchte, sie bringen ihn um. Nichts ist den Menschen heilig, die uns verfolgen, unsere Ehre, unsere Ruhe, sie haben sie angegriffen, sie haben mit unserem Leben gespielt wie mit Bällen, sie wissen, daß wir sie durchschaut haben, und ich glaube, daß H. v. d. Pf. sich noch an uns wegen des Briefes rächt, welchen ich damals von Genf aus über ihn an K. Lutz schrieb. Ich wußte, als ich es tat, daß es mir schwer vergolten würde, ich tat es dennoch, weil ich die Wahr-

heit gegen den höchsten Freund als die erste Pflicht erkannte und das, müßte ich mein eigenes Kind beschuldigen, würde ich frei dem Einzigen gegenüber thun. O, lassen Sie uns ertragen, was wir nicht ändern können. Es ward uns nicht gegeben, über die Feinde zu siegen. Sie sind mächtiger als je, wir wollen sie nicht reizen, diesen Kampf können wir nicht bestehen. Unsere Herzen sind gebrochen, unsere Leben sind gewaltsam aus ihren Bahnen gerissen, lassen Sie uns in Demut und Geduld den Frieden suchen und finden und entsagen, da wir nicht siegen können. — Seien Sie aber tausendfach gesegnet für Ihre Liebe, und gebe es Gott, daß unser Leiden Ihnen dereinst zum Heile sich verwandeln könne. Erlauben es die neidischen Götter nicht, daß das Höchste sich vollbringe, seien Sie ewig gelobt und gepriesen, es gewollt zu haben." Und in schöner Weise wendet sie sich zu ihm selbst: „Seit einem Tag haben wir wiederum Sonnenschein. Ihr theurer Brief, glaube ich, hat ihn gebracht. Doch verdunkelt er sich jetzt schon wieder, und die Natur beginnt bald wieder, von neuem zu grollen. Seltsames Schicksal, das uns hier gewaltsam vereint, um uns in Bälde ebenso gewaltsam wieder zu scheiden. Wenn auch nicht mutlos, gänzlich willenlos stehen wir da und können nur unsere Seelen zum Zeugen nehmen, daß wir nur das Gute gewollt. Sie sehen, mein hoher Freund, wie ich Ihnen aus ganzer Seele ausströme — darf ich Sie bitten, mir immer und stets zu sagen, wie es Ihnen ums Herz ist. Ich will es dem Freunde nicht mehr mitteilen, um ihn nicht zu erschüttern. Doch möchte ich, daß Sie ohne Bedenken, ohne Rücksicht mir sagen, was Ihre große Seele bewegt, wenn der Drang zur Mitteilung Ihnen kommt. Ist es doch das einzige, das ich Ihnen bieten kann — mein Verständnis." Dann spricht sie von den „Meistersingern": „Bis an Beckmessers Lied sind nun die ‚Meistersinger' gelangt: dieser zweite Akt ist ganz himmlisch. Es ist mir unmöglich, Sachsens Monolog: ‚Wie duftet doch der Flieder' zu hören, ohne daß meine Augen sich mit Tränen füllen. Durch die göttliche Musik wird ein

jedes Wort verklärt zugleich und deutlicher, es scheint mir, daß ich jetzt erst recht die Dichtung begreife. Gebe Gott, daß dieses Werk seiner baldigen Vollendung entgegensehe. Wie erhebend, daß in dem Moment, wo Deutschland der größten Zerfahrenheit preisgegeben ist, dies deutsche Werk wie keines seine Schwingen entfaltet: dieses eine gibt Mut und Hoffnung. Vielleicht ist das so groß und bedeutungsvoll, daß wir darum verfolgt werden müssen!"

Aber sie kehrten nach München zurück, und dort dirigierte Bülow sofort die „Eroica". Sie schreibt darüber an den König: „Wie hat mich die ‚Eroica' so sehr erfüllt. Nie ist sie mir mit solcher Wucht entgegengetreten! Wohl dachte ich auch an den Fernen und empfand, daß dieser der Held ist, den Beethoven besang. Wie schön, daß ich in dieser Empfindung mich mit dem Hehren vereinte!" Und dann gibt sie ihm Ausschnitte aus einem Briefe Richard Wagners: „Heute Dienstag herrlicher Morgen — Markttag — Kahn auf Kahn, von Ury, Schwyz und Unterwalden zum Luzerner Markt: Ein wonnevoller Anblick, ganz unsäglich schön — auf diesem Hintergrunde, auf diesem lieblich glatten Seeboden, wo jeder Kahn von einem strahlenden Silberkreise umwoben wird. Ein solcher Morgen ist nicht zu theuer mit einem beschwerlichen Wintermonat bezahlt. Nun verstehe ich meine Wahl und den Winter, dem ich entgegengehe: Walter hat ihn schon besungen, ‚am stillen Herd zur Winterszeit, wenn Hof und Haus mir eingeschneit', da will ich mich des Lenzes Morgen entsinnen, wie will ich den Winter hier lieben! Wahrhaftigkeit, höchste Wahrhaftigkeit sei unser Dogma! Sieh, zu diesem Bund, zu diesem Glauben kann ich nur einen noch ziehen! Nur Parzival. Und so sei er unser Schutzengel. Nochmals, niemand störe uns hier, hier herrsche heilige Ruhe. Es sind die letzten Jahre eines schweren, qualvollen Lebens, die ihr Ziel, ihre Krone finden sollen. Nichts hat mich seit einiger Zeit so ergriffen wie das Wiederbekanntwerden mit der Meluſinensage. O Gott — die scheidende Meluſine, die in bangen Zeiten noch

gespenstig Wiederkehrende! Ein Fieber schüttelte mich: Wehmut und Mitleid wollten mich in Atome auflösen, Gott! was dichteten die Menschen alles schon, um sich das furchtbare Rätsel des Daseins zum Bewußtsein zu bringen. Und es hilft nichts, sie spielen mit ihren ungeheuren Dichtungen wie läppische Kinder. Was habe ich in dieser Welt zu suchen! — Dieses Geheimnis des Zaubers! Raymund tötet aus Mißgeschick seinen Oheim in Waldesnacht — Mondschein — Waldflucht; eine wundervolle Stimme ruft ihn an: Melusine, die Entzauberungsbedürftige, wirbt ihn, beglückt ihn grenzenlos, wird von ihm verraten. In Mondscheinnächten pflegt sie noch die jüngsten Kinder, dann weiß man nichts mehr von ihr. Nacht — Elemente. Schuld — Zauber: Unglaube, Zweifel, Entzauberung. Lange Klage durch die Nacht, durch die Lüfte. Mondschein. Die Vögel sind mutig und singen lustig." Und dann mit einem Male kehrt er zur Landschaft zurück. „Hast Du schon die Stare schnarren und schwatzen hören? Herrliche Kühe bedecken rings die Wiesen. Tag und Nacht hörst Du das Geläute. Dies Geläute ist schöner als alles Tönen, das ich kenne. Die Willkür des Klangwechsels, die herrlichen Glocken, der Stolz des Besitzers, sind von unbeschreiblichem Zauber. Ich gebe alle Glocken Roms dafür hin." Und dann schreibt er am 7. April an sie: „Du denkst Dir wohl, wie schön und ermutigend mich Parzivals Anerbieten und seine Briefe anregen? Nun, auch ich bin mir treu geblieben und habe keine Schwäche aufkommen lassen. Heute habe ich ihm geschrieben, ich habe wieder schreiben können, wie es mir stets ums Herz ist, und das hat mir wohlgetan. Ich erkenne das Wunder seiner Liebe immer mehr, verehre es, ja verehre es staunend als eine heilige Offenbarung!" So weiß sie den König durch die plastisch herausgegriffenen Bilder aus seinen Briefen zu erheben und ihm dadurch selbst die eigene Auffassung von dem neuen Aufenthalte zu geben. Von diesem selbst sagt sie: „Das Haus dort wird vom freundlichen Besitzer ordentlich hergerichtet. Wir haben vor, nach

den Musteraufführungen hinzugehen. Zuerst bringe ich im Monat Mai die drei Kinder hin, richte alles nötige ein, auch seine Pfauen bringe ich dem Freund und manches andere noch, damit er es etwas behaglicher habe. Ich komme dann zu den Musteraufführungen wieder her." Und dann bespricht sie offen die Lage der Proben zu „Lohengrin", plaudert über die Inszenierung des ersten Aktes „Tannhäuser" und auch über die Bilder, die der König bei Kaulbach bestellt, und über die Militärmusik, welche die verschiedenen Arrangements „Rienzi", „Tristan" und „Meistersinger" brachte. Und da fügt sie bei: „Da ich bei der Militärmusik bin, erlaube ich mir, dem allergnädigsten Herrn mitzuteilen, daß ich heute früh Herrn Lutz in der Angelegenheit des Militärmusikkorps des Leibregiments geschrieben habe. Demselben ist verboten worden, Wagnersche Musik zu bringen, und er ist ganz untröstlich darüber. Ich hoffe, es ist meinem theuren Herrn nicht unlieb, daß ich darüber mit Herrn Lutz spreche." Man sieht, überall zeigt sich die Intrige gegen Wagner. Aber wenn sie sich an Lutz wegen der anderen wandte, so mußte sie von Lutz selbst sagen: „Ich erlaube mir, die ‚Melusine' zu übersenden, da mir es gesagt wurde. Ich befürchte fast, daß die Sendung den gütigen Herrn beschwerte. Herr Lutz hat mir das Manuskript der Biographie zurückgeschickt, indem er mir sagte, daß viele Bücher noch auf dem Tisch Ew. Majestät liegen. Hoffentlich nimmt der Huldreichste die Sendung in Gnaden auf." Es ist bezeichnend genug, daß man ein Manuskript Wagners zurückgibt, das der König nicht gelesen hat, um den Anschein zu erwecken, daß es ihm lästig ist.

Dann fuhr Frau Cosima mit ihrem Gatten und Vater nach Amsterdam zu der Aufführung der „Graner Messe". Sie plaudert darüber: „Seit zwei Tagen bin ich nun von Holland zurückgekehrt. Mein Vater war dort in guter Gesundheit und schönster Stimmung. Alles, was ich ihm von München mitgeteilt habe, hat ihn so tief gefreut, daß er sich durchaus gedrängt fühlte, einige Zeilen

des Dankes an unseren Beschützer zu richten, die ich mir erlaube beizufügen. Wir hatten dort schöne, kunsterfüllte Tage; zum ersten Male wurde die ‚Graner Messe' aufgeführt, und der Beifall, mit welchem der achte Psalm aufgenommen wurde, war ein warmer, wahrer und ungemischter. Mit einfachster Liebe und solidestem Enthusiasmus sind die vortrefflichen Leute dort dem Vater entgegengekommen und er hat sich unter ihnen wohlgefühlt. Darf ich nun sagen, daß ich fast Heimweh hatte? So glücklich ich mich fühlte, mein ganzes Wesen, ich empfinde es wohl, wurzelt hier unter dem Schutze des theuren Schirmherrn. Ich hoffe, daß binnen einem Jahr mein Vater nach München kommen wird, er sehnt sich danach, seinem gnadenvollen Herrn zu danken. Heute war die Generalprobe der Neunten Symphonie! Gott, dieses Werk! Als ein wahres Unglück empfand ich es, da seine Töne verhallten, mit doppelter Schwere empfinde ich das Leben, es trägt einem empor, es schwingt einen zu den Sternen und taucht einen in die tiefsten Tiefen des unergründlichen Abgrunds und lächelt einem alles Erdenweh von der Seele." Wie schön ist, was sie von einem Werke von Schubert sagt: „Zu der Fantasie von Schubert, die Hans morgen spielt, hatte sich mein Vater ein Programm gedacht. Das Werk für Klavier geschrieben, gefiel ihm ganz besonders, nur kam alles, wie er es spielte, nicht genügend heraus. Da instrumentierte er es und nannte es für sich die „Wanderschaft". Bei dem ersten Satze dachte er sich das kühne, mutige Sichaufmachen eines Jünglings, der unschuldig und unkundig sich frisch und frei wandernd durch das Leben begibt. Liebliche Bilder entstehen ihm, süße Wehmut umspinnt ihn, lachendes Dahinflattern. Fast wäre für diesen Satz die erste Strophe eines Wanderliedes von Goethe gefunden: „Von den Bergen zu den Hügeln wiederum das Tal entlang, da erklingt es wie von Flügeln und da neigt sich's wie Gesang. Und dem unbedingten Triebe folget Friede, folget Rat, und Dein Streben sei die Liebe und Dein Leben sei die Tat." Nun erklingt das wunder-

bare Thema eines der schönsten Lieder Schuberts: „Da, wo Du nicht bist, ist das Glück", heißt es in dem Liede, und düster fallen die Töne auf die Seele, die lichten Bilder sind verschwunden, der Mensch schaut nicht mehr, er empfindet. „Denn die Bande sind zerrissen, das Vertrauen ist verletzt. Kann ich sagen, kann ich wissen, welchem Zufall ausgesetzt." Allein ertragen, nicht erliegen soll der Mann, und frisch und mutig ertragen, selbst leicht und vergnügt will ihn Schubert haben, und wiederum eignet sich die letzte Strophe des Goetheschen Gedichtes dem letzten Satze des musikalischen Werkes an: „Bleibe nicht am Boden haften, frisch gewagt und frisch hinaus! Kopf und Arm mit heitern Kräften, überall sind sie zu Haus! Wo wir uns der Sonne freuen, sind wir jede Sorge los. Daß wir uns in ihr zerstreuen, darum ist die Welt so groß!" „Und gewaltig strahlend, brausen die Töne dahin." Es klingt wie eine schöne Lektion, die sie dem künstlerischen Empfinden des königlichen Freundes erteilt, den sie dann wegen ihrer Überschwenglichkeit um Verzeihung bittet. „Aber", fährt sie fort, „mir ist wieder heimisch hier, und die heutige Aufführung hat den Gütigen meiner Seele wieder so nahe gebracht." Der König empfand das auch mit richtigem Gefühl, er antwortete: „Hocherfreut und begeistert haben mich Ihre und Ihres Vaters theure Briefe. Meinen wärmsten, innigsten Dank! Wie macht mich Ihr Vertrauen stolz, theure Freundin. Auch ich glaube an eine goldene Zeit, die nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Schon der Gedanke, solche Seele wie die Ihrige und die seinige lieben und verehren zu dürfen, ist Himmelsseligkeit, wie auch der Gedanke, Ihnen Beiden theuer zu sein." Sie tauschen sich die Briefe des Meisters gegenseitig aus. Dabei kam es nun gerade in diesen Tagen zu einem leisen und doch im hohen Grade charakteristischen Konflikt. Am 8. Mai schrieb Frau Cosima an den König: „Beifolgende Zeilen unterbrach der Freund, er schickte sie für mich, weil er weiß, daß ich gerne von ihm alles kenne und bewahre. Ich schicke sie in meinem

unbegrenzten Vertrauen und frage „wird er den Theuren zu der dritten Aufführung der Heiligen Elisabeth einladen?" Ich sage „Wir — als mir die Treue und die Liebe das Recht geben, mich mit meinem Herrn zu beraten? Können Wir es? Dürfen Wir es?" Wenn eine Möglichkeit, so bitte ich ein Wort der Bejahung, wenn nicht, so werde ich das Schweigen verstehen. Mir braucht der Huldreiche nie Gründe angeben. Was wohl der Freund sagen würde, daß ich es mitteilte? Mir ist es aber, als ob in diesem Bunde alles offen sein dürfte und müßte, und ich werde ihm schreiben, was ich tat." Da antwortete der König sehr verstimmt und auch bestimmt: „Sehr befremdet, ich muß es gestehen, hat mich der Ton, in welchem des Freundes Zeilen geschrieben sind, welche Sie so gütig waren, mir zu schicken. Ihrem Wunsche entsprechend sende ich sie wieder zurück. Sie kennen die Tiefe, die Bedeutung unserer Liebe, werden einsehen, daß es mir fürchterlich ist, jetzt noch vom Einzigen getrennt sein zu müssen. Wenn die Verhältnisse irgend danach wären, wie gerne lüde ich ihn ein. Käme er aber jetzt, so würde jede Hoffnung schwinden, ihn je wieder für ständig hier begrüßen zu können. Seines Friedens, seines Glückes wegen geht es jetzt nicht. Er zeigte mir ja sonst so viel Vertrauen, wollte ja alles in meine Hände legen, und er tat recht daran, denn er kann auf seinen Freund wie auf einen Felsen bauen. Und nun scheint er zaghaft zu werden, spricht Klagen aus. Muß mich das nicht betrüben? Ich bitte Sie, theuerste Freundin, sagen Sie ihm, daß er getrost mir alles überlassen soll. Doch auch wenn er mich verkennt, mir unrecht tut, liebe ich ihn innig und treu, und diese Liebe wird mich nie verlassen! Ach, hierhin sieht er nicht vollkommen klar. Dies ist gewiß! Ach, warum, nochmals muß ich es schmerzvoll ausrufen, warum baut er nicht unbedingt auf mich!" Da trat Frau Cosima sofort in die Bresche: „Ich habe gestern ein großes Unrecht begangen! Indem ich annahm, daß aus der Unterbrechung des Briefes der gütige Herr einsehen würde, wie er sofort in dem Gedanken des

Freundes annulliert worden ist, unterließ ich, aus der Fortsetzung an mich dasjenige beizufügen, was die vollständige Erklärung abgegeben hätte. „Wie traurig!" beginnt der Freund an mich. „Du siehst, welche Grillen der Einsame fängt! Die ‚Neunte Symphonie' hat es mir angetan! Du weißt, wie dieses Werk noch in mir klingt. Es nicht zu hören, ist mir eine Entbehrung gewesen, und die ‚Heilige Elisabeth'! Fast wär' ich mit Euch nach Amsterdam gereist, nur um Musik zu hören. Obigen Unsinn schicke ich Dir, weil Du nun ein für allemal alles haben willst. Ersieh' daraus, wie jammervoll mir manchmal zumute ist. Ich baue felsenfest auf Parzival — er soll bestimmen, er soll für uns handeln, er sei unser Steuermann und lenke uns zum Ziele." Ich empfand nur das eine, daß er Musik entbehrte, und wollte mich mit dem Einzigen beraten. Mir war es auch, als ob nie ein Mißverständnis zwischen uns entstehen könnte. Auch drängte die Zeit, falls die Einladung möglich gewesen wäre. So unterließ ich denn und fehlte tief, denn ich bereitete einen sorgenvollen Augenblick demjenigen, dem ich um den Preis meiner Ruhe und meines Friedens beseligendstes Glück wünsche. Mein unvorsichtiger Eifer hat mich verleitet, und anstatt mich an des Freundes wahre Stimmung zu halten, oder wenigstens die vorübergehende unbedeutende zu ergänzen, daß ein vollständiges Bild für meinen Herrn entstehe, habe ich an ihm und dem Entfernten gefehlt. Verzeihe mir gütig mein hoher Freund, was ich mir so schwer verzeihen kann."

Aber schon am nächsten Tage konnte sie dem König melden, daß sie nach Luzern mit den Kindern reise und dort einige Wochen verweilen werde. „Soll ich dem Freunde etwas von dem Beschützer melden? Darf ich mir erlauben, von Luzern aus zu schreiben?" Und dann spricht sie von der Tristanskizze Kaulbachs, die sie gesehen: „Der erste flüchtige Entwurf schien mir sehr gelungen." Und auch auf Semper kommt sie zurück: „Ist wohl meinem gnadenreichen Freund die Anfrage Sempers überbracht worden? Ohne irgendwie ein Urteil hier abgeben zu wollen, ist es mir, als ob er immerhin

das Modell verfertigen könnte. Wann es ausgeführt wird — eine andere Frage, die aber an Wichtigkeit verliert, wenn einmal Plan und Modell da sind. Mögen es dann andere Generationen vollbringen, wenn unsere Zeiten zu schwer und zu ernst sind, um an der heiteren Kunst sich zu ergötzen." Und sie schließt den Brief: „Mir träumt stets von einem Traum, ob der sich wohl je erfüllt? Ich hoffe gegen jede Hoffnung wie Paulus und glaube. Wir haben ein Wunder gesehen und können es bezeugen." Der König aber antwortete ihr am folgenden Tage in warmer Weise, indem er meint, daß der Brief ihm himmlischer Trost, lindernder Balsam gewesen sei. Er fährt fort: „Ich ersuche Sie, Herrn von Bülow meinen innigsten Dank auszudrücken für all' die herrlichen Genüsse, durch die er mich im vergangenen Winter und Frühling erquickt und beseligt hat. Zeitlebens werde ich ihm dankbar dafür sein. O, was war das gestern wieder für eine gelungene Aufführung der ‚Heiligen Elisabeth'! Die gottvollen Töne klingen noch in mir nach. Nun bin ich wieder im trauten Berg. Ach, hier verlebte ich so wonnige Stunden mit dem geliebten Freund. Wie ist es mir so wohl, wieder hier zu sein. Heute vor einem Jahr um diese Stunde waren wir noch in der Hauptprobe zu Tristan und Isolde! Teilen Sie mir bald mit, wann Sie glauben, daß die Meistersinger vollendet sein werden und ob der Freund jetzt daran ist. Versprechen Sie mir, den Theuren zu bewegen, die Nibelungen wieder in Angriff zu nehmen. Ich bitte Sie, theilen Sie mir stets mit, wenn er etwas bedarf. Ach, so gerne erfülle ich jeden seiner Wünsche. Nächstens werde ich Ihrem hochverehrten Vater schreiben. Wie freue ich mich darauf, ihn im nächsten Jahre in München zu sehen. Dann werden wir endlich alle vereinigt sein, wir, die wir füreinander geschaffen sind. Ja, wir gehören einander an. Erfahren Sie, theure Freundin, hie und da etwas von dem Freunde über seinen Plan zum Parzival?" Und dann erkundigt er sich über die neue Schule und lobt den Plan des Freundes als herrlich und großartig,

aber er verkennt die Schwierigkeiten nicht. Doch er schließt „im Herbste nahe der Freund, helfen Sie mir ihn zu bewegen." Man sieht, der eigentlich auf die Organisationen Drängende ist der König. Sobald er einigermaßen Ruhe hat vor seinen Beamten, glaubt er zu diesem Plan, der im Leben Richard Wagners und zu seinem Schaffen nur in entfernter Beziehung stand, greifen zu müssen, nur um ihn fester an sich heranzuziehen. Und auch Frau Cosima teilt im Grunde genommen die Anschauung des Meisters. Und jetzt, wo sie wiederum nach Triebschen fuhr, da war es ihr vor allem darum zu tun, ihm die Ruhe in Triebschen zu bewahren. Sie schrieb dem König am 18. Mai einen schönen und eigenartigen Brief: „Als ich Abschied nahm, hoffte ich von der Triebschen aus friedlich und freundlich berichten zu können. Ich dachte, der gewünschte Stillstand wäre eingetreten und freute mich, dem Gütigen, Erhabenen, einfache Beschreibungen des ruhigen Lebens entsenden zu können. Nun ist alles wieder ernst, sehr ernst geworden, ich zittere um das Wohl des Theuren hier. Ach, Gütiger, beschützender Freund, ist es möglich, daß der arme, vom Leben gehetzte, nun einige Zeit in Frieden lebt, wie würde ich es dem Himmel und seinem Entsandten danken! Ich erschrack, als ich ihn in Romanshorn sah und wir brachen beide in Tränen aus, doch erholte ich mich bald, als ich die Triebschen sah. Es ist schön hier, mein theurer Freund. Der einfache, aber große Garten führt zum See, vor uns steht der Rigi in schwerfälliger Pracht, an der Seite der Pilatus wie ein gewaltiger Drache. Sein Name und seine Sage leben in dem Munde des Volkes zur ewigen Schmach der Theilnahmslosen, welche das Fürchterliche geschehen lassen und sich damit begnügen, es nicht bekämpft zu haben. Bei schönem Wetter ist es hier ganz berauschend, und als ich am ersten Morgen die Kleinen im Garten einrichtete und von oben die Meistersingerklänge zu mir drangen, dachte ich, mein Herz müßte vor Freude springen. Zu unserem Schutzengel wandte sich der Gedanke, ich dachte mir den Theuren in Berg.

Trotzdem ich mich entfernt hatte, schien ich mir dem Gütigen näher. Wie sprach ich so traut mit dem Freunde, der da schuf und dem Freunde, der da stiftet. Abends kam die Botschaft aus Monsalvat, wirklich glaubte ich nichts mehr zu wünschen zu haben. Am zweiten Tag hatte ich den gütigen Brief. Ich bereite mich vor, über die Kunstschule zu schreiben, ausführlich und eingehend, wie ich mir die Ausführbarkeit des Planes denke, und unser ganzes stilles Leben wollte ich dem Herrlichen mitteilen, da kam die Depesche an den Freund, dann der Brief, ich sah des Freundes fürchterliche Not und Besorgniß! Ach, könnte ich sie nur ausdrücken die Qualen, die ich ausstand, mir war's, als ob ich den Gütigen in lauter Gefahren sähe, in lauter Leiden und Pein, und doch mußte ich den Freund beruhigen. Mein theurer, gnadenvoller Freund, Gott erspare Eurem Herzen die Not, die ich jetzt gelitten! Mir ist, als ob der Freund auf ewig zerrüttet sein würde, wenn er jetzt aus dem Frieden hier gerissen wird. Wie sieht es noch in Bayern aus, wie mächtig sind noch seine Feinde, was soll aus seiner, aus unserer Kunst werden, wenn er sich nicht sammeln kann und der Huldreiche, der Treue, was steht ihm bevor? Sind die Kämpfe, die er unternimmt, nicht unzeitig fürchterlich? Als wir gestern zusammen alles besprachen, sagte mir der Freund, er wolle seinen Herrn bitten, ihm jemanden zu entsenden, mit welchem er die ganze Lage besprechen, mit dem er alles auseinandersetzen würde." „Er wollte selbst nach Berg fahren. Ich hielt ihn davon ab. Wer weiß, welche Schwierigkeiten er durch diesen Schritt dem Beschützer aufbürden würde. Geduld, Ruhe, wir sind ja sicher — eine feste Burg ist unser Herr, das ist unser Spruch. Nun kam heute der gnädige Vorschlag. Ich wollte jubeln über die Einstimmigkeit, so entfernt sind wir uns so nahe! Wer könnte uns wohl schaden! Gestern nahmen wir die Biographie wieder auf. Des Morgens schreibe ich ab, abends diktiert der Freund. Gestern kam die neue große Photographie an, ich bewahre sie auf, um sie am 22. inmitten der Blumen aufzubauen. Die kleine machte mir un-

sägliche Freude, ich sah sie bei Albert und, darf ich die Kühnheit gestehen, wünschte mir, daß der gütige Freund sie mir geben möchte! Ich schrieb meinem Vater, daß unser gnadenvoller Herr die ‚Heilige Elisabeth' liebgewonnen hat. Er beabsichtigt, in Rom angekommen, eine Reinschrift des Vorspiels zu machen und es dem Huldvollen zuzusenden. Mein Mann hält jetzt seine Proben. Wie wird es nur mit diesen Aufführungen? Drohender, unvermeidlicher als je erscheint der Krieg. Ich mag an keine Zukunft denken, suche mich mit jedem einzelnen Tag zu begnügen. Der heutige ist schön und herrlich, o wüßte ich nur, daß die Seele des Wunderbaren nicht mehr leidet. Ist das Heil dereinst da, ist Parzival trosterfüllt, dann will ich die Augen schließen. Dann habe ich gesehen, was meine Seele ersehnte, dann will ich singend und preisend in jene Welt hinübergehen, die meine Not zuweilen anrief." Die Besorgnis Frau Cosimas wegen des Königs war voll berechtigt. Schon griffen die Zeitungen vor und sprachen von der Mobilmachung der bayerischen Armee und der Einberufung des Landtags auf den 22., also Richard Wagners Geburtstag. Nun war durch Niemanns Absage die für diesen Tag bestimmte Aufführung des „Lohengrin" unmöglich geworden, da entschloß sich der König zu einer raschen Fahrt nach Triebschen. Nur von seinem Flügeladjutanten, Fürst Thurn und Taxis, und von einem Reitknecht begleitet, begab er sich auf die Fahrt, und es gelang ihm, unerkannt Lindau und Romanshorn zu erreichen. Die Überraschung in Triebschen gelang vollständig. Der Diener wollte ihm gar nicht öffnen. Aber der Gast drang darauf, daß seine Besuchskarte abgegeben werde, und jubelnd kam nun Wagner die Treppe herab, um den königlichen Freund ins Haus zu geleiten. Es waren zwei schöne Tage, die er hier verbrachte, wo nun so mancherlei besprochen wurde und wo der König den so oft geäußerten Entschluß, das Übel mit der Wurzel auszurotten, wiederholte.

Aber die Fahrt war doch kein Geheimnis geblieben, und schon

am 23. verbreitete sich die Nachricht, daß der König verreist sei, man wisse nicht wohin, und am 24. waren die Blätter bereits voll von Mitteilungen über dieses Abenteuer, und die Angriffe setzten aufs neue ein. Man war besonders gereizt, weil ein Kreis von Münchner Kunstfreunden dem Meister einen silbernen Lorbeerkranz gestiftet. Die 14tägige Ausstellung des Geschenks für den „schandbeladenen Urheber dieser Beunruhigungen" sollte dem Ehrgefühl der Stadt München ins Gesicht geschlagen haben! Kurz und gut, der „Neue bayerische Kurier" eröffnete den Angriff mit einem wahrhaften Trommelfeuer, und nun nicht mehr bloß gegen Wagner und Bülow, sondern auch gegen die „Brieftaube Madame Dr. Hanns de Bülow". Man schmähte sie in der unflätigsten Weise und richtete diese Angriffe auch im gewissen Sinne gegen den König, dessen Stellung man mit falschen Alarmnachrichten zu erschüttern suchte. Es ist nicht anders. Diese Angriffe waren durchaus geeignet, das monarchische Gefühl im Lande zu untergraben. Der König hatte sein Kommen zu der Landtagseröffnung zugesagt, er war bereit, die große Truppenrevue abzuhalten und der Prozession am Fronleichnamstag beizuwohnen. Das half alles nichts. Die Angriffe wurden immer heftiger, und Bülow sah sich gezwungen, in der bekannten Weise vorzugehen durch öffentliche Erklärungen sowie durch eine Herausforderung an den Redakteur Dr. Zander, für die Ehre seiner Gattin einzutreten. Das war die unmittelbare Folge von des Königs Fahrt nach Triebschen. Man sieht, wie niedrig die Publizistik in München eingestellt war und wie sie mit allen Mitteln der Verleumdung und der Beschimpfung ihr Ziel zu erreichen suchte. Für Frau Cosima war der Zustand ein fürchterlicher. Sie gab ihrem Fühlen in ihrem Schreiben an den König nun einen starken und geradezu verzweifelnden Ausdruck: „Zum ersten, zum letzten Male flehe ich für uns. Auf die Knie sinke ich vor meinem König und bitte in Demut und Noth um den Brief an meinen Mann, damit wir nicht in Schmach und Schande das Land ver-

lassen, worin wir nur Gutes gewollt — ich darf wohl auch sagen, getan haben. Mein theurer, hoher Freund, wenn Sie dieses offene Wort sprechen, dann ist alles gut, dann können wir hier bleiben, dann wollen wir auf den Trümmern wieder aufbauen, mutig und trosterfüllt, als wäre nichts geschehen — sonst müssen wir dahinziehen, geschmäht und verlassen, demjenigen die einzigen Freunde entziehen, die ihm nichts mehr geben konnten als ihre Existenz mit Ruf, Ruhm und die sich nun dies alles anderwärts aufbauen müssen, um ihm eine Stätte bieten zu können. Mein hehrster Freund, der in unser Leben wie eine Gotterscheinung getreten ist, o geben Sie es nicht zu, daß wir, die Schuldlosen, verjagt werden. Ihr königliches Wort kann einzig unsere angegriffene Ehre wieder herstellen, es kann dies vollständig, alles verschwindet davor. Mein theurer Herr, ich wage nun zu sagen wie jener Held dem König, den er auszeichnet: Sire, vous faîtes bien, Sie werden recht daran thun, uns zu beschützen und das Volk wird es verstehen. Sollten in der nächsten Nähe des Theuren Menschen sein, die es bedenklich finden, seine Freunde nicht in Schmach vergehen zu lassen, o theurer Herr, diese Menschen haben hier nicht zu reden. In einer ernsten, heiligen Stunde sprachen Sie mir von Ihrem tiefen Erfassen der Nichtigkeit der höchsten Weltgüter gegenüber den Pflichten der Liebe. Sie kennen diese geheimnisvoll bestimmenden Stunden, in welchen das Wahre mit Sonnenhelle entgegentritt. Im Namen dieser geweihten Stunde sage ich: Schreiben Sie meinem Mann den königlichen Brief!

Wie ich den Freund verlassen, wie ich meinen Mann angetroffen, kann ich nicht beschreiben. Auf eine Nacht bin ich hierhergeeilt, um die letzten Vorkehrungen zu treffen. Wie habe ich die Räume, in welchen das Marmorantlitz des Freundes mich mit bleichem Gruß empfangen, betreten. Als ich Triebschen verlassen, brach meine Seele in bittere Tränen aus! Gebe es der Himmel, die Tränen seien nicht die Vorboten einer thränenreichen Zeit. Morgen bin ich wieder bei meinem Mann in Zürich. Von dort wandern

wir, wir wissen noch nicht wohin. Vielleicht entfernen wir uns für alle Zeit von Deutschland. Ist das gnädige Schreiben möglich, so will ich meinen Mann überreden, daß wir heimkehren — sonst — wie dürften wir in einer Stadt verweilen, in der man uns wie Verbrecher behandeln konnte. Wie könnte mein Mann in einer Stadt zu wirken vermögen, in der die Ehre seiner Frau angetastet wurde. Mein königlicher Herr, ich habe drei Kinder, denen ich es schulde, ihnen den ehrenwerten Namen ihres Vaters fleckenlos zu übertragen, für diese Kinder, damit die nicht einst meine Liebe zu dem Freunde schmähen, bitte ich Sie, mein höchster Freund, schreiben Sie den Brief. Ist der Brief möglich, so will ich für dieses Glück alle Erdenprüfungen fröhlich tragen. Ist er nicht möglich, dann scheide ich hiemit von dem gütigen Freund, küsse in Demut und Dank seine königliche Hand, erflehe Gottes Segen auf sein hohes Haupt und entferne mich mit meinem edlen, vielleicht tötlich verwundeten Mann dahin, wo dem Müden, Schuldlosen Ruhe und Achtung geboten wird. Könnte ich sagen, daß unser zertrümmertes Leben dem Dämon genügen wird, und dafür ein Heil für unseren König erwachsen, vielleicht würde das tiefgekränkte Frauen- und Mutterherz doch zur Freude sich darüber emporschwingen können, allein ich glaube es nicht. Auf uns zielen sie nicht allein, die Bösen."

Der König hat diesen Brief geschrieben, der nun wiederum zum höchsten Groll der Münchner Feinde in der Zeitung erschien, und zwar, wie es der Zufall wollte, in derselben Nummer, in welcher die Nachricht von der Kriegserklärung stand. Und so lästerte die Zeitung: „Wer in dieser verhängnisvollen Zeit für das Haupt des größten Mittelstaates die Achtung, die Hoffnung und das Vertrauen von Millionen von Deutschen in Anspruch nehmen möchte, den kann es wirklich nicht freuen, wenn er in ein und derselben Nummer das Manifest von Österreich und der Proklamation des Königs von Sachsen diesen Brief an Hans von Bülow angereiht findet." Und doch verkennt man gerade die politische Seite von

Richard Wagners Einfluß in dieser Zeit. Er war es gewesen, der dem König geraten hatte, neutral zu bleiben. Der König war ihm nicht gefolgt, obwohl er im Innersten nichts von diesem Kriege wissen wollte und demselben geradezu teilnahmslos gegenüberstand: dem Kriege, nicht seinem Volke. Für Bayern war der Krieg nichts anderes, als ein sogenannter „Ministerialkrieg", den von der Pfordten heraufbeschworen hatte durch seine zweifelhafte und schwankende Politik, die selbst Bismarck bis zum letzten Augenblick getäuscht hat. Indessen gerade auf des Meisters Veranlassung hin begab sich der König nach Bamberg in das Hauptquartier, und der beispiellose Jubel, mit dem er dort begrüßt wurde, tat ihm sichtlich wohl.

Aber der Krieg endete, wie er enden mußte — mit einem vollen Siege Preußens. Die bayrischen Truppen versagten unter einer falschen Führung, ebenso wie die Politik versagt hatte. Und gerade die war es, die den König aufs schwerste kränkte! Er schrieb darüber an Wagner: „Gottlob, daß die Selbständigkeit Bayerns gewahrt werden kann. Wenn nicht, wenn die Vertretung nach außen verloren geht, wenn wir unter Preußens Hegemonie zu stehen kommen, dann fort, ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein." Und doch hatte er diesen Gedanken zunächst nicht bloß von der politischen Seite her gefaßt, sondern von einer ganz anderen. Es ist zu bedeutungsvoll für ihn und für das Urteil, das man später über ihn gefällt, um nicht gerade diese Phase seiner Entwicklung näher zu betrachten. Am 21. Juli hat er der Freundin geschrieben: „Erschrecken Sie nicht, inständig bitte ich Sie darum, über den Inhalt meines Briefes. Ich schreibe Ihnen nicht in verzweiflungsvoller, trauriger Stimmung, wie Sie vielleicht glauben könnten, o nein, ich bin ernst und doch wieder heiter dabei. In Ihrem letzten Briefe aus München erinnerten Sie mich daran, daß ich Ihnen einst in einer sehr ernsten Stunde mitgeteilt habe, ich hielte die Pflicht der Liebe, der heiligen, gottentstammten für die höchste! Theure Freundin, dies ist

mein Glaube, nach dem will ich leben, will ich sterben. Nun drängt es mich Ihnen zu sagen, daß es mir ganz unmöglich ist, länger von dem, der mein Alles ist, getrennt sein zu müssen. Ich halte dies nicht aus. Das Schicksal hat uns füreinander bestimmt, nur für ihn bin ich auf Erden, täglich sehe ich und fühle es klar. Bei mir kann er nun nicht sein, o liebe Freundin. Ich versichere Sie, man versteht mich hier nicht und wird mich nicht verstehen. Hier schwindet jede Hoffnung. Darin werden sich die Zeiten nie ändern. Mit Entfernung der Cabinettsmitglieder und Minister wird hier nichts ausgerichtet. Als König kann ich nicht mit ihm vereinigt sein, die Sterne sind uns nicht günstig. So kann es nicht fortgehen — nein, denn ohne ihn schwindet meine Lebenskraft dahin. Allein, verlassen bin ich, wo er nicht ist. Wir müssen für immer vereinigt sein. Die Welt versteht uns nicht! Was geht sie uns auch an. Theuerste Freundin, ich bitte Sie, bereiten Sie den Geliebten auf meinen Entschluß vor, die Krone niederzulegen. Er möge barmherzig sein, nicht von mir verlangen, diese Höllenqualen länger zu ertragen. Meine wahre göttliche Bestimmung ist diese, bei ihm zu bleiben, als treuer, liebender Freund, nie ihn zu verlassen. Das sagen Sie ihm, ich bitte Sie darum. Stellen Sie ihm vor, daß so auch unsere Pläne durchzuführen sind, daß ich sterbe, wenn ich ohne ihn leben muß. Die Liebe wirkt Wunder. Dann kann ich mehr als jetzt, als König. Dann sind wir mächtig zu wirken und zu leben für kommende Geschlechter. Mein Bruder ist volljährig, ihm übertrage ich die Regierung." „Wir wollen nicht müßig sein, ich hoffe, ihm nützen, ihm dienen zu können. Ich beschwöre Sie, schreiben Sie mir recht bald, daß der Einzige einsieht, daß es höhere Kronen, erhabenere Reiche gibt als diese irdischen, unseligen. Daß er einverstanden ist mit meinem Plane, daß er die Macht meiner Liebe versteht, daß er weiß, daß mit ihm ich einzig leben kann. O, Freundin, dann werde ich erst leben. Befreien Sie mich von dieser Scheinexistenz." „Nennen Sie mein Vorhaben nicht überspannt, nicht abenteuerlich.

Bei Gott, es ist es nicht und werden dereinst die Menschen die Macht dieser Liebe und Vorherbestimmung begreifen lernen. Stellen Sie ihm, ich flehe darum, alles dar, bitten Sie ihn für mich. Er wird denjenigen, der nur für ihn auf Erden ist, nicht zur Trennung verdammen. Er wird mir nicht vorzustellen versuchen, daß das Königtum mein wahrer Beruf sei. Dann kann der Geist, kann das Herz sich entspannen. Jetzt aber ist mein Herz gebrochen, ich zwinge mich zum Leben und ich weiß es, dies ist keine momentane Stimmung, die wieder vergehen könnte, o nein. Vereint vermögen wir viel, hier ist nichts zu erreichen, hier ist und wird nie der Boden für unsere großen Pläne." „Nicht die schwierigen politischen Verhältnisse treiben mich zu diesem Entschluß, das wäre Feigheit. Aber der Gedanke, daß meine wahre Bestimmung nur auf diesem Wege zu erreichen ist, das läßt mich den besprochenen Schritt tun, hier und unter diesen Verhältnissen kann ich dem Theuren nichts sein, das sehe ich klar. Dort ist mein Platz! Dorthin zu ihm an seine Seite ruft mich das Schicksal."

Wir kennen die Stimmung Richard Wagners, die sich nun in ernster und, man möchte sagen, beinahe väterlicher Mahnung an den jugendlichen König entlud. Wahrer und wahrhaftiger, ernster, mahnender, als er geschrieben hat, hätte niemand schreiben können. Dazu nun die Antwort der Frau, an die der König diese schicksalsvolle Mitteilung gerichtet, daß er um des Freundes willen verzichten wolle auf Thron und Land. Auch sie war natürlich auf das tiefste erschüttert. Aber sie war nicht die Frau, jetzt mit falschem Tone dem König entgegenzutreten, und so hat sie ihm, ganz in ihrer Weise und aus ihrer vollen, klaren und doch geradezu elbischen Seele heraus geschrieben:

„Könnte ich nur die Tränen, die Wünsche, das Bangen und Sorgen der letzten Zeit Ihnen entsenden, dies wäre die einzige Antwort auf Ihr gestriges Schreiben! Was ich, seitdem Sie Triebschen verlassen, um Sie und mit Ihnen gelitten, kann ich nicht

sagen und mir selbst stand plötzlich in einer angstvollen Nacht der Gedanke und der Wille, den Sie aussprechen, vor der Seele. Ach, ich weiß es, mein theurer Freund, daß mit der Entfernung einiger elender Menschen es nicht getan ist. Ich habe vor München, seitdem ich die verschiedenen Schichten kennen gelernt, die entweder führen oder sich führen lassen, oder angstvoll vor einer unbekannten, aber überall fühlbaren Macht sich scheu zurückziehen, ein wahres Grauen und mir sind Sie als ein Märtyrer der Krone, wie der Freund mir als ein Märtyrer der Kunst erschien. Mir kam es vor, als ob das Kreuz, das Ihnen auferlegt worden, diese höchste, heilige Würde sei! Wie soll ich Sie nun nicht verstehen, wenn Ihre tiefe, große Seele sich in mir ergießt und mir das sagt, was ich ahnungsvoll weiß. Und doch und doch, mein wunderbarer Freund, ich schaudere vor dem Gedanken zurück, und wie in dem Gedicht der Reiter den traurigen Monarchen, der das Wesen der Welt ihm enthüllen will, angstvoll unterbrach: ‚halt ein, halt ein', ihm zurufend, kann ich dort weilen, wo Sie so kühn und frei sich bewegen, mir schwindelt der Boden, Seele und Sinnen versagen mir. Denn, theuerster Freund, in dieser öden Zeit, wo überall der Glaube nur Schacher ist, habe ich in Wahrheit an das Königtum von Gottes Gnaden geglaubt, es ist für mich eine Religion gewesen. Ja, an Sie einzig habe ich als König geglaubt. Nun stehe ich inmitten eines Erdbebens, muß Ihnen in allem recht geben und kann nicht mitfliegen. Der Freund schreibt. Er ist natürlich viel gefaßter als ich und nahm meine Mitteilung ernst, aber ruhig auf. Er schien darauf vorbereitet, und sein mächtiger Geist befreite ihn von der Sorge und von dem Schrecken, dem ich preisgegeben bin. Er kann sicheren Blickes in die Zukunft schauen und auf die jetzigen Trümmer das Kunstgebäude im Geiste errichten. Ich sehe in dieser Stunde nur noch die Trümmer und wage kaum zu hoffen." „Daß man Sie, erhabener Freund, dort nicht versteht, nicht kennt, kaum jemals kennen lernen kann, habe ich längst mit unsäglicher Betrübnis wahr-

genommen. Ich hatte aber ſtets noch gehofft, daß ein entſcheidender Akt vieles, wenn nicht alles zum Schweigen, zu Gehorſam und Ehrfurcht bringen würde. Was iſt aber dies alles, wenn Sie leiden und vergehen, wenn Ihre innere Stimme von dem einen Lebensberuf zu dem anderen abruft. Was wäre da noch viel zu ſagen und zu reden, ſo blicke ich denn auf zu Ihnen, großer, theurer Freund, begreife Sie in jeder Faſer Ihres Weſens, weiß auch, daß ich an Ihrer Stelle ſo empfinden würde wie Sie, und wage es dennoch nicht Ihnen zuzurufen: ‚Entbürde Dich der unheilvollen Laſt, laß den Schein fern ſein Deinem Herzen‘.“ „Hegte ich einen Wunſch, ſo wäre es der, daß als letzter König der theuerſte Freund den Thron verließ, daß gütige Engel die Krone gen Himmel trügen und daß die entgötterte Menſchheit in der Gleichheit der vollſten Gemeinheit ihr elendes Leben führte. Doch das ſind Träume.“

Es hat doch den Anſchein, als ob die junge Frau wie ein guter Geiſt zu dem König ſpreche, um ihn zu beruhigen und gerade dadurch, daß ſie ihm nicht in ſchroffer Weiſe widerſprach, die Ruhe zu geben, die Ruhe und den klaren Gedanken. Und ſo ſchließt ſie in eigenartiger Weiſe mit einem Hinweis auf die deutſchen Dinge: „Ich weiß kaum, wie das kommt, daß die Ereigniſſe, wie ſie hereingeſtürmt ſind, mich eigentlich wenig um Deutſchlands willen betrübt haben: Ich habe einen unerſchütterlichen Glauben an den Fortbeſtand Deutſchlands und mir dünkt, daß es zum Heile gereichen kann, daß vieles Morſche und Schlechte aufgedeckt wird. So haben wir uns den Sinn der Tatſachen gedeutet, die doch eigentlich nur ein Prolog ſind. Was aber die Edlen und Hohen in dieſem Durcheinander zu thun haben? Das iſt freilich eine andere, ſchwere, düſtere Frage. Nirgends erblickt man einen Funken, der das Herz erwärme, nirgends ein Streben oder eine Tat, die die Seele begeiſtern könnte! Tagesgeſpenſter überall.“ Und ſie ſchließt: „Mein edler, theurer Freund, ich habe Ihnen geantwortet, indem ich Ihnen die Stimmung meiner Seele gezeigt habe. Der Freund wird Ihnen das von

Ihnen ersehnte Wort zu hören geben und Sie sowohl in der Größe Ihres Vorhabens als in der Geduld, mit welcher die heilige Stunde dafür zu erwarten sei, stärken. Ich bete nun zu Gott, von dem die Könige ihre Macht und Würde haben, daß er Sie erhebe und tröste, daß er Ihnen seinen Engel sende, wie er dem Erlöser auf dem Ölberg erschien und daß Sie, Beglückender, zum Glück und Frieden gelangen. Ewig treu in Todesangst wie in Heilesjubel!" In der Tat, der König ließ sich beruhigen, und sowohl durch die feine Art der jungen Frau, wie durch die ernsten Worte des Meisters, von dem Gedanken abbringen. Er selbst meinte dann, daß er viele Briefe bereue, mit denen er den Freund beunruhigt habe, und da bittet er wirklich wie ein Jüngling um Verzeihung: „Ach, liebe Freundin, Sie wissen, ich habe oft so viel Schmerzliches zu erleben und da werden Sie es mir nicht verdenken, daß ich nicht immer in der peinvollen Erregung meine Gefühle beherrsche, daß ich nicht anders konnte, als gerade herauszusagen, wie es mir ums Herz war." Und er läßt sich wieder gerade am meisten durch Wagners Werke beruhigen. „Ich will nicht klagen, das sei fern von mir. Seien Sie versichert, des Freundes Ruhe und Frieden geht mir über alles. Wie glücklich macht mich der Gedanke, daß er an den ‚Meistersingern' arbeitet. Wie herrlich ist sein Plan in Betreff der Aufführung dieses Werkes. O wäre er durchzuführen. Ich hoffe es und verzage nicht. O, hätte ich nur eine Stunde neulich mit Ihnen im Verein zubringen können. Er ist der Mittelpunkt des Alls für mich, nichts hat Sinn und Bedeutung ohne ihn. Nun hoffe ich fest und bestimmt, es wird mir gelingen, die feindlichen bösen Gewalten zu brechen, und mir vollkommen untertänig zu machen. Die Schlechten erhalten ihre wohlverdiente Strafe und die Reinen treten an die Spitze. Dann kommt die Zeit, daß wir auch im Leben vereinigt sein können, ohne wieder auseinandergerissen zu werden." Er spricht hoffnungsvoll von der Kunstschule und von allen Plänen, von dem Bau des Theaters, daß er in allen Stücken

die nötige Selbständigkeit und Festigkeit erlangen werde. Freilich fügt er auch hinzu, daß es unmöglich ist, mit einem Schlage all die giftgeschwollenen Nattern in den Abgrund zu schleudern. Man darf nicht vergessen, daß der König damals unter dem Eindruck eines verlorenen Krieges stand, daß er Berater hatte, die eigentlich selbst nicht wußten, was sie wollten, und daß er in diesem Gefühle der Einsamkeit sich an jenes edle Paar wandte, das ihm in vollem Verständnis und voller Offenheit seine Meinung sagte, wenn auch mit edler Schonung seiner tiefen Gefühle. Das war schließlich eine Selbstverständlichkeit. Zu keiner Zeit, das muß gesagt werden, ist an dem König mehr gesündigt und verdorben worden als in diesem Jahr.

Nun kam wiederum des Königs Geburtstag, und Frau Cosima schrieb ihm: „Es sei der Tag dreifach gegrüßt, der Sie uns gab. Er leuchtet wie ein Stern in der Reihe der dunklen Tage." Und sie sandte ihm das Bild des Meisters, das ihn in seinem 26. Jahre darstellt, in der Zeit, da er den „Rienzi" schrieb. Sie hatte sich das Bild aus Paris verschafft. Es kam nun eine gewisse Abspannung und Entspannung für den König. Bayerns Selbständigkeit war gerettet, der Friede durch Bismarcks wunderbare Vermittlung zu einem glücklichen Ende geführt, so daß jetzt gerade die politische Lage Bayerns besser war als je zuvor. Auf der anderen Seite aber war es klar, daß ein Minister, der den Staat in solche Gefahren gebracht, der zum Beispiel während des Krieges selbst an den Armeekommandeur die Nachricht sandte, daß eine Schlacht geschlagen werden müsse, wodurch jenes unselige und überflüssige Blutvergießen bei Kissingen herbeigeführt worden ist, daß dieser Minister unter allen Umständen gehen mußte. Dazu hätte es am allerwenigsten einer Wagnerfrage bedurft. Wir wissen, daß der König in den politischen Fragen mit großem Takt im entscheidenden Moment immer das Richtige getroffen hat. Freilich fehlte es nicht an einem gewissen Schwanken und Wanken. Vor einer Begegnung, vor allem auch mit dem Ehepaare Bülow, warnt er selbst, obwohl er es

früher in Vorschlag gebracht hat. „Aber der Gedanke, neues Leid und neues Unheil könnte da entstehen, gebietet mir jetzt, auf das Ersehnte zu verzichten. Bisher erteilte ich nämlich hier auf dem Lande keine Audienzen, einzig nur den Ministern, wenn sie besonders Dringendes vorzutragen hatten. Dies ist in der Stadt bekannt und muß in mir die Sorge auftauchen, die Elenden würden es falsch aufnehmen, wenn ich ausnahmsweise Sie, theure Freundin, und Ihren Herrn Gemahl empfangen würde, und so könnte neuer Schaden Ihnen erwachsen." „Wäre es denn nicht möglich, daß Sie in München bleiben. Ach, muß ich freudlos in der Fremde weilen, der Freund könnte etwa im nächsten Frühling nach der Vollendung der ‚Meistersinger' Nymphenburg beziehen, dort die ‚Nibelungen', den ‚Parzival' schaffen. Alles würde wieder gut. Ich will Neumayers Vorschlag recht erwägen, dann den dummen Mime schlachten. O, bleiben Sie. Ich bitte Sie dringend, theilen Sie mir genau mit, was der Freund über Neumayers Vorschlag sagte. In seinem letzten Briefe gesteht er mir, es dämmere schon in seiner Seele der Gedanke auf, ich liebte ihn nicht. O, theure Freundin, war dies möglich, konnte er so von ‚Parzival' denken. Das sieht ihm nicht gleich. Das habe ich nicht verdient! O bleiben Sie. Mit Muth und Ausdauer wird der Feind besiegt. Nichtswürdig sind unsere Feinde, das ist wahr, aber dumm, sehr dumm. Dies lasse ich mir nicht nehmen. Wir wollen ihnen beweisen, daß wir uns nicht aus unseren Bahnen reißen lassen, dafür sind wir viel zu erhaben, zu groß. Dies dürfen wir von uns kühn und stolz aussprechen. O, Nymphenburg, käme er dahin! Wenn auch dieses nicht geht, dann faßt mich Verzweiflung. Denn ich muß es wiederholen, der Gedanke, noch länger von ihm getrennt sein zu müssen, bringt mich um." Man sieht, was die Gegner damit anrichteten, daß sie Wagner von dem König fernhielten.

Aber allen Plänen und allem Drängen gegenüber weiß Frau Cosima immer ein wunderbares Wort zu finden: „Haben Sie

Dank für alles, was Sie beschlossen! Lassen Sie uns ruhig fügen. Mir wird durch lange harte Gewohnheit das Entbehren beinahe leichter als das Genießen! Mein gnädiger Herr, Sie sagen, wir sollen bleiben, und wenn das Wort eines Wesens auf der Welt uns bestimmen könnte, so ist es Ihr gütiges Wort. Doch antworte ich Ihnen: Wir gehen nicht, wir entfernen uns. Den so mächtigen Feinden gehen wir jetzt aus dem Wege, welche es dahin gebracht haben, daß der Beschützer unserer Not uns nicht ohne Gefahr sprechen kann. Daß der Freund, auf einige Monate entfernt, nicht mehr daran denkt, zurückkehren zu können, daß alle unsere Kunstpläne erschüttert und daß wir als mißglückte Abenteurer behandelt werden. Unser Entschluß ist nicht in der Eile gefaßt. Gestern noch unterhielt sich mein Mann über anderthalb Stunden mit dem Polizeidirektor. Er war mit diesem, wie es scheint, sehr edlen und gutwilligen Mann recht zufrieden, doch kam er heim, noch in seiner Absicht bestärkt. Es wissen es alle Leute, es ist das öffentliche Geheimnis, die Umgebung des erhabenen Freundes verzeiht es mir und dem fernen Theuren nicht, mit dem König offen und frei verkehrt zu haben. Alles üble, was über meine Person schändlicherweise verbreitet worden ist, stammt — alle sagen es und wissen es — von einem Menschen her, mit welchem ich zwar persönlich bis zum Ende unseres Verkehrs in freundlichem Einvernehmen stand, welcher aber die Freunde des Freundes hier unmöglich machen wollte. Diese mächtige Feindschaft drückt nun auf alle Verhältnisse. Das Orchester gehorcht nicht willig einer örtlich mißliebigen Person, die Zeitungsschreiber werden frech, sie dürfen ja alles sagen, sie werden ja dazu selbst ermuntert, das Publikum wird scheu, es weiß nicht, woran es sich zu halten hat, denn wir haben zu schweigen. So sind wir denn wie eingemauert und der Stern, der uns strahlt und dem wir entgegensingen, der konnte bis jetzt nach außen nichts beugen. Wir gehen fort. Wo wir Meister im Hause, dort wollen wir weilen, harren auf Ihre Wünsche, mein theurer Freund. Mein

Mann ist und bleibt Ihr Diener und zwar Ihr willigster, untertänigster, begeistertster Diener — wenn Sie Musik wünschen, wird er herbeieilen. Er hat deshalb die nichtssagende Stadt Basel gewählt, um in Ihrer Nähe sein zu können und weil er keinen anderen Herrn haben will, als eben Sie, mein theurer Freund! Wir gehen — verstehen Sie mich gütig — um in München möglich zu sein, um Ihnen die Arbeit zu erleichtern! Alles ist noch möglich, doch muß der persönliche Klatsch, mit welchem die Gemeinen so sicher und kräftig umgehen, aufhören. Sind Sie, Theurer, so weit, daß Ihnen die Leute gehorchen, oder wenn sie nicht gehorchen, entfernt werden, ist die Kunstschule dekretiert, ist mein Mann zu Ihrem Hofkapellmeister gemacht, ist ein Kunstleben im Gange, dann werden die Elenden schon schweigen, oder wenn sie reden, sind sie unschädlich. Denn ihren unreinen Worten entgegnen wir mit unseren reinen Taten. Dann ist unser goldenes Zeitalter eingetreten. — Ich hatte gedacht, daß des Freundes Entfernung genügen würde, um Ihnen diese schwere, hohe Aufgabe zu erleichtern. Ich sehe ein, daß wir auch gehen müssen! Wie schwer mir dieses wird! Alle meine nahen und fernen Bekannten erinnern mich daran, daß ich stets gesagt habe: Hier will ich sterben, von hier gehe ich nie. Es sollte anders kommen. Doch Sie sehen, ich hoffe noch und wie gewaltig hoffe ich — unsere Gegenwart erscheint mir jetzt als Hindernis für unsere Kunstpläne. Denn wir können Ihnen, Gütiger, nicht helfen, solange die Menschen da sind, die uns mit Füßen treten oder vielmehr, solange sie uns mit Füßen treten dürfen. Wir entfernen uns und suchen den Schutz, um Ihnen, wenn die rechte Zeit geschlagen hat, zu Diensten zu stehen. Vor allem bleibt mein Mann in Ihrem Dienste. Ich möchte nicht noch einen Winter fern vom Freunde leben, in steter Angst um sein Befinden. Darum gehe ich auch. Daß dabei mir das Herz beinahe bricht, mein theurer Freund, darüber — Sie wissen, wie glücklich ich hier in dem Kunstweben — und Hoffen gewesen bin, lassen Sie mich schweigen! Die

Bande, welche ‚Tristan' geknüpft, werden nicht gelöst. Ein wenig mehr Zeit brauchen wir, als wir gedacht, und anstatt uns gleich zu freuen, haben wir viel gelitten. Doch dieses gerade ist mir ein Zeichen, daß wir nicht umgekommen sind. Die Leute haben uns gemartert, sie haben unsere heiligsten Gefühle geschmäht, lassen Sie mich glauben, daß all unsere Not unserer Kunst zugute kommen wird und daß, während wir vertrauensvoll, wenn auch geprüft, uns in Schatten zurückziehen, Sie unsere Sache an das Licht befördern. Alles liegt in Ihren Händen, lassen Sie uns ruhig ziehen, wir kommen wieder, wenn wir sollen, wenn wir dürfen, wenn unser Panier gepflanzt ist." Sie vertritt hier gewissermaßen die Gedanken, die ihr Vater in seinem bekannten Briefe vom 11. Juli seinem Schwiegersohne dargelegt hat. Vielleicht verfährt sie etwas diplomatischer, als es der Brief des Vaters ist. Jedenfalls aber weiß sie die Gedanken so umzustellen, daß sie ihrem Wesen unbedingt entsprechen. Nicht als ob sie zaghaft wäre. Sie geht direkt auf ihr Ziel los wie in ihrem Artikel vom November 1865, und sie schreibt: „Ja, sie sind dumm, die Menschen, allein die Dummheit beherrscht diese Welt, bis der Kopf ihr zertreten wird. Was sollen auch die armseligen Menschen von unseren Absichten verstehen. Sie denken sich gefährdet, eben weil sie alles dies nicht zu fassen vermögen und nur immer ein persönliches Interesse voraussetzen. Sie sind dumm der idealen Welt gegenüber, indem sie uns nicht fassen. Wir sind der realen Welt gegenüber dumm, indem wir uns nie vorstellen können, wie weit die Gemeinheit geht, wie auf einmal die Feigheit unverschämt wird und wie das Nichtswürdige sich brüsten kann. So stehen sich denn zwei Dummheiten gegenüber, die erhabene, die Martyrerdummheit, die göttliche Torheit Siegfrieds und Parzivals, und die Dummheit Mimes, die real, gemeinlistige. Da muß Nothung helfen." Sie berichtet dann von dem Eindruck, den Neumayers Arbeit auf den Meister gemacht und vor allem der Brief des Königs: „Über Ihren Brief oder vielmehr

bezüglich Ihres Briefes, mein erhabener Freund, schrieb er mir von Ihnen: ‚Er ist die Poesie selber.‘“ Dann spricht sie ganz geschäftsmäßig, aber mit klugem Urteil über Kaulbachs Karton von Isoldes Verklärung, den sie für den besten hält, den dieser gemacht. „Wenn ich mir die Situation auch anders vorstelle. Der Freund fand Isolde nicht verklärt, er wollte sie lächelnd und entzückt haben, nicht so trauernd als wenn sie den Geliebten wirklich verloren wähnte. Echters Skizzen werde ich mir mit Freuden ansehen, auch den Nibelungengang, und ich sage Ihnen für die gütige Erlaubnis meinen innigsten Dank.

Von Semper höre ich nichts mehr, freute mich aber zu hören, daß Sie, theurer, edler Freund, seiner gnädig gedacht haben. Er ist und bleibt ein Genie, seine Pläne sind wunderbar. Darf ich fragen, ob das kleine Modell des Festbaues bei ihm bestellt ist? Ich werde auch den Freund nach den Vorstudien fragen. Ich glaube aber nicht, daß er außer den Nibelungen etwas derartiges gemacht hat.“ „Jesus von Nazareth ist eingesperrt auf der Altenburg in Weimar. Es gehört der Fürstin Wittgenstein, welche sich immer vorgenommen hat, von Rom nach Deutschland zurückzukehren, um ihre Papiere zu ordnen, wo sie mir dann dieses Manuskript für Sie, Theurer, übergeben würde. Sie hat es aber noch nicht getan. Mein Vater arbeitet an seinem Christus. Er ist traurig über unseren Entschluß und wüßte uns gerne in München, das heißt bei Ihnen, mein hehrer Beschützer. Nun bei Ihnen bleiben wir. Wir verlassen die Leute, die uns von Ihnen, Hoher, Edler, trennen, um Ihnen besser dienen zu können. Wir scheinen zu gehen und wir nähern uns.“ „Mein Mann wollte am 15. in Basel sein, um dort für den Winter einige sehr bescheidene musikalische Vorkehrungen zu treffen. Stuttgart und Berlin wurden ihm vorgeschlagen. Er vermied beide Städte der Höfe wegen, um in Ihrem Dienst bleiben zu können, theurer Herr! Gebrauchen Sie ihn denn, wie Sie es wünschen. Die Entfernung ist gering. Ihre Befehle können nie eine Störung in

seinem Leben bewirken, denn er richtet sich sein Leben im Hinblick auf diese Befehle ein. Er wartet jetzt nur die Bestätigung des gnädig bewilligten Urlaubs ab, um sich zu entfernen — ich bleibe noch eine Zeitlang hier. Die Kinder blieben auf Triebschen, weil sie der Freund gerne um sich hat und sie ihm eine kleine unschuldige Zerstreuung bieten. Es war das letzte, was ich noch für ihn thun konnte."

Wir wissen, wie Ludwig gerade durch die Haltung Bülows in seinen Plänen bestärkt worden ist. Und auch Frau Cosimas Brief hat in diesem Sinne gewirkt. Der König schreibt darüber: „Was Sie mir über Herrn von Bülow sagen, hat mich tief gerührt. Wie weiß ich die treuen und liebevollen Gesinnungen zu schätzen, die er für mich im Herzen trägt. Ich sehe ein, daß nun gehandelt werden muß, soll nicht alles zugrunde gehen. Ich will mich des großen Freundes würdig erweisen. Hier nun in Kürze meinen Plan: Ich schreibe eigenhändig Herrn von Neumayer, ernenne ihn zum Cabinettschef. Damit wird vieles gut, denn Mime ist machtlos, ist dann soviel wie moralisch tot, wenn er seine Entlassung erhält, auch die anderen gemeinen Seelen, Fafner kommt fort, der treue Friedrich wird vom ersten Januar an Theaterintendant, zugleich mit ihm ernenne ich Herrn von Bülow zu meinem Kapellmeister, den unfähigen Perfall wollen wir auch entfernen. Was sagt nun die theure Freundin zu diesem Plane? Handeln muß ich, das Ziel der Elenden muß zu Ende gehen. Ich beschwöre Sie, theilen Sie dem Freunde dies mit, und bitten Sie ihn doch, wieder zu kommen. Warum sollte er denn nicht im Frühjahr kommen können, aber dann bleiben, bleiben! Semper hat das plastische Modell in Arbeit." Das war mehr, als man in dieser Zeit hätte erwarten können. Und Frau Cosima schreibt denn auch: „Ich weiß gar nicht, was ich Ihnen noch sagen soll. Ich bin der Freude seit langem so entfremdet, daß sie mir wie tötlich ist! Unaufhörlich weine ich, seitdem ich Ihren theuren Brief gelesen habe, und mir ist es, als ob ich nun sterben müßte, da ich für Sie, für die Freunde, für die heilige Kunst, das goldene Zeitalter eintreten

sehe. Jetzt möchte ich die Augen schließen, wo ich wieder eine Freude ersehe, wie ich sie nur durch Sie einst empfunden habe, nur durch Sie wieder empfinden konnte." „Alles, was Sie beabsichtigen, scheint mir prächtig. Gebe Gott, Sie hätten nicht allzuviel Verdruß und Ärger dabei. Gebe Gott, es wäre mit einem Schlage alles fertig. Mein Mann wird nach Basel reisen, damit nichts äußerliches verändert wird." Und alles, was aus ihr bricht, sind: „Tränen und Gebete." „Ein inbrünstiges Gebet, wie es vielleicht keine Frauenseele jemals erhoben! Gott stärke Sie, Sie werden schwierige und unangenehme Stunden nun durchleben. Könnte ich dieselben für Sie durchmachen! Wenn Sie mir einen demütig bescheidenen Rat gestatten, so ist es der, das Kühne und Kühnentschlossene durchzusetzen, das Schwerste, glaube ich, was Ihrer schönen Seele auferlegt werden kann, ist ihr jetzt auferlegt, die Unbarmherzigkeit der Gerechtigkeit. Leider kann niemand von uns jetzt Ihnen helfen, der König allein kann walten. Doch sobald der königliche Akt geschehen, so wollen wir Ihnen beistehen, so können wir's mit ganzer Seele. Und ist nur ein Schritt gethan, so ist ja alles schon vollbracht. Wüßten Sie, wie das Land auf sie harrt! Als ich neulich von der eingetretenen Verzögerung hörte, dachte ich, es wäre nun wohl nicht möglich, und man müßte sich ergeben. Entschlossen, nun auch zu ziehen, entwarf ich in der Stille der schlaflosen Nacht ein Schreiben an Sie, in welchem ich Ihnen mit der Klarheit und Ruhe des Tiefentsagenden die ganze Lage darstellte, wie sie sich mir Wunschlosen zeigte, wie sie der Nachwelt erscheinen würde. Ich sagte Ihnen, wie Sie die armen Schlechten um das Vertrauen und die Liebes Ihres Volkes zu berauben suchten. Ich sagte Ihnen, lassen Sie uns ziehen und wandern, arbeiten und vergehen. Geben Sie uns auf, wir werden Sie verstehen und nicht murren. Das eine sei der Preis dieses Opfers, geben Sie sich selbst nicht auf, o lassen Sie die Elenden nicht darüber jubeln, daß sie, um sich sicher zu stellen, König und Volk trennen und das höchste Band, welches gottgewollt, frevelhaft

lösen! Nun ist alles überflüssig geworden, nun rufe ich Ihnen Heil und Segen zu! Bei jedem widerwärtigen Eindruck gedenken Sie der Segnungen der Vielgeprüften." „Ich gestehe es Ihnen, mein theurer Freund, mir ist jetzt bange um Sie. Die Arbeit, die Sie jetzt vorhaben, entspricht so ganz und gar nicht Ihrem idealen Wesen, Kröten zertreten und Spinnen wegwischen, ist keine Aufgabe für einen Engel. — Allein der Engel weilt unter Menschen. Diese härteste Prüfung mußte an ihn herantreten, wenn er seine wahre Sendung erfüllen sollte. Auch tröstet mich der Umstand, daß alles rasch geschehen kann, ja fast in der Eile geschehen muß." Sie hat später selbst über die Art dieses Stiles ein Wort gesprochen, daraus hervorgeht, daß sie den gehobenen Ton anwenden mußte, damit sie der jugendliche König auch richtig verstand. Es lag dies in seiner Natur, und dann darf nicht vergessen werden, daß die Lage der Dinge in Bayern sich mehr und mehr verdüstert hatte. Schon längst galt der Angriff gegen Wagner nicht mehr diesem selbst, und der ganze Feldzug war gegen die Person des Königs gerichtet. Man hatte die Galerien eröffnet, und auch die auswärtigen Blätter begannen jetzt in einer Weise zu schreiben, wie sie nicht einmal kurz vor der Königskatastrophe Ereignis geworden sind. Sie brachten Einzelheiten über des Königs Gesundheitszustand und über Beratungen, zu denen man auch Ärzte mit sogenanntem psychiatrischem Einschlag hinzugezogen hatte. Eine Zeitung entblödete sich nicht zu sagen, daß das Gutachten dieses Arztes keineswegs für den König schmeichelhaft gewesen sei. Man sieht daraus, wie tief der moralische Stand derjenigen war, die diese Blätter beeinflußten und welche Zumutungen man damals an ein wissenschaftliches Gutachten stellen zu dürfen glaubte. Es zieht sich durch das ganze Leben König Ludwigs diese feindselige Richtung, und man erkennt, daß nach vielen Jahren diese Gedanken und Wünsche wirklich Erfüllung gefunden haben, wenn auch in einer Zeit, wo ganz besonders der Hof nichts von solchen Machenschaften wissen wollte. Ohne Zweifel ist Frau

Cosima von diesen Dingen unterrichtet, die ja in der Folge von Richard Wagner selbst dem König unterbreitet wurden, so daß er zu energischem Handeln sich aufraffte und sowohl in das Wespennest seiner Umgebung griff, als auch seinem Volke sich zeigte und damit den Herzenswunsch des Meisters und auch Frau Cosimas erfüllte. Aber sie wußte in ihrer Art wiederum beruhigend zu wirken, und so schreibt sie weiter ... „und nun soll ich noch versichern, daß der Freund kommen wird. Ich stehe dafür, mein theurer Herr. Ist hier alles vollbracht und sind dann die ‚Meistersinger' in Triebschen vollendet, so wollen wir das Leben wieder aufbauen, was nie hätte gestört werden sollen und wogegen keine Seele im Land etwas hatte. Ich erfahre es täglich und von allen Seiten. Mein Mann wird Ihre Kapelle ausbilden und entwickeln, der getreue Friedrich wird aus dem Theater eine Kunstanstalt machen, der Freund wird schaffen, wir werden wirken und dem Lande Nutzen und friedliche Größe bringen. Sie werden sehen, wir werden nicht vereinsamt bleiben, wir sind die einige Antwort auf die brutale Übermacht. Gäbe Gott, Sie könnten das alles so sehen, wie ich, die ich nun soviel erfahren und soviel gehört." Und dann übersandte sie ihm einen Band Schopenhauer: „Einer der tiefsten und schärfsten Denker Deutschlands, dessen Schriften von unvergleichlicher Wirkung und Bedeutung auf den Freund sind, ich kann wohl sagen, daß sie bestimmend auf sein geistiges Wesen gewirkt haben. Schopenhauer ist dreißig Jahre lang ignoriert gewesen, nun erst beschäftigt man sich mit ihm, während alle anderen Kathedergrößen, die den wahren Philosophen verdrängten, nach und nach verschwunden sind und erblassen. Keiner hat die christliche Religion so tief erfaßt, keiner sie so hochgestellt und verehrt den Heiligen, den Gekreuzigten, wie der Freund."

Es ist nicht ohne Interesse, wie sie dem König den Entwurf von der Oper „Gunlöd" des Peter Cornelius unterbreitet: „Anbei übersende ich eine Skizze Cornelius' zu einem musikalischen Drama, welche mir wohl gefallen hat und von der ich annehme, daß sie dem

erhabenen Freunde nicht unlieb sein wird. Peter Cornelius meinte, die ‚Nibelungen' Wagners müssen vorerst gegeben worden sein, damit solche Gegenstände möglich seien. Ich sagte ihm: Im Gegenteil, solche Riesensachen, die machen alles derselben Gattung unmöglich. Er sollte rasch machen mit seinem Werke und ich wäre fest überzeugt, er würde sein Publikum finden. Das Publikum verlangt das Ideal nur, wenn man es ihm gibt. Könnte es dieses verlangen, bevor es ihm gegeben wird, so würde es sich selbst es schaffen." Das klingt ganz anders als die Art und Weise, wie in seiner Laune Peter Cornelius über Frau Cosima urteilte.

Der König aber erwiderte: „Ja, ich bin entschlossen und fest, der theure Freund soll keinen Augenblick daran zweifeln. Mein Volk wird mich dann hoffentlich zu begreifen beginnen. Viel las ich neulich in den Bergen über Athens Blüte und Themistokles. Wie begeisterte mich das! Zu den kunstliebenden Griechen werden unsere bierumnebelten Münchner kaum herangebildet werden können. Doch nicht verzagen, Großes kann doch noch geschehen. Im Oktober wird Sempers Modell fertig. Nach Gründung unserer Schule will ich jedenfalls den Festbau beginnen. Das wird ein Wagners würdiger Tempel werden." Und er schließt: „rechts und links werden die Bestien niederfallen, Donnerkeile will ich in die Menge schleudern. Ja, ihrem Ende eilen sie zu, die so stark im Bestehen sich wähnen, dies rufe ich mit Loge aus." So antwortet sie denn, im hohen Grade erfreut: „Ihre heitere Entschlossenheit steht Ihnen, Gütiger, so schön, daß ich vor Freude gestern in meiner Einsamkeit förmlich aufjubelte. So gehe ich denn in geklärtester Stimmung, freudig an Sie denkend. Denn wenn Sie Widerwärtigkeiten so munter und kühn, echt siegfriedartig, entgegengehen, wie sollten wir Ihnen nicht nachstimmen? Ja, mein Freund, durch Sie gehe ich hoffnungserfüllt. Dem Vater, der uns mit tiefer Betrübnis von München gehen sieht, schreibe ich soeben: Ich kann nicht sagen, warum, und es klingt verwegen in dem Augenblicke, wo wir ziehen, allein ich

weiß, wir kehren bald und für immer ehrenvoll und freudig wieder — unser Publikum werden wir uns schon ziehen. Sie haben gesehen, theurer Freund, wie der Tristan trotz allen Cabalen doch aufgenommen wurde und wenn die Aufführungen im vorigen Jahre nicht besuchter waren, so kam es daher, daß die Angst so groß war, daß sich die Leute nicht trauten. Sie meinten, das alles wäre nur ein Feuerwerk, bald vorüber und gänzlich vergessen, deshalb wollten sie sich nicht kompromittieren bei den Mächtigen. Es lag alles hier noch viel mehr im Argen, als Ludwig I. die schönen Bauten ausführte, und gebrummt und geschmollt haben sie genug, die guten Deutschen. Nun stehen sie da, nun sind sie froh und zur hohen Ehre des Königs, der Stadt und des ganzen Deutschlands gereichen diese Werke, dessen Sinn die Masse anfänglich allerdings nicht begriff. O, gewiß, mein Freund, das Volk wird Sie, wenn nicht begreifen, doch ahnen und lieben. Mich freut es innig, daß Semper mit dem Modell bald fertig ist und ist dieses da und damit Semper geehrt und befriedigt, so können wir warten, bis unser Werk Wurzel gefaßt hat und das Vertrauen des Volkes dem König zu dem steinernen Werke verhilft."

Frau Cosima hatte sich nun wiederum nach Triebschen begeben und erstattete von dort aus Bericht über das Leben, wie es sich dort nunmehr abspielte: „Der Wahnmonolog ist vollendet und unsäglich schön. Brauche ich es Ihnen, Theurer, zu sagen?" Und sie schildert nun die Einrichtungsnöte, die wiederum drohten und die ein Teil von Wagners Wesen waren, ganz im Gegensatz zu ihr.

„Wir lächelten heiter und wehmütig zugleich, als wir uns gestern entsannen, daß ich ihn stets in Einrichtungsnöthen gesehen habe! Es wird dann auf Triebschen ganz gemütlich und heiter sein. Wenn die leidigen Unwesen nicht gar zu lange machen, so hoffe ich, daß der dritte Akt zu Weihnachten fertig komponiert sein wird. Den übrigen Theil des Winters wird der Freund der Instrumentierung der beiden Akte widmen, und so wird im Frühjahr die Aufführung möglich sein. Wie viel, wie viel versprechen wir uns

von dieser Aufführung und alles doch nur durch Sie, hoher Beschützer.

Abend nach dem Thee diktiert mir der Freund die Biographie. Wir sind jetzt in Paris angelangt in der Zeit, wo die Faustouvertüre geschrieben wurde (1839/40). Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich die genaue Kenntnis dieser argen Zeit erschüttert und wie mich die Milde rührt, mit welcher der Freund das abscheuliche Benehmen aller gegen ihn beurteilt. Um ihn aus dieser schönen erbaulichen Stimmung nicht zu reißen, meine ich selbst, als ob all die Erfahrungen leichter zu nehmen seien, obgleich ich zuweilen vor Empörung und Ergriffenheit kaum schreiben kann. O einziger, über alle Worte erhabener Freund, wie stehen Sie da gegenüber der Welt? Es ist wirklich, als ob Gott Ihnen alles gut zu machen zum Beruf gestellt hätte. Trotzdem wir täglich arbeiten, schreitet die Biographie langsam vorwärts meiner Kräfte wegen, die mir zuweilen gänzlich versagen. Doch hoffe ich auch mit der Biographie in nicht zu langer Zeit zustandegekommen zu sein. Eigentlich leben wir hier in einem Märchen und sehen und hören von der Welt nichts. Gegen Mittag teilt mir der Freund mit, was er am Morgen zustandegebracht. Nachmittags läuft er durch Wiesen und Felder, ich gehe ihm meist entgegen. Ein Stündlein verbringt er dann mit mir und den Kindern, die sich hier sehr wohl befinden. Abends erzählt er mir das schwere Leben, welche Erzählung immer zu einer Hymne an ‚Parzival' wird. Jetzt nur aus der Ferne ein Gruß des Freundes, habe ich nicht recht zu sagen, daß wir wie in einem Märchen leben und das holde Lebensvergessen gefunden haben? Wir hören nur das Glockengeläute der Kühe, welche scharenweise von den Alpen herunterkommen, auf den umlichteten Wiesen weilen und nun behaglich neugierig jeden Tag mit den großen Augen uns ansehen." „In diesen Tagen denke ich wiederum Herrn von Bülow in Basel zu besuchen, wo er so gut, wie es eben geht, sich eingerichtet hat und seine musikalische Tätigkeit begonnen. Die obskure Stadt

hat wenigstens das Gute, daß er keinen Menschen etwas zu erklären oder zu sagen hat. Doch welches Philisternest. Die Musik wird dort rechtschaffen bieder, ledern wie ein Geschäft betrieben. Er will aber von keiner Residenzstadt außer München etwas hören, überhaupt von keinen großen Verhältnissen und hat eben ein ziemlich glänzendes Engagement für Amerika abgeschlagen, indem er mich bat, von dem Antragsbrief Kenntnis zu nehmen, welchen er selbst nicht gelesen hat."

Sie arbeitet an der Biographie weiter und schildert dem König nun die neue Einrichtung von Triebschen: „Nun sind die Störenfriede fort und es sieht ganz wohnlich und behaglich hier aus. Der Salon hat eine große Wand gewonnen durch Schließung zweier Fenster. Auf derselben prangen das Tannhäuserbild und die Rheingoldblätter, sie schließt mit der Büste des Schutzgeistes dieses Heimes und des beschützten Geistes. Ein Kamin, auf welchem die Uhr mit dem Minnesänger, die erste Weihnachtsgabe, steht, hat Loge hierhergelockt. Der langen Wand gegenüber, zwischen den zwei Türen gut beleuchtet, hängt das Ölbild, das erste Geburtstagsgeschenk, unter welchem all die prunkenden Sachen aufgebaut sind, welche der Freund im Laufe des Lebens erhielt, silberne Becher und Kränze, in deren Mitte die zwei Statuen Tannhäuser und Lohengrin sich gar prächtig ausnehmen. Zwischen den zwei Fenstern steht das Klavier, über welchem die Medaillen Liszts und Bülows hängen. Die kleine Stube neben dem Salon ist die Bibliothek geworden. Hohenschwangau und die Photographie des Schirmherrn beleben es gar lieblich. Es ist ungemein ruhig und behaglich hier unten, wir nennen es ‚Stolzing' und haben nicht einen Nagel gehängt, nicht einen Stuhl gestellt ohne uns anzublicken und ‚Parzival' uns hier zu denken. Seltsam beglückender Traum. Oben ist die Werkstatt. Heute wurde Beckmesser musikalisch eingeführt nach der unglaublich schönen Szene zwischen Walther und Sachs. Als der Freund mir die eben in Musik gesetzten Worte spielte und sang

‚das waren hochbedürft'ge Meister, von Lebensmüh' bedrängte Geister', brachen wir beide in Tränen aus. Könnte ich Ihnen, theuerster Freund, die Töne entsenden, die der Freund für diese Worte fand. Eben kommt er, um zu speisen und sich im Kreise der Kinder auszuruhen. Ruß, der unziehbare riesige Hund, Kos, der schlechterzogene Pinscher, tragen auch zur Gemüthlichkeit bei und die beiden Pfauen Wotan und Frigga ergehen sich stolz und ruhig im Garten."

Inzwischen war Hans Richter eingetroffen und hatte sich eingewöhnt. Frau Cosima schreibt: „Er ist bescheiden und fleißig. Er erzählt ihr mancherlei von den weitreichenden Intriguen, die er selbst in Wien vernommen. Dem dortigen Gesangslehrer Löwi sind Anträge gemacht worden für ein zu errichtendes Konservatorium in München unter Herrn Rheinbergers Direktion. Wir ließen ihn ruhig weiter erzählen, da wir das Glück haben, über die Erbärmlichkeiten lachen zu dürfen. Von so vielem spreche ich und sage dem theuren Freunde nicht, daß mein Herz von nagender Sorge um die Gesundheit des Freundes so gepeinigt war, daß ich Dr. Standhartner nach Wien geschrieben und ihn zu kommen gebeten habe." „Der Freund war unbesorgt, sah aber elend aus, hatte fortwährend Beklemmungen im Herzen, ich bin fast wahnsinnig vor Angst geworden und habe eine halbe Nacht auf meinen Knien gelegen. Heute telegrafierte mir Standhartner, daß er erst am 7. von Wien weg kann. Nun scheint der Freund mir etwas wohler, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich möchte natürlich unnützerweise den sehr in Anspruch genommenen Arzt nicht bemühen, doch bin ich immer sehr besorgt und möchte gerne, daß er dem Freunde angebe, was er tun soll. Ich glaube, ich lasse ihn kommen, sollte er gegen mich auch unwillig werden, wenn er meine Sorge unbegründet findet. Von Ihnen, mein theurer Freund, möchte ich wohl hören, ob Sie mein Verfahren billigen."

Es sind die Anzeichen jenen Leidens, das den Meister noch durch

Jahre hindurch gequält, bis es dort in Venedig seinem Leben ein Ende bereitet hat.

„Eines habe ich vom Freunde zu melden: Er läßt den erhabenen Beschützer bitten, in Bezug auf den Fürsten Hohenlohe ja keine gnädige Rücksicht auf einen Vorschlag von ihm zu nehmen, da er diesen Herrn gar nicht kennt und er sich schwere Vorwürfe machen müßte, dem Theuren jemand empfohlen zu haben, von dem er nichts Direktes wüßte. Als er ihn damals nannte, war es nur, um den geliebten König von einem Menschen befreit zu sehen, welcher die Unverschämtheit hatte, sich gegen die Neigung seines Herrn aufzustellen. Politisches hat er dabei nicht im Sinn gehabt. Nun ist er glücklich darüber, daß der Theure volles Vertrauen in Herrn von Neumayer setzt und läßt ihn bitten, nicht in seiner grenzenlosen Liebe und unerschöpflichen Güte Rücksicht auf den genannten Namen zu nehmen, ohne jedwede Erwähnung des getanen Vorschlages nach eigenem Ermessen und Gutachten zu tun und zu lassen und da Herr von Neumayer das königliche Vertrauen sich erwarb, einzig und allein auf dessen Vorschläge zu hören. Er wollte selbst schreiben, um alles darzulegen. Da ich aber weiß, wie leicht ihn alles angreift, bat ich ihn, mir zu erlauben, dies untertänig zu übermitteln. Morgen verreise ich auf einige Tage nach Basel, um Herrn von Bülow dort aufzusuchen. Diesem wurde gemeldet, ein Graf Platen (entschiedener Feind unserer Sache) würde zum Theaterintendanten ausersehen. Er lächelte und schwieg. Gefragt wurden wir auch von allen Seiten über die Ungnade. Denn neugierig sind und bleiben nun einmal die Leute, daß es eine Freude ist, ihnen nichts zu sagen. Und sie erzählt am Schlusse von einem Traum, der den König am Geburtstag des Meisters nach Triebschen geführt. ‚Lauter Beängstigende und Unwillkommene hatten sich eingefunden. Am Schluß aber erschien, wie vom Zauber hergerufen, der Schutzgeist. Mein Ärger über die dumme Gesellschaft wurde so groß, daß ich ein Unwohlsein vorgab, um sie zu verscheuchen. Wir blieben, der Schutz-

geist, der Geist und ich. Über unser herzliches Lachen ob meiner geglückten List wachte ich auf.'"

Nun kam die Zeit, da, gerade auf das energische Drängen des Meisters, der junge König jene so schön und begeistert aufgenommene Fahrt nach den fränkischen Provinzen getan hat. Er berichtet darüber an Frau Cosima:

„Endlich finde ich inmitten der lärmenden Festlichkeiten einige Augenblicke der wohltuenden Ruhe. Ich benütze sie dazu, einige Zeilen an die treugeliebte Freundin zu richten. Daß ich stets an Sie und den Einzigen denke, daß ich viel und oft mit mächtiger, nie verglimmender Sehnsucht, die nicht mehr lange zu ertragen ist, mich hingezogen fühle nach dem trauten Triebschen und dem begeisternden, einzig und allein mich wahrhaft beglückenden und beseligenden Umgang mit dem Theuersten, dies alles brauche ich kaum zu erwähnen. Sie kennen mich ja, Sie verstehen das Wesen der treuen Freundschaft, die Tiefe meiner Liebe. Daß es dem Freunde wieder besser geht, entzückt mich, erfüllt mich mit aufrichtiger Freude. Dank, innigen Dank für jede Kunde, die Sie mir senden. O, hören Sie nicht auf, mir recht oft Nachricht zu geben von Ihnen und von Ihm!" „Allenthalben erhalte ich zahlreiche Beweise von aufrichtiger, ungeheuchelter Liebe, von Treue und Anhänglichkeit des Volkes an seinen angestammten Fürsten. Recht, vollkommen recht haben Sie, wenn Sie sagen, daß wir allein die eigentliche und tiefe Bedeutung dieser Reise zu erfassen vermögen. Ich will damit den festen Grundstein legen, auf welchem wir in nächster Zukunft Herrliches, ewig Unvergängliches verrichten wollen. Mit jedem Tage überzeuge ich mich aufs neue, daß Neumayer ganz der Mann ist, den wir brauchen. Wie angenehm ist es auch, mit ihm zu arbeiten. Welcher Unterschied zwischen ihm und dem schwerfassenden Kopfe eines Pfi und Consorten. Wie danke ich Ihnen aus tiefster Seele für die so freundlich übersandten Blätter der Biographie. Ich sehne mich nach ruhigen Stunden, um mich in diese mir so heilige Welt

zu versenken. Nicht wahr, Sie geben mir Ihr Wort, der Theure wird nach Vollendung der ‚Meistersinger von Nürnberg' sogleich den ‚Nibelungenzyklus' wieder aufnehmen. Ich bin auf dieser Reise sehr in Anspruch genommen, komme aus den Fackelzügen, Bällen, Beleuchtungen gar nicht mehr heraus, oft gebe ich Tafeln von 50 bis 80 Gedecken. Für die Dauer ist dies allerdings etwas ermüdend. Neulich empfing ich über 200 Audienzen an einem Tage stehenden Fußes. Doch von Mühen ist dabei ja nicht zu reden. Ich gedenke am 23. in Würzburg einzutreffen und werde am 27. sicher in Nürnberg sein, wo ich 4—5 Tage verweilen will. Im nächsten Jahre werde ich mich dort länger aufhalten. Bis dahin wird viel, so Gott will, sehr viel geschehen sein."

Es ist rührend zu lesen, mit welcher Sorge Frau Cosima den König auf dieser Reise beobachtet.

„Diese Reise — wir alle wissen, was sie bedeutet, wir wissen, was der Theure dabei geopfert, wir wissen für wen und für was. Wir begleiten Sie bei jedem Schritt. Gerne gönne ich es dem Volke, daß es sich an dem Anblick seines Königs labe. Er ist ihm und soll ihm das höchste sein und vorstellen. Doch wenn ich von all dem schönen Jubel lese, frage ich mich eigentlich einzig, wie dabei die Stimmung des Freundes ist. Ob freudig erregt, ob innerlich wehmütig, dies allein beschäftigt mich hierbei. Sie sehen, daß ich meine ängstliche Besorgnis nicht los werde. Ich kann wohl sagen, daß mein Gefühl ein ewiges Beben ist, welches wunderbarerweise durch das unerschütterlichste Zutrauen in Ihre und seine Sendung und dessen notwendige Erfüllung getragen wird. Meine Liebe zu Ihnen und zu ihm gleicht dem Fluge des Schwanes, so sicher, so mächtig und so zitternd. Sie haben dann wohl die gütige Nachsicht mit dieser Empfindung." Und nun folgt ein Stimmungsbild aus Triebschen:

„Es war eben Kinderstube auf Stolzing. Der Freund hat zuerst mit den Kleinen sich unterhalten, dann setzte er sich an das Klavier und nahm die Neunte durch. Indem ich zugleich in meiner Seele

die herrlichen Klänge empfing, die heitere Ruhe der Kinder genoß und das Wohlsein des Freundes empfand, mußte ich mit Tränen der Rührung an Sie denken. Sie haben diese friedreiche Welt in der qualvollen hervorgerufen, Sie haben es ermöglicht, daß wir vereint wurden, Sie haben dem Haupt, dem nirgends Ruhe wurde, die Ruhe gegeben, wie ein rettender Engel sind Sie in dieses gepeinigte Leben getreten, und es ward Frieden.“

Inzwischen wirkte sich die Wahl Neumayers als Kabinettsekretär für Triebschen besser aus, als man geglaubt, und man war im hohen Grade von seiner ersten Tätigkeit zufrieden. Freilich war diese Hoffnung nur kurz, und kaum war der König von seiner Fahrt zurückgekehrt, hat er ihn entlassen. Sonst gab es mancherlei. Vor allem jenes kleine Drama, das die Witwe Schnorrs von Carolsfeld entfesselt und dem sie einen fanatisch-mystischen Einschlag zu geben wußte; die Entfernung von des Königs Freund Friedrich, all das spiegelt sich in der Korrespondenz wider: „Überall Absichten, nirgends Einsichten“, seufzt Frau Cosima. Von dem Meister aber kann sie melden: „Er hat seine Arbeit wieder aufgenommen, die ihm die ganze Woche mit Ausnahme eines Tages durch die gespenstigen Geschichten unmöglich gemacht wurde. Beckmesser tobt gegen Sachs: ‚O Schuster voller Ränke!‘ Ich mußte laut auflachen, als er mir gestern den Beginn dieses Wutausbruches spielte. So Gott will, bleibt der Triebscher Friede einige Zeit geschont, und es geht rasch vorwärts. Von ganzer Seele gebe ich Ihnen das Versprechen, daß, sobald die ‚Meistersinger‘ fertig sind, die ‚Nibelungen‘, das Lebenswerk, das nicht eher vollendet werden durfte, bis Sie erschienen, vorgenommen werden und dann ‚Parzival‘! Ich weiß, es wird alles geschehen. Bin ich auch zuweilen traurig und besorgt, so ist es eben das Ergebnis langen Mitleidens, was mein Herz zu fast beständigem Zittern gebracht hat. Doch in der innersten Seele hege ich die Gewißheit, die mich hoch über alles irdische Leiden trägt. Ich weiß, der Freund wird noch alles vollenden. Mit der Gesundheit geht es

auch leidlich, sodaß ich einige Zeit ohne Unruhe in Basel verweilen konnte. Meinen Mann fand ich wohl und rüstig, musikalisch aufgelegt. Die Leute sagten mir dort alle, sie erkennten sich selbst nicht mehr, seitdem er da wäre, ein solches Leben hätte er bei den Musikern wie Publikum angefacht. Kein Kreis ist ihm zu gering, um darin zu wirken, und so streut er denn den guten Samen nach Kräften aus, wo er nur hinkommt und weilt."

Die Reise in die fränkischen Provinzen tat dem König entschieden wohl. Er fand sich in den Situationen in einer Weise zurecht, die dem 21jährigen zu hoher Ehre gereicht. Man sieht, wie leicht und einfach es gewesen wäre, ihn zu führen und zu lenken und den Zusammenhang zwischen ihm und dem Volke, der nun von ihm eigentlich allein hergestellt war, zu erhalten und dadurch für seine Anschauung und sein Pflichtgefühl die richtige Basis zu schaffen. Er war eine schwärmerische Natur, aber gerade weil er doch den unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur hatte, weil er körperlichen Leistungen durchaus nicht abhold war und den stärksten Anforderungen genügen konnte, hätte man das alles ruhig nützen können. Schildert er doch mit einem gewissen Humor seine Lage: „Vorgestern dauerten die Aufwartungen vier Stunden lang und ununterbrochen fort. Ich empfing 400 Menschen, dann war große Tafel. Hierauf Ball. Ich verspreche mir viel von meinem Nürnberger Aufenthalt. Gerade dort will ich besondere Sorgfalt darauf verwenden, mir die Herzen zu gewinnen, was in München nicht gelang. Nämlich den Menschen über den unsterblichen großen Freund die Augen zu öffnen, muß hier, wenn auch allmählich, so doch um so sicherer gelingen." Dann beklagt er sich freilich über Neumayers Stellung zu dem Meister und fühlt, daß jener keineswegs das Vertrauen verdient, das man ihm erweist. Doch empfindet er aber auch das Oberflächliche dieser Repräsentationspflichten: „Wie nichtssagend und fad kommen mir nun alle Menschen vor im Vergleich zu Ihnen und zu Ihm. Welche erbärmliche niedere Insektenseelen.

Mittelmäßigkeit und Borniertheit fast überall, wohin ich blicke. Das Volk ist gut, sein innerster Kern gesund, aber urteilslos und leicht lenkbar. Ohne Rast wird in München gegen Wagner geschürt und gehetzt, wie ich aus den Blättern ersehe. In Nürnberg ist, wie ich sicher glaube, der Pöbel intelligenter und gutwilliger als dort. Die ‚Meistersinger' werden zünden. Auch in München hörte ich sie gerne einmal, denn, trotzdem daß diese Stadt mit ihren Bewohnern nicht hoch in meiner Achtung steht, so ist mir der Ort, wo ich meine frühesten Jugendjahre verlebt, lieb. Auch sind mir die Bühnen theuer, auf denen Tristan litt und starb. Sollte ich auch ferner Grund haben, mit den Bewohnern meiner bisherigen Hauptstadt ungeduldig zu sein, so soll mich nichts hindern, mein Wohnlager in Nürnberg aufzuschlagen und dorthin den Sitz meiner Regierung zu verlegen." Dabei macht ihm freilich jene Friedensbedingung, die dem König von Preußen den Mitbesitz an der Nürnberger Burg sicherte, einige Sorge. Aber es ist etwas Bestimmtes in ihm, das gerade in den Briefen an Frau Cosima zum vollen Ausdruck kommt. Doch seiner Abneigung gegen München setzt sie gewissermaßen eine Schilderung der Stadt entgegen, die ihn für dieselbe sympathisch stimmen soll: „Ich darf Sie wohl in München begrüßen, in der Stadt, in der ich einst erklärte, sterben zu wollen, in welcher ich namenlose Freude, unsägliches Leid empfand. Ich entsinne mich, daß, als ich als Fremde diesen Ort besuchte, er mir ungemein gefiel. Die edlen Kunstgebäude, die stilvollen Kirchen, das Theater, in welchem ich zufällig ‚Tannhäuser' mit Schnorr als Gast sah, die Abwesenheit von Fabriken, Börse, reichen Bankiergesichtern und lärmendem Verkehre, alles das machte einen so günstigen Eindruck auf mich, daß ich zu Hans sagte, in dieser Stadt würde ich gerne wohnen. ‚Wie kämen wir hierher?' frug er mich. Dann belehrte er mich über die dortigen musikalischen Zustände, und mein Wunsch schwieg. Doch konnte der schöne Eindruck nicht verwischt werden."

Von Wagner schreibt sie: „Nun er ungestört ist, arbeitet der

Freund ruhig weiter. Soeben spielt er mir: Walther bei Sachs, als dieser Evchen den Schuh richtet. Heute früh ist diese Blume entsprossen. Gestern sagte mir der Freund, er habe vor, in der Pause, die nach der Vollendung der ‚Meistersinger', ihrer Aufführung und der Wiederaufnahme der ‚Nibelungen' entstehen würde, den ‚Fliegenden Holländer' umzuarbeiten, damit sich dieser würdig an ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' reihe. Es freute mich dies unendlich, namentlich da ich weiß, daß es ein langgehegter Wunsch des Theuren und daß in Hohenschwangau im vergangenen Jahre davon die Rede war."

Sie hatte inzwischen dafür Sorge getragen, das Manuskript von „Siegfrieds Tod", das in den Händen des Rates Sulzer in Zürich war, zu erhalten, um dem König davon eine Abschrift zu liefern. Der König selbst hatte bei seinem Aufenthalt in Darmstadt in Erfahrung gebracht, daß der dortige Kapellmeister W. Weisheimer die Handschrift von dem Entwurf „Wieland der Schmid" besitze und selbst Schritte getan, sie zu gewinnen. Im übrigen ging das Diktat der Biographie weiter. Es wurde Wagner schwer, sie fortzuführen im Hinblick auf den Eindruck der trostlosen Widerwärtigkeiten und Erfahrungen auf den König. Aber sie meinte: „Hätte ich ihn nicht inständigst gebeten, alles, sei es noch so peinlich zu sagen, er hätte so manches nicht aufgezeichnet. Ich war so kühn, ihm gegenüber zu behaupten, daß Sie ihn auch darum ersucht haben würden, und so taucht er denn in das Meer unerbaulicher Rückerinnerungen. Möge Ihr Mitempfinden nicht unangenehm davon berührt werden. Mir ist, als ob seine Größe und unglaubliche Güte in um so hellerem Lichte erschiene, durch diese niedrigen Trübsale alle."

In München fand der König trotz des freudigen Empfangs, den ihm die Bürgerschaft bereitete, so manches vor, was seine Stimmung herabzumindern vermochte. Auch die Schnorrsche Angelegenheit war dazu angetan, ihn zu ernüchtern, und doch muß man sagen, daß er in dieser Sache ruhig und klar vorgegangen ist und sie in

wahrhaft königlicher Weise geordnet hat. Es war vielleicht eine der schwersten Situationen für Wagner und auch für Cosima, welche durch die Erregtheit und Phantastik dieser Frau und ihrer Helferin hervorgerufen worden ist. Sie spricht aber darüber sehr fein:

„Ich entsinne mich bei dieser Angelegenheit eines Wortes Alexanders von Humboldt, das ich seinerzeit nicht verstanden hatte. Ich beklagte mich vor ihm in Bezug auf einen Fall, den die traurige, böse Umgebung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., hervorgerufen hatte. ‚Ich habe am meisten darunter zu leiden', antwortete er mir, ‚doch glauben Sie mir, die schlimmste Umgebung hat ihren Wert und ihre Bedeutung. Sie wahrt die Hauptsache, des Königs Unnahbarkeit. Weil mich der König mit seiner Freundschaft ehrt, glaubt sich ein jeder berechtigt, auf dieselbe Anspruch zu machen, und wäre nicht das Heer von leider nur zu häufig unedlen Hofleuten, so könnte der König vor den Zudringlichkeiten gar nicht sich retten, ein jeder würde mit der Türe ins Haus fallen.' Diese Art von Verhältnissen waren mir damals sehr neu, und ich verstand die Worte gar nicht. Mein Vater aber sagte mir, sie seien durchaus richtig. Nun verstehe ich den Sinn. Ich hoffe, Sie nehmen die Sache leicht, das heißt, Sie haben nicht den Ärger davon, den der Freund empfand."

Sehr fein ist auch, wie sie den König vor der Nachtarbeit warnt: „Ich komme mir unbeschreiblich törig vor, indem ich dieses erwähne, doch kann ich es nicht lassen. Zu sagen habe ich hierüber weiter nichts, selbst, um nichts zu bitten, allein den heißen Wunsch, Sie möchten sich ja recht schonen, darf die besorgte, peinlich ängstliche Freundin wohl ausdrücken." Sehr schön ist auch ihre Antwort auf die Mitteilung des Königs, daß er das Grab von Hans Sachs besucht. „Hans Sachs' Grab habe ich leider damals, wie ich in dem Nüremberg war, nicht besucht. Die ‚Meistersinger' waren noch nicht, und was ich vom Schusterpoeten gelesen, hatte mich ziemlich kalt gelassen. Jetzt freilich würde ich wohl dahin wallfahrten. Mit

freudiger Andacht stellt sich mein Geist diesen Ihren Besuch vor. Ach, mögen die anderen Deutschland zerbröckeln und zusammenbrauen, mögen sie mit dem Recht der Macht allen Unfug treiben, mögen sie binden und formen, daß es einem angst und bange wird, für mich haben Sie Deutschland gerettet. Indem Sie und Sie allein den Einzigen erkannten, haben Sie das vollbracht, was all' die anderen, Gott weiß wo, suchen und selbst vielleicht nicht suchen, denn, wer denkt an Deutschland? O Gott, was haben wir vor einem Jahr erlebt. Mir gingen Himmel und Erde unter, und ich fühlte sicher, diese Not könnte ich nicht zum zweiten Male erfahren. Der Monat Dezember ist mir seltsam trauervoll. Vor sieben Jahren verlor ich am 13. meinen Bruder — ich darf es sagen, ein Heiliger, den mit 20 Jahren die Welt mit Ekel erfüllte. Die geweihte Nacht bringt nun ihren Trost über all die Trauer, wie will ich darin für das erlösende Wesen beten und flehen."

Sehr eigenartig ist, wie bestimmt und eigentlich führend in all den Fragen sich jetzt der König äußert. So zum Beispiel über seinen Kabinettsekretär: „Er ist nicht offen und wahr, ist ein Charlatan. Viele Menschen ließen sich bestechen durch seinen Geist, seinen Witz und Redegewandtheit. Mir gingen zur rechten Zeit die Augen auf, Gott sei Dank. Seine Gesundheit ist in der Tat sehr erschüttert. Er ist von einer maßlosen Eitelkeit und voller Prätensionen. Er ist viel zu konstitutionell, hängt dieser Richtung in übertriebener Weise nach. Dies alles kann und darf ich mir als Monarch nicht gefallen lassen. Erschrecken Sie nicht über all dies, theuerste Freundin, wir sind uns treu, wir gehören uns bis zum Tode. Wir werden überwinden. Wir sind uns selbst genug, siegen durch unsere eigene Kraft, Mut und Ausdauer. Ich denke jetzt ernstlich daran, den Fürsten Hohenlohe an Pfordtens Stelle zu setzen. Der Fürst ist ein sehr vorurteilsloser Mann von festem Charakter und wird uns besser dienen, als Neumayer es je vermocht! Nun einiges über meine Absicht, die Aufführung der ‚Meistersinger' betreffend. Ort der Auf-

führung: Nürnberg. Wenn dies nicht zu erreichen, so doch überhaupt in Bayern, keinesfalls im Ausland zuerst. Ich sänke in den Boden, wenn dies geschähe. Ich halte es für das Beste, wenn Herr von Bülow noch in diesem Winter sich nach Nürnberg begebe, um dort genau das Terrain zu sondieren, um dort die begeistertsten und angesehensten der Bürger kennen zu lernen und sie über den bedeutungsvollsten unserer Pläne zu unterrichten und über den Geist der erstmaligen Aufführung eines so wunderbaren, nie dagewesenen Werkes wie die ‚Meistersinger' aufzuklären. Hans wird ein warmer Anwalt unserer Sache sein, mit Feuer werden die Nürnberger auf unseren Plan eingehen, das für sie so Ehrenvolle darin erkennen und begeistert sein durch den Gedanken, dazu beitragen zu dürfen, den größten Wunsch ihres Königs zu erfüllen. Der Direktor kann hiergegen keine Opposition machen. Hans wird das Werk dirigieren und die Güte haben, sich mittlerweile nach den geeigneten Sängern und Darstellern persönlich umzusehen. Warum sollte denn nicht alles gelingen? Was steht denn der Aufführung für den Sommer entgegen, etwa um Johanni? Der Freund scheint geglaubt zu haben, ‚Wieland der Schmid' sei nicht in meine Hände gelangt. Graf Holstein übergab mir das Heft sogleich. Er ist anhänglich und treu, er besorgt meine Briefe an Sie, theure Freundin, stets gewissenhaft, er ist ein wahrhaft treuer Diener, der seinen König aufrecht ergeben ist. Ferner meinte der Freund, Neumayer hätte das Verdienst, meine Reise nach Franken angeregt zu haben. O nein, dem ist nicht so. Allerdings glaubten es die Leute, schmückten ihn mit fremden Federn." Es ist eine seltene Energie in den König gefahren. So schreibt er noch am 20. Dezember: „Gestern genehmigte ich Pfordtens Entlassungsgesuch. Der Elende, der sich in unseren Angelegenheiten so schlecht benahm, ist nun fort, also Pfi. und Pfo. sind nun machtlos und nahe ich mich mit einer Freundesbitte, ich kann sagen, von dessen Gewährung hängt mein Lebensglück ab. Ich würde die dringende Bitte nicht stellen, könnte sie einzig auf Kosten

der Ruhe und Friede des Freundes gewährt werden, dies wäre ganz unrecht. Dem ist nicht so. Wie steht unsere Sache jetzt! Für mich war dieses Jahr das fürchterlichste, das ich erleben mußte. Man sieht unsere Pläne für gescheitert an, der Schein kann auch sehr viel schaden. Nun zur Sache, ich beschwöre Sie, theure Freundin, den Theuren zu bestimmen, nach Vollendung der ‚Meistersinger', also im Frühjahr, hierherzukommen. Er wird sehen, daß die Vorurteile schwinden werden. Er soll den Versuch machen, mir zuliebe. O sehen Sie ein, theure Freundin, die Trennung halte ich nicht aus. Ich darf von mir sagen, mutig habe ich lange ausgeharrt in meiner trostlosen Einsamkeit, habe entsetzliches erdulden müssen. Ich habe ja keine Seele, die mich hier versteht. O, fühlen Sie mit mir, bitten Sie ihn, zu kommen. Ich fühle mich in dieser Verlassenheit so namenlos unglücklich, der briefliche ersetzt nicht den mündlichen Verkehr. Ach, alles hatte so wonnevoll begonnen, ich war so überglücklich, wagte es kaum zu denken, daß dies alles Wahrheit sei, und nun grausam herabgestürzt von dieser Seligkeit, getrennt von allem, was mir theuer. Verdammt, unter mehr oder minder niedrig denkenden (wenige ausgenommen) mein Leben zu vertrauern, o, das ist hart. Die treue Freundin kennt nun diesen Zustand, der mich so grenzenlos elend macht, weiß den Arzt, der einzig mir zu helfen vermöchte, und will mich nicht diesem Jammer entziehen, will noch ein solches Jahr mich erleben lassen. Noch ein paar solche Jahre, und ich habe gelebt. Im Frühjahr, nicht später. Schreiben Sie mir recht bald und ausführlich. Wie hatte ich mich gefreut, den Theuren viel bei mir zu sehen, mich zu begeistern, zu laben an seinen Gesprächen, sein Leben mit zu erleben, eingeweiht zu werden in die Mysterien der Kunst, nun muß ich lästige Audienzen empfangen, langweilige Tafeln geben, dulden und mich mühen und habe niemand, der mich versteht, bin allein, allein. Pfordten also geht, Hohenlohe wird Minister. Im Winter kommen lästige Besuche, die mir verhaßte Zeit der Hoffeste naht, im Theater geht alles

durcheinander, die tölpelhaft guten Leute meinen in ihrer grenzenlosen Verblendung, ihre Macht hätte gesiegt, es wäre ihnen gelungen, uns auseinanderzubringen. Da kann einzig die Tat sprechen, der Freund naht, wohnt in der Nähe des Freundes. Trotz allem, ich sehe es ein, muß in München neu begonnen werden. Meine Kusine Sophie (jüngste Schwester der Kaiserin von Österreich), die für den Freund voll Begeisterung ist, bat mich, ihn auf das freundlichste von ihr zu grüßen. Wollen Sie die Güte haben, ihm dies mitzuteilen."

Damit bahnt er die ersten Nachrichten an über seine Beziehungen zu der geistvollen und eigenartigen Prinzessin, Beziehungen, die ihm doch kein Glück bringen und geradezu verhängnisvoll werden sollten.

Es kam das Weihnachtsfest, und Frau Cosima schildert, wie sie „aufgebaut", dann aber geht sie auf die Klagen des Freundes wegen seiner Einsamkeit ein, die sie aufs tiefste ergriffen. Sie schreibt über die Entlassung Neumayers:

„Ich erschrack, weil sich wiederum einer nicht bewährt hatte und weil ich die ganze Zeit in einer unbeschreiblichen Sorge war, mit welcher ich Sie selbst, mein hoher Freund, belästigt habe. Ein Mann, einen einzigen, der Sie versteht, der Sie sowohl, als das Volk versteht, der Ihnen die schwere Aufgabe erleichtert, was gäbe ich nicht darum, um diesen gefunden zu wissen. Darum freute ich mich kindisch, als ich hörte, Prinz Otto sei nach Nürnberg gereist: vielleicht ist dann dieser des höchsten Vertrauens wert, sagte ich mir. Allein diese weibliche Sentimentalität beiseite gelegt, sage ich fest und überzeugt mit Ihnen, mein hoher Freund, wir brauchen keinen. Was das Land braucht, werden Sie, mein König, sicherlich aus sich heraus empfinden, somit bedauere ich nur, daß Ihnen eine unangenehme Erfahrung wurde."

Aber sie selbst war damals schon von schweren inneren Gedanken infolge der phantastischen Intrige der Witwe Schnorrs bewegt, und sie offenbart sich dem König in wundersamem Vertrauen:

„Den ganzen Morgen habe ich geweint. Denn ich bin Mutter, und nicht gleich darf es mir sein, meine Ehre angetastet zu sehen. Doch die Zeit wird mir und meinen Kindern beistehen, und eines weiß ich, weiß ich einzig, in diesem Zerfall alles Guten und Wahren, daß die vier Wesen, an denen einzig mir liegt, Sie mein Herr und Freund, der Vater, mein Mann, der Freund, mich nie und niemals verkennen werden. Dies ist ein Trost, mein huldreicher Gebieter, wie er mich über die schwersten Stunden des Lebens emporgehoben hat. Diese Nacht, da ich leidend nicht zu schlafen vermochte, überdachte ich mein ganzes Leben mit seinen Ängsten, Nöthen und Hoffnungen, und ich mußte erkennen, daß ein tiefer, unerschütterlicher Friede in meinem Herzen eingekehrt ist, und daß dieser Friede zur vollkommenen Verklärung sich erhoben hat, seitdem die ‚Meistersinger' wieder aufgenommen worden sind. Ich möchte nun meine Seele dem Meere vergleichen, das die Stürme nur an der Oberfläche berühren und welches in seiner Tiefe ruhig, unberührt bleibt. Heute mußte dieser in der Nacht erkannte Frieden sich bewähren. Ich sagte es, ich weinte heftig und lange, mir war es, als ob ich dieses und von dieser Seite her nicht verdient hätte, vollständig wehrlos fühlte ich mich gegen die unergründliche Bosheit der Welt. Meine Kinder jammerten mich, mein Mann, der Vater, der Theure, Sie, mein edelster Freund. Doch ich finde den ersehnten Trost in der Beschauung des Guten, das mir geworden. Wie beglückt muß ich doch sein, daß ich es so büßen muß. Bald jauchzte meine Seele der neuen Prüfung entgegen. Es ist dies mit der Preis, mit welchem ich das Glück bezahle, dem Freunde beigestanden zu haben. Sei er jubelnd bezahlt."

Es war dies eine Reflexwirkung der Zudringlichkeiten der armen Frau Schnorr von Carolsfeld, die sowohl den Meister als den König fortwährend bedrängte und den Frieden von Triebschen zu stören versuchte. So gingen die Weihnachten vorüber, bei denen freilich der Gatte fehlte, der dann aber in den letzten Tagen des

Jahres eintraf. Sie schreibt darüber: „Der wahre, getreue Hans ist hier. Wir reisen zu vieren nach Zürich, um Sempers Modell anzusehen. Wie schön, daß dies vollendet — die Zeit der Ausführung wird schon kommen.“ Zu Neujahr aber hatte sie ihm die neue Fassung des Preisliedes zugesendet. Inzwischen aber waren sowohl Bülow, Wagner und der König über den Zustand der Frau Cosima infolge jener Aufregungen durch Frau von Schnorr in hohem Grade besorgt. Aber das alles ging vorüber, und sie sah den neuen Dingen mit einer gewissen Freude entgegen. Nie war die Stimmung zwischen dem König und Triebschen besser als in diesem Augenblick, und man fühlt aus jedem Worte des Königs, wie es besonders die Verehrung für die wunderbare Frau ist, die ihn fast ebenso beseelt wie die Liebe zum Meister. So schreibt er ihr: „Ja, theure Freundin, dieses Jahr muß ein Jahr des Heiles und des Segens werden. Wie freut mich Ihre Züricher Reise, wie entzückt mich die Beschreibung des Modells! Sicher bin ich, in der Wahl des Fürsten Hohenlohe keinen Fehlgriff getan zu haben. Pfo. dummes Geschrei betrachte ich als die letzten Zuckungen des nichtswürdigen, in den Staub getretenen Wurmes. Unmöglich ist es mir, Ihnen die Freude zu beschreiben, die jetzt meine Seele erfüllt. Ich bin entzückt über die Kunde der Ankunft des einzig Theuren, ich juble.“

In der Tat hat den König die Nachricht, daß Wagner nach München kommen wolle, auf das tiefste erfreut. Er ist der einzige Freund, den er zu haben glaubt und den er in der Tat hat. Aus seinen Worten geht das deutlich genug hervor: „Als wir neulich aus Nürnberg uns schriftlich unterhielten, meinten Sie, mein Bruder wäre für mich ein verstehender, teilnehmender Freund. O nein, geliebte Freundin, er ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, ohne nur den geringsten Sinn für Hohes und Schönes. Er ist den ganzen Tag oft auf der Jagd, viel in Gesellschaft meiner flachen, geistlosen Vettern und des Abends viel im Aktientheater, wo er besonders

für das Ballet schwärmt. Nächstens werde ich Sophie mitteilen, daß der Freund erfreut war über ihren Gruß. Dies wird sie ganz glücklich machen. Ich habe fast nie Gelegenheit sie zu sehen, schreibe aber zuweilen. Der treue, anhängliche Graf Holstein ist Vermittler dieser Briefe. Sophie ist eine treue, teilnehmende Seele voll Geist. Ihr Los hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem meinen. Wir beide leben inmitten einer Umgebung, die uns nicht begreift, wir leben wie auf einer Oase im Sandmeer der Wüste."

Zu Beginn des Jahres trat er den Kunstplänen wieder näher. Er schreibt darüber: „Nun zur Sache: Sehr bald nach der ersten mit dem Einzigen gepflogenen Unterredung gedenke ich Herrn von Bülow mit der Gründung und Leitung der neuen Schule zu beauftragen. Wohl sehe ich ein, daß der Bau des neuen Festtheaters keinen Sinn hat, wenn die Schule nicht gegründet ist, und doch meine ich, es sei das beste, Semper sofort mit dem Bau zu beauftragen. Bis er vollendet ist, werden ja noch einige Jahre dahingehen. Unterdessen wird die Schule blühen und gedeihen und die deutsche Nation, deren Geist so tief gesunken, wird das Vertrauen in sich selbst endlich wiedergewinnen und die übrigen Völker der Erde werden dem unsrigen huldigen, seinem Geiste sich beugen. Wir werden das Zeitalter des Perikles neu erstehen heißen und nicht wie andere die Hände in den Schoß legen und seufzen: wenn wir doch die Alten wären. So hätten Bülow und Semper, die edlen und bedeutenden, von der Welt so vielfach Verkannten eine ehrenvolle und würdige Aufgabe, der sich unterzogen zu haben, sie niemals gereuen wird. Wollte der Freund in meinem Namen an Semper schreiben. Ich bin so selig und siegesbewußt. Großes muß in diesem Jahre geschehen. Die ‚Meistersinger' werden aufgeführt, die Musikschule gegründet, der Grundstein zu dem großen Festbau gelegt. Ich bin in dem traulichen Triebschen mit meinen treuen Freunden vereint, lausche den Worten des Treugeliebten, höre im Geiste die neuen Töne aus den ‚Meistersingern'. Wohl ist es herrlich, sich so hinein-

zudenken, aber wenn ich von diesen goldenen Träumen erwache, so empfinde ich diese Einsamkeit furchtbar schwer."

Es ist eigenartig, wie nun Frau Cosima auf diesen Brief antwortet, in welchem der König zu gleicher Zeit die große Tiefe seines Herzens offenbart und die Kühnheit und die Freudigkeit seiner Gedanken. Man sieht es, er will schaffen, er will Positives leisten und das Geschaffene in eine Zeit hineinstellen, für die er zunächst eben nichts anderes zu geben vermag. Frau Cosima aber antwortet in ihrer Art durchaus fein und klug: „Wenn ich Ihre Stimme vernehme, so fühle ich mich alsbald im Lande der Märchen und der Wunder, und es ist mir, als ob den trüben Winternebeln und der Schneedecke zum Trotz die müde Erde auf einmal wieder grünen müßte. Sie machen einem das Ertragen möglich, und wenn ich an Sie denke, will auf einmal mein ganzer Kram von Lebensweisheit und Erfahrung nicht mehr Stich halten. Die uralte, jammervolle Weltordnung scheint mir über den Haufen geworfen, meine mühsam erworbene Resignation dünkt mir Unsinn, und es ist mir, als ob unser Planet den übrigen Sternen noch entgegenleuchtet und diesen Trost zustrahlt, wie diese so oft mir getan. Ich kann Ihnen, theurer Herr, gar nicht sagen, wie mich die gütig mitgeteilte Ansicht über den Fürsten Hohenlohe erfreut hat. Sein Benehmen in Bezug auf die Unterredung rechtfertigt die hohe Ansicht gänzlich, erstens daß er freimütig darauf einging, zweitens daß er um eine Verzögerung bat, und zwar eine so kurze. Diese letzte Bitte zeigt, daß er es aufrichtig meint und daß er weiß, daß hier ernste Beziehungen im Spiele sind, nicht launische, vorübergehende Neigungen. So sehr ich weiß, daß der Adel gesunken ist und daß das heutige Geschlecht entartet und unwert der Ahnen ist, so bin ich doch immer der Ansicht geblieben, daß sich eher ein freidenkender, wirklich stolzer Mensch unter dem Adel finden wird als in der bürokratischen, federfüchsigen Bourgeoisie, welche es höchstens zu Parvenüs bringt. Gebe es der Himmel, Fürst Hohenlohe sei ein wirklicher Aristokrat,

wie die große deutsche Geschichte so manche aufgewiesen hat: ein gerechter, vorurteilsfreier, seinen König ehrender und liebender Mann. — Von allen Seiten regnen nun die Zeugnisse von dem unglücklichen Großvezir Pfo. Dieser hat sich so gut eingerichtet, daß er keine Seele für sich hat."

Und im Gegensatz zu all dem Politischen kommt sie auf die „Meistersinger zu sprechen: „Könnte ich Ihnen, theuerster Freund, die Wundertöne doch entsenden, könnte ich auch nur sagen, wie wonnig der Morgentraum sich entfaltet. Es ist wie ein tönendes sanftes Strahlen. Man weiß nicht, hört man das Licht oder sieht man den Ton in dieser milden sonnigen Verzückung. Wenn der Vorhang sich schließt (wie beim dritten Akt im ‚Lohengrin'), dann bewegt sich unter Glockengeläute das ganze alte Nürnberg, es ist als ob die alten Häuser selbst sich feierlich in Zug setzten. Ich glaube, jedem Deutschen muß dabei voll stolzer Freude und schönem Selbstbewußtsein das Herz in der Brust sich heben und beben. Dabei ist die Feinheit des musikalischen Details so zart, daß ich es nur mit den wunderbar zierlichen Arabesken des Sakramenthäuschens in der St. Sebalduskirche vergleichen kann, welches von dem Meister Adam Krafft ruhig sicher getragen wird, wie hier der noch viel größere musikalisch poetische Reichtum und Schmuck vom Meister Sachs."

Dann ist sie wieder ganz Frau und erzählt von ihrer Fahrt nach Basel:

„Am 8. war meines Mannes Geburtstag und ich ergriff diese Gelegenheit, um mich von seinem Gesundheitszustand zu überzeugen. Gott sei Dank, derselbe hat sich gebessert, das Fieber hat nachgelassen und er kann seiner Tätigkeit obliegen. In den nächsten Tagen spielt er in Freiburg im Breisgau, dann auf den Wunsch der Prinzessin Wilhelm von Hessen in Baden-Baden, welche sich bitter beklagt haben soll, daß sie nie gute Musik dort höre, worauf an Hans geschrieben wurde. Ich bin stets über Sitte und Art hier

etwas erschrocken, und um es mir einigermaßen heimisch zu machen, besuche ich die Holbeinschen Zeichnungen: unter den deutschen straffen frohmütigen Gesichtern wird mir wohl. Seit den ‚Meistersingern' ist mir dieses Wesen so bekannt, ich möchte fast sagen verwandt geworden. Gott! Was verdanke ich alles dem Freunde! Wie Eva zu Sachs kann ich sagen: „Was wäre ich ohne Dich." Es ist mir, als ob ich gar nicht zu Leben gekommen wäre, ohne ihn, kaum zu einer nichtssagenden Existenz. Alle Gefühle, die mich erheben, trösten, danke ich ihm, ich weiß keine Not, für die ich nicht in seinem Geiste Linderung schöpfte. Dieses Glück konnte nur eines trüben, sein eigenes Los. Nun aber Sie erschienen sind, weiß ich von keinem wirklichen Weh. Wie gerne entlasse ich ihn zu Ihnen erhabener Freund! Sonst wäre mir der Gedanke, daß er Triebschen verließe, grauenvoll, ich mag ihn nicht mehr in der Welt wissen. Im Walde, am Webstuhl soll er bleiben. Doch wenn er zu Ihnen geht, dann steigt er empor zu seinem Stern."

Und nun kommt sie auf den Prinzen Otto zu sprechen. „Was Sie mir, gütiger Freund, vom Prinzen Otto gütig anvertrauen, stimmt ganz und gar mit dem Eindruck überein, welche seine Physiognomie macht. Auch entsinne ich mich, daß, wie der Freund von Hohenschwangau zurückkehrte, er wenig Erbauliches mir mitteilte. Ich habe mir eingebildet, aus dem einfachen Wunsche heraus, dem königlichen Bruder angenehm zu sein, machte er am Ende mit, ohne rechten Impuls, ohne rechte Begeisterung, aber mit treuem und gutem Willen. Dies war schon zu viel erwartet und so muß ich Sie mir denn durchaus einsam denken. Ich habe lebhaft in der Erinnerung das Bild Ihrer Erscheinung in dem Odeonskonzert, welches Sie aus Güte gegen Hans besuchten und in welchem ich nicht allzufern es beobachten konnte, mit welcher Geduld und Langmut Sie einiges dem Sie begleitenden Vetter beizubringen bemühten. Es schien mir eine Herkulesarbeit zu sein."

Kurzum, dieser Briefwechsel begleitet im gewissen Sinne die

Tätigkeit des Meisters und berührt alles, was den König selbst beschäftigt. Dieser aber war in diesem Augenblicke in ein neues Stadium seines Lebens getreten, das allgemeine Erregung und in nicht eingeweihten Kreisen allgemeine Freude weckte. Es war die Verlobung mit der Prinzessin Sophie, der Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern. Auf die Mitteilung hin schrieb Frau Cosima die kurzen Worte: „Was ich in der Tiefe der Seele für Sie lange erfleht habe, das Sie verstehende, liebende, geliebte Weib, Sie haben es gefunden! Dreifach sei dieses Jahr gesegnet!" Der König antwortete: „Tief rührten mich Ihre liebevollen Zeilen, die mich Ihrer Teilnahme an meinem Glücke versichern. Sicher und fest glaube ich, daß Sie und der Freund dereinst erfreut sein werden, meine liebe Braut kennenzulernen. Ich liebe sie treu und innig, doch nie wird der große Freund aufhören, mir über alles, alles teuer zu sein. Dieses Jahr muß ein Jahr des Heiles werden. Es begann so gut, es wird uns dem großen Ziele näher bringen und bald wird es gekrönt werden, das herrliche Werk, das begonnen wurde unter so mancher Qual. Oh, schreiben Sie mir bald von Ihrem Leben auf Triebschen. Sophie trägt mir ihre herzlichsten Grüße an ihn auf und freut sich innig, ihn persönlich kennenzulernen. Nächstens sende ich eine Photographie meiner lieben Braut."

Die Korrespondenz ging ruhig weiter. Sie berichtet über das Leben in Triebschen: „Wie stets trafen sich gestern Sonnenstrahlen und Ihre Zeilen glänzend gepaart in Triebschens stillem Raum. Heute ist es wiederum trüb. Der Föhn bläst schaurig und der See sieht aus wie die See im Märchen von dem Fischer und seiner Frau, als die Unersättliche verlangt, Kaiserin zu sein. So rufe ich mir denn meine gestrige Sonne aus dem inneren hervor, indem ich dem Freund, wie er es gnädig verlangt, einiges aus dem Triebschener Leben mitteile. Dem Freunde geht es wohl trotz der üblen Witterung, die uns hier in einen wahren Sumpf versetzt, während in den Zeitungen zu lesen ist, daß überall Schlittschuh gelaufen

wird! Außer Düfflipp, über welchen der Freund wohl berichtete, daß er ihm sehr gut gefalle, hört und sieht man auf Triebschen niemand. Am Nachmittag, mit den fürchterlichen roten Wasserstiefeln ausgerüstet, ganz seinem „Holländer" gleichend, unternimmt regelmäßig der Freund seinen Spaziergang mit dem Riesen Ruß. Dies der einzige Vorfall des Tages. Dafür schreiten Meistersinger und Biographie schön vorwärts. Ich erlaube mir die Abschrift des von Walther auf der Festwiese gesprochenen Traumes beizulegen. Der Freund fand neulich, daß es durchaus unmöglich sei, zweimal in demselben Akt dasselbe Gedicht sagen zu lassen. Nun mußte es gleich sein und doch verschieden, deutlich und gedrängt, auch würde es wohl Walther widerstrebt haben, den intimen Vorgang in der Kammer von Sachs gerade so vor Volk und Meister wiederzugeben. Die schwierige Aufgabe, welche den Freund in der letzten Zeit ungemein beschäftigt hat, ist ihm nach meiner Ansicht wunderbar geglückt. Das zweite Gedicht ist die Deutung des Traumes und ein verschärfteres Bild davon. Es ist das Meisterlied über den Traum. Das, was er der Welt davon sagen kann und mag, wie es sich auch in ihm verarbeitet, von dem seligen Morgen in der Kammer bis zum festlichen Tag auf der Wiese. Wunderbar hat auch der Freund die Musik hiezu verändert und man weiß es nicht, ist es dasselbe, ist es verschieden und träumt nun ein wenig mit! Beckmessers Unsinn habe ich auch beigelegt. Der Freund wird erstaunt sein, die neue Strophe Hans Sachs' auf dem Blatte zu finden. Sie ist in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr am 28. Januar gedichtet worden, nachdem ich einen ganzen Tag über den Schluß des Werkes gesprochen hatte. Er meinte nämlich, das Drama wäre mit Walthers Gedicht geschlossen und die große Rede Sachs' gehöre nicht zur Sache, sei mehr eine Anrede des Dichters an das Publikum, er würde wohl gut daran tun, sie auszulassen. Ich machte ein so jämmerliches Gesicht dazu, sagte ihm auch, daß das „Will ohne Meister selig sein" durchaus noch zu Walthers Cha-

rakteristik gehörte, daß er nachsann, wenn er auch natürlich seiner Ansicht blieb. Es ließ ihm die Nacht keine Ruhe, er schrieb die Strophe auf, strich, was ich angegeben hatte und setzte auch die Skizze der Musik dazu mit Bleistift auf. Dies die Triebschener Ereignisse, welche nur durch das Eine unterbrochen werden und verdrängt, ich meine, durch die große Kunde. Als vor acht Tagen der Freund gegen alle Gewohnheit am Morgen die Werkstatt verließ und zu mir herunterkam, erschrack ich förmlich, da ich weiß, wie wichtig für ihn die Morgenruhe, das heißt Sammlung zur Arbeit ist. Doch ich beruhigte mich bald, als der Freund lächelnden Blickes bemerkte: ‚Ich bekam eine schöne Botschaft.' — ‚Von Monsalvat', fragte ich. ‚Ja, aber was —', darauf las er mir die lieblichen Worte der Depesche. Nun kramten wir freudig unsere Erinnerungen aus. Der Freund entsann sich sehr wohl, die hohe Braut gesehen und bemerkt zu haben. Er erzählte mir, daß Herzog Maximilian sich für seinen ‚Lohengrin' begeistert hätte, wenigstens sei ihm von einem Musikdirektor aus Würzburg schon damals in Zürich so erzählt worden. Alle möglichen freundlichen Eindrücke scharten sich um die ihn ersichtlich erfreuende Nachricht und zuletzt sagte er mir ernst und lächelnd ‚ich bin gewiß dieser Vereinigung nicht fremd'.

An der ‚Biographie' arbeiten wir jetzt jeden Abend so emsig wie die Ameisen. ‚Du schreibst ja, als ob der heilige Geist diktierte,' sagte er mir neulich. ‚Nun,' meinte ich, ‚es ist wohl so etwas wie ein heiliger Geist beim Spiel.' Der ‚Tannhäuser' ist beendet und verschiedene bedeutungsvolle Begegnungen und namentlich die Spontinis sind aufgezeichnet. Der Tag verschwindet, ohne daß man weiß wie. Am Morgen der Webstuhl bis zum Mittag, nachmittags Holländers Lauf durch Nebel, Nacht und Sumpf, bei der Wiederkehr die nötigen Briefe, abends diktiert, so ist des Freundes Tag verteilt. Ich wage es nicht, der königlichen Braut meine Gefühle zu Füßen zu legen, daß die Glückliche Sie Beglückende mir heilig ist und theuer, daß ich es segne und preise, das hohe Wesen Ihrer

Wahl, und daß ich in dieser edlen, rührenden Vereinigung ein Pfand unserer aller Heil und Wohl ersehe."

Es ist wunderbar, wie Frau Cosima in diesen Briefen den tiefen Druck ihrer Stimmung und die schweren inneren Kämpfe verschweigt, die sie jetzt und noch jahrelang bewegten. Sie sah wiederum einer schweren Stunde entgegen, über die uns Hans von Bülow aus Basel in seiner Art Aufschluß gibt. Er hatte sich dort sehr rasch eingewöhnt, und auch die kleinen Verhältnisse dieser Patrizierstadt muteten ihn jetzt, zumal durch die Freundschaft mit dem Schwager Joachim Raffs, Dr. Merian und seiner liebenswürdigen Gattin, im hohen Grade sympathisch an, und er war eigentlich entschlossen, nachdem sich die Verhandlungen mit München endgültig zu zerschlagen schienen, mit seiner Familie nach Basel zu ziehen. Die Übersiedelung war indessen in diesem Augenblick ganz undenkbar. Schrieb er doch damals selbst an Bechstein: „Ich reise morgen früh nach Luzern zu meiner Frau. Ich bin in ziemlicher Sorge wegen derselben: sie steht am Vorabend ihrer Entbindung und liegt mit Fieber zu Bett. Nette Situation. Seit sechs Monaten allein als Garçon lebend, ohne Familie, ohne Heim und Herd. Alle Habe noch in München, wo ich Wohnung bis Ende April zahle usw. Es lebe der König Ludwig II., der alle diese Misère verschuldet." Er eilte nach Triebschen, von wo aus er am 20. Februar an Dräseke melden konnte: „Sonntag (17.) vormittag 10 Uhr ist meine Frau von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden, ihr Zustand ist sehr normal, flößt mir bis dato keine Besorgnisse ein. Doch reise ich, trotzdem mirs auf den Nägeln brennt, erst dann nach Basel zurück, wenn keine Spur von Gefahr mehr vorhanden." Das zarte Mädchen erhielt in der bald darauf folgenden Taufe die Namen Eva Maria. Als Paten fungierten Emile Merian und die Großmutter Maria d'Agoult.

Inzwischen drängte der König auf ein Wiedersehen mit Richard Wagner, und dieser entschloß sich trotz der Arbeit an den „Mei-

sterſingern" zu einer kurzen, achttägigen Reiſe nach München, wo er in Schloß Berg mit dem König ein ſchönes, rührendes und bedeutungsvolles Wiederſehen feierte. Es war der erſte Erfolg des neuen, durch den Miniſterpräſidenten Hohenlohe geſchaffenen Regimes. Über die Rückkehr berichtet nun Frau Coſima an den König: „Ich denke, es wird Ihnen lieb ſein zu hören, wie der theure Sachs zur Werkſtatt heimkehrte und da dieſer ſelbſt noch gar müde iſt, ſo erlaube ich mir den kleinen Bericht zu geben, indem ich nur um gütige Nachſicht bitte, da ich ſelbſt noch ſchwach bin. Ich habe ohne Wiſſen des Arztes den kleinen Streich ausgeführt und bin dem Freunde bis Zürich entgegengereiſt. Ich geſtehe es, ich war äußerſt beſorgt. Er hat ſich ſo entwöhnt, Menſchen zu ſehen, daß, als ich von der Bevölkerung ſeiner Stuben im Bayeriſchen Hof hörte, ich ganz außer mir geriet und meinte, er müſſe dort krank fallen. Was ihn gehoben, brauche ich es Ihnen zu ſagen? Ich traf ihn in Zürich nicht wenig überraſcht über meinen Streich, da ich eigentlich noch vierzehn Tage Hausarreſt habe. Nun hatte ich mir vorgenommen, gar nicht zu ſprechen. Denn ich fand ihn allerdings angegriffen. Doch das ging nicht. Er mußte mir doch ſagen, wie er Sie getroffen, wie Ihr Befinden, wie Ihre Stimmung. Die huldreichen Grüße mußte er mir doch überbringen, um mich ſo zu erfreuen, anderes Geheimes und Schönes wollte er mir mitteilen und ſo ſprachen wir denn viel, bis ich ein gebieteriſches Halt gebot, keine Antworten mehr gab und er zu meiner Freude einſchlief, und wir in der Mondſcheinnacht Luzern erreichten. Er lachte, als er erwachte, fand ſich erfriſcht und wir erreichten Triebſchen, wo wir dann wiederum viel, viel ſprachen. Heute war ſein erſtes Wort ‚ich habe an Parzival einen ſchönen Brief zu ſchreiben'. Ich bat ihn dieſes für heute zu laſſen und verſprach einige Worte zu ſchreiben. Jetzt ruht er ſich aus. Seine Nacht war gut und ſein Herz iſt froh. Die Aufregung wird er im friedlichen Triebſchen bald überſtanden haben und die einzig ſchöne Erinnerung wird ihm bleiben, ſeinen

Parzival wiedergesehen zu haben. Ich habe so vielen unerwarteten Kummer noch in letzter Zeit empfunden, daß ich mit Zagen diesem Münchner Aufenthalt entgegensah. Das Maß des Leidens ist nie voll, mußte ich mir sagen. Nun, da sich alles schön gelöst hat, quillen die Tränen, welche ich in der Zeit der Prüfung nicht vergoß und die nun das tiefe Weh, das ich überstanden, zugleich ausdrücken und auslöschen. Ich kann nicht mehr sagen. Ich weiß, Sie werden mich gnädig verstehen, wie Sie gewiß die Schweigende verstanden haben. Es hat dem Freunde wohlgetan, den Huldreichen wieder zu sehen. Wiederholt sagte er mir: ‚Ich habe rechten Mut bekommen.' Auch eine Zusammenkunft, von welcher er mir nicht hatte schreiben wollen, teilte er mir in seinen Einzelheiten mit. Wie glücklich bin ich, daß sie ermöglicht, daß sie ganz gewagt wurde. Sie hat dem Freund so im tiefsten Herzen wohlgetan, diese Begegnung, sie hat ihn mit so schöner Hoffnung erfüllt.

In dem ersten Schreiben an den Freund hatte die hohe Braut die Gnade, meiner zu gedenken. Darf ich es wohl wagen, mein theurer Herr, Ihnen zu sagen, daß ich die Hand in inniger Liebe küsse, die sie, die Erwählte dem Freunde so hold gereicht.

‚Lohengrin' im Juni, wie herrlich! Ich sagte dem Freunde, ich würde nächstens rasend werden, wenn ich nicht bald eines seiner Werke sähe und hörte! Nun wird aber alles! Sehr befriedigt von seiner Unterredung mit Fürst Hohenlohe, sieht der Freund in ihm eine wahre Stütze. Ich kann gar nicht sagen, wie beruhigt ich bin und er mußte hell lachen als ich ausrief: und es ist doch alles schnell vor sich gegangen. Er meinte, ich hätte wohl alle unsere Nöthen und Qualen vergessen, er fast auch und sein teurer Parzival hoffentlich auch.

Die ‚Meistersinger', sie konnten nicht vorgenommen werden! Sie sind himmlisch und ich hatte mich der Freude des hohen Freundes im Voraus schon so gefreut. Nun, es naht bald der Sommer. Morgen schon nimmt der Winter Abschied, er war lange, doch er hat schöne Früchte getragen, das ist denn auch Zauber!"

Es war in München zwischen dem König und dem Meister auch die Rede von der Berufung des Herrn von Putlitz als Intendanten gewesen. Dieser hatte sich zur Verfügung gestellt. Wagner übertrug es Frau Cosima, über ihn zu berichten. Denn „der Freund wollte heute mit dem Anfang des Frühlings seine Partiturarbeit beginnen und bat mich deshalb, ihn zu vertreten, und fügte seiner Bitte die Worte hinzu: Ich weiß, Parzival sieht mich lieber beim Schaffen als beim Wirken." Und sie führt über Putlitz, von dem sie bekanntermeise ein Stück in der Berliner Zeit ins Französische übertragen, aus: „Nun habe ich aber wirklich nichts weiter zu sagen, als daß er ein rechtschaffener, edelgesinnter und durchaus gebildeter Mann ist, daß er mit Leidenschaft sich der Theaterdirektion widmet, und dem Schauspiel namentlich würde seine Ernennung zustatten kommen. Von Musik versteht er, soviel ich weiß, gar nichts. Doch maßt er sich kein Urteil an und einen Menschen, der unsere Kunst begünstigt, brauchen wir ja nicht. Wenn man den lieben Gott für sich hat, bedarf es nicht der Heiligen, sagt das alte französische Sprichwort. Daß unsere Kunst blühe und wachse, dafür sorgt ein anderer und höherer Schirmherr. Es genügte demnach vollkommen, daß der Intendant im allgemeinen Sinn für das Edle und Große und Respekt vor den Künstlern hat. Als Dichter kann ich natürlich Putlitz nicht übermäßig schätzen. Doch gehören seine Stücke gewiß nicht zu den nichtigsten, welche heutzutage hervorgebracht werden und jedenfalls nicht zu den gemeinen. Ich wage es zu hoffen, daß er einen nicht ungünstigen persönlichen Eindruck macht, denn er ist liebenswürdig und feinfühlend. Gebe nun Gott, daß unsere kleine Mannschaft mit einem tauglichen Menschen vermehrt wird, so daß wir immer sicherer die Fahrt zum Gelobten Lande antreten können. Wie wenige taugen doch! Hier kann man wirklich sagen: ‚Viele sind berufen, doch wenige auserwählt!' Ich kann heute nur noch melden, daß er heute die Partitur begonnen und daß der Frühling seinen Segen dazu gegeben — ein milder,

heller, warmer Regen fiel befruchtend auf die Erde, die nun blüht, während die ‚Meistersinger' wachsen. Heute abend soll auch die Biographie wieder aufgenommen werden. Es ist die schöne Zeit des sehnsuchtsvollen Keimens und Treibens, es ruft und lockt sich alles. Wir wollen in den nächsten Tagen den Grütli besuchen. Vor einem Jahre waren wir dort, tranken an der Quelle und schwuren. Dort trafen wir ‚Graf Arnold' und wußten, was das zu bedeuten hatte, daß wir ihn dort trafen."

Der König antwortete ihr entzückt und begeistert über die Begegnung:

„O, meine theure Freundin, das waren unvergeßliche Tage, die ich während der Anwesenheit des Hehren verlebte. Ihn wiederzusehen, ihn endlich wieder zu sprechen nach den ausgestandenen Qualen einer so langen Trennung, das war ein Glück, das nur mit den überirdischen Wonnen der heiligen Geister verglichen werden kann. Obgleich ich nur wenig aus den ‚Meistersingern' hören konnte, so war doch dieses wenige Himmelstau. O das ist ein Jahr des Heiles, des Segens, der Erlösung: Die widerstrebenden Mächte der tückischen Feinde sind gebannt in ihre Höhlen, die Menschen ahnen nur, daß es sich hier nicht um Gemeines handelt, daß die gegen uns und unser Werk gebrauchten Waffen am Harnische unseres Willens, unserer Kraft zerschellen.

Die Worte, welche Posa in der feierlichen Verklärung des Todes zu seiner Königin sprach als letztes Vermächtnis für seinen Carlos, für den er gelebt und gestorben: ‚Sagen Sie ihm, daß er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird, nicht öffnen soll dem tötenden Insekte gerühmter besserer Vernunft das Herz der zarten Götterblume, daß er nicht soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit Begeisterung, die Himmelstochter lästert', tief haben mich stets die oben angeführten Worte ergriffen. Ich gelobte mir, sie treu zu befolgen. Mit Stolz, mit reinem Gewissen darf ich sagen, ich habe meinen Schwur gehalten,

und soll und kann ihn niemals brechen! Wie herrlich wird der Mai und der Sommer werden. Meine Sophie sendet mir für den Treugeliebten die innigsten Segensgrüße aus tiefstem Herzen. Heil Euch, Ihr Lieben! Gottes Engel breite seine Flügel segnend und schirmend aus über dem trauten Triebschen und seinen Bewohnern. In einem glücklichen Jahr ist Evchen geboren!"

Der König drängte indessen. Seine Abmachungen mit Bülow kamen nach langen Irrungen und Wirrungen zustande, und aus diesem Grunde mußte Frau Cosima wiederum nach München zurückkehren. So schrieb sie dem König von Triebschen aus noch einen Abschiedsbrief, in welchem sie ihm eine schöne Ausfahrt am Palmsonntag schildert: „Wir waren in schönster Stimmung an diesem Palmsonntag. Wir fuhren im Wagen Sonnabend Mittag von Triebschen fort und durchwanderten bis Beckenried denselben Weg, den wir mit dem Freunde am 23. Mai gemacht, eingedenk dieser schönen Stunde. In Beckenried verfehlten wir das Dampfschiff und nahmen nun einen Kahn bis Brunnen. Die Sonne verhüllte sich. Das stimmte uns etwas traurig. Es war das rechte Abschiedswetter! Von Brunnen fuhren wir noch am selben Abend über die neugebaute Straße bis Fluelen, wo wir in vollster Dunkelheit ankamen. Bald aber zeigte sich der Mond. Ich trat an das Fenster und schrie auf vor dem zauberischen Anblick. Wie erhaben, wie unerschütterliche Geister standen sie glänzend da, die Riesigen, es war, als ob sie meinen Abschiedsgruß erwarteten. Wenn ich Ihnen sage, daß wir nur von Ihnen gesprochen haben, immer dasselbe und doch immer neues, werden Sie sich wohl nicht darob wundern. Alles übrige wäre uns profan gewesen. In Fluelen hörten wir einen sehr merkwürdigen Nachtwächter, der ein ganz anderes Lied sang, als das bekannte und der mir die ganze Nacht durch zu einem wahren Meistersingeralp wurde. Am Morgen erzählte der Freund, ganz heiter gestimmt, er habe von Beethoven geträumt, der alt und schwach, nicht mehr komponierte, dem er aus seinem Werke vor-

gespielt und der ihm grenzenlos gut war. Nun schien die Sonne, es war fast heiß, wir stiegen in ein Wägelchen und fuhren nach Bürklen. Wie schön war dieser Weg! Die Bäume in ihrer Blütenpracht schmückten die Wiese, die Berge schauten gutmütig prächtig in diese kleine liebliche Welt, wir wurden bald schweigsam und nur an einem Punkte, wo der lebende Bach durch die Matte rollte, die Bäume von Licht zu triefen schienen, das Gebirge wie durchsichtig und auf der Anhöhe eine kleine Kirche sich zeigte, dessen Glöckchen abwechselnd mit den Kuhglocken ertönte, riefen wir aus ‚o wie schön'. Es ist heute Palmsonntag, sagte ich dem Freunde. Voriges Jahr machten wir die Wanderung am Tage des Leidens. Dieses Jahr machten wir sie am Tage des Jubels, heute werden die grünen Zweige verteilt, heute jubelt das Volk den Verkannten an! Wir waren in Bürklen. Die Leute, sonntäglich geputzt, schritten zur Kirche, ich trat mit ein und betete aus ganzer Seele für Sie, gütiger Freund; der Auserkorenen Ihres Herzens und dem Freunde galt mein Gebet. Ich nahm mir in der Kirche die Zeichen des Friedens, die geweihten Zweige und trat in Gedanken der Liebe heraus. Wir fuhren nach Fluelen zurück, denselben lieblichen Weg. Unterwegs trafen wir viel seltsame Gestalten: Italiener waren es, arme, elende Pfifferaris. Die braunen Gesichter, die hageren Glieder in merkwürdig geschnittene und zusammengesetzte Mäntel gehüllt, ergriffen uns sehr. Sie bettelten nicht, doch als der Freund ihnen winkte und einem der vier ein paar Franken gab, dankten sie sehr gerührt. Wie ein Traum ging die seltsame Erscheinung an uns vorüber, die wunderbare, ewig unausgesprochene Resignation dieser von allem entblößten Menschen, sie gleicht fast dem melancholisch ruhigen Blick, den man an Tieren der entferntesten Regionen bemerkt. ‚Gott, das sind auch Menschen', sagte der Freund mit Tränen in den Augen. Gott gebe ihnen auch einen heiteren Palmsonntag, dachte ich für mich. Von Fluelen fuhren wir im Kahn nach dem Grütli; es wurde immer schöner, glänzender, der Uri-Rotstock, der

Priesterstock, die Mythen und wie sie alle heißen, schienen ihr festlichstes Gewand übergezogen zu haben. Wir kamen an das Beet, wo die Parzivalblumen blühen, dann zu den drei Quellen, woraus wir tranken, den heiligen Schwur erneuernd. Lange, lange blieben wir in Beschauung verloren. In solchen Augenblicken lebt und schafft man, sagte endlich der Freund, indem er von der Höhe in das dunkle, blaue Wasser wie durch einen Blütenschleier sah. Wir verließen die heilige Welt. Der Kahn brachte uns nach Brunnen. In Brunnen schifften wir uns ein, um fünf Uhr waren wir wieder auf Triebschen. Heute bläst der Föhn, es ist trübe, mein letzter Tag hier! Doch ich kehre mit hoffnungsvollem Herzen in München ein. Wüßten Sie nur, mein König, wie Ihr Anblick zuletzt den Freund gestärkt und beglückt hat. Gewiß, wir können keine wahren Schwierigkeiten mehr haben, keine wahren Feinde mehr. Alle Widerwärtigkeiten, die notwendig vorkommen müssen, werden ruhig beiseitegeschoben, wie geringe Dornenzweige auf einem prächtigen Weg."

Und dann bespricht sie die bevorstehende „Lohengrin"aufführung und mit einer gewissen Sicherheit die Auswahl der Sänger. Interessant ist eine Bemerkung, die auf das damalige Treiben an der Hofbühne ein ganz eigenartiges Licht wirft: „Heute früh wird uns gemeldet, daß, trotzdem Fräulein Mallinger von dem Allerhöchsten Herrn zur Elsa erwählt wurde, trotzdem der Freund sie wünscht und mein Mann sie bezeichnet hat, der Intendanzrath Schmitt, ihr doch die Partie nicht erteilen kann, weil Herr Possart sich bei Erneuerung seines Kontraktes ausbedungen hat, daß seiner Braut, Fräulein Deinet, keine Rollen entzogen werden!!! Also der König wünscht, aber eine Ungeschicklichkeit des Herrn Intendanzraths kreuzt diesen allerhöchsten Wunsch und die Ungeschicklichkeit soll für uns maßgebend sein! Ich schreibe dies scherzend, weil ich weiß, daß ein befreiendes Wort unseres Herrn hier alles in Ordnung bringen wird." Doch zum Schluß spricht sie noch ein ernstes Wort über die Zeit: „Es lautet alles wieder nach Krieg. Ich habe längst jede

Ansicht beiseite gelegt und stets nur den Wunsch bei allem Großen und Kleinen gehegt, daß unser Schirmherr von Widerwärtigkeiten verschont bleibe. Dies meine ganze Politik, mein ganzer Patriotismus. Wie schön führen Sie Schillers Worte an! Die Jugendträume sollen leben! In ihnen haben die kühnsten Träume schon Erfüllung gefunden."

Und es erfolgte die Übersiedelung nach München, der Beginn der Arbeit und der Proben. Ihr selbst lag ob, die neue Wohnung einzurichten, die ja auch dem Meister ein Unterkommen gewähren sollte. Da schreibt sie mitten aus der Arbeit heraus dem König: „Seitdem ich hier bin, drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich mich hier in den Mauern Ihrer Stadt wohl fühle, daß alle schmerzlichen Erinnerungen durch den Gedanken weggefegt werden, daß wir hier bei Ihnen, mein gütiger Herr, sind. Nun bin ich seit Mitte April so ungeteilt Martha gewesen, daß von Sammlung gar nicht mehr die Rede war und Ihnen darf ich, will und kann ich nicht flüchtig schreiben. Während ich mit wirklicher Ungeduld dem Augenblick entgegensah, in welchem ich mir wieder angehören würde, häuften sich die theuren Beweise Ihrer Gnade: die ‚heilige Elisabeth', das schöne Bild zum ‚Holländer', die heutigen Blumen. Sie wissen, mein hoher Freund, daß ich Ihnen nicht mehr danken kann, nur meine ernste Freude und mein schönstes Hoffen lege ich Ihnen mit den Gefühlen der Treue zu Füßen. Ich habe mir schon erlaubt, durch Rat Düfflipp dem Gnädigen sagen zu lassen, daß hier alles gut geht und verspricht, noch besser zu gehen. Ich denke, wir werden Schönes, Erhabenes erleben, es sieht nach allem etwas friedlicher aus in der Welt der Wölfe. Möchten Sie nur Freude und Glück haben! Wie mir alles übrige sogenannte Wichtige gleichgültig ist, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Vom Freunde erhalte ich gute Nachrichten, er ist äußerst tätig, der zweite Akt ist nun bald instrumentiert, er schreibt, er will es möglich machen, zum 10. hier zu sein, und die ‚heilige Elisabeth' zu hören. Ich will nun mein hartes

Geschäft vollenden und krönen und ihm seine Stuben bei uns herrichten. Es ist etwas Wunderbares mit dem Freunde. Wer sich an seinen Umgang gewöhnt hat, wer seinen Geist mit dem seinigen verwoben hat, dem wird alles Übrige so gleichgültig; die gescheitesten Leute erscheinen mir flach wie eine Wiese, seitdem ich mit seinem gletscherhohen, reinen Wesen mich vertraute. Ich vermag es nicht, etwas zu lesen oder zu denken, ohne mich zu fragen: was würde er dazu sagen, ohne mich dessen zu entsinnen, was er mir darüber mitgeteilt. Ihnen sage ich das, mein gütiger Freund, und doch Ihnen allein kann ich es sagen, weil ich es Ihnen nicht zu sagen brauche."

Und dann kommt sie ins Plaudern. Zumal von Peter Cornelius:

„Gestern abend las uns Peter Cornelius die Dichtung seiner ‚Gunlöd' vor. Man sieht es dem Werke deutlich an, daß es ohne den Nibelungenring nicht da wäre. Doch das ist nicht zu rügen. Wenn ich einen Fehler darin finden wollte, so ist es der, daß die Personen mehr taube Gestalten als von Fleisch und Blut sind. Doch ist die ganze Anlage edel, die Gesänge sind schwungvoll und das ganze macht einen schönen, von der gewöhnlichen Gattung der Opern sich durchaus unterscheidenden Eindruck. Ich habe Peter Cornelius geraten, eine Abschrift von der Dichtung zu machen, und gestattet es mir der gütige Freund, so erlaube ich mir dieselbe in einigen Tagen zu übersenden. Ich habe mich neulich über Fräulein Mallinger recht gefreut. Sie wird uns eine schöne Elsa und Elisabeth sein. Gebe Gott, daß die Männer sich erträglich anlassen. Im Ganzen taugen die Frauen doch immer besser, sie sind fleißiger und leichter begeistert. Meine zwei ältesten Kinder kommen soeben von Berlin, wo sie einige Zeit bei ihrer Großmama zugebracht haben, zurück. Das erste, was sie bei mir erblickten, war ‚der König' von Bayern, welchen sie nun einmal als unseren Hausgott betrachten. Bald bringt mir der Freund Isolde, Evchen bleibt noch auf Triebschen, da die lange Reise ihr schaden könnte. Für Isolde wird unterwegs Hans Richter sorgen. In Bälde wird nun das ganze

Haus vollständig und in Ordnung sein. Mein Münchner Leben ist durch den heutigen Brief an den Freund eingeweiht! Ich weiß es, mein theurer Herr, es wird alles werden, wie wir es geahnt, gehofft und erkämpft."

Doch darin sollte sie sich doch einigermaßen getäuscht haben. Aber man kann nicht sagen, daß die Schuld daran an dem König gelegen hätte. Er war gegen alle, auch gegen Frau Cosima, von außerordentlicher Güte:

„Innigsten Dank für Ihren Brief, der mich sehr erfreut. Wie froh bin ich, Sie wieder hier zu wissen, wie selig macht es mich, zu sagen, wie alles so heiß Ersehnte, so schwer Erkämpfte, nun endlich der glänzenden Erfüllung naht. Dies kann ich nicht schildern. Herrliche Stunden wird uns der kommende Freitag bringen. O welcher Genuß, das wunderschöne Werk Ihres Vaters wieder zu hören. Wie freute es mich gestern Abend, die Freundin im Theater zu sehen. Gewiß ist auch sie nicht sonderlich erbaut über die flachen, nichtssagenden Bänkelsängermelodien."

Er spricht sich klar und sicher über die Rollenverteilung für den „Lohengrin" aus, wo er aber doch nicht so durchzugreifen vermag, als er eigentlich wollte. Bezeichnend aber ist sein Wort von der Sehnsucht nach dem Lande: „Eine rechte Wohltat wird es für mich sein, endlich die Stadt verlassen zu können. Denn die Welt, der Geist der Zeit, der gegenwärtig herrscht, ist fürchterlich. Die Menschen sind so verdreht, angefressen durch die Pestideen der Neuzeit. Das kann nicht zum Guten führen. Und nun noch etwas ganz im Vertrauen. Ich hörte jüngst von einer Äußerung Herrn von Bülows, die mich nicht sonderlich erfreute, nämlich, es bliebe Bayern nichts übrig, als schließlich auch Preußen anzugehören. Doch dies bleibe ganz unter uns. Fest baue ich darauf, er wird einzig auf die Förderung unserer künstlerischen Interessen bedacht sein. Mit Freuden gedenke ich Ihrer in Ihrem letzten Briefe an mich ausgesprochenen Ansicht über das Königtum und seine Bedeutung. O,

daß diese Ansichten jetzt so selten zu finden sind. Ich bin sonst nicht geneigt, jemanden etwas nachzutragen, bin nicht unversöhnlichen Geistes, doch ich muß gestehen, schwer fällt es mir, den Münchnern das Benehmen zu vergeben und alles zu vergessen, daß sie sich mir, ihrem Herrn und König gegenüber, besonders im vorigen Sommer zuschulden kommen ließen. Die Schuld ist so groß, daß weder Buße noch Reue sie zu tilgen imstande sind, doch es sei abgetan, mit Schiller rufe ich aus: „Der Dinge Göttlichstes ist vergeben." Und er spricht auch von den Aufträgen, die er an die bildenden Künstler erteilt: „Heute erhielt ich wieder einen schönen Carton von Kaulbach, den Abschied des Lohengrin darstellend. Nächstens gedenke ich der Freundin einen photographischen Abdruck nach diesem Bilde zu senden. Es freute mich, daß der Fliegende Holländer nach Spieß Ihnen gefällt. Echter malt fleißig an seinen Tristanbildern, Ille an dem Sagenreiche der Edda. Sicher bin ich, es hätte Sie nicht gereut, wenn Sie dem jüngst stattgehabten Ordensfeste am Tage des heiligen Georg beigewohnt hätten. Dieses veraltete und scheinbar sich überlebt habende Fest hat doch einen tiefen Sinn. Es ist fähig, Begeisterung zu erwecken. Es kommt nur darauf an, neues Leben ihm zu geben, es mit poetischer Weihe zu adeln." Das klingt ganz anders, als so viele über des Königs Auffassung von diesem Ordensfeste sagten.

Frau Cosima aber beeilte sich, die gegen die angebliche preußische Gesinnung ihres Gatten eingefädelte Intrige und Verleumdung Lügen zu strafen. „Die gütigen Zeilen, die ich heute empfing, dünkten mir traurig und betrübten mich zugleich so sehr, daß ich nicht umhin kann, ein Wort des unaussprechlichen Dankes und des seligen Hoffens auszusprechen. Nehmen Sie es mir gnädig auf, mein gütiger Herr, daß ich sagen muß, daß Herr von Bülow das mir gnädigst mitgeteilte Wort nie ausgesprochen. Wenn ich sage, daß Herr von Bülow Anstalten getroffen hat, um aus dem preußischen Staatsverband auszutreten, und dadurch beinahe in Konflikt

mit seiner Familie gekommen ist, so wird mein hoher Herr wohl gnädigst einsehen, daß wiederum das beliebte Mittel der Verleumdung angewendet worden ist. Ihnen habe ich stets die ganze Wahrheit über alles gesagt — dies ist kein Verdienst, denn ich kann nicht anders, auch hat der Freund wohl angedeutet, zu welchem äußersten Entschluß er zu einer Zeit bereit war. Wenn ich Ihnen nun sage, dies ist nicht gesprochen worden, so wird der Gütige mir Glauben schenken — ich weiß es. Meinem Mann sage ich nichts. Denn er würde nicht ruhen, bis er den Verleumder herausgefunden und bestraft hätte. Die beste Bestrafung bleibt die Nichtbeachtung dieser erbärmlichen Leute. Wie gibt es aber Leute, die sich nicht entblöden, dem theuren Freunde so etwas wiederzubringen. Ist denn alle Ehrfurcht dahin, kennt denn der Intrigant keine Schranken mehr? Genügt die Lust, einem Menschen zu schaden, um daß gleich an das gemeine Werk gegangen werde? Doch nicht weiter darüber. O der argen Welt! Ihnen aber weiß ich nicht genug Dank zu sagen, mir dieses so gütig vertrauensvoll mitgeteilt zu haben und mein Dank spricht sich am besten darin aus, daß ich bei allem, was mir heilig, bei dem Freunde, bei meinem Vater, bei meinen Kindern schwöre, er hat es nicht gesagt. . . . . .

Ich wußte nicht, daß ich dem St. Georgsfest hätte beiwohnen dürfen. Darum enthielt ich mich jeden Wunsches. Jetzt bedaure ich tief, nicht dort gewesen zu sein. Mein gütiger Herr, wie begreife ich die Stimmung, die heute in dem theuren Briefe sich abspiegelt. Mir wird kalt bis ans Herz hinan, wenn ich an das vorige Jahr denke. Ich weiß, daß diese Empfindungen mit dem Vergeben nichts zu thun haben. Gott, die bösesten Menschen sind im Grunde nur zu beklagen und mein Weisheitsspruch ist ‚Segen den Guten, Mitleid den Bösen'. Allein, es verfinstert sich über gewisse Erfahrungen der ganze Horizont der Seele. Gebe Gott, Sie seien nicht so weit, wie ich es leider bin. Denn Sie, mein König, Sie haben helfen können, Sie haben geholfen. ‚Über alles der König' wie das alte

spanische Gedicht heißt. Ich habe immer nur zusehen können, zu welcher Trauer man zuletzt kommt bei aller Ergebenheit und Versöhnlichkeit und davor beschütze den theuren Herrn sein heiliger Engel. Vor nichts mehr haben die Menschen Ehrfurcht, ja die Gefühle der Ehre sind ihnen so fremd geworden, daß sie die Dichter gar nicht mehr begreifen, welche diesen Gefühlen den höchsten poetischen Ausdruck liehen. So zum Beispiel haben hier die Leute die Calderonschen Werke förmlich perplex gemacht. Sie gaffen sie an und würden darüber lächeln, wenn nicht die Jahrhunderte darauf lasteten, die nicht erlauben, daß man damit Spott treibt. Sie trösten sich, indem sie sagen: es paßt nicht für unsere Zeit! Allerdings nicht! Bald sind sie soweit mit Falstaff zu fragen: ‚Was ist die Ehre? Kann sie ein Bein heilen?' Entgötterte Welt! Doch dies ist die Oberfläche! In unserer Zeit wurde ja der Freund, wurden Sie, Herrlicher, geboren! Ist das nicht ein schöner Trost? Was kümmerts uns, ob die zwei Sterne über einer trostlosen Welt stehen, leuchten sie doch!"

Inzwischen war auch Wagner wieder in München eingetroffen, und dem König lag daran, ihn wenigstens an seinem Geburtstage zu sprechen. Es ist rührend, mit welcher Bescheidenheit er von seinem Wunsche spricht: „Sehr leid wäre es mir, könnte ich Ihn an seinem Geburtstag nicht sehen, ihm nicht persönlich meine heißen Glück- und Segenswünsche aussprechen. Wohl begreife ich, daß er nicht gerne in seiner Ruhe sich gestört sieht. Er könnte ja sogleich, wenn ihm wirklich so viel daran gelegen ist, nach seinem Geburtstag in die trauliche Abgeschiedenheit des friedlichen Triebschen zurückkehren. Ach, es wäre zu hart, ihn an seinem Geburtstag nicht begrüßen zu können: Doch in Gottes Namen, wenn es wirklich zu seinem Heile ist! Aber fürchterlich schwer fiele mir die Entsagung. Doch noch einmal, sein Wille geschehe." Und er fügt dem Briefe an: „Mit Freude und Stolz blicke ich auf den 22. Mai vorigen Jahres zurück. O, könnte ich doch endlich Sie wiedersehen."

Dieser Geburtstag Richard Wagners hatte ein eigenes Schicksal, und es ist reizvoll, zu sehen, wie ihn Frau Cosima feierte. „Seit einer kleinen Stunde bin ich in dem Landhäuschen und will es am heutigen Tage einweihen, indem ich Ihnen, Hoher, sage, der Freund ist angekommen. Ich baue hier die Sachen auf, zuerst das Klavier, dann die Kleinigkeiten, die ich dem Freunde beschere. Heute früh gehen Senta und Elisabeth nach dem bayerischen Hof. Erstere sagt die drei ersten Strophen eines Gedichtes von Walther von der Vogelweide ‚Maienwonnen', Elisabeth bringt ein Körbchen Rosen. Ich harre hier des Freundes und wenn der gnädige Herr ihn erst gegen ein Uhr zu sich befiehlt, so würde ich ihm den kleinen Aufbau zeigen können und ihm meinen Glückwunsch aussprechen. Ich wage dies nur deshalb zu sagen, weil mir Rath Düfflipp mittheilte, es sei noch nicht über die Zeit des Besuches in Berg bestimmt worden.

Mein theurer Freund, Sie hatten die Gnade auch meiner am heutigen Tage zu gedenken. Wie glücklich machte mich dies, wie dankt Ihnen die bis in den Tod treue Freundin! Warum ich nicht komme, sei hier Ihrer teilnahmsvollen Seele bitter geklagt. Seit den üblen Reden die über mich gefallen, seit den Gehässigkeiten, welche die böse Frau über mich ausgestreut, bin ich scheu geworden und zaghaft. Kein Mensch hat daran geglaubt, ich weiß es, doch meine Unbefangenheit ging dabei verloren, ich wußte es wohl, als ich am Morgen in Triebschen so laut schluchzte. Ihnen vor allem, mein gnädiger Freund, bin ich es schuldig, ein jedes aufzuopfern, worüber im mindestens geredet werden könnte. Wie schwer das Opfer heute wird, ich klage es Ihnen laut. Als gestern Rath Düfflipp mir von dem gestatteten Besuche sprach, fielen mir dicke Tränen von den Augen. Sie entschuldigen mich mitleidsvoll, mein gnädiger Freund! Vor einem Jahre hatte ich das Glück, Sie zu sehen. Heute muß ich mich damit begnügen, zwischen den beiden Wesen in Gedanken zu sein, denen ich freudig jede Freude opfere.

Um ein Uhr fahre ich nach München zurück, wenn Sie bis dahin den Freund mir lassen, der um 11 Uhr ankommt, küsse ich dankend Ihre theuren Hände.

Der Freund sieht angegriffen aus, doch, meine ich, kann und darf er hier einige Zeit bleiben. Die absolute Einsamkeit Triebschens ist ihm doch nicht gut, er vergrämt sich und ich bin der festen Überzeugung, daß er hier wird arbeiten können. Nun, Sie werden ihn ja sehen und alles auf das Beste und Schönste bestimmen.

Alpenrosen und Maiglöckchen brachte mir Rath Düfflipp von dem hohen Freunde. Sie blühen noch lieblich in meiner Stube, die aus lauter Gaben des Huldreichen besteht. Bei dem Anblick der Zartduftenden mußte ich der Wiesen denken bei Triebschen, wie sie im vorigen Jahre prangten: sie wußten, Parzival nahte! Heute ist es trübe. Doch gibt es Tage, wo man der Sonnenstrahlen nicht bedarf. Die hohe Frau hatte die Güte, mich freundlich grüßen zu lassen. Ihnen, mein theurer Herr, vertraue ich meine Sache an, Sie werden das Schönste finden, der Holden von mir zu sagen, damit sie wisse, wie heilig theuer sie mir ist."

Unterdessen aber brach über den Darsteller des Lohengrin bei der bevorstehenden Aufführung eine Meinungsverschiedenheit aus zwischen dem König und dem Meister. Dieser hatte seinen alten Freund Tichatschek vorgeschlagen. Er war einer von den Getreuen, aber auch von den alten, und man muß gestehen, daß die Abneigung des Königs gegen das Äußere dieses Sängers und gegen seine Darstellung des Lohengrin, den sich Ludwig absolut seraphisch vorstellte, berechtigt war. Hatte doch Wagner selbst bei der ersten Aufführung seines „Tannhäuser" sich über das Spiel dieses Heldentenors geradezu entsetzt. Denn dieser hielt es für eine glänzende Eingebung, daß er beim Sängerkrieg, als er, aus seiner Entrücktheit erwachend, „Dir, Göttin der Liebe, soll mein Lied ertönen" anstimmte, an den Thron der Elisabeth trat und der Ärmsten den Hymnus an

die Liebesgöttin gewissermaßen ins Gesicht brüllte. Aber wenn der König hier mit Recht seinem ästhetischen Bedenken Raum gab, so hielt der Meister an dem Gefühle der Treue und der Verpflichtung fest, die er jenem, eingedenk der Dresdener Zeit, schuldig zu sein wähnte. Frau Cosima war über diesen Konflikt im hohen Grade erschrocken, und sie suchte soviel wie möglich zu vermitteln:

„Der Meister zieht, Sachs kehrt zur Werkstatt zurück, alle guten Götter mögen ihn begleiten, den theuersten der Theuren. Darf ich nun wie aus weitester Ferne die Stimme erheben, darf ich in des hohen Freundes Gnade zu mir die Berechtigung finden, mich unsichtbar Ihnen zu nahen und gleichsam wie ein Geist zu dem Huldreichen zu reden? Nichts will ich, mein König, nichts erstrebe ich, nichts wünsche ich. Mit des Freundes Abreise sind die Würfel ja gefallen und alles, was Sie beschließen, ist mir heilig und wird es mir ewig sein. Dessen mir im Inneren bewußt, wage ich es, dem König die Lage zu schildern: Bis jetzt sind Sie unser Schirmherr, nicht nur gegen die Feinde, sondern auch gegen das Schicksal selbst. Es war unser süßer Stolz, daß wir mit unserem Königlichen Beschützer so Manches ertragen durften, daß wir in seiner himmlischen Geduld und Nachsicht die Kraft des Aushaltens, die Pflicht der Ausdauer fanden. Es ist ein schweres Schicksal, mein theurer Herr, ein schweres für den Freund, daß er keine Darsteller für seine Werke hat. Vielleicht gibt es in der Kunstgeschichte kein zweites Beispiel eines solchen Abstandes zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen: er immer göttlicher, sie immer tierischer. Wie soll er aber sein Los tragen, wenn wir ihm nicht helfen, wir die wir ihn lieben? Verlieren Sie, Einziger, die Geduld, wie soll er sie noch haben, wie soll er noch hoffen? Gewiß, mein gnädiger Herr, Sie haben recht. Er ist in seinen Bewegungen hölzern und steif, ich gebe zu, vielleicht gar abschreckend für denjenigen, welcher nicht von der Darstellung abstrahieren will, um einzig dem musikalischen Eindruck sich hinzugeben. Ach, mein König, wir haben

mit Ihnen gelitten. Dennoch wurde es gewagt. Kein besserer ist da. Niemann hat mich erschreckt, als ich ihn in der Rolle in Berlin sah. Nachbauer singt nichts vom Freund. So blieb also Vogl. Nun, der geht einem nicht fort, zu dem kann immer gegriffen werden. Es war vielleicht Ihrer hohen Güte zuviel zugemutet, mein gnädiger Freund, mit uns huldvoll die großen Gebrechen von Tichatscheks Darstellung zu ertragen, da, wo man genießen soll und will. Doch, theurer Herr, Ihnen selbst, Ihrer unbeschreiblichen Güte haben Sie es zuzuschreiben, wenn unausgesprochen der Freund und ich wir uns eins mit Ihnen Huldvoller gefühlt haben. Es war Ihren Freunden wohl zu verzeihen, daß sie von vereintem Freud und Leid wüßten. Nun aber ist die Herde ohne Hirt, der König beglückt die Lohengrinaufführung durch seine Gegenwart nicht! Wie traurig, wie öde, wie sinnlos diese Aufführung! Den Münchnern sie zu bereiten, war nicht die Absicht. Hätte ich erfahren, daß wir uns ergeben sollen, ich würde gewagt haben, Sie theurer Herr hierherzubitten, die erste Aufführung zu besuchen. Da es aber doch leider, leider so kam, daß es ein Opfer für Sie, mein Freund, sein sollte, für unsere Sache, hätte ich gesagt, bringen Sie das Opfer. Ich ging weiter, für den königlichen Herrn selbst, der seinen Freund, den Vielgeprüften, doch Hochgeehrten nicht ob einer Wahl tadeln, bestrafen könnte, o daß die unberufene Menge verständnisbar, staunend, erschrocken zusehe. Doch behüte mich Gott, hier in bester Absicht zu freveln. Der Freund entfernt sich still, mein Mann wird das Werk leiten, falls die Intendanz eine Aufführung mit Tichatschek befiehlt, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit ist, ich werde einsam dem seltsamen Vorgang beiwohnen und den Sinn dieser Prüfung zu verstehen suchen. Daß dieser Sinn Ihnen, mein theurer Freund, immer und ewig nur dankend sein kann, weiß ich. Wie könnte ich die Klänge von Lohengrin vernehmen, ohne Ihnen, gütiger Schutzgeist, sei es nah oder fern, zuzujubeln. Das traurigste bleibt für mich, daß die

König Ludwig II. von Bayern

neuliche Probe dem theuren Freund einen unangenehmen Eindruck machte. Ich war gerührt und erfreut. Die Mimik des Sängers hatte ich überwunden, seine Stimme that mir wohl und dann das Ganze überwältigte mich. Die Art des einzelnen Darstellers verschwand. Ich sehe vielleicht zu wenig, wenn ich solches höre und meine ganze Freude gäbe ich dahin, daß Sie, theurer Herr, die Enttäuschung nicht gehabt hätten. Es ist traurig, edler Beschützer, das göttliche Werk wird nun herumgezerrt, dem Meister ist alle Hoffnung wie vernichtet, gleich einer verdorrten Knospe neigt sich diese Lohengrinaufführung in unser Leben. Denn was kümmert es uns, ob die Leute entzückt sind — wie ich höre — wenn Sie gelitten haben. Wozu nun diese Klagen! Ach, vergeben Sie sie gnädigst dem betrübten Herzen! Es war mir, als ich den Brief des Rathes Düfflipp las und die ruhig freundliche Ergebenheit des Freundes gewahrte, als ob ich nie mehr eine Freude haben sollte! Als ob zum ersten Male eine Trennung zwischen unserem Herrn und uns stattfände, als hätten wir etwas wollen können, was ihm dem Theuren nicht genehm sei! Die Mühen, denen sich der Freund so freudig unterzog, in dem Gedanken an seinen einzigen Halt und Hort, dahingeworfen, verloren, vergeudet! Sie sind grausam die Götter! Ihnen nahmen sie eine langersehnte Freude, uns den einzigen Lohn nach lang ausgehaltenen Prüfungen. Was soll ich nun in dieser Stimmung von dem prangenden Strauß sagen, die Rosen des Wunders waren nicht minder wert als das Wunder der Rosen! Als duftende, liebliches verkündende Botinnen empfing ich die Blühenden, sie sagten mir von der Freude, die unser Aller harrte, nun sehe ich sie wehmütig an. Sie sind immer dieselben, so schön und duftend, sie zeugen immer hold von der Gnade meines Herrn und doch fällt ein trauriger Blick auf sie — wo Sie mein König uns Rosen streuen, da spendet das Schicksal uns Dornen! Und wie ich die schönen betrachte, gedachte ich der langen Trennungspein, dann der Kämpfe, der Freude ob des vermeinten Sieges, des Glückes,

dem Herrn das göttliche Werk vorzuführen und unwillkürlich fielen mir die Worte des griechischen Dichters in den Sinn:

Doch wenn Trug sinnet die Gottheit,
Wer entkommt sterblich gezeuget da?
Wer entrinnt ihr mit dem raschfliehenden Fuß
Glückenden Sprungs?

Der gnädige Freund wird die Zeilen gütig aufnehmen. Ich weihte ihm gestern alle Gefühle, die das herrliche Werk in mir erweckt. Nun entsende ich Ihnen, dem Hohen, die Grüße des traurigen Herzens, die Treue macht Freude und Trauer zu Geschwistern."

Der König war von einer ähnlichen weichen Stimmung beseelt. Doch man muß sagen, daß seine Abneigung gegen Tichatschek ebenso berechtigt war wie das ritterliche Eintreten Richard Wagners für den einstmaligen Freund. Es ist ergreifend, wie der König über diese an und für sich so unbedeutende Angelegenheit Frau Cosima gegenüber sein Herz ausschüttet:

„Es ist schon spät in der Nacht, ich kann mich aber unmöglich zur Ruhe begeben, ohne Ihnen noch heute mein Herz auszuschütten. Ich frohlocke, ich jauchze vor Entzücken, ich bete aufs neue den Geist an, der dieses Werk geschaffen hat. Es geht mir heute wie nach jedesmaligem Genusse eines Werkes vom großen Freund. Es fällt mir schwer, noch leben zu müssen, denn mir ist es als hätte ich Gottes Wonnen erschaut. Schon vor mehreren Jahren sagte ich mir, ich möchte noch die Vollendung der Nibelungen erleben und nach der Aufführung selig sterben. Nun, seit ich den Freund kenne, ist es anders. Nun will ich noch leben, solange wie er. Umso mehr mußte mir die letzte traurige Katastrophe zu Herzen gehen. O, geliebte Freundin, unseren unvergeßlichen Schnorr hörte

ich vor etwa fünf Jahren als Lohengrin. Sein Gesang, sein durchgeistigtes Spiel, was doch bei Gott notwendig zum Musikdrama gehört, übten mächtigen, tiefen Eindruck auf mich. Kein Wunder, daß Tichatschek mir entschieden mißfiel, sowie die krächzende Stimme und das Spiel des Bertram Maier. Die Strafe, die der Freund durch sein Scheiden über mich verhängt, ist zu hart. Ich darf sagen, ich habe sie nicht verdient. Denn kühn darf ich behaupten, daß meine unerschütterliche Liebe und Treue zu ihm, meine Begeisterung für sein Wirken ihn, wie er selbst zugibt, gerettet haben. Nein, theure Freundin, nichts soll uns und darf uns je entfremden. So vieles wurde durch die Diener oft in der besten Absicht entstellt. Nun bitte ich Sie dringend und inständig, suchen Sie den Freund zu bestimmen, gleich wieder zurückzukehren. O, wüßte er, wie ich leide durch sein Entferntsein. Das ist zu viel, zu hart, um es mit Gleichmut hinnehmen zu können. O, schreiben Sie recht bald, wüßten Sie, wie innig mich jeder Ihrer Briefe erfreut. Und nun noch ein Wunsch. Zu meiner Freude vernehme ich, Sie wollen das Häuschen am See beziehen. Ich habe Sie ewig lange nicht mehr gesprochen, ich sehne mich danach. Sagen Sie mir, ob Sie nicht auch meinen, daß es ganz gut geht, wenn ich Sie dort einmal besuche? Ich halte es für sehr notwendig, damit derlei unselige Mißverständnisse, wie die neulichen, nicht mehr möglich sind. Eine wahre Entfremdung zwischen mir und Ihnen oder dem Freunde kann ja niemals vorkommen, eher ginge die Welt aus Fugen und Angeln. Aber so gerne möchten die Menschen Zwietracht säen. Nochmals bitte ich Sie, rufen Sie mir den Freund zurück und schreiben Sie mir bald. Vergeben Sie die Eile und die schlechten Schriftzüge, es ist fast zwei Uhr nachts. Stets umklingen mich die heiligen Töne, ich kann nicht beschreiben, wie mich das Ende angegriffen hat. Die Seligkeit, ein Werk des Freundes hören zu dürfen, kann ich mit keinem Glück der Erde vergleichen. Beschreiben kann man das nicht mehr."

Frau Cosima war sowohl durch die Abreise des Freundes wie durch die Stimmung des Königs in schwere Unruhe versetzt. Sie ahnte recht wohl, daß, wenn diese Stimmung nicht beseitigt wurde, in der Tat eine Trennung zwischen den beiden eintreten mußte. Aber selbstverständlich war es auch, daß sie die Abreise des Meisters, die sie und eben sie allein verstand, weil sie sein ganzes Wesen kannte, dem König gegenüber vertreten mußte. Sie tat es in ihrer eigenartigsten Weise:

„Heute zum ersten Male frage ich mich, was sollst du sagen, wie sollst du es sagen? Gewöhnlich wenn ich Ihnen schreibe, fließt die Empfindung in einem gleichmäßigen Strom, der einen Ursprung und ein Ziel hat. Heute wie gestern in der Aufführung ist meine Seele von den verschiedenartigsten Empfindungen durchkreuzt. Das Werk selbst schien mir gestern schöner, herrlicher, unvergleichlicher, als ich es mir jemals sagen konnte. Über das Gelingen der Aufführung, über die schöne Leitung meines Mannes, vor allem über Ihre Freude, mein theurer Herr, freute ich mich unsäglich. Dann durchzuckte es mich wieder schmerzlich und bitter. Der Freund weit, fern, traurig, wenn auch gefaßt. Da ist mir all die Freude getrübt und schmerzvoll empfinde ich in meiner Seele das stete Wachsen des Unheils über das Glück, das der Freund so wunderbar uns zeigt! Nun kommt Ihr schöner Brief und traurig, wie die Ohnmacht, sinne ich nach. Die Sache steht nämlich so, mein gütiger Freund. Als der Freund sich so krank fühlte und er seinem Herrn schrieb, er wünsche auf Triebschen zu verweilen, schrieb ich und telegraphierte ich ihm, das dürfe er nicht. Im Widerspruch zu meinem steten Benehmen zu ihm, sagte ich, er solle sich Gewalt antun und zu Ihnen kommen, der sich nach ihm sehne. Nun kam er, leidend genug, nur von dem Wunsche beseelt, Ihnen durch seine Gegenwart Freude zu bereiten. Die Umstände wollten es so, daß er Sie, mein König, zu sehen kaum das Glück hatte. Nur durch die Teilnahme an der ‚Lohengrin'-Aufführung konnte er dem Hohen

zeigen, wie er ihn liebt. Für keinen Gott hätte der Freund in seinem Gesundheitszustand der Plage sich unterzogen, mit den Herrschaften vom Theater zu verkehren. Ihretwegen tat er es mit Freude und Begeisterung. Die Generalprobe kam. Hätte der hohe Freund es für gut befunden, den Freund zu sich zu berufen und ihm gütigst mitgeteilt, daß Tichatschek einen widerwärtigen Eindruck hervorgerufen, der Freund hätte gewiß sich in die Stimmung seines königlichen Beschützers zu versetzen gewußt, er wäre willig auf alles eingegangen und keine Kränkung hätte sein wundes Herz erfahren. Wir waren aber kaum von der Probe zurück, da kam der Brief des Rathes an. Der Freund war unterwegs, ich wollte selbst nach Starnberg, um ihm die betrübende Botschaft zu überbringen, daß sein hehrer Freund lieber die Aufführung des ‚Lohengrin' aufgebe, als derselben mit Tichatschek beizuwohnen. Ich konnte nicht, schickte aber einen Freund, der mir berichtete, Wagner sei wohl und ruhig. Am Mittwoch kam der Freund zu uns. Meine erste Frage war, ‚wo ist Parzival?' ‚Parzival ist fort und ich gehe.' Wir baten, er möge noch einen Tag bleiben. Diesen gab er uns zu. Den Donnerstag brachten wir mit ihm in Starnberg zu, ein Abschiedsmahl, bei dem die Kinder auch zugegen waren. Ich schrieb meinen Brief an Sie, mein theuerster Herr. Wir packten die Sachen ein und nahmen den Freund nach München zurück. Abends bekamen wir den Brief von Rat Düfflipp, worin der königliche Befehl erteilt wurde, daß Vogl und Fräulein Thoma die Partien übernehmen sollten. Sie wissen, mein theurer Freund, was mir ein königlicher Befehl ist. Augenblicklich traf mein Mann seine Dispositionen, um in den zwei Tagen noch die Aufführung zustande zu bringen. Der Freund war still. Ich bat ihn, am Freitag nicht abzureisen, es sei ein böser Tag. Mit der Güte, die ich an ihm kenne, gab er mir nach. Während mein Mann den ganzen Tag im Theater zubrachte, suchte ich den Freund zu zerstreuen und zu erheitern."

„Er war tief betrübt, er frug sich, weshalb diese Weisungen, die

nun als königliche Befehle kamen, ihm nicht freundlich, gütig, persönlich erteilt worden. Er fühlte sich überflüssig, ja bis zu einem gewissen Grade unbequem — er wollte gehen und ich konnte nichts sagen, denn ich verstand ihn. Er war aufrichtig froh über meines Mannes Bereitwilligkeit und als dieser spät abends meldete, es würde mit der neuen Besetzung gehen, fiel ihm wie mir ein Stein vom Herzen. Am Sonnabend früh bei trübem Wetter ging er, den ich stets betrübten Herzens ziehen sehen muß. Er ergab sich dem Schicksal. Er schrieb noch dem Orchester und dem Chorpersonal einige anerkennende Worte, verweigerte die von Tichatschek geforderte Satisfaktion eines Briefes von ihm, worin er seine Freude über dessen Leistung ausdrücken sollte, und beauftragte Rat Düfflipp, welcher in der ganzen zarten Angelegenheit sich diskret und höchst rücksichtsvoll benommen, einige freundliche Worte von ihm zu sagen. Mein Mann beruhigte die beiden unbrauchbaren Sänger und betrieb seine Sachen weiter, als ob nichts geschehen. Und wirklich war auch nichts geschehen. Der königliche Wille ging in Erfüllung, wie es sich gehört, der Meister hatte den Proben beigewohnt und sich hernach in sein Arbeitsasyl zurückgezogen. Tichatschek und B. Maier erklärten sich heiser und somit war alles gut und nur ich allein war traurig! Und ich bin es noch. Ich weiß, warum Sie so gehandelt haben. Mir brauchen Sie nichts zu erklären, wenn in Ihrer grenzenlosen Güte gegen mich Sie es auch thun wollten. Ich will Sie nur bitten, einen Augenblick sich in meine, in unsere Lage gnädig zu versetzen. Plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel königliche Befehle durch den Sekretär erteilt, während wir nichts wollen, als die Erfüllung der Wünsche unseres herrlichen Freundes. Es war hart, mein gnädiger Herr, denn unverdient. Tichatschek hatte uns durch seine prachtvolle Stimme und die eigene Art seines Gesanges große Freude gemacht. Doch ein Wort von Ihnen an den Freund hätte genügt und in Freuden wäre der Freund geblieben. Dem Schicksal ist er gewichen, das ihn ver-

folgt. Ich meine, gütiger Freund, wir gönnen ihm die Ruhe. Doch will ich alles thun, was Ihnen genehm ist. Soll ich zu dem Glücke kommen, Sie wiederzusehen, so erlauben Sie mir, daß ich dann den Hohen frage, in welcher Form ich dem Freunde sagen soll, daß er zurückkehre. Was die Zusammenkunft mit Ihnen, mein gnädiger Herr und Freund, betrifft, so denke ich, daß sie wohl in folgender Weise zusammenkommen könnte: Da ich nicht ganz nach Starnberg ziehen kann, die Tannhäuserproben erlauben meinem Manne nicht, sich ganz zu entfernen, würde ich auf einige Zeit dort wohnen. Wenn es möglich wäre, daß ich bei dieser Gelegenheit Ihrer hohen Braut vorgestellt werden dürfte, würde ich mich glücklich schätzen. Daß ich nichts verlange und willig alles aufgebe, wissen Sie ja. Ich fürchte nur, daß eine Zusammenkunft zwischen dem hohen Freund und mir — so einfach natürlich sie mir erscheint — doch übel vermerkt werden könnte. Nicht für das höchste Glück der Welt möchte ich Ihnen, mein theuerster Freund, nur einen Schatten von Unannehmlichkeiten verursachen. Ich will lieber warten, bis die Zeit schlägt. Doch versteht es sich von selbst, daß, wenn Sie gnädiger Freund einen Ausweg finden, ich Ihrem gütigen Rufe Folge leisten werde. Daß die Menschen Zwietracht säen möchten, weiß ich, ach, sehr gut. Sagten doch gewisse Leute ganz frech schon im März, Wagner solle nur kommen, er würde doch den König nicht sehen!"

Dieser Brief zeigt die ganze hohe Art dieser eigenartigen Frau. Man fühlt ja zwischen den Zeilen eine leise Spur von feinstem Humor, mit dem sie sich das Wort Evchens sagt, „was ich mit den Männern für Müh' doch hab". Aber ihr Hauptzweck war, den Meister zu verteidigen und, ohne daß sie es irgendwie aussprach, zu entschuldigen. Das ist ihr auch im vollsten Maße gelungen. Mitten in die schweren Münchner Verhältnisse gestellt, von allen Seiten beobachtet und mit mißgünstigen Blicken betrachtet, weiß sie klar und sicher ihren Weg zu gehen und auch dem König gegenüber zu

zeigen, daß sie ihn nicht anders als in Gegenwart seiner Braut begrüßen dürfe. In der Tat ist es ihr gelungen, die leidige Angelegenheit auszuschalten und das Verhältnis zwischen dem König und dem Künstler wiederum herzustellen. Sie tut das, indem sie einen Brief des Freundes dem König mitteilt: „Heute bekam ich ein Schreiben des Freundes. Er sagt: ‚Alles bei der Ankunft machte auf mich einen besonders seltsamen Eindruck der Stille und Ruhe. Ein ganz auffallendes Schweigen liegt jetzt über dem närrischen Triebschen. Nur Ruß war ganz ungebärdig vor Freude über mich und Koß. Die Thiere rasten in wahnsinniger Zärtlichkeit durcheinander. Nun ist das wieder in ruhigem Geleise, und ich feierte am Sonntag eine tiefe Stille, die mich wirklich ergriff, und mich tief und sanft in mich blicken läßt. Nichts hier vorgefallen, gar nichts. Die Pfauin brütet und leidet sehr. Sie hat die Eier an einen versteckten Ort im Garten gebracht, daß sie im ewigen Regen naß wird. Nur einmal kommt sie und verlangt hastig Speise, dann gleich wiederum zum Brüten. Nun habe ich heute, weil es gar so grimmig regnet, einen alten Tisch über das Tier stellen lassen, der ihr als Dach dient. Mit den Tauben geht es gut vorwärts, vieles ist schon erkenntlich, und jedenfalls wird es alles nun etwas Ansehen und Vernunft bekommen. Heute wird nun wieder gearbeitet. Morgen denke ich mit Gott wieder an die arme Partitur zu gehen. Seltsam: diese selbe Prügelszene ist mir schon einmal so fürchterlich lang geworden, daß sie gar nicht zu enden schien. Nun geht es gerade wieder so! Man soll nicht prügeln!‘“ „Heute früh kam des Königs Brief. Ich glaube und hoffe alles und wünsche namentlich auch alles. Auf der regnerischen Reise fantasierte ich noch viel über den Lohengrin: So entließ ich ihn, er gehört nicht mehr mir. Der Schwan, der mich einst zu ernstem Kampf auf Leben und Tod geführt, ist mir durch ein Wunder untergetaucht. Er gehört nun Parzival. Vor mir flattert nur noch die Taube. Kein Telegramm erhalten. Fast besorge ich, daß etwas Störendes vorgefallen. Warum erfahre ich

noch nichts. Alles so still, so still, wie seltsam. Ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich wehmütig bin, im Gegenteil, mich erwärmt eine gute Zuversicht, neben vielem Traurigem bin ich mir schließlich vieles Guten bewußt, auch daß ich in entscheidenden Stunden um jeden Preis recht gehandelt habe. Leb wohl." „So der Freund. Mir ist diese Stimmung an ihm sehr lieb. Ich denke, wir überlassen ihn jetzt sich selbst. Nach der Stille kommt ja die Auferstehungszeit, die wollen wir dann feiern, schön und gut, nicht wahr, mein gnädiger Freund!" Der König verstand den Brief und hat nicht minder fein geantwortet: „Diesen Morgen erhielt ich Ihren theuren Brief, bald nach dem Erwachen. Ich hatte gerade von einer Unterredung mit Herrn von Bülow geträumt. Er riet mir, den Lohengrin in einem Saale aufführen zu lassen, ohne Publikum, da sich dasselbe am Tage vorher höchst taktlos benommen hat. Es hatte nämlich dermaßen gezischt und geschrien, daß kaum das Vorspiel zu Ende gespielt werden konnte, und eine Dame hatte sich erfrecht, Spott und Schmähverse in Walzermelodien auf mich vor allem Publikum von der Loge aus zu singen, weil ich ein solches Werk zur Aufführung bringen ließe. Dies mein sonderbarer Traum. Traurig stimmt mich, was Sie mir über die jetzige Gemütsverfassung unseres geliebten Freundes mittheilen. Ich schrieb ihm jüngst vom Hochkopf, dort wo er in stiller Abgeschiedenheit einige Tage verlebte und sich dem ersten schmerzlichen Eindruck nach dem Verluste unseres Tristan überließ." Und dann geht er mit großer Sachkenntnis und großem Feingefühl auf die Besprechung der Theaterkräfte ein, um nun vor allem das Lob Hans von Bülows zu singen: „Von ganzem Herzen bin ich Herrn von Bülow dankbar für seinen unermüdlichen Fleiß und seinen Eifer, meinem sehnlichsten Wunsche nachzukommen und unauslöschlich bleibt mir mein ganzes Leben hindurch die Erinnerung an die Tristanaufführungen und die letzte des Lohengrin. Ich weiß, wie viel ich dabei Herrn von Bülow verdanke und werde ihm nie vergessen, was er dabei voll-

bracht hat. Auf immer hat er dadurch ein Recht auf meine herzlichste Dankbarkeit erworben. Ich ersuche Sie, dieses ihm freundlichst mitteilen zu wollen. Sehr erfreut hat mich die Absicht Cornelius' über Lohengrin zu schreiben. Ich glaube, er tut besser daran, als wenn er selbst schöpferisch aufträte. Denn diese Versuche scheinen doch nur schwache Nachahmung von Wagners Werken zu sein." Man sieht, es ist ihr gelungen, die Verstimmung bei dem König früher zu beseitigen als bei dem Meister. Bei diesem wirkte die Sache noch lange nach, und es war keine leichte Aufgabe für Frau Cosima, dies dem König beizubringen, beziehungsweise ihm verständlich zu machen. Aber sie erreichte dadurch eines, nämlich, daß dessen Vertrauen zu ihr immer stärker hervortrat und er ihr Feingefühl immer höher schätzte. So schrieb sie denn wenige Tage später:

„Heute bekomme ich den zweiten Brief vom Freunde und ich halte es für meine Pflicht, dem Gnädigen Nachrichten zu geben. Sie lauten immer wehmütig. Der Freund empfiehlt mir seine Ruhe nach dem neuen inneren Sturm. So ich kann, werde ich sie wahren, heilig und treu, wie ich ihn liebe. ‚Meinem Parzival kann ich jetzt nicht schreiben', sagte er, ‚denn jedes Wort, welches wie ein Vorwurf aussähe, wäre unsinnig empörend. Jede Klage aber müßte so aussehen und ohne Klage ihm zu schreiben, nachdem ich ihn kaum gesehen, und doch so viel Zeit für meine Partitur verloren ging, wäre wiederum unsinnig. Du und nur Du kannst ihm alles sagen. Dir habe ich nicht nötig, zu sagen, Du weißt alles und empfindest alles mit. Ach Liebe, gewiß, es geht nicht mehr. Ermiß mein Leben und wie bei jeder Vermeidung stets nur die Vermehrung der tiefgreifenden, alle Gemütsruhe zerstörenden Einwirkungen sich herausstellt. Ich bin so kleinmütig, daß ich schon gar nichts mehr verlange, als diese armen Meistersinger noch völlig zutage fördern zu können. Nichts mehr. Oh, diese letzte traurige Fahrt hätte ich mir lieber erspart." Und er ruft nur nach Ruhe und betont vor allem auch seine Sorge um die Gesundheit von Hans von Bülow, der unter

allen Umständen seine Badereise antreten müßte. Auf dem Wege nach St. Moritz sollte er über Triebschen kommen, wo dann alles für die Meistersinger festgesetzt würde.

Nun wirft Frau Cosima einen Blick auf München und die Tannhäuserproben, konstatiert mit ihrem glänzenden Regieblick die bisherigen Leistungen und fährt dann fort: „Wüßten Sie aber, lieber Freund, welche Unordnung, Disziplinlosigkeit hier herrscht. Eine ganze Woche geht für den Tannhäuser verloren, weil der Intendanzrath Herrn Betz und Herrn Hausen einen Urlaub gibt, so daß die Gesamtprobe nicht stattfinden kann. Mein Mann kam heute verzweifelt nach Hause. Er setzt alles daran, um das schwierige Unternehmen seinem Herrn zur Freude zustande zu bringen. Bei jedem Schritt wird er verhindert. Es ist Böswilligkeit, wie viele behaupten, oder Beschränktheit, gleichviel, es fehlt am ernstesten Eifer. Er schreibt auf das genaueste alles auf. Nun lassen sie u. a. eine falsche Partitur kommen, gestern hetzt man ihm den Chor auf den Hals und dabei hört man den Intendanzrath prahlen: Der König stände hinter ihm, zur Vermählungsfeier würde er zum Intendanten gemacht und in den Adelsstand erhoben und als Pendant dazu: Wagner sei in Ungnade. Dies alles sage ich dem herrlichen Freund nur, damit er wisse, wie es hier steht und daß, wenn Verzögerungen, Verhinderungen vorfallen, sie gewiß nicht von unserer Seite kommen. Alles setzt mein Mann hintan, doch die Tage gehen vorüber und nicht der mindeste Eifer, nicht das geringste Pflichtgefühl unterstützt ihn vonseiten des Intendanzrathes."

Da tritt jene glänzende Begabung, die sich in Bayreuth in so positiver Weise zeigen konnte, schon klar und sicher hervor. Aber Sie weiß nicht bloß Negatives zu sagen, sondern sie betont doch neben all den Machenschaften und der ganzen Mißwirtschaft, was durch des Königs Willen Positives geschaffen worden ist:

„Doch sind wir einen guten Schritt vorwärts. Ja, mein theurer Herr, es geht schwierig, aber doch bergauf. Ich bin der festesten

Überzeugung, daß zum Beispiel die Messe meines Vaters nicht so günstig von den Zeitungen besprochen worden wäre, wenn unsere Sache nicht ihr Asyl, ihre heilige Stätte gefunden hätte. Der ganze Ton ist anders und sind hier die paar rohen Intriganten beseitigt, dann kommt unsere Kunst auf. Ich war förmlich erschrocken, als ich heute von eingefleischten Philistern das Sempersche Theater mit Begeisterung besprechen hörte. Ich traute meinen Ohren kaum.

So rufe ich Ihnen Heil und Segen zu. Werden Sie nicht müde, mit uns zu kämpfen, denn wir haben die Wahrheit." Und sie schließt mit einem reizvollen Bild: „Meine Senta hatte das Glück, neulich bei der Prozession den König zu sehen. Sie erzählt nun sehr viel davon und behauptet, gleich den Herrn von Triebschen erkannt zu haben." Von Wagner sagt sie: „Er hat viele, viele Freunde hier wie allerorten. Gott segne ihn und Sie, mein theuerster Herr. Ich kann Sie beide nicht trennen in meinem Herzen, mir wäre, es würde Ihnen gleich ihm die Seele fehlen, sollte ich Sie beide mir vereinzelt denken."

Im nächsten Briefe kam sie auf den Traum des Königs vom Lohengrin im Konzertsaal zu sprechen: „Ihr böser Traum, den Sie so freundlich mir mitteilten, hat mir doch ein schönes, heiteres Lächeln abgewonnen. Der Pariser Tannhäuser und manches vom hiesigen Publikum Erlebte hat sich in der Phantasie wild durcheinander verwoben und so ist das sonderbare Bild entstanden, das gewiß recht drückend gewesen sein mag und doch mich heiter stimmte. Denn die Volksweisheit, daß, wenn man von Hochzeit träumt, ein Todesfall eintritt und umgekehrt, steht gewiß in Verbindung mit der uralten Weisheit der früheren Seher. Und sagt uns nicht täglich das Leben, daß Weinen Lachen und Lachen Weinen erzeugt und ist das im Traum Vorgekommene nicht ebenso geschehen als das, was im Traum des Lebens uns erreicht? Haben Sie nun, theurer Freund, die gräuliche Szene bereits erlitten, so dürfen wir wohl

mit Volk und Weisen annehmen, unsere heutige Lohengrinaufführung würde schön und weihevoll werden."

In der Tat war diese Aufführung dank der glänzenden Leitung Bülows eine schöne und erfreuliche. Sie erstattet darüber dem König genau Bericht, wie über eine ganze Reihe von Theaterfragen. Sie tritt für Perfall ein und meint, daß eben eine Stelle vorhanden sein müsse, welche die Verantwortlichkeit trage und die Einheit in das Ganze brächte. Sie teilt das Interesse des Königs an dem Theater und weiß dabei den Finger an die wunden Stellen zu legen. Sie ist ihm in der Tat auf diesem Gebiete Beraterin, und der König selbst macht dabei doch vielfach den Eindruck, den auch der Herzog Georg von Meiningen hervorgerufen hat. „Ich freute mich ungemein, als ich hörte, der theure Herr hätte mehrere Calderonsche Stücke befohlen. Wenn die Leute hier nur halbwegs die Rollen geben wollten."

Dann kommt sie auf die projektierte Reise des Königs nach Paris zu sprechen:

„Immer lauter werden die Gerüchte, daß Sie zur Ausstellung nach Paris reisen. Obschon ich nicht weiß, ob Sie dies beschlossen, würde ich es dennoch sehr gut begreifen und Sie bewundern, daß Sie dieses Opfer gewissen Rücksichten bringen. Am Ende lohnt sich das Opfer auch, denn in Paris sieht man am deutlichsten, was die Welt ist und was sie will. Ich will nicht sagen, daß anderswo die Menschheit besser ist, doch sie tritt nicht mit ihrem Wollen und Können so deutlich, so glänzend auf, dort wird alles offen und keck ausgesprochen: Sinnliche Lust, Geld, Wohlsein, Zerstreuung, das will man und das weiß man auch unnachahmlich hervorzubringen. Ein bedeutendes Schauspiel für den Weisen, doch keine Atmosphäre für den Idealen. Da ich bei den Gerüchten bin, will ich noch hinzufügen, daß ich neulich von sehr wohlunterrichteten Leuten hörte, Semper würde nach Berlin berufen. Es sollte mich wundern, wenn die dort oben plötzlich wüßten, was mit der Kunst ist und solchen

kühnen Griff machten. Ich glaube es auch noch nicht, denn das Berliner Terrain kenne ich zur Genüge." So weiß sie in diesen Briefen den König auf alles hinzuweisen, was sie für notwendig hält. Vor allem auf Triebschen, wo Wagner wiederum ganz seiner Partitur lebt und sich in Gedanken seiner Lieben freut:

„Es gibt ihrer Wenige. Gar wenige haben ihn erfaßt, doch diese — wir dürfen es stolz sagen, mein hoher Freund, bieten ihm durch ihre Treue Ersatz für die ganze Welt. Er weiß es auch. In seinem letzten Briefe sagte er mir, er würde diesen Winter der Biographie, der Herausgabe seiner Werke und Siegfried widmen. Heute spricht er von Parzival. Wir werden alles noch erleben, mein edler Freund. Ich schrieb ihm neulich, es würde ihm gehen wie Tizian, der in seinem 90. Jahre sein schönstes Werk malte."

Sie ist dabei auch die beste Helferin ihres Gatten und seiner Tätigkeit. Sie weiß seine Vorzüge und Verdienste offen darzulegen und auch auf die Gegner hinzuweisen, die mit ihren Intrigen seine Arbeit immer wieder erschweren. Aber des Königs Reise beschäftigt sie doch ganz besonders:

„Gestatten Sie mir gütig, Ihnen einen Abschiedsgruß zu senden, Ihnen das Beste, Schönste, Glücklichste aus ganzer Seele zu wünschen. So einfältig es klingen mag, ich danke Ihnen, daß Sie diese Reise unternehmen. Ich wußte, ohne daß der Hohe es mir sagte, wie ihm dabei zumute sein würde und darum so fern von allem Prunk, von jeder Politik, augenscheinlich weit von Ihnen, denn ich meine, ich wäre berechtigt dazu, weil einzig vielleicht ich das Opfer ermesse, das Sie bringen. Ich verberge es nicht, mein König, seit von dieser Reise die Rede ist, bin ich in Sorge. Es geht mir nicht mehr aus dem Kopfe. Ich mußte mir förmlich Gewalt antun, um in meinem letzten Schreiben derselben nicht zu erwähnen. Was mich eigentlich nicht angeht, daran fühle ich mich doch berechtigt, innigsten Antheil zu nehmen. Nochmals, mein Herr und König, haben Sie Dank, daß Sie es über sich gewinnen. Ach, mir ist auch

all das Bunte dort so grenzenlos gleichgültig, daß, wenn die Leute von dem Vergnügen sprechen, das den König dort erwarte, ich mir nur sagen konnte: ich weiß es anders. Allein wie der König sagt, es ist wichtig, ja vielleicht notwendig, da alle Monarchen der Welt dort erscheinen, wäre das Ausbleiben als Demonstration ausgedeutet worden."

Mittlerweile soll in München der Tannhäuser zustande gebracht werden, und sie erstattet auch darüber klaren Bericht. Sie schließt den Brief sehr fein:

„Nochmals und tausendmal glückliche Reise und glückliche Wiederkehr. Obwohl ich Sie nicht sehe, erwarte ich Sie, mein gütiger Herr. Das Herz hat eben seine eigene Art, um die Sinne kümmert es sich wenig, auch wenig um Raum und Zeit und wiederum bekümmert es vieles, daß es nun einzig aussieht, als ob es in den Bereich Dieses gehöre. Es ist eben ein Geheimnis, doch ein seliges. Es beschwingt mich, läßt mich hoch oben fliegen und beruhigt mich zum Frieden in der tiefsten Tiefe. Wie könnte man ohne die Schönheit der Treue all die Trennungen, all die Schranken, all die Schwierigkeiten beinahe belächeln. Dieses ungefähr schrieb ich gestern dem Freunde, dessen Umgang mir doch so sehr fehlt. Gegrüßt seien Sie mir, mein hoher Freund, gegrüßt auch die liebliche Weisheit. Ich möchte, das Schicksal gönnte es mir, ihr zu beweisen, was das Wesen mir ist, welches unser Parzival liebt."

Der König antwortete auf den schönen Brief in schöner Weise:

„Obwohl ich gegenwärtig durch die Vorbereitungen auf die Reise nach Paris sehr in Anspruch genommen bin, so kann ich doch nicht umhin, vor dem Antreten der theuren Freundin einen recht herzlichen Gruß zu senden, Ihr für ihre lieben Briefe, die ich auf der Höhe des trauten Herzogstandes erhielt, meinen wärmsten und innigsten Dank zu sagen. Innig rührte mich, was Sie mir über meine theure Braut so liebevoll sagen. Sophie trägt mir herzliche Grüße an Sie auf. Seien Sie versichert, daß Sie an ihr eine treue,

wahre Freundin finden werden. Ich zweifle nicht daran, daß die Weltausstellung viel Interessantes bieten wird, glaube aber, daß man nach etwa sechs Tagen gerne wieder in die Heimat zurückkehrt. Napoleons Bekanntschaft wird von Wert sein, auch bin ich begierig auf die Kaiserin, von der ich schon so viel gehört habe. Kaum glaube ich, daß sie ‚meinen Kaiserinnen von Österreich und Rußland an die Seite zu stellen sein wird.'"

Nach seiner Rückkehr von Paris aber schreibt er von Soiern:

„Endlich nahten für mich wieder heitere und schöne Tage des Friedens und ruhiger Sammlung, die ich auf Bergesgipfeln, umweht von balsamisch stärkender Himmelsluft, nie vergebens suchte. Welche wohltuende Ruhe nach den Tagen der Hast, des Weltgeräusches, wie ich sie jüngst im modernen Babylon verlebte. Und doch bereue ich nicht die dort zugebrachte Zeit. Denn unter manchem Unangenehmen, ja höchst Zuwideren, habe ich doch viel Interessantes und Schönes gesehen. Ein wahrer Trost war es mir, als ich vor der Abreise Ihren und des Freundes letzten Brief erhielt. Unendlich wohl taten mir diese Liebeszeichen, denn ich entschloß mich sehr ungern dazu, die theure Heimat zu verlassen und in jene fremde, liebeleere Weltstadt zu ziehen, die viel Interessantes mir bot, nie aber mich dauernd zu fesseln imstande wäre. Einen wahren Abscheu flößten mir die schlechten, sittenverderbenden und allen Geistes baren Stücke ein, die ich in den Theatern sah. Womöglich noch mehr, denn von je ist mir das französische Volk, seine Sprache und vor allem die napoleonische Parvenüherrschaft zuwider. Herrliches bietet die Ausstellung, es ist nicht zu leugnen, es grenzt an das Wunderbare. Sehr rathe ich der theuren Freundin, es nicht zu übersehen. Ohne zu ermüden, war ich sechs bis sieben Stunden in der Ausstellung, die ich sehr genau mir besah. Doch welche Wohltat, als ich neulich wieder die deutschen Eichen sah, als heimatliche Lüfte mich umwehten, als mich das heilige Wasser der Berge labte, nachdem ich acht Tage lang schlechte Luft ge-

atmet, laues Wasser genießen mußte, und die genußsüchtige Welt mit ihrer greulichen Sprache und unsinnigen Höllenspektakeleien, das mir sonst so schöne und interessante Paris verleidet hatte. Traurig stimmte es mich, als ich von weitem durch die bayerische Musik Lohengrins Klänge vernahm, vor diesem Volk entweiht hören mußte. Wie zog es mich nach Deutschland zurück! Doch mit Freuden gedenke ich eines Ausfluges nach einem Schlosse namens Pierre Fond, das mich ganz an Markes Königsschloß erinnerte, wie es sich am Ende des ersten Aktes von Tristan und Isolde zeigt." Dann lobt der König die Tannhäuseraufführung, kritisiert, was ihm daran noch nicht gefallen und beteuert seine Treue und mit voller Innigkeit seine Verehrung für den Meister. Er schließt: „Mit Interesse las ich Cornelius' Aufsatz über Lohengrin. Weitaus fesselnder finde ich jedoch die Schreibart Porges', dessem kommenden Aufsatz ich mit Spannung entgegensehe." Es hat etwas Rührendes, wie er die Arbeiten des getreuen Porges richtig einzuschätzen weiß und sich keineswegs durch geistreiche Arbeiten blenden läßt.

Sehr schön ist, wie Frau Cosima von einer Kirchenaufführung der Palästrinamesse spricht. „Einen tiefen Trost erhielt ich dadurch, als ich erfuhr, Ew. Majestät wären in der Kirche, in die ich mich heute begab, der Basilika ausnahmsweise untreu, Palästrina wegen. Es war mir der hochwillkommene Beweis, das Ew. Majestät wieder hergestellt sind, wofür ich Gott aus tiefster Seele danke. Ich sollte wohl durch diese Beruhigung schon, dann durch die Wirkung der Ruhe in der erhabenen Messe Palästrinas, dann auch durch zwei heiter gestimmte, von schönster Fassung zeugenden Briefe des Freundes mich gehoben fühlen. Ein ruhiges Haus mit einem Garten, sehr ruhig und abgelegen, hat er gefunden, den Flügel hat er gemietet, nun will er wieder an die Arbeit. Gestern schrieb er meinem Mann von den Meistersingern und deren Aufführung im Jahre 1867 in Nürnberg unter meines Mannes Leitung, wenn es

Ew. Majestät genehm ist. Von der Kunstschule oder irgend welcher Unternehmung riet er ab. Nichts dürfte mit irgendwelcher Aussicht auf das Gelingen in den jetzigen Umständen unternommen werden können. So tief mich dies schmerzt, kann ich ihm nicht unrecht geben."

In der Tat scheinen sich wieder neue Schwierigkeiten ergeben zu haben, neue Gegensätze hervorgetreten zu sein. Vielleicht hängen diese mit der Gründung der neuen Zeitung zusammen, die gerade jetzt in Szene gesetzt werden sollte. Sie schreibt darüber: „Die letzten Tage meines Aufenthaltes in München habe ich viel mit Dr. Fröbel verkehrt und mich überzeugt, daß er die ganze Teilnahme und Hochachtung eines Freundes verdient. Unter vielem sagte er mir eines, das mir eine besondere Freude gewährte, nämlich daß Fürst Hohenlohe stets mit so warmer Liebe und Hingebung von seinem Königlichen Herrn spreche, nicht bloß, was die Pflicht und Schuldigkeit erheischt, sondern mit Innigkeit und Feuer. Dies tat mir wohl und hat den Fürsten höher in meiner Achtung gesteigert, als wenn er Deutschland unter einen Hut gebracht hätte! Ich habe es vermieden, mit Dr. Fröbel über die Tendenz der Zeitung zu sprechen, habe selbst sein Programm nicht gelesen, um beängstigende Mißverständnisse zu vermeiden, aber ich habe mich über den Stand der Dinge unterrichtet und war hocherfreut, daß dieselben so weit gediehen waren, und ich glaube, unsere Sache kann mit dieser Hand in Hand gehen: Fröbel ist ein rechtschaffener Mensch und ein offener Kopf. Er war in meiner Loge bei der ersten Tannhäuseraufführung und ich freute mich an seiner Hingerissenheit. ‚Ich begreife jetzt', sagte er, ‚daß diese Werke eines königlichen Beschützers bedürfen.' Damit war viel gesagt. Die Höhe der Werke, das Elend der Nation, vor allem aber die Größe des Beschützers.

Nun habe ich aber noch kein Wort von Triebschen gesagt. Wie meine Heimat begrüßte ich es wieder (‚in dir erwachten seine Lieder'). Der Freund war mir bis Winterthur entgegengereist. Er

sah leider sehr angegriffen aus. Einige Tage hat er wieder mit der Arbeit aussetzen müssen. Ich baue nun auf die Beständigkeit des schönen Wetters, um ihn wieder ganz herzustellen."

Von Triebschen aus aber wirft sie nun einen Blick auf das Leben des Königs, zumal in Hohenschwangau, wo er mit seiner Mutter und deren Hofstaat zusammen war. Durch dieses Leben ging stets ein harmloser, aber recht prosaischer Zug. Und da führt sie denn aus:

„Mir schwindelt oft, ich gestehe es, bei der Betrachtung der heutzutage zum königlichen Berufe gehörenden Wesen. Nur eines will mir bedünken, kann Sie, hoher Herr, dabei erheben, der Gedanke, das Bewußtsein des Opfers, das Sie bringen. Und warum bringen Sie dieses große Opfer? Um eine große Sache zu fördern. In so geringem Zusammenhang dies erscheint, so ist es doch so und Ihr großer, edler, freier Sinn kann sich daran laben. Erfüllt der König die ihm peinlich, nichtig dünkenden Pflichten, um wieviel mehr sind die Menschen gebunden, vor seinem idealen Leben Ehrfurcht zu haben. Ich möchte sagen, daß jetzt der Freund in gleicher Weise sich opfert, indem er an dem Fröbelschen Blatte sich beteiligt und immer mehr beteiligen will, steigt er von seiner königlichen Höhe herab. Er tut es, um die Menschen zu belehren, an sich zu ziehen, damit wir es leichter haben, das Ganze zu vollbringen. So bahnen und ebnen Sie auch die Wege, gütiger Herr, wenn Sie sich opfern. Wir müssen grenzenlos geliebt werden, von der Begeisterung getragen werden, um durchzudringen. Dies verlangt Opfer und zwar nicht nur große, kühne Taten, sondern stündliche, peinlichste Selbstaufopferung, eine Qual. Doch sind alle Menschen dazu verurteilt und wir vermögen es, willig uns zu sagen: Dieses und jenes will ich tragen um des Einen willen. Dies Ihnen, treugeliebter Herr, so aus tiefster Teilnahme zum Trost gesagt. Ein Wort Savonarolas habe ich mir tief eingeprägt: ‚Wer nicht willig sein Kreuz mit Christus tragen will, wird gezwungen, es mit

Simon, dem Cyrenäer, tragen zu müssen. Und das Kreuz bildet sich aus Nadelspitzen und begleitet einen jeden Augenblick unseres Ganges. Wir fallen unter seiner Last, bis wir den Mut haben, es an das Herz zu drücken. Dann geht es himmelwärts.'" Es ist eine ganz eigene Art der Korrespondenz, die diese junge und doch so erfahrene Frau mit dem begeisterten Jüngling führt. Sie weiß ihn stets zur Höhe zu leiten und wiederum zu den realen Dingen sicher zurückzuführen. Sie weiß aber auch zu gleicher Zeit die Notwendigkeiten, die sich aus Wagners Werk und Tat ergeben, dem König in richtiger Weise darzulegen. Sie hemmt, wo zu hemmen ist, und sie treibt an, wo es gilt, die Dinge in rascheren Fluß zu bringen.

Da erschien anfangs September im Auftrag des Königs Rath Düfflipp in Triebschen, um mit dem Meister alle schwebenden Fragen zu besprechen. Die Begegnung war im hohen Grade segensreich, und der Meister faßte zu ihm großes Zutrauen. Aber von Übereilung wollte auch er nichts wissen: „Der Freund bat ihn, nichts zu unternehmen, sondern in sich noch alle gegebenen Gründe zu erwägen, die genau dargestellte Sachlage zu betrachten und dann sein Fazit zu ziehen. Wir schieden freundschaftlichst und ich hoffe, er wird nur Gutes und Schönes aus Triebschen berichten." Das Wichtigste war die Gründung der „Süddeutschen Presse", die auch die volle Genehmigung des Ministerrates fand. Frau Cosima schreibt darüber:

„Das Fröbelsche Programm erregt große Sensation. Ich glaube, es liegt in der Gründung dieser Zeitung die Möglichkeit zu der Wiedererweckung des deutschen Geistes, ich begrüße sie daher mit wahrhaft gehobener Freude." Aber die Sorge für den König wird sie nicht los: „Ich bin in fortwährender Angst, mein hoher Herr, daß die Großen Sie nicht lieben und in fortwährender Verschwörung begriffen sind. Das Volk aber, das liebt den König, das baut auf ihn. Verwünscht in alle Ewigkeit die Menschen, die das Band zwischen dem König und seinem Volk locker zu machen suchen.

O glauben Sie an Ihr Volk, mein hoher Freund, wie wir an das gesamte deutsche Volk glauben und das Wunder wird aus dem Glauben entsprießen." Und sie schließt: „Wenn ich bedenke, daß die Vermählung unseres Herrn mit der Vollendung der Meistersinger zusammenfällt, daß die Musikschule und die neue Zeitung auch entstehen, daß viele Mißverständnisse im Volk gelöst, ist es mir auf einmal, als sähen wir einer prachtvollen Zeit des Wirkens und Schaffens entgegen. Gewiß viele Opfer werden von allen Seiten da erheischt werden. Allein wie schön, wie trostreich die bloße Möglichkeit eines solchen Aufblühens! Theurer König, wahren Sie sich die Geduld, denn alles ruht in ihren gesegneten Händen. In weitesten Fernen schwebe ich schon, von der zuweilen so drückenden Gegenwart befreit." Der König dankte ihr für ihre Briefe auf das herzlichste: „Von allen Glückwunschschreiben zu meinen Doppelfesten waren mir die Ihren und des Freundes Briefe die theuersten. Denn sie stammten aus den beiden einzigen Herzen, die mich wahrhaft verstehen, (Sophie ausgenommen) und aus diesem Verständnis heraus mich innig und treu lieben. Und die Kraft dieser Liebe ist unüberwindlich und ewig!" Er spricht hoffnungsvoll von den bevorstehenden Aufführungen des Tannhäuser und des Lohengrin und vor allem auch von den Verhandlungen mit Fröbel und mit Porges, der als dessen künstlerischer Mitarbeiter von Anfang an in Betracht gezogen worden war. Sein Interesse an dem Kunstwerk erstreckt sich aber auch auf die Mittel und Wege, es dem Volke verständlich zu machen. Dabei sollten auch die kleineren Mitarbeiter in Frage kommen. Er schreibt: „Wie danke ich Ihnen, Cornelius den Rat ertheilt zu haben, auch über Tannhäuser zu schreiben. Porges wird demnächst einen Aufsatz über den ersten Akt Tristan liefern. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß Porges' Arbeit das beste und gediegenste ist, was bisher über den großen Freund geschrieben wurde. Welches lautere Gold ist in seinen Aufsätzen zu finden, im Vergleich zu so manchem Gewäsch,

zu dem bombastischen Wortschwall so manches Literaten der Neuzeit. Und er jubelt jetzt schon der Aufführung der Meistersinger entgegen."

Dann kam die Tannhäuser-Aufführung, und unter deren Eindruck schrieb Frau Cosima: „Am Tage des heiligen Michel, (Siegfried) am Fest der Drachenüberwindung. Der letzte gütig gesandte Brief zeigte von so schöner Stimmung, daß ich mich vollständig über manche Sorgen, die mir beinahe stets aus dem Herzen wachsen, beruhigt fühlte. Ich empfand wieder mit unbeschreiblicher Bestimmtheit, daß Sie einen eigenen Stern haben, der für Sie waltet und dem Sie folgen. In allem habe ich Sie verstanden und verehrt! Mir war es beim Beginn der Tannhäusermusik ganz märchenhaft zumuthe. Sie einsam in Ihrer Loge, mein Vater, der diese Werke zuerst erkannte und dafür eintrat, bei mir, mein Mann unten im Orchester, der Freund wohl abwesend, doch mir nahe, durch des Beschützers Liebe endlich in Frieden und Wohlsein, die himmlischen Töne dazu — ich dachte, ich träumte und doch sah und hörte ich alles! Die Vorstellung war schön. Ich nannte soeben den Vater. Er ist seit acht Tagen hier und bleibt nun bis nächsten Mittwoch abend. Ich kann es nicht verhehlen, daß sein höchster Wunsch dahin geht, seinem edlen, unserem theuren Beschützer seine ehrerbietigste Aufwartung machen zu dürfen. Ich bat ihn, den bei Höfen üblichen offiziellen Weg nicht einzuschlagen, indem ich mir erlauben würde, die Freude ihm zu vermitteln. Ich weiß, der König genehmigt hierin meine Empfindung. Mein armer Mann, der die königliche Hand ehrerbietigst küßt, ist sehr leidend. Er freut sich aber sehr, die Ehre zu haben, bei der Vermählungsvorstellung die Oper dirigieren zu dürfen. Er wird eine Auswahl der dazu geeigneten Werke treffen. Die Meistersinger werden wohl ihre drei Monate erfordern. Vorher ist aber notwendig, daß die bereits ausgeschriebenen Partien den vom Freunde bestimmten Sängern zugestellt werden, damit sie im voraus sich mit der schwierigen Auf-

gabe vertraut machen. Ich wohnte gestern der ‚Lohengrin'-Aufführung bei mit meinem Vater. Dieser ist von dem Orchester entzückt und sagt, es sei das beste, das er gehört. Nachbauer ist besser als Vogl, doch fürchte ich etwas seine Unsicherheit. Im zweiten Akt kommt seine Stimme sehr glänzend und wirksam heraus. — Er ist so gutmütig, daß, als ich ihm einiges sagte, wie zum Beispiel, daß das ‚Heil Elsa' nicht herausgebrüllt werden soll und daß es bei diesen Werken nicht darauf ankommt zu zeigen, ob man das hohe C oder A oder X und Z hat, er es ruhig hinnahm. Das ging gestern prachtvoll und ich war wieder so überwältigt, als ob ich noch nie einen Ton vom Freund gehört hätte. Nach dem ersten Akt schluchzte ich wie ein Kind, es schauerte mir nach dem zweiten und am Schluß war ich unfähig, ein Wort zu finden. Sie können sich denken, mein hoher Freund, welche Genugtuung es für meinen Vater ist, vom Freund die Werke, die er mit Mühe und Not, unter Schwierigkeiten der erbärmlichsten Art, im Kampf mit der gesamten Presse zur Aufführung brachte, jetzt, von einem König beschirmt, von seinem Schwiegersohne dirigiert, mit Pracht und unter Jubel an das Licht treten zu sehen."

Liszt war in der Tat in einer eigenartigen Stimmung. Wir wissen, daß er in Triebschen war, daß er nach langer Zeit den Freund aufgesucht und mit ihm jene tiefen Lebensfragen, die ihn als Vater ebenso tief berührten wie seine Tochter und den Meister, lange besprochen und wie er doch, so ganz Künstler, sich an der „Aufführung" der Meistersinger erfreute. Denn er spielte die Partitur durch, und Wagner sang dazu die Rollen. Zumal der dritte Akt ergriff ihn aufs tiefste. In München hat er den Namenstag seiner Tochter im Hause seines alten Freundes Wilhelm Kaulbach gefeiert. Auch die Tochter des großen Malers weiß von dieser schönen Morgenfeier in herzlicher und begeisterter Weise zu berichten. Es war eine Ehrung für Cosima, die vor allem geschah, um all den Gerüchten vorzubeugen, als stände er nicht auf seiten seiner

Tochter. Sie war aufs tiefste erfreut und erhoben. Aber ihr Blick schweifte doch wieder zum Vierwaldstätterse. „Ja, Triebschen ist schön, so ruhig, so großartig, so mannigfaltig, und die Räume sind jetzt sehr hübsch wohnlich. Ich habe darin wiederum ein wenig aufgehängt, aufgestellt, gruppiert. Der Freund hat täglich seine Freude an all den hübschen Sachen. Sie haben ihm durch Ihre Liebe, ich möchte sagen, eine Vergangenheit geschenkt. Jetzt ist er umgeben von sinnigen Sachen, von denen man annehmen könnte, er habe mit ihnen gelebt, so gehören sie zu ihm. Nicht einmal habe ich die Räume durchwandert, ohne das Wunder zu preisen aus meines Herzens Tiefe. Wer hat ihn denn geliebt! Gestern meldeten sich unter den vielen Freunden, die jetzt hier sind, auch Wesendoncks aus Zürich. Ich eilte zu der Frau, weil mir alles wertvoll ist, was jemals Wagner sich freundlich erwies. Aber der Schrecken ist unbeschreiblich den ich empfand. Diese Kälte, diese innere Teilnahmslosigkeit an allem Schönen. Ich dankte dem Himmel, als ich ging, daß der Freund von all' den Beziehungen befreit ist, und nur dem einen Echten lebt, seinem Parzival. Von Semper erfuhr ich lange nichts. Doch was mir Rat Düfflipp von der bevorstehenden Berufung sagte, freute mich unaussprechlich. Das ist ein Gewinn und eine Ehre für ein Land, solchen Mann zu haben. Kein Gebäude des so reich geschmückten Münchens reicht dem Festtheater das Wasser. — Cornelius! Ach Gott! Wenn die Leute nur Wagner nicht belehren wollten! Ich war ganz empört über seinen Aufsatz und will ihm sagen, daß das nun nicht mehr so weiter geht. Er soll für die ‚Süddeutsche Presse' arbeiten, da bitten wir uns aber mehr Farbe aus!" Sie schließt: „Ich hörte etwas von einer Nürnberger Reise und wünsche dem Hohen Glück und Geduld dazu. Es muß wohl so sein. Ich finde, daß man das gewöhnliche Leben immer mehr als eine tägliche Abmachung betrachtet. Ich wenigstens thue alles, was man soll, zur Zeit, wo es sein soll. Meine Seele wandert dabei ungehindert ihre eigenen Bahnen. So er-

trage ich ruhig die anthipathischen Beziehungen. Denn mein Herz fühlt sich immer weit ab von dem gemeinen Zwang. O möge es Ihnen, Huldreicher, auch so gehen." Interessant ist, wie sie jetzt dazu kommt, den späteren Biographen des Königs, Dr. Karl Heigel, diesem zu empfehlen: „Er ist ein Bayer. Er kam, von Geibel besonders empfohlen, nach Berlin. Wir lernten ihn kennen und suchten ihm behilflich zu sein, so gut es ging. Talent hat er, poetische Erzählungen von ihm haben mir ganz gut gefallen. Doch weiß ich gar nicht, wie es jetzt mit seinen Fähigkeiten steht, da wir, seitdem wir Berlin verlassen haben, gar nichts von ihm gehört. Mir ist es persönlich sehr unlieb, daß er meinen Namen benutzt hat, allein ich kann es nicht verwehren. Daß Dr. Heigel sich einbildet mein Mann sei ‚ein Freund des Königs', gehört so zu dem Geschwätz der Leute." Sie berichtet indessen von der steigenden Belehrung der Münchner und von der Bekehrung durch die Wagnerschen Werke. Die letzte Lohengrin-Aufführung hatte ihren Vater entzückt, und einige Berliner und Wiener, die sie sahen, sperrten kurios Mund und Augen auf. „Sie mögen dort oben ihre Zündnadeln zeigen und ihre gewiß schätzenswerte Disziplin. Wir können hier auf den ‚deutschen Geist' weisen, dessen Offenbarungen wir hier retten. Zumbusch, der jetzt die Büste vom Vater macht, erzählte mir, Redwitz sei zu ihm gekommen und habe von Lohengrin gesagt: Er habe nie im Theater sich so ergriffen gefühlt. Es sei das schönste, poetischste und erhabendste, das er kenne. So kommen sie alle nach und nach und langsam, aber sie kommen. Wie bin ich dem hohen Freunde dankbar, Vater und mir erlaubt zu haben, das Semperschе Modell anzusehen. Es hat den Vater bezaubert und mich von neuem hingerissen. Ach und das schöne künstlerische Leben, das mit dem Beginn dieses Baues eintreten wird, und die Hebung des Gewerbes. Was hundert Akademien nicht zustandebringen, befördert solch ein Unternehmen. Da muß ich mir doch erlauben ein kleines Erlebnis zu erzählen: Der Vater besuchte

den Grafen P., den er von früher her kannte. Dieser stellte ihm seine Schwiegertochter vor. Der Vater kam eben von der Besichtigung des Modells, und sprach seine vollste Bewunderung aus. Darauf ist die gute Frau aufgesprungen, als ob sie von der Tarantel gestochen wäre: ‚Zu was dieser Bau, diese Kosten! Man weiß ja gar nicht, was man darin spielen soll.' Der Vater lachte und sagte: ‚Gerade in diese Wut brach Graf A. in Rom aus, als die Rede davon war. Erlauben Sie mir Ihnen zu wiederholen, was ich diesem sagte: Man weiß sehr gut, was man darin aufführen soll. Aber selbst wenn niemals darin gespielt werden sollte, so ist solch ein Monument von der größten Wichtigkeit für eine Stadt. Es bringt das Zehnfache ein, das es kostet, und eine Stadt, in welcher große Kunstwerke stehen, geht nie unter. Zweitens was die Kosten anbetrifft: In Paris geben sie 40 Millionen für die Theater aus und bekommen kein Meisterwerk. Semper verlangt nicht zwei Millionen und bringt einen Bau, wie ihn die moderne Welt nicht hat.' Darauf die Gräfin, schon etwas verdutzt: ‚Es macht uns aber im Ausland lächerlich.' — Der Vater: ‚Gräfin, danken Sie Gott, daß Sie bereits lange das Glück haben ‚lächerlich' zu sein.' Sie schaute ihn verblüfft an, er fuhr fort: ‚Als König Ludwig all' die schönen Bauten aufführte, hat kein Mensch hier gewußt, wozu. Im Ausland hat man ja auch gewitzelt und sie lächerlich gemacht, bis alles den schönen Impuls, den der König von Bayern gegeben, nachmachte und München, Sie werden mir das zugeben, kann jetzt die vielbescholtenen und bekämpften Kühnheiten des Königs Ludwigs I. preisen.' Darauf ergab sich die gute Frau."

Der König selbst aber befand sich in einer schweren Stimmung, denn er hatte den Entschluß gefaßt, das Verlöbnis mit seiner Kusine Sophie zu lösen. Die Angelegenheit erregte in gewissen Kreisen ein ungeheures Aufsehen, wie das ja selbstverständlich war. Aber man muß sagen, der König schritt hier fest und unbeirrt, und gerade

das, was er darüber Frau Cosima anvertraut, zeigt ihn uns in dieser Angelegenheit in geradezu glänzender Weise. „Ich jubelte förmlich auf in meinem Herzen, wie ich Ihre beiden letzten Briefe las. Innig hat es mich beglückt, Sie in so freudig erregter, gehobener Stimmung zu wissen, die auch mich überkam und beseligte, obwohl ich in der letzten Zeit ernste, sehr ernste Tage erleben mußte. Nun ist es entschieden, was mich quälte und es ist gut so. Ich bin wieder ruhig und heiter, der Friede, der aus mir geflohen war, ist wieder eingekehrt in meiner Seele und wird sie, wie ich sicher hoffe und fest glaube, nie wieder verlassen. Da ich weiß, daß die Freundin den wärmsten Antheil an allem, was mich betrifft nimmt, an meinem Glücke, wie an meinem Leiden, so folge ich auch dieses Mal dem Drängen meiner Seele und schütte Ihnen mein Herz aus, was stets so liebevoll von Ihnen angenommen wurde. Als ich im vorigjährigen Sommer öfter meiner Kusine Sophie schrieb und über den auch von ihr mit Begeisterung verehrten und geliebten Meister, unseren großen Freund, Mitteilung machte, ihr Bücher, Briefe etc. sandte, erfuhr die Mutter derselben von dieser zwischen mir und der Tochter bestehenden Korrespondenz und dachte in ihrer Art, es wären gewöhnliche Liebesbriefe. Daß es sich um rein geistige Beziehungen handelte, konnte sich diese nicht denken. So sind nun einmal die Menschen und allem Erhabenen legen sie ihren kurzen Maßstab zu Grunde. Sophie, deren Zuneigung zu mir in der That wirkliche Liebe war, fühlte sich namenlos unglücklich, als sie hörte, dies wäre meinerseits nicht der Fall und aus Rührung und wirklich aufrichtigem Mitleiden für ihre unglückliche Lage ließ ich mich zu dem unüberlegten Schritte der Verlobung hinreißen. Ich kannte sie von Jugend auf, liebte sie stets als eine treue Verwandte, treu und innig wie eine Schwester, schenkte ihr mein Vertrauen, meine Freundschaft, aber nicht Liebe! Sie können sich denken, wie entsetzlich für mich der Gedanke war, den Vermählungstag immer näher und näher heranrücken zu sehen, erkennen zu müssen, daß

dieser Bund weder für sie noch für mich glückbringend sein könnte. Und doch war es schwer, sollte ich wieder zurück. Nach Freiheit nur verlange ich, nach Freiheit, Freiheit dürste ich. Nun habe ich mich losgerissen. Warum sollte ich gewaltsam in mein Unglück blindlings hineinrennen, ich, der ich noch so jung bin, noch immer das mir von Gott bestimmte Wesen zu finden, Zeit genug vor mir habe. Warum mich fesseln, selbst in Bande schmieden, ein Wesen heiraten, das ich als nahe Verwandte stets liebte, aber nicht so, daß ich sie zur Königin und Gattin erheben will. Schwarz und düster verhüllte sich mir die Zukunft. Warum sollte ich mir für immer die Möglichkeit abschneiden, glücklich zu werden. Wenn nun etwa binnen Jahresfrist das Wesen sich gezeigt hätte, von dem ich wußte, daß sie die mir von Gott Bestimmte sei! Wenn nun zu dieser die wahre Liebe mich gezogen hätte, der ich hätte folgen müssen! Wie namenlos elend wäre ich geworden! Ich hätte fortfahren müssen, mich nun einmal der angetrauten Sophie aufzuopfern. Oh, es muß ein schweres Los sein, aufgeopfert zu werden! Da galt es, das Ungewitter zu zerstreuen, das ich selbst über meinem Haupte heraufbeschworen hatte. Ich dachte, der erste Verdruß ist besser und setzte Sophie in einem ausführlichen Schreiben alles auseinander. Nun ist ihre Hand frei, sie kann noch glücklich werden und ich. Wohin wäre es mit allen unseren Plänen gekommen, wenn die unglückbringende Ehe geschlossen worden wäre, wenn das innere Leiden, Gram und Trauer mich verzweifelt hätten, woher hätte ich den Schwung zur Begeisterung für unsere Ideale genommen. Mein inneres Mark wäre gebrochen gewesen, zerrinnen wie müßige Hirngespinste hätten die goldenen Träume müssen. Keine Kunstschule wäre entstanden, kein Festtheater hätte sich erhoben. Für mich hätten die Meistersinger nicht existiert, die Nibelungen, Parzival hätten mich nicht beseligt. Mein Schatten nur hätte ein trübes, friede-freudeloses Dasein geführt und der zehnfache Tod würde mir erwünschte Lust gewähren. Alles, alles wird nun.

Ich bin erwacht aus qualvoll folterndem Traum, fühle die alte ungebeugte Stärke in mir, die ihrer hohen Sendung nicht untreu werden darf. Brauche ich Ihnen zu sagen, wie glücklich mich die letzte Lohengrinaufführung machte? Aus ihr erwuchs mir die Kraft, die lästigen, einengenden Bande gewaltsam zu sprengen. Immer übt dieses gottentstammte Werk seine Wunderkraft aus. Nun lebe ich wieder auf: ‚Ja, nun erkenne ich sie wieder, die schöne Welt, der ich entrückt, der Himmel blickt auf mich hernieder, die Fluren prangen reich geschmückt.' Der innere Frieden, die frohlockende, jauchzende Seelenfreude läßt keine Sorge aufkommen. Da blühen die Blumen vor dem geistigen Auge, da, wo in Wirklichkeit nur kaltes Eis und Schneegefilde, wie jetzt hier sichtbar sind. Von Poesie ist Hohenschwangau umweht, obgleich heute abend meine Mutter und mit ihr die Prosa Einzug hält."

Der Brief ist für einen 22jährigen jungen Mann merkwürdig klar und reif. Er zeigt aber auch seine ritterliche Gesinnung und wie sehr er in der königlichen Familie selbst gewissermaßen mißverstanden wurde. Das hatte er bei Frau Cosima nicht zu befürchten. Und sie schreibt: „Was kann nun die Freundin anders als gratulieren. Sie wissen, mein gnädiger Freund, wie ich Ihnen eine Gefährtin gewünscht habe, die mit Ihnen Freuden und Nöten des Lebens theile, wie ich glücklich war, als Sie meinten, dieselbe gefunden zu haben. Wenn Sie heute mir sagen: Diese war es nicht, dann kann ich nur Glück wünschen, daß der gewiß überaus schwere Schritt gethan. Ich gestehe es, als ich von der Einmischung bei der Verlobung hörte, hatte ich eine unbeschreibliche Angst. Doch ich weiß, was man auf das Gerede der Leute im Allgemeinen geben soll und der alles überflügelnde Wunsch, Sie von einer treuen, liebevoll verständnisvollen Seele umgeben zu wissen, ließ mich über meine eigene Lage die Achsel zucken. Jetzt bin ich wiederum (zwar in anderer Weise) besorgt. Ich fürchte Jene, ich fürchte sie sehr. Man wird wütend über den Entschluß

sein. Die mächtigen Connexionen können viel Übles anrichten. Die Zeiten sind schlimm. O dürfte ich Sie in Demut bitten, mein Freund und König, der Einsamkeit sich etwas zu entziehen, daß das Volk seinen Herrn besser kenne. Der guten Sache wegen bitte ich Sie darum. Ich glaube, daß, wenn Sie theurer Herr, dies über sich vermögen, die bedeutende Entscheidung gar keinen Eindruck machen kann. Dies meine einzige Angst, sonst, mein hoher Herr, wie sollte ich das Gefühl der Befreiung, das Sie beseelt, nicht begreifen und mitempfinden. Ach, die Leute die alles arrangieren und gutmachen wollen, die bringen die ärgsten Mißverständnisse zustande. Und da es nun einmal so war, da jene hatten Vorspiegelungen machen wollen, so war es gewiß das Beste, daß Sie sich im letzten Moment noch wahrheitsgemäß erklärten. Prinzessin Sophie tut mir einzig dabei leid, liebt sie aber, so wird sie sich schon ergeben, liebt sie aber nicht, nun dann muß ja auch sie wie befreit sein. Haben Sie Dank, hoher Freund, daß Sie die Mitteilung mir machten! Es mögen schwere Tage gewesen sein! Was der Privatmann leicht kann, wird für den König beinahe unüberwindlich und abgesehen von der öffentlichen Tragweite dieser Handlung, Ihr schönes, edles Herz mag es schwer genug empfunden haben, der Prinzessin dieses Leid anzuthun. Ich möchte, sie liebte Sie, mein König, entweder gar nicht, oder grenzenlos. Im letzten Falle würde sie dem ‚Bruder' Dank wissen, wahr und offen gegen sie gewesen zu sein und die augenblickliche peinliche Lage gar nicht bedenken. Nun, die ‚Allenderin', die Zeit wird auch hier Balsam geben. Ich gestehe es, ich möchte einige Monate älter sein. Ich fürchte das Spinnengewebe der Intrigue, ich fürchte es sehr! Oh, mein König, verzeihen Sie der Sorge der Freundin!"

Der König sandte darauf Frau Cosima ein sehr schönes Medaillon. Sie dankt ihm mit den warmen Worten:

„Soll es mir das Liebste der Welt sein, so soll sie mir nur schöne Stunden Ihres Lebens zeigen. Das edle Sinnbild der

Mutter des Heilands, welche ihm treu bis zum Kreuze folgte, das höchste Beispiel von Mutterliebe, vom großen Künstler erfaßt und wiedergegeben: Doppelt gern trage ich es und betrachte ich es, wo es mir das Symbol Ihrer Güte gegen mich geworden ist.

Diese ganze lange Woche hatte ich keine Nachrichten vom Freund. Dafür erbaute ich mich aber an ‚Deutsche Kunst und deutsche Politik', die ich ganz unvergleichlich schön finde. Bis jetzt hatte man den Freund in München noch nicht erraten, nach Nr. 4 aber glaube ich, wird keiner in Zweifel sein. Soviel man über König Max geschrieben hat, keiner hat meines Wissens den Gedanken des Maximilianeums so erfaßt, wie der Freund, welcher doch anscheinend diesen Dingen so fern steht. Ich meine, der theure Herr wird Freude an den Aufsätzen gehabt haben. Bei Zumbusch, welcher die Büste meines Vaters macht, traf ich Oskar von Redwitz, der mir bei weitem besser gefiel, als ich es erwartet hatte, nachdem mich seine dramatischen und lyrischen Gedichte wenig erbaut hatten. Ich sehe mir alle Menschen auf mögliche Intendanten an. Was mich sehr verwundert hat, ist die allgemeine Auffassung der großen Nachricht. Ich hatte einige Teilnahme für die eine Seite erwartet. Doch groß war mein Staunen, als ich überall nur hörte, ‚das ist gut'. Ich habe meinen Vater noch auf einige ‚— 5 bis 6 Tage —' zurückgehalten. Ungern lasse ich ihn jetzt nach Rom ziehen, obgleich er nicht im mindesten beunruhigt ist und, falls er es wäre, nur umso rascher dorthin reisen würde. Bald erwarte ich meine Schwiegermama, die ich gebeten habe, nach München zu kommen, da sie allein und bejahrt ist. Die gute Frau theilt nicht eine einzige meiner Ansichten. Doch bin ich so übermütig über den Gang unserer Sache, so zuversichtlich über die weitere Entwicklung des hiesigen Kunstlebens, daß ich mir die Lasten der ganzen Welt aufbürden möchte, um das eine Glück zu sühnen. Weiß ich Sie froh, mein König, den Freund zufrieden und schöpferisch gestimmt, sehe ich uns hier — langsam aber doch vor-

wärtsgehend, dann wüßte ich gar nichts, was mir schwer fiele. Alle guten Geister mit Ihnen, mein hoher Freund."

Inzwischen hatte der König einen neuen Beweis von starker persönlicher Initiative gegeben gegenüber den Angriffen, die aus der Mitte des Reichsrats heraus gegen ihn und seine Regierung erhoben worden waren. Sie schreibt darüber:

„Soll ich es sagen? Es herrscht in der ganzen Stadt Freude über das königliche Auftreten, dem Reichsrat gegenüber und dies thut meiner Seele so wohl, daß ich glücklich bin — wenn noch so traurig."

Frau Cosima spricht nun mit froher Hoffnung von der Entwicklung in München. Sie lobt den Baron Perfall, der der Sache dienen wird, sie berichtet, daß die Meistersinger vollendet sind und der Freund auf dem Wege nach Paris. Kurz und gut, es schien alles auf dem besten Wege zu sein. Und die Hoffnung teilt auch der König, der jetzt sogar mit einem Plane hervortritt, der zeigt, wie tief er doch die ganze neue Richtung in der Musik empfand und verstand. Er schreibt: „Ich kann mir die Freude nicht versagen, heute am ersten Tage meines Hierseins einige Zeilen an Sie zu richten. Tausend Dank für zwei so liebevolle Briefe. Den ersten erhielt ich, als ich von Hohenschwangau kommend in Unterpeißenberg den Wagen bestieg. Mit inniger Freude und wahrer Erhebung erfüllte er mich. Viel trug er dazu bei, mir das Hierherkommen zu erleichtern. Denn die Freundin wird es begreiflich finden, daß es mir stets schwer fällt und einen inneren Kampf kostet, wieder in die Stadt zu kommen, wo ich schon so viel Trauriges erlebte, so Schmerzliches erlitten habe. Auch heute war ich den ganzen Tag über in der trübsten, melancholischsten Stimmung. Gottlob, unsere eigenen Angelegenheiten stehen gut, die Leute nehmen nach und nach Vernunft an. Und doch fällt es schwer, alle Leiden zu vergessen, die meine theuren Freunde und ich eben durch jene Menschen durchzumachen hatten. Ich ersuche die Freundin,

dem geliebten Freunde in meinem Namen mitzuteilen, daß ich in allernächster Zeit schon Ihren Vater ersuchen lassen werde, bleibend hier seinen Wohnsitz zu nehmen und daß ich ihm die Leitung der Kirchenmusik anvertrauen will, ebenso, daß ich Semper hierherberufen werde. Ich ersuche Sie ferner, was nur in Ihren Kräften steht, aufzubieten, um Ihren theuren Vater zu bewegen, meinem sehnlichsten Wunsche Folge zu leisten.

Mit jedem Tage freue ich mich aufs neue der wiedergewonnenen Freiheit. Die Verbindung mit Sophie wäre mein geistiger Tod gewesen. Nun erwacht die alte Begeisterungsfreude mit erneuter Gewalt und, bei Gott, ich will wachen, daß sie nie mehr in Gefahr kommen soll, zu erkalten."

In der Tat fühlte jetzt der größte Teil von München mit dem König. Andererseits war es ihm nicht zu verdenken, wenn es ihn in die Natur hinausdrängte. Er ist zeit seines Lebens in diesem Hang nie verstanden worden. Was heutigen Tages wie eine Selbstverständlichkeit aussieht, daß man jede freie Stunde in den Bergen zubringt, das hat man damals dem König verübelt und gewissermaßen daraus Schlüsse auf sein geistiges Befinden gezogen. Frau Cosima aber schreibt ihm: „Nach Hohenschwangau, wo Sie gerne weilen, entsende ich mit Freuden meinen Gruß! Wie sollte es Sie unter der Unzahl von Lasten, Zerstreuungen, Verpflichtungen und wie die Dinge heißen, nicht dorthin drängen, wo Sie sich wohl fühlen. Hier begnügte ich mich damit, bei der neulichen Aufführung von Don Juan Sie zu erblicken, freudig zu sehen, daß Sie wohl sind und den gnädigen Beschützer von der Ferne zu begrüßen. Hier ist nun alles wieder beglückt und froh: Die Leute können sich nun untereinander erzählen, daß sie ihren König gesehen, woran ihnen viel liegt, was ich ihnen nicht verdenken kann! Verdenke mir der edle Freund dieses Nichtverdenken nicht! Heute früh hörte ich bereits viel erzählen, viel Unsinniges dazu. Der König hat sich mit Prinzessin Sophie wieder vereinigt. Ich gab keinen Sterbenslaut

von mir und ließ, wie gewohnt, die Guten sich ausschwatzen. Ich hatte neulich die Ehre, der Frau Großfürstin Helene mich vorstellen zu dürfen. Sie schien sehr glücklich zu sein, den König gesehen zu haben, und wenn ich mich nicht sehr täusche, ist sie durchaus gütig, dem Geiste und dem Herzen nach das Große zu empfinden. Sie war sehr freundlich gegen mich und hat mir den angenehmsten Eindruck gemacht. In ihrer Hofdame, Fräulein von Rahden, lernte ich ein selten begabtes Wesen kennen, ernst und gut. Wir schlugen bald das Wagnerkapitel an und verstanden uns. Daß die Frau Großfürstin damals nicht für den Freund that, was anscheinend so leicht und zugleich auch so wichtig war, Gott, da mögen die Umstände Schuld daran tragen. Sie selbst war gegen ihn äußerst freundlich und gütig. Das kann man nun einmal nicht übel nehmen, daß sie nicht das that, was Sie thaten, mein unvergleichlicher Freund." Und sie fährt fort:

„Die Berufung meines Vaters rührt mich tief! Ob er derselben augenblicklich nachkommen kann, weiß ich nicht. Jedenfalls ist sie eine schöne Perle in der langen goldenen Kette von Gnaden, die uns ewig an Sie fesselt. Unabsichtlich bin ich in den Bereich des Schmuckes gelangt und da muß ich wiederum mit Dank Halt machen. Das Vergißmeinnicht-Kreuz will ich tragen, bis ich es Senta um den Hals hänge und ihr dann sagen, daß die schönsten Blüten der Liebe auf dem Kranze des Lebens uns geblüht haben. Der große Schmuck ist lieblich und trägt Ihre Farbe! Ich habe heute den ersten Brief vom Freunde seit seiner Rückkehr aus Paris erhalten. Er fühlt sich wohl auf Triebschen und korrigiert nun an der Biographie. ‚Die Leute werden nun allmählich hier vernünftig und ich glaube, daß die großen Änderungen, die bevorstehen, ohne jeden Anstoß vor sich gehen werden. Mein Mann kündigt zum Besten eines Fonds für arme Tonkünstler seine Beethoven-Soireen an. Es liegt ihm daran, endlich die Torheiten von klassisch und nichtklassisch zum Schweigen zu bringen. Neulich sagte Porges sehr

richtig: ‚Ich kenne keine klassische Musik, es gibt gute und schlechte und wir machen gute. Wenn man unter ‚klassisch' die Stileinheit versteht, was das richtige ist, so ist Tristan und Isolde klassischer als Don Juan. Das hat mir sehr gefallen.'"

Sie beglückwünscht den König zu seinem taktvollen Besuch in Possenhofen, den er zusammen mit den russischen Gästen gemacht. Er aber antwortet ihr: „Mit dem innigsten Danke sende ich Ihnen die mir so liebevoll geschickten Briefe zurück. Es war mir wirklich ein Genuß, sie zu lesen. Wie treffend und scharf charakteristisch sind doch die Äußerungen des Freundes über die Pariser Zustände und Personen. Ich habe mich wahrhaft daran gefreut. Sehr froh und glücklich bin ich endlich, wieder einmal in meinen schönen Bergen weilen und die mir wohltuenden stärkenden Bewegungen im Freien machen zu können. Es ist eine wahre Qual, lange in den Zimmern eingesperrt sein zu müssen. Während meines achttägigen Aufenthalts in der Residenzstadt kam ich nur wenig zum Gehen und zum Genusse frischer Luft. Im übrigen bereue ich nicht, dort gewesen zu sein. Die bockbeinigen Reichsräte bekehrten sich doch noch im letzten Augenblick. Erst jetzt habe ich die genügende Zeit gefunden, um den so höchst interessanten Aufsatz des theuren Freundes über ‚deutsche Kunst und Politik' lesen zu können. Würde doch der Freund öfter seine Ansichten auf öffentlichem Wege kundgeben. Würden doch auch die anderen deutschen Fürsten diesem Aufsatz Aufmerksamkeit schenken. Oh, es ist nur allzuwahr, was der Freund über die Entfremdung zwischen den deutschen Fürsten und ihren Völkern sagt, daß diese so oft mit schwarzem Undank gelohnt wurden, daß von den Fürsten kräftige, segenbringende Thaten als Sühne zu erwarten sind. Es ist wirklich zu albern, was die Leute in München alles daherschwätzen. Wie können die Menschen denn solchem Zeuge Glauben schenken. Ich bin sehr froh, mit Possenhofen und seiner Einwohnerschaft nichts mehr zu schaffen zu haben. Ich glaube sicher annehmen zu dürfen, daß nun auch Sophie völlig beruhigt ist.

Da sie längst weiß, daß ich sie nicht liebe, so hätte sie durch mich unmöglich glücklich werden können. Wir beide taugen nie und nimmermehr zusammen, Gottlob, daß ich sie los wurde!

Tief würde ich es beklagen, wenn Ihr von mir so hochverehrter Herr Vater meiner Einladung, auf immer nach München zu kommen, nicht Folge leisten würde. In seinem letzten Briefe sprach der Freund bestimmt die Zuversicht aus, Ihr theurer Vater würde meinem Wunsche entsprechen." Er bespricht dann die Aufführung Gluckscher Werke und fährt fort.

„Sehnlich wünsche ich auch im Laufe des kommenden Winters einige neueinzustudierende Dramen. Gewiß stimmt der Freund meiner Meinung bei, daß es endlich Zeit sei, solche Werke dem Publikum vorzuführen, ihm die Augen über den Irrtum zu öffnen, der beständig über dem Theater und seiner tiefen Bedeutung schwebt. Jetzt ist es noch Zeit, bevor es versinkt und gänzlich verdirbt in dem Kampfe der Gemeinheit, in dem grundlosen Boden des Materialismus, jetzt wird dem Volke die erlösende Hand geboten." Und er schließt: „Unsere That wird von bleibendem, durch nichts zu zerstörendem Heile sein für das deutsche Volk, die ihre Früchte den noch in späteren Jahrhunderten kommenden Geschlechtern reichen wird und sie anfeuern zu neuer Begeisterung für das ewig Reine, ewig Wahre und Schöne, und in nichts wird zerfallen die übertünchte französische Zivilisation, mit ihrem gleißenden Firnis, ihr Reich ist aus, der deutsche Geist wird sie zuschanden machen."

Seinen Hoffnungen, auch das deutsche Drama auf der Münchner Bühne zu neuer Blüte zu erwecken, stellten sich doch erhebliche Hindernisse in den Weg. Und Frau Cosima meint, auf seine Gedanken eingehend: „Mir ist es, als ob nach und nach wir ein ganz anderes Publikum und andere Kunst zustande bekommen müßten. Ich kann kaum den Moment abwarten, wo die Theaterangelegenheit geregelt sein wird. Es ist gar nicht zu sagen, wie es hier hergeht. Freilich wäre es schön und Ihrer, hoher Herr, würdig, die

griechischen Tragödien aufzuführen. Allein mit wem? Die paar Leute, die mit großem Fleiße und Studium allenfalls gebraucht werden könnten, sind hier schmählich entfernt worden. Doch gewiß mit einer neuen Organisation des Theaters werden derartige Aufführungen ermöglicht. Ich bin der festesten Überzeugung, daß Baron Perfall auf jede hohe Intention eingehen wird. Sein rechtschaffener Charakter wie sein offener Kopf sind die sicheren Bürgen, daß er für den hohen Willen unseres königlichen Herrn die schuldige Ehrfurcht haben wird. Ich werde es nie vergessen, wie Intendanzrath Schmitt sagte: ‚Der König liebt die klassischen Werke, nun da kann er auch dafür zahlen.' Ich erschrack über den frechen Zynismus, schwieg und ging. Wenn das Theater in guter, anständiger Ordnung ist, dann fürchte ich für nichts mehr, dann weiß ich auch, daß die Anstrengungen der Musikschule die schönsten Früchte tragen werden, dann wird ein einheitlicher Geist die Kunstzustände nach und nach erhöhen bis zum Semperschen Festbau und den Aufführungen darin. Dann haben wir das unsrige getan und haben ein Beispiel gegeben. Solange aber das Theater nicht von Ihrem Geiste und Wollen durchwebt ist, solange ist alles verloren: die goldenen Worte des Freundes, der Versuch der Musikschule, die vereinzelten Musteraufführungen — mit dem Theater ist alles gewonnen. Ich glaube an Ihren Zauberstab. Die Glyptothek konnte aus den Münchnern keine Griechen machen, vielleicht machen wir wirkliche echte Deutsche aus ihnen! Ich denke daß unter den Calderonschen Dichtungen die Lustspiele wie ‚Dame Kobold', das ‚laute Geheimnis', sich am ersten hier ordentlich darstellen ließen, wenn wir einmal einen Regisseur haben, der den Schauspielern beibringt, daß sie nicht die Herren über den Dichter, sondern seine sehr gehorsamsten Diener zu sein haben."

Doch der König war eifrig bestrebt, im festen Zusammenarbeiten auch mit Düfflipp einen Direktor für das Schauspiel zu finden. Davor warnte Frau Cosima: „Ich meine, daß es besser ist, wenn

wir vorläufig keinen artistischen Direktor bekommen, weil fürs erste kein Mensch gebraucht wird, der sich breit macht mit einem großen Ruf und auch mit großen Prätentionen kommt, sondern daß vorher alle praktischen Fragen geregelt werden müssen, um der schauderhaften Perfidie, die hier herrscht, ein Ende zu machen. Ich halte die Wahl des Herrn Schmied als einfachen Regisseur, daß heißt als Menschen, den man kaum kennt und den das Publikum als Person nicht beobachtet, für praktisch. Er wird sich unterordnen, bringt keinerlei Ansprüche mit sich, hat eine Praxis durchgemacht und hat durch seine Aufsätze über das Theater bewiesen, daß er etwas davon versteht und Ehrfurcht vor den großen Dichtern hegt. Paul Heyse würde natürlich nur als literarischer Berater eintreten wollen. Meine Einwendungen gegen ihn sind folgende: Erstens die jüdische Abstammung — worin ich den hohen Freund untertänigst bitte, kein Kastenvorurteil zu erblicken — sondern eine tiefbegründete Furcht vor einer Rasse, die den Deutschen viel Unheil gebracht hat. Zweitens die Unerfahrenheit in Bühnenverhältnissen, drittens die eigene Produktivität. Die Dramen Paul Heyses werden ihm immer vor den Werken Schillers, Goethes, Shakespeares gehen. Viertens die Unfähigkeit und der innere Unwille, sich mit den Kunstanschauungen zu vertrauen, da man sich natürlich für einen ganz anderen Dichter selbst hält. Fünftens die Mühe, die man haben würde, sollte der Versuch nicht zur Zufriedenheit ausfallen, Paul Heyse zu entfernen. Es würde einen förmlichen Eklat geben, die Zeitungen, das ganze verkappte und offene Israel würden sich für ihn aufstellen wie ein Mann. Ich halte es entschieden für besser, wenn die Verhältnisse durch unscheinbare, schlichte, tüchtige und bescheidene Menschen geordnet werden. Später, wenn das Bedürfnis eines bekannten Namens sich fühlen läßt und das Gros der Arbeit vollbracht ist, ist es ja immer an der Zeit, sich den Luxus von Paul Heyse zu vergönnen. Ich meine aber, daß die Anstalt zuerst ihr ganz bestimmtes Gepräge haben soll, damit Paul Heyse

auch wisse, welche Verpflichtungen er eingehe und welcher Ordnung der Dinge er sich zu fügen habe, wenn er die Kunstanstalt leiten will. Das Gesamtprogramm muß klar und deutlich vor dem ganzen Publikum dastehen. Mit dem sofortigen Eintritt eines Menschen wie Paul Heyse, welcher aus dem jetzigen anarchistischen Zustand entnehmen wird, daß er den Impuls nach seinen Ideen zu geben hat, werden Kreuzungen wenn nicht Reibungen entstehen, die nicht zum Besten der Anstalt ausfallen können."

Die Offenheit der Frau Cosima läßt nichts zu wünschen übrig. Aber man muß zugestehen, daß bis zu einem gewissen Grade die Zeit ihrem so strengen Urteile recht gegeben hat. Daß sie nicht aus reinem Antisemitismus gegen Paul Heyse ein Vorurteil hegte, der ja väterlicherseits aus einer alten deutschen Gelehrtenfamilie stammte, das geht schon daraus hervor, daß sie für Porges stets in der wärmsten Weise eingetreten ist und zeitlebens ihm eine treue Freundschaft bewahrt hat.

Der König ging auf die Frage in seinem nächsten Briefe mit gleicher Bestimmtheit ein: „Was Sie über Paul Heyse sagen, billige ich vollkommen und bin gerne bereit, es mit Hermann Schmied getrost zu versuchen. Ich muß aber gestehen, daß ein so gebildeter und sachverständiger Mann, wie es Herr Schmied zweifellos ist, sein Heil, wenn auch nur auf kurze Zeit, in der Leitung des verworfenen Aktientheaters suchen konnte, ist mir ein Rätsel. Ich hätte mich an seiner Stelle mit Abscheu und Entrüstung von einer solchen Zumuthung abgewandt, die mir entehrend erschienen wäre. Hoffentlich wird Schmied das in ihn gesetzte Vertrauen bewähren. Von seinen literarischen Arbeiten, hauptsächlich seinen Novellen habe ich nur Gutes gehört." Dann fuhr er fort: „Herzlich habe ich mich gefreut über die Erfolge, welche Herr von Bülow in seinen letzten Beethovensoireen sich errungen hat. Wollen Sie die Güte haben, ihm meine herzlichsten Glückwünsche hierfür auszudrücken. Gewiß wohnte die Freundin der Aufführung von König Richard bei. Es muß ein genußbietender Abend gewesen sein.

Seit zehn Tagen herrscht hier vollkommener Winter. Doch heute strahlt die Sonne wieder in vollstem Glanze, so daß ich mich der Hoffnung hingebe, es möge der Schnee nun wieder gänzlich verschwinden, damit ich endlich wieder reiten kann. Als Ersatz dafür mache ich jetzt gewöhnlich kleine Schlittenfahrten in das nahe Tyrol. Ich bin überzeugt, die Freundin würde von der hiesigen Gegend entzückt sein. Es ist ein Paradies der Erde und so wohltuend, hier noch frei athmen zu können, bevor ich auf einige Monate in der Stadt wieder lebendig begraben werde.

Etwas muß ich der getreuen Freundin doch noch mittheilen, das ich dem Freund auf Triebschen stets verschweigen muß, da ihn die Erinnerung daran immer aufs neue mit Schmerz erfüllt und die kaum zugeheilte Wunde wieder aufrisse. Ich habe nämlich eine verzehrende Sehnsucht, wieder einmal Tristan und Isolde-Klänge zu hören. O wüßte die Freundin Rat in dieser Sache, die mir so sehr am Herzen liegt. Ich bin heil und glücklich, wie lange nicht mehr. Gestern als am 29. November, feierte ich mein Auferstehungsfest im Herzen, da das Entsetzliche nicht eingetreten ist, die Vermählung mit einem ungeliebten Wesen. Niemals hätte ich es dahinkommen lassen. Würde der Rückgang der Verlobung auf gute Art nicht zu ermöglichen gewesen sein, so war ich fest entschlossen, mittels Blausäure meinem Leben ein Ende zu machen. Wie selig bin ich nun, daß es nötig war, daß ich die Erfüllung und Krönung unseres Werkes erleben, die Himmelstöne mir wieder erblühen, daß alle Jugendträume sich erfüllen werden. Das höchste Ziel des Daseins zu erreichen, die Erschauung des im Herzen getragenen Ideals, welches aus goldenen Himmelssphären herabsteigt in die Erdenwelt, um seine segenbringenden Früchte allen zukommen zu lassen, die freudig an diesen Messias glauben, treulich ausharren, in durch nichts zu erschütternder Hoffnung, in alles überwindender Liebe."

Inzwischen war in München wieder eine neue Preßhetze losgebrochen, die an den Fall Fröbel anknüpfte und von diesem selbst

im gewöhnlichen Sinne des damaligen Münchner Journalismus verwendet wurde. Er paßte eigentlich in dieses ganze Treiben vortrefflich hinein. Um so mehr muß man sich hüten, München und die Münchner Verhältnisse nach dem Treiben, Schwatzen und Klatschen der Journalisten zu beurteilen. Diese hatten von einer gewissen Richtung her, die nicht so sehr Partei als eine Gesellschaft von Strebern war, immer aufs neue ihre Parole erhalten. Frau Cosima beurteilte den Skandal außerordentlich richtig, wenn sie erklärte, daß dies alles in das Gebiet des Klatsches gehöre und daß man die Lage und die öffentliche Gärung fürchterlich übertrieben habe. „Kein Mensch kehrt sich eigentlich an diese Dinge. Am Morgen, wo in den Neuesten Nachrichten die Torheiten gestanden hatten, dirigierte mein Mann in Ruhe und Frieden ‚die Jüdin' und im Publikum redeten die Leute so: ‚es ist hübsch, daß Bülow wieder einmal dirigiert'. Es ist also nicht der mindeste Grund zu einer Befürchtung oder zu einer üblen Stimmung vorhanden. Somit, mein hoher Freund, lassen Sie ja nicht die unbedeutenden, unwichtigen Dinge, die Sache der Kleinstädterei sind, die Freude an unserem Wirken sich verleiden. Sollten Sie sie nur einen Augenblick beachtet haben, so mögen Sie sie vergessen. Ich weiß, daß man darauf rechnet, daß der König dieses ewige Gerede müde werde. Sehen die niedrigen Leute sich aber durch die unerschütterliche Ruhe des Königs enttäuscht, so werden sie auch mit dem unaufhörlichen Hetzen ein Ende haben. So rufe ich dem Theuren Geduld, Geduld zu. Sie ist beinahe schwieriger als der Mut. Hier ist sie aber unentbehrlich. Ich schrieb einmal scherzhaft dem Freund, daß Ulysses sich hat Wachs und Baumwolle in die Ohren getan, um den Sirenengesang nicht zu hören, daß wir dagegen desselben Mittels bedürften, um das Gekrächze, Geheule, Geschrei nicht zu vernehmen." Der König nahm solche Worte in voller Güte und mit großem Verständnis auf. In seinen Erwiderungen geht er in feiner, jünglingshafter Weise auf die Briefe der geistreichen Frau ein.

Dann kam Weihnachten mit den reichen Geschenken und einem stillen Gruß. Und da antwortet Frau Cosima: „Nun aber sandte der Freund mir liebevolle Worte in stiller Nacht. Ich denke die Freundin stört und verdrießt nicht, wenn sie sagt, daß dieselben ihr tief wohlgetan. Die schönen Gaben, das Armband mit dem Stein der Hoffnung, die Märchen und Sagenbilder und der Teppich wurden auf meinem Tisch aufgebaut und sagten mir von der Gnade meines Herrn. Den Siegfried habe ich mit den Bildern dem Freund in seiner Stube beschert, dessen Schmuck sie nun geworden sind. Wie gütig von dem Herrn das Bild des Meisters aus meiner Hand gnädig anzunehmen." Und sie fährt fort: „Gott gebe, daß des theuren Herrn Stimmung sich erhelle und daß die Abneigung gegen München sich mindere. Ich habe die Stadt lieb gewonnen, weil sie Ihre Stadt ist, und habe es endlich soweit gebracht, daß ich von dem unwesentlich Ärgerlichen nie mehr etwas erfahre."

Dabei weiß sie doch die Stellung von Heinrich Porges zu dem Blatte Fröbels dem König ins richtige Licht zu setzen und ihn sowie Düfflipp für dessen Verwendung im Sinne des Meisters und seiner Sendung zu sichern. Wagner selbst war zum Feste nach München geeilt. Sie sagt darüber: „Der Freund ist nun zum Weihnachtsfest gekommen. Er hat es meinen Kindern, denen er allerlei Spielsachen in Paris eingekauft, versprochen und wollte Wort halten. Ich hatte mich bereits darauf gefaßt gemacht, ihn später zu sehen. Nun ist er da, alle guten Geister mögen ihn beschirmen. Ich will ihn in meinem Hause hüten und pflegen, so gut ich kann. Er hat auch Eile mit den Meistersingern. Nur, was soll man tun? Nichts, gar nichts ist vom Intendanzrath vorbereitet worden. Im Gegenteil, er hat allen Urlaub für die Zeit des Studiums gegeben. Ich will aber Baron Perfall treiben, so gut ich nur kann." Und sie schließt mit dem Hinweis auf Schillers Biographie, die sie mit jener unaussprechlichen Wehmut lese, die einen immer erfaßt, wenn man dem Leben eines Göttlichen unter Menschen folgt.

Indessen sollte das Jahr nicht zu Ende gehen, ohne daß sich der König selbst überzeugte, daß Fröbel im Grunde genommen nichts anderes war als ein schlechter Journalist und ein gemeiner Mensch. So schrieb er sehr kurz, aber bestimmt darüber: „Dringend nötig finde ich es, daß Fröbel für immer von hinnen zieht, da ich seine schwarze Seele zur Genüge kenne." In der Tat brauchte man ihm nur die Dinge klar und sicher vorzutragen, ohne daß man seine Eigenart störte, so konnte man eines guten und selbstsicheren Beschlusses gewiß sein. Natürlich jubelte Frau Cosima auf, als es der König selbst so bestimmt aussprach, den Unheilstifter zu entfernen, der durch die Einstellung des Druckes von „Deutsche Kunst und deutsche Politik" Wagner nicht bloß aufs tiefste gekränkt, sondern ihm auch in der Öffentlichkeit schwer geschadet hatte. Sie schlägt nun vor, daß Fröbel noch den Schluß der Aufsätze bringen müsse und dann verschwinden solle. Es war ihr nicht unbekannt geblieben, daß der durch ihre Bemühungen eingesetzte Chefredakteur des offiziellen Organs Frau Cosima direkt beim Kabinett und selbst beim König verklagt hatte.

Unterdessen hatte auch der König Wagner gegenüber das Richtige getroffen und ihn noch am Abend des 28. Dezember zu sich entboten. Damit kam Klarheit in die ganze Angelegenheit, und der alte wunderbare Einfluß des Meisters auf den jungen Freund machte sich in der wohltuendsten Weise geltend. Frau Cosima aber weiß, wie sie durch ihre Vorschläge zu rechter Zeit auf den König zu wirken vermag, selbst wenn er dieselben ungnädig aufnimmt. Sie fürchtet sich nicht und sagt ihm so oft, wenn auch in sehr reizvoller Weise, die Wahrheit. So über den Empfang der Deputationen und so auch über den Tenoristen Niemann. Es ist interessant, wie sie gegen diesen mit Recht die Pariser Erinnerungen ausspielt:

„Gegen Niemann hatte ich dieses eine Bedenken, daß er sich in Paris schlecht benommen hat, im Moment der Handlung feig, während der Arbeit träg und störrisch war. Er wollte zum Beispiel

zwei Takte nicht zu seiner gewohnten Partie lernen. Doch Eure Majestät sagen mit Recht, kann er uns den Lohengrin singen, so muß er uns auch den Tannhäuser geben können. Da käme es darauf an, daß man dem Sänger schriebe, es wäre hier nicht auf eine Niemannsche Rolle abgesehen, sondern auf die wahre, vollständige Darstellung des Tannhäuser. Vielleicht ist dann seine künstlerische Trägheit und Unehre zu überwinden?" Hier tritt schon ganz die Energie zutage, mit der sie in späterer Zeit nach des Meisters Tode die Dinge in Bayreuth gelenkt und vor allem alle Personalfragen aus ihrer eigenen Anschauung und Überzeugung heraus geordnet hat. Schön dagegen ist das Bild, das sie jetzt von dem Wirken des Gatten gibt. „Er ist nun wie zur Tristanzeit in seinem Element, der musikalischen Arbeit. Die ist ihm nie zu viel, ja nie genug, und ich freue mich der heiteren Laune, die der sonst Ernste und zuweilen auch von dem Laufe der Dinge Erbitterte durch die schönen Aufgaben immer erhält."

So war das denkwürdige Jahr 1867 zu Ende gegangen, und man trat in das Jahr der Meistersinger ein. Es galt aber immerhin dem Werke die Bahn zu bereiten. Dazu genügte durchaus nicht des Königs Befehl. Denn dieser wurde von den halsstarrigen Elementen in Kabinett und Bühne zunächst gar nicht berücksichtigt. Energische Hände mußten eingreifen. Und die zarteste, aber auch energischste war doch die der Frau Cosima. Sie kannte den König und seine Wünsche. Unter diesen der dringendste und leidenschaftlichste war die Wiederaufnahme des Tristan. Man darf nicht vergessen, daß in den weiteren Beziehungen des Königs zu Richard Wagner die Aufführung der Werke eine Hauptrolle gespielt hat, daß der König deren Darstellung wünschte um jeden Preis und in dem Augenblick, wo der Meister von ihm fern war, selbst auf dessen berechtigte Bitten keine Rücksicht mehr nahm. So kam sie auf den erst vor kurzem geäußerten Wunsch wegen des Tristan zurück: „Wir besprachen, mein Mann, der Freund und ich, die

Möglichkeit der Tristanaufführung und wir wurden darüber einig, daß sie mit Zeit und gutem Willen wohl herbeizuführen sei. Die Mallinger erschrak, als ihr Hans neulich von Isolde sprach. Doch ich glaube, wenn endlich der schwere Alp der musikalischen Welt besiegt sein wird, daß ein anderer, mutiger und tätiger Geist über die Leute wehen wird. Ich hörte von einem Tenoristen Bachmann, der nächstens hier gastieren soll. An ihn hatte der Freund schon früher gedacht, er soll musikalisch sein. Am Ende ließ sich mit ihm der Tristan herstellen. Kindermann wäre als Kurwenal, wo viel auf die Stimme ankommt, ganz gut und Bausewein gäbe König Marke ohne Schwierigkeit." Dann aber folgt eine sehr scharfe Kritik der Münchner Theaterverhältnisse: „Ich bin in den letzten Tagen von meinem Besuche des Hoftheaters wenig erbaut gewesen. Die Zauberflöte ging erbärmlich und die ‚Die beiden Schützen', eine alte Novität von Lortzing, empörte mich durch Plattheit und Roheit. Perfall hat es schwer in dem verwahrlosten Institut. Es ist aber unbedingt notwendig, daß er prinzipiell verfährt, sonst kann von einer Bildung des Publikums nicht die Rede sein. Viel Freude haben mir die ‚Jäger' von Iffland gemacht. Wenn sie natürlich den Werken der großen deutschen Dichter nicht das Wasser reichen, so zeigen sie doch von unmittelbarer Beachtung der damaligen Verhältnisse und Zustände und sind sie mir deshalb bei weitem lieber als ein ‚Statthalter von Bengalen' oder ein ‚Hans Lange' und wie all die zubereiteten Dinge heißen. Doch zu meinem Leidwesen mußte ich erkennen, daß unsere Schauspieler selbst das nicht mehr imstande sind, gut und mit natürlicher Wärme zu spielen. Mein Mann will den ‚Manfred' von Byron mit der Schumannschen Musik bringen, ein Versuch, welcher dem Vater in Weimar überaus glückte. Possart soll morgen kommen, um über die Hauptrolle sich zu besprechen. Wenn er nicht zu sehr von sich eingenommen ist, will ich mit ihm darüber sprechen, sein Richard II. hat mir nicht sonderlich gefallen. Schönheit, Schwung, Begeisterung des

an sich glaubenden rechtmäßigen Königs waren abwesend. Es blieb ein verzerrtes Bild von unverständlicher Bitterkeit und zerfahrenem Übermut." Und dann kommt sie auf die bevorstehende Aufführung der „Armide" von Gluck zu sprechen, die sie aus praktischen Gründen bedauert. Sie urteilt aber sehr schön und richtig: „Gluck ist ein Problem: tiefer Musiker, empfindungsvoller Dramatiker, muß er von einem geistvollen Kopf erfaßt und wiedergegeben werden." So plaudert sie ganz im Interesse der Meistersingeraufführung und des Meisters selbst, den sie dem König gewissermaßen immer aus der Ferne zeigt: „Der Freund wohnt all den Arbeiten aus der Ferne bei. Einige Male hat er mich ins Theater begleitet, wo ich mich insofern über die Münchner freute, als kein Mensch ihn besonders beachtete." Dann erzählte sie eine ergötzliche Geschichte, wie sie eine Reihe von Damen, darunter die Frau Professor Windscheid u. a., zum Tee geladen hat und nun plötzlich Wagner eintritt. „‚Als ob der Holländer in Sentas Spinnstube eingetreten' wäre, entstand eine Beklommenheit, beinahe eine Angst. Die Hohenschwangauer Engel folgten aufeinander wie auf der Leiter im Traume Jakobs. Endlich verschwanden die Guten und ich setzte dem Freund auseinander, daß er sich nicht einbilden müßte, daß er wie der erste beste Sterbliche sich zeigen dürfe." Sie geht noch weiter. Sie legt dem König dar, ob es nicht nützlich wäre, wenn sie der Königinmutter näher kommen würde, sei es als Vorleserin oder in irgendwelcher Form. „Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, sie könnte für uns gewonnen werden und dadurch vielleicht manche Not und Quälerei für unseren Herrn aufhören. Daß ich Seine Mutter trotz allem und allem lieben und ehren muß, wird der Freund wohl begreifen. Auch liegt viel in dem Gesicht der Königin. Es mag thöricht sein, aber ich bilde mir ein, daß ich ihr vieles und manches begreiflich machen könnte." Und sie schließt: „So hätte ich gebeichtet, ich hoffe auf Absolution." Der Gedanke lag ja gewiß nahe, und wer die Königinmutter gekannt hat, der wird

es keineswegs in Abrede stellen, daß die feine Art der Frau Cosima ihr eine gewisse Sympathie erweckt hätte. Dazu wäre dann freilich noch ein anderes Moment gekommen, das damals schon auf die Königin einen tiefen Eindruck geübt hätte: Die tiefe, auf streng katholischer Erziehung beruhende Religiosität Frau Cosimas. Es hat einen gewissen Reiz, diesem Gedankengang nachzugehen. Sie versucht eben alles, nicht aus persönlichem Ehrgeiz, sondern in dem Gefühl, daß sie berufen sei, zu helfen.

Gerade damals machten ihr die Bühnenverhältnisse wegen der Aufführung der Meistersinger große Sorge. Sie weiß den König gewissermaßen anzutreiben, indem sie erklärt, vor der Aufführung der Meistersinger sei gar nicht daran zu denken, daß Wagner zur Partitur des „Siegfried" zurückkehre. Erst müßten jene ihre würdige Darstellung gefunden haben, dann erst sei das andere möglich. In diesem Sinne weist sie denn auch auf die starken Fehler in der Darstellung der „Armide" hin und auf die fortwährende Verzögerung im Beginn der Meistersingerproben. Sie schließt: „Gebe Gott, daß mit ‚Jessonda' die Wartezeit vorüber sei. Ich glaube nicht, daß die Künstlerehre es zuließe, daß wir länger zusehen, wie zum Beispiel die Meistersingerproben immer unmöglich gemacht werden und wie jeder höhere Geist mit Gewalt zurückgehalten wird. Ein jedes Wirken nach außen hat mein Mann mit Freude und Stolz aufgegeben. Der ehrenvollen Aufforderung, nach Paris zu kommen, um dort den ‚Lohengrin' zu dirigieren, hat er entsagt, lediglich um sich hier der so theuren Aufgabe gänzlich zu widmen. Wie soll ihm dabei zumute sein, wenn er sich als ganz überflüssig betrachten muß? Was soll ich ihm sagen, indem ich ihn zur Geduld und Hoffnung ermuntere, da ich mit einer Art von Trostlosigkeit es gewahr werde, daß überall in Deutschland Lohengrin, Tannhäuser, der Holländer auf dem Repertoire stehen, daß man überall sich um die Meistersinger bemüht und daß hier an der Stätte, wo einzig der Freund eine unbeschreibliche Liebe und

ein göttliches Eingehen auf seine schöpferischen Gedanken fand, immer alles wie durch böse Dämonen gelähmt ist? Ja, theurer Herr, die Armide hat mich unsäglich traurig gemacht und daran ist gewiß nicht Meister Gluck schuld. Verzeihung, wenn ich einseitig erscheine. Unsere Sache kann ich nicht einen Augenblick aus dem Auge verlieren. Daß dem so ist, daran ist der Hohe schuld, eine Schuld, welche in meiner Seele sein erhabendstes Verdienst ist." In der Tat muß man gestehen, daß das Theaterprinzip und die an Pathologie grenzende Neigung, alle Theaterwerke von Bedeutung, wenn sie nicht aus finanziellen Gründen protegiert wurden, soviel wie möglich hinauszuschieben, damals in München trotz der Wandlung der Dinge durch die Berufung Perfalls eine ganz unglaubliche war. Um so größer ist das Verdienst Bülows und seiner Gattin, aber auch Richters und vor allem des Werkes selbst, daß es sich unter solchen Umständen so glänzend durchgesetzt hat.

Aber noch ein anderes spielte damals mit. Das betraf Sempers Berufung als Rektor an das neu zu gründende Polytechnikum. Frau Cosima wurde von Rat Düfflipp selbst veranlaßt, in diese Angelegenheit einzugreifen. Sie schreibt darüber: „Rat Düfflipp hatte mir neulich gesagt, daß, wenn der Fürst Hohenlohe dieselbe in die Hände nähme, sie leicht zustande zu bringen wäre und Semper als Staatsdiener bei weitem nicht die Opposition finden würde, als wie Semper als Hofdiener. Ich schrieb dem Freunde, da er mit dem Fürsten auf so gutem Fuße stände, soll er schriftlich die Sache mit ihm anknüpfen. Der Freund befürchtete durch einen Schritt in dieser Angelegenheit zu Mißverständnissen Veranlassung zu geben und bat mich, mit dem Fürsten zu sprechen. Da ich den Herrn Staatsminister gar nicht kenne, trug ich Bedenken, mich ihm zu nähern, da er am Ende nicht gerne mit einer Unbekannten, noch dazu einer Frau, eine Sache von dieser Wichtigkeit würde verhandeln wollen. Ich ließ einen Freund und Vertrauten des Fürsten, einen durchaus zuverlässigen Menschen zu mir kommen und besprach

mit ihm die augenblickliche Lage der Dinge, die jetzige Stellung des Fürsten und seinen Einfluß auf die anderen Ministerien, nämlich auf Herrn von Schlör, welcher, wenn Semper, wie abgemacht, Vorstand oder Rektor des Polytechnikums wird, das entscheidende Wort zu sagen hat. Er versicherte, der Fürst würde mit Wärme für Semper eintreten. Bei der schwierigen Stellung, die Schlör gerade jetzt der klerikalen Partei gegenüber hat, würde aber einzig von Gewicht sein, wenn in einer der Ministerkonferenzen die Majestät des Königs sich herabließe, direkt und bestimmt die allerhöchste Ansicht von Sempers Bedeutung kundzugeben und dem Minister Schlör allergnädigst zu empfehlen, den ersten Architekten Deutschlands zum Vorstand oder Rektor zu wählen. Ist Semper durch das Ministerium berufen, dann schweigt die Böswilligkeit, und mit der Zeit, wenn der König es für ratsam findet, würde der Bau begonnen, von welchem gar nicht zu sprechen gewiß das allerweiseste ist."

Der König war der Sache ebensowenig abgeneigt, wie er noch im März die feste Absicht hatte, das Fest der Grundsteinlegung des neuen Theaters zu begehen. Das erregte bei dem Meister einen großen Schrecken, und Frau Cosima hat ihren ganzen Einfluß geltend gemacht, um die einst so sehr ersehnte und als Endziel betrachtete Gründung des Theaters zu verzögern. Sie schrieb darüber dem König in klarer und bestimmter Weise: „Rath Düfflipp war heute bei mir und besprach die vom König beabsichtigte Grundsteinlegung zum Festbau! So schwer es mir fällt, so unbeschreiblich schmerzlich es mir ist, ich glaube dem hohen Gnädigen sagen zu müssen, daß dieses Jahr bei der herrschenden Stimmung des Landes es mir nicht räthlich erscheint, an ein solches Unternehmen zu gehen. Es ist wahr, theurer, geliebter Herr, nichts könnte Ihrer Regierung einen solch edlen Glanz verleihen als dieser Bau. Er wird der schönste und bedeutendste sein, den Deutschland, ja Europa von diesem Jahrhundert aufzuweisen haben wird. ‚Ein Pendant zum Kölner Dom', meinte Kaulbach neulich, ‚ein stolzes Merkmal, von dem was die

deutsche Kunst vermag'. Allein in der Zeit, in welcher wir leben, und vielleicht in Bayern ganz besonders, muß der Fürst gleichsam mit seinem Volke ein solches Werk beginnen. Es darf ein so großer Gedanke nicht wie die augenblickliche Laune eines Höchstgestellten aussehen. Dies lähmt im Vornherein das Unternehmen und lähmt seine guten Folgen. Noch ist der König, mein Herr und gütigster Freund, nicht verstanden, ungekannt. Sein Volk weiß von ihm nichts als das, was eine Zeitlang elende Diener zu verbreiten für gut befunden haben, folglich ist kein Glaube an das, was er unternimmt, vorhanden. Oh, entschlösse sich der König, eine Zeitlang der Zurückgezogenheit zu entsagen! Geruht er durch große und anscheinende Teilnahme an dem öffentlichen Treiben seinem Volke sich zu bekunden, dann wäre bald, gar bald der Festbau möglich. Jetzt ist alles dagegen. Aristokratie, Bourgeoisie, Volk. Sie sagen sich jetzt nicht, wie segensreich für die Kunst im allgemeinen, für Gewerbe und Industrie im besonderen ein solcher Bau ist, weil sie sich nichts Günstiges zu sagen vermögen, und sehen bloß in dieser großartigen Absicht eine phantastische Chimäre, durch welche ein weit besser anzuwendendes Kapital vergeudet wird. Ist der König gekannt, — gekannt ist in diesem Falle gleichzeitig mit geliebt — dann steht alles anders. Die materiellen Bedingungen sind da, die politischen Constellationen deuten auf Frieden. Einzig wird noch erfordert die zeitweilige Überwindung von Abneigungen, die leider nur zu erklärlich mir erscheinen. Doch, mein theuerster Herr, es handelt sich hier um etwas Großes, Unvergleichliches. Der Tag, wo der König mit der akklamierenden Liebe seines Volkes den Stein zum Festbau legen würde, würde wohl die Überwindung vergelten, welche die lästige Erfüllung der äußeren Seiten der königlichen Pflichten gekostet hat. Jetzt, wie es steht, muß ich bitten und der Freund bittet mit mir, nicht auf der Grundsteinlegung bestehen zu wollen. Noch ist der König zu vereinsamt. Mein höchster Trost ist, daß er alles in der Hand hat. Ich kenne die Umtriebe

der Schändlichen, welche darauf bauen, daß der Herr sich so abschließt, sich freuen, daß er nach und nach seinem Volke immer fremder wird. Ich ahne diese Umtriebe und weiß, wie gefahrdrohend sie sind. Viele, viele Nächte habe ich in Sorge und Kummer darüber verbracht — doch ich weiß ebenso sicher, daß ein fester Entschluß des Königs durch bloßes Sichzeigen dem ein Ende zu machen genügt, daß unser Schiff mit vollen Segeln auf dem beruhigten Meere segeln dürfte. Ich glaube, daß der König jetzt nichts Erhabenes, Großes unternehmen kann, weil kein Glauben herrscht. Gewinnt es mein hoher Freund über sein edles Selbst, den Menschen sich zuzuwenden und trotz ihrer so abstoßenden, erschreckenden Gemeinheit die Sonne des Königtums voll und warm auf sie scheinen zu lassen, dann, o mein theurer Fürst, ist unsere goldene Zeit da." Und von der zweifelhaft gewordenen Berufung Sempers sprechend, bittet sie den König noch einmal darum, und sie schließt: „Dem vielen Vollbrachten fehlt der Freudenstrahl. Es gilt die Krone in ihrem heiligen Ansehen zu wahren, es gilt die Kunst zu krönen. Daß ich so feurig spreche, gibt mir der fürchterliche Gedanke ein, daß der König es nicht vermag, ein so edles Werk wie die Grundsteinlegung zu vollbringen. Jedoch so unmöglich es mir jetzt erscheint, so möglich erachte ich es in der nächsten durch königliche Opfer geheiligten Zeit." Deutlicher hat wohl keiner der königlichen Beamten auf diesen an und für sich ja so rein formalen, aber, wie die Geschichte gezeigt hat, so schicksalsvollen Punkt in der Entwicklung des Königs hingewiesen, als Frau Cosima und immer wieder aufs neue Richard Wagner. Es war für sie kein Kleines, in diesem Augenblicke dem König ein solches Wort zuzurufen, da die Aufführung der Meistersinger bevorstand, die Proben nun in Gang kamen und der König gerade durch diese Aufführung dem Freund seine Treue zu bewähren hoffte.

In der Tat kam jetzt in das Münchner Theater ein großer Zug, wie im Jahre 1865 bei der Tristanaufführung. Alle fühlten nicht

bloß die musikalische Größe dieses einzigartigen Werkes, sondern sie ahnten, daß in ihm der deutsche Geist sich offenbare und daß zwischen dem hohen Lied deutscher Bürgerehre und dem hohen Lied vom Deutschen Reich, oder vom „Siegefried", wie später es Wagner ausgedrückt hat, ein engster und wunderbarer Zusammenhang bestehe. Die Proben nahmen einen unerhörten Fortgang und wurden von allen Seiten mit einer heißen Begeisterung geführt und mitgemacht. Am Abend des 18. Juni, also unmittelbar nach der Hauptprobe, gibt Frau Cosima darüber dem König in ihrer schönen und liebenswürdigen Weise Bericht: „Diese Zeilen sollen den Hohen in dem Raume begrüßen und bewillkommnen, in welchem die Wunderklänge des Einzigen uns öfter schon selig vereinten. Ihnen, Gnadenreicher, danken wir die Entstehung und ich möchte sagen Menschwerdung des göttlichen Werkes. Ihnen ewigen, unaussprechlichen, unaufhörlichen Dank. Wohl entsinne ich mich der Zeiten, wo ich über das Fortschreiten der Meistersinger dem hohen Freunde Nachricht geben konnte, jetzt wo ich die so gut gekannten Töne erklingen hörte. Der Freund gedachte auch dieser Zeiten und frug mich heute, wem sonst auf der weiten Welt, in welcher sein Name doch so häufig erscheint, hätte er nur einen Laut über dies wunderbare Blühen und Wachsen vernehmen lassen können? Und damit sei gegen die Welt, der er so hold mit den Meistersingern gleichsam den Abschiedsgruß spendet, nichts gesagt, viel aber für unseren Bund. Gott segne Sie, mein hoher Herr, die Aufführung wird dem gnädigen Freund, selbst bloß als Aufführung betrachtet, viel Freude bringen. Es ist unglaublich, was der Geist hier gewirkt hat. Darsteller, die man früher nicht anders als unbedeutend bezeichnen konnte, sind zur wahren Wärme und Schönheit gediehen. Wir hatten gestern einen glorreichen Tag, am Morgen die ersten zwei Akte, am Abend den dritten. Sie werden ohne Unterbrechung vorgenommen und überwältigen uns alle. Am Schluß sprach der Freund in seiner Weise, die sich eben nicht wieder-

geben läßt, seinen Dank, oder vielmehr seine Freude dem Gesamtpersonal aus. Bedeutungsvoll hat er den Sinn einer solchen Aufführung erleuchtet und die sämtlichen dabei Beteiligten erhoben und geadelt, indem er erklärte, den Künstlern sei es vorbehalten, die gesunkene Kunst zu heben. Porges und ich entsinnen uns der Worte genügend, daß ersterer sie aufsetzen und einer Zeitung übergeben könnte, dessen Redakteur seltsamerweise die ganze Tragweite der an Umfang so kleinen Rede, wie es scheint, empfunden hat. Es ist eigentlich gar nicht zu ersehen, was so ein Werk für einen Einfluß haben kann. Mir ist es, als ob mit ihm die wahre Schule begänne und als ob man gar nicht ermessen könne, nach welchen Seiten dieser Baum Zweige tragen würde. Der augenblickliche Lohn, den der Freund darin fand, leblose oder eingeschläferte Wesen zu wecken und zu heben, ist schon von unermeßlichem Wert. Ihnen mein König und Freund bleibt der schöne Beruf, dem Augenblick die Dauer zu geben. Heil Ihnen daß Sie es wollen! Die Meistersinger sind groß und ganz und gar ein Triebschener Werk." Aber dann beugt sie schon den weiteren, ruhelosen Wünschen des Königs vor, die nach kurzer Zeit in eine gewisse Tragik sich wenden sollten! „An das Rheingold ist mir zu denken beinahe unmöglich. Den Ring des Nibelungen kann ich mir nur mit einer unglaublichen Blüte all der äußeren Umstände und mit dem Festbau träumen — doch wohin verliere ich mich? Die Meistersinger sind da, Glückauf zum Meistersinger!"

Und die Meistersinger waren da. Niemals hat die Münchner Hofbühne, weder vorher noch nachher, eine solch' wunderbare Aufführung erlebt, bei der alle Mitwirkenden im vollsten Geiste des Schöpfers freudig ihre Pflicht taten und bei der das Publikum nun mit einem Male erkannte, daß der Streit in München um den größten deutschen Meister ging, daß der angefeindete, gehaßte, verfemte Richard Wagner es war, der das Lied von deutscher Meisterehre zu so vollem Erklingen gebracht hat, wie keiner vor ihm. Ein

ungeheurer Enthusiasmus ging durch das Haus, und alle waren sich einig, daß hier ein Werk vorlag, wie es wunderbarer nicht gedacht werden konnte. All die beamteten und nichtbeamteten Schurken, die den Meister bis dahin bekämpft, wurden in ihrer ganzen Niederträchtigkeit, Schamlosigkeit und Ehrlosigkeit entlarvt durch das Kunstwerk. Das ist die große Wirkung der Meistersinger. Richard Wagner hat sich damit selbst die größte Genugtuung gegeben, und es soll dem König unvergessen sein, daß er ihn in der seit der Revolution in so schamloser Weise entweihten Königsloge, deren historische Vergangenheit man mit Füßen getreten, neben sich der Aufführung hat lauschen lassen. Es war ein Akt, wie aus den Zeiten der Renaissance, da der Meister neben dem jungen Freund und Schützer saß und dann von diesem veranlaßt wurde, gegen alle höfische Etikette an die Brüstung zu treten und von der Königsloge aus zu danken. Alte Hofmarschälle und nicht minder greise Hofdamen fielen darüber freilich beinahe in Ohnmacht, aber das Volk erkannte die Größe dieses hochempfindenden Königsherzens und freute sich, daß dem Künstler, der wie keiner geschmäht und gehöhnt worden war, dadurch eine Genugtuung zuteil wurde, die all das sühnte, was subalterne Gesinnung gesündigt.

Es entsprach ganz dem Takte, aber auch dem Selbstgefühl des Meisters, daß er unmittelbar nach der ersten Aufführung nach seinem Triebschen zurückkehrte. Was in München weiter geschah, das konnten die Getreuen allein durchführen. Für ihn gab es dort keinen Höhepunkt mehr. Unter dem Eindruck des ungeheuren Erfolges war er gewillt, nun, nachdem er dieses Kunstwerk geschmiedet, auch die gewaltigen Schläge zu tun, um den Ring seines Schicksals zu formen. Das klingt gewissermaßen in den nächsten Briefen Frau Cosimas, aber auch des Königs nach. Sie schreibt am 5. Juli noch von München aus: „Daß ich bis heute geschwiegen, hat der Hohe wohl mitempfunden! Mir geht es, wie dem guten Sachs, ich gebe mich den höchsten Empfindungen nur in der tiefsten Seele hin.

Etwas auszusprechen ist mir unmöglich, mir ist als ob ein Wort mein Tod, oder, viel ärger, der Tod meiner Entzückung wäre. Ich glaube, daß nur ein glorreiches Schaffen, wie dem Freund es zu eigen, die Sprache solcher Eindrücke ist. Seitdem ich beim Anhören der Meistersinger den Freund bei Ihnen, mein geliebter König und Herr, sah, seitdem fand ich keine Worte Ihnen zu senden. Das Bild des Freundes kam, ein wundervoller Alpenblüthenkranz kam — ich wußte mir nicht zu helfen. Dem guten Rath drückte ich den pflichtschuldigen, gleichsam offiziellen Dank aus und einzig baute meine Seele auf die Seele meines hohen Herrn, die stumme Sprache zu verstehen, die ihn beständig segnet und preist. Und indem ich Ihnen, mein königlicher Freund, dies sage, bin ich auch beinahe zu Ende, was könnte ich dem hinzufügen, wie Ihnen beschreiben, wie mir ward:

‚Im Traum war ich und thöriger als ein Kind,
Machtlos der Macht der Wunder preisgegeben!'

Der Himmel gebe, daß Sie die hohe Stimmung, die Sie hervorgezaubert, sich gleich mir wahren durften und daß keine Widerwärtigkeiten dieselbe verwirrt hat. Das Bild ist nun der genius loci meines Hauses, das mich begrüßt, bewillkommt, wenn ich heimkehre und das mich segnet, wenn ich fortziehe, zugleich Schmuck und Pfeiler des Herdes. Der Freund erzählte mir, wie es einst in Zürich in seinem Hause brannte, hat er sich schnell überlegt, was er retten solle und einzig hat er die Siegfriedpartitur genommen. Ich wüßte, falls Loge sich einen Scherz um unser Haus machte, was ich retten würde. ‚Das Andenken klar und fest der holden Meistersingertage.'

Die Vorstellung der Meistersinger ist doch wunderbar schön geworden. Betz scheint mir ganz unübertrefflich, die Mallinger reizend, Nachbauer singt seine Partie glänzend und ich wüßte nirgends einen besseren David als Schlosser. Und die Chöre, wie naturwahr und lebendig! Vergaß man doch durchaus, daß man im

Theater war. Wie ferne es schwebt, doch ist's als ob man's miterlebt. Alle Fremden, die Franzosen zumal, waren außer sich und behaupteten, nichts annähernd so Vollendetes gesehen zu haben. Alle Dekorationen, die ganze Szenerie prachtvoll. Es war eine Freude, dieses Zusammenwirken der Kräfte und diesen Eifer und beseelten Willen zu erleben! Nun ist die Zeit vorüber, aber nicht vorbei. Unter höchstem, theuerstem Schutze wird sie sich erneuen. Preis und Segen unserem Herrn!"

Es war für lange Zeit der letzte Brief, den sie dem König schrieb. Ein würdiger und ein schöner Abschluß. Das Schicksal aber ging seinen Gang, und wir sehen, wie es nun auch sofort in diese schönen und segensvollen Beziehungen zwischen dem König und der wunderbaren Frau griff. Schon in der Antwort sind die Anzeichen gegeben: „Innigstgeliebte Freundin, Sie sind ein Engel. Ihr letzter Brief hat mir dies aufs neue bewiesen. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für denselben entgegen und die Versicherung daß Sie mir damit eine recht große und innige Freude bereitet haben. Daß ich nach jeder Aufführung entzückter war und die Flammen der Begeisterung für dieses gottvolle Werk mächtiger in mir schlugen! Zu den schönsten Stunden zähle ich die, die ich an der Seite des theuren Freundes, des unsterblichen großen Meisters während der ersten Aufführung seines herrlichen Werkes erlebte. Unvergeßlich werden sie mir ewig bleiben gleichwie jene Reise nach Triebschen, an die ich immer mit der innigsten Freude denke.

Als treuer Freund fühlte ich mich vor zwei Jahren verpflichtet, Ihnen jenen Brief der Frau von Schnorr mitzuteilen, worin sie sich erfrecht, die schamlosesten Verleumdungen gegen Sie und den Freund auszustoßen. Als treuer Freund glaube ich auch jetzt nicht, Ihnen verschweigen zu dürfen, daß ich aus ganz zuverlässiger Quelle weiß, daß ein Mann, der bisher von Wagner immer als ein treuer, aufrichtiger Freund angesehen wurde, dieselben nichts-

würdigen Verleumdungen gegen Sie und den Freund aufbrachte. Dieser Mann ist Röckl. Sie werden begreifen, daß es mich hart ankam, Ihnen dies mitzuteilen, aber ich hätte mir, der es so gut mit Ihnen meint, immer Vorwürfe machen müssen, wenn ich Ihnen dies nicht eröffnet hätte. Ich bitte Sie, sich vor diesem Menschen in acht zu nehmen und auch den Freund vor diesem zu warnen. Oh, diese niederträchtige Verleumdung! Sie können sich denken, wie wehe es dem treuen Parzival thut, daß seine treuen Freunde beständig das Ziel der Hinterlist und Bosheit sind. Oh, die Menschen! Die falschen Freunde! Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn. Doch fürchtet nicht, es gibt noch schöne Herzen, die für das Hohe, Herrliche erglühn. Wie wahr hat Schiller hier gesprochen. Fürchten Sie nicht die Feinde, ihre Macht erlahmt, ihre Waffen zerschellen an dem festen, unerschütterlichen Glauben des Königs, Ihres Freundes. Seien Sie mir gegrüßt auf das Herzlichste und versichert, daß meine Liebe zu Ihnen und dem Freunde ohne Grenzen ist. Keine Verleumdung kann ihr schaden."

Auch das war ein letztes Wort. Der König dachte nicht an den Abschied und hat aus tiefster und innigster Treue heraus diese Worte geschrieben. Aber das Schicksal ging seinen Gang, und es lag in der Natur des Meisters und auch in der ihrigen, volle Klarheit zu schaffen. Die Zeit eines neuen Kampfes brach an.

V.

Ringen und Sieg

Es ist oft davon gesprochen worden, warum Richard Wagner und die wunderbare Frau mit sicherer und klarer Hand nicht früher sich aus der Verstrickung gelöst, in die sie geraten waren und die ebenso eine Notwendigkeit war, wie die Lösung selbst. Erfahrene und mit den Verhältnissen vertraute Menschen haben nicht ohne Grund die Frage gestellt, warum der Meister nicht einfach Bülow erklärt habe, daß Sein und Nichtsein von seiner Trennung von Cosima abhänge, und daß sie sein Schicksal sei. Man hätte es von Hans von Bülows ritterlicher Gesinnung ruhig erwarten dürfen, daß er, wenn auch im Innersten erschüttert und ins tiefste Herz getroffen, dennoch diesem klaren Worte nachgegeben und sofort in die Scheidung gewilligt hätte. Man hat gemeint, daß über der großen Liebe der beiden jener starke Egoismus gewaltet, der auch in dieser großen Leidenschaft nicht aus dem Auge ließ, daß man Hans von Bülow brauchte und daß man die Meistersinger nicht aufzuführen vermocht hätte unter dem Eindruck einer großen Scheidungskatastrophe. Wie klein und armselig sind diese Argumente gegenüber dem Leiden, das sich in Frau Cosima und auch bei dem Meister als der stärkste Lebensinhalt jahrelang ergab, neben dem unmittelbaren Bewußtsein, daß einzig sie den Meister und seine Werke retten konnte. Es ist ein wundervolles, weiches Wort,

das später Liszt geprägt hat von der zweiten Heirat seiner Tochter: „C'était une mission." Aber es ist doch nur eine Sentenz, die er gewissermaßen für sich als Parole bestimmt hat. Er urteilte keineswegs zu Anfang so einfach, so väterlich und so priesterlich. Noch im September 1868 hat er an seine Freundin M. Street, der er alles mitteilte, was er der Fürstin nicht anvertrauen konnte, geschrieben: „Es würde sehr schwer sein, Ihnen die Schrullen des großen Mannes von Luzern zu erklären. Rechnen Sie sie zu den häufigen Stürmen des Sees und gehen wir darüber hinweg. Die Praktiken der überkindlichen und ehrlichen Menschlichkeit sind nur obligatorisch für die Leute der Mittelmäßigkeit. Wagner hat andere Hämmer in seinem Kopf. Er schafft Meisterwerke, Berge von Diamant." Die Größe des Meisters stand ihm immer vor Augen, aber dem Menschen wurde er, seitdem er unter dem Einfluß der Fürstin stand, nicht mehr völlig gerecht. Es war dies gerade in diesem Augenblicke nicht ohne Bedeutung und unter Umständen sogar verhängnisvoll. Denn wenn die Fürstin das Manuskript des „Jesus von Nazareth" nicht herausgeben wollte, weil es antikirchlich sei, so hätte sie durch ihren Einfluß auf Liszt auch ihn als Vater beeinflussen können, der Vereinigung des Meisters mit seinem weiblichen Genius die sonst so gütige Vaterhand feindselig entgegenzustrecken. Denn sie hat erreicht, daß er sich fernhielt von dem einzigen Freund und daß er auch der Tochter gegenüber eine Kulisse errichtete, die freilich dem tiefen Gefühl der beiden auf die Dauer nicht standzuhalten vermochte. Der Blick des Vaters spähte nach der Tochter, nach dem Kinde, das ihm einzig verblieben, und heiliger und hehrer selbst als die Glocken von St. Peter, die ihn zum kirchlichen Dienste riefen, klangen ihm die wunderbaren Töne des Freundes, die dieser unter dem Schutze seiner Tochter schrieb. Es gibt vielleicht in der Menschheitsgeschichte keine Episode, die bei näherer Betrachtung so ergreifend zu wirken vermag, als wie das Verhältnis von Liszt zu Wagner und zu seiner Tochter und von

Wagner zu Cosima und in ihrem Sinn zu Liszt. Mit einer ganz leisen Spur von Ironie fühlt man bei dem Worte der Fürstin, die Liszt vor Wagner warnte, weil er ihm gegenüber lediglich als Gefolgsmann erscheinen würde, die Fügung des Schicksals, dem auch Liszt später sich neigte: der Große, der ihn überragte, wurde sein Schwiegersohn. Die Fürstin war die Schwiegermutter des Fürsten Hohenlohe, Franz Liszt aber, von dem sie gewissermaßen noch am Traualtar getrennt wurde, wurde der Schwiegervater des größten Künstlers seiner Zeit. Darin liegt der große und trotz aller Tragik, die damit verknüpft ist, wundervolle Unterschied zwischen Caroline Wittgenstein und Franz Liszt in ihrem Endschicksal.

Aber die eigentliche Ursache, welche den Meister und Frau Cosima veranlaßte, ihre große Liebe mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen und sich dadurch in der Tat eine schwere Last des Gewissens und der Empfindung aufzuerlegen, hing gerade in dem starken Empfinden der beiden für Hans von Bülow. Wie oft haben sie sich selbst den Gedanken der Entsagung gegenseitig zugeraunt. Auch sie haben unter dem Dichterwort gelitten: „Die Vorsicht sprach, ‚das wird nicht frommen', die Sitte sprach, ‚vernimm mein Wort: da ist der Strom der Liebe kommen und ohne Wahl riß er uns fort'." Aber das war es nicht allein. Es ist Irrtum, wenn man meint, daß Frau Cosima nicht aus Liebe einst Hans von Bülow die Hand gereicht hätte und daß diese unglückselige Ehe das Werk des Einflusses von Franz Liszt gewesen wäre. Diese Anschauung ist falsch und widerspricht der Wahrheit. Frau Cosima hat Hans von Bülow geliebt, und nie in ihrem ganzen Leben ist ein Wort einer geringeren Einschätzung über ihre Lippen gekommen, auch nicht dem Meister gegenüber. Die Briefe, die sie ihm als Braut und Gattin geschrieben, sind so warm und durchdrungen von einer so edlen und selbst heißen Leidenschaft, daß aus ihnen ein Hauch des Glückes und der Wärme hätte übergehen müssen auf den Gatten. Gewiß, es hat Augenblicke gegeben, wo sie hart und

selbstherrisch sein konnte. Denn in ihr lebte jedes große weibliche Empfinden, sie war ebenso eine Semiramisnatur im größten Sinne des Wortes, wie sie hinwiederum das Wotanskind und weit mehr als jene sanfte, gütige Frau vom grünen Hügel, Isolde, gewesen ist.

Sie wußte, daß Hans von Bülow kein Mann war, der in die Ehe taugte, der das Verständnis hatte für die Ehe. Er ging auf in seinem künstlerischen Schaffen und in seinem künstlerischen Wollen. Aber wie er Daniel, den Bruder liebte, so war Cosima seinem Herzen doch völlig nahe, zumal sie ja in ihrer wunderbaren Vielseitigkeit auch dem Künstler stets als treuer Kamerad zur Seite stand. Es ist keine Frage, Hans von Bülow hat als Pianist die höchste Ausbildung von der Tochter seines Lehrers erhalten, und in allen künstlerischen Fragen war sie seine beste Beraterin. Das blieb sie auch, als jene ungeheure Wandlung kam, und es war ihre innerste Großmut und das Gefühl, das dann noch jahrelang nachzitterte, daß er leiden würde unter diesem Entbehren, was sie von der Offenbarung ihrer großen Liebe und der ungeheuren Notwendigkeit der Trennung zurückhielt. Bei Richard Wagner war es ähnlich. Denn wenn Liszt in Bülow seinen besten Schüler und den Erben sah, so stellte Wagner Hans in vielen Dingen noch viel höher. Er war ihm im vollsten Sinne des Wortes Freund, und niemand sah so sehr über die tiefe Ergebenheit, die Bülow selbst in äußeren Dingen ihm gegenüber an den Tag legte, hinweg, um ihn als einen Hohen und gewissermaßen als einen Kameraden zu grüßen, als der Meister. Er ist ja gerade von denjenigen am meisten verkannt worden, die ihm angeblich die treuesten Freunde gewesen sind. Das wußte Frau Cosima, und das bestimmte ihr Urteil und ihr Verhältnis zu des Meisters Gefolgschaft. So schreibt sie gerade in jenen Tagen des Biegens und Brechens an Klindworth, auf den sie außer ihrem Gatten von allen Freunden des Meisters am meisten hielt: „Sehr lieb ist es mir, daß Sie eine freundliche Erinnerung von dem Arcohause mitnehmen und ich bitte Sie inständig, dasselbe als das

Ihrige zu betrachten, das zu jeder Zeit Sie mit Freude und Liebe empfangen wird. Hoffentlich ist Ihre Loslösung von London der Beginn einer neuen künstlerischen, freudigen Periode für Sie und können Sie uns bald von Moskau Erträgliches berichten. Ich spreche gar nicht vom Guten, denn dafür ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Von Hans werden Sie erfahren haben, daß ich unseren Meister sehr angegriffen angetroffen habe. Mir will es scheinen, daß er sich besser befindet und daß die Unterbrechung der gar zu vollständigen Einsamkeit seinem Herzen wie seinem Geist, namentlich auch seiner Gesundheit wohltut. Es war nicht recht von Ihnen — Sie gestatten mir wohl den Vorwurf — ihn nicht zu besuchen. An Ihrer Stelle hätte ich selbst Lohengrin daran gegeben, um ihn noch einmal zu sehen. Es sind doch zu wenige, die zu ihm gehören, gar wenige, die das Joch der Bewunderung gerne tragen und es sich durch die Liebe erleichtern. Diese wenigen sollten doch nicht über diese so spärlichen, durch das Leben gestreuten Wiedersehen hinweggehen. Nun, ich will Ihnen das Herz nicht gar zu schwer machen, trotzdem Sie es mir hier schwer gemacht haben. Denn nachdem ich Wagner versichert hatte, daß Ihnen sehr viel daran läge, ihn zu begrüßen, mußte ich mich ein wenig verhöhnen lassen. Ihnen soll ich vom Meister sagen, daß es doch schön sei, wenn der Künstler hinter seinem Werke vergessen werde. Er käme sich dabei aber doch zu göttlich vor und er wolle lieber menschlich behandelt werden. ‚Doch alles in Liebe und Güte', wie es im Freischütz heißt."

Diese Worte, die im August 1868 geschrieben sind, sind im hohen Maße charakteristisch für die Stellung, die der Meister inmitten seiner Jünger einnahm und für die Stellung der Frau Cosima selbst. Sie fühlte die ungeheure Einsamkeit, in der er lebte, trotz seiner Berühmtheit, trotz des ungeheuren Ruhmes, der sich seit der Meistersingeraufführung auf ihn herabzusenken begonnen hatte. Es liegt auch etwas stark Persönliches in diesem Briefe an Klind-

worth. Denn Klindworth war nicht nur der Klavierauszügler des Meisters, sondern auch der intime Freund Hans von Bülows und ist es bis in dessen letzte Lebensjahre hinein geblieben. Und darum spricht sie fast ebenso herzlich wie von dem Meister zu ihm von Hans: „Es war mir sehr lieb, daß Sie Hans noch ein wenig Gesellschaft geleistet haben. Der Arme ist von Arbeit jetzt überhäuft, doch scheinen die Resultate erfreulich. Das Konzert muß eine wahre Erholung, wie überwältigend muß für Sie das Bekanntwerden mit dem Tristanvorspiel gewesen sein. Ich führe hier ein absolut vegetatives Leben, welches mir aber sehr gut bekommt. Wenn man mehr von der Welt erfahren hat als nöthig und wünschenswerth erscheint, so tut eine vollständige Zurückgezogenheit wohl. Auch hatte ich förmlich das Bedürfnis, einen so unvergleichlichen Eindruck, wie den, welchen die Meistersinger hervorbringen, in Ruhe und Stille hier auf ewig zu wahren. Die Schöpfungen Wagners sind ein solcher Abstand von unserer jetzigen Welt und ihrem Treiben, daß sie einen völlig verwirren können, wenn man noch in demselben steht." Auch in diesen Worten liegt gewissermaßen ein Motiv. Denn der große Erfolg der Meistersinger wäre nicht möglich gewesen ohne sie, da nur durch ihren Opferwillen das Werk selbst zu Ende geführt worden ist. Man darf die innere Erregung dieser wunderbaren Frau gerade in der Zeit nach den Aufführungen der Meistersinger nicht unterschätzen. Für sie war die Wirkung eine ganz andere, und zwar nicht egoistischer Art, sondern der Erfolg war gewissermaßen die große und feierliche Antwort auf ihre Frage an das Schicksal. Nicht als ob sie gewankt und gewichen wäre in ihrem feierlichen Entschluß, aber es entsprach ihrem ganzen weiblichen Gefühl, daß sie durch die Meistersinger selbst ihre Liebe zu dem Schöpfer verklärt, geweiht und geheiligt sah.

Unmittelbar nach den letzten Aufführungen der Meistersinger gewahren wir andrerseits an Hans von Bülow eine so starke und leidenschaftliche Unruhe, die es ihm nur mit Mühe gestattete, seine

Pflichten in München zu Ende zu führen. Dabei darf man nicht vergessen, daß er gerade in dieser Zeit die im hohen Grade lockenden und nach jeder Richtung hin ehrenvollen Anträge, die ihm durch Pasdeloup und den Impresario Ullmann kamen, in Paris den Lohengrin zu dirigieren, vollkommen abgewiesen hat. Er fühlte sich in diesem Augenblicke völlig als der Diener seines Herrn — des Königs Ludwig. Aber niemals hat Peter Cornelius ein so treffendes und schönes Wort gesprochen und geschrieben als das über den Dirigenten der Meistersinger: „Von priesterlicher Begeisterung für die Kunst und ihre geweihten Träger erfüllt, verleiht ihm deren ritterliche Aufführung den Schimmer des Heldentums." Ein Held war er auch jetzt. Er eilte freilich nach Wiesbaden, um an der Seite von Joachim Raff Erholung zu finden, den er immer in Momenten aufgesucht hat, wo ihm sozusagen die Wirkung des Meisters über die Kräfte ging und wo er wiederum den Boden der Erde gewinnen wollte, wozu das harte und spröde Temperament des Schweizers Raff im hohen Grade geeignet war. Er spielt Hasard und übt sich im Pistolenschießen. Im übrigen aber war sein Haushalt zerstreut und förmlich aufgehoben, seine Mutter war nach Berlin zurückgekehrt, und Frau Cosima hat in dieser Zeit einen Schritt getan und tun müssen, der vielleicht der verhängnisvollste in der ganzen großen dramatischen Entwicklung war. Er hatte ohne allen Zweifel nicht bloß symbolische Bedeutung, sondern war von Richard Wagner selbst gedacht als „das Ende". Er rief sie zu einer Fahrt nach Italien, der er nach der unerhörten Aufregung der Meistersinger unbedingt bedurfte. Ein so mächtiger Geist konnte nicht einfach aus Triebschen auftauchen, die ganzen Proben eines Werkes leiten, dessen Aufführung eine neue Epoche der deutschen Theater erschloß, und sich dann wieder in die Einsamkeit von Triebschen und den unendlich engen Raum dieses alten Bauerngutes zurückziehen, wenn er auch den weiten Blick auf den Vierwaldstättersee hatte. Er lud Frau Cosima zu dieser Fahrt ein, um nun

von Italien aus die ganze Angelegenheit völlig klarzulegen. Aber auch über diese Fahrt ward noch der Schleier des Geheimnisvollen gebreitet, der, als ihn Hans von Bülow lüftete, diesem nichts anderes zu enthüllen schien als Verrat und Lüge. So mußte er die Dinge fassen, und so hat er sie gefaßt. Und sein Pistolenschießen hatte nicht nur symbolische Bedeutung. Als er durch einen Brief, den er öffnete, und zwar im harmlosesten Sinne öffnete, Kenntnis erhielt von dieser Fahrt und von den ganzen großen Beziehungen des Meisters zu Frau Cosima, die aller Welt bekannt und nur ihm verschlossen geblieben waren, da legte er die Battuta, die er für Richard Wagner geführt, beiseite, um nach der Pistole zu greifen. Er hat mit einem Freunde, der ihm so nahestand wie der Kunst des Meisters, von der Erledigung des Handels in alter, edelmännischer Weise beraten. Er wollte mit der Pistole sühnen, was in diesem Falle ein unerhörtes Schicksal war und was er zunächst doch nur als ungeheure Schmach empfand. Aber dieser Freund sagte ihm ein Wort: „Sie können sich mit dem Meister nicht schießen." Er sank auf den Stuhl zurück und verfiel in einen heißen Weinkrampf. Dann aber nahm er wieder die Fäden auf, die sich zu verwirren drohten. Das Wort, das ihn über diese Fahrt nur im Gefühle für ihn selbst täuschen sollte, daß nämlich Frau Cosima zu ihrer Stiefschwester, der Gräfin Charnacé, nach Versailles müsse, um dort längere Zeit ihre so schwer angegriffene Gesundheit zu pflegen und allenfalls mit ihr nach Italien zu fahren, gab er nun den Freunden als Tatsache kund. Er tat es mit solcher Bestimmtheit und so sicher, daß dadurch schon ein Teil jener feindseligen Nachrichten, die im engeren und weiteren kursierten, zunächst zum Schweigen kamen. Aber er hatte der Gräfin Charnacé sein Herz ausgeschüttet und vielleicht auch einem der Freunde und fernstehenden Bekannten verlauten lassen von dem, was er erfahren. Der Brief an die Gräfin Charnacé ist ergreifend, wie der ganze Briefwechsel, den er mit der Stiefschwester Frau Cosimas geführt. Die Gräfin, nicht minder als

Cosima eine echte Tochter von Maria d'Agoult, hatte gerade für ihn ein unendlich tiefes Verständnis, wie sie im Laufe der Entwicklung ihre vermittelnde Hand auch der Stiefschwester geboten hat. Leider ist der Briefwechsel zwischen ihm und seiner Stiefschwägerin mit Ausnahme eines einzigen Briefes noch verborgen. Aber in diesem Briefe hat er seiner Kenntnis Ausdruck gegeben von jener Italienfahrt, um ihr dann zu sagen: „Das liebevolle Gedenken, das Sie mir weihen, mit der tiefen Zartheit Ihrer Worte müßte mich tief rühren, müßte mir Sicherheit, ja Mut geben, wenn ich mich nicht in einem Zustand voller moralischer und physischer Schwäche befände. Durch ein unabänderliches Verhängnis wird die Ausführung meines letzten Entschlusses, völlig mit der Vergangenheit meiner Existenz als Mensch und Künstler zu brechen, noch für mehrere Wochen verzögert. Die unbedingte Ruhe, deren meine völlig zerstörte Gesundheit seit langem bedarf, muß ich durch die Verlängerung eines ebenso unmöglichen wie unvermeidlichen Zustandes erkaufen. Schließlich, um diese innere Qual zu ertragen, mußte ich mir eine künstliche Fühllosigkeit einbilden, an der festhalten zu müssen, ich beklage, wenn ich an die wahrhafte Wohltat denke, die Sie mir, Madame, durch Ihre schönen Zeilen gewährt haben. Andererseits interessiere ich mich in diesem Augenblick so wenig für mich und meine mehr als zweifelhafte Zukunft. Ich bin schon zu alt, um mein Leben mit anderen Mitteln wieder aufrichten zu können als mit den Resten und Trümmern des vergangenen und diese Mittel stehen im brennenden Gegensatz zu dem Zweck, daß ich nicht begreifen kann, wie ein so überragendes Wesen wie Sie, Madame, sich dafür interessieren kann. Doch wollen Sie keineswegs an der Kälte meiner Worte die Tiefe des Dankgefühls messen, das Ihnen für den Augenblick weder erproben noch beweisen zu können, mich unglücklich genug macht. Aber obwohl ich in meine Wiederaufrichtung wenig Vertrauen habe, so verzweifle ich doch nicht daran, daß es mir später möglich sein wird."

Für ihn war es nun doppelt hart, diese Entscheidung zu fassen und den Entschluß der Scheidung durchzuführen. Vor allem wurde ihm die Trennung von seinen Kindern unendlich schwer. Aber sie der Mutter zu nehmen, daran konnte er auch in den heftigsten und leidenschaftlichsten Momenten nicht denken. Denn eines hatte er von Anfang an beobachten müssen, daß er eine bessere Mutter für seine Kinder nicht zu finden vermochte. Und wenn seine eigene Mutter sich gegen Frau Cosima stets wie eine böse Stiefmutter benommen hat und ihr in deren Hause entgegengetreten, wie eine andere Frau sich es nie hätte gefallen lassen, so hat er stets das Gefühl gehabt, daß das Mütterliche, das Große in Frau Cosima auch seiner Mutter gegenüber geschützt werden müßte. Es ist gar keine Frage, daß diese Frau in ihrem häuslichen, leidenschaftlichen, krankhaften Auftreten der Gattin ihres Sohnes das Leben zur Hölle gemacht hat und daß diese in den entscheidendsten Stunden ihres Daseins im eigenen Heime gewandelt ist, wie eine Seele in Pein. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Geburt der zweiten Tochter beinahe als Drama geendet hätte, wegen der beispiellosen Rücksichtslosigkeit der Schwiegermutter. Man ließ Frau Cosima in ihren Nöten und Wehen ganz allein, und als man endlich zur Hilfe kam und sich bewogen sah, nach der sage-femme zu schicken, da war das Kind bereits geboren. Trotzdem war der innere Halt, der Cosima an Hans fesselte, ein unerhörter und ein geradezu leidenschaftlicher.

Nun aber, nach ihrer Rückkehr von Genua, wo der Meister sie veranlassen wollte, zu bleiben und lediglich die Überlassung der Kinder zu verlangen, ist die Aussprache erfolgt, und zwar von beiden Seiten in der ergreifendsten und leidenschaftlichsten Weise. Sie ist nicht davongegangen, ohne ihm in völliger Klarheit die Beziehungen darzulegen, zu denen sich ihr Leben in so dramatischer Weise entwickelt hatte. Hans von Bülow war, wie gesagt, kein Mann gewesen, der für die Ehe geschaffen war. Seine Heftigkeit war manchmal so stark, daß ein Berliner Arzt schon lange vor dem

Eintreten Richard Wagners in das Bülowsche Haus erklärt hatte, es sei bewundernswert, daß Frau Cosima diesen Zustand überhaupt zu ertragen vermöge. Aber da war sie viel zu sehr Künstlerkind. Sie kannte die Heftigkeit des eigenen Vaters, und sie vermochte über diese gerade aus der künstlerischen Produktion und Tätigkeit hervorgehende namenlose Erregung hinwegzusehen, und aus den heftigsten Szenen ging sie mit einer gewissen Kühle und selbst mit der Äußerung eines gewissen Humors hervor. Das hat die Ehe der beiden zweifellos ebenso gehalten wie das unbedingte Gefühl Frau Cosimas für die Ritterlichkeit des Gemahls, den sie, es kann nicht oft genug betont werden, von ganzem Herzen liebte. Es ist deshalb gar nicht richtig, wenn man annimmt, daß ein weiteres Zusammenleben des Bülowschen Ehepaares überhaupt nicht hätte möglich sein können, sondern es trat jetzt eben ganz von selbst gerade nach der Aufführung der „Meistersinger" die unbeugsame Überzeugung von der Notwendigkeit ihrer großen und gewaltigen Mission an die junge Frau heran. Es war in keiner Weise ein Akt der Sinne und höchster Leidenschaft, die sie dem Meister zuführte, sondern das klare Bewußtsein, daß er ohne ihre Hilfe verloren und daß die gewaltigen Werke, die als Zweck und Ziel seines Lebens ihm vor Augen standen, ohne ihre segnende Hand nie und nimmer vollendet werden würden. Und das ist auch der Inhalt jener letzten Auseinandersetzungen in der Münchner Wohnung gewesen, da die beiden voneinander Abschied nahmen fürs Leben. Es gibt vielleicht nichts Ergreifenderes als diese Szene. Man darf nicht an Tristan denken, viel eher an den Abschied Brünhildes von Wotan. Ihr Empfinden entsprach durchaus dem großen Gefühle des Wotanskindes. Denn Bülow hatte ihr eines gegeben, was freilich in ihr selbst längst geschlummert und auch lebendig geworden war, „zu lieben, was du geliebt". Doch Bülow war kein Wotan und auch kein Marke. Im Gegenteil. In ihm war das Gefühl der Ergebenheit für den Meister ein so unendliches gewesen, daß

es nicht bloß sein künstlerisches, sondern auch sein persönliches Empfinden beherrscht hatte. Um so tiefer und um so schwerer empfand er diese Trennung, weil Frau Cosima ihm nicht bloß Gemahl und Mutter seiner Kinder, sondern im gewissen Sinne auch ein Unterpfand seines Meisters Liszt gewesen war. Man würde ihm indessen unrecht tun, wenn er seine Stellung als Schwiegersohn allzu schülerhaft aufgefaßt hätte. Liszt gegenüber ist seine künstlerische Persönlichkeit immer sehr stark hervorgetreten. Zudem stand er immer lieber außerhalb Liszts Beziehung zu der Fürstin, so sehr sie ihn eine Zeitlang protegiert hat. Ihm war ihr Einfluß sozusagen unmusikalisch, und er hat heftig gescholten über ihre Eingriffe in Liszts Chopin-Werk. Aber die Tochter stand ihm höher als der Vater und war ihm in der Tat ein Stück Schwester. Nichts ist ergreifender, als daß er nach dem Scheiden Frau Cosimas aus seinem Hause den Sohn des Brüsseler Musikers Servais zu sich in die Wohnung nahm und ihn als Schüler begrüßte und behandelte, vor allem wegen seiner überraschenden Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Schwager Daniel. Dieses Festhalten, ja im gewissen Sinne Neubeleben des geliebten Toten gerade in diesem Augenblicke hat etwas Erschütterndes. Es ist, als ob der Schmerz für ihn das Ausdrucksmittel des tiefsten Empfindens gewesen wäre. Frau Cosima aber schied mit nicht minder blutendem Herzen von ihm. Sie hat ihm zeitlebens einen hohen Grad tiefer Verehrung gewahrt und seine Zustimmung zur Scheidung im innersten Gemüte ebenso schmerzlich wie dankbar empfunden. Es war kein gewöhnliches Auseinandergehen. Dazu waren die beiden viel zu sehr ineinander verkantet und beide Naturen, vor allem die der Frau Cosima, viel zu tief, zu ehrlich, und es muß gesagt werden, auch zu religiös angelegt, als daß sie nicht unter der Trennung unsagbar gelitten hätten. Sie hat, als ihr der Gedanke der Trennung nahekam, als fromme Katholikin, die sie war, ihren Beichtvater zu Rat gezogen und hat ihm alles geoffenbart. Und dieser hat im tief-

sten Verstehen dieser großen Natur erklärt, sie solle tun, was ihr Herz ihr sage. Es sind also unendliche Leiden, unsagbare Qualen, unter der sich die Loslösung vollzog, und von denen belastet Frau Cosima den Weg nach Triebschen angetreten hat, um sich nunmehr bis zum Tode des Meisters niemals wieder von ihm zu trennen.

Sie hat von dem Augenblicke an, da sie in Triebschen eingetroffen, ein Tagebuch geführt, das sie mit einem Wort an die Kinder eröffnet hat: „Ihr sollt jede Stunde meines Lebens kennen, damit Ihr mich dereinst erkennen könnt, denn sterbe ich früh, so werden die anderen gar wenig über mich sagen können, sterbe ich alt, so werde ich wohl nur noch zu schweigen wissen. Ihr sollt mir so helfen meine Pflicht zu erfüllen — ja meine Kinder, meine Pflicht. Was ich damit meine, werdet Ihr später ersehen. Alles will Euch die Mutter von ihrem gegenwärtigen Leben sagen, denn sie glaubt, daß sie es kann. 1868 ist der äußere Wendepunkt meines Lebens: in diesem Jahre wurde es mir gegönnt, das zu betätigen, was seit fünf Jahren mich beseelt. Diese Betätigung ist nicht nachgesucht, nicht herbeigeführt, das Schicksal hat sie mir auferlegt. Damit Ihr mich versteht, muß ich bis zu der Stunde zurückgreifen, wo ich meinen wahren, innersten Beruf erkannte, wo mein Leben ein wüster, unschöner Traum war, von welchem ich Euch nichts zu erzählen vermag. Denn ich begreife ihn selbst nicht und verwerfe ihn mit der ganzen Kraft meiner jetzt geläuterten Seele. Der Anschein war und blieb ruhig, das Innere war verödet, verwüstet, als das Wesen sich mir offenbarte, durch welches sich mir rasch erhellte, daß ich noch gar nicht gelebt. Eine Wiedergeburt, eine Erlösung, ein Ersterben alles Nichtigen und Schlechten in mir ward mir meine Liebe und schwor mir sie durch den Tod, durch heiligste Entsagung, oder durch gänzliche Hingebung zu besiegeln, das Werk der Liebe zu verdienen, das an mir geschehen ist, wenn ich es jemals entgelten kann. Als die Sterne es fügten, die Ereig-

nisse, die ich anderweitig erfahren mußte, den einzigen Freund, den Schutzgeist meiner Seele, den Offenbarer alles Edlen und Wahren einsam, verlassen, freudlos, freundlos in die Einsamkeit getrieben, rief ich ihm zu: „Ich komme zu Dir, und will mein höchstes, heiligstes Glück darin finden, Dir das Leben tragen zu helfen. Da trennte ich mich auch von meinen zwei ältesten theuren Kindern. Ich habe es gethan und würde es noch jeden Augenblick thun und doch entbehre ich Euch und denke Eurer Tag und Nacht. Ich liebe Euch alle gleich, in Euren Herzen suche ich das Asyl für mein irdisches Andenken, wenn ich dahin bin, und alles hätte ich Euch aufgeopfert — nur das Leben des Einen nicht. Die Trennung wird vorübergehend sein und Ihr seid noch so klein, daß Ihr sie nicht empfindet wie die Mutter. Dies ist meine Hoffnung."

Das waren ihre Gedanken, mit denen sie in das Asyl des Meisters geeilt war. Der Meister aber selbst hat über diesen Schritt die denkwürdigen Worte gesprochen: „In dieses Asyl flüchtete sich seitdem auch diejenige, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei und das Axiom so manches meiner Freunde, ‚mir sei nicht zu helfen' unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei und hat mir geholfen." Das ist der eigentliche Inhalt der Triebschener Zeit, von der des Meisters Kunstwerke zeugen. Aber auch wenn dies nicht der Fall wäre, so wären doch diese Tage von Triebschen geweihte: geweihte durch eine Liebe und ein Zusammenfühlen sondergleichen. So waltete sie denn in diesem Triebschener Hause, das man sich gewöhnlich mit Garten, Wiese und Hain als gewaltiges Besitztum darstellt. Und doch war es im Grunde eng und klein, und nur die Gedanken und Gefühle waren weit. Vor allem aber eines: er war unendlich glücklich. Als er ihr am Morgen des neuen Jahres 1869 gratulierte, da mußte sie in ihr Tagebuch schreiben: „Ich bin immer so überwältigt von seiner Güte zu mir, daß im steten tiefen Innewerden seiner Größe ich eigentlich in seiner Gegenwart stets in Tränen zerfließen möchte." Und doch hatte

sie ihn erfreut durch den Glückwunsch der beiden jüngeren Kinder, die im weißen Kleidchen dem Vater ihre Wünsche dargebracht.

Dieser erste Januar war ein schicksalsvoller Tag. Das erste, in das er sie einweihte, war seine Schrift über „das Judentum in der Musik". Er besprach mit ihr die Tragweite des Aufsatzes für seine Lage, das heißt für die seiner Kunst. Aber sie lauschte erschreckt den klaren und sicheren Ausführungen, und vor allem eines ergriff sie tief. Das war das Bild, das er von Felix Mendelssohn-Bartholdy entwarf. „Zum ersten Male ist mir Mendelssohn als tragische Figur erschienen." Es war ihr im Grunde eine neue Welt, in der sie sich erst zurechtfinden mußte, obwohl sie doch an der Seite Hans von Bülows jahrelang inmitten eines wilden Kampfes gestanden. Jetzt war sie sich nicht klar, was sie ihm raten sollte, weil sie zu sehr in ihm sich befangen fühlte, und sie sagt selbst darüber: „Ich kann ihm nicht raten, denn wenn man mir sagte, er bringt damit die größten Widerwärtigkeiten ein, oder er wird gänzlich ignoriert, oder er machte eine gute Wirkung, ich würde alles glauben." Doch die anderen Eindrücke waren alle viel größer. Es kam eine Depesche des Königs und Briefe der Kinder, die beide beruhigten. „Und dann", so schreibt sie selbst, „spielte er mir aus der Walküre das Lenzeslied. Werdet Ihr diese Töne dereinst hören, meine Kinder, werdet Ihr mich verstehen. Ich kann sie nicht hören, ohne zu vergehen." Dann setzte sie sich nieder und bat ihn, an dem Diktat der Biographie fortzufahren. Es geschah um eines goldenen Aberglaubens willen. Denn sie wähnte, daß, was man am ersten Tag des Jahres täte, das setze man fort. So schrieb sie das Kapitel über Schopenhauer, das ihr unschätzbar wert war, und sie schrieb es mit der goldenen Feder, mit welcher er „Tristan und Isolde" und „Siegfried" geschrieben. Er hat sie ihr gegeben, und damit wollte sie auch ihr Tagebuch führen. Denn die Feder, „die das hehrste gezeichnet, das ein höchster Geist entworfen, soll

nur dem tiefsten und dem weiblichsten Herzen gewidmet sein". Und sie schreibt damit einen Segen nieder, wie ihn ergreifender nie eine Mutter gedacht oder gesprochen: „So seid denn gesegnet, meine Kinder, Ihr fernen, Ihr nahen und Du auch mein unbekanntes, das noch im Schoße ruht. Die Liebe Eurer Mutter, sie ist Euch ein freundliches Leuchten durch das Leben. Verkennt die Mutter nicht, wenn Ihr auch niemals wie sie handeln werdet. Denn das Schicksal hat hier etwas gefügt, das sich nicht wiederholt."

Nun aber begann ein wunderbares geistiges Leben. Er im höchsten Schaffen, an dem er ihr vollen Anteil gönnte, sie bemüht, jede Sorge, jedes äußere Hindernis von ihm fernzuhalten, ihm die Kraft und die Gesundheit zu stärken zu dem großen Werk. Es ist rührend, wie sie zusammen nun gemeinsame Lektüre wählen: „Platen — nein, Wallenstein — nein, Calderon zu pathetisch." Der Meister greift zur Odyssee, die auf sie den herrlichsten Eindruck macht und ihr einen treulich erhabenen Abend bereitet, an dem sich unauslöschliche Bilder in ihre Seele prägten. Homer beschäftigte sie in der Tat eine Zeitlang völlig. Hatte er doch auf die Kunst und auf das ganze frühere Leben des Meisters, vor allem auch auf seine Ideale den tiefsten Einfluß geübt. Aus ihm floß ihm Friede der Seele, wie auch jetzt wieder, dem sich der Friede der Natur zu schönem Einklang gesellte. Merkwürdig aber ist, wie sich gerade aus dieser Stimmung für die Odyssee das Gefühl für die deutschen Helden entwickelte. Er bringt ihr seine Lieblinge Bernhard von Weimar und Gastav Adolf von Schweden in seiner großartigen Auffassung des ganzen germanischen Wesens nahe. Ja, er geht weiter und kommt auf die Reiterlieder des Dreißigjährigen Krieges zu sprechen. Der große Reichtum seines Wissens tut sich ihr so Tag um Tag kund, und jetzt, wo nichts sie störte und wo er ihre Einsamkeit mit den Gestalten, die ihn beschäftigen, bevölkerte, da war natürlich dieses unerhörte Wissen von ganz besonderem Eindruck auf sie, und sie lauschte ihm dann abends um so lieber, wenn

er nun alle Gesänge der Odyssee, all die großen Szenen von der Nymphe Kalypso und der heilbringenden Leukothea an ihr vorüberziehen ließ. Und sie meinte als echt liebendes Weib, die einzige Zerstreuung während der Vorlesung sei die Betrachtung seines leuchtenden Antlitzes und die Freude an dem Klange seiner Stimme. Dabei war es ihr am Tage schmerzlich, wenn er ihr zunächst keine Besorgungen überließ, sondern alles in seiner kavaliermäßigen Weise selbst tat, und sie schrieb abends traurig: „Er weiß noch nicht, wie gerne ich alles, das geringste wie das große, für ihn thue."

Am schönsten aber waren die Stunden, da er ihr aus seinen Werken vorspielte. Als er ihr das Vorspiel zu „Tristan" vorführte, da war sie tief erschüttert, ja, kaum ihrer mächtig. „Ich weiß dann nichts anderes als Elsas Wort, ‚für Dich möchte ich zu Tode gehen' und dieses selbst kann ich nicht aussprechen."

Es sind wunderbare Tage, Tage der Weltentrücktheit und nur der Schmerz um die Kinder führt sie zurück. Wir sehen sie auf der Höhe des Gartens stehen, überwältigt von tiefstem Gefühl: — „Auf der Anhöhe entzückte mich der Kranz der schneeigen Berge, welche das Geheimnis eines unbeweglichen Tanzes mir darstellen. Lange das Bild betrachtend vernahm mein Geist die Musik, durch die hohe Wesen sich uns in Tönen wiedergeben. Ich fühlte die Vergänglichkeit alles persönlichen Daseins, die Ewigkeit des Großen strahlt mir vom blassen Spiegel des Sees entgegen."

In der Tat nur so war es möglich, daß er die gewaltige Kraft zur Fortsetzung seines „Siegfried" gewann und diesem selbst das wunderbare Gepräge zu geben vermochte. Denn alles, was von außen kam, berührte beide peinlich und fremd. Die Nachrichten aus Paris waren düster und schwer. Das Tun und Treiben dort schien ihnen fremder denn je, und sie wollten eigentlich gar nicht mehr wissen, wie es in der Welt steht, „wo jetzt das Diapason normal ist". Und so waren sie eigentlich der Welt völlig entrückt. Sie aber meinte: „Es gibt ein Glück, wir aber kennen es nicht.

Ich kenne es und weiß es zu schätzen. Alles Leiden und aller Jammer dieser Welt hat ein im Herzen tief verborgenes Glück wie die Perle in der Muschel. Ihr kann sie nichts anhaben. Und in den schwersten Stunden hat die wonnige Perle in der Seele geruht."

Trotzdem war ihre Lage keineswegs eine leichte. Sie sollte hier in der Verborgenheit leben. Das entsprach einem Wunsche des Gatten, einem Wunsche, der doch mehr doktrinär und formell war. Aber sie hatte sich dem gefügt und mußte nun erkennen, daß dies nicht so leicht war. Die Dienerschaft der sonst so befreundeten Familie Bassenheim spionierte, und es war Gefahr, daß das Geheimnis ihres Aufenthalts in München ruchbar würde. Sie freilich beruhigte sich mit dem Gedanken, daß sie mit der Verheimlichung des Aufenthalts vor der Welt nichts Übles und nur Rücksicht gegen andere im Sinne gehabt. „Und sollen die Prüfungen, die ich erwarte, hiermit beginnen, in Gottes Namen, euch meinen Kindern sage ich alles, wie es kam und ward, und wie ich es trage." Und von ihnen träumt sie, im Geiste weilt sie in der Kinderstube in München, und doch, wenn sie erwacht, geht sie fest und sicher durch das Haus, wo sie den Schatz zu hüten hat, der ihr anvertraut ist. Es ist ein wunderbares Wandeln zwischen Traum und Wirklichkeit: denn beide sind Naturen, welche sich mit der Geisteswelt im engsten Konnex fühlen. Es ist rührend, wie sie sich gegenseitig ihre Träume erzählen und wie sich diese im gewissen Sinn ergänzen. Sie teilt jede Sorge mit ihm wie jede Freude. Wenn Fröbel in seiner journalistischen Entartung einen Artikel gegen „Oper und Drama" bringt, den man nur mit Ekel zu lesen vermochte, so sagt sie: „Hier handelt es sich nicht um einen Kampf, wo man mutig dem Gegner sich stellt, und selbst nicht um ein Märtyrertum. Hier handelt es sich nur um Besudlung, gegen die nicht anzukämpfen ist." Aber freilich, ihn drückte der Undank. Hatte er doch selbst Fröbel den Weg nach München gebahnt.

Es fehlte auch nicht an freundlichen Äußerungen aus der Welt.

Die Briefe ihrer ältesten Tochter Daniela erfreuten sie tief, und auch die Beziehungen zu Frau von Schleinitz waren in keiner Weise abgebrochen. Sie empfing von ihren Freundinnen Gräfin Mouchanoff und Gräfin Krockow in der Tat rührende und herzerfreuende Zeilen. Aber sie selbst meinte: „Nur weiß ich nicht, was ich mit den Freundschaften noch soll. Mir folgt doch keiner, wenn er weiß, wo ich anlange und nur von Euch, meine Kinder, will ich noch geliebt und gekannt sein." Ihr ganzes Herz ist ergriffen von den Werken des Meisters und ganz besonders auch von der Odyssee. Mit echt weiblichem Empfinden liest sie die Stelle, da Odysseus heimkehrt und nun von niemandem erkannt wird als von dem alten treuen Hund Argos. Da meint sie: „Das tiefe Geheimnis der Natur, wie nahegerückt ist es uns, wie der kranke Hund des Odysseus der einzige ist, der ihn durch die Verwandlung erkennt und nach zwanzigjähriger Erwartung stirbt."

Dann kam der 8. Januar, der Geburtstag Hans von Bülows. Dieser durfte stolz sein, wie Frau Cosima dessen gedenkt. „Ich wünsche, daß er denselben in friedlicher, versöhnter Stimmung begehe, kann ich auch nichts dazu beitragen. Es war ein großes Mißverständnis, das uns ehelich verband, das Gefühl, das ich damals für ihn vor zwölf Jahren empfand, ich empfinde es noch, große Teilnahme für sein Schicksal, Freude an seinen Geistes- und Herzensgaben, wirkliche Achtung für seinen Charakter, bei vollständigem Auseinandergehen der Anlagen. Gleich die ersten Jahre meiner Ehe war ich so verzweifelt über die Konfusionen, daß ich sterben wollte. Viele Irrtümer entstanden aus meiner Not, doch ermannte ich mich stets wieder und Euer Vater hat nichts geahnt von meinem Leiden und er wird mir, glaube ich, das Zeugnis nicht versagen, daß ich ihm in Leid und Freud beigestanden und daß ich ihm nach Kräften geholfen habe. Niemals würde er mich verloren haben, wenn das Schicksal mir nicht denjenigen zugeführt hätte, für welchen zu leben und zu sterben ich als meinen Beruf erkennen

mußte. Nicht einen Vorwurf habe ich Eurem Vater zu machen, wenn auch die letzten Jahre mir schwer wurden über die Maßen. Ich habe es versuchen wollen, meine bisherige Existenz mit meinem neuen Leben zu verbinden, ich habe an die Möglichkeit geglaubt, an eine Verschmelzung der verschiedenartigsten Gefühle. Schmähungen und Kränkungen haben mir bewiesen, daß ich eine Törin sei und mir blieb nur die Wahl und das Weh."

Eine tiefe Schwermut beherrscht sie in dieser ganzen Zeit, und wenn sie mit heiterem Gesichte und mit rührender Teilnahme die Stunden mit dem einsamen Künstler verbringt, so schüttet sie in ihrem Tagebuch ihr Herz aus, und in ihren Träumen spiegelt sich ihr trauriges Empfinden wider. Sie sah ihre Schwester Blandine, und sie erwacht nach längerer Zwiesprache mit ihr in dem Gedanken, sie ist ja tot. Und da meint sie: „Kinder, haltet den Reigen fest geschlossen! Nur wenn man an einer selben Wurzel Freud und Leid gesogen hat, ist Vertrauen und Liebe entfacht. Die Freundschaften, welche das Leben im weiten Laufe mitbringt, sind allen den Zweifeln und Mißverständnissen unterworfen. Der unerschrockene und kenntnisreiche Glaube weilt nur in der Schwesterliebe."

Beide beschäftigt das Verhältnis zu dem König, und der Gedanke, daß die dem Meister zugesicherte Pension eingestellt werden könnte, lag ihnen nicht fern. Aber viel tiefer ergriffen ihn die seelischen Erfahrungen mit dem König, und aus diesen fürchtete er viel eher die Notwendigkeit der Ablehnung der Pension hervorgehen zu sehen, als wie einen feindlichen Schritt von seiten Ludwigs. Aber sie erwogen die Folgen: „Wir sprachen von den Möglichkeiten des künftigen Lebens in der Mansarde zu Paris. Eine Stube und zwei Kammern für uns und die Kinder! Gott weiß, was das Schicksal uns bestimmt." Es waren wohl mehr seine Gedanken, die ihn aus dem größten Optimismus zum tiefsten Pessimismus oft herabsteigen ließen. Und es waren auch nicht die äußeren Verhältnisse, die ihm

dergleichen Besorgnisse aufdrängten. Meinte er doch, Calderon zitierend, daß das Schrecklichste glückliche Liebe sei, weil man dann alles zu befürchten habe. Der Fluch seines Lebens aber sei doch Armut und Ehe. Natürlich gab das auch Frau Cosima schwere Gedanken ein. Aber sie mußte sich doch sagen, daß die Werke, soweit sie vollendet, sie vor Not sichern mußten, auch ohne den König. Doch sie dachte nicht an sich und nicht an die Zukunft, sondern nur an die Vollendung des Rings der Nibelungen, und darum meinte sie: „Wenn er fort, überfallen mich Angst und Sorge, man wird uns keine Ruhe gönnen, ich sehe uns in Elend und bösem Hohn preisgegeben. Sobald er aber wieder da, schwinden die bösen Gedanken. Es ist mir ein förmlicher Schmerz, mich nur kurz von ihm zu trennen." Kein Wunder, wenn sie solchen Gedanken nachhing. Denn sie war einsamer denn je. Hans von Bülow schwieg, der Vater, der jetzt in Deutschland weilte, desgleichen. Da seufzt sie: „Wie fremd ist mir alles geworden, was mit dieser Welt zusammenhängt." Und wenn sie von der Welt etwas erfuhr, so war es Haß, Verleumdung, Schmähung, die sich vor allem auf sie und ihr Bild häuften. „Der einzige Trost bleibt, daß das Nichtswürdige auch nichts zu gründen vermag." Der Meister fühlte, wie ihr ums Herz war, er suchte sie zu trösten, und in seiner Nähe lebte sie auch völlig auf. Wie rührend, wenn er zu ihr sprach „arme Frau, da hast Du nun mich."

Interessant ist, wie sie in gewissen Dingen verschieden dachten. Gerade die Münchner Nachrichten brachten sie auf das Gespräch über Lola Montez. Da spricht Cosima in bezug auf deren Ende, von dem sie jüngst erfahren: „Armes Geschöpf!" Er aber verwies es ihr streng: „solche dämonische und herzlose Wesen seien nie zu beklagen und zu bedauern." Sie meinte allerdings, er habe recht, aber das Schlechte sei immer bejammernswert und ein schlimmes Ende das allerbemitleidenswerteste. Lola Montez stand ja ihrem Schicksal nicht so fern. Cosimas Vater lag eine Zeitlang in ihren

Banden ebenso fest wie König Ludwig I., und um ihretwillen ist im Grunde der Bruch zwischen Vater und Mutter erfolgt. Und nun wurde in dem Münchner Kampfe gegen den Meister die Parallele zwischen ihm und der spanischen Tänzerin immer in den Vordergrund gestellt.

Im übrigen ist die ganze Zeit erfüllt von der Sorge um Hans von Bülow. Sie sagt selbst, daß sie vielleicht allzusehr um ihn sich ängstige. Aber seine künstlerische Tätigkeit sei ihm ein Quell der Freude gewesen — seit dem Mißlingen der großen künstlerischen Unternehmung hätte das Fließen dieses Quelles aufgehört. Sie fürchtete auch die Entfremdung der älteren Kinder. Wie anders, wieviel frischer war der Meister selbst. Er konnte nicht glauben, daß sie ihre Hingebung an ihn mit der Entfremdung der älteren Kinder werde bezahlen müssen. Er suchte ihr wirklich Triebschen zum Paradiese zu machen, und sie fand sich auch in diese Traumwelt immer tiefer hinein. Wie schön sagt sie selbst: „Nebel und Sonnenspiel läßt die gegenüberliegenden Ufer wie ein Traumbild erscheinen. Die Bäume vom Reif bedeckt, begrüßen mich freundlich, der Pilatus mit einem goldenen Wolkenschein ist der erhabene König dieser Traumwelt. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, ertönt es mir, als ich auf der Höhe angelangt bin und um mich blicke. Kein Glück auf Erden, doch in unserem Herzen das Unvergängliche, das bei jedem erhabenen Klang, bei jedem tieferen Gedicht, bei jedem schöneren Bild, oder beim Anblick der Natur, oder bei jeder großen Hereznstat in uns ertönt."

Eine seltsame Stimmung überkam sie doch, da er ihr nun für die Biographie seine Züricher Erlebnisse in die Feder diktierte und unmittelbar das Bild von Mathilde Wesendonck vor ihrem geistigen Auge auftauchte. Es ist keine kleinliche Eifersucht, die sie gegen jene so gütige und doch so schwache Frau unwillkürlich befällt. Da hat sie denn später nach dem Diktat einmal die denkwürdigen Worte niedergeschrieben: „Mir scheint es, als ob das

Jahr 1858 der eigentliche Wendepunkt in Richards Schicksal gewesen ist und daß, wenn sich Frau Wesendonck damals gut benommen hätte, ihm alle Wirrsale bis zur Erscheinung des Königs erspart worden wären. Dann wäre meine Belastung seines Lebens auch überflüssig gewesen, wenn wir uns gewiß auch immer innig liebgewonnen hätten. Diese Empfindung hat mich betrübt." So muß sie in der Vergangenheit leben und doch mit Furcht und Gram auf die Gegenwart blicken. Denn in der Tat wie der Februar am See war ihr äußeres Leben. Von München blieb alles stumm, aus Paris erfuhr sie Trauriges über die Mutter, und es fehlte doch zunächst das, was sie trotz allem bedurften, eine gewisse äußere Geselligkeit. Alles erschütterte sie, vor allem aber, wenn er an seinem Werk verzagt — nicht an seinem Können, sondern an den Menschen und an der Zeit. Wenn er von der Zwecklosigkeit spricht „dieses große leidenschaftliche Werk für diese armselige und kleinliche Puritanerzeit!" Da erfaßt sie Verzweiflung: „Mir ist die Erklärung furchtbar, es ist mir, als ob der Segen unserem Bunde fehlen wird, wenn die Nibelungen unvollendet bleiben." Unter dem Drucke dieser Gedanken wollte sie in der Nacht zu ihm gehen und in erwachender Beklemmung ihrer Seele, daß sie ihm nicht helfen könne, ihm sagen, daß sie fortzöge und nur noch für die Kinder leben wollte. „Dies tat ich nicht! Das Opfer des Lebens und meines Glücks, wie bald brächte ich es, aber sein Leben, sein Schicksal stellte sich vor mich, ohnmächtig fiel ich zusammen. Als ich mich erholt, ging ich zu ihm und am Morgen konnte ich ihm sagen, daß ich gut geschlafen. Aber am nächsten Tag erhob sich wie ganz von selbst ein seltsames Gespräch. Ich frug, ob er jemals den Tod sich wirklich gewünscht, worauf Richard mir sagte, er habe ihn wohl ersehnt, nie aber ihn wirklich vor sich gesehen, und nur, als er geglaubt hatte, wir müßten uns trennen, dann habe er gefühlt, daß sein Leben zu Ende sei und daß er nichts mehr dafür tun könnte. Ich zitterte und bebte, daß diese Mitteilung

Phot. Wehrliverlag, Kilchberg-Zürich

Richard-Wagner-Haus in Triebschen

meinen nächtigen Gedanken gewissermaßen auf dem Fuße folgte." Sie fühlte, wie einsam er war und wie einzig sie ihm zur Seite stand.

In der Tat, die Verhältnisse selbst waren im Augenblick drückend genug. Der Gedanke an Paris und an die Mansarde tauchte immer wieder auf und auf der anderen Seite ihre Furcht vor dem Wahnsinn nicht ihrer selbst, sondern dem des Gatten. Ein Brief von ihm an den Meister forderte in seltsamer Weise, infolge eines über ihn erschienenen Artikels, eine Erklärung über die Züricher Tage, wo er einst in das Haus Richard Wagners gekommen. Der Artikel meinte ganz richtig, daß Wagner damals väterlich für ihn gesorgt habe, während seine Familie ihn ohne Mittel gelassen. „Dies scheint ihn verletzt zu haben", fügt Frau Cosima hinzu, „wie kleinlich." Der Meister entwarf eine Erklärung und schickte Hans das Konzept derselben. Dazu kam ein anderes. Frau Cosima schreibt: „Die W(ittgenstein) will das geliehene Manuskript ‚Jesus von Nazareth' nicht herausgeben, aus Besitztumswut oder aus religiöser Vorsicht! Gleichviel, die zynische Unverschämtheit ist dieselbe." Dann hörte sie, daß Hans in Hannover nur Rubinstein gespielt. Das machte auf sie einen so erschütternden Eindruck, weil sie sein Wesen und seine Anschauung kannte und sich nicht vorstellen konnte, wie er mit einem Male diese so geändert hätte. Und da reflektiert sie: „Ob ich jetzt immer empfänglicher oder immer krankhafter empfindsam werde, weiß ich nicht. Doch kann ich gewisse mächtige Eindrücke kaum mehr ertragen. Mir graut förmlich vor der Gewalt des Genius, welche die unergründlichen Geheimnisse des Daseins jählings uns aufdeckt, als ergriffe uns diese göttlich dämonische Gewalt. Mir kommt das Wort Richards beim Tode Schnorrs in den Sinn: ‚Die Kunst ist vielleicht ein großer Frevel und glücklich sind wohl die zu preisen, die gleich den Tieren nichts von ihr ahnen.' Wenn mir auch dies Glück wie die ewige Finsternis erscheint! Ich sehe mich blind, höre

mich taub und fühle bis zum Vergehen all die Pracht und der leuchtende, sternenerfüllte Abgrund zieht mich an, unwiderstehlich schaue ich hinein und versinke bewußtlos darin. Wir armen Weiber, die nur lieben können, wohl sind wir zu beklagen, wenn wir des Genius Geheimnis ahnen. Und doch, was sind wir ohne diese Teilnahme an dem Genius. Erschöpft von einer Art Ohnmacht sank ich darauf in tiefen Schlaf."

Aber dann kam eine neue Beunruhigung durch Hans. Er verlangte in einem Briefe an den Meister den Besuch seiner Frau in Versailles, wo sie den weiteren Gang der Dinge abzuwarten hätte. Der Meister geriet in höchste Erregung. „Er taumelte förmlich hinaus. Ich verstand gleich, was Hans mit letzterem mitteilen will." Aber dann schreibt sie unmittelbar daranschließend die wunderbaren Worte: „Erhabenste Stimmung um mich und in mir, in meinem Schoße regt sich das Ungeborene, ich segne es. Möge sein Geist klar und mild sein wie dieser strahlende nächtliche Himmel, erhaben und ruhig wie der in seinen schneeigen Mantel gehüllte Berg, möge sein Gemüt tief und friedlich sein wie diese leicht gekräuselten Wellen, möge er als unbeweglich die dunkle Finsternis zu seinen Füßen gelegt betrachten wie der dunkle Wald zu den Füßen des Berges, während die Höhe in Licht sich badet. Mögen es künftige Geschicke zart bescheinen. Möge es der Mutter ewig in Liebe gedenken, die es in Liebe trug." Das ist die große und gewaltige Wendung in ihr. Es ist wie das plötzlich erwachende Gefühl der Sieglinde, da ihr die sie rettende Brünhilde die Kunde gibt, daß sie den hehrsten Helden der Welt im Schoße trägt. Stark und groß schreitet sie nun durch diese Tage des Hangens und Bangens, die der Gemahl ganz gewiß nicht gewollt hat, die aber doch mit einer gewissen engherzigen Auffassung ebenso in Zusammenhang standen, wie mit der Schwerfälligkeit der staatlichen Verhältnisse.

Sie litt wohl darunter, daß der Meister über den Brief des Freundes tief erschüttert war, und sagte, es käme ihm vor, als ob

er nur noch durch einen Zauber lebe und eigentlich gar nichts mehr ertragen könne. Sie wußte alles zu ertragen. Auch über ihr schwebte Ahnen und Sorge, und gewissermaßen jede Naturerscheinung schien ihr Symbol. Sie schreitet am Abend den See entlang, und über ihr erglänzt aus dem dunklen Nebel heraus ein einziger Stern. Diesem ruft sie zu: „Lenke freundlich mein Schicksal, leuchte gütig meinen Kindern.“ „Wie ich die Worte sprach, verschwand er plötzlich. War es, daß Tränen mein Auge getrübt, oder daß das hervorgetretene Licht des Mondes den kleinen verdunkelte.“ „Schon gut, Du bist unerbittlich wie der andere große, wie er, befiehlst Du mir Ergebenheit.“ Da trat er wieder hervor. „Bist Du nun begütigt, gib ein freundliches Zeichen, daß Du meinen Kindern freundlich sein wirst, und plötzlich sah ich Richard vor mir stehen, der mich überall gesucht und die Siegfriedweise mir nach allen Seiten zugerufen hatte. Freudig grüßte ich dieses Zeichen, die ganze Landschaft strahlte, die Wolken waren von dem Mond besiegt, die Schattenstimmung gewichen. Den kleinen Freund sah ich nicht mehr, hatte ich doch den großen Freund vor mir, der mir das Pfand der wilden Lenkung meines Schicksals war. Richard sagte, ich sollte nur wissen, was er mir alles zuriefe, wenn ich nicht da bin! Ach, ich weiß, daß er mich liebt.“ Ein wunderbares Nachtstück aus dem so dramatisch belebten Idyll von Triebschen, das Tag um Tag, ja Stunde um Stunde neue Bilder brachte und das vor uns steht in seiner ganzen großen und einzigartigen Schönheit und Tiefe der Empfindung, in der ganzen Reinheit, die von dieser Frau und ihrer Liebe ausstrahlte! Der Meister liest ihr an diesem Abend aus der Geschichte die Hilfe der Platäer und dann aus Schiller den Kampf mit dem Drachen vor. Aus allem fühlt sie mit tiefster Empfindung das Große und Schöne. Tränen und immer wieder Tränen! In der Tat, der Meister hatte recht, wenn er sagte: „Für uns gibt es nur eine Gefahr, daß wir uns zu lieb haben.“

Sie lebten fern der Welt, und doch war sie ihnen unendlich

nahe. Merkwürdig, wie die Größe Bismarcks hereinwucherte in diese Triebschener Einsamkeit. Wie Wagner keinen anderen sah, der Deutschland und der Kunst helfen konnte, als Bismarck! Wie er in diesem Sinne an die Gattin des Staatsmannes schreiben wollte, daß sie ihren Gatten veranlasse, auch der Kunst ein Beschützer zu werden. Da warnte Frau Cosima vor diesem Schritt und vor diesem Brief. Sie machte sich selbst Gedanken, daß sie den Freund abhielt. Und man kann nicht sagen, daß Johanna Bismarck nicht das Verständnis gehabt hätte für einen solchen Brief. Sie war in tiefster Seele doch künstlerisch veranlagt, und wenn die Töne zu ihr sprachen, schwand die Prosa ihrer Lebensanschauungen genau so, als wenn der Gatte zu ihr sprach. Aber dennoch hatte Frau Cosima recht. Der Brief hätte doch nie die Auffassung gefunden, aus der er entsprungen war und die er forderte. Sie selbst aber machte sich Gedanken darüber und meinte: „Warum ist mir aller Mut geschwunden bis auf den Mut des Leidens!" Und sie blättert in ihren Briefen: „Am Vormittag habe ich die ersten Briefe wieder gelesen, die mir Richard von Starnberg aus geschrieben, und das dazugehörige Gedicht des Sonnenunterganges." Sie lebte die Gegenwart und suchte die Kraft für dieses Leben aus der Vergangenheit. Sie hätte dessen nicht bedurft, wenn eben nicht der ungeheure Zwiespalt in ihr gelebt hätte zwischen Pflicht und Schuld. So überkommt sie der Traum der Trennung und der Rückkehr nach München, von dem Wiedersehen gleichgültiger Menschen, vor denen sie fliehen muß, um, wie das Traumbild ihr wies, dem Geliebten ein Paradies zu suchen. Da meint sie wohl: „Die heutige Welt, wie kreischend klingen diese Töne in unsere Einsamkeit." Sie hatte alles verlassen und in ihrer Großmut alles geopfert. Rührend klingt es, wenn sie schreibt: „Heute ist der Tag des heiligen Richard. In früheren Zeiten hätte ich ihn nicht vorübergehen lassen, ohne den Geliebten am Tage seines vermeintlichen Schutzpatrons durch eine kleine Gabe scherzhaft zu erinnern. Jetzt

kann ich es nicht, denn die geringen Mittel überließ ich alle dem Münchner Haus und die Freude muß entbehrt werden. Ach, ich will gerne entbehren. Mir scheint es recht eigentlich die Naturbestimmung gewesen zu sein, von allem zu lassen, nichts zu wollen. Ich könnte es mir recht gut denken, daß eine andere Zeit mich als eine religiöse Schwärmerin gesehen hätte — nun hat die Liebe mich erfaßt und sich erfüllt und weiß ich nichts anderes und will ich gerne darin und darum leiden."

In dieser Stimmung lasen die beiden das Gespensterbuch von Danner und darin die rührende Geschichte von dem stummen Kinde, das die Schwestern vergißt. Der Geist der Mutter aber tritt an ihre Stelle und sorgt für die Geschwister, während das Kind stirbt. „Wir sind tief erschüttert. ‚Ob man mit lieben Geistern in Verkehr, darauf kommt es an', sagt Richard, der einen großen Hang und vielleicht in großer unbewußter Verbindung zu diesen Regionen steht." Nicht bloß die Herzen, auch die Phantasien der beiden schlagen aneinander. Sie müssen alles ernst nehmen und, um zur Klarheit durchzudringen, alles durchsprechen. Etwas Selbstquälerisches liegt in der Natur dieser wunderbaren Frau, und doch nur auf diesem Wege ist sie zu dieser vollen Größe gelangt. So stellt sie ihm am Abend die Frage, ob ihm ihre Liebe selbst als Unrecht erschienen sei. „Er versteht mich nicht, er glaubt, ich habe darunter gemeint, was die Welt als Unrecht darin erkennt: Des Freundes Verrat. Dann sagte er: ‚er wisse nur eines, daß, seitdem die Welt bestünde, kein Mann in seinem Alter ein Weib so geliebt habe wie er mich'. Das Unrecht, das ich meinte, bezog sich also nicht auf das, was nach unserer Erkenntnis des Lebens und der höchsten Tugend uns auszuüben zukomme. Über all diesem Denken und Fühlen schwebte die hohe Liebe: Im Traum gebar ich einen Sohn, als ich erwachte und aufstand, fand ich meine Camelie erblüht. Da ich sie unwillkürlich mit Siegfried verbunden hatte, bin ich überglücklich. Möchten die Seelen meiner Kinder so hold und still erblühen." Und wenn sie

nicht selbst das Gefühl gehabt hätte, daß sie hier unentbehrlich sei, aus seinen Worten mußte sie dies erkennen, wenn er zu ihr sprach, „daß, wenn ich ginge, sein Leben, Weben, Dichten und Trachten ein Ende hätte, und darum halte ich selbst nicht an der zweimonatlichen Trennung fest, an die ich dachte." Denn sie hatte überlegt, daß sie Hans schreiben wolle, daß sie auf zwei Monate nach München zu den Kindern käme, um dann mit allen vier Kindern nach Triebschen anfangs Mai zurückzukehren. Sie hatte dabei die Vermeidung eines Eklats im Auge, der Kinder und auch des Königs wegen. Der Meister aber dachte dabei nur an eines, an die zweimonatige Trennung, und diese war ihm das Schmerzhafte und Furchtbare, das er nicht überstehen könnte. So wird jeder Gedanke durch sie selbst und durch ihn von dem Bewußtsein der Pflicht erfüllt, daß nur sie ihn sich selbst und der Kunst zu erhalten vermöchte. Der Gedanke der Trennung war ihm unmöglich, und in der Tat sind, kurze Tage ausgenommen, die beiden nicht mehr voneinandergegangen.

Er füllte ja auch die stillen Tage mit einem ungeheuren Fühlen und mit einer stetig alle Gebiete der Kunst und des Daseins berührenden Belehrung aus. Da lasen sie zusammen einen Brief Albrecht Dürers, den dieser unter dem Eindruck der Nachricht geschrieben, daß Martin Luther gefangen sei. Sie erkennen das tiefe, schmerzliche religiöse Gefühl, das daraus klingt. Wie unterscheidet sich so ein Wesen von den heiteren, lebensfrohen, göttlichen italienischen Meistern, und die wuchtige, unbehilfliche Sprache dazu. Wunderbar erschütternd. „Gewiß ist niemals in Italien so ein Sohn geboren worden." Und dann knüpft sich daran wiederum die Besprechung der Idee von der Lutherkomödie, die sich durch das Schaffen des Meisters in wunderbarer Weise hindurchzieht. Nicht die Parallele ist es zwischen Luthers Braut und Cosima, die ihn dazu veranlaßt. Denn er fühlte, daß Cosima ihre Bestimmung als barmherzige Schwester verfehlt habe, und in der Tat, auf einsamen Spaziergängen, wenn sie armen Sträflingen begegnen, oder wenn

Wanderburschen an das stille Landhaus pochen, immer trat ihre Herzensgüte hervor, nicht in der Spendelaune einer guten und glücklichen Frau, sondern immer mit dem religiösen Zug, der in den Armen das Ebenbild Christi erkennt. So war sie eigentlich glücklich, und doch, ihre tiefreligiöse Natur machte ihr Tag um Tag die schwersten Vorwürfe. Sie mußte alles durchdenken und konnte sich nicht abfinden mit dem Bewußtsein, daß sie sühne, sondern nur mit dem vollen Bewußtsein ihrer Schuld. Daneben aber lebt sie von dem Gefühl für das Genie und daß sie berufen, dies zu hüten und zu schützen. Jede Heftigkeit ertrug sie mit Ruhe, und wenn er dann kam, sie um Verzeihung zu bitten, dann verstand sie es nicht, daß er dies tat. „Ich kann ihm nur schweigend die Hand drücken. Wie würde ich mir jemals anmaßen, ihm zu verzeihen. Es ist meine Pflicht, gegen Richard gut und freundlich zu sein, wie auch die Stunden kommen und schlagen. Über die Verdienste sinne ich auch nach. Aber auch über meine Fehler. Ohne es zu wollen, habe ich doch manchem weh getan. Hans mußte ich kränken und die Kinder entbehren mich." Aber der Begriff des Genies beschäftigt sie, und sie war dankbar, wenn gerade nach dieser Richtung hin ihr der Meister Belehrung gab. So sprach er ahnungsvoll, anknüpfend an ihre Empfindung von Mendelssohn: „Solch ein Schatten wächst nicht. Er kann nur verschwinden. Das Genie aber muß gleich nach seinem Ende zur Legende werden. Man glaubt dann, daß man es gekannt hat. Die Ewigkeit der Werke drückt sich hierin auch der persönlichen Erscheinung auf, daß es einem vorkommt, als ob Leben und Tod eigentlich keine Macht über Menschen wie Weber, Beethoven und Mozart haben können und daß sie von jeher um uns als Geister waren, wie sie jetzt sind. Den untergeordnet begabten Menschen aber ist das Leben alles. Sie können nur vergessen werden, nicht herrschen im Reiche der Schatten."

Das ist ihre Welt, in der sie lebt und in der sie den Meister betrachtet. Wie klein ist alles, was draußen geschieht! Wenn ihre

Schwiegermutter Unfug treibt, und zwar in schamlosester Weise! Wenn sie, wie später einmal, der Zofe der Frau Cosima die Türe weist mit ungezogenen Worten gegen die Schwiegertochter, so trägt sie das schmerzlich, aber in ihrer großen Empfindung. „Eines fühle ich, daß ich mutig und freudig bleiben muß, was da kommen möge, damit ich ihm in Wahrheit helfe. Ein Tag des Friedens wird dann doch kommen, für den er mich und die Kinder segnet." Am tiefsten ergriffen ist sie, wenn er ihr aus seinen Werken vorspielt. Einmal nach dem Anhören der Walküre schreibt sie: „Ich muß förmlich vergehen. Gott, dieses Werk! Wem ein tiefer Glaube zu eigen, dem wird auch als Lohn dieses Glaubens eine schöne Hoffnung. Als ich heute so tief inne wurde, wie ich an Richard glaube, an seine Sendung, an seinen Genius, an seine Güte, an seine Liebe, da stieg allmählich aus dem glühenden und durch das unsägliche Leiden verdüsterten, aber doch unerschütterlichen Empfinden ein leises Gefühl auf, so blaß und zart wie eine Mondsichel bei glühendem Sonnenuntergang. Nicht von Glück, nicht von Erfolg, auch nicht von Ruhe und Freude. Unbestimmt und schweigsam zeigt sich als holdester Lohn meinem höchsten Gefühl die lieblichste Hoffnung."

Rührend ist, wie sie in allen ihren Nöten jetzt nach der Mutter ruft. „Wie glücklich wäre ich, wenn ich eine Mutter hätte, eine Mutter, die alles verstünde, die meine Liebe ermißt, die meine Sorgen erkennt, die mir sagte: gib mir Deine Kinder, ich will sie pflegen und beglücken." Aber freilich, die Nachrichten, die sie aus Paris erhielt, waren traurig. Frau Maria war krank und, wenn die Krankheit schwand, kühl und der Tochter fremd. Da meinte diese wohl: „Meine Seele ist wie eine Knospe, die nur unter den Strahlen seiner Musik erblühen kann." Das Leitmotiv des Meisters, das er ihr täglich andeutete, aber war, Trennung wäre der Tod! Und dann sagt er wieder heiter, wenn er die Nibelungen vollendet, dann verdiente sie den Orden „Pour le mérite". Aber alles erschüttert sie. Wenn sie zusammen Tasso lesen und nun aus seinem

Munde das Schlußwort des unseligen Dichters erklingt: „So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte", meint sie, „ich klammere mich an dem Felsen seiner Liebe an, an welchem mein Ich, das ist all mein Schlechtes, Eigenwilliges, Sündhaftes, scheitert. Ihm zu leben ist meine Erlösung." In der Tat, sie hat den Parzival hundertmal vorempfunden und vorgelebt.

Inzwischen aber regte sich doch die Außenwelt. Wenn die Meistersinger überall jubelndes Entzücken geweckt, so verursachte die Schrift „Das Judentum in der Musik" einen ungeheuren, heute gar nicht mehr zu schildernden Aufruhr. Nun wurden selbst die Meistersinger ausgepfiffen, und aus Breslau kam ein Brief, worin die Rede war, daß 7000 Juden den Meister bedrohten. Dagegen huldigte Bülow in alter Weise für diese Schrift seinem Meister. Dieser aber kümmert sich nicht um die Welt. Er denkt nur an Cosima und scherzt, er lasse, Gott weiß wen, im Stich, selbst Shakespeare, wenn er käme, um mit ihm zu plaudern, er wolle nur sie. Und dann meinte er in bezug auf den Vater, der sich so ferne und fast feindselig verhielt, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit: „Des Vaters Naturell konnte nur in einem Weibe zum harmonischen Ausdruck kommen!" Aber auf sie machte doch die Kunde, die von außen kam, tiefen Eindruck. Als sie Berlioz' Tod vernahm, da tauchten die alten Bilder aus ihrer Kindheit wieder auf. Sie denkt an die Toten des Jahres, — furchtbar ist gemäht worden: Lamartine, Genelli, Rossini, Berlioz, und dabei wird ihr fast gleichzeitig mit diesen Nachrichten ihr Brief, den sie in der Liberté über den Meister geschrieben, zugesendet. Sie empfindet zu lebhaft, und die Erinnerungen an all die Erlebnisse in Paris sind zu stark, als daß sie doch nicht in diese Zurückgezogenheit ihre Wellen hereinwerfen müßten.

Aber noch stärker ist des Meisters Einfluß. Er führt sie in die Beethovensche Musik ein. Er liest mit ihr die Edda. Sie sieht den

dritten Akt des Siegfried entstehen. Einmal spielt sie Beethoven, da tritt der Meister in die Stube und spricht: „Mein Engel spielt aus Himmelsäther", und dann kommt er auf die große Walaszene zu sprechen und meint, daß er bei den Worten „um der Götter Ende zehrt mich die Angst nicht, da mein Wunsch es will" durch ein Rezitativ eine ungemeine theatralische Wirkung erzielen könnte. „Dann aber", fügt er ernst hinzu, „hört das Kunstwerk auf." Auch das darf nicht vergessen werden, daß bei dieser ungeheuren weiteren Entwicklung des Nibelungendramas und seiner künstlerischen Arbeitsweise ihm niemand zur Seite stand und dessen niemand Zeuge war als Frau Cosima. Aber er bedarf in diesem Augenblicke doch einer Vertiefung in die Edda, in die er sie jetzt einführt. Sie meint freilich: „Mich erfreut vor allem der Anblick seines Gesichts, wenn er mir gegenübersitzt, sein Auge dunkel wird und strahlt und seine klangvolle Stimme mein Herz erschüttert." Das Entstehen des Kunstwerks in dieser ungeheuren Einsamkeit ist etwas Einzigartiges, und sie hat recht, wenn sie sagt: „Wohl selten haben zwei Menschen so vereinsamt dagestanden wie wir." Und doch erbebt sie vor jedem Augenblick. „Ich kann gewisse Empfindungen, von seiner Stimme ausgedrückt, nicht hören, ohne daß mein Inneres erbebt, und ich muß ihn dann ansehen, muß in meiner Seele erkennen, wie unwert ich seiner bin und ihm die Treue schwören, die mit Jubel alle Leiden trägt und nie schwanken kann." Darum ist ihr auch der ungeheure Sturm, der jetzt draußen tobt, im Grunde bedenklich nur für ihn. Sie schreibt: „In den Kot werden sie uns ziehen. Gerne will ich alles erleiden, nur um an seiner Seite zu stehen. Bis in die späteste Nachwelt sollen sie mich verunglimpfen, habe ich nur ihm geholfen, habe ich nur ihm die Hand reichen dürfen und ihm sagen, ich folge dir bis in den Tod. Mein einziges Gebet ist, mit Richard dereinst in derselben Stunde zu sterben. Mein höchster Stolz, alles von mir gewiesen zu haben, um ihm zu leben, mein schönstes Glück seine Freude. Ohne ihn ist mir die Welt ein Stall, wie Cleopatra sagt!"

Da kam, durch Hans gesendet, ein Brief des Königs an sie. Wie ganz anders nahm sie jetzt das Schreiben auf. „Ich kann den Jammer nicht ausdrücken, der mich bei der Lektüre dieser ekstatischen Phrasen erfaßt.“ Freilich kam der Brief in einer Zeit, wo schwere und schwerste Gedanken sie erbeben machten. Sie lebte in der Erinnerung an die Geburt ihrer zweiten Tochter und wie sie einsam ihrer Stunde harrte. „Wie stumm und dumpf wurde das Kind von seinem Vater empfangen. Einzig war in der Ferne Richard um mich besorgt, und ich wußte es nicht, wie öd, wie leer, wie innerlich zerstört damals mein Leben war. Wie könnte ich es Richard jemals genügend danken, was seine Liebe an mir vollbracht, so elend fühlte ich mich damals. Ich wagte es Hans kaum zu sagen, so unfreundlich nahm er es auf, gleichsam wie eine Störung seines Behagens. Niemand habe ich jemals dies gesagt. Jetzt schreibe ich es auf, nicht um Hans anzuklagen. Die Mühsale des Lebens waren für ihn groß und er hat nicht gewußt, was einer Frau wohl und wehe tat, da ich immer geschwiegen, sondern weil ich mit Grauen an diese Nacht in Berlin denke und mir die Erfüllung meines Schicksals an mir recht begreiflich wurde.“

Freilich nun erlebte sie hier einen wirklichen, rührenden Liebesfrühling. Wie klingt es reizvoll und heiter, wenn sie schreibt: „Gestern sagte Richard, indem er mein aufgelöstes Haar sah, es sei das rechte Genovevahaar und fügte hinzu: „Gott, wenn ich Dich so in die Wildnis führte. Allein es gibt keine Wildnis mehr, überall Pensionen. Je wilder die Gegend, um so üppiger die Pension.“ So kam die Osterzeit, und sie schreibt von diesen Tagen: „Ich ging zur Kirche, schon um das Gemüt der Leute nicht zu kränken, die nicht verstehen, daß man so einen Tag am besten im stillen Hause zubringt. Ich war um vier Uhr in der Barfüßerkirche. Um diese Stunde dürfe man wünschen, sagte man mir als Kind, und es würde einem gewährt. So wünschte ich denn den Kindern und allen Heil und mir die Vergebung aller derer, denen ich wehgetan habe.

Im Geiste habe ich allen denen verziehen, die mir übles getan und gewollt und solches noch bereiten." Sie lebte doch noch vollkommen in dieser nicht bloß religiösen, sondern auch stark kirchlichen Stimmung, die ihr in ihrer Kindheit eingeprägt worden war. Wohl sprach sie das große Wort: „In unserer Liebe ist Wahrheit, in dieser Welt nur Lug und Trug." Mit starkem Empfinden nahm sie das Wort auf aus einem der Sonette Shakespeares „besser schlecht sein, als schlecht scheinen". Aber auch das konfessionelle Moment beschäftigte sie. Sie spricht darüber mit dem Meister, der meinte: „Der Vater würde gewiß gegen unsere Verbindung nichts einzuwenden haben, wenn, um sie zu ermöglichen, ich katholisch würde." „Darauf frug ich ihn, ob er, um mich zu heiraten, katholisch geworden wäre, falls es notwendig gewesen wäre. Er erwiderte, dies sei eine verteufelte Frage, er könne es sich gar nicht vorstellen. Zuerst ward ich verdutzt, da ich augenblicklich es empfand, daß ich doch alles aufgab, Religion und alles übrige, um mich mit ihm zu vereinigen. Dann aber verstand ich ihn. Die Frau darf und soll alles für den Geliebten aufopfern. Der Mann aber kann und soll einen Punkt haben, wo er nicht weicht noch wankt. Auch ist, wie Richard bemerkt, der Übergang vom Katholizismus zum Protestantismus etwas anderes als das umgekehrte Verhältnis. Vom Protestanten wird das förmliche Bekenntnis der Ketzerei verlangt. Das ganze Kapitel aber stimmte mich sehr ernst. Es ist schwer, sofort die Einsicht der Dinge zu erlangen, die uns über einen schmerzlichen Anschein des Unterschiedes der Liebe beim Mann und beim Weibe emporhebt. Und da bei mir alles langsam geht, habe ich wohl den ganzen Nachmittag an dem Falle laboriert."

Es war ein richtiger Kreuzweg, den sie „himmelhochjauchzend, bis zum Tode betrübt" zu gehen hatte. Denn auch die Nachrichten aus München waren im hohen Grade erschütternd. Die Stellung Hans von Bülows war zwar immerhin beruhigend, auf der anderen Seite aber traten an den Meister Forderungen heran, die ihn aufs

tiefste kränkten, und sie fühlte, daß der geringste Kontakt mit der Welt ihm physisch und moralisch unerträglich war. Da kam zuerst in den Blättern die Nachricht von der bevorstehenden Aufführung des Rheingold. Sie lebte daher geradezu in Todesangst, daß ihm diese Aufführung die Freude an seiner weiteren Arbeit nehmen könnte. „Der Kummer", so schreibt sie, „hat uns beide niedergeschlagen. Ich erkenne es wohl, daß wir einzig füreinander und miteinander leben können und jede Berührung mit der Außenwelt, und sei es durch das freundschaftlichste Medium, uns verderblich ist." Ein Trost war, daß in der Frage der Kinder, wie sie auf dem Umweg über Paris erfuhr, Hans einer ritterlichen Fassung Raum gab und sich völlig von den Einflüsterungen seiner Mutter frei gemacht hatte. Die Rückkehr der älteren Kinder zur Mutter stand bevor. So klingt es rührend, wenn sie schildert, wie sie mit den beiden Kleinen Verstecken gespielt und mit ihnen die ersten Veilchen entdeckt. Aber alles, was auf sie einwirkt, empfindet sie lediglich für ihn und gewissermaßen durch ihn. Wie dünkt ihr das Telegramm Taufigs aus Berlin kalt und geradezu lächerlich: „Kolossaler Erfolg des Lohengrin, alle Juden versöhnt." Was war ihr der kleine Kampf um die Judenbroschüre neben diesem Werke und seinem Schöpfer. Sie las in der Biographie Goethes von Lawes. Da meinte sie, wie schrecklich für eine Frau die Berühmtheit des Geliebten ist. „Seltsam erscheint es mir auch, daß Frauen, welche von großen Männern geliebt worden sind, nicht empfinden, was sie alles durch diesen Menschen und durch diese Liebe sind, und sich einbilden, noch außerhalb etwas durch sich selbst zu sein."

Am 8. April aber reiste sie nach Zürich, um dort die Kinder in Empfang zu nehmen. Sie tat es mit wehmütiger Freude. Sie fand sie verändert und nicht wohl, wenn auch nicht gerade krank. Dagegen war die Heimfahrt schon heiterer, und langsam lebten sich die beiden, die jetzt solange fern von der Mutter gewesen waren, in Triebschen ein. Sie sieht sie natürlich auch mit ängstlichen Augen

an. Aber es hat etwas unendlich Rührendes, wenn ihr die ältere den Brief an ihren Vater diktiert und sie gleichsam die Trägerin ihrer warmen Kindesempfindungen wird. Sie meint, „mich schmerzt der Anblick der älteren Kinder, weil sie nicht so wohl aussehen, wie die Kleinen" und weil sie wähnt, daß sie in ihrer Entwicklung sie vermißt haben. Aber das waren Ängstlichkeiten, die zu weit gingen, und sie hatte selbst recht, daß sie alles in sich zu verarbeiten hatte, damit Richard nicht darunter leide. Dagegen empfand sie ebenso wie der Meister aufs schmerzlichste, wie Hans inmitten all der nichtswürdigsten Intrigen in München vereinsamt lebte: „Da brach mir das Herz, den ganzen Morgen weinte ich und schluchzte und überlegte. Nachmittags schrieb ich dem König und machte ihm Mitteilung der ganzen Lage." Sie wähnte nie mehr froh sein zu können, und nur die Pflicht gegen ihn und gegen die Kinder hielt sie in diesem Augenblick aufrecht. Wie rührend schreibt sie in ihr Tagebuch:

„Gute Nacht, meine Kinder
Gute Nacht, mein Geliebter!
Gute Nacht, armer Hans!

Wenn Tränen etwas bei der Gottheit wert sind, so müßt Ihr alle noch beruhigt werden, denn ich habe gar schmerzlich um Euch geweint." In der Tat teilte sich ihre Stimmung nun zwischen den Kindern, deren Erziehung sie voll beschäftigt, und dem Werden des Siegfried. Sie gab den beiden älteren Kindern den vollen Unterricht, und zwar in einer Weise, wie er mustergültiger nicht gedacht werden kann. Es war ihr ja eine Art von Beruhigung. Zu gleicher Zeit aber schien es ihr auch ein Akt der Sühne. Nichts erfreute sie mehr als das Lob des Meisters, der mit Verehrung und Ehrerbietung ihre Tätigkeit beobachtete, nicht ohne Betrübnis und ohne einen leisen Neid auf die Kinder, wegen der Zeit, die die Mutter ihnen widmete. Aber er erkannte doch auch das wirklich Große in diesen mütterlichen Gefühlen, und er meinte einmal, daß es nicht allein die gute Art, sondern die gute Erziehung sei, die bei den

Kindern auffalle, und jeder, der sie mit den Kindern sähe, müsse Ehrfurcht vor ihr bekommen. Sie schreibt dazu „wie wohl tat mir dieses Wort." Und doch war gerade die Anwesenheit der beiden älteren Töchter für sie eine stete Quelle der Wehmut. Wenn Lulu ihr einen Brief diktierte und sie sich der schönen Art freute, wie das Kind an den Vater schrieb, so dachte sie zu gleicher Zeit mit Sorge und Kummer an diesen, und zwar mehr, als es nötig war. Sie meinte wohl, daß sie ihm gar wenig gewesen sei, „doch wie schwer fällt es mir, ihm das wenige zu entziehen". Sie litten beide darunter. Denn der Meister lebte in der steten Angst, daß sie doch aus Pflichtgefühl nach München zurückkehren würde, weil sie für Hans fürchtete. Und doch erfuhr sie gerade von dorther die allerschwersten Kränkungen. Es war die brutale Art von Hansens Mutter, die das bewerkstelligte. Sie hatte allerhand Vorkehrungen betreffs der Kinder getroffen, als ob Frau Cosima nicht für sie sorgte. Diese hatte in der Tat das Recht, ihr vorzuwerfen, daß sie die eigenen Kinder moralisch und physisch in keiner Weise gut gepflegt hätte. Aber sie schwieg über all diese Kränkungen, die ganz gewiß nicht von Hans von Bülow ausgegangen sind. Eine leise Schwermut, die ja mit ihrem Zustand zusammenhing, liegt über den ganzen Maientagen. Auch wenn sie eine Tour von Grütli nach Fluelen mit der ganzen Kinderschar machen, wenn sie die Axenstraße nach Brunnen fahren und im Dampfschiff heimkehren, verläßt sie trotz der glücklichsten Stimmung, der sie sich voll hingibt, die Sorge nicht. Denn auch aus Paris kamen Nachrichten der traurigsten Art. Ihre Mutter schien dem Wahnsinn, ja der Tobsucht völlig verfallen und hatte in eine Anstalt übergeführt werden müssen. Wochenlang schwebte sie in Lebensgefahr, bis eine Besserung, und man kann sagen, eine volle Heilung eintrat.

Wagner aber war in einer großen und bedeutsamen Arbeitsstimmung. Wenn er ihr aus dem dritten Akt des Siegfried vorspielte, was eben entstanden war, da war es ihr, als ob sie vor

wehmütiger Seligkeit vergehen müßte. Da erkannte sie den Zweck und die Pflicht ihres Aufenthalts in Triebschen. Er aber stand einmal auf und zeigte ihr ihr Bild mit den Worten: „dies habe er gesehen, als er all das geschrieben, noch blieb das Leben auf den Höhen." Inzwischen bereitete sie alles zur Feier seines Geburtstages vor, trotzdem ihr Zustand sie selbst mit steter Besorgnis, ja mit den Gedanken an den Tod erfüllte. Aber sie lebte doch in einer wunderbar gehobenen Stimmung. Denn sie fühlte wirklich, daß dieser dritte Akt des „Siegfried" mit ihr und ihrem Wesen völlig verwachsen sei. Griff doch der Meister nun zu den Themen, welche in jener Starnberger Zeit, da sie zu ihm gekommen, entstanden waren. Sie hatten sie damals für Quartette und Trios bestimmt. Jetzt fanden sie ihre richtige Verwendung. Denn sie bilden die Vertonung von dem Gesang der Brünhilde: „Ewig war ich, ewig bin ich." Es enthüllt sich hier ein wunderbares schöpferisches Liebesgeheimnis. Es zeugt aber auch von der ganzen tiefen und reinen Größe dieser Frauennatur, daß sie im höchsten Jauchzen über dieses künstlerische Schaffen zu gleicher Zeit den Schmerz empfindet über das Opfer, das sie hatte bringen müssen. Und sie meint: „Ich erkenne, daß, wenn der Tod mir jetzt nahte, ich mich nicht grämen würde. Daß ich Hans verlassen, dünkt mich grausam. Ich muß mir dann sagen, wenn ich diese Grausamkeit auch empfinde, so ist es deutlich, wie eine Gottheit in mir waltet, die mich bestimmt hat und daß nicht ich gewollt und gewählt habe. Aber ich verdenke es keinem Menschen, der nicht sieht, wie ich sehe, und nicht den Glauben hat, den ich habe, der mich verdammt. Gern und leicht will ich den Abscheu der Welt ertragen. Hansens Leiden aber benimmt mir jede Freude."

Und nun kam der 22. Mai und der Geburtstag des Meisters, zu dem sie ihn durch das Pariser Quartett überraschte und besonders dadurch erfreute, daß es ihm das E-Moll-Quartett vorspielte. Er war tief bewegt über das Opfer, das sie ihm gebracht. Am Morgen schon hatte ihn Richter mit dem Siegfried-Motiv geweckt.

Dann kam wieder die Einsamkeit über Triebschen und die Sorge, die sich ihr aufdrängte wegen der schweren Stunde, der sie entgegenging. Bis zum letzten Augenblick ist sie die gute Kameradin des Meisters. Während dieser krank liegt, liest sie ihm die Broschüre seines Onkels Adolf „Theater und Publikum" vor, in welcher eine Fülle von Gedanken sich finden, die gewissermaßen in des Meisters Anschauungen widerklingen, und doch hat er erst jetzt davon Kenntnis erhalten, also lange nachdem er seine eigenen Anschauungen niedergelegt. Rührend ist, wie sie nun zusammen die Haydnschen und Mozartschen Symphonien spielen. Es ist dies gewissermaßen eine Ablenkung von dem mächtigen, erschütternden und lebenzehrenden Schaffen an diesem ungeheuren dritten Akt des „Siegfried". Merkwürdig aber ist eine Szene, die sich gerade in diesen Maitagen begab. In der Nacht kommt des Hauses treuer Verwalter Jakob und meldet erschreckt, daß sein Knabe krank sei. Sie schreibt: „Ich gehe hinein und lege die Hand auf ihn, und es beruhigt sich das Kind. Jakob sagte es Richard, und dieser meint: er kenne meine Hände und wisse, daß ich einen vom Tod wieder ins Leben rufen könnte durch die Berührung meiner Hand." In der Tat ehrte er das Weissageriſche in ihr ganz im Sinne des Tacitus, und wenn zuweilen seine Heftigkeit durchbrach, dann konnte er sich nicht genug tun, ihr Abbitte zu leisten, und er meinte einmal: „Ich sollte doch wissen, daß alles von mir ihm hoch und heilig sei und daß, wenn er sich zuweilen so äußerte, dies wie die Saturnalien wäre, wo es erlaubt wäre, mit den Göttern zu scherzen. Für ihn schwebte ich schon im Empyreion. Ich mußte furchtbar weinen, wie er mir das sagte, und ich suchte abzulenken, weil ich es gar nicht fassen kann und ertragen, daß er mir einen Wert beilegt."

Zu Beginn des Juni brachte der Wunsch des Königs nach der „Tristan"-Aufführung einen neuen Kummer nach Triebschen. Bülow schrieb durchaus korrekt und in voller künstlerischer Ergebenheit. Aber er konnte sich einerseits dem Wunsche des Königs

nicht entgegensetzen, und, wenn man gerecht sein will, so war dieser auch voll berechtigt, wenn auch der Meister in seinem Gedenken an Schnorr von einer Aufführung nichts wissen wollte. Er schrieb an Bülow und bat ihn, den „Tristan" abzulehnen. Aber das war nicht möglich, und man darf es sagen, daß die Aufführung mit dem Ehepaar Vogl durchaus des Meisters würdig war.

Dann kam eine Zeit, in welcher Richard Wagner selbst die Einträge in das Tagebuch gemacht hat. Zunächst bereitete es Frau Cosima einen tiefen Schreck, und sie sah darin geradezu einen Gnadenstoß. Es waren eben die schweren und ungeheuren Empfindungen, die sich unmittelbar vor der großen Stunde in ihrer Seele zusammendrängten. Es hatte eine wundersame Bedeutung, als ihr in den letzten Tagen der Meister aus Wolfram von Eschenbachs Gedicht Parzivals Geburt vorlas. Sie war von der großen Schönheit dieser Stelle aufs tiefste ergriffen. Dann aber kam die Nacht vom 5. auf den 6. Juni. Für den Abend des 5. Juni hatte sich Friedrich Nietzsche angemeldet, und der Meister wollte ihm abschreiben. Aber sie meinte, es sei besser, er würde kommen. Sie selbst befand sich in einem Zustand tiefster Betäubung, aus dem sie nicht herauszukommen vermochte. Sie vernahm alles Leben und Treiben wie ein weites, fernes Echo, und es war, als ob ihr die Dinge vor den Augen wie Nebel zerfließen würden.

So kam Nietzsche, und es war ein ruhiger Abend, den sie noch zusammen verbrachten. Aber in der Frühe um vier Uhr wurde der Knabe Siegfried geboren. Darüber hat der Meister selbst in das Tagebuch geschrieben. Er hörte von dem guten Hausgeist Vreneli den Ruf: „Ach Gott im Himmel" und wähnte nun in seiner bangen Sorge, es sei etwas Furchtbares eingetreten. Aber da lacht sie ihn freudig an: „Ein Sohn ist da!" Und eine tiefe Ergriffenheit bemächtigt sich seiner: „Da überraschte ihn ein unglaublich schöner Feuerglanz, der an der Orangetapete zunächst der Schlafzimmertür mit niegesehner Farbenglut sich entzündete und auf der blauen

Schatulle mit einem Porträt sich widerspiegelte, so daß dieses, vom Glas überdeckt und mit einem kleinen goldenen Rahmen eingefaßt, in überirdischer Pracht sich verklärte. Die Sonne war soeben über den Rigi hervorgetreten und hatte ihre ersten Strahlen hineingeworfen. Der glorreichste Sonnentag leuchtete. Richard zerfloß in Tränen; da dringt auch noch das Frühgeläute der Sonntagsglocken von Luzern über den See herüber. Als er an das Bett der glücklichen Mutter trat, da bemächtigte sich beider eine feierliche Ergriffenheit." „Ich war heiter und froh gestimmt. Das Geschenk, welches uns das Schicksal durch die Geburt eines Sohnes machte, erschien mir sogleich in unermeßlich tröstlichem Werte. Ein Sohn Richards ist der Erbe und einzige Vertreter des Vaters seiner Kinder, er wird der Schützer und Geleiter seiner Schwestern sein."

Und es schien, als ob nun von ihr all die schweren Gedanken gewichen, als ob in dem Sohne sie selbst gewissermaßen neu geboren wäre. Es ist unendlich rührend, wie der Meister in diesen Tagen das Tagebuch ganz im Sinne und Stil Frau Cosimas geschrieben hat und wie er es schloß mit den Noten jener wunderbaren Stelle in dem Zwiegesang Siegfrieds und Brünhildes „Leuchtende Liebe, lachender Tod"!

Bereits am Sonntag, dem 13., schrieb sie selbst wieder in das Tagebuch: „O, Heil dem Tag, der uns leuchtet, Heil der Sonne, die uns bescheint. Wie soll ich Ärmste die Gefühle niederschreiben, mit welchen ich dieses Buch wieder in die Hand nehme. Als die Frau mir sagte: ‚Ich gratuliere, es ist ein Knäblein', mußte ich weinen und lachen und beten. Erhalte ihn mir die Gottheit, die ihn mir gab, er sei die Stütze seiner Schwestern, der Erbe seines angebeteten Vaters. Nun mein Glück mir so süß greifbar vor Augen liegt, erscheint es mir immer duftiger, körperloser. Ich sehe es schweben, sich erheben, hoch über alle Nöten und kann nur der Weltseele danken, die uns durch solches Zeichen verkündet, daß sie uns freundlich ist. Prachtvoll leuchtete der Tag, ich schlief die Nacht nicht, fühle mich aber wohl und überlegte den an Hans zu schreiben-

den Brief, worin ich ihm mein früheres, mein jetziges und mein künftiges Verhältnis zu ihm, wenn er darauf eingehen will, darlegen will. Gott gebe mir das richtige ein, um dem ein wenig zu helfen. Richard arbeitet, ich höre es. Wie er zu mir heraufkommt, teilt er mir mit, wie wunderbar es sich fügt, daß seine Jubelthemen sich selbst zum Motiv „Heil der Mutter, die mich gebar' als Begleitung vortrefflich anschmiegen, so daß dieser Jubel im Orchester ununterbrochen bis dahin, wo Siegfried selbst darin einstimmt, erklingt. Morgen wird er wahrscheinlich mit der Skizze fertig. Wie er heraufkommt, nennt er mich die große Zenobia. Der Name sei ihm für mich während der Arbeit eingefallen. Als ich ihn frage, sagt er, ich sei groß, wahrhaft groß. Groß aber kann an mir nur die Wiederspiegelung seines Wesens sein. Er meinte weiter, daß ich an allen Wesen nur teilnehme, wenn ich sie betrübt und meiner bedürftig sehe, daß, wenn ich ihn aber froh sehe, ich erst glücklich bin. So ist es in Wahrheit. Wie Richard allein unseren Sohn betrachtet, schien ihm das Kind, wie es dereinst sein wird, freundlich ernst. Sehr ergriffen teilt er mir eines mit. Es sei, als hätte er das Eidolon unseres theuren Knaben gesehen. Gott erhalte ihn uns. Bei wunderbarem Sonnenuntergang am Fenster liegend schreibe ich diese Zeilen. Könnte ich einen Hymnus an die Gottheit singen! Richard singt ihn für mich. Der meinige ist meine Liebe zu ihm." Und sie erzählt von dem kleinen Vogel, der vor dem Fenster zwitschert und den der Meister als den Vogel Siegfrieds bezeichnet, der ihn angekündigt und der sich nun nach ihm erkundige. Und da kommt er selbst mit den fertigen Skizzen des dritten Aktes. Er meinte wohl, daß dieser richtig ausgetragen sei. „Jetzt ist unser Kind erst geboren. Es ist der Stolz des Vaters, der nun jedesmal zum Ausdruck kommt, wenn er an die Wiege tritt." Es fehlt auch nicht an Romantik. Über den acht Monate älteren Sohn Wilhelm des braven Ehepaares Jakob meinte er, dieser hätte den Namen Kurwenal erhalten sollen, damit er mit seinem Sohne aufwachse,

wie eben der treue Gefolgsmann mit Tristan. Und dann kam gerade in diesen Tagen als Antwort auf Frau Cosimas Brief der Abschiedsbrief Hans von Bülows. Dieser Brief, am 17. Juni geschrieben, kann als ein Taufgeschenk, wenn auch seltsamer Art, für Siegfried gelten. Er ist in seiner Art wundervoll und zeigt uns den edlen und tiefen Charakter Hans von Bülows: „Theure Cosima! Ich danke Dir für die Initiative, die Du ergriffen hast, und ich werde kein Motiv suchen, um es zu beklagen. Ich fühle mich zu unglücklich durch meine eigene Schuld, um nicht alles zu vermeiden, Dich zu verletzen durch irgendwelchen ungerechten Vorwurf. In der unendlich grausamen Trennung, zu der Du Dich verpflichtet gefühlt hast, erkenne ich alle Fehler meinerseits, und ich werde fortfahren, sie in der markantesten Weise zu unterstreichen in all den unvermeidlichen Auseinandersetzungen über diesen Gegenstand mit meiner Mutter und Deinem Vater. Ich habe Dir all die Ergebenheit, die Du mir in unserem vergangenen Leben erwiesen hast, sehr schlecht und sehr böse vergolten. Ich habe Deines vergiftet, und ich kann nur der Vorsehung danken, die Dir ein Gegengewicht im letzten Augenblicke gegeben hat, wo der Mut, es fortzusetzen, Dich hat verlassen müssen. Aber in der Tat, seitdem Du mich verlassen hast, hat mir der einzige Halt in meinem Leben und Zusammenbruch gefehlt. Dein Geist, Dein Herz, Deine Freundschaft, Deine Geduld, Deine Nachsicht, Deine Sympathie, Deine Ermutigungen, Deine Ratschläge und allem voran Deine Gegenwart, Dein Blick, Dein Wort, all dies bildete und bestimmte die Basis für mein Leben. Der Verlust dieses höchsten Gutes, dessen Wert ich erst nach dem Verlust erkenne, und der mich moralisch und künstlerisch zugrunde richtet, läßt mich erkennen, ich bin ein Bankrotteur. Glaube nicht, daß diese Klage — ich leide so sehr, daß ich mir erlauben kann, mich zu beklagen, indem ich mich doch enthalte, einen anderen Urheber als mich selbst zu beschuldigen — daß darin irgendwelche Ironie liegt oder eine Verletzung Deiner Person. Du hast

vorgezogen, Dein Leben und die Schätze Deines Geistes und Deines Herzens einem Wesen zu weihen, das in jeder Beziehung überragend ist, und weit entfernt, Dich zu tadeln, billige ich unter allen Gesichtspunkten Deinen Schritt und gebe Dir vollkommen recht. Ich schwöre Dir, daß der einzige tröstende Gedanke, der zuweilen wohltätig in das innere Dunkel und in meine äußeren Qualen hineingedrungen ist, der war, daß wenigstens Cosima glücklich ist."

Idealer und größer hätte Bülow die Trennung nicht empfinden, aber auch nicht ausdrücken können. Doch auch Frau Cosima hat dies im vollsten Sinne gefühlt, und wenn auch der Schmerz sie zuweilen überwältigte, so kam doch jetzt über sie eine starke Ruhe geflossen.

Der Brief enthielt eine merkwürdige Auslassung über den „Tristan", gegen den sich Hans von Bülows ganzer Groll zu wenden schien. Er sah in ihm gewissermaßen eine Quelle des Unheils nicht bloß für ihn, sondern auch für die anderen Menschen, und er deutete sogar an, daß die ungeheure musikalische Wucht die Nerven der an der Aufführung Teilnehmenden ruiniere. Frau Cosima lächelte zusammen mit dem Meister über diese seltsame Verketzerung des großen und gewaltigen Werkes, in dessen Dienst kein anderer sich in so edler und kongenialer Weise bemüht hat wie gerade Hans.

Aber noch ein Jahr sollte vergehen, bis die große Frage der Scheidung, die ja an sich so einfach gelagert war, äußerlich erledigt werden konnte. Unsäglich hat Frau Cosima darunter gelitten. Wenn sie sich tagsüber am Schaffen und an den Anregungen, die sie in immer neuer Weise vom Meister empfing, erfreute, so waren ihre Nächte erfüllt von dem ungeheuren Weh über die Leiden ihres Gatten und vor allem darüber, daß sie eigentlich erst jetzt erfuhr, wie sehr er sie entbehrte. So lebt sie in zwei Welten. In einer Welt des Schmerzes und des unendlichen Glücks, in der ihr Blick auf Richard und auf den Sohn fällt. Freilich, wenn er an der Wiege desselben steht und behauptet, er würde ein Genie, dann meint sie: „Ich wünsche nur, ein Mann." Und wenn er ihr dann

den Siegfried vorspielt, dann lebt sie völlig in der Größe seines Werkes, und aus dieser quillt ihr gewissermaßen die Erkenntnis und ganz besonders die Berechtigung ihres Glücks. Es stimmt ungemein wehmütig, wenn man beobachtet, wie während der ganzen Zeit der Scheidungsprozeß über den beiden wie eine schwere Wolke schwebte, wenn auch Frau Cosima alles tat, von dieser Unterströmung ihres Empfindens so wenig wie möglich zutage steigen zu lassen und vor allem dem Meister zu offenbaren. Aber er wich den Auseinandersetzungen keineswegs aus. Und er meinte einmal: „Für das Gestalten unseres Glücks wäre er nicht besorgt, wenn nicht das, was uns trennt, da wäre. Noch einmal gingen wir alle unsere Münchner Leiden durch — auch wir haben nicht anders gekonnt." Diese Meinung dringt immer wieder durch und ist für Frau Cosima der sicherste Halt in dieser ganzen Zeit.

Rührend ist, wenn er mit ihr die französischen Lieder durchnimmt, die er einst in Paris geschrieben und ihr zu dem letzten Weihnachten in seiner Handschrift geschenkt. Freilich überkommt ihn dabei eine schwere Bitterkeit, wenn er sich entsinnt, daß er damals Madame Viardot diese Lieder überbrachte und lange draußen gewartet, bis er endlich vorgelassen wurde und sie nun bat, die „Attente" zu singen. Aber sie hat ihm mit verklärtem Lächeln die Bitte verweigert. Und er fügt hinzu: „Ich habe zu viel ertragen, nicht einen Mann habe ich gefunden." Ich frug ihn, ob es mit den Frauen besser stünde. Ja, sagte er lächelnd, denn er sei mir begegnet, und er fügte später bei, in ihm sei nichts als Preis und Glorie für mich, Wehmut und Bitterkeit für alles andere.

So einsam sie sind, nehmen sie doch an den Geschicken der Welt großen Anteil. Mit tiefem Verständnis spielt sich vor ihren Augen das römische Konzil ab, und er empfindet das Sträuben der Deutschen gegen dessen Beschlüsse als den Ausdruck einer starken Kraft und zieht daraus den Schluß: „Es ist wahrscheinlich den Deutschen noch einmal vorbehalten, die Ehre der Menschheit zu retten. Frau-

zosen und Engländer werden sich einfach drücken oder die ganze Sache ignorieren."

Das eigentlich Große dieser Tage aber liegt darin, daß sie in voller Einsamkeit gegen sich von tiefster Wahrhaftigkeit sind und daß vor allem Frau Cosima recht wohl zu unterscheiden weiß zwischen der unendlichen Liebe zu Richard und dem unendlichen Mitleid für Hans. In jeder Nacht denkt sie darüber nach und reflektiert in der rührendsten Weise. Was sind das für Worte, wenn sie spricht: „Von der Gottheit bin ich gnädig und gütig behandelt, nur die Welt ist mir feindselig. Ich sehe nichts wie Gutes um mich herum, doch der Kummer liegt im Herzen. Ich hoffe, Ihr Kinderchen alle, daß Ihr es leichter habt als die Mutter. Solch armes, armes Wesen gibt es nicht mehr wie Hans. Er fühlt sich elend, daß ich fort bin, und niemals konnte ich ihn beglücken, ja nur erfreuen." Da wird ihr dann freilich Trost in dem Gedankenaustausch mit dem Geliebten: „Am Abend besprachen wir das Eigentümliche, Geheimnisvolle unserer Verbindung. Wie schüchtern zugleich und überschwenglich die ersten Annäherungen, wie planlos unsere erste Vereinigung, wie schweigsam wir nur auf Resignation dachten und wie Verhältnisse und Menschen uns zwangen, zu erkennen, daß unsere Liebe ganz echt war und wir beide uns einzig unentbehrlich waren. Der Weltgeist wollte, daß ich den Sohn von Dir bekomme, und so hat er alles so gefügt. Wir selbst sind ihm gezwungen gefolgt, ohne ihn zu verstehen." Dabei erfüllt sie das Gefühl einer ungemeinen Resignation, und niemals wohl hat die Schopenhauersche Philosophie einen so wahren und echten Niederschlag gefunden als in den Seelen der beiden. Der größte Trost aber floß ihr aus den Werken des Meisters selbst, aus den geschaffenen und aus den entstehenden. Es ist eigenartig, wie sie einmal über „Lohengrin" sprechen, und zwar im Anschluß an eine Behauptung des Meisters, daß er eine Volkshymne nicht zu schreiben vermöge. „Ich sagte ihm hierauf, daß an dem Trompetenrufe im dritten Akt ich

seine ganze große Kunst erkannt hätte. Als ich einmal erdrückt war von dem Schlusse der Szene zwischen Lohengrin und Elsa und eigentlich gewähnt hatte, ich würde der weiteren Entwicklung nicht folgen können, erklangen die Posaunen, gleichsam das unterirdische Signal, daß er ihr Antwort gibt, darauf die heiteren Trompetenrufe — ich wurde gefesselt, und die Kunst der Musik half über die Erschütterung des Dramas. So im zweiten Akt, wenn Ortrud in Elsas Wohnung einzieht und Telramund es ausspricht, daß Unheil im Hause weile, der Morgenruf der Trompeten uns die notwendige Beruhigung zu geben vermag, welche stets die Natur auf das aufgeregte Gemüt ausübt. Er meint nach einer solchen Ausführung, daß nicht ihn, sondern Frau Cosima die Berliner Akademie zum Ehrenmitglied hätte ernennen sollen.

So ist es wirklich ein unendliches Auf und Nieder der Stimmung, in welcher ebenso das einfachste natürliche Gefühl wie tiefste philosophische Erkenntnis sich offenbart. Dazu die stete Beschäftigung mit Musik und Literatur, wobei Geist und Gemüt der Frau Cosima in glanzvoller Weise zum Ausdruck kommen. Da jenes wunderbare Porträt Beethovens, das heute noch Wahnfried ziert, eintrifft, meint sie wohl: „daß wir keine Freuden wie die anderen haben. Wir führen ein Leben wie wenige!" Und sie lesen Goethes „Torquato Tasso" und den „Don Carlos". Und Cosima unterscheidet zwischen den Frauengestalten: die Königin sei von je das Ideal der Weiblichkeit gewesen, die Prinzessin hingegen nur eine reizende Form des weiblichen Wesens."

Gewiß litt auch sie unter der Mißkennung von außen, jedoch ohne darüber zu sprechen. Aber um so mehr war sie erfreut, als ihr der Meister eine Äußerung seines russischen Freundes Soroff über sie mitteilte: „quelle femme héroique". Und sie meinte wohl, sie sei von dieser Mitteilung ganz entmannt, so hätte sie sich an den Gedanken gewöhnt, nur geschmäht zu werden. Es ist keine Frage, daß gerade ihr Gram um Hans von Bülow die ganze Angelegenheit

erschwerte und verdüsterte. Aber das lag in ihrer tiefen, großen und reinen Natur, und sie faßte ihr Schicksal einmal, da ihre Tochter Lulu ihr einen Brief an den Vater diktierte, folgendermaßen zusammen: „Im Paradies ist die Schlange verborgen, in meinem Herzen lagert sie und da ist das Glück ringsum so glänzend und schön. Laßt uns beten — Schicksal: tiefstes Weh und höchstes Glück! Mein armes Herz faßt beides. Vereinigung mit dem Geliebten, Glück ohne Schwanken — Gram über das verursachte Leid, Weh ohne Trost!" Und doch mußte sie alsbald hinzufügen: „Wie kindisch spricht doch der Vater von Gewissensbissen. Wie könnte ich diese empfinden. Aber Mitleid ist es, was mein Herz erdrückt, ich weiß auch, was Parzival leidet und wie er den Amfortas sucht. Ob ich noch eine ungemischte Freude haben werde? Der Meister selbst aber nannte sie die „Nonne von Triebschen".

Es schien in der Tat eine Zeitlang, als ob der Vater in die Scheidungsangelegenheit ein Hindernis hineintragen wollte. Man wußte ja zu wenig von sich und hatte auch keinen rechten Einblick in den juristischen Gang einer Scheidungsangelegenheit! Und deshalb hat sich Frau Cosima vielfach das Herz schwerer gemacht, als es nötig war. Doch waren es immer nur die einsamen Stunden, in denen sie diesen Dingen nachhing. Sonst erfüllte sie die gesellschaftlichen Aufgaben des Hauses vollkommen und war in jeder freien Stunde dem Meister der verständnisvolle Kamerad. Auch wenn er über den Vater als Künstler sprach. Er ging dabei immer von rein musikalischen Momenten aus. Wenn sie beide am Klavier saßen und vierhändig Haydnsche Symphonien durchspielten, dann kam er auf die Größe dieses Meisters zu sprechen, in bezug auf das Formelle. Und von da war nur ein Schritt bis zu den symphonischen Dichtungen Liszts. Und der Meister meinte, er sei betrübt über die Wendung, die sein Geist genommen. Doch sprach er mit Vorliebe von der Faust-Symphonie, auch von „Mazeppa" wegen des großen Zuges, der hindurchgehe, beklagt aber die leidige Apotheosenmarotte

und die Triangelanwendung, Tamtamschläge, Kettengeklirre im „Tasso" usw. Seine Kirchenmusik aber ging in das kindischste Spiel mit Intervallen über. Um so mehr beklagte er, daß er nicht mit ihm wirklich vereinigt gelebt hätte, und bedauerte den Einfluß der Fürstin Wittgenstein, die gleich einer Wilden nur den gröbsten Effekten in der Musik zugänglich wäre.

An diesen Gesprächen nahm nun schon öfters ein anderer teil: Friedrich Nietzsche, der an jenem denkwürdigen Abend des 5. Juni in Triebschen seinen ersten Besuch gemacht hatte und von da an in immer engere Beziehungen zu dem Meister und Frau Cosima getreten war. Ich möchte nicht sagen, daß bei seinen Äußerungen immer etwas unmittelbar Positives hervorgetreten wäre. Aber die tiefe geistige Kraft, die in ihm steckte, hat doch auf beide eine starke Wirkung geübt. Man darf sie auch seelisch nicht zu sehr unterschätzen. Gewiß, wenn er zum Beispiel beim Gespräch über Liszt und dessen „Heilige Elisabeth", die ja doch so voller Poesie, voll poetischen Duftes ist, bemerkte, es sei mehr der Weihrauch als der Rosenduft, der aus dem Werke aufsteige, so lag in der Äußerung etwas Professorales, das wohl auch in anderen Momenten stark hervorgetreten ist. So war Nietzsche Vegetarianer aus Prinzip. Der Meister verwies ihm das, indem er meinte, daß der Kampf aller gegen alle durch die Schöpfung gehe und es daher dem Menschen notwendig sei, Kräfte durch die Nahrung zu gewinnen, um Großes leisten zu können. Nietzsche gab ihm da unmittelbar recht, blieb aber bei seiner Abstinenz, was den Meister direkt böse machte. Dazu kam noch ein anderes. Er hielt sich aus professoralen Anschauungen heraus für verpflichtet, Richard Wagner auf alle Äußerungen, die von außen kamen, aufmerksam zu machen und, freilich mit voller, ehrlicher Entrüstung, auf das Maßlose dieser Angriffe hinzuweisen. Als ob nicht das Schweigen und das Verschließen gegenüber diesen nichtswürdigen Angriffen für Wagner geradezu eine innere Notwendigkeit gewesen wäre, um ihm die Ruhe des Schaffens zu bewahren!

Es ist ganz sicher, daß das Triebschener Paar für sich die Welt ganz anders betrachtete, die Zeitgeschichte nicht minder wie die Vergangenheit, wenn sie allein darüber sprachen. Seine Anschauungen über den Staat, ihre Empfindungen über die Menschen waren so klar und so bestimmt und auch so geistvoll, daß sie wirklich aneinander genug haben konnten. Sie lasen unbesprochen die Memoiren der Vergangenheit. Sie besprachen die Persönlichkeiten der Gegenwart und wie sie in der Öffentlichkeit hingestellt wurden. So zum Beispiel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Artikel über Pius IX. Da meinte sie: „Der Autor spricht gewiß ganz anders, als er es im Gespräch tun würde. Er veredelt ihn, trotzdem er die Nichtigkeit seiner Pläne und die Grausamkeit seiner Maßregeln erwähnen muß. So hast auch Du in Kunst und Politik die Könige Max und Ludwig I. idealisieren müssen." Da antwortete er: „Du hast recht. Falsche Gebilde sind's! Die Gegenwart gehört uns nicht! Man darf sie nicht beschreiben wollen." Und er fügte bei: „Wie wird Siegfried dereinst zu Muthe sein, wenn er den dritten Akt ‚Siegfried' sieht und erfährt, daß gerade diese Szene bei seiner Geburt geschrieben wurde!" Und er spielt den dritten Akt „Siegfried" und erklärt der Ergriffenen: „Der Liebeskuß ist die erste Empfindung des Todes, das Aufhören der Individualität. Darum erschrickt Siegfried dabei so sehr."

Da kam seine Schwester Cäcilie, die er seit 21 Jahren nicht mehr gesehen. Zu ihr stand er besonders eng und warm, wenn auch über diesem Verhältnis der Gedanke schwebte, den er einmal ausgesprochen: „Wir brauchen keine Liebe, wir brauchen nur Rechtschaffenheit." Sie war nun in dem Kreis mit Nietzsche zusammen: ein seltsames Nebeneinander, das sich doch gut ausnahm und gar wohl zugunsten von des Meisters Schwester sprach. Das Ideal wurde aber fast Tag um Tag gestört durch die Nachrichten von außen. So berichtete Marie von Mouchanoff, daß Liszt Hans von der Scheidung abgeraten habe. Und sie legte Cosima nahe, zum Vater zu eilen, um ihn selbst zu sprechen. Das schien um so notwendiger, als

sich gerade damals eine garstige Szene mit Bülows Mutter abgespielt hatte. Die Kinderzofe Frau Cosimas, Hermine, war nach München gekommen und hatte die Wohnung Bülows aufgesucht. Die alte Frau war zu Hause und bereitete ihr einen schmählichen Empfang und verwies ihr das Haus. Frau Cosima hat darüber die denkwürdigen Worte niedergeschrieben: „So hat sich denn die gute Frau gerächt für zehn Jahre, wo ich sie so behandelt habe, daß Richard fest überzeugt war, daß sie mich liebte und lieben müßte, und ganz starr war, als ich ihm sagte, ‚ach, die Frau wartet bloß auf die Gelegenheit, um Böses zu tun'." Damit enthüllte sie ein Stück ihres Martyriums, aber auch ein Stück jenes unheilvollen Einflusses der Mutter, der zeit seines Lebens die Entwicklung von Hans von Bülow beeinträchtigt hat. Sie mußte ihrer ganzen Natur nach alles das in sich verarbeiten. Sie tat es unter dem starken Eindruck von dem Glücksgefühl, das sich gerade in diesen Tagen bei dem Meister äußerte: „Beim letzten Schimmer des Abendrothes sagte er, ‚wie wohl und glücklich er sich fühle, wie seine Gesundheit hergestellt, sein ganzes Wesen wie gestählt sei und daß ich alles dies vollbracht'. Auf die Kniee möchte ich sinken vor Dankbarkeit gegen die Gottheit, und damit der Übermut meine Seele nicht verderbe, rufe ich mir das Gedenken dessen zurück, dem ich Leid bringen mußte, und klage in der Ferne, in der Stille mit ihm um das schreckliche Erdenlos. Je glücklicher ich bin, um so tiefer empfinde ich es, daß einer nicht glücklich ist, und alle vernünftigen Gründe und alles Wissen, daß ich nicht anders konnte, helfen nicht darüber hinweg: oder vielmehr ich rufe diese Hilfe nicht an." Sie hegte einen Augenblick in der Tat den Gedanken, den Vater aufzusuchen und um seinen Beistand zu bitten. Aber Wagner erklärte, er würde sie keineswegs gehen lassen. „Die Leute wären am Ende imstande, mich in ein Kloster zu werfen wie Barbara Ulbrich." Das war nun falsch. Bülow hatte verwunden und war sogar im Begriffe, nach München zu kommen, um dort der Aufführung des „Rheingold" beizuwohnen.

Diese Aufführung freilich hat dem Meister unendlich viel Sorge, Ärger und vor allem Schmerz bereitet. Er konnte darin den jungen König nicht verstehen, den es drängte, das Werk zu hören und zu sehen und der mit allen Mitteln danach strebte, die Aufführung zu ermöglichen. Es war selbstverständlich, daß seine Umgebung, daß die Leute des Hoftheaters alles taten, um die Aufführung auch gegen den Willen des Schöpfers durchzuführen. Selbstverständlich aber auch, daß Bülow sich weigerte, zu dirigieren, daß Hans Richter gleichfalls im entscheidenden Momente vom Werke zurücktrat, so daß man zu einer so schwachen Kraft wie Büllner greifen mußte. Alles das machte auf den König einen geringeren Eindruck, weil er dieses ganze nichtige und erbärmliche Spiel, das weit mehr an ein gewöhnliches Theater als an ein Hoftheater erinnerte, nicht durchschaute. Der Meister aber fühlte sich in seiner Ehre angegriffen, weil man sein Werk gegen seinen Willen aufführte. Er beschwor daher den König schriftlich und wollte es sogar mündlich tun, um ihn wenigstens dazu zu veranlassen, es nicht öffentlich aufzuführen.

Im übrigen war die ganze Welt doch auf diese Aufführung gespannt. Liszt, der dazu von München aus eingeladen war, wollte ihr gleichfalls beiwohnen, obwohl er seinerzeit die Einladung zum „Tristan" abgelehnt hatte, und zwar zu einer Zeit, wo seine Anwesenheit alles hätte ins reine bringen können. Natürlich waren auch die übrigen Freunde des Paares anwesend. Georg Herwegh erschien, Gräfin Mouchanoff kam nach München, auch die Gräfin Krockow hielt sich nicht fern. Kurz und gut, alles nahm teil, nur nicht der Meister selbst. Sind doch gerade in diesen Tagen den beiden schwere Erwägungen durch Kopf und Herz gegangen, ob er nicht die jährliche Subvention einfach einschlafen lassen sollte. Frau Cosima war die letzte, die ihm davon abriet, obwohl sie gerade durch die Unmöglichkeit, Wagner irgendwie das Sparen beizubringen, oft schwere Stunden hatte. Die Zeitungen berichteten alles Mögliche. Sie sahen in der Aufführung geradezu eine Intrige der Tui-

lerien, die durch die Beziehungen der Gräfin Mouchanoff und ihrer Tochter in Szene gesetzt worden sei. Es häuften sich die Irrungen und Wirrungen in unheimlicher Weise, und es ist eigenartig, wie Nietzsche in unermüdlicher Weise über die Angriffe der Presse und die Maßlosigkeit ihrer Mitteilungen in professoraler Treue Bericht erstattete. Aber schließlich gelang es doch Frau Cosima, Wagners Bedenken und Beschwerden zum Schweigen zu bringen. Sie überlegte mit ihm wohl die Lage. Wenn die königliche Subvention aufhörte oder aufhören müßte, dann dachte er an eine Reise nach Amerika. Im übrigen beruhigte er sich und meinte, als auch von anderer Seite das Aufführungsrecht eingefordert wurde, daß dies einzig dem König von Bayern zustehe und daß er nicht hindern könne, wenn dieser mit der Aufführung selbst ein Spiel treibe. Denn dahinter läge doch der große und gewaltige Ernst, daß ohne ihn das Werk überhaupt nicht mehr existieren würde.

Und gerade nach einem so ernsten Gespräch zog der Meister ein Stück Notenpapier hervor und meinte: „Ich habe etwas für dich, es ist etwas gekommen." „Dabei zeigte er mir den Beginn der Nornenszene. ‚Kein Mensch hat mir in dieser Welt Mut erwiesen, außer Dir. Vor dem sollen wenigstens die Leute Respekt haben.' Ich mußte ihm erwidern, daß ich gar keinen Mut, sondern nur Liebe gehabt hätte. Ach ich weiß so gut, wie gering meine Kraft ist."

Auch Schuré war nach Deutschland gekommen und hatte das einsiedlerische Paar in Triebschen aufgesucht. Und dabei sprach er mit Frau Cosima über den Meister. Er meinte, die Anomalie der ganzen Erscheinung Richard Wagners in unserer Zeit sei Ereignis. Er hätte zu Eschenbachs Zeiten die Welt beglücken müssen. Jetzt glaubte er, das unauflösliche Mißverständnis zwischen ihm und der Welt zuweilen durch Erläuterungen lösen zu müssen, und je mehr er spricht, desto tiefer wird die Kluft. Das Theater seines Gedankens ist ein Tempel und das jetzige Theater eine Jahrmarktsbude.

Er redet die Sprache der Priester, und Krämer sollen ihn verstehen! Für sie war dieses Wort ein Triumph. Und sie meinte dazu: „Ihm mußte ich mein ganzes Leben weihen, denn ich habe seine Lage erkannt."

In diesen Tagen gebar das getreue Vreneli ihr zweites Kind. Frau Cosima stand ihr in Treuen bei und war tief ergriffen von dem neuen Weltbürger. Sie pflegte die treue Dienerin und saß viel an ihrem Lager. Das war eben auch ein Stück ihrer tiefen Natur. Hat sie doch schon in ihrer Jugend gesagt, daß sie eigentlich zur barmherzigen Schwester geschaffen sei. Und dieses Gefühl hat sie zeitlebens nicht verlassen. Jeder Arme, der an die Pforte ihres Hauses klopfte, empfing nicht nur eine Gabe, sondern auch den tiefsten Ausdruck des Mitleids und des Mitempfindens für seine Lage. So kam damals ein Musiker, der in Wagners Züricher Zeit unter ihm gespielt, nach Triebschen. Er hatte sich der Stickerei zugewendet, und zwar zu ihrer ärmlichsten Art. Mit welcher Rührung und welchem Mitleid nahm sie ihn auf und ihm seine ärmlichen Sachen ab. Dann kam ein armer Student. Auch er fand Trost. Und sie sahen die Sträflinge auf dem Gute ihres Hausherrn arbeiten und haben sie immer menschlich behandelt. Das übertrug sich freilich auch auf die Kinder, und eines Tages sah Frau Cosima, da sie im Garten erschien, ihre Tochter mitten unter den Sträflingen sitzen und mit ihnen die karge Gefangenenkost teilen. Das menschliche Gefühl strahlte von ihr aus, wie auch vom Meister selbst, und trat zeit ihres Lebens in der rührendsten und erschütterndsten Art hervor. Sie war stets opfermütig und gütig, wo sie es sein durfte, nicht bloß, wo sie es sein mußte. Der innere Drang legte ihrer Menschenliebe geradezu einen gewissen tiefen und fast sakralen Zwang auf.

Da kam ein Brief des Königs im alten Stil und mit der alten Herzlichkeit. Er bat wegen der „Rheingold"-Aufführung geradezu um Verzeihung. Aber, so meinte er, seine Sehnsucht sei zu groß gewesen. Freilich erfuhr der Meister mit Schreck, daß dieser Brief

Aus: Elisabeth Förster-Nietzsche,
Das Leben Friedrich Nietzsches, Leipzig 1897

Friedrich Nietzsche

seiner Absicht den Weg bereiten sollte, auch die „Walküre" zur Aufführung zu bringen. Da schreibt sie: „Es ist doch schrecklich. Aber wir kamen darüber ein, daß Richard von den Nibelungen eigentlich lebt. Ihnen verdankt er seine Existenz, deshalb muß man noch Gott danken, daß ein Wesen wie der König einen so sonderbaren Sparren im Kopfe hat und die Dinge durchaus sehen und haben will, freilich ohne jeden großartigen Gedanken damit zu verknüpfen. Richard sagt: ‚Umbringen kann er das Werk nicht. Ich kann es allein umbringen, wenn ich mich unterbreche und es nicht vollende. Daß er die Sache jetzt verdirbt, wird den Eindruck nicht vermindern, wenn die Werke einmal in meinem Sinne aufgeführt werden.' Ja, er fügte bei: ‚Den Tannhäuser und Lohengrin ist man mir ja auch noch immer schuldig. Diese ganze Darstellung aber erfordert einen allgemeinen höheren Kulturzustand. Trifft dieser nicht ein, so würden auch die vollkommensten Aufführungen in München nichts nützen. Alles dies ist Schicksal!'" Er lehnte es darum auch ab, nach Wien zu gehen; er meinte, daß es besser sei, wenn er nicht käme. Denn bei seinem Erscheinen entstehe dann immer ein dämmernder Zug, der alles aufs Spiel setzte. Als nun aber wirklich die Nachricht eintraf, daß der König auf der Aufführung der „Walküre" bestünde, da erfüllte ihn doch ein ungeheurer Unmut. Er wollte die Feder hinwerfen und nicht mehr einen Ton am „Ring" schreiben. Es war eine unendlich schwere Zeit für ihn wie nicht minder für Frau Cosima. Und doch ist es ihr gelungen, ihn zu beruhigen.

Gerade zu diesem Zwecke war ihr auch der häufige Besuch Nietzsches erwünscht. Er hatte durch die Übersendung seines Vortrags über Homer in Triebschen einen großen Eindruck hervorgerufen. Es ist keine Frage, daß in seiner Auffassung der griechischen Welt etwas lag, was er aus den künstlerischen Anschauungen Richard Wagners geschöpft hatte. So darf man denn auch ruhig sagen, was in späterer Zeit Hermann Brockhaus, der Neffe des Meisters, mehr im negativen Sinn gemeint hat: „Wenn Nietzsche mit Scho-

penhauer und mit Wagner fertig ist, dann wird er sich selbst verlieren." Jetzt aber bedeutete doch sein Erscheinen und vor allem die unendliche Ergebenheit für Richard Wagners Kunstwerk etwas Positives, das er in das einsame Haus brachte. Das Doktrinäre, Professorale, das in ihm lag, ist freilich von Frau Cosima selbst erkannt worden. Ja, gerade sie ist es, die dem jungen Gelehrten nach dieser Seite hin vielfach guten Rat erteilt hat. Wir werden das in der Folge eingehender zu erkennen vermögen. Jedenfalls bedeutete eine Zeitlang jeder Brief Nietzsches eine gewisse Freude, wenn auch Frau Cosima sich der Sorge nicht verschloß, daß er doch zu sehr mit stolzen und hochmütigen Gedanken arbeite und sich in die Dinge hineinversenke, anstatt daß er diese klar und unmittelbar auf sich reflektieren ließe. Doch Nietzsches Gesamterscheinung gehört zu dem Triebschener Aufenthalt ebenso wie die Persönlichkeit Schurés und die feine und feinsinnige Judith Mendès und ihr Gatte, die in ihrer Art bis zu jener Prüfung im Jahre 1870 doch ein großes und tiefes Verständnis für das Paar wie für des Meisters Kunst gezeigt haben.

Nicht uninteressant ist der Verkehr mit der Familie Bassenheim, sowohl mit der Gräfin als ganz besonders auch mit ihrem Vater, dem alten Fürsten Öttingen. Diese lebten in der Schweiz wie in einem Asyl, das sie, aus Bayern sich fortwendend, sich dort gegründet hatten. Es war ein durchaus herzliches Verhältnis, in das nur hie und da ein gewisser Hochmut der Gräfin Störung und Erkältung brachte. Denn Frau Cosima war nicht gewillt, sich irgendwelche Demütigungen bieten zu lassen, und so ist denn die Herrin von Triebschen in jedem Augenblick als die grande dame zu betrachten, die es wohl verstand, allen gegenüber die große und bedeutende Rolle zu zeigen, die ihr geistig und menschlich zukam. Wenn sie in den Nächten sich vor Schmerzen, Sorge und Kummer wand, so war sie bei Tage die stolze und sichere Frau, die immer gütige und doch ernste Mutter, die ihre Kinder selbst in allen Zweigen des

Wissens unterrichtete und ihnen so eine starke Grundlage fürs Leben gegeben hat. Es ist eigenartig, wie sie jeden Zug in dem Wesen der Kinder zu beobachten weiß, wie die leiseste Unwahrheit sie beunruhigt, eine Unklarheit im Blick sie zu ernsten Reflexionen veranlaßt. Dann konnte sie auch streng sein, ja bis zur Ungerechtigkeit. Das war ein Nachklang ihrer eigenen Erziehung, deren Wert sie jetzt voll erkannte. Denn wissend war sie auf allen Gebieten, und so bot sie den Kindern nicht etwa einen schulmäßigen Unterricht, eine kühle Einführung in die elementaren Dinge, sondern sie wußte diesen Unterricht herrlich zu beleben. Wenn sie ihnen heute die Legende von der heiligen Elisabeth mit dem Rosenwunder erzählte und ein andermal den heiligen Antonius von Padua, und zwar mit einer Wärme, die den Vater entzückt haben würde, näherbrachte, so hat sie ihnen auch das Leben selbst in seiner ganzen Eigenart, in Weh' und Freud' gezeigt. Sie war aber auch ihr bester Spielkamerad. Sie führte ihnen im Puppentheater die Märchen und Stücke vor, die sie ihnen aus Jakob Grimm vorgelesen, und sie bemerkte nicht ohne Freude, wenn die Kinder an Grimm eine größere Freude hatten als an den Märchen von Anderſen.

So war das Leben der Frau Cosima erfüllt von Pflichten des Herzens und von Aufgaben, die ihr die Mutterliebe diktierte. Es war ein ernstes und ein großes Leben, das sie führte und das der Meister selbst mit einer Verehrung sondergleichen Tag um Tag betrachtete, nicht ohne Sorge wegen des allzu großen Mühens, nicht ohne leisen Neid wegen Zeit und Gefühl, die sie den Kindern opferte und, wie er wähnte, ihm entzog. Da geht etwas Junges und Jugendliches durch sein Wesen! Denn all diese Äußerungen echtester und größter Weiblichkeit hatte er nie in der Nähe geschaut, und so schwebten sie ihm jetzt in um so deutlicherer, aber auch klarerer Weise vor Augen.

Dagegen traten die Pflichten der Gastlichkeit, die sie als Herrin des Triebschener Hauses zu üben hatte, etwas zurück. Aber alle, die

das Glück hatten, dahin zu gelangen, wie Catulle Mendès und seine Gattin Judith, die sich später Gautier nannte, der russische Freund Seroff, Graf Villiers und Richard Pohl wissen von dem reizvollen Leben zu erzählen. Auch Frau von Mouchanoff kam mehrere Male nach Triebschen, und einmal hat ihr Frau Cosima den Entwurf des „Parzival" vorgelesen, der sie tief erschütterte und aus der etwas weltlichen Auffassung, die sie während der Münchner Tage von dem Meister und seinem Werk gewonnen hatte, riß und sie wiederum zur unmittelbaren Verehrerin seiner Größe machte. Freilich steckte in ihr immer ein Stück von dem Wesen des reichen Jünglings, von dem uns das Evangelium zu sagen weiß, „und er ging hin und weinte bitterlich". Sie war es gewesen, welcher der Meister seine Schrift „Das Judentum in der Musik" gewidmet hatte. Es war eine Auszeichnung, die sie gewiß mit Würde trug, die ihr aber trotz ihrer äußeren Unabhängigkeit und ihres unabhängigen Gefühls doch etwas peinlich gewesen war. Wir können ihr das nicht weiter übelnehmen. Wir wissen ja, welche ungeheure Wirkung diese Schrift hervorgerufen, welche Fülle von Gegenschriften erschienen, die nicht mit so lauteren Gründen und Motiven arbeiteten wie der Meister und ihn und alles, was mit ihm zusammenhing, in den Staub zu ziehen suchten.

Er aber hatte inzwischen das Gegenstück dazu geschrieben, das wie das andere eine große kulturelle Aufgabe zu erfüllen hatte und vielleicht in der gleichen Frage noch tiefer griff als wie jene. Es war die Schrift „Über das Dirigieren", die um die Jahreswende erschien und nicht minder großes Aufsehen und arge Erbitterung, aber freilich auch viele Erkenntnis geweckt hat. Leitete sie doch gewissermaßen jene Wandlung in des Meisters Denken und Fühlen ein, die nach wenigen Jahren in Wahnfried und auf dem Festspielhügel in Bayreuth ihren Höhepunkt gefunden hat. Er hatte indessen zu gleicher Zeit eine starke Erwiderung auf die Presseangriffe, die sich gegen ihn nach der unglücklichen „Rheingold"-Aufführung in München

wandten, verfaßt. Es war der Aufsatz „Das Münchner Hoftheater", den wir bereits zu den Aktenstücken der Bayreuther Gründung zu zählen haben.

Aber all das war äußerlich. Das Innenleben ging seinen Weg. Frau Cosima pflegte treulich den Meister und tat alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte, suchte ihm jeden Wunsch zu erfüllen. Sie schrieb ihm die schwierigen Briefe an König und Kabinett und feierte jede Stunde und jeden geistigen Gedenktag mit ihm. Rührend ist da ein Zwiegespräch an Schillers Geburtstag: Sie meinte, es sei nicht recht, „daß wir gestern dessen vergaßen". Er aber erwiderte: „Ich habe mich an seinem Bild gefreut." Dann lasen sie zusammen den „Don Quichote" von Cervantes und auch dessen Leben. Dieser Lektüre aber tat sie Einhalt, weil sie darin eine Stelle fand, die auf einen Kupferstich des Dichters hinwies, den sie sich als Weihnachtsgeschenk für den Meister ausgedacht hatte.

Die Scheidungsfrage zog sich auf fast unerträgliche Weise in die Länge, so daß selbst die Frage des Aufenthalts in der Schweiz in Erörterung gezogen werden mußte. In der Tat haben beide eine Zeitlang daran gedacht, einem liebenswürdigen italienischen Angebot Folge zu leisten und in der Nähe von Mailand eine Villa zu beziehen. Aber Tag um Tag erkannte Frau Cosima mehr, was es bedeutete, mit ihm zusammen zu sein. Denn so sehr er den Scherz liebte, soviel Heiterkeit er in das Haus und auch in ihr Herz brachte, immer wieder überkam ihn jenes große Sinnen, dessen Aussprechen sich in der Tat kundgibt wie eine Offenbarung. Das ist um so schöner, als diesen Äußerungen jede Spur von Doktrinarismus fehlte und sie eigentlich nur ihr gegenüber möglich waren, obwohl sie von allgemeiner Bedeutung und allgemeiner Gültigkeit waren und sind. Es ergriff sie tief, was er alles, anknüpfend an Dichtungen, an Werke von Beethoven und Mozart, ihr zu sagen wußte. Es klang groß und war groß gedacht, wenn er meinte: „Musik ist der unmittelbare Ausfluß des Christentums und der Heiligen, wie Franz von

Assisi, welcher die ganze Kirche und die ganze Welt aufhebt. Oder wenn er über Sokrates spricht, daß er der reinste Typus in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes gewesen sei, während er Plato als den eigentlich ersten Philosophen bezeichnet. Alle anderen, alle früheren seien Praktiker gewesen. Die Moral des Sokrates aber, wie sie bei der Lektüre des Kriton sich offenbart, ist so erhaben, daß auch das Christentum nicht darüber hinauszuschreiten vermag. Sie erzeugt die Ekstase, ja die Vernichtung der Welt. Wer aber inmitten der Welt etwas hervorgebracht, der könne nie weiter wie Sokrates gehen. Und da meint er von sich selbst, er wolle die Bremse sein, die immer aufstachelt. Freilich in dieser Beziehung taten es ihm andere zweifellos zuvor. Und alles, was von außen kam, was die Aufführung des „Rheingold" und seiner anderen Werke, was die Scheidungsfrage betraf, alles das war von so kränkender Natur, daß sie beide schwer darunter litten. Aber der große Trost lag in ihrer Liebe, und er stellte in diesem Sinne die Liebe über alles: „Die Liebe wirkt wie eine Eruption, wirft alle Schichten durcheinander, läßt Berge entstehen, und dann steht da ein Ideal — die Umwälzung ist ihr höchstes Gesetz."

Dieser Liebe aber waren doch noch große Proben gestellt, und nur eine so starke und tapfere Natur wie Frau Cosima konnte sie ertragen. Wenn sie zum Beispiel im „Kladderadatsch" durch einen Artikel und ein Bild unter dem Motto „Cosi fan tutte" sich selbst angegriffen sah, so war sie weniger wegen des Angriffs traurig, als deshalb, weil dieses Blatt unter ihrem Freunde Ernst Dohm gestanden und sie diesem niemals eine solche Roheit zugetraut hätte. Der Meister meinte freilich, daß er eben nur dem Lose der Menschen verfallen sei, die nichts anderes wären als Journalisten. Da ward ihr aber ein Trost durch die Nachricht, die Richard Pohl ihr brachte, daß Dohm seiner Schulden halber bereits vor dreiviertel Jahren aus Berlin nach Weimar hatte flüchten müssen. Also auch ihn hatte ein schweres Schicksal ereilt.

So nahte die Weihnachtszeit, und sie war erfüllt von ihrer Freude am Geben. Sie hatte für den Gatten alles Mögliche sich ausgedacht, vor allem auch für die Kinder. An diesen stillen Dezemberabenden aber mußte sie des armen Hans gramvoll denken. „Seltsam", schreibt sie einmal, „Hans war eigentlich dem Weihnachten abhold und jetzt, wo ich ihn allein weiß, und diese Feier im voraus mir denke, überfällt mich bei dem Vergleich mit ihm und mir eine unaussprechliche Wehmut." Der Dezember war ja für sie immer eine traurige Zeit: das Bild ihres Bruders Daniel und sein einsames Grab stiegen wieder vor ihr auf, für das sie sorgte und dessen Pflege Konstantin Frantz übergeben worden war. Im Hinblick und im vollen Gefühl ihrer Liebe zu dem Toten aber schrieb sie: „Kinder, haltet fest zueinander! Bruderliebe, Schwesterliebe, nichts ersetzt sie Euch." Sie litt mehr, als sie sagen wollte. Und so sind alle Berichte, die in dieser Zeit aus Triebschen in die Welt gegangen sind, auch die Briefe des Meisters, gewissermaßen heiter gestimmt, während sie selbst von sich sagen mußte: „Ich muß nur sorgen, daß Richard nicht merkt, wie schwach ich mich fühle. Ich bin selig über sein Schaffen. Er merkt dies eigentlich nicht." So ist er geradezu übermütig gelaunt, und als von dem Bey von Tunis ein hoher Orden eintraf, da bestimmte er den flimmernden Stern mit den Bändern dazu, die Decke des Puppentheaters auszutapezieren. Bei dieser Ausschmückung half auch Nietzsche, welcher zum Weihnachtsabend nach Triebschen gekommen war.

Diese Feier selbst aber war ein Stück, der Frau Cosima würdig. Sie hatte ein armes Mädchen aus Bamberg als Christkind ausersehen, und nun erschien am Abend zunächst der Knecht Ruprecht und erschreckte die Kinder. Der Meister besänftigte sie, und da läßt er die Nüsse in das Zimmer rollen. Dann erscheint das Christkind in hellem Glanz. Es schreitet weiter, und ihm folgt nun das ganze Haus mit den Kindern. Unter dem Baume verschwindet das Christkind, und nun treten die Kinder zum Baum und zur Bescherung,

an der das ganze Haus, auch Nietzsche, mit voller Freude teilnimmt. Er selbst hatte unter den Christbaum seinen Vortrag über Homer gelegt, während unter den Geschenken der Frau Cosima sich ein Almanach befand, in welchem das Lustspiel des Stiefvaters Geyer abgedruckt war. Der Meister war der Freude voll, und er trat nun mit Nietzsche in den Speisesaal, während Frau Cosima mit den Kindern zurückblieb und mit ihnen unter dem verlöschten Weihnachtsbaum niederkniete. Da sprach sie das Gebet: „Liebes Christkind, Du bist zu uns gekommen und hast uns beglückt. Wir danken Dir, indem wir an alle Unglücklichen denken und Dich herzlich bitten, an diesem Abend sie heimzusuchen und zu segnen. Den armen Hungrigen, die Kälte und Dunkel haben, schenke Nahrung und Dein Himmelreich, den Armen, die ohne Freude allein sind und weinen, bringe Deinen Trost und sage ihnen, daß sie selig sind. Die Kinderchen grüße, denen keine Mutter einen Baum anzündet, und sage ihnen, daß Du ihr bester Freund bist. Wie Du uns die vielen Lichter beschert hast, schenk' allen Dein großes Licht, daß sie sich glücklich fühlen wie wir!" Und nach einer stillen Stunde brachte sie die Kinder zur Ruhe. Tiefe, schmerzliche Gedanken an den fernen Hans stiegen in ihr auf. Dann kehrte sie in das Eßzimmer zurück, wo sie den Meister mit Nietzsche in vertraulichem und freundlichem Gespräche fand.

Auch Nietzsche hat an diesem Abend auf sie einen tieferen Eindruck gemacht als früher. Sie hat sich nicht so leicht, wie der Meister selbst, in sein Wesen zu finden vermocht, und so manches Doktrinäre an ihm hat sie abgestoßen, bis er selbst mehr und mehr sich als Vertrauten zu geben vermochte. Am Weihnachtstage selbst hat sie ihm den Entwurf zum „Parzival" vorgelesen, und sie schreibt dazu nur: „Furchtbarer Eindruck." Wir wissen, daß späterhin gerade Nietzsche für das Bühnenweihfestspiel auch nicht das geringste Interesse gefunden und ihm sogar feindselig gegenübergestanden hat. Aber der Entwurf selbst muß damals auf ihn sehr

stark gewirkt haben. Er war ja noch von ganz anderen Gedanken beseelt als später, wo diese düsteren und kälteren haben weichen müssen. Der Meister selbst hat in Cosimas Gegenwart mit ihm ein „erhabenes" Gespräch über die Philosophie der Musik geführt und Gedanken ausgesprochen, von denen sie selbst die Hoffnung hegte, daß er sie weiter ausführen würde. Es waren in der Tat die Ansätze zu seiner geradezu transzendent wirkenden Schrift über Beethoven.

Nietzsche aber fühlte sich unmittelbar als Triebschener. So bezeichnet ihn wenigstens seine eigene Schwester. „Die Herzlichkeit, mit welcher das Haus des Meisters dem Jünger sich auftut, führt allmählich zu einer tiefen und engen Freundschaft, und es gab köstliche Tage und Stunden weltentrückten Zusammenseins. Man trug alle großen und kleinen Leiden getreulich miteinander, man litt unter den Münchner Aufführungen von ‚Rheingold' und ‚Walküre', und er nahm den tiefsten Anteil an dem beginnenden Entstehen der ‚Götterdämmerung'. Hatten ihm doch die beiden die Aufgabe zugewiesen, Einkäufe für die Weihnachtsbescherung in Basel zu machen. Er brachte nicht bloß Dürersche Stiche, Antiquitäten und Kunstsachen mit, sondern auch Puppen, Puppentheater und anderes Spielzeug." Frau Cosima habe sich immer, so lesen wir, ganz beschämt gefühlt, wenn sie mit solchen Bitten an ihn herantrat. Sie fand den Mut dazu allein dadurch, daß sie ganz zu vergessen sucht, daß er Professor, Doktor und Philologe sei, und sich nur seiner 25 Jahre erinnert. Im übrigen machte sie es ihm mit Rücksicht auf sein unpraktisches Wesen sehr bequem: Er solle in den Läden nur Zettel mit den ausführlichen Beschreibungen abgeben. Aber so leicht hat er es aus eigener Freude an der Sache nicht genommen: Er warf nicht nur prüfende Blicke auf die Kunstgegenstände, Bücher und andere Sachen, die er erstanden, sondern auch auf das Kinderspielzeug. Er hatte zum Beispiel bei den Figuren des Puppentheaters auszusetzen, daß der König zu wenig echt aussehe und der Teufel nicht so schwarz, als es wünschenswert wäre; auch

entwickelte er eine eigene Meinung über das Gewand des Weihnachtsengels. Das war seine Vorbereitung für Triebschen gewesen. Über das Weihnachtsfest aber selbst erfahren wir durch Nietzsches Schwester weiter: „Das alte, trauliche Landhaus verwandelte sich in den Festtagen in ein liebliches Weihnachtsmärchen, in dem die Kinder mit Wonne und die Erwachsenen mit rührender Wehmut Raum und Zeit vergaßen. Man beschenkte sich gegenseitig mit allerhand Schönem und Sinnigem und was dem Herzen besonders wertvoll war. Zum Beispiel erhielt mein Bruder von Frau Cosima eine wunderschöne Ausgabe des Montaigne. Dagegen hatte Nietzsche den vertraulichen Auftrag erhalten, den Druck der Biographie in nur sechs Exemplaren zu besorgen und zu überwachen." Das hat er denn auch in sorgsamer und rührender Weise getan. Und wie sehr er gerade auch in jener Weihnachtszeit Frau Cosima beschäftigte und unterhielt, das geht aus den schlichten Worten ihres Tagebuches hervor, die sie am 3. Januar des schicksalsvollen Jahres 1870 eintrug: „Eine ganze Woche nicht geschrieben. Die ganze Zeit mit Nietzsche verbracht, der uns gestern verlassen. Zu Sylvester hatten wir wiederum den Baum angezündet." Und da bescherte ihr der Meister nach alter französischer Sitte der Étrennes noch einmal, so daß sie ganz verdutzt war.

Im übrigen schloß das alte und begann das neue Jahr mit Sorgen. Und da meinte wohl der Meister: „Das Leben ist die Lohe der Brünhilde — mitunter durchschreitet ein Held die Lohe und bändigt sie, zumeist aber gehen die Menschen darin unter." Über die langsam fortschreitende Scheidung sagte er: „Es erben sich die menschlichen Gesetze wie eine ewige Krankheit fort. Nur Natur und Liebe sind prompt, aber die Gesetze, die schleichen."

Den 8. Januar, den Geburtstag Hans von Bülows, feierten sie in stiller Wehmut: „Nachts aufgewacht, an Hans Geburtstag gedacht. Wenn ich lediglich seiner gedacht, hätte ich auch für ihn gelebt, wäre dies wohl besser gewesen? Ich glaube, nein. Ich glaube

auch fest, daß dies nicht meine Bestimmung war. Meine Hoffnung ist darauf gestützt, daß Lulu mir zuliebe ihren Vater über Alles lieben und sich ihm weihen wird." Und es ringen sich ihr Reime aus der Seele, die anklingen: „Ihr ruhigen Sterne, grüßt aus der Ferne des Armen Nacht."

Inzwischen hatte der Meister die Einleitung zum Vorspiel der „Götterdämmerung" vollendet und schien nun im besten Zuge zu sein. Da kam mit einem Male die Kunde, daß der König wirklich die Aufführung der „Walküre" wolle. Beide ergriff ein tiefer Schreck. „Wie ich ihm sagte, daß ich dem nicht würde beiwohnen können, erklärte er: dann um keinen Preis. Und er kam noch einmal darauf zurück, daß es undenkbar für ihn sei, ein Werk von sich aufzuführen, ohne daß ich dabei sein würde. Ich küsse ihm tief ergriffen die Hand, worauf er lacht und sagt, ‚nun habe ich gelebt für eine Naturnotwendigkeit'." Aber die Sache regte ihn ebenso auf wie früher die Aufführung des „Rheingold". Damals war er am 31. August nach München und Starnberg geeilt, um den König persönlich für seine Absichten zu gewinnen. Er hatte aber nur mit Düfflipp und Perfall verhandeln können. Jetzt schien auch das völlig abgeschnitten und der König gewissermaßen ganz von ihm abgekehrt und verständnislos den Wünschen gegenüber, die er für die Aufführung seines Werkes hatte und haben mußte. Frau Cosima litt und trauerte mit ihm. Aber auf der anderen Seite hatte er in ihr den nötigen Halt gewonnen und fand für seine Ideen, die jetzt, zu voller Reife gelangt, klar und bestimmt hervortraten, in ihr nicht bloß die vollste Teilnahme, sondern auch die überzeugte Helferin. Die Sorge, die „Walküre" jetzt ebenso einer Einzelaufführung auf einem Theater preisgeben zu müssen, und wenn es auch unter der Ägide des bayerischen Königs stand, war ihm schon deshalb schmerzhaft, weil dadurch die großen Pläne, die sich zu regen begannen, wiederum verdunkelt wurden, ja durch diese Zerreißung der Tetralogie unmöglich gemacht werden konnten. Eine Zeitlang

sah in der Tat Wagner und auch Frau Cosima in diesem Wollen des Königs, das ja aus dem Sehnen, das Werk zu hören und kennenzulernen, entsprang, eine Feindseligkeit sondergleichen, nicht bloß gegen sein Werk, sondern vor allem auch gegen sich. Das kränkte ihn über die Maßen und schmerzte ihn mehr, als er zu sagen vermochte. Der Schmerz wurde freilich gehemmt durch die unglaublich brutale Art und Weise, in der sich die Leitung des Münchner Hoftheaters, aber auch die offiziellen Organe der bayerischen Hauptstadt gegen ihn zu äußern begannen. Es war der alte Hergang: scheinbare Ungnade des königlichen Herrn löst höchste Brutalität der Subalternen aus! Unter diesem Stern wurde nun auch die Aufführung der „Walküre" in München eingeleitet und durchgeführt. Im übrigen hatte er und hatte vor allem Frau Cosima recht, wenn sie meinte, daß mit solchen Schritten und Maßregeln dem Werke selbst nicht geschadet werden könnte.

Sie ließen sich denn auch in ihrem Innenleben nicht stören, und der geistige Austausch ihrer Gedanken war und blieb ein wundervoller. So sagte sie ihm einmal, daß ihr bei Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" Isolde eingefallen sei, welche, indem sie die Leuchte auslösche, zugleich als Liebesheldin und als Todesgöttin erscheine. Der Meister stimmte hocherfreut dieser Meinung zu und kam dann auf das Skelett des Mittelalters zu sprechen. Die Deutschen suchten ihm einen heiteren Sinn abzugewinnen, weil sie so originell und den Griechen in dieser Auffassung am nächsten stehen. — Alles weckte in ihr große Gedanken! Sie spielten die Neunte Symphonie, und sie war überwältigt von der Gewalt, die dieses Werk auf sie ausübte. Sie sah darin einen Ruf zu der Notwendigkeit des Glaubens, sowohl bei Schiller als vor allem auch bei Beethoven. Sie meinte freilich: „Wer kann sich den geben. Gewiß, zum Beispiel ist der Vater überzeugt, doch nenne ich dies keinen Glauben." Interessant ist, wie sie jetzt im regsten Briefwechsel mit Nietzsche steht. Und doch, wenn man glaubt, daß sie

von Respekt erfüllt war für den Philosophen und Professor, so täuscht man sich. Denn sie wußte doch in allem ihm eine gewisse frauliche Führung zu geben, und das Geistige, das er bot, nahm sie mit einer gewissen Kritik auf, die sie ihm keineswegs vorenthielt. Indessen wuchs auch sie unter diesen Verhältnissen geistig ganz gewaltig, und es war bedeutsam, zwischen dem größten musikalischen und dichterischen Genius der Zeit und einem Philosophen zu stehen, der sich mehr und mehr gleichfalls als Dichter entwickelte. Kein Wunder, wenn einmal der Meister sagte: „Wüßte ich nur ein Wesen, das im geringsten mit Dir zu vergleichen wäre, wo ich mir sagen kann, das ist, was eine Anlage heißt, das hat sich in Cosima entwickelt. Ich fürchte nur Verlust und Krankheit. Ich weiß noch gar nicht genug, wie glücklich ich bin, ich genieße es noch gar nicht genug." Da schrieb sie bescheiden: „Wer kann ermessen, wie mein Herz solche Worte empfängt, ich will gar nicht mehr vom Hause fort."

Ein Trost war ihr, daß die Herzensgüte ihres Vaters sich auf die Dauer doch nicht bannen ließ, und wenn er ihr nicht schrieb, so doch, tief gerührt von ihrer Schilderung des Weihnachtsfestes, an Daniela. Sie wollte gerade durch ihn auf Hans einwirken, der sich ja in der Nähe von Liszt, in Florenz, befand und sich dort, nachdem er die ersten Krankheitsfälle, die der Aufenthalt in Italien in der Regel mit sich bringt, überwunden, menschlich und künstlerisch äußerst wohlzufühlen begann, wie das ja seine Briefe in klarer Weise zeigen. Wagner meinte zu dieser Idee: „Das ist recht, denn nicht das, wie es ist, trennt einen, sondern, wie man sieht, wie man sich ausspricht." Man muß auch bei ihm den außerordentlichen Takt bewundern, mit welchem er die Entwicklung dieser Frage beobachtete, sowohl Hans wie Franz Liszt gegenüber.

Er war wiederum im höchsten Schaffen begriffen. Die Nornenszene war ihm glänzend gelungen: „Wie Nachtvögelflattern", so schildert Frau Cosima den Eindruck, „klingt es; alles kommt auf

den Natureindruck an. Hier in der Nornenszene sehe ich die hohe Tanne beim Felsen und höre das nächtliche Rauschen." Er meinte freilich dazu: „Nur seit meiner Verbindung mit Dir habe ich ein unglaubliches Zutrauen zu mir. Ich weiß, daß ich alt werde, beginnt doch das Leben jetzt erst für mich." Dabei hat es etwas im hohen Grade Reizvolles, zu sehen, wie er am Abend zum Ausruhen von so gewaltigem Schaffen zu den Büchern seiner Jugend zurückgreift und ihr Königs „Hohe Braut" vorliest, aus der er bekanntlich den Operntext „Die Franzosen vor Nizza" geschaffen. Sie freuen sich beide des hübschen Romans, weit mehr als des Eindrucks, den die Nachahmungen der großen Nibelungendichtung jetzt hervorriefen. Und Frau Cosima meint, als sie Ettmüllers „Siegufried" gelesen, mit ziemlichem Zorn: „Seitdem Richard die Eddamythen zu seinem ‚Ring' verschweißt hat, macht sich ein jeder daran, daraus ein Stück zu machen. Sie werden auch dafür gelobt und besprochen, während Richards ewiges, einziges Werk totgeschwiegen wird. Aber was tut das."

Auch die großen politischen Ereignisse des Jahres 1870 warfen ihre Schatten voraus. Sie hatte seit langer Zeit mit ihrem Schwager Ollivier fast gar keine Verbindung mehr gehabt. Inzwischen war er der Minister Napoleons geworden und hatte auf dessen auswärtige Politik einen bedeutenden Einfluß gewonnen. Das brachte ihm natürlich schwere Angriffe in der Kammer, und diese Angriffe gerade veranlaßten Frau Cosima, den Briefwechsel mit ihm wieder aufzunehmen. Meinte sie ja doch, daß er jetzt nicht glauben könne, daß seine Erhöhung sie verführt hätte, sich ihm wieder zu nähern.

Auch in seiner politischen Gesinnung stimmte das edle Paar bedeutsam überein. Schon jetzt sind sie aufmerksam auf alle Bewegungen in den Tuilerien und auf die stete Unruhe, die sich in deren Politik kenntlich macht. Nicht minder aber interessiert sie das vatikanische Konzil und ganz besonders auch dessen Rückwirkung auf

Deutschland und zumal auf Bayern. Richard Wagner hatte gewiß keinen Grund, den bayerischen Matador in Rom, Ignaz von Döllinger besonders zu verehren. Denn wenn er auch nicht gegen ihn war, so gehörte er doch seinem ganzen Wesen nach in jene Strömungen hinein, die ihm seine Entwicklung in München unmöglich gemacht haben. Aber dessen mutige Haltung in Rom imponierte in Triebschen. Dazu kam, daß trotz der Irrungen und Wirrungen, welche sich aus dem unbedingten Wunsche des Königs, die ersten Teile der Tetralogie in München aufgeführt zu sehen, ergaben, die politische Haltung des Königs den beiden echte Freude weckte. Der Sieg der Ultramontanen erregte zunächst freilich Besorgnis. Aber die Art, wie der König zunächst schützend die Hand über seinen Minister gehalten, erfreute sie tief, und auch der Konflikt mit dem Reichsrat ließ sie erkennen, daß auf diesem Gebiete der König doch unbeirrt seinen Weg gegangen. In diesen Anschauungen, in die auch die Freude über Bismarck sich mischte, standen die beiden durchaus auf einem klaren Standpunkt und waren von einer Erkenntnis durchdrungen, die ihnen die weitere Entwicklung der deutschen Dinge als die einzig richtige erkennen ließen. Anders freilich in München, wo unter dem Hochdruck Roms die ultramontane Linke bereits wieder von dem Kuratell über den König sprach und ihm und seinen politischen Anschauungen gegenüber auf die Kraft und den Trotz der bayerischen Bauernschaft pochte. Eine Zeitlang bangte in der Tat der Meister für den König und fürchtete sogar, nicht ganz mit Unrecht, seine Entthronung. Und dies zu einer Zeit, wo sich Wagner in der weitesten Sonnenferne von seinem schützenden König befand und dieser mit stärkstem Eigenwillen, taub gegen jede Bitte des Meisters, aber auch der Frau Cosima, auf die Aufführung der „Walküre" drang, deren Übereilung ebenso schlimme Folgen tragen mußte wie die des „Rheingold". Vielleicht nahm sich Wagner die Angelegenheit viel zu sehr zu Herzen. Daß aber seine Erregung nicht gemacht war, das geht aus seinen Wor-

ten hervor, die er gegen Ende Januar zu Cosima sprach: „Wenn ich Dich nicht hätte, wüßte ich gar nicht, wofür ich auf der Welt bin. Ich glaube, ich würde wahnsinnig: von der einen Seite nicht anders sein zu können, als man ist, und von der anderen der Welt in keiner Weise recht zu sein, das muß einen an sich selbst irre machen." Er sah in der „Walküren"-Aufführung einen Schatten für sein Leben. Er meinte, diese Angelegenheit trübe ihm jeden Gedanken an die Welt. „Wenn nicht das Kunstfeuer und die Liebeswärme mich erhielten, ich lebte nicht mehr." Er vergrub sich allzusehr in diese Gedanken, ebenso wie Frau Cosima aus den Leiden Hans von Bülows und aus der ganzen Frage der Scheidung jeden Tag neues Weh und neue Wehmut schöpfte. Und doch hätte sie über Hans ganz beruhigt sein können. Seine Briefe aus Florenz klangen, wenn nicht froh, so doch lebensmutig, und er fand sich in der italienischen Welt und der Florentiner Gesellschaft kraft seiner glänzenden künstlerischen und menschlichen Eigenschaften rasch zurecht, so daß er sich dort völlig wohlzufühlen begann.

Indessen muß man wohl unterscheiden zwischen dem stillen, traurigen Sinnen der Frau Cosima und ihrem Schreiten und Wirken im Hause. Da ließ sie sich von diesen Gefühlen nichts merken. Sie hatte nur das Gedeihen seiner Arbeit und seiner Ruhe im Auge und dazu die Erziehung der Kinder. Aber jedes Wort der Liebe, das er zu ihr sprach, blühte in ihrem Herzen gewissermaßen auf. Es ist ja auch rührend, wie er ihr von der ersten Begegnung in Paris im Jahre 1853 spricht: diese Reise sei seine Brautschau gewesen. Denn sie sei eigentlich der Tristan gewesen, der nichts gemerkt habe. So schöpfte sie Wonne und Glück aus der Vergangenheit und Gegenwart. Sie sah das ungeheure Werk der „Götterdämmerung" emporwachsen, zu gleicher Zeit aber auch, wie ihn jene Idee von der Philosophie der Musik beschäftigte. Er meinte wohl, man könne die ganze Philosophie aus einem Satz einer Mozartschen Symphonie konstruieren, gerade weil sie so einfach sei und die Me-

lodik so unendlich fein. Beethoven sei als Beispiel viel schwieriger: der erste Satz der „Eroica" sei gar nicht zu definieren. Es drängte ihn, seine philosophischen Ideen, die ja ganz aus ihm selbst herauskamen, mit Nietzsche zu besprechen, und dieser ging auch mit dem ganzen Feuereifer, aber auch mit der ganzen Einseitigkeit des jungen Gelehrten darauf ein. Sofort münzte er seine Anschauung über den „Figaro" zu der Sentenz: Mozart habe die Intrigenmusik erfunden. Da gab der Meister sofort zurück: Im Gegenteil, er habe die Intrige in Musik aufgelöst. Man möge nur die übrigens ausgezeichneten Stücke von Beaumarchais mit den Opern Mozarts vergleichen. Dort gebe es scheue, witzige, bornierte Menschen, die geistvoll miteinander tändeln und reden: bei Mozart sind es verklärte, leidende, klagende Wesen. Mit Staunen, aber auch mit Freude und Interesse sah Frau Cosima, wie in allen diesen Dingen der Meister der Lehrer des jungen Nietzsche war. Und wenige Tage später, da dieser wegen der freudigen Stimmung der französischen Blätter über den Sturz Hohenlohes schrieb, und zwar in durchaus froher Stimmung, da flößte den beiden sein Brief geradezu Besorgnis ein, und der Meister meinte, daß die Philosophie Schopenhauers am Ende auf solche junge Leute einen schlechten Einfluß haben könne, und zwar durch die Anwendung des Pessimismus auf das Leben und der daraus gezogenen praktischen Hoffnungslosigkeit. Die beiden trugen dem jungen Gelehrten in der Tat wirkliche Freundschaft, die sich nicht bloß im Verkehr ausdrückte, sondern auch in der tieferen Erkenntnis seines Wesens. Denn sie sahen zu klar und ließen sich in keiner Weise blenden.

Nur in bezug auf seinen Sohn ergab sich der Meister selbst freudiger Utopie. So fragte er sie einmal: „Du wünschest wohl, daß er so eine Art von Parzival wird?" Und sie antwortete mit einem heiteren Ja. Und er meinte, weil hier alles musikalisch, so wäre seine Begabung keine Überraschung, sondern eine Erfüllung. Sie aber antwortete mit tiefem Gefühl: „Wenn er nur gesund

bleibt und die Kinder gedeihen." Kein Tag verging ohne Erziehungsmühen, keiner ohne Sorgen. Unbeabsichtigte Kränkungen der Kinder gegenüber dem Meister erfüllten sie mit Schrecken. Und ihr fehlte dann in solchen Augenblicken innerlich jene tiefe mütterliche Sicherheit und Ruhe, wie sie Gottfried Keller in seiner wundervollen Erziehungsnovelle „Frau Amrain und ihr Jüngster" zum Ausdruck gebracht hat. Aber sie lebte mit ihnen in wundervoller Weise, um dann im nächsten Augenblick sich wieder in des Meisters Gedanken- und Gefühlsgang zu vertiefen. Er aber drückte fortwährend eine neue Taste an. Wenn er den Choral von der Bach-Kantate spielte und beide ergriffen sind, da meint er wohl, daß ein Jude daraus eine französische Oper gemacht habe. Damit sei alles gesagt. Sie aber erwiderte: „Und doch sind es noch die Klänge, wenn auch entweiht und verballhornt, welche den Erfolg dieser Oper gemacht haben." „Und Bach ist Luther. Sieh nur den Gleichmut, mit welchem er die kühnste, gewagteste Sache schreibt." So steht ihnen in steter Gegenwart alles Leben. Und dabei geht durch Frau Cosimas Tag und Werk doch der alte somnambule Zug. Sie träumt, daß ihre Schwester Blandine zu ihr ins Zimmer tritt unter denselben Erscheinungen wie damals, da sie starb. Sie muß mit ihm von Blandinens Tod sprechen. Und da nickt er ernst und meint: „Man wird ein anderes Wesen, wenn man solche Dinge erlebt hat. Sich sagen zu müssen, daß ein solches Geschöpf wie Blandine verschwunden ist! Und Schnorr! Man hat es überlebt, aber man wird ein anderer." Dann aber fügt er aufatmend hinzu: „Für Schnorr haben wir nun Fidi."

Es ist keine Frage, daß die Verzögerung der Scheidung in ihr eine starke Depression weckte, die immer wieder die alten Gedankenreihen über ihre Schuld und Hansens Leid erstehen ließ. Sie hatte an den alten Freund Lothar Bucher geschrieben, und dieser antwortete sehr beruhigend, daß Bülows Advokat durchaus ehrlich sei und daß Hans Ende März nach Berlin kommen werde, um die

Angelegenheit durchzuführen. In Triebschen aber erschien gewissermaßen als Unterhändler für den König Heinrich Porges und berichtete über die Münchner Zustände, über die furchtbare Aufführung des „Tannhäuser" unter Büllner und dessen ganze Unfähigkeit. Er ist ihnen ein freundlicher Gesellschafter, und doch in das Allerinnerste ihres künstlerischen Heiligtums vermag er nicht zu dringen. Der Meister unterhält sich mit ihm in sokratischer Weise über Philosophie, legt aber nun seine eigenen Anschauungen dar. So stellt er den Gral als das Symbol der Freiheit hin: Entsagung, Verneinung des Willens, Keuschheitsgelübde drängen die Ritterschaft des Grals von der Welt des Scheines ab. Der Ritter darf das Gelübde brechen mit der Bedingung, die er dem Weibe auferlegt. Denn wenn ein Weib derart die Naturnotwendigkeit beherrscht und nicht fragt, ist sie wert, in den Gral einzuziehen. Um der Möglichkeit dieser Erkenntnis willen darf der Ritter freien. Das knüpfte wohl an die Schrift von Porges über „Lohengrin" an, führte ihn aber freilich in eine andere Welt, in die im Grunde nur Frau Cosima dem Meister zu folgen vermochte. Denn am nächsten Tage findet sie der Meister traurig, während sie nur darüber nachdachte, was er über „Lohengrin" gesagt und die Ergriffenheit darüber nachwirkte, wie seine Worte in ihr nachhallten. Im übrigen war es ihr ein großer Trost, als Porges auf einem einsamen Spaziergang mit ihr über die Vergangenheit sprach und ganz glücklich war, weil er den Meister niemals so gesehen, wie er jetzt sei, so ruhig und so lebendig, und daß er überzeugt sei, er würde die „Nibelungen" nie wieder aufgenommen haben, wenn nicht der große Umschwung in sein Leben getreten wäre. Als sie unter Tränen dies dem Meister erzählte, erklärte dieser zustimmend: „Nicht einen Ton hätte ich mehr von mir gegeben, wenn ich Dich nicht gefunden hätte. Jetzt habe ich ein Leben."

Der Frühling nahte mit Brausen und mit ihm anregende Gedanken aller Art. Der Meister dachte an seine „Helden", mit

denen er noch einzig verkehren wollte, mit Bernhard von Weimar, mit Luther, Friedrich dem Großen und Oliver Cromwell, den Cosima hinzufügte. Damit scheuchte er die täglich wiederkehrenden Gedanken über die Aufführung der „Walküre". Und doch regte diese den Meister und auch Frau Cosima in ganz anderer Weise an, als es der König gewollt hatte. Man kann sich ja in dessen Gedankengängen durchaus zurechtfinden. Der „Tristan" und die „Meistersinger" waren zu seiner, aber auch zu des großen künstlerischen Freundes höchster Befriedigung über die Bretter seines Hoftheaters gegangen. Warum sollte das nicht auch mit den übrigen Werken möglich sein! Er bedachte da freilich nicht, daß die Tetralogie ganz andere Anforderungen stellte und daß man diese räumlich und technisch, vor allem auch gesangstechnisch erst hätte Herr werden müssen, ehe man an die Aufführung ging. Jeder Tag der Vorbereitung der „Walküre" hätte ihm das zeigen müssen. Aber das ging ihm nicht ein, während nun der Meister wieder dem alten Gedanken der Aufführung an einem anderen Orte, fern von dem Getriebe der Welt, nachhing. Und in Erinnerung an den in der Autobiographie erwähnten Besuch des Meisters in Bayreuth bat ihn Cosima am Abend des 5. März, er solle doch im Konversationslexikon den Artikel Bayreuth aufschlagen. Diesen Ort hatte er ja auch später als den genannt, den er wählen wollte, ganz aus sich heraus. „Zu unserer Freude lasen wir darin ein prachtvolles altes Opernhaus angeführt." Es war eine jener unmittelbaren und intuitiven Äußerungen der Frau Cosima, die so oft in entscheidenden Augenblicken ihrem Geiste entsprangen, die den Ausgangspunkt für die Entwicklung des Bayreuther Gedankens bildeten. Der 5. März 1870 ist dessen Geburtstag. Und auch ihn hat in gewissem Sinne Frau Cosima geboren.

Dann aber versenken sich beide mit größter Begeisterung in Droysens Geschichte Alexander des Großen. Da ersteht ihnen der eigentliche Held des Hellenentums in voller Kraft und Klarheit und

führt sie über all das Kleinliche der Zeit hinweg, auch über die wohlgemeinten und stetig sich wiederholenden Ausführungen von Porges, der nicht zum Ziele kommen konnte und nun mit jener rührenden Unterwürfigkeit sich in den Geist von Triebschen versenkte. Aber auch die Mitwelt begann sie zu langweilen. Und es ist merkwürdig, wie vielleicht durch die Schuld des Hauses Wesendonck selbst auf die alten Beziehungen ein Schatten fällt. Wagner hatte die ersten Bogen der Autobiographie an Wesendonck geschickt. Dieser dankte herzlich, aber von hoher Warte herab erteilte er den Ratschlag, Wagner möge in der Erzählung seines Lebens nicht so minutiös fortfahren. Der Meister war ernstlich verstimmt, während sie dieses Gefühl wohl teilte, aber eine Verstimmung zwischen den beiden Häusern jetzt und auch später fernzuhalten versuchte. Aber es war ein neues Zeichen, wie sehr die beiden über die Welt hinausgewachsen waren und die Folgen des Goetheschen Wortes zu tragen hatten: „Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein.“ Und sie zögerte nicht, auch Porges einiges mitzuteilen, was sie zum Bruch mit der Welt bestimmt habe. Und der Meister sprach zu ihr: „Die Menschen sind so verstellt und trügerisch, daß keiner an Hochherzigkeit und Wahrhaftigkeit glaubt. Kein Mensch hat Dir glauben wollen.“ Und er fügte, als sie allein waren, hinzu: „Nicht nur liebe ich Dich, sondern ich lebe Dich. Wenn Du im mindesten betrübt und bekümmert bist, bin ich lahm wie ein Vogel, der am Flügel verwundet ist.“

Aber es hat doch einen ganz eigenen Reiz, zu beobachten, wie mühsam Rat Düfflipp die vom König so dringend gewünschte Aufführung der „Walküre“ durchzuführen versucht. Wie er an Hans wegen ihrer Leitung schreibt und wie man die Beschleunigung der Scheidung wünscht, damit dann der König Wagner wiederum nach München berufen könnte und mit ihm frei verkehren. Das stieß alles bei Bülow auf hartnäckigen Widerstand. Von einer Rückkehr nach München wollte er jetzt nichts wissen, denn sie wäre, wie er

ausdrücklich selbst sagte, Selbstmord. Er sei ein kranker Mann, der Gesunde hieße Klindworth. Aber an diesen traute sich wiederum Düfflipp nicht heran, weil er ablehnen würde. So war man in den größten Nöten und hat sogar den Versuch gemacht, Heinrich Porges auf das Dirigentenpult zu setzen. Das sah nach dessen Rückkehr aus Triebschen natürlich im hohen Grade merkwürdig aus, und Porges hatte allen Grund, sich bei dem Meister zu rechtfertigen.

Und doch konnten die Fluten der Außenwelt den starken Wall nicht überspülen, hinter dem Frau Cosima ihren trüben Gedanken nachhing und gerade bei der Lektüre von Gottfrieds von Straßburg „Tristan" aufs neue darin bestärkt wurde. Vor allem drangen ihr die Worte des Dichters ins Herz:

Trug jemals einer stetes Leid
Bei währender Glückseligkeit,
So trug Tristan dieses stete Leid.

Die Verse schienen völlig auf sie zu passen: „Denn ich bin glücklich und doch kann ich es nicht vergessen, daß einer gelitten hat und vielleicht noch leidet." Viel Unerfreuliches kam ja trotz des Frühlings hinzu. Sie sah und hörte wohl mit Freude die Ankunft der Stare, die sich auf dem Hause festsetzten, auf die verschiedenen Bäume verteilten und in freudig lärmendem Gezwitscher das Haus umkreisten. Aber da kam aus Wien die Meldung, daß man Beckmessers Lied als ein altes jüdisches Lied erkannt habe, das der Meister habe persiflieren wollen. Infolgedessen Zischen im zweiten Akt, Rufe: „Wir wollen es nicht weiter hören." Indessen siegten doch die Deutschen bei diesem Theaterskandal, über den der Meister sagte: „Das bemerkt keiner unserer Kulturhistoriker, daß die Juden im kaiserlichen Teater zu sagen wagen: ‚Wir wollen es nicht hören.'" — Viel tiefergehend war die Wirkung der abendlichen Lektüre, so von Faust und zumal dem zweiten Teil, der ihnen als eine wahrhaftige Palingenese erschien. Oder vom „Hamlet", der in beiden

ganz neue Eindrücke hervorrief. Vor allem bei Frau Cosima: „Zum ersten Male begreife ich, daß Hamlet durch die Erkenntnisse der Welt weit über die Rache, ja über den Selbstmord hinausgeführt wird. Die scheußliche Tat, die ihn zur Rache anspornen soll, läßt ihn zugleich das Wesen der Welt erkennen und daß daher auch nur des Königs Tod die That sühnen könne; dazu erscheinen dem Geisterſehenden die Wirklichkeit nur wie ein furchtbarer Traum."

Auch in den Buddhismus führt der Meister die Gefährtin ein. Er spricht dabei von dem Jammer, daß die jüdische Religion dem Christentum aufgepfropft worden sei und dies ganz verdorben habe. „Es ist nicht anders, das Gleichgewicht gegenüber der Welt war eben nur durch diese Vertiefung in das Beste und Größte, was die Welt bisher hervorgebracht, zu erreichen." In der Tat erscheint dabei der Meister in der doppelten Gestalt von Hans Sachs und Tristan. Er belehrt sie und führt die an und für sich so Hochgebildete in alle diese Gebiete ein. Für ihn gab es doch nur einen tieferen Kummer, und das war ihre mit leiser Sorge beobachtete allzu große Hingebung an die Kinder. Er meinte dazu: „Ich sehe mich schon in Marburg unter dem Tore vor dem Kloster der heiligen Elisabeth stehen." Und doch war sie alles eher als das, zumal wenn sie ihn bei voller schöpferischer Kraft wußte. Sie empfand sozusagen das Entstehen eines jeden neuen Taktes mit, und mit leidenschaftlicher Hingebung beobachtete sie das Werden der „Götterdämmerung".

Daraus aber schöpfte sie auch die Hoffnungen und Gedanken für Bayreuth. Gerade damals kam wieder Richter über Triebschen, und sie hat ihm ihre Hoffnungen auf Bayreuth eröffnet: „Wir geben das Asyl nur auf für diese Bayreuther Kunstblüte." Und alles was sie hörten, alles was sie dachten und was sie lasen, es wirkte in diesem Sinne mächtig und stark auf sie ein. Wenn die merkwürdige Meldung aus München kam, daß der König die Erscheinung der reitenden Walküren, die Wagner nur als Nebelbilder gedacht hatte, durch seine Stallknechte darstellen lassen wollte, so konnte sie das nur

bestärken, in Bayreuth auch szenisch das Werk in volle Erscheinung zu bringen. Sie aber fühlte den Zauber der Musik aus den Zeilen des Meisters selbst hervorquellen. Und bei einem Gespräche über das Wesen der Musik meinte sie von ihm und seinem Werk: „Es ist nicht die Darstellung einer Idee, sondern die Idee selbst. Das ganze Schönheitsgefühl der Welt hat sich in die Musik geflüchtet!" Und in diesem Gefühl flüchten sie zu Platons Symposion, aus dem Cosima einen der tiefsten Eindrücke des Lebens schöpft, und sie lebt gewissermaßen auf in dem Gedanken, der in dem Symposion zum Ausdruck kommt: im Schönen das Schöne zu erzeugen. Er aber erklärte, daß er unter einem solchen Eindruck, wie dem im Symposion, sein Buch „Kunst und Revolution" geschrieben habe.

Im großen und ganzen aber ging es doch vorwärts. Richter traf in München mit Liszt zusammen, um mit ihm nach Ungarn zu reisen. Er schrieb befriedigend über dessen umgeschlagene Stimmung. Diese Ruhe der Anschauung trat ja bei Liszt meist dann ein, wenn er von Rom und dem Einfluß der Fürstin entfernt war. Besonders aber wirkte nun auf ihn die Nachricht von Bülows Erfolgen in Florenz. Dieser hatte vom König von Italien bereits einen Orden erhalten, und die Zeitungen rühmten ihn und seinen Einfluß auf die musikalischen Verhältnisse der italienischen Hauptstadt. Das tröstete auch Cosima im hohen Grade, während der Meister selbst, um einen Ausgleich mit dem König herbeizuführen, zu dem letzten Mittel griff und ihn am 13. April durch jenes schöne Gedicht umzustimmen versuchte:

„Noch einmal mögest du die Stimme hören,
Die einstens aus dir selber zu mir sprach."

Aber auch dieses letzte Mittel versagte, und am 4. Mai befahl der König, ohne weitere Rücksicht auf Wagner mit der Aufführung der „Walküre" vorzugehen. Am 14. wurde Wüllner beauftragt, das Werk mit den einheimischen Kräften aufzuführen. Am 26. Juni

fand die erste Aufführung statt, die einen ungeheuren Eindruck machte, und dann wurde sie später in Verbindung mit dem „Rheingold" am 7., 10., 14., 17., 20. und 22. Juli wiederholt. Liszt und alle Freunde waren anwesend, und jener gab seiner Meinung darüber schönen, aber doch noch stark zurückhaltenden Ausdruck.

Diese Zeit der Vorbereitung und Entwicklung bis zu der Aufführung mußte natürlich auf Triebschen in ganz anderem Sinne wirken als auf die Welt, abgesehen natürlich von den feindseligen Blättern, welche die ungeheuren Kosten dieser Aufführung am meisten kritisierten.

Frau Cosima lebte ganz in der engen und doch so weiten Welt von Triebschen. Sie freute sich über jedes Wort, und ihr Herz jubelte, wenn er vor ihrem Bilde sagte: „Da kommt das einzige Wesen auf die Welt, das mir etwas zu sagen hatte." „Solange ich Dein liebes Angesicht sehe, sterbe ich nicht." Und von der „Götterdämmerung" weiß er wieder den Weg zu finden zu „König Ödipus", und da meinte sie wohl, daß sie diese antiken Chöre hören möchte. Da verweist er auf Bayreuth: „In unsere Schule werden sie kommen!" Sie aber meint: „In dieser Schule muß aber kein Klavier gelehrt werden. Die Schüler müssen soviel Klavier wissen, als es notwendig ist, um gute Musiker zu werden. Aber kein Unterricht in unserer Schule darf aufkommen. Denn die Virtuosität überwuchert dies alles." Da antwortete er ihr: „Du hast recht, aber wie Du kühn bist!" Und doch waren sie gerade jetzt fast einzig auf sich selbst gestellt. Sie sagt selbst:

„Nicht viel Freude von außen. Einzig die Kinder bieten Trost und Halt, sonst möchten wir wohl sterben. Alles Mögliche haben sich die Leute bei unserer Vereinigung gedacht, daß aber eine ungeheure Liebe da waltete und daß unser Finden keine Sache des Zufalls ist, fällt ihnen kaum ein!" So kam es ihr sicher aus dem Herzen, als sie ihm am Morgen zurief: „Bist Du mir freundlich gesinnt?" und er ihr heiter antwortet: „Nichts als freundlich und alle Tage habe ich Dich lieber." Und da das Gespräch auf die Frauen

kommt, meint er, „wenn sie eine gewisse ängstliche Bescheidenheit verlieren, etwas anderes sein wollen als Gattinnen und Mütter, wie unangenehm steif werden sie da". Und er geht im Zusammenhang mit diesen Ausführungen auf die Liebe bei den Griechen ein, wo sie, wenn sie nicht in Lasterhaftigkeit unterging, die höchste ästhetische Tendenz bezeugte. „Die Anbetung der Frauen aber ist ein neues Moment, das uns durchaus von der antiken Welt trennt. Bei den Germanen haben sie etwas Geheimnisvolleres, der Natur Näherstehendes." Und dieses Geheimnisvolle war ihr zweifellos eigen. Wie weiß ein Traum sie zu erschrecken. Da fährt sie dann auf von dem Schlafe, und Richard steht vor ihr. „Ich denke mit Angst daran, daß beim Tode Blandinens ich ebenso heftig geweckt wurde. Wer leidet, wer stirbt? Der Vater, der arme Hans? Gott steh' uns bei. An Richard kann und will ich hierbei nicht denken. Den Kuckuck höre ich schon nicht gerne, weil er vor drei Tagen ihn betrug und nur drei Rufe zur Antwort erhielt. O ewige Sorge, wann schwindest Du — mit dem Leben!"

Von auswärts macht nur das Konzil Eindruck und die Aufführung der „Walküre". Da erhält er einen Brief aus München von Levi, welcher anfragt, ob es ihm recht, wenn er die Leitung übernehme, aber, als er erfährt, daß die Aufführung gegen des Meisters Willen sei, einfach ablehnt. Da meint der Meister: „Ich achte ihn, weil er sich wirklich Levi wie in der Bibel und nicht Löwe, Lewy nennt", und er hat ihm tatsächlich zeit seines Lebens eine hohe Achtung bewahrt. In dieser Zeit aber fragte sie ihn selbst wegen seines Tagebuches. Denn ihr lag daran, daß er es führe. Er verneinte die Frage: „Dies hat aufgehört. Jetzt genieße ich mein Glück. Ich schwöre Dir zu, ich wundere mich über nichts mehr, indem ich sehe, daß die alte Kraft durchaus nicht aufgehört hat, die Phantasie, vielleicht mehr als gut, immer geneigt ist, zu schaffen. Wem verdanke ich dies?" „Dem König von Bayern", sagte sie scherzend, „das ist die Antwort auf das neuliche Schreiben." Er aber meinte

ernst werdend: „Glaub' mir, diese Gunst hätte ich ermüdet fallen lassen, hätte ich Dich nicht gefunden."

Und in der Tat, es ist die schöpferischste Zeit, in der er lebte. Die „Götterdämmerung" geht ruhig und sicher vorwärts, freilich unter tiefster innerster Erregung. Denn jedes Weiterschreiten war nicht bloß im schöpferischen Sinne ein Ungeheures, sondern auch technisch ein steter Fortschritt. Darüber gibt er ihr Tag um Tag Aufschluß. Wenn er zum Beispiel an der Stelle steht, da Brünhild einsam auf ihrem Felsen sitzt und den Ring beschaut, da bringt er statt einer Parenthese eine Kadenz, denn hier handle es sich nicht um eine Zwischenmusik. Aber er denkt auch über die „Götterdämmerung" weit hinaus, sogar an die „Sieger". Am 1. Mai, nachdem er von seinem Gang durch Regen und Wind heimkehrt, sagt er: „Wenn ich die ‚Sieger' einst im Alter dichte, werde ich ihnen ein Vorspiel geben, worin der erste Teil der Handlung (Das Tschandalamädchen verschmäht den Amanda) vorgehen soll. Nur die Musik vermag dieses wiederzugeben — das Geheimnis der Wiedergeburt." Dann taucht ihm jetzt mit einem Male das „Amselthema" auf, das er später in ganz anderer Weise verwertet hat. Im Zusammenhang damit aber meint er, nicht ohne leisen Zug von Ironie: „Wie gerne möchte ich jetzt dichten! Welche leichte, rasche Arbeit! Was ist das im Vergleich zum Partiturschreiben." Aber abends spielen die beiden zusammen den ersten Akt der „Götterdämmerung". Kein Wunder, wenn er unter solchen Umständen eine Einladung aus Wien, die „Neunte Symphonie" zu dirigieren, ablehnt und meint: „Wo ich einmal zu Hause sein werde, werde ich Dir die Symphonie aufführen. Aber mit all dem Gesindel will ich nichts zu tun haben." Das „Zuhause" deutete wieder auf Bayreuth hin, dem er noch andere Aufgaben zuwies als seine Werke. Denn als er mit ihr den „Wallenstein" las und auf das Verhältnis von Thekla und Max zu sprechen kam, schalt er auf gewisse Literaturhistoriker, welche diese Szene geradezu verurteilten. Ihm erschien sie von ungeheurer Kon-

sequenz: Die Schroffheit der wahren Liebe. Es ist der Magnetismus, der bewirkt, daß das Schaf das Kraut sicher findet, das ihm taugt. Und sie sprechen davon, diese Stücke in Bayreuth in der Schule aufführen zu lassen, denn die schändlichen Darsteller verderben sie einem.

Es ist in der Tat der reine Liebesfrühling, den sie leben. Eines Morgens erscheint sie auf seinen Wunsch im weißen Gewand. Er nennt sie die weiße Dame oder vielmehr Thekla: „Zu allem Schönen habe ich Dich als Vorbild, darum bin ich so glücklich. Du hast gewußt, daß mir zu helfen wäre." Wie ganz anders empfindet sie in den schweren Stunden ihres Leids: „Könnten wir die Leidenschaft bezähmen, könnte sie aus dem Leben gebannt sein! Mich betrübt jetzt ihre Annäherung, als wäre sie der Tod." Dabei aber war sie voll erfüllt von den Vorbereitungen zu des Meisters Geburtstag. Sie hatte sich allerlei Überraschungen ausgedacht und hatte die 45 Mann starke Regimentsmusik bestellt, auch die Kinder, zumal die Älteste, Daniela, sollte bei der Überraschung mitwirken. Die ganze Nacht aber vor dem Geburtstage schmückte sie Treppe und Vorzimmer, und nachdem sie dies getan, schreibt sie in früher Morgenstunde in ihr Tagebuch: „Aber ich tauge nicht mehr für Feste und bevor noch der Tag beginnt, sitze ich da, schreibe dies und weine. Gott gebe meinen Kindern Freude heute; wer viel gelitten hat, kann nicht mehr recht lachen. Am Festtag besonders erkennt man, wie traurig das Leben ist. Der unbeachtete Fluß der Tage, ihre stille Flucht ist dem wunden Herzen wohl das beste. Segne Gott alles und gebe mir bald Ruhe." Aber die Freude scheucht die wehmütige Stimmung. Um acht Uhr stürmen die Kinder, mit Rosenkränzen geschmückt, zu dem Gefeierten herein, der Huldigungsmarsch ertönt, und Richard schluchzt über die Überraschung. Dann tritt Daniela zu dem Vogelkäfig, den sie zu ihrem Geburtstag im Oktober erhalten, um nun ihren lieben kleinen Gesellen die Freiheit zu geben. Frau Cosima hatte ihr dazu folgende, ihrer kindlichen Sprechweise und Empfindung angepaßte Verse geschrieben:

Liebe Vöglein, flieget fort,
Gedenket mein, am fernen Ort,
Euer Neſt euch bauet,
Dann Kleine darin erſchauet!
Männchen ſingen freier,
Weibchen brüten Eier.
Zu mir kommt wieder,
Fällt Schnee hernieder.
Friert es euch draußen,
Bei mir kommt hauſen.
Die Kleinen bringt her,
Willkommen Wiederkehr.
Und bleibt ihr fort,
So lebet wohl,
Nicht iſt der Liebe Weſen hohl,
Wie dürfte Liebe ſie ſich taufen,
Wollt' ſie Beſitz mit Lieb' erkaufen.
So ziehet fern dahin, dahin,
Ich folge Euch mit liebendem Sinn.
Und fallen als ſüßer Tau wohl Tränen,
Einweihen zur Blume ſie unſer Trennen.
Schöner Fink, folg' dem Wink,
Liebſter Zeiſig, eifrig zum Fluge zeig' Dich,
Die Tür iſt auf, nehmt Euren Lauf.
Der ſchönſte Tag iſt heut,
Daß das Vöglein des ſich freut,
Will von Herzen das Kind.
Drum, liebe Vöglein, geſchwind
Ziehet dahin, dahin,
Es folget Euch froh mein Sinn.

Freilich nur unter Tränen hat die kleine Daniela den Käfig geöffnet, und alle ihre Lieblinge flogen aus bis auf die kleine Bachſtelze. Die blieb zurück, und am nächſten Morgen hat man ſie tot

gefunden. Frau Cosima hatte sich darüber gefreut, daß ihre Älteste sich entschlossen hatte, ihre Lieblinge dem Feste zu opfern. Aber sie meinte: „Wie preise ich den Stern der Kinder, sie hier in dieser Ruhe und Einsamkeit zu wissen, wohin Richard ihre Jugend versetzt hat. Kein Kampf des Lebens, keine Drangsal wird dieses Glück antasten können."

Schon am 20. war das Haus in große Erregung geraten. Es war ein Stallmeister des Königs erschienen und hatte zum Geschenk das Roß Grane gebracht, das eine Zeitlang alle wohl erfreute. Man setzte den kleinen Siegfried auf den Gaul, und er hielt stolz und freudig darauf aus. Auch von Liszt traf eine Depesche ein. Sie war im alten Ton gehalten: „In hellen und trüben Tagen für und für mit Dir." Gerührt aber über die ganze Feier nannte der Meister Frau Cosima „die Kapellmeisterin seines Lebens". Und gewissermaßen in der Geburtstagsstimmung spricht er mit ihr über das Leben und seine Erscheinungen schön und ergreifend. „Mir war", sagt sie, „als dränge ich durch ihn in das Wesen der Welt, doch einzig durch ihn." Er kam auf die Seelenwanderung zu sprechen in seiner Weise. Da bezeichnet er die ganze Idee als freundlich, nur der Tod sei ernst als Prüfung des Lebens, aber alles, was nachher komme, sei so freundlich als möglich. Freilich meint er darüber: „Gott sei Dank, daß darüber noch tiefes Geheimnis waltet." Und dann kommt er ein andermal, aber gewissermaßen in diesem großen Zusammenhang, auf das Reich der Feen zu sprechen. „Shakespeare hatte den Kopf voll von diesen Feen, die Elfenwelt des ‚Old England' lebte in ihm." Sie lasen abwechselnd Shakespeare, Schiller, Sophokles, und sie meinte dazu: „Und jeder hat uns gleich ergriffen und überrascht, weil das Werk eines solchen Genius immer den Stempel des Unbegreiflichen an sich trägt." Freilich, Shakespeare sei ein Naturgenie, Schiller ein Kunstgenie, das sich den Pathos abringen mußte, um die deutsche Bühne von der allgemeinen Realistik zu befreien. Das habe freilich Goethe auch getan, und wie dieser uns durch seine Objektivität rühre,

so Schiller durch die Subjektivität. Besonders liebte er die „Jungfrau von Orleans" und meinte: „Das drängt alles zur Musik."

Inzwischen waren die Erinnerungen von Hector Berlioz erschienen. Sie waren ganz in dem Geiste jener Verbissenheit geschrieben, welche die letzten Jahre des Unglücklichen verdüsterte. Sie selbst, die in ihren Jugenderinnerungen ein ganz anderes Bild von ihm gehabt, fühlte sich verletzt und geradezu abgestoßen. Der Meister aber meinte, daß er nach diesen Erinnerungen jede Beziehung zu Frankreich aufgebe. Sein Urteil über die Franzosen wird in der Tat immer schärfer. Es ist, als ob er den nahenden Krieg vorgeahnt hätte. Er spricht einmal von dem sonderbaren Einfluß auf die Trachten der Franzosen, die alles verderben, wie alle Kräfte und Säfte bei ihnen ausarten.

Er kam zur Vollendung des ersten Aktes der „Götterdämmerung". Als er ihr die Tarnkappenszene vorspielt, meint sie: „Furchtbar wirkt die unmenschliche Apostrophe an sein Weib, und durch das große Themagewebe ist allerdings eine Sprache geschaffen, die die Welt gar nicht ahnt." Und über das Entreißen des Rings schreibt sie, hinweisend auf die Parallele zwischen Alberich und Brunhilde: „Das edelste Wesen leidet dasselbe wie das unedle. Der Wille ist in jedem Geschöpfe eins." Und als sie, es ist am 4. Juni, einmal ausnahmsweise ans Klavier tritt — denn sie hat bis zum Tode des Meisters ohne ihn fast nie das Klavier berührt —, kommt er zu ihr und zeichnet die Musik zum Herausziehen des Schwertes auf. So ist denn am Vorabend vom ersten Geburtstag seines Sohnes die Bleistiftskizze des ersten Aktes fertig. Am Morgen des denkwürdigen Tages trägt sie in ihr Tagebuch ein: „Mein Kind, Deine Geburt — mein höchstes Glück, hängt mit der tiefsten Kränkung eines anderen zusammen. Das war meines Daseins Schuld! Vergiß dies nie, erkenne darin das Bild des Lebens und büße es ab, wie Du kannst. Sei aber gesegnet von mir als die Verwirklichung des süßesten Traumes." Zur frühen Morgenstunde aber wird sie durch eine „süße Weise" geweckt. „Auf dem Klavier kündigt mir Richard

die Geburtsstunde an. Die Kinder aber bringen Blumen und Sterne, und Richard sagt: ‚Welch schöner Morgen! Wie bin ich glücklich.'" Frau Cosima aber hat den Tag mit folgenden Worten gefeiert:

Wenn von der Sonne Abschiedskosen
Die Erde die süße Trauer gewinnt,
Da haben in Lust und Leid wir geminnt,
Und erblüht bist Du mit den Rosen,
Die um das Grab von Tristan und Isolden
Sich üppig umschlingend erhoben,
Die Rosen so hold, die Reben so golden,
Nun schlingen sie sich um Dein Leben.
Dein Bild urewig segnete Tristans Nacht,
Als in Todeswahn wir uns fanden,
Siegfrieds Sänger hat dem Tag gelacht,
Wie Vater und Mutter neu erstanden,
Bei den Rosen und Reben
Tristans und Isoldens Ruh',
Bei Sonnen und Erden Abschiedskuß!
Stürme, mein Siegfried, was es stürmen muß,
Hell wie der Tag, tief wie die Nacht seist Du!

Es ist eigenartig, wie in dieser Zeit der Meister der Vergangenheit gedachte und auch auf die Züricher Zeit zu sprechen kam: „Wieviel mir doch erstorben ist. Wenn ich an dieses Zürich denke, wo ich neun Jahre zugebracht und nichts gehaftet hat. Die Symphonien von Beethoven habe ich aufgeführt. Alles ist weggewischt. Das ist nun gegenseitig." Und er wandte sich zu Cosima: „Du bist nichts als Seele, Liebe, Geist!" Sie freilich meinte: „Mir geht es dabei wie Gretchen: Weiß nit, was er an mir findt."

Die nächsten Tage wurde ihre Einsamkeit durch den Besuch Nietzsches mit seinem Freunde Erwin Rhode gestört. Dieser war gleichfalls nach Basel berufen worden und brachte nun nach Trieb-

Lauter Gesang
von Luther dem Schwan,
tönet so lang
dem Himmel hinan
als Mund und Herz lebendig offen
bekennen: Glaube Lieb und Hoffen.

Ein Bekenntniswort von Cosima Wagner

schen eine tiefe und starke Liebe zu den Werken des Meisters mit. Er war vielleicht eine viel tiefer angelegte Natur als Nietzsche, und seine unendliche Kenntnis der griechischen Welt, getragen von einer wirklichen Genialität, überraschte. „Ich möchte ihn unbedingt für bedeutender halten als Nietzsche selbst", sagte sie, und es war kein Wunder, wenn er auf die beiden einen nachhaltigen Eindruck hervorgerufen hat. Ihm hat Frau Cosima jedenfalls ein warmes Andenken bewahrt, und besonders seine Liebe zu „Tannhäuser", den er auch in seinem Tagebuch ungemein hochstellt, hat selbstverständlich in ihr eine starke Wirkung geübt. Als sie im Jahre 1892 zur Aufführung des „Christus" nach Heidelberg kam, hat sie mit dem alten Triebschner Freunde eine lange Zwiesprach gehalten. Nietzsche aber las seinen Vortrag über das griechische Musikdrama vor, nicht ohne bei dem Meister auf gewisse Bedenken zu stoßen, die ihm dieser mit klaren und tiefgehenden Gründen darlegte. Frau Cosima aber meinte doch: „Der Vortrag ist schön und zeigt, daß er das griechische Kunstwerk wohl empfunden hat." Nietzsche hatte ihr einen Stich von Albrecht Dürer „Die Melancholie" mitgebracht. An dieses Bild knüpfte sich nach dem Abschied der Basler Freunde ein Vergleich zwischen Dürer und Sebastian Bach. Der Meister meinte: „Beide sind als Abschluß des Mittelalters zu betrachten. Denn Bach als zu uns gehörig zu betrachten, ist ein Unsinn. Beide sind mit der reichen, geheimnisvollen Phantasie ausgestattet, der Schönheit entbehrend, aber das Erhabene treffend, das alle Schönheit überragt. Als Dritter ist Dante zu betrachten, der uns weniger sympathisch ist, weil nicht so human, eben nicht protestantisch." — Dann begannen sie „Wilhelm Meisters Lehrjahre" zu lesen, und die nächsten Tage stehen nun direkt unter dem Zeichen dieses Werkes. Freilich lesen sie es in ganz eigenartiger Stimmung. Denn sie rechneten Tag um Tag mit dem Eintreffen der Nachricht von der vollendeten Scheidung, an die sich, sobald dies möglich, die Trauung anschließen sollte. Die Hochzeitskleider der Frau Cosima trafen be-

reits ein und erregten natürlich Freude, aber auch ernste Stimmung bei beiden. Sie sprachen von der Zukunft ihres Sohnes, der Meister spielt ihm vor und freut sich, wie der Kleine ernsthaft zuhört. Und daran knüpft sich wiederum der Gedanke an die künftige Aufführung des „Rings des Nibelungen". Da meinte der Meister: „Was ich denke, ist das Werk, wenn es nur einmal da war, existiert ewig für die Menschheit; wenn ich auch weiß, daß die Masse sich nicht verändern wird, nichts Bestehendes ummodeln kann, so verlange ich nur, daß das Gute auch seinen Platz, seine Zufluchtsstätte habe. Das Gemeine und das Schlechte müssen die Leute annehmen und behalten, allein ein Asyl kann das Gute vielleicht noch finden." Und er schloß vom Weiteren auf das Engere: „Du wirst sehen, die ‚Walküre' wird auch zu meinen Gunsten ausfallen. Irgend etwas wird sich finden, was mir und meinem Plane vielleicht günstiger ist, als wenn jetzt ein ewiges Schweigen wäre." Es ist in der ganzen Zeit eine große Stimmung in den beiden: Es ist Mondnacht, sie haben das dritte Buch der „Lehrjahre" abgeschlossen, und da meint er: „Wie ist es denn uns gegangen. Haben wir gewußt, wie wir vereint waren, das waltet eben der Gott." Und da fragt er sie im Anblicken des Mondes: „Weißt Du, was ich für ein Gebet an den Mond gemacht habe? Es möchte mir erspart bleiben, jemals mich von Dir trennen zu müssen, um für unsere Existenz zu sorgen. Wenn wir so Abschied nehmen müßten, wäre furchtbar." Und doch machte ihm das Verhältnis zu dem König Sorge, nicht so sehr wegen der äußeren Dinge, sondern wegen des inneren Verhältnisses, und da meint er: „Man steht zwischen Genius und Dämon. Du gehörst zum Genius, der König zum Dämon. Nur lieben und schaffen, und schaffen nur, weil ich liebe. Du bist die Zentralsonne, um die sich alles dreht. Bist Du wieder froh in allem, was Du berührst, bin ich froh und glücklich. Aber Du kannst nicht hexen — die Außenwelt bleibt, was sie ist — und doch, Du hast gehext." Und ein andermal rief er ihr zu, da er von der Arbeit kam:

„Meine Arbeit, welcher Luxus! Ich tue sie ja nur, damit Du nicht böse wirst!"

Nun häufen sich die Nachrichten wegen der Aufführung der „Walküre" in München, und sie meint: „Mir gehts durchs Herz wie Dolche, und ich frage mich, ob diese Schmach wirklich ungerächt vor sich gehen wird." Wagner aber sagt ihr lächelnd: „Du bist die Schwester des Königs von Bayern, Ihr habt Euch die Hände gereicht, um mein Leben zu erhalten. Er freilich als törichtes Wesen, Du als gutes Weib." Sie knüpft daran eine merkwürdige Betrachtung: „Ich kann die Empfindung des Königs nicht enträtseln. Freilich sagt ein irdischer Spruch, daß man dies niemals und nirgends von einem Könige könne."

Wagner erteilt aber nun im Hause den Befehl, daß alle Münchner Briefe erst in Frau Cosimas Hand gelangen sollen. „Ich bin froh über diese Maßregel", schreibt sie und beginnt sofort die Korrespondenz zu führen hinter dem Rücken des Meisters. Und doch weiß sie die alten Beziehungen für andere auszunützen. Die Gräfin Bassenheim kam zu ihr mit dem Wunsche, daß das Lehen ihres Vaters, des Fürsten Öttingen, in ein Weiberlehen umgewandelt werden solle. Sie schreibt deshalb sofort nach München, und nach kurzer Zeit wird der Wunsch der Gräfin erfüllt. — Im übrigen weiß sie ihm über diese Tage glänzend hinwegzuhelfen! Die Nachricht aus Berlin über die Aufführung des „Tannhäuser" spricht von einem beispiellosen Erfolg. Nach dem ersten Akte sei ein ungeheurer Jubel ausgebrochen. Da schreibt sie in das Tagebuch: „Wir besprechen Bayreuth und vergessen München." Freilich wird sie selbst in anderer Weise an Paris gerade jetzt zurückerinnert: Richter war von Paris nach Triebschen gekommen und erzählte von seinen dortigen Erlebnissen. Er war nicht in Notre Dame, sondern hat nur einfältige Sehenswürdigkeiten betrachtet. Jetzt weilt er mit seiner musikalischen Harmlosigkeit in Triebschen und spielt am Abend mit dem Meister Haydnsche Symphonien: „Das erinnert mich an die

Zeit, in welcher ich mit Blandine diese Werke spielte." Und sie zitiert Madame Staël: „Ce beau temps, ou j'étais si malheureuse, meine traurige, vater- und mutterlose und doch so selige Jugend."

So kam der Juli, und die Scheidung erforderte die letzten Formalitäten. Trotzdem begann der Meister an seiner Schrift über Beethoven zu schreiben. Daneben sprach er von seinen Lustspielplänen, von „Luthers Hochzeit", von „Bernhard von Weimar" und „Friedrich dem Großen". Doch ist es merkwürdig, wie gerade jetzt alle Gespräche und Gedanken eine gewisse Richtung auf Paris nehmen. So führt eines Tages Frau Cosima über die Pariser Mode aus: „Es ist das vollendetste Bild einer Mode, mit welcher wir nichts zu tun haben. Aber die Deutschen müssen diese Mode mitmachen. Die Pariserin weiß aufs Haar, was sie ist, wie sie ist und zieht sich danach an. Aber die Deutsche schaut zu ihrer Nachbarin, beneidet sie und will es ihr nachmachen. Und dadurch geht die Schönheit fort. Nach den Befreiungskriegen war der Augenblick gewesen, wo der ganzen Nation ein Schwung zu geben war, allein da haben sie das Wort deutsch gefürchtet wie die rote Republik."

So sprachen sie am 7. Juli. Am 8. dringen die ersten Nachrichten von einem Krieg in ihre Einsamkeit. Ein tiefer Schrecken erfaßt sie, aber auch ein tiefer Groll. „Die Franzosen sind aufgebracht, daß etwas ohne sie geschehen soll." Es waren Tage höchster Spannung, die ausgefüllt wurden durch eine Pilatuspartie, auf die sich der Meister längst gefreut hatte. Gehörten doch die Bergesgipfel zu der Welt, in welcher er seine großen Werke konzipiert und wo er immer wieder die Kraft dazu suchte, sie zu vollenden. So nahm, trotz der ärztlichen Warnung, Cosima an der Besteigung des geheimnisvollen Berges teil. Auch sie fühlte die Größe der Höhe und in ihr die Befreiung von allen Lasten, und sie meinte: „Nur die Liebe waltet und bekundet sich im hohen, reinen Äther." Die Stille und Einsamkeit übt auf sie den erhabenen Eindruck aus, um so mehr, als ihr der Meister erklärt, daß solche Eindrücke ihm die Darstellung

des Götterlebens im „Ring des Nibelungen" eingegeben. Mondschein und Sonnenaufgang ergreifen und beleben sie. Aber freilich, sie muß die Anstrengung mit einem Tage Bettliegen bezahlen. Da sitzt er bei ihr und liest ihr vor aus Tiecks „Dichterleben" und aus „Manfred" von Lord Byron. Und nun bringt der Führer die Nachricht von dem Ultimatum, das die Franzosen König Wilhelm gestellt haben. In höchster Erregung schreibt sie: „Ich bin ganz außer mir über die französische Unverschämtheit. Dieses Volk verdient eine unbarmherzige Züchtigung." Sie kehrten zurück, und der Meister meinte gutmütig von der etwas mißlungenen Bergfahrt: „Uns wird eine solche Partie nie glücken, dafür haben wir unser Glück." Und als sie ihn nun „kindisch frug", ob er sie liebe, antwortete er: „Ich möchte wissen, was ich anderes tue als Dich lieben."

In Luzern aber trafen sie Karl Klindworth, der zum Besuche gekommen war. Das war für Frau Cosima ein großer Trost. Denn er kam aus Berlin. „Er hat Hans in Berlin gesehen, es gehe ihm wohl, er sei mit seinem Aufenthalt in Florenz zufrieden und plane eine Reise nach Amerika. Soll mir noch Trost beschieden sein, daß es Hans wirklich gut geht, dann, o Gott, hat es wohl nie eine glücklichere als mich gegeben." Und der immer ruhige, aber immer treue Freund berichtete über seine Münchner Eindrücke. Die „Walküre" sei überwältigend gewesen, ihr Vater sei dazu und zu den Passionsspielen nach Oberammergau gekommen. Da meinte sie wohl: „Wie verschieden dieses Leben von dem unsrigen! Wie nach außen gekehrt, zerstreungsbedürftig, wie groß die Kluft zwischen uns!" Aber es macht ihr doch Eindruck, als Klindworth ihr erzählt, wie der Vater in der Szene zwischen Brünhilde und Siegmund fortwährend geschluchzt habe und wie auch die Gräfin Mouchanoff diese ergreifende Szene nicht zum dritten Male habe anhören können. Klindworth aber findet, daß Wagner verjüngt sei und in seiner Stimmung nicht wiederzuerkennen. Auch Hans habe ihm ge-

sagt, wenn Wagner nur noch einen Ton schreibe, so sei es nur ihr zu verdanken. Und sie hat denn ein vertrauliches Gespräch mit dem alten Freund, der nach Deutschland zurückkehrte und dort Hans treffen würde: „Ich ersuche ihn, Hans alles zu sagen, was ich mir vorgenommen habe, ihm zu schreiben."

Es ist kein Zweifel, daß die kriegerischen Ereignisse den Meister und auch Frau Cosima am leichtesten über die Verstimmung wegen der „Walküre" hinweggeholfen haben. So lebt sie eigentlich vollständig in und mit der Zeit. Sie empört sich über die frevelhaften Franzosen, die sich nicht mit der Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern begnügen können, sondern daß Benedetti ein Versprechen vom König von Preußen fordert. Sie freut sich, daß König Wilhelm den Gesandten nach Gebühr nicht empfängt. Schlaflos sieht sie in der Nacht vom 15. auf den 16. den weiteren Nachrichten entgegen. Sie ist befriedigt, daß die erwarteten französischen Freunde Villiers und Mendès nicht kommen. „Denn", schreibt sie, „Franzosen jetzt zu sehen, wäre sehr unangenehm." Dazu bringt die Zeitung noch die sensationelle Notiz, daß der Kaiser sehr wohl von der Thronkandidatur des Prinzen gewußt und nur empört sei, weil derselbe sich geweigert habe, eine Nichte der Kaiserin Eugenie zu heiraten. Das haben nun die Minister nicht gewußt, sind von ihrem eigenen Kaiser irregeführt worden! Wagner meint, das sei eine Gaunerbande, die den Brand nach Europa geworfen, und dazu singt das Volk in Paris die Marseillaise. Wie seltsam klingt dagegen die Nachricht aus München, wo sie nicht wissen, wie sie sich gegenüber den fremden Intendanzen verhalten sollen, welche das Aufführungsrecht der „Walküre" ankaufen wollen. Sie hat in der Tat recht, wenn sie schreibt: „In München soll es derart drunter und drüber gehen, daß sie gerne Bülow wieder dort hätten und alles gerne umwandeln möchten."

In diesen Tagen ist auch ein Einschnitt zwischen Triebschen und Nietzsche zu finden. Dieser war, wohl aus Rücksicht für den Mei-

ſter, nicht nach München zur „Walküre" gegangen, aber dem Kriege gegenüber wußte er nicht, wie er ſich einſtellen ſollte. Sie ſchreibt: „Ich antwortete ihm und ſuche ihn möglichſt für das deutſche Recht der Preußen zu begeiſtern." Denn Begeiſterung herrſcht jetzt in ihr und heißes Bangen für das deutſche Volk. „Was ſteht uns bevor, wie ſoll, wie kann dieſer furchtbare Krieg enden?" Da geht ein furchtbares Gewitter nieder, und ſie meint: „Ich behaupte, die Götter zürnen den Franzoſen. Der Krieg iſt erklärt, in Paris nichts als Phraſen, die Preußen aber ruhig, feſt und geſchloſſen." Der Meiſter bemerkt dazu: Der Franzoſe ſei ſeltſam. Er halte kein Wort, aber wenn man ihn daran gemahne, müſſe man ſich mit ihm ſchießen. Die Franzoſen ſeien die Fäulnis der Renaiſſance. Aber ſie meint: „Ich bin derart außer mir, daß ich befürchte, Richard zu beläſtigen. Doch er nannte mich ſeine Lebensſpenderin, gütig und liebevoll, wie er immer iſt. Merkwürdig, wie ſich die franzöſiſchen Freunde nicht abweiſen laſſen. Villiers ſchickt ſein Stück und macht ſich in echter franzöſiſcher Unverſchämtheit über die ‚excellents Prussiens' luſtig. Richard verbittet ſich den Beſuch und erklärt, daß wir mit all unſeren Sympathien bei den Preußen wären." Frau Coſima läßt es ſich nicht nehmen, an den alten Freund Lothar Bucher zu ſchreiben, um ihre unbedingte Sympathie mit Preußen auszuſprechen. Ihr Tagebuch wird jetzt eine förmliche Chronik der Ereigniſſe. Sie ſpricht von der Aufregung in Luzern, wo alles in Sorge ſei. Immer empörender enthüllt ſich das Benehmen der Franzoſen als ein Gewebe von Lüge, Unwiſſenheit, Unverſchämtheit und Eitelkeit. „Grammont und Ollivier geben als Grund der Kriegserklärung die Circularnote Bismarcks an alle fremden Höfe an. Nun exiſtiert keine ſolche Note, und nur ein Telegramm, wie es in der Zeitung ſtand. Und ſo iſt alles, alles Lug und Trug. Ich ſage zu Richard ‚Der Krieg iſt die Beethovenfeier. Am 17. Juli iſt die Kriegserklärung abgegangen, am 17. Dezember 1770 iſt Beethoven geboren. Gott

gebe, daß eine gute Sieben hier ihr Spiel hat.' Richard sagt, er beginne zu hoffen. Der Krieg ist erhaben, zeigt die Nichtigkeit des Individuums. Es ist ein förmlicher Tanz, der aufgeführt wird mit dem furchtbarsten, wie Beethovenschen Finale, wo er alle Dämonen entfesselt zu einem großartigen Tanz." Sie ist verstimmt, da Nietzsche ihr schreibt, daß er nach dem Allenstein geht. Er scheint den Franzosen wie den Deutschen entrinnen zu wollen. Dagegen erfreuen sie die Mitteilungen aus München, daß die Bayern mit Preußen gehen, während die Nachricht, daß die „Österreicher in gewohnter Schmach mit Frankreich paktieren", ihr Herz bedrückt. „Richard aber ist wohlgemuth: die Zustände in Deutschland waren zu arg. Dieser Krieg kann noch einmal zeigen, was an den Deutschen ist." Um so mehr freut sie die Nachricht, die Baron B. über die deutsche Armee bringt, indem er zugleich mitteilt, daß Oberst R. bereits seit vier Wochen im Auftrag Bismarcks in Paris weile.

Da werden sie durch die Ankunft der Mendès und Villiers erschreckt. Diese haben sich auch wohl vor dem Krieg und Frankreich in die Schweiz gerettet. Die peinliche Empfindung, die trotz der Freundlichkeit der Menschen herrscht, wird dadurch überwunden, daß man musiziert. Sie erklärt ihnen freilich bündig ihre Ansichten über den Krieg. Dieselben werden, zumal von Mendès, mit Takt entgegengenommen. Der Meister spielt ihnen die Nornenszene, dann „Siegfried" und schließlich die Szene von der Wala und der Frigga. Dabei kommt er ihr gegenüber zu der schönen Erklärung: „Weißt Du, was ich mir bei dem großen Arpeggio Brünhildens gedacht habe? Deine Fingerbewegungen im Traum, wenn Deine Hand durch die Luft fährt. Darum bin ich noch immer nicht zufrieden damit." Und zu einer anderen Stunde erklärt er ihr: „Seitdem Du bei mir bist, habe ich ein grenzenloses Vertrauen, einen unverschämten Glauben an mich. Selbst dieser schreckliche Krieg wird nach meinem Glauben segensreich für mich ausfallen." Es zeigt von dem starken künstlerischen Bewußtsein und der Reflex-

wirkung der großen Ereignisse auf den Künstler, daß er unter diesen Eindrücken und dem täglich gesteigerten Glücksgefühl die Arbeiten an seinem Beethoven fortsetzt. Es erinnert diese Stimmung an Milton, der, während der Sturm durch die Straßen von London tobt und die Steine durch das Fenster fliegen, seiner Tochter sein „Verlorenes Paradies" weiterdiktiert. Er empfindet den Krieg als etwas Heiliges und Großes. Da er im Garten mit Cosima wandelt, meint er: „Auf einmal fühlt man, wo man hingehört und den Zusammenhang, der in den Friedenszeiten gar nicht bemerklich sein kann, da nur das Schlechte auf der Oberfläche schwimmt: etwas, das nicht zur Sprache kommt, aber in allem sich regt, fühlt man, in allen seinen Wünschen und Hoffnungen begleitet einen diese Regung." In diesem Sinne empfinden sie jede Nachricht: „Wenn die Kieler Universität in Bausch und Bogen mitziehen will, wenn der Handelsstand die größten Opfer bringt, wenn Bismarck der Kammer sagt, er habe den Bericht über die Unterredung Grammonts mit Werther dem König gar nicht mitgeteilt, weil er die Forderung des Entschuldigungsbriefes lächerlich gefunden habe; wenn die Wiener Studenten mit Deutschland gehen wollen, wenn die Münchner Kammern sich schamlos benehmen und wenn in Paris weiterhin tüchtig gelogen und geprahlt wird." Da sie die Nachricht empfängt, daß der Sohn ihrer Stiefschwester in die Marine eintreten müsse, so sieht sie darin nur eine Notwendigkeit. Aber die französische Flotte ängstigt sie doch sehr, ebenso wie die Vorteile, welche die Franzosen durch ihre Lage, durch ihre Eisenbahnnetze vor den Deutschen voraus haben. Da schilt sie Richard, daß sie so wenig ideal sei. Auch falsche Nachrichten treffen ein, die geeignet sind, zu erschrecken: daß die Turkos bereits zwei badische Dörfer bei Offenburg niedergebrannt hätten, daß 6000 Österreicher auf seiten der Franzosen fechten. Unter diesen Eindrücken fordert der Meister direkt von den französischen Gästen, daß sie verstehen, „wie wir dieses französische Wesen hassen". Dann kommt die erste Nach-

richt über das Zusammentreffen der Truppen. Sie schreibt: „Ich bete mit den Kindern für die Deutschen.“ Er aber denkt im Zusammenhang mit seiner Arbeit über Beethoven über das deutsche Wesen nach, während sie vor jeder Nachricht bangt. Freilich war es klar, daß in dem neutralen Lande auch Falschmeldungen der Franzosen eine große Rolle spielten, die geeignet waren, sie zu ängstigen. Bismarck arbeitete ja ganz anders. Er enthüllt durch die „Times“, welche Vorschläge ihm Benedetti unaufhörlich gemacht habe, von einem Einfall der Franzosen in Österreich, damit sie dann Belgien erobern könnten, daß die Südstaaten hereingezogen würden, um die französische Schweiz sich anzueignen und dergleichen mehr. Es ist im hohen Grade bezeichnend, wie der Meister den französischen Gästen gegenüber seine Empfindung zum Ausdruck bringt, wobei Villiers sich nicht von der Vorlesung seines Werkes abhalten läßt, dessen gleisnerische Durchführung und komödienhafte Darstellung beide geradezu empört. „Richard spricht über das Verwerfliche dieser rhetorischen Poesie, und in der Tat teilen die beiden Mendès in ihrer Feinfühligkeit und schönen Bildung diese Empfindungen.“

Nun taucht auch die alte Freundin Malwida von Meysenbug auf dem Sonnenberg auf. Sie kam schon gewissermaßen zur Hochzeit, die unmittelbar bevorstand. Auch mit dem Pfarrer Tschudi wurde alles wegen der Trauung besprochen. Es ist rührend, wie Cosima Richard fragt, ob es ihm recht sei. Er aber antwortet, er wisse kein Wesen auf der Welt, mit dem er sich außer Frau Cosima verbunden haben würde. Ohne sie wäre er ins Kloster gegangen. Sie ist tief ergriffen und schwankt zwischen Freude und Wehmut. In diesem Gefühle bestellt sie die Trauringe in alter Luzerner Form. Sie sind beide tief bewegt, das spiegelt sich in ihren seltsamen und beinahe Shakespeareschen Träumen wider. Am Morgen lachen beide darüber, fühlen aber, wie ihre Gedanken, die sie am Tage gehegt, sich des Nachts im beiderseitigen Traumbild

berühren. Aber der Tag steht unter den Eindrücken, und zwar noch mehr unter denen von Bismarck als denen vom Kriegsschauplatz. Sie meint: „Immer größere Freude über Bismarck, dessen Enthüllungen immer deutlicher zeigen, wie klug und rechtschaffen er gehandelt. Er sagt, er habe die Franzosen wohl hinhalten müssen, um nur einige Jahre Ruhe zu haben. Die bornierten Diplomaten seien die französischen gewesen, die einem deutschen Minister solche Vorschläge hätten machen können. Zum ersten Mal hört man solche Worte, und wie vornehm und stolz steht dieser Minister da. Auch hat er endlich England trotz dessen unausgesetzten Schmähens und seiner Handlungsweise gezwungen, keine Kohlen und keine Patronen mehr an Frankreich zu liefern. Wie erhebend muß das doch für Bayern, Sachsen, Württemberg sein, nun als deutsche Armee zu kämpfen." Dagegen ist sie empört über die französischen falschen Berichte und über die furchtbare Wirkung der Mitrailleusen: „Die Mitrailleusen für unsere Männer, ihren Putz für unsere Frauen, das ist, was die Franzosen für uns haben." Die Nachricht von Weißenburg ergreift sie tief. „Weinend sehen Richard und ich uns an und wollen nichts sagen. Die Lage ist zu groß, zu furchtbar, und gesegnet sei Deutschland und das deutsche Heer. Wir wagen kaum an die Bedeutung unserer Sache zu denken." Nichtssagend erscheint ihr dagegen die Meldung, wie Kaiserin Eugenie in die Kirche Notre Dame des Victoires — „Notre Dame des Mitrailleuses nennt sie Richard" — geht, um vor dem Madonnenbild zu beten. Es empört sie die Mitteilung, daß die Weißenburger zu den Waffen gegen die Deutschen, ihre Brüder, greifen: „O Scham! Ich möchte den ganzen Tag beten. Bei jeder Nachricht sammelt sich das Herz zur Andacht — wie herrlich die Verbrüderung von Nord- und Süddeutschland." Auch an kleinen schweizerischen Idyllen fehlt es nicht. Der Landjäger spricht mit dem jovialen Meister über die Lage und meint: „Ja, der König von Preußen ist ein guter Herr. Er ist der einzige, der dem Papst zur Hilfe kommen wird. Der Papst hat es

gesagt, daß es noch dazu komme, daß er die Preußen um Hilfe bitten werde." Richard aber meint: „Eines erkenne ich, wer lügt und wer die Wahrheit sagt. Ersteres tun die Franzosen, das letztere die Deutschen." Dazu kommen die fortwährenden Gerüchte über Bismarck und über die Gegenarbeit von Beust und Konsorten. Da erklärt der Meister: „Er ist ein wahrer Deutscher, deshalb hassen ihn die Franzosen so sehr." Dann vernehmen sie mit höchster Ergriffenheit die Nachricht von dem Siege bei Wörth und der Flucht der Franzosen. Schon spricht man von dem Aufstand in Paris und daß auch Bazaine geschlagen sei. Sie aber geht wie alle deutschen Frauen an die Arbeit: sie zupft mit den Kindern Scharpie, sorgt für Binden und Leinwand. Eigenartig und bezeichnend ist die Nachricht, welche der Wiener Bankier Tedesko dem Grafen Bassenheim bringt. Er habe an Frankreich bereits dreißig Millionen verloren. Das läßt den Verdacht aufkommen, daß Beust unter der Hand Geld aufgenommen und nun Österreich mit Frankreich gehen werde. Denn Tedesko sei ein Intimus von Beust und meinte: „Und dieser Bray, was der nun macht. Wir alle haben geglaubt, er habe eine gute Gesinnung, das heißt eine französische." So ganz erfunden waren diese Nachrichten nicht. Bis zur Schlacht bei Wörth war in der Tat bei der österreichischen Regierung der Gedanke vorhanden, einzugreifen. Graf Bray war nicht französisch gesinnt, aber wir wissen, daß er seine Instruktionen bei Beust geholt hatte, welche nur durch die echt soldatische Haltung des Kriegsministers von Prankh und die Bündnistreue des Königs Ludwig illusorisch gemacht worden sind.

Während sie mit Scharpiezupfen den Tag verbringt, woran auch die Kinder teilnehmen, indem sie lieber für die Soldaten arbeiten als spielen, zuckt sie bei jeder den Franzosen günstigen Nachricht zusammen. Richard aber ist überzeugt, daß die Deutschen siegen werden. Sie meint freilich dazu: „Ich habe den Glauben und dazu die Bangigkeit." Er aber führt aus: „Wie die Inder glauben, daß ein

unerfülltes Verlangen der Grund ist zum Leben einer anderen Seele, so bildet das Verlangen aller Guten nach dem endlichen Aufblühen des deutschen Wesens den Grund zu unserem Sieg über dieses so gefürchtete Frankreich und seine scheinbar unglaubliche Organisation." Es fehlt auch jetzt nicht an Insulten gegen den Meister, und ein solcher Brief aus Brüssel ist unterzeichnet: „Les manes de Meyerbeer et Mendelssohn." Er aber ist heiter, und er sagt einmal, als er Cosima umarmt: „Ja, ein holdes Weib, das hat Beethoven nicht gehabt. Mir armem Alten war es vorbehalten, darum habe ich den unsinnigen Glauben an mich." Und er pflückt ihr an einem schönen Morgen im Garten ein Stiefmütterchen und reicht es ihr mit den Worten: „Ich dachte über unsere Liebe! Wie man es nennen soll, weiß ich nicht, aber ich weiß, es ist das Innigste, nicht voneinander lassen zu können."

Nun war Malwida von Meysenbug mit ihrer Schülerin Olga Hertzen zu Besuch. Sie konnte über die Stellung von Hans in Florenz eingehend berichten. Alles das war höchst erfreulich. Er soll gesagt haben, „wenn ich noch ein liebenswürdiger Mensch werde, habe ich das Florenz zu verdanken". Dann kam der 15. August, der Napoleonstag, den sie einst in Paris mitgefeiert. Jetzt traf die Nachricht ein, daß Bazaine geschlagen, daß König Wilhelm selbst die Kavallerie geführt. „Furchtbares Weltgericht! Wohin wird es kommen mit den Franzosen, wohin? Und Napoleon? Rom, Boulogne, Straßburg, Mexiko, muß ihm das alles nicht jetzt erscheinen wie der Kern seines Schicksals und die Kaiserin dagegen wie die nichtige, jetzt lächerliche Schale?" Malwida aber brachte am Abend das Gespräch, um vom Kriege abzulenken, der ihr in jeder Beziehung unsympathisch war, auf Minna und die Pariser Verhältnisse. „Mit Tränen im Auge spricht Richard von diesen Beziehungen und wie Paris für ihn der völlige Abgrund der Gemeinheit gewesen sei. So sei der Hauptbestand seines früheren Lebens, und alles, was er außerdem angeknüpft, habe in einer förmlichen Derision geendigt. Ich

müßte mit ihm Geduld und Nachsicht haben, denn ich könnte mir keinen Begriff machen von der Atmosphäre, in der er gelebt. Der erste, der mir den Eindruck des Edlen gemacht, war der Vater. Wie erscheinen mir solche Worte, mir, die ich ihn beständig bewundere und verehre." So erscheint ihm und auch ihr Paris in doppelter Weise furchtbar, und um so mehr, als immer wieder in den neutralen Blättern der Schweiz franzosenfreundliche Berichte standen. Aber dagegen mußte ein Korrespondent der „Times", welcher die Schlacht von Wörth vom Turm aus mit angesehen, erklären, daß die Deutschen, wenn sie zurückgeworfen wurden, in musterhafter Ordnung wie auf Kommando den Rückzug antraten, während die Franzosen Kopf über Kopf jeder womöglich den vor ihm stehenden Landsmann überrannte, um eiliger davonzukommen. Da meinte Richard: „Jede Truppe hat etwas, das sie auszeichnet. Die Mazedonier ihre Phalanx, die napoleonischen Krieger die begeisterte Attaque, diese Ruhe und Sicherheit aber sei das Kennzeichen unserer Armee. Was aber besäße die jetzige französische?" Die Nachricht, daß die ganze französische Nation sich bewaffnen wolle, erschreckt sie. Sie fand, daß die Deutschen den Franzosen zu viele Zeit ließen. Aber die Wahrheit drang immer durch, und so erfuhr man von den Erfolgen bei Gravelotte, und schon sprach man von dem Vorgehen auf Paris. Richard meinte von der französischen Hauptstadt, daß diese „femme entretenue" der Welt zerstört würde. Er habe Blücher in der Jugend nicht verstanden, der es gewollt, und habe es mißbilligt. Jetzt verstünde er ihn. Der Brand von Paris würde das Symbol der endlichen Befreiung der Welt von dem Druck alles Schlechten sein. 1815 hätten die Alliierten es vermieden, dieser Stadt etwas anzutun, denn sie wollten sich alle da bald wieder amüsieren. Richard möchte an Bismarck schreiben und ihn bitten, Paris zu beschießen.

Inmitten dieser kriegerischen Stimmung, im Vollgefühl dieser nationalen Teilnahme, wird die Trauung auf den 25. August festgesetzt. Sie war voll Freude und voll Wehmut. Am 19. August

schreibt sie in ihr Tagebuch: „Heute war vor 13 Jahren bei gleich regnerischem Wetter meine Trauung. Ich wußte nicht, was ich da versprach. Denn ich habe es nicht gehalten, doch ich weiß, was mich beherrscht hat. Nie will ich die Sünde vergessen und ihr beständig in das Antlitz schauen, um Demut zu lernen und Ergebung." Kein Wunder, wenn sie unter solchen Empfindungen meint: „Paris ist für uns alle gleichgültig geworden. Sie mögen tun und lassen, was sie wollen, wenn sie nur gedemütigt werden." Und man war auf dem besten Wege dazu. Als die Meldung von dem endgültigen Siege bei Metz eintraf, durch den die Franzosen von Paris abgeschnitten wurden, schrieb sie: „Nun Gnade Gott unserer herrlichen deutschen Festigkeit, daß der Preis diesen furchtbar herrlichen Kämpfen entspreche." Der Meister schrieb jenes wundervolle Gedicht an den König und am selben Tage das Titelblatt des ersten Aktes der „Götterdämmerung", das er ihm zum Geburtstag schickt. Von allen Seiten dringen die Nachrichten ein, auch die Kundgebungen von D. Fr. Strauß, von Freiligrath, und vor allem die Mitteilung, daß Mazzini gefangen sei. Und dazu schreibt sie: „So sind denn die drei Gestalten, die mein Vater verehrte, in beneidenswürdiger Lage. Mazzini im Gefängnis, der Papst in tausend Angsten und Louis Napoleon in der Gosse, wie Doktor Wille es vor langen, langen Jahren zu des Vaters Empörung vorausgesagt. Richard aber sagt von ihm gerührt, im Hinblick auf unsere bevorstehende Trauung: ‚Mein guter Geist.' Am 21. erfolgte die Verkündigung in der Kirche. „Alle Vorbereitungen wurden getroffen: Richards herrlicher Brief an die Mutter, ich an Frau Wesendonck. Ich frug ihn, ob er mit diesem Brief zufrieden, er meint, es sei zu viel, er habe auch poetisch dieses Verhältnis verschleiert, um dessen Trivialität nicht zu stark hervortreten zu lassen. Doch sei ihm selbst das Poetische erstorben, und er würde nicht gerne daran erinnert. Er meint, ich würde eine unschöne Antwort bekommen. Ich glaube es aber nicht, denn ich glaube nicht, mich unzart benommen zu haben." Die Trauzeugen

stellten sich bereits ein, und der Meister meinte, „er müsse wie ein Kind hell lachen, wenn er meine Unterschrift lese, Cosima Wagner. Es sei ihm wie ein Traum. Ich bitte Gott um die Gnade, in der Freude des Trauernden, Leidenden nicht zu vergessen."

So stand in Triebschen bereits alles unter dem Eindruck der bevorstehenden Hochzeit, die freilich auch nach außen hin eine merkwürdige und seltsame Wirkung übte, wie ja an und für sich das Leben in Triebschen in weitesten Kreisen Neugier weckte. Mit Recht fragte daher Frau Cosima überrascht, was sich denn die Leute nur unter Triebschen vorstellten. Der Meister bestätigte ihre Vermutungen: „Ja, so erhielt ich vor ungefähr 5 Minuten einen Brief von einer anonymen Frau, die mir sagte, sie habe sich verwettet, ich würde Dich nicht heiraten. Ich möchte ihr in den ‚Neuesten Nachrichten' ein Ja oder ein Nein wissen lassen, denn meine Freunde seien darüber in Sorge. Du seist eine Intrigantin und der König sehr ungehalten über dieses Gerücht." Frau Cosima schrieb darüber sehr traurig: „Die Bosheit der Menschen erschreckt mich immer. Ich habe der Frau kein Leides getan, was hat sie davon, mich zu schmähen. Hat denn nicht eine jede ihren Kreis, für den sie schafft? Wie kommt man dazu, eine Unbekannte so zu beschmutzen? Der Neid kann es nicht sein, denn in der Welt kann mich niemand beneiden, da ich aus der Welt geschieden bin." Sie hatte wahrlich zu viel mit sich selbst zu tun, und die Menschen erreichten nur, daß ihr damit ein Flor über der Liebe Feierlichkeit geworfen wurde. Sie hatte außerdem noch die Aufgabe, den beiden Kindern den bevorstehenden Vorgang zu erklären: „Sie weinen mit mir und lächeln mit mir." Aber als sie ihre älteste Tochter verließ, da warf sich diese ins Gras und weinte bitterlich. So kam der 25. August, den der Meister in jenem wundervollen Gedicht an den König begrüßt hatte, das mit den Worten begann: „Gesprochen ist das Königswort, dem Deutschland neu erstanden", und das in der Verheißung ausklingt: „Es strahlt der Menschheit Morgen, nun dämmre auf, du Göttertag."

In der kleinen protestantischen Kirche zu Luzern wurden sie von dem Pfarrer Tschudi getraut. Als Zeugen waren Hans Richter und Malwida von Meysenbug geladen. Sonst waren nur die Kinder anwesend und natürlich das neugierige Volk, das sich nicht zurückdrängen ließ. So hatte sich denn das Schicksal erfüllt, und trotz aller aufgetürmten Schwierigkeiten waren die beiden ein Paar geworden. Er selbst war tief ergriffen. Frau Cosima aber schrieb in ihr Tagebuch: „Um acht Uhr fand unsere Trauung statt. Möge ich würdig sein, Richards Namen zu tragen. Meine Andacht hat sich auf zwei Punkte gesammelt: Richards Wohl, daß ich es stets befördern könnte, Hansens Glück, daß es ihm fern von mir beschieden sei, ein heiteres Leben zu führen." Der Meister selbst hat in einem Briefe an Frau Eliza Wille der ganzen Tiefe seiner Empfindung Ausdruck gegeben und das Lob dieser Frau gesungen, die über alle Rücksichten und alles Zagen hinweg ihm sich geweiht hatte. „Sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen." Frau Eliza ist ihr denn alsbald mit großer Ergriffenheit entgegengetreten. Zunächst aber verhielten sie sich in voller Stille. Wohl trafen von allen Seiten die Glückwünsche ein, auch vom König und Hofrat Düfflipp. Man nahm bei den Getreuen innigsten Anteil an diesem Tag. Aber sie lebte ganz in der Stille und in dem Gefühl für ihn. Als er einige Tage darauf ihr „Lohengrin" vorspielte, da empfand sie nicht bloß für den geliebten Mann, sondern auch für den Künstler, der sie, die ganz in dem französischen Einfluß aufgewachsen war, im wahren Sinne des Wortes eingedeutscht. Es habe in der Tat das Werk des Meisters und zumal auch der „Lohengrin" ihr Schicksal entschieden. Sie wollte dem Lande angehören, das einzig solches hervorbringen kann. Er aber sah in ihr nur die Helferin. Er rief ihr an einem der nächsten Morgen zu: „Cosima Helferich Wagner mußt Du heißen, denn Du hast in Wahrheit geholfen."

Dann fuhren sie nach Zürich und nach Mariafeld. Dort begrüßte sie Frau Eliza mit den Worten: „Mit wahrer Teilnahme bin ich

Ihnen gefolgt, Sie haben Enormes auf sich genommen und ertragen und sind dabei so jung." Von ihrem Vater konnte sie ihr folgende Worte mitteilen: „Jetzt hat meine Tochter den Mann, der ihrer würdig ist." Auch das war ihr ein Trost, und sie meinte von dem Tage, der im übrigen ganz der Politik geweiht war: „Mich beglückt es, zu sehen, daß eine alte bewährte Freundin Richards Schicksal gern in meine Hand legt." Die persönliche Berührung mit Frau Mathilde Wesendonck vermied der Meister damals noch. Doch hatte Frau Mathilde in sinniger Weise Frau Cosima zum Hochzeitstage einen wundervollen Strauß von Edelweiß gesendet. Die am Abgrund blühende Blume hatte allerdings gerade für Frau Cosima eine echte und tiefe Symbolik.

Doch über dem großen Schicksalstag traten die kriegerischen Eindrücke nicht zurück. Frau Cosima war tief ergriffen von den Nachrichten, die jetzt vom Kriegsschauplatz eintrafen, wie nach der Schlacht bei Wörth ganz ähnlich wie nach dem Tag bei Leuthen die frommen Lieder erklangen. Um so schwerer empfand sie die Lügen der Franzosen über angebliche deutsche Grausamkeiten: daß sie die Verwundeten mißhandelten und alle jungen Leute zwängen, in erster Reihe gegen ihre Landsleute zu kämpfen. Sie beobachtete Napoleons Geschick, das sich zu erfüllen begann. Er habe verlangt, nach Paris zurückzukehren, um vor den Mauern dieser Stadt zu sterben. Aber man habe ihm geantwortet, daß man ihn dort nicht brauchen könne, und wenn es ihm mit dem Tode ernst sei, so könnte er ebensogut in Reims enden. Aber freilich, die französischen Zeitungen wußten nur von Lügen zu berichten, von angeblicher Zwietracht zwischen den deutschen Heerführern, von französischen Siegen und von schweren Konflikten zwischen Preußen, Württembergern und Badensern. Alle Deutschen aber wurden als Räuber hingestellt, und dabei lächelten die französischen Minister immer siegesbewußt und meinten, daß der Ausgang unzweifelhaft sei.

Richard Wagner aber las in Triebschen der Freundin Malwida

seinen Aufsatz „Was ist deutsch?" vor. Er war erstaunt, daß ihn Frau Cosima auswendig wußte, und freute sich dessen, wie über alles, was ihm jetzt begegnete. Er fühlte sein Glück vollendet und konnte ihm nicht zärtlich und offen genug Ausdruck geben. „Ich glaube", sagte er einmal, „daß es Dein ruhiger, sanfter Schlaf ist, mein lieber, guter Engel, der mich so beruhigt hat." Und er fügte hinzu: „Du bist mein ganzes Dasein." Sie freilich meinte: „Mir ist es wie ein Traum, daß ich ihm wirklich genügen, ja ihn beglücken darf."

Da kam die Nachricht von der Schlacht bei Sedan. Schon der Sieg über Mac Mahon bei Beaumont hatte ihre Freude geweckt, aber nun überbrachte Oberst van Rhyn die Meldung von der Kapitulation der ganzen Armee, und daß sich Napoleon dem König ergeben habe. Da jubelte der Meister: „Das ist ein Taufgeschenk für Fidi. Neun Schlachten seit einem Monat, alle siegreich, und dieser Abschluß! Gott im Himmel, welches Schicksal! Ich bin den Napoleons verderblich. Wie ich sechs Monate alt war, kam die Schlacht bei Leipzig, und Fidi manscht das ganze Frankreich zusammen." Unter dem Eindruck dieses Sieges erfolgte dann die Taufe des jungen Siegfried am 4. September. Dazu waren Willes herübergekommen. Zum Beginn der Taufe brach ein gewaltiges Gewitter los, und als der Pfarrer Tschudi die einleitenden Worte sprach, erfolgte ein furchtbarer Donnerschlag. Das wurde als ein glückhaftes Zeichen begrüßt. Aber gerade in diesen Tagen hatte Frau Cosima ihren Trauring verloren. Es hat sie kaum etwas so schmerzen können und ihr feines Gefühl so erregen als dieser Verlust. Sie suchte selbst vergebens. Aber nach einigen Tagen erfuhr sie, daß eine Frau den Ring gefunden, und zwar an einem Platz, wohin Frau Cosima die ganze Zeit nicht gekommen. Da gestand sie ihm, daß sie nach alter Gewohnheit zum heiligen Antonius von Padua gebetet, und siehe, er habe wieder geholfen. Der Meister lächelte und meinte, daß die Liebe das wahre und das echte Wunder sei und Wunder tue. Sie selbst aber sah darin einen Gruß des Schicksals

und ein Zeichen, daß ihr Gefühl zu Richard gewissermaßen auch durch dieses gesegnet sei. So meinte sie denn: „Meine Verbindung mit Richard ist mir wie eine Palingenesis, eine Wiedergeburt, die mich der Vollkommenheit näher bringt, eine Erlösung vom früheren irrenden Dasein. Allein ich fühle und sage es ihm, daß unsere vollkommene Vereinigung erst in dem Tode, in der Erlösung von den Schranken der Individualität, sein wird. Wenn ich ihm sagen will, wie ich ihn liebe, fühle ich die ganze Ohnmacht des Seins und daß ich erst in der Todesumarmung ihm das sagen kann. Darum weine ich stets, wenn ich ihm nahen will und ihm sagen, wie meine Seele ihn anbetet." Er hatte nur eine Sorge und einen kleinen Ärger: und er bat sie, sich nicht zu sehr der Kindererziehung zu widmen: „Keine Mutter erzieht ihre Kinder allein." Ich erwiderte ihm darauf: „Ich glaube, daß meine Kinder es mir Dank wissen werden, ihnen soviel gewesen zu sein." Er entgegnet: „Du bist ja auch nicht von Deiner Mutter erzogen worden." „Ich wäre auch besser ausgefallen, hätte ich eine Mutter um mich gehabt." Das will er nicht hören und wird böse. „In Weinen und Lächeln trennen wir uns." Und dann ruft sie ihm nach: „Liebst Du mich", und er antwortet: „Ich habe ja kein anderes Geschäft, keine besogne, als Dich einzig auf der Welt zu lieben."

So spielen sich auf dem ernsten Hintergrunde des großen Krieges die reizvollsten Flitterwochen ab, in welche nun der Meister in den ruhigen Augenblicken durch seine Musik und auch durch seine dichterischen Anregungen in alter Weise tiefste geistige Anregung bringt. Er vollendet seine schönste Schrift, seinen „Beethoven". Er liest ihr dieses Werk vor, und sie ist aufs tiefste davon ergriffen und ganz erfüllt von der Tiefe und Klarheit dieser Gedanken, wenn auch Wagner meint, daß er es bedauert, Beethoven nicht mit Schopenhauer verglichen zu haben. „Es hätte dann alles geschrien! Und doch ist er der Vernunft der Beethovenschen Welt nahegekommen. Neulich wiederum bin ich ganz überwältigt gewesen von der Genialität

Schopenhauers, als ich las, was er über den Unterschied der Menschen sagt und es als eine Unverschämtheit der Natur bezeichnet, nicht noch eine Gattung geschaffen zu haben, wodurch zwischen den begabten und unbegabten Menschen ein größerer Unterschied besteht als zwischen den Menschen und den Tieren. Man braucht bloß ein Theaterpublikum zu betrachten, wie der eine Teil ergriffen und gesammelt, der andere zerstreut, unruhig, läppisch ist. Zwischen diesen beiden ist kein Verständnis möglich, und daher die Tortur des begabten Menschen in dieser Welt, wo er als seinesgleichen ein Wesen betrachten muß, das ihm nicht mehr ähnelt als der Affe." Gerade dieses Buch und das volle Versenken in Beethoven hat ihn und fast noch mehr Frau Cosima von den Franzosen abgelenkt und ließ sie diese ganze ihr einst so vertraute Welt in furchtbarer Weise empfinden.

Dagegen tritt auch sie Schopenhauer näher. Und sie betrachtet gerade das Verhältnis zu dem Meister gewissermaßen unter dem Eindruck von dessen Resignationsbegriff. Aus diesem Grunde wollte sie ihn nicht bei seiner Reise zur Akademie in Berlin, deren Mitglied er geworden war, begleiten. Er aber wünschte ihre Teilnahme an der Berliner Fahrt und an dem Ausflug nach Bayreuth. Und er mißverstand sie sogar, als sie ihm sagte, daß sie besser hierbliebe. „Er glaubt, daß Weltrücksichten, mein früheres Verhältnis mit Hansens Familie mich zurückhalten, während mir einzig meine innere Stimme sagt: ‚Du hast nichts mehr in der Welt zu tun; indem Du ein schweres Leid zufügtest, hast Du Dich entschlossen, nur noch den Kindern und im Innern des Hauses dem Einen zu leben.' Ich will das Richard nicht auseinandersetzen, um ihn nicht zu betrüben, und Gott wird helfen, daß ich recht handle." Und sie tröstet sich mit Schopenhauer: „Wie ergreift mich diese Lehre. Beim Schlafengehen frug ich mich, ob ich nicht im Leben besser gehandelt hätte, wenn mir solches in der Jugend ins Gemüt geführt worden wäre. Bald aber mußte ich mir sagen: Du hattest die Lehre

Jesu, die genügte, wenn Du nicht eben schwach und sündig warst — also mea culpa aus tiefster Seele und die Acceptation jedes Leides als Buße des Daseins."

Das war eine Gedankenreihe, die im Schatten neben all der Sonne, die sich über Triebschen ergoß, einherging. Sie erhielten vielerlei Besuch, und so kam auch Frau Stocker-Escher, in deren Häusern Richard Wagner in Zürich gewohnt hatte und in deren Garten sein Hund Peps begraben lag. Sie begrüßte die junge Frau aufs herzlichste, der Gatte aber meinte: „Es kommt mir so trivial vor, bloß von Dir zu sagen, ‚meine Frau', und ich denke, wie es den Leuten zumute sein soll, die mich früher auch mit meiner Frau gesehen haben." „Mir dagegen erscheint es als der höchste Stolz, mich seine Frau nennen zu hören, und meinem Gefühl des Unwerts kann ich nur dadurch begegnen, daß ich am Morgen mit inniger Dankbarkeit alles dessen gedenke, was mir geworden, und abends in Betrachtung meines Unwerts in Reueandacht mich versenke." In der Tat lesen sich solche Worte wie das Tagebuch einer Nonne, die sich in der Klosterzelle ganz der Buße hingibt. Und doch genoß sie die Freude an ihrer Abgeschlossenheit und an der Stille von Triebschen und ihrer Kinder mit vollen Zügen. Da meinte wohl der Meister auf einem Spaziergang nach der Fontaine de Soif, daß ohne die Kinder sie viel zu ernst würden. Sie aber locken, heben und ziehen in den Kreis ihres heiteren Daseins hinein. Dabei wählte er in der Lektüre selbst phantastische und gespenstische Geschichten und griff deshalb zu Hoffmanns Erzählungen. Er fragte sie, ob schaurige Geschichten sie nicht ängstigten. „Ich verneinte dies lächelnd, dachte aber dann über Geistererscheinungen nach, an Daniel, und dies mit dem ganzen Gefühl des Vorwurfs: ist er dadurch geopfert worden, daß der Vater ihn auf Anraten der Fürstin Wittgenstein nach Wien geschickt, so beschuldige ich mich jetzt, ihn nicht dadurch gerettet zu haben, daß ich mit ihm nach Cairo ging. Auch befürchte ich den rechten Arzt nicht befragt zu haben, wie er bei mir krank

lag. Alles dies beschäftigt meine Sinne, und nun will der Zufall, daß bei der ersten Geistererscheinung in der Novelle ‚Das Majorat‘ zweimal der Name Daniel gerufen wird, welchen Richard mit seinem eigenen bedeutenden und durchdringenden Tone sprach. Ich bebte nicht vor Angst, sondern vor unsäglichem Weh. Die Erzählung selbst fesselte mich durch die prägnante Darstellung und das schöne Kolorit.“ Und sie mußte Richard bitten, in ihrer Stube zu schlafen, weil sie sonst befürchtete, vor wehmütigen Gedanken nicht schlafen zu können. Denn auch ihre Traumwelt war in lebhafter Bewegung und spiegelte nicht bloß die Ereignisse des Tages und die Vergangenheit wider, sondern ließ sie auch gewissermaßen in die Zukunft blicken.

Und doch kamen sehr reale Dinge zur Sprache. So erschien jetzt wiederum Frau Marie Mouchanoff, um mit ihm sein Bayreuther Unternehmen zu besprechen. Er war nicht sehr erfreut darüber, und schon die Nachricht von ihrer bevorstehenden Ankunft stimmte ihn herab. Denn nicht gerne sah er in seinem Unternehmen ein fremdes Wesen, das noch dazu eine bedeutende Rolle darin spielen sollte. Frau Cosima sprach ihm Mut zu und berief sich immer auf das Grandiose in dieser Natur und die Unbestimmtheit ihres Enthusiasmus, denn sie glaubte, daß den Meister nur die französische und in der Besprechung so unangenehme Art dieser seltenen Frau störte. Ihm aber war durch das Glück des Augenblicks auch diese Idee für den Augenblick ferner gerückt. Das Glück machte ihn gewissermaßen zum Skeptiker, und sie meinte von ihm: „Ohne die große Not wäre diese Entzückung nicht möglich. Die wahre Liebe ist auch in diesem Leben so selten, wie das Genie. Das beste ist, wir erkennen das Leben als eine Aufgabe, ein Pensum an. Das was uns darin entzückt, das kommt von wo anders her.“ Aus diesem Grunde schrieb sie an die Gräfin und gab ihr Rendezvous in Bayreuth. Sie meinte freilich: „Gott weiß, was da wird, ohne viel Glauben gehen wir daran.“

Eigenartig, aber begreiflich ist, daß der Künstler inmitten all der Nachrichten vom Kriegsschauplatz, des Schwankens und Wankens,

das nicht so sehr in den kriegerischen Aktionen als in den Mitteilungen darüber zum Ausdruck kam, durch die Komposition der „Wacht am Rhein" geradezu entsetzt war. Er meinte: „Wenn ein geistreicher Franzose das sähe, wie ironisch würde er unser deutsches Vaterland betrachten, das mit solcher Melodie zum Schlachtfeld zieht." Richard ist bis zu Tränen von dieser Vorstellung erfüllt: „Wir sind zu tief gesunken. Nur unsere Truppen, die retten uns und die sind groß. Und Beethoven", fügt er lächelnd hinzu, „der wird wohl nicht die ‚Wacht am Rhein' singen." Er selbst hatte daran gedacht, eine Trauermusik zu schreiben, keine Siegessymphonie. Denn nur der Ausdruck des Schmerzes um die Toten schien ihm der ungeheuren und gewaltigen Leistungen würdig. Aber er meint doch in diesem Zusammenhang: „Noch einmal wollen wir es versuchen mit dem deutschen Vaterland, mit Bayreuth." Man sieht daraus, wie tief und eng der Gedanke von Bayreuth in dem edlen Paare verknüpft war mit dem Kriege und der daraus entspringenden Wiedergeburt des deutschen Volkes. So wechselte die Stimmung täglich, ja stündlich. Aus Paris kamen Nachrichten von der Mutter, die natürlich im vollen Gegensatz stand zu den Anschauungen ihrer Kinder. Sie wollte in der Schweiz und bei ihr Erholung suchen. Frau Cosima aber fühlte, daß ihr die Einsamkeit in Triebschen und die Anschauungen, in denen sie selbst lebten, keine Befriedigung gewähren könnten. Zogen sich doch die beiden immer mehr auf sich selbst zurück. Sie lebten für sich und die Kinder. Wenn sie mit diesen im Wagen ausfuhr, da blickte er ihnen nach wie verträumt. Und wenn sie zusammen vor dem Puppentheater standen, das Puppenspiel von Faust betrachtend, da dachte er seiner eigenen Jugendeindrücke, wie er sie in den Zeiten Karl Maria von Webers erlebt, wie ihn dessen Aufführungen als Kind geradezu dämonisch fasziniert hätten. Er meinte sogar: Solche Kunsteindrücke sind unersetzlich für den, der sie nicht gehabt. Die „Freischütz"- und „Egmont"-Ouvertüre spielen auch in seinem Leben eine unendliche Rolle. Ihr Lako-

nismus hat immer auf ihn eine große Wirkung geübt. „Bei Schumann", so meint er, „kommt immer noch einmal forte und noch immer einmal forte und einige Züge, die dem größten Meister zu eigen sein könnten und die doch das Ganze verwischen."

Dabei ist es rührend, wie Frau Cosima sich Mühe gibt, jetzt das Stricken zu lernen, um Fidi selbst Gamaschen anfertigen zu können. Dergleichen Dinge arbeitet sie, während ihr der Meister die „Perser" vorliest, aus denen ihr gewissermaßen das ganze Elend von Frankreich widerstrahlt. „Und doch könnte die französische Not kein Stoff sein zu einer Tragödie, wie sie Sophokles über Xerxes und seine Niederlage geschaffen." Eine große Freude aber brachte das Bild, das Lenbach von Frau Cosima gemalt: „Freilich Vreneli erschrak über den schwarzen Rahmen und auch Richard, der mich tot zu sehen glaubte oder den Vater im Klostergewand. Kurz, der schwarze Rahmen wirkte heftig auf seine Vorstellung. Nur nach und nach kam das Bild zu seinem Rechte und er gewann es schließlich unsäglich lieb. Aber unsere Stimmung blieb doch den ganzen Tag über tief ernst", und sie meinte: „Es gibt für uns keine anderen Freuden mehr als solche erhabene feierliche." Das Bild hatte denn auf ihn in der Tat eine starke Wirkung. Von seinem Anblick angeregt, hat er die Instrumentation des „Siegfried" wieder aufgenommen. Es ist ja wunderbar, wie er inmitten dieser aufregenden Zeit immer wieder seinen Arbeiten zu leben vermag und trotzdem den Ereignissen den vollen geistigen und seelischen Tribut zu bezahlen. Man staunt über die klare und sichere Beurteilung der jeweiligen Lage, über die scharfe und von keinem Historiker zu übertreffende Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten und ihrer Taten. Wenn er den Bericht Jules Favres über seine Begegnung mit Bismarck liest, so erkennt er sofort das Sentimentale, das jenen wie ganz Frankreich beherrscht. Er findet durchaus wahrhaft, daß die Franzosen nicht mehr anders fühlen konnten, gleichzeitig gegen fremde Leiden ohne Mitgefühl und die eigenen überhaupt nicht würdig zu tragen.

Freilich jede Unternehmung außerhalb des Hauses scheint zu mißglücken. Eine Partie, die nach Brunnen unternommen wird, verläuft sehr ungünstig, und sie ziehen beide den Schluß daraus, nach außen nichts unternehmen zu dürfen. Sie fahren im Dunkel mit einer gewissen humorvollen Resignation zurück. Da reicht sie ihm schweigend die Hand, und er sagt: „Du einzige Hand — da weiß ich, was ich fasse, wenn ich diese Hand nehme." Sie ist tief ergriffen davon, ebenso von dem kleinen Ereignis, das sich am nächsten Tage abspielte. Der treue Kos fällt ins Wasser. Er ist am Ertrinken, wird aber im letzten Augenblick noch gerettet. Schluchzend empfängt ihn Richard, und sie meint dann: „Ich war wie versteinert vor Sorge um ihn. Ich bin immer die Stimme, die ihm zuruft, bleibe im Hafen, wo Du eingelaufen." Und er meint: „Solch ein freies Wesen, das alles sieht, alles erkennt, mit allen tiefes Mitleid hat und doch so heiter bleibt, daß es immer eine Hilfe für alle ist, kann man sich nur als deutsch denken." Sie aber geht in ihrer Erinnerung um Jahre zurück: „Heute vor 17 Jahren sah ich Richard zum ersten Mal", so schreibt sie am 9., fügt aber sofort hinzu: „Im Datum habe ich mich geirrt, der Jahrestag ist morgen." Und es zeigt sich vor der Türe des Hauses zwischen den Pappeln ein wundervoller Regenbogen. Da ruft sie „Rheingold". Er aber antwortet „Bayreuth", und in diesem Augenblick tritt der Luzerner Buchhändler Prell zur Türe herein, um die versprochenen Notizen über Bayreuth zu überbringen. „Der Brave meint, daß dort leicht Häuser zu erwerben sein werden, und er rühmt die Lage der Stadt. Richard meint, daß dies ein gutes Omen sei. Prell bringt aber auch Bilder von Bismarck und den übrigen Führern und Helden mit. Richard bewundert das Bild von Moltke: Ihn und Moltke möchte er wohl kennenlernen, ohne daß sie wüßten, wer er sei. Als ein gänzlich obskur Untergeordneter möchte er ihnen nahe sein. Er meinte etwas von Friedrich dem Großen bei ihnen wiederzufinden. Die große Beherztheit, Besonnenheit, Konzentration der Gedanken."

Jeder Tag aber bringt eine neue Mitteilung. Keine ist abschließend, jede erregend. Die Bayern besetzten Orleans. Dazu kommt die Flaggenfrage zwischen Bayern und Preußen, die nach den Mitteilungen der auswärtigen Blätter bedeutungsvoller, aber auch kleinlicher erscheint, als sie war. In dieser Zeit spielt er ihr die Szene Siegfrieds mit dem Drachen vor und singt die letzten Worte Fafners, die sie unsäglich ergreifen. „Ich meinte, es wäre eine Rührung derart, wie wenn ich ein sterbendes Tier betrachtete, was vielleicht rührender ist, wenigstens in einer Art uns mehr bewegt als ein sterbender Mensch." Er bejaht es und meint, die Ergebenheit ist beim Tier augenblicklicher, weil der Tod ihm unerwartet kommt, während beim Menschen das ganze Leben gegen ihn ankämpft."

Aber Bismarck beschäftigt ihn auch in anderer Beziehung. Er will ihm nach dem Kriege seine Broschüre „Deutsche Kunst und deutsche Politik" senden. „Ich gebe ihm recht, denn solch ein Mächtiger muß erst einsehen, welche Wichtigkeit das Theater hat." In den Mußestunden lesen sie den „Don Juan" des Lord Byron. Das Epos zieht sie ebenso an, wie es sie abstößt. Die Haremsszene erscheint ihr wie ein Stück einer komischen Oper. Er aber sagt dazu: „Es ist alles so hastig beim Lord, es weht in seinen Werken eine trockene Glut, denn Wärme hat er wohl, aber ihm geht das Drama ab. Er beschreibt, kann aber nicht darstellen." All die Tage greifen sie wieder zu dem Buche zurück, lassen es aber sinken, wenn sie von dem Kriege reden und der Meister im Hinblick auf die Vorgänge vor Metz und in Bezugnahme auf die Schrift von Gregorovius die preußische Organisation rühmt: „Was wäre Europa ohne diese preußische Macht, ohne diesen verachteten Winkel, von dem kein Mensch etwas erwartet hat, wo es sich aber seit dem Fall der Hohenstaufen förmlich vorbereitet. Dadurch, daß das Land sandig und unergiebig ist, sind die Menschen auf strengste Ordnung angewiesen, und diese Ordnung ist es, die dieses Wunder von Verpflegung von 600 000 Mann bewirkt. Was wäre Deutschland

ohne Preußen. Darum ist es begreiflich, daß sie ihr Preußentum nicht aufgeben wollen. Denn sie können sagen, von Deutschland wissen wir nicht, was das ist. Der alte Fritz hat Vorsicht geboten."

In solcher Stimmung träumte er auch von freundlicher Unterredung mit Moltke. Doch da kommen sie beide überein, daß einem solchen Menschen überhaupt nichts zu sagen ist und daß „unsereiner in der größten Verlegenheit wäre, wollte man ihm seine Gefühle ausdrücken. Nur die Akklamation eines ganzen Volkes kann das." Und sie fügt hinzu: „Ein König." „Ja, deshalb hat der Instinkt des Volkes dazu getrieben, sich einen Auserwählten zu geben, der vieles von seiner Freiheit aufgeben muß, um im gegebenen Fall für die Gesundheit aufzutreten." Das sind große und klare Gedanken in der damaligen Zeit, die erst langsam in Jahrzehnten Gemeingut geworden sind. Aber beide stehen auch ganz auf dem Bismarckschen Standpunkt wegen der Beschießung von Paris: „Wir freuen uns nicht, daß man Paris noch nicht beschießt. Denn je länger, je mehr leiden unsere armen Truppen."

Da kam der 19. Oktober, und wehmütig schreibt Frau Cosima: „Ich gedenke meiner Verlobung vor 15 Jahren unter den Auspizien der ‚Tannhäuser'-Ouvertüre in Berlin. Wie möchte ich das gutmachen, was Hans durch mich gelitten. Vielleicht — hoffentlich vermögen es die Kinder." Aber er hilft ihr scherzend über solche Tage düsterer Erinnerung hinweg. „Du bist mein alles", sagt er in seinem liebenswürdigen sächsischen Dialekt, „ich bin Dein allerlei." Und er singt ihr die Szene zwischen Wanderer und Mime, die sie tief ergreift.

Dann tritt er am Abend an ihr Bett und meint: „Ich kann gar nicht sagen, wie lieb ich Dich habe, es ist mir immer wie im Traum, daß ich ganz Dein sei." „Er glaubt, ich sei ihm nur geliehen. Das stimmt mich zum Gebet. Was kann ich vom Leben Übles sagen, die ich ohne jedes Verdienst irgend welcher Art, ohne Anrecht, ohne irgend etwas, das es erklärte, ein solches Glück gefunden, während

ich andere Vortreffliche solche Leiden tragen sehe. Freilich fehlt das Leiden mir nicht, doch ist es um Richard, um Hans, nie um mich." In solcher Stimmung feiert sie am 22. Oktober den Geburtstag des Vaters. Sie ist besorgt um seine Gesundheit und um sein Glück. Da lacht Richard: „Ich habe es anders gemacht als Wotan und Sachs. Ich habe gleich Brünhilde und Eva geheiratet. Ich lasse die beiden vertrauliche Dinge sagen, hüte mich aber, sie zu befolgen." Dann sagt er: „In diesem Bett ruht eine Melodie, eine große, schöne Melodie."

Die Beziehungen zu Nietzsche waren unter den Kriegsereignissen stark zurückgetreten. Er konnte für das große deutsche Fühlen der beiden nichts Ähnliches bieten. Dieser echte nationale Sinn war ihm durchaus wesensfremd. Überdies war er unter den Eindrücken seines Lazarettdienstes erkrankt und nun erst wieder genesen. Da kehrte er denn nach Basel zurück und ließ sich hier von den täglichen Nachrichten treiben. Auch seine Briefe nach Triebschen sprechen von Befürchtungen für die kommende Zeit. Militarismus und vor allem Pietismus werden auf alles drücken. Bei diesen Gedanken ist freilich der Meister sehr aufgebracht: „Alles gestatte ich, Gensdarmen, Soldaten, Knebelung der Presse, Reduktion des Parlamentarismus, nur keinen Obskurantismus. Das einzige, worauf der Mensch stolz sein kann, ist die Freiheit des Geistes, das einzige, das ihn über die Tiere erhebt."

Dann unternehmen sie am 26. Oktober die Reise nach Mariafeld. Sie werden in Zürich von Arnold Wille empfangen und müssen in Rapperswyl das ermüdende Polenfest ansehen, polnische Altertümer, die sie in keiner Weise interessieren, betrachten. Aber in Mariafeld kommt ihnen das warme Herz der Frau Eliza entgegen, geeint mit ihrer großen, tiefen Intelligenz. Es ist noch Professor Hellwig, ein Freund Liszts, anwesend. Wagner liest am Abend aus seiner Biographie vor und weckt die große Teilnahme der vertrauten Frau und das Interesse des gescheiten Mannes. Am

nächsten Tag aber hatte Frau Cosima eine eigene Mission. Sie ging allein zu Frau Mathilde Wesendonck. „Richard wollte trotz meines Zuredens mich nicht begleiten. Ihre Gedichte ‚Aufruf an das deutsche Volk' haben ihm sehr mißfallen. Auch behauptet er, sie habe sich zuletzt ganz schlecht gegen ihn benommen. Zum ersten Male seit elf Jahren betrat ich nun die Räume, in denen ich eine Art von Vermittler- und Vertrautenrolle gespielt. Die freundliche Frau fand ich brünett geworden, während ich sie vor vier Jahren in München noch blond gesehen habe. Das machte mich wirr. Ich freute mich über ihren freundlichen Empfang, besichtigte die Bilder und sann auf dem Heimwege über das seltsam Traumartige des Lebens nach. Als ich vor elf Jahren sie zur milden Stimmung gegen Richard zu bringen versuchte, wer mir da gesagt hätte, ich würde selbst mit Richard in ein großes Schicksal verwoben werden, dann hätte ich es wohl geglaubt, doch hätte es mich furchtbar erschreckt." Aus dem Hause Wesendonck begab sie sich dann zum Hotel Baur, wo sich die alten Freunde des Meisters eingefunden hatten: Sulzer, Hangebuch und Oberst Müller. Sulzer vor allem erfreute und rührte sie sehr. Seine feinen, bestimmten, doch nie schroffen Worte, dazu seine Blindheit, sein reserviertes, doch aber seelenvolles Wesen fesselten sie unaussprechlich. Er hatte seine Frau verloren und stand nun mit seinen fünf Kindern allein, denen durch seine Teilnahme am Staatsleben viel verlorengegangen war. Sie bat ihn um den Besuch seiner Kinder bei den ihrigen. Es war ein rührender und dabei doch heiterer Abend, und sie kehrten mit frohem Gefühl nach Zürich zurück. Freilich das Gespenstische, das die gewechselte Haarfarbe der Frau Mathilde auf sie machte, wurde sie nicht los. In der Stimmung dieser Fahrt war der Meister besonders ergriffen und weich: „Nach Tisch überschüttet mich Richard mit seiner himmlischen Liebe. Er behauptet, ich würde alle Tage schöner. An seinem Glücke wolle er sterben. Es gebe wenig Göttliches, allein Cosima sei es. Betrachte ich mich dann, so komme ich mir vor wie

das unscheinbarste Gebäude, das von Strahlen des Sonnenuntergangs auch zum herrlichsten Anblick gedeihen kann. Als er mich verließ, spielte er ein wunderbares Thema, das ich ihn bat, aufzuzeichnen." Wir werden sehen, zu welchem Werke er es weiter ausführte.

Aber da traf die Nachricht ein, daß Bazaine mit 150 000 Franzosen sich ergeben habe. „Es klingt märchenhaft, dabei hat man immer davon gesprochen, daß er die Preußen cerniere." Richard aber meinte in seiner heiteren Art: „Daß wir Bazaine haben, ist schön, aber daß ich Dich habe, noch viel schöner", und am Abend spielt und singt er den zweiten Akt des „Tannhäuser", was sie namenlos erschüttert. „Biterolf, Wolfram, der Landgraf, alle rühren mich zu Tränen, doch Elisabeths Worte, ‚daß auch für ihn einst der Erlöser litt', bewegen mich ins innerste der Seele." Richard erklärte ihr, daß in diesen Worten das Christentum liege. Aber da sieht er ihre tiefe Erregung, und beinahe erschrocken will er ihre Rührung nicht billigen. „Du bist", meint er scherzend, „Elisabeth, Isolde, Brünhilde, Eva in einer Person, und ich habe Dich geheiratet." „Mir aber ist, als ob ich an einer solchen Herzerschütterung sterben würde." Sie kann nur fühlen wie Gretchen, und in ihrem Sinne sprach er die Worte: „Und küssen mich, so wie ich wollt', an Deinen Küssen vergehen sollt'." Dann aber auf die Lage blickend, auf die ungeheuren Erfolge und Ereignisse des Krieges, sagt er: „Mit Recht gebührt uns nur Schweigen angesichts des furchtbar Großen, das sich ereignet, kein Prahlen über Siege, kein Klagen über die Leiden, schweigendes, tiefes Erkennen, daß der Gott waltet." Freilich über die schmähenden Worte, die Gambetta über Bazaine und seine Armee spricht, die so furchtbar gekämpft und gelitten und nur der eisernen Notwendigkeit gewichen, empören sich beide. Am Totentag Allerseelen trifft die Nachricht ein, daß das Bombardement von Paris beschlossen werden soll: „Wer nicht hören will, muß fühlen", schreibt sie in ihr

Tagebuch. Zu gleicher Zeit aber verfaßt sie für diesen Tag ein Totengebet, das die Kinder sprechen sollten. Auch er war in ernster Stimmung und hatte ihr gewissermaßen diesen Gedanken eingegeben mit seinen Worten, die er über die Choräle der Soldaten nach den Schlachten sprach: „Wenn mich einer früge, gibt es einen Gott, würde ich ihm erwidern, hörst Du ihn denn nicht? In diesem Augenblick, wo diese Tausende von Menschen ihn singen, da lebt Gott, da ist er. Sich ihn vorstellen als einen, der zusieht oder gut und schlecht findet, das ist töricht: selber aber ist er in gewissen Augenblicken der Völker wie des einzelnen: da wird er wach."

Auch an den König von Bayern denken sie. Und sie schreibt: „Aber der König, der König! Wie kann man sich ein solches Wesen erklären, wie es begreifen. Einzig würde ein dramatischer Dichter ihn wiedergeben können, unerklärlich, wie er ist." In dieser Stimmung hört sie, wie Richter die B-Dur-Simphonie spielt, und da meint sie: „Mich stimmt die Musik immer zur Andacht, zur Erkenntnis des Lebens, ja selbst wie eine Bußübung ist sie mir, aber erlösend." Und da denkt sie an Hans und den Vater. Denn durch Marie Mouchanoff hat sie erfahren, daß Liszt aus französischen Sympathien nicht nach Weimar gehe: „Damit ist die Kluft nun vollends unausfüllbar geworden." In der Tat, auch auf diese großen Empfindungen, denen sich Wagner so unmittelbar hingeben konnte, hat die Fürstin einen peinlichen und störenden Einfluß geübt. Sie hatte ja selbst keine Heimat, und die sie suchte und zu finden geglaubt, war doch keine rechte Religion, sondern nur ein Schemen, das, aus der Vergangenheit mit dürren Händen herübergreifend, von ihr Besitz ergriffen hatte. Wie anders das Triebschener Paar. Sie lesen des Abends „Othello", und sie meint davon: „Jede Silbe ist eigentlich eine Erfahrung", und empfand über den letzten Akt eine namenlose Ergriffenheit: „Ich sagte zu Richard, daß ich niemals die Stücke eigentlich kennen werde, weil ich viel zu tief erschüttert bin, um das einzelne mir genau einzu-

prägen." Aber sie empfand Richards Theorie, daß Shakespeare durchaus nicht der Literatur angehöre und gar nicht mit einem Dichter oder Künstler wie Calderon verglichen werden könnte. „Durch Shakespeare kann man sich eine Erscheinung wie Homer einigermaßen erklären. Denn wie Shakespeare sich zur gebildeten Literatur, mag Homer sich zu den Priestern verhalten haben. Ich füge hinzu: ‚und wie Richard zu unserer heutigen Literatur und Musik'." Er hatte aber auch in dieser Zeit mit ihr einen anderen Griechen gelesen, den Aristophanes, und sie in die merkwürdigen Feinheiten der griechischen Komödie, so gut das ging, einzuführen versucht. Er schuf sich damit gewissermaßen eine Kulisse für eine seltsame Arbeit, die ihn damals beschäftigte und die nichts anderes war als die Nachbildung der griechischen Komödie. Am 8. November ruft er sie und sagt, daß er ihr etwas vorlesen wolle. Es war die „Capitulation", ein Schwank, zu dem Richter die Musik schreiben und der dann auf den kleinen Theatern gegeben werden sollte. Sie wußte sich in die Stimmung sehr wohl hineinzufinden und sah mit Vergnügen, wie der Meister gerade durch diese Arbeit von ernsten und trüben Gedanken, die ihn auch in anderer Beziehung damals beherrschten, abgelenkt wurde. Ihr selbst gegenüber aber blieb er der junge, begeisterte Liebhaber. „Ach", sagte er, „ich glaube immer nicht, Du seist mir gegeben, nur geliehen, das Mädchen aus der Feenwelt, das bald verschwinden wird." Und er meinte: „Wir sind eigentlich im Paradiese." Als sie eines Morgens aufwachte, fand sie im Schoß die schönsten Rosen mit Knospen, die er ihr während des Schlafes hingelegt hatte. Das war ihr Trost in den Novembertagen, und während sie selbst zag und zurückhaltend, fühlte sie, wie er von heißestem Fühlen beseelt war und meinte, daß gerade das ihm die große Sicherheit und Ruhe gegeben, daß die Natur ihren Bund gesegnet. Von da an hat sein neues Leben begonnen. Bis dahin sei er wie in einem gespenstischen Abgrund gewandelt.

Da kam ein seltsamer Gast, der Freund aus den Berliner Tagen, Alfred Meißner. Er hatte sie freilich schon in der Münchner Zeit aufgesucht und eine Unterredung mit ihr zu einem Feuilleton benutzt, das er in irgendeiner Zeitung veröffentlicht. Sie meinte, dies verwunden zu haben, und freute sich, ihn wiederzusehen. Aber sie machte doch recht schlechte Erfahrungen mit ihm: „Als Richard eintrat, begann der unglückliche Literat von der Aufführung des ‚Rheingold' in München, von dem vortrefflichen Libretto, von dem Unrecht Richards, sich diese Sachen nicht anzusehen, von den herrlichen Dekorationen zu sprechen. Ich saß wie auf Kohlen, Richard entfernte sich lachend, und ich bat den guten Herrn, nur um Gotteswillen nicht über diese Dinge zu reden. Aber er blieb und brachte seine junge, siebzehnjährige Frau zu Tisch. Beide benahmen sich dabei gutartig und freundlich, aber als er wieder auf das ‚Rheingold' zu sprechen kam, klärte ihn der Meister vollkommen darüber auf."

Auch mit Nietzsche hatte er in der letzten Zeit keine besonders guten Erfahrungen gemacht. Er hatte ihm seinen „Beethoven" gesendet, und dieser schickte das Manuskript zurück mit der Bemerkung, daß ihm wohl nur wenige würden folgen können. Das bedeutete einen großen Einschnitt zwischen ihm und Wagner, der ihn doch eigentlich erst in Schopenhauer eingeführt hat und im vollsten Sinne des Wortes sein Lehrer war. Nur über Wagner führte ihn sein Weg in die antike Welt, und von dem Augenblicke an, da er Wagner verlor, verlor er auch sich selbst. Frau Cosima aber hing ernsteren Gedanken nach. Es jährte sich zum zweiten Male der Tag, da sie auf ewig Abschied von Hans von Bülow genommen. „Richard sagt, von dieser Hedschra datiert sich meine Religion, ich bete von ganzem Herzen. Er aber gedenkt des ersten Morgens vor zwei Jahren, wie das rührend war. ‚Ja, das ist es, was Leuten wie Wille imponiert. Du bist der Punkt aufs i, die Glorie meines Lebens, das, worum sie mich beneiden.' Ich

gedachte gestern, wie ich ankam, zitternd mit den zwei Kindern, kaum mehr fähig, ein Wort zu sagen. Das Tor der Welt hatte ich hinter mir zugeworfen, von ihr hatte ich mich auf ewig getrennt."

Aber die kriegerischen Dinge vollendeten sich trotz der ungeheuren Gegenwehr, die Frankreich entfaltete und die doch vergeblich sein mußte. Da löste sich der Meister in diesem tiefen Vertrauen aus der gewaltigen Spannung. Denn wenn eine Hiobsbotschaft ankam, so wurde sie durch eine siegreiche Nachricht wieder in den Schatten gestellt. Eines Tages las sie die Nachricht, daß ein deutsches Handelsschiff mit dem Namen „Hans von Bülow" von den Franzosen gekapert sei. Da war sie traurig, und er meinte, sie sei anders als sonst. „Das durfte mich nicht verstimmen, da er unbedingt von mir abhängig sei." Sie aber meint: „Mich erhebt bei jeder traurigen Betrachtung des Lebens der Gedanke, daß ich ihm notwendig sein darf, daß er wirklich meiner bedurfte, um hienieden auszuhalten." Und sie findet sich auf ihrer kleinen Halbinsel zurecht, die so freundlich-traulich anmutet: „In diesem Haus, das alles birgt, was ich liebe, einzutreten ist eine göttliche Empfindung. Ich freue mich unseres stillen, so erfüllten Lebens." Und da meinte er lächelnd: ‚Du bleibst ewig eine junge Frau, das ist Dein Alter, wie jeder Mensch ein Alter hat, wo er ganz das ist, was er sein soll.' Ich lachte und meinte, ich werde dann eine alte Jungfer."

Aber er hatte sich zu einer anderen Arbeit gewendet, die er ihr nicht verriet. Sie wähnte wohl, er skizziere den zweiten Akt „Götterdämmerung": „Er will aber nicht bemerkt werden, sonst verliert er die Laune, ich merke es an seiner aufgeregten Stimmung. Gegen mich aber ist er von namenloser Güte." Da hörte er sie eines Tages Klavier spielen: er trat leise ein und belauschte sie. Als sie ihn bemerkte und sofort aufhörte zu spielen, meinte er, daß „ich beim Klavierspiel ein so ernstes Gesicht mache, daß meine Augen braun werden und ich so von der Sache erfüllt sei, daß er sich vor mir

fürchtete". Sie aber bedauerte beinahe, gespielt zu haben, besorgt, daß es ihm nicht ganz recht sein dürfte, trotzdem er es gewünscht hat. Und am nächsten Tage, dem Tag der heiligen Katharina, dem Tage der Jungfrauen, dachte sie doch der Worte, die er am Vorabend zu ihr gesprochen. So hat jeder Tag seinen stillen Reiz, der nun durch das geheimnisvolle Schaffen Wagners noch erhöht wurde. Freilich, er tat alles, um ihr das große Geheimnis, das er bereitete, zu verbergen. Er ist auch heiter, wenn sie über die religiösen Fragen der Kinder spricht, und meint, daß man ihnen ihre kindliche Heiterkeit vollkommen ungetrübt lassen müsse. Er spricht mit ihr über ihren Vater, dem er einst seine Beschwerden geklagt. Der hat geantwortet, indem er ihn ansah: „Der jammert über seine Leiden und schreibt solche Geschichten." Und der Meister fügte hinzu, der originellste, genialste Mensch, der ihm vorgekommen, sei der Vater und nach ihm Hans, weil dieser Feuer habe. So dreht man sich im engsten Kreise herum, und dieser Kreis ist ziemlich gesprengt. „Denn wenn die Frauen hinzutreten, werfen sie alles untereinander, was bis dahin gut ging, so drückt sich Herwegh aus über mein Nibelungengedicht." Im übrigen aber vertieften sie sich gerade jetzt in die französische Geschichte. Sie lasen Rankes Werk über Frankreich und kamen zu der großen Epoche der Hugenottenkriege. Sie war aufs stärkste gefesselt und meinte, es sei zum Staunen, daß kein Franzose den Coligny zum dramatischen Helden gemacht. Es sind eben alles Juden, sie kennen nichts als das Alte Testament. Und bei der Bartholomäusnacht meint er, daß seit Katharina von Medici Frankreich eigentlich nur von Fraktionen beherrscht worden sei, die sich untereinander bekämpft haben. Aber von allen und gewissermaßen aus jeder Zeit wendet er sich froh und freudig wieder der geliebten Frau zu: „Du bist so traut, so stolz und so vornehm, Du bist mir so vertraut, Du bist die einzige vertraute Seele, alles andere so fremd. Mein Leben wäre mir gar nicht mehr möglich ohne Dich. Wenn Du ‚hm, hm' gemacht und

Dich zurückgezogen, ich hätte Dich nie gelassen, das wäre ein schöner Zustand geworden." Und in dieser Stimmung spielt er ihr die Werbung Siegfrieds im dritten Akt vor und meint: „Sie ist doch schön und der Ausruf ‚Heil der Mutter!', siehst Du, das ist Religion, wo der Mensch sich selbst vergessend alles auf das ganze Weltall überträgt."

Dann kam Nietzsche. Er paßte jetzt eigentlich nicht nach Triebschen. So wurde ihm die „Capitulation" unterdrückt, und auch die Gespräche von Krieg und Kriegsgeschrei nahmen eine andere Wendung. Aber der Meister wurde auch nicht verstanden, als er singend in das Zimmer trat mit der Melodie: „Mir ist auf der Welt nichts lieber als die Stube, wo ich bin, denn mir wohnt ‚aneinander' meine schöne Nachbarin." Nietzsche erzählte dann Schauernachrichten von den 120 000 Mann und der guten Führung der Loirearmee und meinte, daß er und seine Kollegen in Basel in ernstester Besorgnis seien. Man erwartete die größte Schlacht in diesem Kriege. Dadurch dämpfte er freilich die Stimmung in Triebschen. Aber doch nur für einen Augenblick. Denn alsbald traf wieder die Nachricht von zwei Siegen ein, von Amiens und über Garibaldi, und er konnte die olympische Stimmung, die gewissermaßen von der Freude an dem kleinen Siegfried ausging, in keiner Weise durch seine professorale Angstlichkeit erschüttern. Und wenn unter diesen Eindrücken Richard Wagner am Abend den dritten Akt der „Meistersinger" spielte, da erfaßte sie wiederum freudige Rührung. Ebenso wie sie am folgenden Tage, da der Meister über seine Augen klagte, sich aufs tiefste erregte. Die Besorgnis wurde bald beschwichtigt, und wenn draußen die Welt das Strahlende zu schwärzen suchte und er schärfer denn je angegriffen wurde, so besonders von dem durch sein eigenes Dogma unfehlbaren Augsburger Musiker Schletterer, so hatte das doch nichts zu bedeuten. Er kümmerte sich nicht darum. Die Freude über die Niederlage der Loirearmee war zu groß, und er sah gerade in dieser Zeit das eigentlich Große und

Bedeutende in der deutschen Organisation, die doch aus einem Stück deutschen Wesens entsprang. Er meinte, Gambetta und Bismarck umbuhlen jetzt den Heiligen Vater. Letzterer wünscht einen Befehl von Rom, daß die Völker sich der Macht zu fügen hätten. Europa aber bewundert jetzt wieder Frankreich. Die armen Völker, durch die große französische Revolution geblendet, deren Erinnerung der Alten Welt wieder wachgerufen worden ist, erwarten von der Republik die Glückseligkeit auf Erden. Das Üble schwinde mit der Republik! Für diese kämpfen sie und halten sie für die Auferstehung. „Der Deutsche dagegen macht sich ein Wahngebilde, besonders erkennt er instinktiv, daß kein Schuft der Welt das Heil bringen kann, und ist dann, wenn der König befiehlt, gehorsam. Der Gehorsam des preußischen Offiziers, der gewiß den Franzosen entsetzlich albern und beschränkt erscheint, darin liegt ein tiefer Sinn und eine tiefe Erkenntnis, über die man mit halb Wahnsinnigen nicht sprechen darf. Ich habe diese Illusionen alle durchgemacht und bin nun so weit gekommen, den Sinn des beschränkten Pflichtgefühls zu verstehen."

Es ist in der Tat wundervoll, wie sich bei beiden aus den Ereignissen und aus dem täglichen Werk, zu dem in durchaus produktiver Weise auch die Lektüre gehörte, immer neue Ideen ergeben. Wenn sie aus der Gegenwart und aus der Haltung der deutschen Soldaten, die der Meister in seinem Ruf an das deutsche Heer von Paris so wunderbar verherrlicht hat, große Gedanken schöpfen, so wissen sie auch aus Büchern, die damals Aufsehen erregten, heute aber so gut wie vergessen sind, ein durchaus eigenartiges Fazit zu ziehen. So schließt sich an jene Ausführungen über das beschränkte Pflichtgefühl eine sehr feine Ausführung über Friedrich den Großen an, und zwar im Zusammenhang mit dem Buche von David Friedrich Strauß über Voltaire. Da führt das Tagebuch folgende Worte an: „Der König muß groß im Ertragen sein, er muß sein Herz darin zeigen, daß er von vielem unberührt bleibt.

So sind sie gemacht worden durch ihre Sonderstellung. Ich weiß ganz genau, daß der König, da er mich bei den Meistersingern in seine Loge berief, es nur that, um den Menschen zu zeigen, welche meinten, ihn zu beeinflussen, daß dies nicht der Fall sei. Was er sonst gegen mich übte, übte er diesmal gegen die anderen." Indessen erregte jeder Gedanke an den König in beiden, bei voller Wahrung tiefsten Dankgefühls, immer eine gesteigerte Wehmut. Sie brauchte ihn an die Treue der Dankbarkeit nicht zu mahnen, mehr daran, daß er das blieb, was er war und was kein König ihm nehmen, geschweige denn zerstören durfte. Nie aber ist in ihm und auch in Frau Cosima der monarchische Gedanke an sich stärker gewesen als in dieser Zeit.

Wunderbar aber ist das Ausstrahlen von Wagners Geist auf sie und ihre unmittelbare Fähigkeit, all das aufzunehmen, was er gab. Es gibt auch eine Genialität der Liebe, und diese ist gerade in diesen Wintertagen zum schönsten Ausdruck gekommen, und zwar bei dem Meister in einer Weise, daß er selbst die klaren und durch ihre intuitive Kraft so sehr gestärkten Augen zu täuschen vermochte. Sie wähnte ihn zutiefst mit der Instrumentation des „Siegfried" beschäftigt, und auch er hat ihr immer wieder die großen Momente, zumal des dritten Aktes, vorzuführen gewußt, zumal mit der Erweckungsszene, auf die sie beide stets zurückkamen. Diese war es ja auch, die sie unsäglich ergriff und die er ohne Zweifel ohne sie nie in der Art hätte schreiben können. Denn das wunderbar Weibliche, das in Frau Cosima lebte, hat ihm eigentlich erst den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dieser Erweckung und seinem neuen künstlerischen Werden gezeigt. Und so lesen wir über die Erweckungsszene die wunderbaren Worte: „Diese Genesis in der Liebe an dem Jüngling, der selbst nicht weiß, was ein Weib ist, und dem dieses Weib, das schon an dem Webstuhl der Zeit gesessen hat und ihm überlegen ist, hinreißt und verjüngt, dies scheint mir, steht ganz einzig da. Und dazu die Musik!" Der Gemahl antwortet in seiner

heiteren Weise: „Ja, ich kann es noch. Es ist gar nicht lange her, daß ich das gemacht habe und nachher habe ich noch die gräßlichste Geschichte gemacht." (Erster Akt der „Götterdämmerung".) Sie ahnte aber nicht, daß er gewissermaßen von dem Walkürenfelsen her zu einem anderen Werke sich angeregt fühlte, das er ganz im geheimen schrieb und das der Welt eine ganz neue Art musikalischer Dichtung und musikalischer Stilisierung bieten sollte. Er ging sozusagen spielend darüber hinweg, nur wenn er vom Komponieren kam, da war sein Herz aufs tiefste erfreut und ergriffen, und mitten im Winter blühte der Liebesfrühling der beiden. Und wenn er Nachrichten von der Außenwelt erhielt — es fehlte nicht an freundlichen Zeichen —, dann meinte er wohl: „Ob die wissen, woran sie sind? Alles was Dich hat kennen lernen, kann über Dich nicht in Zweifel sein. In den Sternen stand es geschrieben, daß Du Dich mir weihen solltest. Ja, ja", sprach er, ihr Bild betrachtend, weiter: „Diese kleine, stolze Frau war entschlossen. Ihr werdet Euch wundern, dachte sie." Am nächsten Morgen meinte er, sie sähe heute so ernst aus, das sei die erlösende Treue. Und er fuhr fort, er möchte reich sein und mit ihr eine italienische Villa beziehen und dort mit Muße und Ruhe studieren. „Ich lese jetzt gar nichts mehr, doch dafür lebe ich, habe Dich und die Kinder."

Doch das Leben ging weiter, und es war Nietzsche, der sie immer im Zusammenhang damit erhielt. Er sandte die alarmierenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz und der angeblichen Organisation von 400 000 Franzosen und von der nicht minder angeblichen Unabsehbarkeit der Fortdauer der blutigen Ereignisse. Und dann schrieb er wieder, daß ein Basler Professor ihn gefragt habe, ob Wagners Beethoven gegen den Schöpfer der „Neunten Symphonie" geschrieben sei. Das rechtfertigte allerdings Nietzsches Wort, daß dieses Werk, welches doch der höchste Ausdruck von des Meisters künstlerischen und menschlichen Anschauungen war, nur von wenigen verstanden werden würde. Denn niemals ist einem

Künstler von einem anderen in dieser Weise gehuldigt worden! Doch auch dieses Werk konnte nur in Triebschen und in dieser wunderbaren Liebeseinsamkeit geschrieben werden. Die Mitteilung fiel in die Zeit des 17. Dezember, also des Beethoventags, und sie fragten sich beide, wie man ihn begehen solle. Und da meinte der Meister in Erinnerung an die Züricher Tage, daß er gerne dort eine Beethovensche Symphonie dirigiert hätte, um ihr eine Freude zu machen. Und sie besprachen, wie dies nachzuholen sei. Das ist denn in der Tat bei der Grundsteinlegung in Bayreuth geschehen. Der Gedanke an Bayreuth wurde zwar wenig besprochen, wie jede Entfernung aus dem Asyl. Kam aber eine solche zur Sprache, so endete sie in dem förmlichen Gelübde, daß beide nur gemeinsam den Weg in die Welt zurücklegen würden und daß sie sich niemals trennen wollten. Es mußte damit auch der Abgang von Triebschen besprochen werden, und er meinte wohl, daß in seinem Leben es immer solche Momente gegeben habe, in welchen er wie gestorben war und wo doch die Keime zu einem anderen Leben lagen: so Paris nach seiner Musikdirektorschaft, dann Dresden mit der Kapellmeisterei, schließlich Zürich und am Schlusse Triebschen. Da sagte sie, die Flucht bilde in seinem Leben einen bestimmten Faktor: „Flucht von Riga, Flucht von Dresden, Flucht von Zürich, zweimal Flucht von München. Hoffentlich ist dieser Kanon zu Ende."

So kam Weihnachten. Und zwar politisch und dann im Engsten des Hauses. Noch am 22. erzählte er von einem Erlebnis mit einem Rektor des Konsistoriums in Bordeaux, der über das germanische Wesen sprach und behauptete, daß der Widerstand der Sachsen gegen Karl den Großen, das heißt der Germanen gegen das Römische, zu verfolgen sei bis zu Luther. Und er meinte, daß er damals diese Ausführung mit lebhaftem Anteil verfolgt habe und daß er Frau Jessie Laussot, die damals keine blaue Brille trug, mit Wonne folgte. Auch das war eine Erinnerung an die Zeit seiner Abenteuer.

Mitten aus der großen äußeren Spannung aber riß sie beide das Weihnachtsfest. Sie schrieb am 24. Dezember: „Mein Tag gehört der Aufstellung der Sachen, die ich mit Wehmut besorge. Denn die Berichte beherrschen meine Stimmung, auch denke ich an Hans. Um 5 Uhr bringt Richard Nietzsche mit, um 7 Uhr zünden wir an. Das erste Weihnachten, wo ich Richard nichts beschere und nichts von ihm erhalte. Und so ist es recht. Alles ist zufrieden und froh, die Kinder selig." Und dann kam der Morgen ihres Geburtstags. Darüber hat sie die schönen und rührenden Einträge gemacht: „Von diesem Tage, meine Kinder, kann ich Euch nichts sagen, nichts von meinen Empfindungen, nichts von meiner Stimmung, nichts, nichts. Dürr und trocken will ich Euch nur sagen, was geschah: Wie ich aufwache, vernimmt mein Ohr einen Klang, immer voller schwoll er an, nicht mehr im Traum durfte ich mich wähnen, Musik erscholl und welche Musik! Als sie verklungen, trat Richard mit den fünf Kindern bei mir ein und überreichte mir die Partitur des symphonischen Geburtstagsgedichtes — in Tränen war ich, aber auch das ganze Haus. Auf der Treppe hatte Richard sein Orchester gestellt und so wurde unser Triebschen auf ewig geweiht." „Das Triebschener Idyll", so heißt das Werk. Und sie schreibt dann weiter: „Am Nachmittag kam Sulzer, der bedeutete wohl für Richard eine Freude. Nach dem Frühstück kam das Orchester in die untere Wohnung und nun ertönte die Idylle wieder zu unserer aller Erschütterung. Darauf Lohengrins Brautzug, das Sextett von Beethoven und zum Schluß noch einmal die niegehörte Symphonie. Nun begriff ich Richards heimliche Arbeit und nun auch des guten Richters Trompete, er schmetterte das Siegfriedthema prachtvoll und hatte eigens dazu Trompetenblasen gelernt, das ihm viele Ermahnungen von mir zugezogen hatte. ‚Laß mich sterben,' rief ich Richard zu. ‚Es war leichter für Dich zu sterben, als für mich zu leben,' erwiderte er mir. Abends liest Richard seine Meistersinger. Dr. Sulzer und

ich haben daran solche Freude, als ob sie ganz neu wäre. Den ganzen Tag bin ich wie im Traum, der Geist lauscht nach den verklungenen Klängen und gebärt sie sich wieder, das Herz erdrückt von seinen Empfindungen, sucht Erlösung in der Musik. Dämmerungstraum entsteht, nichts mehr sehen als hören in tiefster Stille Liebeswalten, Zerfließen der Schranken, Daseins Unbewußtsein höchste Lust!"

Sie empfand die ganze Größe dieses Werkes. Denn mitten aus der Schöpfung des „Siegfried" heraus erklang es wie der Widerhall des großen Triebschener Erlebnisses und war doch zugleich eine neue Offenbarung des Meisters. Denn wenn in Zukunft die Symphonie oder der symphonische Gedanke neue Bahnen einschlagen soll, so muß er von diesem schlichten und doch so unendlich reichen „Idyll" ausgehen, das gewissermaßen der künstlerische Dank an Frau Cosima war. Er hat es ja selbst in den Worten ausgesprochen:

„Es war Dein opfermutig hehrer Wille,
Der meinem Werk die Werdestätte fand.
Von Dir geweiht zu weltentrückter Stille,
Wo es nun wuchs und kräftig uns erstand,
Die Heldenwelt uns zaubernd zum Idylle
Uraltes Fern zu trautem Heimatland —
Erscholl ein Ruf da froh in meine Weisen:
‚Ein Sohn ist da!' Der mußte Siegfried heißen.

Für ihn und Dich durft' ich in Tönen danken,
Wie gäb' es Liebestaten holdern Lohn?
Sie hegten wir in unseres Heimes Schranken,
Die stille Freude, die hier ward zum Ton.
Die sich uns treu erwiesen ohne Wanken,
Die Siegfried hold, wie freundlich unserem Sohn,

Mit Deiner Huld sei ihnen jetzt erschlossen,
Was einst als tönend Glück wir still genossen."

Es war eine Liebesgabe, wie sie schöner nicht gedacht werden konnte, und der eigentlich große künstlerisch verklärte Abschluß des heißen Ringens eines heldenmütigen Paares, des großen, leidenschaftlichen Künstlers und einer über alle Maßen opfermütigen Frau.

VI.

Neue Ziele

Zu diesem Geburtstag hatte Nietzsche, der nur für ein paar Stunden von Basel zum Weihnachtsabend herübergekommen war, dem Meister das Geschenk für Frau Cosima übergeben. Es war die Grundlage seines künftigen Werkes von der Erneuerung des Dramas, das damals den Titel trug „Die Entstehung des tragischen Gedankens". Frau Cosima war hocherfreut und ergriffen und meinte, daß die Schrift von höchstem Wert. „Die Tiefe und Großartigkeit der in gedrängtester Kürze gegebenen Anschauungen ist ganz merkwürdig. Wir verfolgen seinen Gedankengang mit größtem und lebhaftestem Interesse. Besonders freut es mich, daß Richards Ideen auf diesem Gebiete ausgedehnt werden können." Das war ein Hoffen, das damals voll berechtigt schien und an dem Frau Cosima festhielt, ja, das sie gerade dadurch zu wahren suchte, daß sie Nietzsche über die Art der Ausführung dieser Gedanken Vorstellungen machte. Sie meinte, ihre innere Bewegung für den jungen Gelehrten gewissermaßen verbergend, daß kluge und große Gedanken ein jeder zu haben vermöge, daß es aber darauf ankomme, sie in geschlossener und entwickelnder Form zum Ausdruck zu bringen. Diese Mahnung hat Nietzsche in getreulicher Ergebenheit erfüllt. Er war durchdrungen von der Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Anschauungen, und so ist denn

dadurch sein geschlossenstes Buch entstanden: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik." Das lag in ihrem wunderbaren Wesen, über alle innere Bewegung und Ergriffenheit hinweg den wahren und echten Frauenrat zu geben.

Nietzsche blieb die Feiertage über in Triebschen, und es war wohl das schönste Zusammensein, das sie erlebt. Am 28. wollte aus innerstem Bedürfnis heraus der Meister den beiden den dritten Akt „Tristan" vorlesen, und sie wanderten zu diesem Zweck von Zimmer zu Zimmer. In den unteren Räumen war es kalt, die „Denkstube" war Nietzsche eingeräumt, und so ging man nach oben, wo Fidi schlief, und er beschloß, den dritten Akt, um das Kind nicht zu wecken, mit gedämpfter Stimme zu lesen. „Furchtbarer Eindruck des Großen auf mich." Aber auch Richard empfand aus diesem Akt heraus die Gegenwart, und als er mit ihr zu einer Besorgung nach Luzern fuhr, „da", so erzählt sie, „sah er mich lange an und sagte, daß ich zu viel Rasse habe, daß mein Gesicht ihm aber urverwandt sei. Und zur Vergangenheit übergehend fuhr er fort: ‚ich kann meine Lage zu Dir nur aus den Worten Tristans im zweiten Akt schildern, wie die Dichtung immer vorangeht und die Wirklichkeit nachträglich bewähren kann, wie recht der Dichter gesehen hat. Wie lange habe ich gelitten um Hans, bis ich erkannte, daß hier wie im Tristan etwas waltete, gegen das alles übrige nicht standhielt.' Diese Lektion vom Tristan hat mich insofern wehmütig gestimmt, als ich Richards Lage in Zürich bedachte und ich an solche Wahnbilder, Täuschungen, flüchtige Wahnerzeugnisse nicht ohne Tränen denken kann." Und sie fährt fort: „Richard schilt mich ob dieser Stimmung und sagt, ich stellte mir die Dinge viel bedeutender vor, als sie gewesen sind." So tritt, und das ist interessant, auf der einen Seite in ihr Gefühl die Gestalt des ersten Gatten oft zu gleicher Zeit mit den Erscheinungen, wie sie nach ihrem leise eifersüchtigen Gefühl in Zürich den Geliebten gefesselt. Aber das sind vorübergehende Eindrücke.

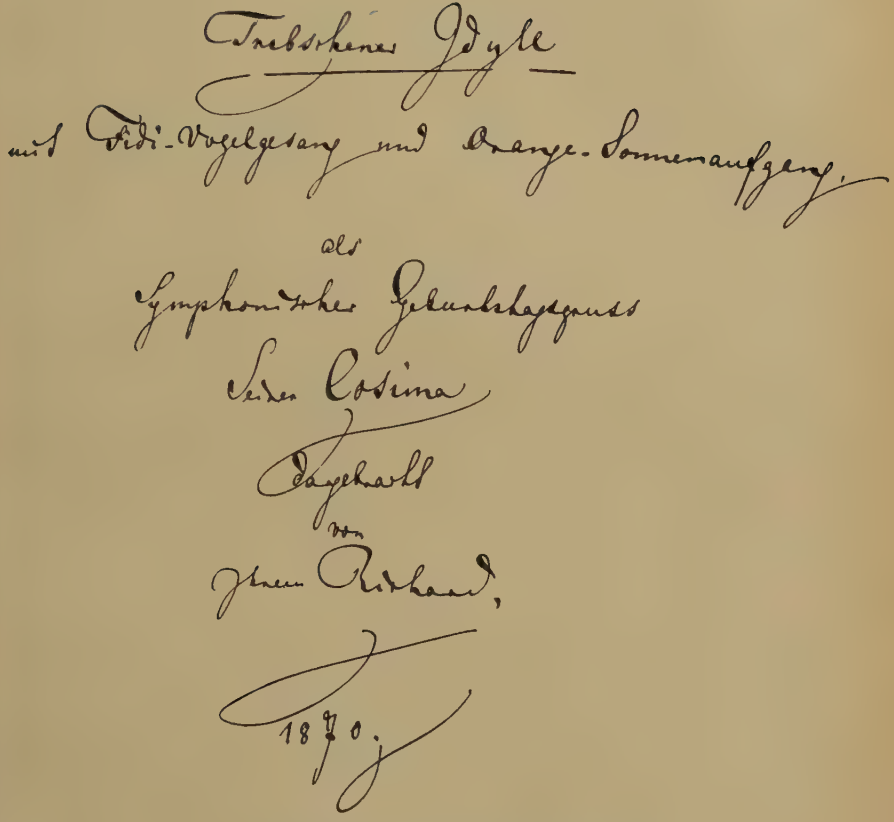
Und das neue Jahr brach für sie mit dem Gruße des Meisters an: „Engel meines Daseins."

Sonst brachte dieses der Sorgen und Bedenken mancherlei. Noch blickten beide mit Angst nach dem Westen und der Entwicklung der Dinge vor und in Paris. Dann kam ein Brief von Peter Cornelius mit lebhaften Klagen über seine Leiden an der Schule. Der Meister war darüber nicht erfreut, und er meinte, „was er ist und nicht ist, daß er nichts gelernt hat, kein Griechisch kann, das gibt jeder zu, daß er aber kein Genie ist, nie". Es war ihnen ein äußerer Klang und eine Mahnung an die Welt, in die sie ja nach allen ihren Plänen wieder eintreten sollten. Und er meinte: „Es wird uns sonderbar vorkommen, wenn wir wieder mit der Außenwelt verkehren. Wir haben Gott nur um Gesundheit zu bitten, denn alles Glück haben wir ja." „Wer nicht Künstler oder Heiliger, der ist so recht eine Eintagsfliege, ein armseliges Geschöpf. Immer dasselbe bietet das Leben, eine langweilige monotone Geschichte, nur die Verschiedenheit der Formen kann einen fesseln." Frau Cosima gab das mit voller Seele zu: „Man möchte rasend werden." Und er: „Ja, das nenne ich das dionysische Element in Goethe. Der ‚Faust' gehört zu dem wunderbarsten, was der Mensch vollbracht hat. In der blühenden Jugend konzipiert, im höchsten Alter vollendet, welch' Erzeugnis von Lebenskraft." Das war die Rückwirkung von Briefen, wie sie Peter Cornelius schrieb. Und unter diesen Eindrücken meinte er, daß er nichts mehr von außen hören möchte: „Was habe ich von den Aufführungen, doch nur Unruhe und Sorge und einzig die Befriedigung, wenn nichts dazwischen kommt. Aber keinen Eindruck noch Freude machen mir meine Sachen. Nur bis zur ersten Ausarbeitung, wenn der nebelhafte Bleistiftgedanke plötzlich klar und deutlich vor mir steht. Die Instrumentierung gehört schon der Welt an. Man ist mürbe geworden. Soll ich mich freuen, daß die Sachen, die ich vor zwanzig Jahren geschrieben, jetzt beachtet werden, wo ich viel weiter

bin, um so immer einen Schritt vorwärts und zwei rückwärts zu machen?"

Man sieht, wie er am Scheideweg steht zwischen den stillen und doch so schöpferischen Tagen in Triebschen und den neuen Pfaden, zu dem ihn nicht sein Ehrgeiz, aber ohne allen Zweifel sein Schicksal trieb. Denn wenn er an die Vollendung des „Rings" dachte, so mußte er auch an die würdige und einzigartige Aufführung desselben denken.

Und er legte sich in der Tat für das Außenleben durchaus alles zurecht. Auch über seine Beziehungen zu Hans von Bülow war er sich voll im klaren, sogar zum Schmerz und gegen die Empfindung der Gattin. Das trat am 8. Januar, dessen Geburtstag, klar hervor. Er brachte bei Tisch dessen Gesundheit aus und rief den Kindern zu: „Euer guter Vater soll leben, Kinder, Eurer Mama bester, treuester Freund." Und als sie dann allein waren, will er über Hans sprechen. „Ich bitte ihn zu schweigen, weil das Herz mir weh tut. Das kränkte ihn, und so hatte ich ein großes Unrecht begangen." Denn es lag dieses Empfinden eben in seiner Art und in der unendlichen Naivität seines Herzens. Hat er doch nach Jahren in Bayreuth einmal gefragt, warum denn eigentlich Hans sich gar nicht blicken lasse, und er war betroffen, als Frau Cosima ihm ruhig, ihre innere Bewegung verbergend, erwiderte, daß dies eben nicht ginge. Auch Hans hat ähnlich empfunden wie sein Meister. Und einmal, lange nach dessen Tod, brach er in Berlin nach einem Konzert dem treuesten Freunde des Wagnerschen Hauses gegenüber in die heftigen Worte aus: „Sie sind schuld, daß ich nicht nach Bayreuth komme!" Denn nach des Meisters Tod hielt er sich für berufen, sein Werk fortzusetzen. Auch hier eine wunderbare, aus dem Kunstwerk heraus gewonnene Naivität, die wie der Vergessenheitstrank Siegfrieds wirkt. Sie aber hatte damals und auch später nur den einen Gedanken, daß er Lebensfreude einzig aus der Liebe seiner Kinder schöpfen möge. Schien ihm doch in Florenz, wie wir zumal aus den Briefen der treuen Freundin



Widmungsblatt des Siegfried-Idylls

Marie Mouchanoff ersehen, ein neues Leben aufgegangen. Sie schrieb schon im September 1870 an ihre Tochter: „Er hat sich in Florenz eine glänzende Position geschaffen, man spricht davon, daß er Madame Minghetti oder deren Tochter liebt. Du wirst diesen Winter diese beiden entzückenden Menschen sehen, und ich beneide Dich um diese Freude. Die eine und die andere sind unwiderstehlich sympathisch."

Inzwischen aber vollendeten sich auch Deutschlands Geschicke, und die beiden verfolgten sie mit ebenso großem Interesse wie großer Freude. Er schrieb unter dem Eindruck der Ereignisse seinen Kaisermarsch, der ursprünglich als Krönungsmarsch bestellt war und der ihn bei der Komposition mehr und mehr gefangennahm. Er war freilich enttäuscht, als er später von der Entwicklung der sogenannten musikalischen Friedensfeier in Berlin hörte, wo an der Spitze Joachim und andere standen, die also natürlich nicht bloß im Gegensatz zu ihm waren, sondern eine Feier schufen, bei der für ihn und sein Werk kein Platz war.

Aber unter all dem stieg seine Bewunderung für Bismarck immer höher. In diesem Sinne schrieb er denn auch seine Verse an das deutsche Heer, die dann Frau Cosima, nachdem er es zunächst verschmähte, sie der Öffentlichkeit preiszugeben, an Lothar Bucher ins Hauptquartier schickte, damit er sie Bismarck übergebe. Dieser war der einzige, der ihn, wie er wähnte, verstehen würde: „Der Mensch, welcher diese Tat vollbrachte! Es gibt einzelne Menschen, die über dem Schicksal stehen und es förmlich machen, das sind die grenzenlos seltenen Genies, wie Friedrich der Große, und dann die wenig begabten, die jedoch seltene Eigenschaften haben, so daß die Welt sie gebraucht, um Großes hervorzubringen. So König Wilhelm, dessen Rechtschaffenheit und Biederkeit gerade dazu dient, um den französischen Untergang herbeizuführen. Wo Lebensfähigkeit noch da ist, da klammert sich die Natur förmlich an uns, bringt Wunder hervor. Wo aber organische Schäden da sind,

da gibt sie alle preis. So gibt es jetzt in Frankreich keine Männer. Ich erwarte mir viel vom neuen Kaiserreich, es ist doch wunderbar, daß es aus der Natur der Dinge entsprang, nicht aus der Form, wie die alte deutsche Kaiseridee, die an ihrer Milde, nicht an ihrer Macht zugrunde ging. Alle Politik der fremden Mächte ging nur darauf hin, den Kaiser lahmzulegen. Daß dieser nun wieder von selbst ersteht und zur heutigen Zeit in der Legitimität eine Stütze findet und zugleich den Damm gegen den Einheitsstaat, das ist das Wunderbare." Und er fühlt sich wahrhaft glücklich, daß er in dieser Zeit lebe, daß er in dieser Zeit das Weib gefunden und daß ihm diese gerade jetzt den Sohn geboren. Mit höchster Begeisterung sagt er zu ihr: „Die Natur wollte, daß ich einen Sohn gewänne und einzig Du konntest diesen Sohn gebären. Alles übrige wäre unfrei und ein Unding geworden. Dieses hat uns die Kraft gegeben, das Unerhörte zu vollbringen und zu ertragen, um uns zu vereinigen. Das muß unser Trost sein, denn der Zweck der Natur geht weit über alles hinaus."

Im Hause selbst wurde viel Musik getrieben, Wagner hatte wohl schon zum Zwecke der Aufführung des Siegfriedidylls im Dezember ein Quartett zusammengestellt, das ihn nun mit der Vorführung der letzten Quartette von Beethoven erfreute. Und nach einer solchen Aufführung meinte er am 30. Januar: „Du bist meine Kaiserkrone." Und als das Idyll noch einmal aufgeführt wurde, da erklärte er den ganzen Ursprung desselben. Es erstand aus jenem Motiv, das ihm damals in Starnberg bei ihrem dortigen Zusammensein in den Sinn gekommen war und das er ihr als Quartett versprochen hatte. „Nun habe ich unbewußt unser ganzes Sein darein verwoben: Fidis Geburt, meine Genesung, Fidis Vogel usw. So schafft der Musiker, wie Shakespeare sagt, er drückt in seiner Sprache aus, was die Vernunft nicht versteht." Man sieht, wie tief das Werk in ihm saß und wie es denn auch sein tiefstes Empfinden zum Ausdruck brachte. Als Gegenstück dazu

muß das Gefühl für die Außenwelt, das will sagen für den Krieg betrachtet werden, das er für den neuen Kaiser zum Ausdruck brachte: das war der Krönungsmarsch, zu dem sich ihm die Motive gewissermaßen aus seiner Genesung heraus häuften, daß er dem Leben nicht grollen dürfte, das soviel Glück ihm und ihr brachte.

Ganz eigenartig aber ist das Verhältnis, das sich zwischen Frau Cosima und ihrem Schwager Emile Ollivier herausbildete. Durch den Krieg war er geradezu spurlos aus ihren Gedanken geschwunden. Sie empfand zu groß und zu deutsch, zu künstlerisch und zu politisch, um den Schwager, der als Minister die Führung der politischen Dinge selbst verloren und völlig in das Schlepptau des phantastischen und fanatischen Grammont geraten war, weiter zu beachten. Jetzt wandte sich dieser von seinem einsamen Asyl in Turin selbst an Frau Cosima, die jetzt so voll im Glücke saß. Sie konnte sich ihm nicht zuwenden, und sie empfand ganz im Geiste der Antwort, die ihm König Wilhelm auf seinen Brief gegeben, daß sein Leben nicht ausreiche, um auf den Knien Buße zu tun für die Schuld, die er Frankreich und Europa aufgeladen, zu tilgen. Sie war durch und durch gerecht und konsequent, auch in der Auffassung der kirchlichen Dinge, und die Schilderungen, die ihr jetzt von allen Seiten kamen, forderten ihre Kritik heraus und auch ihr historisches Empfinden. Sie dachte an Konradins Geschick und meinte, daß die Feinde der Staufen alle den Typus der französischen Engherzigkeit und Grausamkeit getragen hätten.

Aber all das trat zurück gegenüber der großen Freude, die sich im Hause selbst vollzog. Am 5. Februar vollendete der Meister die Partitur seines „Siegfried". Sie schreibt: „Ich weile bei ihm, wie er die letzten Worte schreibt. Dies ist das Ereignis des heutigen Tages, das mich mit Seligkeit erfüllt." Über dieser großen Empfindung vermochten selbst die Mitteilungen der Luise von Bülow über die letzten Augenblicke ihres gefallenen Sohnes Heinz, den sie so sehr liebte, keinen Eindruck zu machen. Dieser war mit

den Worten „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein" gestorben. Auch der Krönungsmarsch schien ihr daneben etwas Äußerliches. Vor allem aber eine Sendung der Frau Wesendonck.

Frau Mathilde hatte ihr neues Drama „Friedrich der Große", das sie unter den Eindrücken des Deutsch-Französischen Krieges geschrieben, dem Meister zugesendet. Dieser las es gar nicht, und Frau Cosima sprach in dem Dankschreiben, ohne das Buch selbst zu berühren, ernst und warm über den Gegenstand. Er aber war, als er den Brief las, fast ungehalten: „Welche Sprache bleibt uns für das höchste, wenn wir so das Alberne behandeln?" Wie ich ihm erwidere, daß es mir unmöglich ist, Menschen, die ihm Freundliches erwiesen und für die er Teilnahme empfunden, nicht gerecht zu behandeln, antwortete er: „Wenn es nun gar aus Rücksicht gegen mich geschieht, komme ich mir förmlich degradiert vor. Um hier keinen weichlichen Irrtum erstehen zu lassen, habe ich der Frau ihre Briefe zurückgeschickt und die meinigen verbrennen lassen, weil ich nicht will, daß irgend etwas bestehe, das annehmen lassen könnte, es sei hier eine ernste Beziehung gewesen. Wenn ich einmal in diesem Tone gesprochen habe, den Du in diesem Briefe anschlägst, habe ich genug zu büßen gehabt." Das stimmte sie wehmütig, ebenso wie die Nachricht, daß Nietzsche nach Italien gereist sei, ohne Abschied von ihnen zu nehmen. Und der Meister knüpfte an dieses Vorgehen sogar trübe Vorstellungen, und nicht ganz mit Unrecht. Er war eben auch im gewissen Sinne ein Weltkind, und es mag wohl sein, daß die Anregungen der Frau Cosima, obwohl er sie durchaus befolgt hat, ihn zunächst in seiner Eitelkeit etwas gekränkt haben.

Aber was aus der Welt zu ihnen drang, sei es durch Cornelius, sei es durch andere Mitteilungen über Berlin, war alles wenig erfreulich. Zumal erhielt sie, und das ist charakteristisch, den Brief einer früheren Dienerin, die ihr von dem Elend in Berlin sprach, und daran knüpften sich nun Gedanken, die auch bei Bismarck

später eine große Rolle gespielt. Sie sprachen von den großen Städten: daß sie aufhören müßten, denn sie brächten den Pöbel hervor, und Pöbel sei undeutsch. Es sei sehr zu bedauern, daß der erste Reichstag nach Berlin berufen werde. Er wünschte, daß kleine Städte, Erfurt, Halberstadt, wieder Leben gewännen, anstatt daß die großen Städte sich noch immer mehr vergrößerten und unter dem Anschein von Prosperität den ärgsten Krebsschaden des Reiches bildeten. Wir wissen, wie wenige Jahre später Bismarck diesen Gedanken aufgegriffen hat und in einer seiner berühmtesten Reichstagsreden dem Parlament mit einer Verlegung in eine Kleinstadt gedroht hat, weil die Vertreter des Volkes dort zu Berufsparlamentariern verdorben würden, also nicht mehr Volksvertreter wären. Es ist eigenartig, wie klar und sicher auch die politischen Empfindungen der beiden in diesen großen Stunden deutscher Entwicklung gewesen sind.

Doch daraus ergibt sich auch die wunderbare Parallele zwischen der Entwicklung der deutschen Dinge und der Frage von Bayreuth, die seit dem November, wenn auch in einer Art von Unterströmung, Tag für Tag die Gedanken des einsamen Paares beherrschte. Wenn der Meister für seinen Vortrag bei der Berliner Akademie nicht seinen „Beethoven“ wählte, sondern ein anderes Thema: „Über das Wesen der Oper“, so hing das mit der Idee zusammen, jetzt, wo das Reich gegründet wurde, auch an die Schöpfung seines Theaters zu gehen. Der König hatte den Bau in München aufgegeben und begnügte sich gewissermaßen mit der Einreihung der Wagnerschen Werke in das Repertoire seines Hoftheaters: ein Gedankengang, der ja keineswegs unverständlich ist und ihm nicht einmal verübelt werden darf. Denn das Außerordentliche fügt sich niemals in ein System, ohne daß dieses der großen Idee absolut dienstbar gemacht wird. Auch Bismarck mußte dies im umgekehrten Sinne erfahren. „Es pflanzen sich die menschlichen Gebrechen wie eine ewige Krankheit fort.“ Aber es verging in der Tat kein Tag,

ohne daß von Bayreuth gesprochen wurde, wenn auch in den Plänen des Meisters, soweit sie nach außen offenbar wurden, zunächst von diesem Orte keine Erwähnung geschah. Aber sie jubelten beide hoch auf, wenn ihnen bei der Lektüre Carlyles eine Schilderung des Bayreuther Opernhauses begegnete. So verband sich ganz von selbst mit der Idee von der Reise nach Berlin ein Besuch von Bayreuth. Je mehr sich das persönliche Schicksal mit dem Gang der Ereignisse verknüpfte, um so gespannter sehen sie der Entwicklung der Dinge entgegen. So vertiefte sich Frau Cosima in die Arbeiten von Constantin Frantz über das Deutsche Reich, und sie schloß daraus: „Wer sollte jetzt nicht wenigstens Hoffnung schöpfen, wo die Deutschen eine solche Kraft bewähren." Aber sie erklärte sich auch den Gedanken der Einigung ohne den ungeheuren Optimismus, den andere in diesen Tagen gehegt. Und sie meinte: „Man kann die ganze Welt dadurch erklären, daß die Zusammengehörigen getrennt sind und sich suchen und die Unzusammengehörigen beieinander, wie es auch chronisch begründet ist. Fände sich alles Zusammengehörige beieinander, dann wäre das die Harmonie, aber auch nicht mehr das Leben: es wäre die Nirvana des Buddhismus. Eine große Entzweiung hat in der Natur geschaffen. Freilich können wir uns dies noch weniger vorstellen als den Zustand völliger Harmonie, der das Leben ausschließt, daher die Leute volkstümlich sagen, im Paradies muß man sich langweilen." Die erste Enttäuschung bereitete dem Meister die Schöpfung seines Kaisermarsches: schon beim Entstehen und dann noch mehr bei dem Schicksal, das seiner harrte. Er grollte noch während des Schaffens voller Unwillen gegen sein Werk: „So etwas kann ich nicht machen, wenn ich mir nichts dabei denken kann, und denke ich mir etwas, so geht's ins Grenzenlose. Ein Marsch ist etwas Absurdes. Ein Volkslied höchstens kann es sein, dabei aber soll es nicht gesungen werden, es ist Unsinn. Ich aber muß meinen großen Faden haben, an dem ich meine Musik entwickle. So kann ich nichts machen." Die große Fuge, die hier im Sinne Beethovens

in Frage käme, sei zu schwer. Er hatte ja auch nicht den Kaisermarsch gewissermaßen als Sprungbrett benutzen wollen für die Verwirklichung seiner großen Idee. Die Anregung kam vielmehr von ganz anderer Seite und hat sich nur in seiner großen Stimmung für die deutschen Dinge mit seinem tieferen künstlerischen Leben verknüpft, aus dem dann das Werk entsprungen ist.

Es kam noch ein anderes hinzu. Der König verlangte den „Siegfried". Es war klar, daß er ihn ebenso aufführen wollte wie die „Walküre". Diese hatte sich zwar in jenen Julitagen in München unmittelbar mit den deutschen Dingen verknüpft. Das Publikum hatte bei dem Walkürenruf und vor allem bei Wotans Worten:

„Denn wo kühne Kräfte sich regen,
Da rat' ich offen zum Krieg"

beispiellos gejubelt. Freilich das Publikum freut sich über alles, was sich ihm gewissermaßen zur Sentenze gemünzt im entscheidenden Augenblick darbietet. Das Kunstwerk übt dann keine andere Wirkung als der Volksredner. Er aber war entschlossen, den „Siegfried" nicht aus der Hand zu geben. Doch er stieß dabei auf des Königs Eigenwillen, der die beiden ersten Akte aufführen lassen wollte, weil der dritte noch nicht fertig sei. Aber diesen dritten Akt ließ der Meister binden und schenkte ihn Frau Cosima. Sie nahm ihn mit grenzenloser Freude auf, und jubelnd schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ein neuer Hort in meiner Stube." Und sie war nicht gewillt, ihn zu einem anderen Zwecke herauszugeben als zur Aufführung des Gesamtwerks.

Das war in den Tagen, wo sie einen Besuch in Zürich machen sollten. Die Einladung der gütigen Frau war da. Und so kehrte denn am 17. Februar Richard Wagner unter dem Drängen seiner Gattin wieder in dem Hause auf dem grünen Hügel ein. Sie schrieb darüber: „Es freut mich, daß mir dies gelungen. Frau Wesendonck freute sich augenscheinlich, Richard wieder und glücklich zu sehen.

Ihr schwarz gewordenes Haar stört Richard ein wenig, aber er fand sich hinein und sie war gutartig und freundlich." An den Besuch schloß sich eine Soirée im Hotel, wo sie den Gästen ein Konzert veranstalteten, bei dem das Quartett, das in Triebschen so viele schöne Stunden bereitet, eine Reihe von Lieblingsstücken der Frau Cosima spielte. Am nächsten Tag schloß sich ein Besuch bei Willes an, wo sich die Kinder viel wohler fühlten als in dem Glanz und der Pracht und unter den schönen Spielsachen auf dem grünen Hügel. Aber als sie heimkehrten, da meinten sie wohl: „Wir gehören nicht mehr unter Menschen, wir sind nur glücklich mit uns bei uns." Und der Meister sprach: „Hier ist meine Welt."

Sie fanden einen Brief des Königs vor, in der alten Herzlichkeit geschrieben, der den Meister ersuchte, ihm seine Wünsche mitzuteilen, und das hat dieser nun in klarer und sicherer Weise getan. Denn die Stunde zur Abreise ins Reich rückte immer näher. Es kamen auch in den Zeitungen bereits einzelne Nachrichten über des Meisters Pläne, von einer angeblichen Supplik an den König von Preußen für die Errichtung eines Theaters. Diese Pressenotizen waren ohne allen Zweifel wieder darauf eingestellt, den Bayernkönig gegen den Freund zu verstimmen. Desto stärker hielt das Paar an Bayreuth fest, und das um so mehr, als dort das Theater nicht außerhalb der Machtsphäre des einst so huldvollen königlichen Freundes gelegt werden mußte. Und dann kamen zu all diesen Plänen und Erörterungen die Sorgen für die finanzielle Zukunft. Wohl brachte das Jahr 1870 eine Wendung in der Tantiemenfrage, wodurch endlich den Künstlern das Recht auf Einnahme aus ihren Werken gewährleistet wurde. Aber um diese Fragen gerade bei den Werken des Meisters zu ordnen, dazu bedurfte es einer anderen, kräftigeren und geschäftsgewandteren Hand. Erst dem Freunde, den sie in Bayreuth fanden, war es vorbehalten, mit seinem klaren Blick und seiner rückhaltlosen Energie und Treue dem Meister diese Arbeit in jahrelangem Ringen zu tun. Damals aber fehlte

es direkt am Geld zur Reise, und Richard meinte: „Soviel not tut Dir das Beißen, und wenn Du beißen kannst, hast Du am Ende nichts zu beißen." Da fragte sie besorgt: „Steht es so schlimm?" „Gott weiß", erwidert er mir mit einem Seufzer, „Gott weiß, wir werden vielleicht noch recht viel Mut und Geduld brauchen."

Allein er ließ sich durch solche Dinge nicht irremachen, und Frau Cosima hatte nur den einen Gedanken, seiner würdig ihm zur Seite zu stehen. Er vergaß darüber nicht die Größe der Zeit, und als die Nachricht verbreitet wurde, daß Metz nur geschleift an Deutschland kommen sollte, da war er aufs heftigste davon berührt und machte sich in dem sehr zeitgemäßen Verse Luft:

„Darum die ganze Hetz',
Um nur zu schleifen Metz."

Aber wundervoll ist, wie gerade in dieser Zeit die Herzen der beiden immer heißer aneinanderschlugen, wie sie sich in seine Pläne vertieft, wie sie in seinen Werken lebt, wie seine Ideen die ihrigen werden. So denkt sie über sein Dasein nicht hinaus. Es kam gerade damals die Nachricht von der ersten Leichenverbrennung. Es war ein Graf Pückler, der diese bestimmt und seine Asche in einer Urne verwahren ließ. Da schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ich wünsche dies für Richard und mich, und schon deshalb will ich zum Protestantismus übergehen, um mit ihm verbrannt und begraben zu werden." Sie lasen am selben Tage das wunderbare Lied der Edda, „Brunhilds Untergang", „den ich einzig durch den ‚Ring' verstehe, dessen letzte Strophe aber ganz überwältigenden Inhalts ist." „Ich aber und Sigurd, wir bleiben zusammen." Und sie dachte, „das soll unsere Grabschrift sein." Aber auch dieser Gedanke hing mit Bayreuth schon aufs engste zusammen. Er aber meinte im Anschluß an ein zärtliches Wort, das seine Heftigkeit sühnen sollte: „Der Schluß von ‚Tristan' sagt Dir alles, der deutet Dir unser Leben!" Und sie gelobten sich, im ganzen Leben nicht einen Tag sich zu trennen.

Immer näher rückte die Fahrt ins Reich und nach Bayreuth. Nur eines stand noch im Wege — der König schwieg. Aber da tröstete er sich mit dem ihm eigenen Selbstvertrauen, zu dem ihm selbst aus seinen Träumen die Kraft kam. Sie schreibt: „Richard erzählt, daß er wieder den Traum gehabt, den er lange vor der Begegnung mit dem König von Bayern öfters geträumt: Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. überhäufte ihn mit sinniger Huld, bezeugte ihm grenzenlose Liebe, so daß, wie er den König Ludwig zuerst sah, er seinen Traum in Erfüllung gehen zu sehen meinte." Und so ließen sie sich in ihren Gedanken nicht irremachen. Er faßte ihn in dem Sinne des großen Satzes zusammen: „Der Dichter muß Seher und Sänger sein." Er meinte, daß sie nur zu dritt mit Richter Bayreuth schaffen wollten: Kein Regisseur, nur ein Kassier. Und so entwarf er die Flugschrift über die Aufführung des Bühnenfestspieles: „Der Ring des Nibelungen", die am 21. April als Broschüre erschien und seine Gedanken weit in die Welt hinaustrug. Er wollte ganz selbständig vorgehen, durch keinen Vertrag gebunden, nur durch Subskription gestützt und geschützt. Das entsprach auch ihren Wünschen. Denn ihr graute vor jedem persönlichen Eingreifen. Sie wollte sogar, daß sie die Sache zustande brächten, ohne Berlin zu berühren. Doch immer nichts vom König! Und doch war seine Zustimmung das Wichtigste.

Inzwischen aber traf eine Nachricht ein von dem bevorstehenden Besuche ihrer Mutter. Auch das verwirrte beider Gedanken. Sie blickte mit Sorge auf ihr Kommen, das sie doch innerlich heiß und lebhaft wünschte. Aber sie wollte nichts sehen, was sich zwischen sie und ihn stellen konnte: es dünkte ihr etwas Fremdes. Wie schön ist ihr Wort: „Mir geht es bei der Musik immer tiefer auf, wie ich Richard liebe. Das Leben erscheint mir wie eine Trennung. Sterben möchte ich, um ewig einig ungetrennt mit ihm zu leben. Wir flüchteten uns in meine Stube. Ich sage ihm, wie mir zumute ist. Er nennt mich seine Jugend, seine Seele. ‚In diesem Leben', fährt er

fort, ‚sind wir wie auf einem Jahrmarkt, Fremde überall. Man gehört nirgends hin. Wir zehren immer an uns selbst. Das, was uns beglückt, sind unsere Liebe, unsere Kinder, daher ist die Luft von außen feindselig. Nirgends versteht man uns, alles, was wir wollen, ist ihnen Wahnsinn.'" Man sieht, es war eine Zeit nicht bloß voller Spannung und voller Sorge, sondern auch voll innerster Bewegung, in allen Gedanken an Kunstwerk und dessen Ausführung, an Welt und Staat, an alle persönlichen Verhältnisse finden sie doch nur sich selbst.

Aber sie traf nun mit kindlichem Takt die Vorbereitungen zum Empfang der Mutter. Sie ordnete ihre alten Papiere. Da kommen ihr die alten Briefe vom Vater vor Augen, die sie wiederum überzeugen, daß sie weder Vater noch Mutter gehabt. „Alles ist mir Richard gewesen: er einzig hat mich geliebt." Am 24. März fährt sie zum Bahnhof, die Mutter zu begrüßen. Aber erst um 6 Uhr kommt sie an. Sie brachte den alten Geist und das alte Empfinden mit. Sie schien wohl und munter trotz des Erlebten und des Bevorstehenden. Nach einer stürmischen Nacht sehen wir Mutter und Tochter beisammensitzen und Vergangenheit und Zukunft besprechen: „Es gefällt ihr hier, ich fühle mich ihr sehr fremd — doch ist sie so angenehm durch die große Bildung. Es wird viel und von allem geplaudert. Sie gibt zumal ein schreckenerregendes Bild von den Pariser Zuständen mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit. Dagegen wirken die Kinder auf sie beruhigend und erfreuend. Sie findet sie sehr artig und erweist ihnen eine gewisse Zärtlichkeit." Sie blieb bis zum ersten April und erhielt bei diesem Aufenthalt doch einen tiefen Einblick in die Musik ihres Schwiegersohnes und war zumal von dem „Gebet aus Lohengrin" bis zum Weinen gerührt. Sie war geistig und seelisch zu bedeutend, um nicht das Neue dieser Welt, in welcher nun ihre Tochter waltete, zu verstehen. Sie war freilich anders als die ihrige, und sie hätte sich niemals darin zurechtfinden können. Wohl ergreift sie und versteht sie „Tristan", dessen ersten Akt der Meister

vorliest. Er spielt ihr aus seinen Werken vor, und in der Tat überwältigt sie der Eindruck dieser Kunst. „Aber es ging doch alles wie in einem gewissen Kreislauf, alle Nöten erneuern sich und die Gespräche sind gewissermaßen trostlos." Aber sie scheidet mit einem großen Gefühl. Und auch sie hat auf den Meister Eindruck gemacht, der ihr in schönen und bedeutenden Worten für ihr Kommen dankte. Das wirkte doppelt auf Cosimas Herz zurück, weil es den Zwiespalt minderte, den sie zwischen sich und der Mutter fühlte, weil sie ja auch mit dem Vater noch immer in einem Zustand höchster Entfremdung lebte. Er hatte ihr, nachdem die Pariser Bankiers wieder mit Deutschland in Verbindung getreten, ihre Rente auszahlen lassen, aber nicht an „Frau Cosima Wagner", sondern an die „Baronin von Bülow". Das hatte den Gatten mit Recht tief gekränkt, und sie hatte dem Vater schreiben müssen, dieser Kränkung Einhalt zu tun. Und Franz Liszt hatte ihr nachgegeben.

Aber nach dem Fortgang der Mutter brach doch das kindliche Gefühl durch: „Ich bin sehr ergriffen, als ich sie zuletzt umarme, die ganze Traurigkeit ihres Lebens erfaßt mich." Es war, äußerlich genommen, eine Episode, innerlich aber war die Begegnung doch bedeutungsvoll. Denn sie stellte die Gedankenreihe, die in die Vergangenheit mündete, wieder her und knüpfte die Beziehungen zu den französischen Verwandten, die nun einmal da waren, wieder fester. Das war schon durch einen Brief ihrer Stiefschwester Gräfin Charnacé angebahnt worden, die ihr sofort nach Aufhebung der Belagerung geschrieben, und zwar in wunderbarer, echt aristokratischer Zurückhaltung, jedes Wort über die Katastrophe vermeidend und nur die persönlichen Beziehungen berührend. Wenn etwas Besonderes von dem Besuch der Mutter in ihr zurückblieb, so war es das schmerzliche Gefühl des Getrenntseins vom Vater. Gerade diese Empfindung, die einzige, die sie ihrem Gatten gegenüber bis zu dessen Tode zurückdrängen mußte, beherrschte sie mit aller Macht.

Nun aber ging es an die Vorbereitungen zur Reise, die gewisser-

maßen ihren Schatten schon ins Reich warf. So schrieb Richter aus München, daß man dort von einem Einvernehmen zwischen Triebschen, dem König und dem Kaiser spreche, um in Bayreuth die Nibelungen aufzuführen. Es war zweifellos dabei Böswilligkeit im Spiel. Da traf ein Brief von Düfflipp ein, der den Wunsch des Königs nach dem Siegfried erneuerte und dessen Kränkung darüber mitteilte, daß Wagner so herb und bitter über die Münchner Aufführung geschrieben. Doch war der König bereit, ihm, seinem Wunsche gemäß, Düfflipp zu schicken. Der Meister gab diesem in Augsburg Rendezvous. Das bedeutete wieder neue Irrungen. Denn, so fürchtete auch sie, er würde wieder gar nicht verstanden werden. Aber die Stunden in der Schweiz schienen doch gezählt, und es war ein seltsamer Zufall, daß zu gleicher Zeit, infolge der deutschfeindlichen Ereignisse in Zürich, die Familie Wesendonck ihr dortiges Heim verließ, um nach Dresden überzusiedeln. Frau Mathilde teilte dies in einem „nichtssagenden" Briefe mit. Cosima aber meinte: „Ich fühle mich immer von allem angezogen, was von dieser Seite kommt, weil sie sich einst gut gegen Richard benommen hat." So wurde denn die Reise vorbereitet, eine Menge von Briefen ging hinaus, die Zeilen zur Verteilung an die Patrone wurden formuliert, und alles geschah, was geschehen konnte. Und dennoch war Frau Cosima das Herz schwer, und sie fragte sich: Warum sie sich derart vor dieser Reise fürchte. Freilich, noch war alles in Unruhe, und sie meinte: „Die Stimmung in bezug auf meine Reise wird immer trüber. Mir erscheint es wie ein Frevel, daß ich noch einmal mit der Welt in Berührung komme." Doch dies mußte in der Tat geschehen, und es geschah rasch genug. Am 14. April brachen sie auf. In Augsburg begrüßte sie Düfflipp als Abgesandter des Königs. Er erneuerte die Mitteilung von dessen Wunsch nach Aufführung der beiden ersten Akte des Siegfried. Richard erwiderte ihm ernst, er würde ihn eher verbrennen, als ihn so hingeben, und dann betteln gehen. Mit Cornelius ging indessen Frau Cosima in das Museum, um die

schönen Werke von Holbein, den Kopf des Leonardo da Vinci zu betrachten. Die Fahrt ging weiter nach Nürnberg, wo sie von dem Christus Dürers direkt überwältigt wurde: „Tränen der Ergriffenheit. Das ist das deutsche Wesen in seiner Güte, in seiner rein menschlichen ruhigen Erhabenheit! Es hat nichts gemein mit spanischer Ekstase, noch Askese. Es ist rührender als diese, die uns zuweilen grausam, ja kalt erscheinen kann.“ Im Kupee war ein bayerischer Offizier gesessen, der den Feldzug mitgemacht und den sie mit förmlicher Verehrung betrachtete.

Am Nachmittag des 17. April kamen sie nach Bayreuth. Der Eindruck der Stadt war ein außerordentlich lieblicher. Aber in der Nacht erkrankte der Meister, und sie schickte zum Arzt: „‚Dieser ist bedenklich, will sehen wie es wird.‘ Doch kann ich nicht umhin zu lachen, als er sagte: ‚Was einem alles passieren kann! Wer mir gesagt hätte, daß ich noch diese Nacht Richard Wagners Bekanntschaft mache!‘ Als er hereinkam, fragte er: ‚Sind Sie der Richard Wagner, ich meine den gewissen Richard Wagner‘, worauf Richard antwortete: ‚Sie meinen, der die hübschen Sachen geschrieben hat? Ja, der bin ich.‘ Richard wird wohler, aber er muß im Bett bleiben. Ich lese ihm aus der italienischen Reise vor und empfange den Besuch der Frau Raila, deren Gatte Hauptmann ist und bei Sedan verwundet wurde.“

Aber rasch war er genesen trotz des unerhörten Lärms im Hotel, wo das Kavallerieregiment sein Fest feierte. „Wir fahren ins Theater, ein reizendes Monument, das uns viel über die Produktivität der deutschen Kunst des 18. Jahrhunderts sagt: In den Schnörkeln, Muscheln etc. des 18. Jahrhunderts findet man es freilich sehr entstellt, doch phantastischen Geist, der die deutschen Arbeiten des 16. Jahrhunderts beseelt. Allein das Theater paßt für uns gar nicht. Also bauen, um so besser. Nun ein Haus finden. Wir fahren überall hin, nichts convenient ganz, also auch für uns nur bauen. Schöne Spazierfahrt zur Eremitage. Der alte Ver-

walter dort freut sich, Richard zu sehen und sagt, nur die Pfaffen hätten Richard vom König getrennt, das Volk liebe ihn. Die Bayreuther Bevölkerung ist im vollen Aufruhr über sein Hiersein." Am nächsten Tage fahren sie fort. Am Bahnhof nähert sich ihnen ein alter Volksdichter, der seine Gedichte, u. a. über den Meister selbst, feilbot. Richard meinte, dies sei die eigentliche Bestimmung unserer Fahrt. Aber dann naht sich ein Krüppel, der, furchtbar aussehend, beide rührt. „Mit grenzenloser Güte und innigstem Mitgefühl gibt ihm mein Mann eine Kleinigkeit, und da die Leute doch nie die Türe zuschließen, ersuchte ich ihn, das Amt des Türschließers zu übernehmen, das dieser dann mit größter Gewissenhaftigkeit ausführt."

Von Bayreuth ging es nach Leipzig. Dort fand ein großer Empfang statt mit Lorbeeren, Gedichten, Transparenten. Zur Wohnung hatte ihnen der Wirt im Hotel de Prusse die Königszimmer eingeräumt. Am nächsten Tag die Probe, bei der Wagner über den schlechten Zustand des Orchesters so erschreckt ist, daß er entschlossen war, auch das Konzert in Berlin, zu dem auf Kaisers Befehl alles zur Verfügung gestellt war, abzusagen. Aber es geht schließlich doch alles einigermaßen, obwohl der ganze Vorgang für Frau Cosima geradezu etwas Gespenstisches hatte. Für sie war es rührend, mit ihm durch die Straßen zu gehen, das Geburtshaus zu betrachten und sich so ganz in die Vergangenheit des geliebten Mannes zu versenken. Das war noch mehr der Fall in Dresden, wo sie durch den alten Freund Pusinelli einen liebenswürdigen Empfang fanden. Auch des Meisters Schwester Luise kam ihr auf das freundlichste entgegen. Hier gab es auch sonst Bekannte in Menge: ein freudiges Wiedersehen mit der Gräfin Krockow, eine Begegnung mit Wesendoncks, die sich hier schon eingewöhnt hatten. Mit Freuden aber hörte Frau Cosima von Luise, wie sie Richard mild und väterlich geworden findet, und ihr für den Mut dankt, daß sie ihn geheiratet. „Ich meinte freilich, mein Mut ist mein Glück." Abends waren sie in der Holzbaracke, die bis zur Vollendung des neuen Hoftheaters

den Vorstellungen diente. Sie faßte viel Menschen, und er beobachtete alles in bezug auf Bayreuth. Aber sie war hier in ihrem Element. Sie ging in die Galerie, um dem Gatten vor allem den „Zinsgroschen" zu zeigen. „Zuerst ist er förmlich gestört durch die Individualität des Antlitzes Christi, dann aber offenbart sich ihm das ganz Wundervolle, das nicht ohne Beimischung von aristokratischer Überlegenheit ist. Meine Lieblingsmadonna von Tizian gefällt auch Richard sehr, zu meiner Freude. Nach dieser zeige ich ihm beinahe die ganze Galerie, um mit der Andacht vor der Sistina zu schließen."

Dann war ein Mittagessen bei Pusinelli, dessen zahlreiche Familie, besonders der älteste Junge Karl, ihr große Freude machte. Aber als sie dann in den Garten ging, klettert der Meister auf den höchsten Baum des Gartens. „Unser freilich bemächtigt sich eine unendliche Melancholie, und während die Freunde alle der Vorstellung der ‚Meistersinger' beiwohnen, suchen wir abends die Straßen auf. Wann endlich naht mir der Tod? Sind wir inmitten der Kinder, empfinden wir die Pflicht, zu leben. Kommen wir aber unter Menschen, so tritt uns die Sehnsucht des Todes mit beinahe unbesiegbarer Macht entgegen. Ich sehe den Laden, wo Richard Schillers Gedichte verkaufte, um sich Windbeutel zu gewinnen, und wo er einem Invaliden Geld gab, was sein Vater von dem Hause gegenüber bemerkte. Die grauenhaft stillen Winkel sah ich auch, und Richard erzählte mir, wie die Terrasse, die Frauenkirche usw. auf seine Jugend eingewirkt haben. Wir nahen uns dem Theater. Ich will horchen, wie weit die Leute in den ‚Meistersingern' sind. In der Ferne klingt es uns entgegen, in der Nähe vernehmen wir nichts. Plötzlich klingt ein Laut der Klarinette zu uns, es ist wie ‚Tristan und Isolde'. Wir kehren heim, es ist kalt draußen und ich weine."

Das ist die Stimmung, in der Frau Cosima das Deutschland betrat, das nun ihr Gatte und sein Werk beherrschen sollten. Nicht

freudig und nicht stolzer Hoffnung voll ging sie an seiner Seite, sondern mit schwerer Sorge und noch mehr mit der Empfindung einer geradezu geheimnisvollen Melancholie. In diesem Gefühl nahm sie Abschied von Dresden, wo ihr das Wort eines der Orchestermitglieder, die am Bahnhof erschienen waren, einen tiefen Eindruck machte: „Wenn wir nur einmal wieder unter Ihrem Stabe spielen könnten." Und dann ging es weiter — „fort nach Berlin. Ich bin wie innerlich verschlossen, Gott weiß es, ich gehöre nicht mehr unter Menschen". Und doch gerade dort kam sie mitten in die Welt, die sie so sehr erschreckte. Freilich waren neben den vielen, die jetzt den Meister umdrängten und begrüßten, viele, denen sie von je freundlich gesinnt war. So vor allem Marie von Schleinitz, die in der Zwischenzeit beim Kaiser und unter dessen Hochdruck bei der Intendanz alles besorgt und erreicht hatte, was der Meister für das Konzert im Hoftheater wünschte. Ihr lachte die helle Freude aus den Augen, als sie die schöne Freundin wiederum begrüßen konnte. Es gab natürlich viel Trubel, der sie und vor allem Wagner erschreckte, und all die Feierlichkeiten. Und er sagte: „Alles gute Leute, aber schlechte Musikanten." Bei Schleinitz aber fand eine entscheidende und nachwirkende Sitzung statt, an der auch Tausig teilnahm, der mit ungemeiner Begeisterung den Gedanken von Bayreuth aufgenommen hatte und sich ihm in wahrhaft rührender Weise widmete. Und doch traute Frau Cosima ihren Ohren nicht, wie in diesen Kreisen von Bismarck gesprochen wurde. Sie staunte über den Ton, in welchem man es wagte, den Kanzler zu nennen. „Er hat mehr Glück als Verstand, keinen Charakter." Da war sie froh, den Getreuen des Gewaltigen wiederzusehen, den alten Freund Lothar Bucher. Wie fand sie alles verwandelt. Und doch waren seit ihrem Abgang von Berlin noch keine sieben Jahre verflossen. Sie machte mit dem Gatten einen Besuch bei der alten Freundin Allwine Fromann, der Vorleserin der Kaiserin. Dieser Besuch war wie die Szene aus einem Nachtstück Hoffmanns. Sie kamen vors

Schloß, die Schildwachen wollten eben das Gatter schließen, öffneten es aber wieder. Sie gingen durch die einsamen Höfe und erhielten schließlich, nachdem sie sich verlaufen, durch den Schloßapotheker Auskunft über die Wohnung der alten Dame. Sie klingeln — langes Schweigen. Endlich ruft eine klägliche Stimme „Wer ist da?" Der Meister antwortet „Wagner". Darauf folgt Schweigen und schließlich ein jämmerliches „Ach Gott". „Können wir herein?" „Ach nein, ich bin im Bett." „Wollen Sie morgen mit uns speisen?" „Gerne." „Um 2 Uhr?" „Da bin ich ja im Palais." „Um 3 Uhr?" „Da kommen ja die Leute zu Ihnen." „Dies alles durch den Briefkasten, wie im Keller. Richard und ich denken an den alten Moor und wollen uns schütteln vor dieser gespenstischen Erscheinung." Als am nächsten Tag die alte Dame erschien, da war freilich der Eindruck ein anderer. Aber doch immer ein Stück ancien régime. Sie hatte eine ungeheure Freude, die schöne junge Freundin wiederzusehen. Sie war gutgelaunt und wußte allerlei Gutes und Günstiges zu berichten. Denn was im Schlosse passierte, davon erfuhr natürlich die Vorleserin der Kaiserin zu allererst. Sie wäre eine entzückende Figur in einem Roman und, wenn ihr Charakter nicht so episch wäre, in einem historischen Lustspiel — im gewissen Sinne ein Seitenstück zur weißen Frau. Ähnliche Gedanken haben wohl damals auch Frau Cosima beschäftigt. Entsetzt aber war sie, als sie hier wie früher in München jenen Doktor Julius Lang wiederfand, diesen Zeitungsmenschen, der trotz der Unwürdigkeit seines Spiels für sie durch sein stetes plötzliches Erscheinen etwas Gespenstisches gewonnen hatte.

Und merkwürdig ist auch das ganze Empfinden Frau Cosimas im Hintergrunde des großen und gewaltigen Eindrucks, den Richard Wagner jetzt in Berlin machte. Er dachte ja wie sie und hätte am liebsten sofort gepackt und wäre abgereist. Aber er sagte selbst in großer Resignation: „Man muß nur immer etwas wollen, dann ist man preisgegeben." Er aber stand als Schützling der so liebens-

würdigen und mächtigen Frau von Schleinitz doch zwischen zwei Welten. Für sie und die Fürstin Lichtenstein las er den Entwurf zum „Parzival" vor. Der Eindruck war der unbeschreiblicher Ergriffenheit, und Frau Cosima meinte im Sinne der Frau von Schleinitz: „Wenn auch nicht ein Ton, ein Vers daran geschrieben ist, so ist dieser Entwurf ewig und vielleicht das höchste, was Wagner erschaut." Aber alles verlief gut und freundlich. Das große Bankett, wo Wilhelm Tappert den Meister begrüßte, am andern Morgen das Konzert in der Singakademie, zu dem der alte Freund Weitzmann das Paar abholte und wo die Nichte des Meisters, Johanna, die jetzt, nachdem er „groß" geworden, aus ihrer ursprünglichen Zurückhaltung und Kälte herausgetreten war, sich als „Nichte" fühlte und den von Ernst Dohm verfaßten Prolog sprach. Es freute Frau Cosima, daß der alte Freund nun ihrem großen Gatten den Tribut der Verehrung zollte.

Aber der Höhepunkt war doch sein Besuch bei Bismarck. Bucher hatte ihm die Bitte des Reichskanzlers gebracht, er möge sich bei ihm melden, und er wurde dann auch in gebührender Weise eingeladen und empfangen. Alles was darüber gesprochen und geschrieben worden ist, auch von seiten des „Historiographen des Fürsten", Poschinger, trifft nicht den Eindruck, den Frau Cosima in ihrem Tagebuch festgehalten hat: „Richard kommt hochbefriedigt zurück. Eine große, einfache Natur hat sich ihm dargestellt. Wie Richard ihm seine Verehrung bezeugt, sagt er: ‚Das einzige, was mein Verdienst genannt werden kann, ist, daß ich ab und zu eine Unterschrift erlangt habe. Ich habe nur in der Krone das Loch ausfindig gemacht, durch welches der Rauch durch kann.' Richard war ganz entzückt von der echten Liebenswürdigkeit dieses Naturells. Keine Spur von Reticenz. Eine leichte Sprache, herzlichste Mitteilsamkeit, volles Vertrauen und Sympathie einflößend. Aber wir können uns nur gegenseitig betrachten, jeder in seiner Sphäre etwas tun. Ihn für mich zu gewinnen, meine Sache zu unter-

stützen, ihn zu bitten, kommt mir nicht bei. Diese Begegnung bleibt mir von höchstem Wert." So hat Frau Cosima diesen großen Augenblick, wo die beiden größten Genies Deutschlands einander gegenüberstanden, in klarster und bestimmtester Weise festgehalten. Es entsprach das auch ihrer Natur und ihrem Wunsche. Viele hatten gedacht, daß man den Berliner Hof und auch das Reich, an der Spitze den Kanzler, ausspielen sollte gegen den bayrischen König. Das hätte der Noblesse Richard Wagners und noch mehr dem feinen und tiefen Gefühl der hohen Frau widerstrebt. Und doch wäre gerade jetzt Gelegenheit und sogar Grund dazu gewesen. Denn in Berlin empfing Wagner eine Mitteilung aus München, daß Frau Mallinger nicht die Erlaubnis erhalten habe, bei seinem Konzert zu singen. Der Meister erklärte einfach, er habe mit dem Konzert an sich nichts zu tun. Von Düfflipp kam ein höchst entmutigender Brief, der freilich eine gewisse Eifersucht gegen Berlin atmete, aber worin er etwas bedenklich mitteilte, daß der König von dem Bayreuther Projekt eigentlich nichts wissen, sondern alles für sich nach München haben wollte. Da gab ihm von Berlin aus Wagner die ernste Antwort, daß dies sein letzter Plan sei. Würde dieser nicht genehmigt, so gäbe er ihn auf und würde nur noch für seine Angehörigen leben. Es war einer jener großen Augenblicke, in denen er ganz er selbst war, und zwar in dem Gefühl des Besitzes dieser herrlichen Frau. Und sie schreibt stolz davon: „Er sagt mir, wie ihn das selig mache, von seinen Angehörigen sprechen zu hören. An die Kinder denkt er beinahe immer mit rührender Zärtlichkeit, er ist glücklich, daß dort im Paradiese die kleinen Wesen sind."

Gewissermaßen als Gegensatz der Begegnung mit Bismarck und der Stellung Wagners zu dem großen Schützer in München muß man nun die Haltung des Berliner Generalintendanten, Freiherrn von Hülsen, ins Auge fassen. Es tritt hier der große Unterschied zwischen Bismarck, dem großen Staatsmann und

echten Edelmann, und dem Generalintendanten, der eben doch nichts anders war als ein Repräsentant jener Hofkanaillen, die seit den Tagen des Großen Kurfürsten am Berliner Hof ihre unheilvolle Rolle gespielt. Nachdem der Kaiser dem Meister alles zugesichert, was er gewünscht, hatte der Intendant Gegenorder gegeben und dem Orchester gegenüber erklärt, sie hätten Wagner nicht zu gehorchen. Der Mann habe hier nichts zu befehlen, er habe nur seinen Taktstock zu führen. Frau Cosima ward davon unterrichtet, hat aber dem Gemahl nichts mitgeteilt, sondern sie wollte, schwer erkrankt, dem Konzert fernbleiben. Das war für ihn das Signal, abzusagen. Da rafft sie sich auf, macht Toilette und fährt mit ins Konzert. Wir kennen den Eindruck. Marie Schleinitz trat strahlend in die Loge, nachdem sie aus eigener Initiative eine weitere Ranküne Hülsens verhindert hatte. Dieser hatte nämlich die Bekränzung des Podiums und den Einlaß der Leute mit Blumen verboten. Da war er von der Gattin des Ministers des Königlichen Hauses zitiert worden und hatte nun, feig, wie Hofkanaillen immer sind, und kriechend erklärt, daß es sich nur um ein Mißverständnis handle. Der Meister erfuhr von diesen Vorgängen nichts, war guter Laune, besonders als ihm nach dem Konzert der erste Geiger des Hoforchesters sagte: „Sie haben keine Ahnung, wie diese Sachen bei uns heruntergespielt werden." Es ist nicht anders. Der große Gegensatz zwischen den führenden Männern des preußischen Staates und der Hofkabale, die, sobald sie Einfluß gewann, nur aufs schädlichste wirkte, war auch unter dem alten kaiserlichen Herrn vorhanden. Der Enthusiasmus aber war geweckt, und Frau Cosima konnte am andern Morgen, als sie bei der Freundin Schleinitz erschien, alles mögliche Schöne vernehmen. Der Kaiser hatte erklärt, noch nie etwas so Vollendetes gehört zu haben als dieses Konzert, es sei sublim gewesen. Auch der alte Eisenfresser, General Boyen, der in der Matinee in der Singakademie gewesen war und die Faust-Ouvertüre gehört, hat dem Kaiser erzählt,

daß er Derartiges nie erlebt hat. Dann fand nach dem Frühstück die Sitzung des Komitees für Bayreuth statt, in welcher Taufig das Wort führte und in der Tat nicht bloß einen klaren Blick bewährte, sondern auch zeigte, daß er ein warmes Herz habe.

Doch an dieser Sitzung nahm Frau Cosima keinen Anteil. Ihr Berliner Aufenthalt schloß mit dem Besuch des teuren Grabes, bei dem Gräfin Krockow sie begleitete, beim Grabe Daniels. Tiefernste Stimmung beherrschte sie: „Er ist ein Opfer der Leichtfertigkeit des Vaters, der Mutter und der gleichgültigen Grausamkeit der Fürstin Wittgenstein gewesen. Ich war damals zu jung und unerfahren, um energisch aufzutreten und einzugreifen. Viel Weh im Herzen und an diesem Grabe. Wo weilst Du, wo leitet oder ruft Dein reiner Geist? In meiner Seele lebst Du fort, sollten die Kinder, Siegfried vielleicht, Dein Wesen aufgenommen haben?" So sprach sie mit der Gräfin, die ihn gut gekannt. Und sie schreibt weiter: „Dann fort von Berlin wie im Traum. Alles gleichgültig dem, der den Tod erschaut. Es war am Vorabend von Daniels Geburtstag. Am 9. Mai wäre er 32 Jahre gewesen."

Dann ging es zurück nach Leipzig. Dort traf ein freundlicherer Brief des Hofrats Düfflipp ein, wonach der König sein erstes Zugeständnis machte, sich mit 25000 Talern an dem Unternehmen zu beteiligen. Es war ein Anfang, und man muß sagen, daß es jetzt nur an der guten Führung der Angelegenheit in München fehlte, daß niemand da war, der den richtigen Einfluß auf den König hätte üben können. In Leipzig erfuhren sie, daß der Friede ratifiziert sei. Die Begegnung zwischen dem Kanzler und Richard Wagner hatte unmittelbar vor dessen Abreise nach Frankfurt stattgefunden. Bucher hatte ihr richtig geschrieben: „wir werden der Welt den Frieden zurückbringen". In Leipzig sah sie nun das Haus mit dem weißen und dem roten Löwen, wo Richard Wagner geboren war. Sie besuchen die Wohnung, die einst seine Eltern innegehabt. Interessant ist dann die Begegnung mit ein-

zelnen Professoren, welche Freunde ihres Verwandten Brockhaus waren. So vor allem mit Ebers, dem Ägyptologen und Romanschriftsteller, und dem Naturhistoriker Czermack, der über die Farbenlehre gearbeitet hatte. Diesem warf Richard Wagner mit großer Sachkunde vor, daß er leichtsinnig von Schopenhauer gesprochen habe, dem er durchaus prophetischen Blick zuerkennt. Ebers hält ihnen einen Vortrag mit ägyptischen Bildern. Die Charakteristik von ihm ist kurz und bezeichnend: „Auch er ist Jude und seine Rede seicht und fließend." Eine Wahrnehmung aber war doch von Wichtigkeit. Der Neffe Clemens Brockhaus erzählte, daß Nietzsche seinen Homer, den er Frau Cosima gewidmet, mit gleichem Gedicht auch seiner Schwester gewidmet habe. Sie bemerkt dazu: „Ich muß zuerst darüber lachen, dann aber, mit Richard darüber sprechend, erscheint es mir als ein bedenklicher Zug, wie eine Sucht des Verrates, gleichsam um sich gegen einen großen Eindruck zu sichern."

Im übrigen aber fühlte sie sich im Kreise der Leipziger Verwandten doch sehr wohl. Sie hat damals auch Heinrich von Treitschke kennengelernt. Freilich hat sie gerade auf ihn, der ja schon völlig taub war, nicht den Eindruck zu üben vermocht, den sie sicher bei längerem Verkehr auch bei ihm erreicht hätte.

Dann ging es weiter nach Darmstadt zu dem Maschinendirektor Brandt. Sie kamen auf der Fahrt durch Thüringen an Weimar vorbei, und wehmütige Erinnerungen wurden wach. Vor allem war es Frau Cosima schmerzlich, den Vater in Weimar zu wissen und doch an der Stadt vorüberzufahren. Sie schreibt resigniert: „Der Vater ist da, ich sehe ihn nicht." In Frankfurt gedenken sie Schopenhauers und auch des Augenblicks im August 1863, „wo ich Richard mich willig zeigte, auf den Schubkarren mich zu setzen, wenn er mich fahren wollte, wie er mir damals vorschlug." Die Unterredung mit Brandt in Darmstadt verlief günstig und hoffnungsvoll, und sie verließen befriedigt die kleine Residenz, um nach

Heidelberg weiterzufahren. Dort sahen sie im Sonnenuntergang das Schloß, und im Anblick dieses wunderbaren Bildes erzählte ihr der Meister, daß er schon hier gewesen und gestand ihr auch, warum er nie davon gesprochen. Das seien trübe Zeiten gewesen. Hier sei er mit Minna gewandert, wie zerstreut und gleichgültig hätte er alles betrachtet. Aber jetzt blieben sie vor dem Kasperletheater stehen, und wir wissen, welch großen Eindruck der Meister damals von diesem Spiel gewonnen. Auch sie war entzückt davon. Besonders von einem Wort des Kasperles, wie er Abschied nimmt und erklärt: „Die Lichter werden ausgespuckt", und sie meint, „es war der schönste Moment der ganzen Reise." Nichts charakterisiert die Erlebnisse der „Fahrt ins Reich" mehr als dieses Wort der jungen Frau, die sich mit ganzer Seele sehnte, wiederum daheim zu sein. Und nach einem schönen Abend in Basel, zu dem Nietzsche und Friedrich Brockhaus erschienen, kehrten sie heim nach Triebschen, und sie jubelte: „Einziges Wonnegefühl, wieder in seiner Welt zu sein."

Und alsbald begann wieder das alte Leben, wenn auch die Beziehungen nach außen hergestellt waren und eine lebhafte Korrespondenz notwendig machten. Innig aber wurde nun wieder das Verhältnis zu Judith Mendès in Orléans, die dort ihren Gatten versteckt hielt, nachdem er von der Kommune zum Tode verurteilt, den Gräßlichen entschlüpft und von der Gattin gerettet worden war. Wieder wurde Carlyle aufgeschlagen, und sie lasen nun die Kriege Friedrichs des Großen mit großem Anteil und selbst mit Kritik über die Schlacht bei Torgau und die Haltung des alten, wackeren Zieten. Und die Erscheinung des gewaltigen Königs wird doch allen kritischen Untersuchungen gegenüber in ihren Augen gerechtfertigt. Aber als ihr der Meister seinen Aufruf über Bayreuth vorlas, schrieb sie: „Alles läßt mich kalt, die Ekstase faßt mich nur, wenn Richard über Bayreuth zu mir spricht, wenn er mir sein erstes Konzept mitteilt. In den Zustand des Publikums kann ich nicht geraten, es ist mir eher, als ob die Sache sich von mir trennte,

wenn sie nach außen erscheint. Auch Richard sagt: ganz dieselbe Empfindung habe er, er wisse, daß wir unsere Mitteilungen mit der kalten Freude, beobachtend, betrachtend erleben werden, für uns brauchen wir es nicht. Unsere Freuden liegen in der Idee." Das läßt uns erkennen, wie nur ein künstlerisches Pflichtgefühl für das Werk wie für das Volk ihn und auch sie antreiben konnte, aus der Einsamkeit von Triebschen wiederum in die Welt zu neuem Werk und Tat zu treten. Sie aber war gerade in dieser Zeit des Geburtstags erfüllt von tiefen und schweren Gedanken über ihn. So schreibt sie am Morgen des 22. Mai: „Die Nacht durchwacht, in Gedanken an Richard, da mir das Leben nicht denkbar ohne ihn. Wie ich ihn nur zu wenig beglücken kann, wie ich ihm jedes Schmerzensatom ersparen möchte. Vorige Nacht erschien mir Hans mit grauem Haar und Bart und weinte. Das ergriff mich sehr, allein ich fühle es, Richard mußte ich mich widmen, Gott gebe mir, daß ich es zu seinem vollkommenen Wohle thue." Dann erhebt sie sich um vier Uhr, geht in den Salon, um die Feier vorzubereiten. Dort wird alles um seine Büste aufgestellt, und sie selbst hat das Gewand der Sieglinde angelegt, Daniela als Senta, Blandine als Elisabeth, Eva und Isolde als solche gekleidet, während sie als Sieglinde den Knaben Siegfried auf dem Arm trägt. Er sagte tiefergriffen: „Ich als Sieglinde hätte ihn an unsere Rückkehr von Italien gemahnt." Des Nachmittags kam Nietzsche und besprach mit dem Meister die Gründung der Zeitschrift, welche „Reformationsschrift" betitelt und in zwei Jahren erscheinen sollte. Auch der König telegraphierte warm und herzlich. Überhaupt darf man seine Haltung nicht nach den Äußerungen des Kabinetts beurteilen, wie sie durch den gutmütigen Düfflipp an den Meister gingen, obwohl es dieser zweifellos ehrlich gemeint hat. Aber er hat ihn nicht verstanden, der seit dem Einzug der Truppen, zumal durch die Haltung und eine wenig taktvolle Äußerung des Kronprinzen gekränkt, in den damaligen Monaten heftig verbittert war. Am selben Tage

empfing Frau Cosima eine Nachricht, die sie doch erfreute. Ihr Vater war dem Komitee beigetreten und hatte drei Patronatsscheine gezeichnet. Das war für seine so klein gewordenen Verhältnisse immerhin sehr viel. Und es beschäftigte sie und auch ihn der Gedanke der Annäherung an den Vater, die doch nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen stattfinden konnte. Gewiß mußte sie geschehen während dessen Aufenthalt in Deutschland. Aber er verlangte einen Brief von der Tochter und ließ in diesem Sinne sowohl durch Tausig wie Frau von Schleinitz auf sie einwirken. Sie gab nach langem Überlegen der Freundin die Antwort, warum sie dem Vater nicht schreibe und warum sie einzig ihn in Triebschen sehen wolle. Bei der ungeheuren Liebe, ja Hingebung zu ihm war dies ein Opfer sondergleichen, das sie ihrer Liebe, aber auch der Ehre ihres Gatten brachte. An eine Nachgiebigkeit konnte jetzt nicht gedacht werden. Viel, allzuviel des Giftes war in diese Beziehungen zwischen Freund und Freund, zwischen Vater und Tochter durch jene unselige Hand in Rom gegossen worden. Sie litt unsagbar darunter. Dazu die gräßlichen Nachrichten aus Paris vom Brand der Tuillerien, die dem Meister direkt einen Schmerzensschrei entlockten, die Gefahren ihrer Verwandten und Freunde durch die Kommune, alles das erregte sie, und nur in einem fand sie Trost — in der Musik. Da schrieb sie: „Musik, es ist das Element, das uns einzig taugt, das göttliche."

Aber Gäste kamen und Gäste gingen. Vor allem erschien Nietzsche mit seiner Schwester Elisabeth. Dann machten sich freilich auch neue Sorgen finanzieller Natur geltend, und Frau Cosima wußte dazu nur zu sagen: „Ich bin froh, daß er mir dies alles sagt. Es ist das unbegrenzte Mitleiden der einzige Trost." Aber sie war auch, bis er in Bayreuth die richtigen Helfer gefunden, die einzige, die es verstand, einigermaßen Ordnung in seine Verhältnisse zu bringen. Es war trotzdem ein Leben, das aufwärts ging. Die Nachrichten, die von Berlin und München kamen, waren keineswegs betrüben-

der Natur oder doch keineswegs so geartet, daß sie der Hoffnungslosigkeit Raum gegeben hätten. Sie hörte auch von Hans von Bülow, daß er nach Amerika wolle. Das schmerzte sie wohl, und sie dachte mit Sorgen daran, ob sie ihn und zumal ob die Kinder ihn jemals wiedersehen würden. Aber sie erkannte doch, daß er sich regte und seiner Kräfte voll bewußt war. Dann schrieb ein alter Freund des Meisters, Heine aus Dresden, und er meinte wohl: „Mein Freund gefällt Dir nicht. Nun das ist die Welt, aus welcher ‚Lohengrin' und ‚Tannhäuser' entsprungen sind. Ich lache: Und gerade so ist es mit den ‚Nibelungen' und mit ‚Tristan' gewesen, nicht um ein Haar anders." Aber er kam ihr gegenüber doch auf die Dresdener Verhältnisse zu sprechen und las ihr sein Memoire über das Dresdener Hoftheater vor. War er doch bei der Zusammenstellung seiner Schriften für die Herausgabe der gesammelten Werke. Und er sagte ihr dazu: „Der heiße Wunsch des Veredelns, ehe ich an den Umsturz dachte, erfüllte mich da." Und sie berichtet weiter: „Richard erzählt, daß, wie Herr von der Pfordten die Arbeit in die Hände bekam, er sie mit Bemerkungen versah und unter anderem da, wo die Erhöhung der Ministergehälter berührt wurde, schrieb: ‚Das ist des Pudels Kern'." Vielleicht liegt gerade in dieser Mitteilung der Ursprung des ganzen Geheimnisses geborgen, daß von der Pfordten mit so namenlosem Haß in München dem alten Feind entgegengetreten ist und in seinen Organisationsbestrebungen nichts anderes sah als die Wiederholung seiner angeblich revolutionären Machenschaften in Dresden.

Im übrigen fehlte es auch jetzt nicht an Enttäuschungen. Aus Wien hatte das Paar eine im hohen Grade unschöne Haltung der Fürstin Hohenlohe, der Tochter der Fürstin Wittgenstein, zu erfahren. Und mit Recht meinte der Meister: „Er bedauert ein jedes herzliche und begeisterte Wort, das er zu solchem trügerischen Wesen gesprochen. ‚Du bist es einzig wert, daß man lebt, aber auch ganz allein Du', ruft er aus in einem Tone, der mir nur bittere

Tränen entlockt. Wann wird dieser Fluch von ihm genommen sein?" Er aber war schon wieder guter Dinge. Da er sie einmal von ferne sieht, singt er ihr zu: „Ein feste Burg ist unser Gott." Sie gerät aber dabei immer mehr zu dem Entschluß, die Kinder protestantisch werden zu lassen. „Die Reformation hat den deutschen Geist gerettet, und meine Kinder sollen echte Deutsche werden." Aber da stieg doch das Bild des Vaters vor ihr auf: „Der Vater! Was kann das für ein Wiedersehen geben. Er in seinem geistlichen Gewande, ich Protestantin, schon deshalb, um mit Richard in einem Grabe zu ruhen."

Der Gedanke der Vereinigung im Tode beherrschte sie all diese Tage, die erfüllt waren von der tiefen Freude an seinen früheren Werken. Er hatte für die neue Ausgabe „Siegfrieds Tod" selbst kopiert, er hatte „Wieland den Schmied" eingereiht, und sie ist von dem Werk ergriffen. Und über all dem taucht dann wieder die Frage auf, ob er sicher sei, daß sie im Tode nicht getrennt sein würden. Er aber antwortet mit seiner unverwüstlichen Heiterkeit: „Ja, weil uns keine Sehnsucht bleibt, wo wir ganz befriedigt sind. Wären wir es nicht, müßten wir wieder geboren werden. „Ich bin so glücklich", sagt Richard. „Wie leicht könnte ich dem Kunstwerk der Zukunft entsagen."

Dann kamen die Nachrichten von dem Einzug der Truppen in Berlin, von den Reden Bismarcks und des Kaisers, und wenn sie auch nicht erfreut waren über die Bevorzugung von Menschen wie Julius Rodenberg und Oskar von Redwitz, so sahen sie über alles hinweg und genossen nur den ungemeinen Eindruck dieses glänzenden Sieges, und begeistert rief der Meister: „Ich glaube an eine unerhörte Blüte des Reichs. Wenn der Ring des Nibelungen zusammenfällt mit den deutschen Siegen, so ist das kein Zufall, ob wir es erleben oder nicht." Und er spricht begeistert von dem Gravelotter Quartett: Kaiser, Bismarck, Moltke, und sie fügt hinzu: „Richard."

Über alle Sorgen hinweg blickten sie doch auf Bayreuth. „Wir

werden", so sagte er, „wohl Schlimmes erfahren von unserer Bayreuther Sache. Jedenfalls wird sie von uns zeugen, wie wir stehen. Früher, wie wir uns entsagt hatten, waren wir auf große Kunsterfolge angewiesen. Wir mußten die Opfer, die wir brachten, gleichsam in einer großen Tätigkeit ersetzen. Deshalb haben wir damals diesen Zweck nicht erreicht. Und da war ich im Innern froh. Ich ahnte, das führt uns zusammen. Jetzt steht es anders. Glückt uns das Unternehmen nicht, nun dann haben wir uns und das Kunstwerk haben wir auch. Schlimm wäre es, wenn ich auch die letzten Teile dem König preisgeben müßte. Ich könnte das nicht." Und darum drehte sich ja die ganze Sorge. Ob der König die Existenz von Bayreuth dadurch sichern würde, dadurch, daß er die Gesamtaufführung in Bayreuth zugestehen würde, oder ob er auf seinem Schein bestünde und sowohl „Siegfried" wie „Götterdämmerung" für München forderte.

Damit wäre natürlich Bayreuth zunächst unmöglich gemacht worden. Zunächst, denn seine eigentliche Festigung hat es erst durch die Vollendung und Aufführung des „Parzival" erhalten. Aber sie fühlten doch, daß sie trotz aller Freunde allein standen. Und nicht aus der Gegenwart schöpften sie den Trost, sondern aus der Vergangenheit. Schon an Nietzsche begannen sie irre zu werden. Seine Briefe wurden kühler und doktrinärer, ohne daß er es eigentlich selbst ahnte, und prophetisch schrieb Frau Cosima: „Auch in diesen Lebensbeziehungen hat Richard mehr Liebe verschwendet als empfangen." Er aber glaubte nur an ihre Liebe und drückte dies in bezug auf Luther und seine Stellung zum Kloster in reizvollster Weise aus: „Daß Du mich geheiratet, kommt mir vor, als ob Du ins Kloster gegangen wärst. Für die Welt sind nun alle Deine Eigenschaften verloren. Ich bin auch ins Kloster gegangen, aber in das Kloster, das ich mir ausgesucht und das mich von der Welt erlöste und reinigte." Und es war ein Zufall, daß er ihr gerade jetzt bei der Sammlung seiner Jugendarbeiten das „Liebesverbot" vorlegte mit der Frage,

ob man die Dichtung für den ersten Band wählen könne. Er meinte wohl, daß dieser zu dünn sei, aber er fand diese Dichtung doch zu kindisch. Das war ein Irrtum, der später gutgemacht werden mußte.

Da traf eine Nachricht ein, die alle Erwägungen über Nietzsche und dessen Freund Overbeck, der ihm eine religiöse Broschüre gesendet, zurücktreten ließ. Durch Gräfin Krockow erhielten sie die erste Nachricht von Tausigs Erkrankung. Er hatte sich den Typhus geholt und lag nun schwer darnieder. In seinen Händen aber waren gewissermaßen alle Fäden verknüpft, an denen das Bayreuther Unternehmen hing. So ergriff sie ein doppelter Schreck: auf der einen Seite das tiefe Mitgefühl an dem Geschick des Unseligen, auf der anderen Seite aber auch die Sorge um den Gedanken von Bayreuth. Aber merkwürdig ist, wie diese zurücktrat gegenüber dem Anteil an dem unseligen und zerfahrenen Menschen, dem armen frühverlebten Wesen, das keinen Glauben an sich hat. „Mit wahrer Hast hat er sich auf Bayreuth geworfen, kann ihm aber diese äußere Tätigkeit helfen? Er war zu begabt, um lebensüberdrüssig zu sein." So dachte Frau Cosima. Der Meister aber fügte hinzu: „Ich mag nicht mehr mit der Welt leben, jetzt, da ich Dich habe, will ich für die Kinder sorgen und nur noch darauf sehen. Denn wohin man rührt, entstehen Gespenster. Der ‚Fliegende Holländer' ist ja gar nichts gegen mich." „Ich sage ihm, wie glücklich wir in der Abgeschiedenheit sind, da wir das Leben in der Welt gar nicht würden ertragen können." „Ja", sagt Richard, „das war mein Geniezug, daß ich Dir von hier aus telegraphierte ‚vor Anker aller Sieben Jahr, hier werde ich mit Dir vereinigt sein'."

Aber nun traf in der Tat die Nachricht von dem Tode Tausigs ein. Frau Cosima war tief betrübt. Sie hielt Rückschau über all die Getreuen, die schon dahingegangen, über Uhlig, Schnorr, Seroff, die gerade ihn am meisten verstanden. Und Tausig war in der Tat ein außerordentlicher Stützpunkt des neuen Unternehmens geworden. Und doch, diese äußeren Dinge berührten die Seele dieser

großangelegten Natur nur in zweiter Linie. Und sie meinte gerade von der Teilnahme Tausigs an dem Bayreuther Gedanken: „Allein das läßt uns gleichgültig. Richard sagt dazu: ‚Ich sehe ihm zu wie einer Wolkenbildung, die Nebel erheben sich, werden sie zerstreut werden, oder sammeln sie sich zu gewaltigen Wolken, Gott weiß es. Ich sehe nur zu. Mein Leben erscheint mir göttlich. Denn selbst die Sorge darin ist jetzt schön. Ich habe sie nur um die Kinder.' Über Tausig aber meint er: ‚Ein trauriges Leben, frühreif, mit 16 Jahren Schopenhauer, der Fluch des Judentums von ihm empfunden, keine Freude an seiner ungeheuren Virtuosität. Dein Vater doch größer und er zu bedeutend, um sich als Schüler zu empfinden. Die Ehe mit einer Jüdin, gleich aber abgetan. Mit 29 Jahren vollständig fertig und doch kein Mann. Wie mußten die schlaflosen Nächte eines solchen Menschen sein? Was erfüllte ihn', fährt Richard fort, ‚den die Stupidität des Schicksals im Augenblick dahinrafft, wo eine große Tätigkeit ihm eine innere Freude und Genugtuung gewähren sollte'." Es sind dies die Gedanken, aus denen später der wundervolle, tiefempfundene Grabspruch entstanden ist, den er seinem Getreuen gesetzt:

„Reif sein zum Sterben,
Des Lebens zögernd blühende Frucht,
Frühreif sie erwerben,
In Lenzes jäh erblühender Flucht:
War es Dein Los, war es Dein Wagen,
Wir müssen Dein Los und Dein Wagen beklagen."

Ein neuer Schicksalsschlag aber war es. In dieser Zeit hat Richard Wagner einen Brief an Wilhelm Tappert geschrieben, in welchem er auch auf den König zu sprechen kam. Das war nicht recht, und Frau Cosima veranlaßte ihn, den Brief zu zerreißen. Es tritt ihre ganze Persönlichkeit dabei hervor, wenn sie schreibt: „Mich aber kränkt es, wenn zu allem und jedem von dem König

gesprochen wird. Richard bereut es, so heftig geworden zu sein, und bricht in Tränen über den König aus, der alles gewußt, der alles mitempfunden und ihn so preisgegeben. Nach allen Seiten hin habe er wahrhaftig sich gewehrt, einfach steht er da, und mit dieser einen Lüge würde er zur Grabe gehen! Und er weint heftig. Ich bleibe bei ihm und gehe dann zu Koß' Grube." Denn gerade in dem Augenblick, da sie die Nachricht von Tausigs Tod erhalten, war auch die letzte Stunde für dieses arme Tier gekommen, das die schlimmsten Tage von Frau Cosimas Leben miterlebt. Er war ihr von Hans nach Zürich gebracht worden, damit er ihr wenigstens eine kleine Freude machte. Als sie von dem kleinen Grabe zum Meister zurückkehrte, da fand sie ihn, wie er im „Faust" las. Er liest ihr den letzten Akt vor, der ihn beruhigt, besänftigt, ergreift und beide erheitert. „Jedes Wort ein Juwel."

Aber an den Hund, den getreuen Kameraden, mußte sie lange denken: „Dem Hunde liegt die ganze Ausdrucksfähigkeit im Auge. Wie blickt einen so ein Hundeauge an. Das Auge des Menschen hat die Kraft dieses Blickes nie. Sie sehen deshalb, weil es durch die Gewohnheit des Verstandes geschwächt war." Im übrigen zitterte der Verlust Tausigs in doppelter Beziehung nach. Er hatte die Originalpartitur des „Tristan", und es war nicht leicht, sie wiederzuerlangen. Aber schließlich gelang es. Hermann Brockhaus hatte die Papiere Tausigs, die ihm von der Gräfin Mouchanoff anvertraut waren, zu sich genommen. Die Dame selbst schien über das Ereignis den Kopf gänzlich verloren zu haben. Selbst Frau Cosima meinte: „Weiß Gott, wie es mit unserer Sache steht." Der Meister aber blieb ruhig. Er war ganz in ihr befangen. Wir sehen ihn, wie er aus der Türe des oberen Salons tritt und ruft: „Cosima, wo bist Du?" Sie antwortet: „Hier, ich schreibe mein Tagebuch." „Schreibst Du Gutes?" „Sicher, aber wie denkst Du jetzt an mich?" „Törin, was denke ich denn sonst? Woher sollte die Ausdauer in der Arbeit kommen, außer in diesen Gedanken. Ich

Phot. A. von Groß

Die Kinder als Senta (Daniela), Elisabeth (Blandine), Isolde (Isolde), Evchen (Eva), Siegfried (Siegfried)
1874/75

möchte wissen, was aus mir geworden wäre, wenn ich Dich nicht gefunden hätte. Verkommen, nachdem ich eine Torheit nach der anderen begangen hätte! Elend dahingesiecht!"

Es waren Tage höchster Erregung. Die Sorge um Bayreuth und um die Zustimmung des Königs vermengte sich mit der Sorge um dessen Schicksal selbst. Denn Graf Bassenheim, der, wie viele vom bayerischen Adel, sich damit beschäftigte, jene Schauernachrichten über ihn zu verbreiten, hatte erzählt, wie ungezogen er sich gegen den Kronprinzen benommen habe. Wie ihn die Bayern verhöhnen, weil er seine Jagdhütten vergolden und alle im Stile Louis XIV. ausstatten läßt. Der Meister ist traurig über dieses Treiben wie darüber, daß er sich in Abhängigkeit befindet. Nicht weniger schwer lastet auf ihm das Verhältnis zu Franz Liszt. Sie lieben ihn beide. Der Meister freilich mit der intensiven Eifersucht auf den Vater seiner Frau. Sie aber schreibt in ihr Tagebuch: „Wie er ein schweres Stück vom Vater spielt, bemerkt er, daß hier etwas zur Regel erhoben worden ist, was mit des Vaters Persönlichkeit zusammenhing, die Magie, die er spielend ausübte und die mit der äußeren Buntheit seines Lebens zusammenpaßt. Nun eignen sich die Schüler die ungeheure Technik an, müssen aber ungeheure Zeit darauf verwenden, die mir mit Richard mit Recht vergeudet erscheint, da ihnen die Individualität fehlt, aus der so etwas entsprungen ist." Doch sie berichtet weiter, wie er bei Vollendung der zweiten Szene des zweiten Aktes meinte: „Musik ist die neue Religion, wir konnten miteinander nicht verkehren, da habe ich musiziert und gleich haben wir uns verstanden. Unser Leben wird himmlisch sein, nur dürfte nichts von außen kommen."

Das ist die charakteristische Stimmung, mit der beide der großen Wendung ihres Lebens und seiner Kunst gegenüberstehen. Ihre Eigenwelt aber ist Traum und Liebe: sie träumt, sie wären entzweit gewesen. Hans hätte sich darüber gefreut, Richard hätte fortgewollt, „ich habe ihn auch ziehen lassen". Dann aber meint sie: „Ja, die

Liebe bis zur vollständigen Vereinigung ist nur ein Leid und die vollständigste Vereinigung ist erst nach dem Tode — der ganze ‚Tristan' drückt alles aus. So ist es Jauchzen und Trauern, und aus der Trauer entwickelt sich wiederum das höchste Gefühl der Liebe und des Daseins." Und da sagt er in einer gewissen Ekstase: „Sehr schön ist das Wort ewig. Denn es bedeutet eigentlich heilig. Ein großes Gefühl ist ewig, denn es befreit von der Wechselwirkung des Daseins, dem alles unterliegt. Es hat nichts zu tun mit gestern, heute und morgen. Mit der Arithmetik beginnt die Hölle." „Gott weiß aber, was sich noch alles an Dich gesellt", fragt sie. Er antwortet: „Nichts, denn ich habe an nichts außer Dir geglaubt."

Und nun die rastlose Tätigkeit für Bayreuth. Brief um Brief geht hinaus, und von allen Seiten kommen die Nachrichten. Es ist eine Zeit höchster Spannung, in der doch Wagner arbeitet, freilich nicht mit der vollen Ruhe und Sicherheit wie sonst. So stößt er die Komposition von Hagens Hochzeitsruf um. Er meint, sie sei zu sehr komponiert, und das käme von den äußeren Verhältnissen. Er fühlte sich ähnlich wie Michael Kohlhaas in Kleists wunderbarer Novelle. „Ich trage schwere Gedanken, ich werde nimmer froh und wohl. Diese Schmach, von dem König abhängig zu sein, es ist unerhört und unerträglich. Wäre er nur etwas nach einer Seite hin, man dürfte sich und ihn rechtfertigen." Es ist keine Frage, daß er in der Verteidigung seines Lebensgedankens ungerecht wird und daß er selbst unter diesem Gefühl am meisten leidet. Sagt er doch: „Ich verfluche diese Musik, die mich in diesen Krampf versetzt, der mich mein Glück gar nicht genießen läßt. Da ist mein eigener Sohn dagewesen und geht an mir vorüber wie im Traum. Diese Nibelungenkomposition sollte längst vorüber sein. Es ist ein Wahnsinn, oder ich müßte gemacht sein, wild wie Beethoven. Es ist nicht wahr, was Ihr Euch einbildet, daß dies mein Element sei. Meiner eigenen Bildung zu leben, meines Glückes mich zu freuen, das war mein Trieb. Früher war es ein anderes. Ach, es ist mir, als ob auf der Blüte

einer Katalpa ich ein Haus bauen wollte, ich sollte zuerst die Welt von Lüften füllen, die mich und meine Kunst von der Menschheit trennen. Idylle, Quartette, das möchte ich gerne noch machen, — und dazu noch diese Agitation zur Aufführung des ‚Rings'."

Inzwischen übernahm Frau Cosima die Übersetzung der im Französischen erschienenen Aufsätze des Meisters für den ersten Band. Das beruhigte sie und in gewissem Sinne auch ihn. Er sah diese Arbeit fast ähnlich an wie die Mühe, die sie sich mit der Erziehung der Kinder gab. Da sagt er wohl: „Was werde ich noch durch unsere Kinder glücklich sein! Du wirst es sehen!" — Es ist eigenartig, wie sich unter diesen Eindrücken das Verhältnis zu Nietzsche zu ändern begann. Immer große Freude, wenn er kam, immer ein leises wehmütiges Gefühl, wenn er ging. Und sie stimmten darin überein, daß er sicher der begabteste seiner jungen Freunde, doch in vielem recht unerfreulich durch eine nicht natürliche Zurückhaltung seines Benehmens. Es ist gleichsam, als ob er sich gegen den übermächtigen Eindruck von Wagners Persönlichkeit wehrte. Auch war er ein fremdes Element. Und in der Tat, der Meister lebte eigentlich nur in ihr auf, und seine Zärtlichkeit hat nicht nur etwas Rührendes, sondern im vollsten Sinne des Wortes Poetisches. So darf sie schreiben: „Richard schaut meine Finger an: ‚Das sind keine Finger mehr, das sind Empfindungsstaubfäden. Es könnten ebenso Flügel daran sein, wie kleine Schmetterlinge. Dein Vater ist doch ein guter Mann — das gescheiteste aber, das er gemacht hat, das habe ich.'" Sie jubelte über solche Worte auf, um dann augenblicklich einer neuen Depression zu verfallen: „Das ist nicht gut, das ist die hochmütige Stimmung, die mich erfüllt: Glück und Glas!" Aber das Zusammenarbeiten der beiden an den Jugendarbeiten des Meisters macht ihnen Freude, zumal ihm. Denn er schriftstellert gerne: „es ginge so leicht. Freilich hat der eigene Genius dabei nichts zu sagen. Es sei der künstlerische Instinkt der Italiener gewesen, daß sie so wenig schriftstellerisch tätig waren."

Dann kam der 14. Jahrestag ihrer Hochzeit mit Hans von Bülow: „Ernste Gedanken, Gott gebe mir Kraft und Mut, und mit seiner Hilfe werde ich zur Ruhe kommen." Dieser großen Liebe gegenüber und dem gewaltigen Innenleben, das sich bei ihr in dem Schmerz über ihre angebliche Schuld, bei ihm aber in seinen Arbeiten ausdrückte, tritt das Äußere und vor allem auch der Lebensgedanke von Bayreuth merkwürdig zurück. Es bedurfte in der Tat starker Anregungen von außen, um sie mit diesen Dingen noch vertrauter zu machen. Da erschien Marie von Schleinitz mit dem Weimarer Intendanten Freiherrn von Loën in Luzern. Das kleine Komitee versammelte sich und besprach die ganzen Verhältnisse. Karl Bechstein, welchem der Meister die Stellung Tausigs im Patronatverein angeboten hatte, hatte abgelehnt. Ihn hat wohl seine Freundschaft zu Bülow dazu veranlaßt. Aber er schickte das Porträt von Tausig, und auch der Nekrolog Hans Bülows kam in diesen Tagen in Cosimas Hand. Sie war eigentlich peinlich davon berührt. Denn er war anders, als sie sich den Schüler ihres Vaters vorgestellt, und an der Arbeit selbst erkannte sie viele Züge Bülows, die sie früher schon traurig gemacht. Dieser Gegensatz in der Beurteilung und in dem Verhältnis zu einem Manne, der so eng durch den Vater und auch durch die Freundschaft zu Wagner mit beiden verknüpft war, ist in hohem Grade charakteristisch, ja entscheidend für die Erkenntnis des geistigen Verhältnisses von Hans und Cosima.

Aber nun fanden die Sitzungen statt, in denen Baron Loën offiziell die Arbeiten für Tausig übernahm. Mit Frau von Schleinitz war auch die Fürstin Hatzfeld erschienen. Die Bayreuther Fragen wurden in klarer und bestimmter Weise und auch mit einem gewissen Optimismus behandelt. Freilich der Meister selbst sah viel mehr auf seine junge Frau und schöpfte aus ihr die Antworten, die er der gütigen Gräfin gab. So schreibt sie: „Wenn andere Frauen kommen, sagt mir Richard immer so liebe, schöne

Dinge, daß ich recht übermütig und stolz werden könnte, wenn mich nicht diese überschwengliche Güte zur höchsten Demut wiese." Das gibt diesen Sitzungen doch einen ganz eigenen Reiz. Man sieht die unendliche Überlegenheit der Künstlernatur Richard Wagners, der das gewaltige Werk geschaffen, das jetzt doch mit verhältnismäßig kleinen Mitteln in die Erscheinung gebracht werden sollte. Ihm war alles das, so ernst die Dinge lagen, so schwer sie in die Zeit eingriffen und so schwer sie in Zukunft ihn und auch die Gattin belasten sollten, doch als eine nebenhergehende Sorge von geringerer Bedeutung. In diesem Sinne feierten sie auch ihren Hochzeitstag froh und heiter, und es freute sie, da er ihr Hagens Hochzeitsruf vorspielen konnte. Sie hörte nur den freudigen Klang daraus, nicht die dämonische Tragik, die aus ihm sich entwickelte. Im übrigen schien sich die Bayreuther Sache doch noch besser anzulassen, als man gehofft, und die Summen, über die jetzt nach Triebschen berichtet wurde, klangen groß und ausreichend. Freilich sollte sich herausstellen, daß sie eben jener Optimismus diktiert. Staunenswert ist, wie er immer weiterarbeitet. Einmal fährt er sich über die Stirne und meint: „Die Gedanken jucken mich." Und als sie am anderen Morgen zu ihm ins Zimmer tritt, da spielt er ihr die schöne Chorszene vor: „Der Hagedorn sticht nun nicht mehr."

Dabei aber denkt er schon an seine Rede bei der Grundsteinlegung in Bayreuth. Er will sie später als Aufruf hinausgehen lassen in andere Kreise als die bisherigen Freunde. Denn diese begannen doch zum größten Teil zu versagen. Nicht, und das muß betont werden, jene, welche als Freundinnen Frau Cosimas der Sache nähergetreten waren, also gewissermaßen von ihr gewonnen, sondern der alte Kreis des Meisters, Frau Mathilde Wesendonck voran. Schrieb sie doch aus München über die dortigen Aufführungen, ohne das Wort Bayreuth überhaupt zu erwähnen. Der Meister ist empört darüber, und Frau Cosima soll ihr überhaupt nicht antworten. Er klagt, daß er sein ganzes Leben mit elenden

Wesen umgegangen sei. „Denn", sagt er von Frau Mathilde, „sie hat alles gewußt. Unser ganzer Umgang hat sich um die Aufführung der ‚Nibelungen' gedreht! Und nun alles zu ignorieren. Das Schlimme ist, daß man Erlebnisse nicht wegwischen kann. Man kann aus dem Herzen sie wohl entfernen, aber im Leben bleiben sie." „Die bloße Erwähnung der Aufführungen in München fährt ihm wie ein Dolchstoß durch das Herz, und nun muß er weiterarbeiten. Wie soll er es nur fertigbringen. Sein Kummer macht mich trostlos. Er ahnt, daß all' seine Freunde wieder hinlaufen und keiner an ihn denken wird. Er aber meint: ‚Ich erwarte ein Wunder, Du wirst sehen, daß es kommt, wie und wo, weiß ich nicht, aber es kommt.' Ich sage ihm, daß auch ich daran glaube. Mir ist das Wunder, daß er arbeitet." Das ist das herrliche Wort, das gewissermaßen das Motiv geworden ist der ganzen weiteren Entwicklung. Denn inmitten der ungeheuren Wirrsal, die sich aus dem Unternehmen von Bayreuth ergeben hat und die in schlimmster Weise Heim und Haus und selbst Familie bedrohte, ist es immer dieser wunderbare Hinweis gewesen auf Wagners eigene Kraft. Sie verstand ihn wie niemand und wußte ihn auch wie kein anderes Wesen immer wieder sich selbst zurückzugeben. Dennoch wahrt sie nach außen hin und vor allem Frau Mathilde gegenüber den Takt, und kein hartes Wort geht von Triebschen hinaus an die einstige Freundin. Aber es ist ihr eine Genugtuung, ihr mit ein paar Worten sagen zu dürfen und sagen zu können, was dem Meister und ihr diese so hochgepriesenen Münchner Aufführungen eigentlich sind. Er freilich meinte gerade in Beziehung auf Frau Mathilde: In seiner Jugendzeit bedeutete es ihm die furchtbarste Verstimmung, von jemand für immer Abschied zu nehmen! Und sie fügte traurig und resigniert hinzu: „Ich verstehe das. Ich habe einst Abschied genommen, der mir auch das graue Haar brachte, da hat eigentlich auch für mich die wahre Erkenntnis geschlagen. Bis dahin war alles, was ich in den Dichtern gelesen von des Daseins

Schuld und Fruchtbarkeit, nur ahnungsvoll aufgegangen. Indem ich Hans zum Abschied die Hand reichte, habe ich alles in mir empfunden, und der Täuschung Schleier war auf ewig zerrissen. Von da an wurden mir Leben und Tod begreiflich, von da an aber habe ich auch nichts mehr gewünscht."

Der Meister war indessen entschlossen, schon im Oktober den Grundstein seines Theaters in Bayreuth zu legen. Da war freilich Frau Marie von Schleinitz im höchsten Grade erschrocken, und sie warnte dringend vor dieser Übereilung. Doch in der Idee ließ er sich nicht irremachen, und wer nicht mit ihm gehen wollte, den ließ er über Bord fallen, und er meinte wohl: „Von diesen Kreisen erwarte ich mir nichts mehr. Ich werde mich an andere wenden. Es muß sich zeigen, daß ich Ernst mache." Sie bemerkt dazu: „Mir ist es schrecklich, ein entmutigendes Wort zu sagen. Zwischen ihm und der Welt ist kein Verständnis möglich. Es ist nur Kampf, wo er bezwingen kann oder unterliegen muß." Im übrigen trafen täglich neue Anmeldungen von Patronen ein, und gerade aus dem Kreise der Frau von Schleinitz ergaben sich eine Reihe von neuen Mitarbeitern, die in der Tat gut und vorzüglich gewirkt haben. Die Beziehungen erweiterten sich, und die Berliner Freundin nahm mit besonderem Eifer die Werbung auf. Denn das war ihre Art: zu warnen, wo sie Bedenken fand, aber zu helfen, wenn es zur Tat ging. Sie war eine der treuesten, entschiedensten und feinfühligsten Frauen, die je mit Bayreuth in Berührung gekommen sind.

Da kam der 28. September, es war der Namenstag der Frau Cosima. Sie bemerkte lächelnd: „Richard will sich den heiligen Cosmas nicht merken. Mir gratuliert der Vater dazu, und Richard sagt: Der ist katholisch, das trennt uns, worüber wir lachen." Er aber hatte doch dem Tage einen Tribut gebracht, einen Tribut sondergleichen. Es war die Trauermusik zu Siegfrieds Tod, die er mit folgenden Worten charakterisiert: „Ich habe einen großen Chor komponiert", so ruft er ihr am Morgen zu, „aber einen

Chor, der gleichsam vom Orchester gesungen wird nach Siegfrieds Tod während des Szenenwechsels. Es wird Siegmunds Thema erklingen, als ob der Chor sagte, der war sein Vater, dann das Schwertmotiv, endlich sein eigenes Thema, da geht der Vorhang auf, Gutrune tritt auf, sie glaubt sein Horn vernommen zu haben. Wie könnten jemals Worte den Eindruck, den jene Themen, neugebildet, hervorrufen. Dabei drückt die Musik die unmittelbare Gegenwart aus." Das entstand, während Frau Mathildes Tochter Myrrha sich verlobte und in München „Rheingold" und „Walküre" aufgeführt wurden! Doch an Frau von Schleinitz sandte er in diesen Tagen den Klavierauszug des „Siegfried" mit folgenden Versen:

„Nennt Ihr Genius die Kraft,
Die das echte Werk der Kunst erschafft,
Nenn' ich Lieb' und Treu' die Huld,
Die ihm zahlt der Menschheit Schuld."

Es war ihm eine Freude, dies zu senden, und er sprach dabei zu seiner Gattin: „Wir sind doch ein glückliches Ehepaar. Wenn es draußen stürmt, denke ich daran, daß unsere Stürme vorbei sind, deswegen, weil Du mich liebst. Aber die Welt ist doch nicht das beste, denn liebtest Du mich nicht, so wäre sie einfach nicht mehr für mich da. Du bist die Erfüllung von allem, wovon das Leben mir selbst die Verheißung gegeben."

Und doch lebt sie eigentlich mit der steten Sorge für seine Arbeit. Wohl sagt er ihr: „Wenn die Musik nicht dazu bestimmt ist, unsere ganze Welt neu zu beleben, ist sie nicht viel mehr wert!" Und dabei entsteht die wunderbar dämonische Stelle von dem Schwur der armen Brünhilde: „Helle Wehr, heilige Waffe." Und Cosima bemerkt, es fasse sie Schauder, wenn er es plötzlich müde würde, das Werk zu schaffen. Aber er tröstet sie: „Jetzt, da ich so weit bin, werde ich es wohl noch fertig machen."

Am 10. Oktober erinnert er sie selbst der ersten Begegnung in Paris: „Da las ich die Götterdämmerung vor, die ich nun erst

fertig mache. Ohne Dich hätte es nie gedämmert." Und doch waren diese letzten Monate in Triebschen, so sehr sich alles in ihrem tiefsten gemeinsamen Fühlen konzentrierte, eine Zeit der Vorbereitung für außen, und zwar im engeren und weiteren Sinne. Wir sehen, wie Frau Luise von Bülow, die edle Stiefmutter Hans von Bülows, nach den Kindern verlangt und wie sie in Egisheim dieselben begrüßt. Sie sind ihr ein Ersatz für die schweren und furchtbaren Verluste, die ihrem Mutterherzen der Krieg geschlagen. Auch mit Emile Ollivier wird der Verkehr ein enger, da sich nun Frau Cosima des Sohnes ihrer Schwester Blandine annehmen muß und annimmt. Ihr Herz drängt sie dazu. Die Korrespondenz mit der Mutter wird nur unterbrochen durch deren erneute schwere Krankheit. Mit dem Vater ist durch den eingeleiteten Briefwechsel bereits ein besseres Verhältnis hergestellt. Eigentlich war hier des Meisters Stimmung hinderlicher als die des Vaters. Er meint über ihn: „Er ist die Illustration einer untergehenden Welt gewesen. Zum Beispiel die Zigeunerweisen, die keinen Anspruch auf dauernde Kunst machen können, haben durch ihn eine Belebung gefunden. Mittelpunkt dieses Wesens aber sei Paris gewesen, aber das sei nun verschwunden." Innerlich aber jubelt Frau Cosima auf, da sie fühlt, wie doch der Vater die alte Liebe für sie hegte, auch wenn sie noch nicht durch die gegebenen Verhältnisse und durch den Druck, der von Rom her auf ihm lastete, zum Ausdruck kommen durfte. Denn sie konnte sich schließlich das Werden von Bayreuth nicht vorstellen ohne die Versöhnung mit Franz Liszt, ihrem Vater und dem Freund des geliebten Mannes.

Überhaupt entfaltete sie eine ungemeine Tätigkeit, die zu dem Innenleben, von dem ihr Tagebuch ein so wunderbares Zeugnis gibt, in merkwürdigem Kontrast steht. Es geht schon jetzt fast alles durch ihre Hand. Ihre Korrespondenz mit der Gräfin Schleinitz, die immer eine schöne und rührende war, gewinnt jetzt doppelte Bedeutung. Sie ist zu gleicher Zeit die Vermittlerin mit dem

Vater und ist ihre Vertraute in allen Fragen, die Hans von Bülow betreffen. Denn es ist ergreifend, wie Cosima an den Erinnerungen festhält, und wie ihr jeder Tag im Jahr förmlich ein Merkstein ihres Daseins ist. So schreibt sie am 19. Oktober: „Vor 15 Jahren war die Aufführung der ‚Tannhäuser'-Ouvertüre und meine Verlobung mit Hans. Heute habe ich den Entschluß gefaßt, mich an ihn direkt wegen des Übertritts der Kinder zu wenden." Am gleichen Tage aber und in einem gewissen Zusammenhang mit ihren Erinnerungen an das Entstehen des Klavierauszuges schreibt sie wegen der Partitur des „Tristan", die sich ein sogenannter Kapellmeister Bratfisch angeeignet hatte. Es ist ihr in der Tat durch eine ausgedehnte Korrespondenz gelungen, diesen kostbaren Schatz wiederzugewinnen. Auch hier mußte die Freundin helfen, der sie am 11. Oktober schreibt: „Sie sind verschwunden und verstummt, Theure, das ist viel auf einmal, und ich habe Ihnen einen Haufen von Dingen zu sagen! ... Siegfried, den Großen, haben Sie wohl mit Widmung und Luzerner Einband erhalten. Hier nun Loën und Kafka, beide sehr hoffnungsreich. Wollen Sie wohl nun die unendliche Güte haben, Davidsohn zu ermahnen, an Loën die Zeichnungen, die in Tausigs Nachlaß sich vorfinden, zu schicken. Ich hatte es Davidsohn geschrieben, er hat es aber noch nicht getan. Und wäre es möglich, durch Davidsohn und Bechstein einen ähnlichen Wagnerverein zu gründen wie in Wien? Ich habe jetzt einen Briefwechsel mit Aloys und Seraphine Tausig gehabt; beide vermuten, daß das Manuskript von ‚Tristan' sich in den Händen von Musikdirektor Bratfisch in Stralsund, der es genommen hat, befinde. Ich schrieb nun und telegrafierte an Bratfisch, keine Antwort. Wüßten Sie mir einen Advokaten zu empfehlen, dem ich diese Sache übergeben könnte? Ich möchte einen preußischen. Wagner denkt noch immer an die Grundsteinlegung, deshalb wünscht er, daß alles, was in Bereitschaft ist, zu Loën wandere. Die ‚Wagnerianer' haben sich, wie wir lasen, in einer Operngesell-

schaft verflüchtigt, somit ist alles gesagt. Tausig ist aber tot, und der gute Loën dringt mit der Idee nicht durch. Am 27. September, an meinem Namenstag, erhielt ich einen Brief meines Vaters, den ich sofort beantwortet habe. Jetzt sind Sie au courant von äußeren und inneren Dingen, ich schreibe heute nichts anderes, denn ich bin jetzt wirklich der größten Not preisgegeben. Ich habe meine Kinderperson entlassen müssen und bin nun einer Tätigkeit unterworfen, die mich buchstäblich absorbiert. Leben Sie wohl, Theure, und lassen Sie nicht ‚aus dem Auge, aus dem Sinn' zwischen uns zur Wahrheit werden." Dann kam ihres Vaters Geburtstag. Sie weiß ihn nicht anders zu feiern, als daß sie die Kinder zur Kirche schickt. Wagner aber sprach ihr über Friedrich den Großen und meinte, Luther, Gustav Adolf, Friedrich der Große, das sind die Menschen, die den Deutschen geholfen haben, und jetzt dazu Bismarck. Die Pest dieses Volkes sind die Habsburger, ich habe die Hoffnung, sie noch einmal verjagt zu sehen. Deshalb war Bismarcks Instinkt richtig, nur alles gegen Österreich, und hoffentlich ist der französische Krieg nur die Zwischenepisode der Zerstörung dieses schändlichen Hauses. Friedrich hatte auch im Instinkt alles gegen Österreich." Merkwürdig, wie er die Dinge richtig eingestellt und in geradezu prophetischer Weise vorausgeahnt.

Und dies alles, da er die Bleistiftskizze des zweiten Aktes vollendet. Cosima ist davon tief ergriffen: „Alle, alle Götter und guten Geister seien bedankt und gesegnet. Das Glück, Richard angehört zu haben, überstrahlt alles." Und er meinte: „Wenn Du jetzt erführest, es ist nichts mit Bayreuth, wir haben für den Winter ruhig zu leben, wie wirst Du da so glücklich sein!"

In der Tat sollte der Winter vergehen, ehe der erste Spatenstich in Bayreuth geschehen konnte. Aber es stand doch alles unter dem Gesichtspunkt der neuen, großen Idee. So konnte sie am 7. November an die Freundin Marie schreiben: „Keine Antwort heute auf Ihren lieben Brief, Gütige, nur in Eile einige Notizen:

Wagner hat gestern dem Architekten Neumann in Berlin einen wichtigen Brief des Herrn Feustel (Bankier) und Groß aus Bayreuth, der vieles enthält, geschickt mit der Bemerkung, ihn uns gleich zurückzugeben. Nun fällt mir ein, daß die Angaben des Briefes Sie interessieren könnten, und daß Sie sich ihn vielleicht geben lassen, weshalb ich dies melde. Dank für die Nachrichten. Wenn man nur Loën einen ‚pour le mérite' geben könnte! Von Bülow weiß ich direkt, daß er auf zwei Jahre Konzertreisen unternimmt, ich glaube sicher, daß er absagt. Es war vielleicht gut, daß man es ihm anbot. Haben Sie die große stupende Beethovenausgabe gesehen? Richter wäre der beste. Sollte er nicht können, dann Klindworth. Aber ich denke, Richter wird können. Mein Vater verläßt Rom am 10. und siedelt dann nach Pest über. Unser Aufenthalt in Wien vielleicht Mitte Dezember. Ende November geht Wagner nach München und Bayreuth zur Terrainbesichtigung." „Es wird einem manchmal auf Triebschen ganz schwül vor Götterdämmerung, Blutdurst, vor Bayreuther Sachen, Kinderwirrwarr usw. Aber man ist dabei immer glücklich."

Inzwischen war durch die Darlegungen des Architekten Neumann festgestellt worden, daß die Grundsteinlegung nicht im Anfang des Winters stattfinden könnte, weil die Arbeiten dann unterbrochen werden müßten. Er hatte den Monat März vorgeschlagen, und in diesem Sinne sollte die Öffentlichkeit unterrichtet werden. Auch davon verständigte sie die Freundin in einem Brief, in welchem nun doch auch das Persönliche und Innerliche mehr zum Ausdruck zu kommen vermag: „So, nun wäre mein Dreizigeunerprogramm in der Form von Geschäften ausgeführt, und ich kann nun nach Herzens- und Fantasieluft plaudern. Es ist heute meines Vaters Geburtstag. Ich habe die Mädchen in die Kirche geschickt, Fidi opfert Morpheus, dem besten aller Götter, und ich habe schon in meiner Weise meinen Gottesdienst gehalten, ich habe die erstarrende Natur lange und wehmütig betrachtet. Das Laub wehrt sich noch, so gut

es kann, allein die Schlacht ist verloren, man fühlt es, und der Kampf vergeblich. Eine ganze Schar schöner Admiralschmetterlinge sah ich auf einem Baum lagern, die ganze Sehnsucht des Willens zum Leben nach einem Sonnenstrahl ausstreckend, endlich wieder die Kraft erlangend und davonflatternd. Aber auf wie kurze Zeit! Unter dem Baum entsandte die Erde Veilchenduft, und die Gegend leuchtete, aber es ist eine kurze, tändelnde Vision, und der gelbe Schein, der über allem liegt, wie die goldenen Strahlen den Sonnenuntergang bezeichnen, mahnt uns, daß alles bald vorbei, daß Siegfried, der Sonnengott, nicht mehr siegt und daß jetzt die finstere Hel herrscht. Dahin bald alles, was einen erfreut. So sucht man den stillen Herd und tritt das trauliche Lampenlicht in sein Recht; eine andere Lebensart beginnt. Von der Natur verlassen, sucht man seine Zufluchtsstätte bei menschlichem Geist, und gute Bücher üben ihre Macht beim langen Winterabend. Diese Betrachtung über den stillen Herd erinnert mich daran, daß mein Vater mir schreibt, daß er für Sie Walthers Gesang paraphrasiert. Es hat mich ungemein gefreut, denn Sie haben ein Anrecht auf alle unsere stillen und lauten Herde. Der lauteste Herd wird wohl Bayreuth sein, und in Bezug darauf bitte ich Sie, nur die Briefe Ihres ehemaligen Korrespondenten Dr. Kafka zu behalten, denn sie sind beantwortet und wir brauchen sie nicht. — Mir brauchen Sie, Theure, nicht zu sagen, daß Sie viel gethan haben, denn ich wundere mich, wie Sie in Ihrer Stellung noch so viel Zeit für unsere Angelegenheiten sich erobern können, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie uns dies rührt. Soeben erhalte ich einen Brief von Karl von Gersdorff, der mir nicht genug Ihre Güte und Liebenswürdigkeit rühmen kann. Auch von Weitzmann kam gestern eine Hymne, und es wird sich bald eine ganze Litanei zu Ihren Ehren gebildet haben. Sollte ich es mir auflegen lassen, die Besonderheit Ihrer Anlage den begabtesten Weltfrauen gegenüber zu bezeichnen, so würde ich sie in der Fähigkeit, sich zu vertiefen fassen, während die meisten der be-

geistigten Frauen durch ihre Gaben nur noch mehr zur Verflüchtigung verführt werden. Da Sie mich aber gar nicht aufgefordert haben, Ihnen meine Ansicht über Sie darzulegen, so bitte ich um Entschuldigung und will nur noch Wagners innigsten Dank für Ihre Zeilen hinzufügen und die schönsten Grüße von Triebschens stillem Herd."

Sie hat in der Tat warme Freude an dem Gedankenaustausch mit Marie von Schleinitz. Schreibt sie doch wieder am 21. November: „Ich möchte diesen meinen Gruß mit einer Fehde einleiten, geliebte Freundin, denn ich bin Ihnen in Wahrheit böse. Darob wundern Sie sich nicht wenig, nicht wahr, denn Sie haben das reinste Gewissen und sind sich bewußt, uns und unseren Dingen zu leben. Das ist es eben, was ich Ihnen vorwerfe! Außer Bayreuth, Loën, Scheine und derlei zu verwirklichende Luftschlösser kommt in Ihren Briefen nichts vor, es ist, als ob Sie meinten, daß uns anderes nicht bewege, Ihre Stimmung, Ihre Beschäftigungen, sei es die Musik, die Sie treiben, das Buch, das Sie lesen, Ihr Wohlsein, davon nie eine Zeile. Hat nun Chamfort recht, wenn er sagt, daß er mit zwei Freunden gebrochen, weil der eine beständig, der andere aber niemals von sich sprach, so muß ich sagen, daß unsere Freundschaft große Gefahr läuft. — — Doch so schlimm wird es wohl nicht stehen, und ich will nun, dem ersten Freunde gleich, wieder von uns reden, es Ihnen überlassend, ob Sie bei der Selbstverlängerung des zweiten, die mich kränkt, verharren.

Der zweite Akt der ‚Götterdämmerung' ist nun beendigt, und in ungefähr acht Tagen wird mein Mann nach München und Bayreuth fahren, wohin ich ihn nicht begleite, weil ich die Kinder im Winter nicht gern auf längere Zeit verlasse. Da er aber Wien nicht betreten würde, wenn ich ihn nicht begleitete, habe ich ihm versprochen, ihn dort zu treffen, falls diese Reise, zu welcher er keine Lust spürt, stattfindet. Es hängt dieses vom Wagnerverein ab, und weist dieser große Erfolge vor, dann wird es wohl zwischen 15. und 20. Dezember sein. Was ich von Bülow weiß, ist direkt. Er sprach

eine entschiedene Neigung, in Italien zu bleiben, aus, aber die Menschen sind unbeständigen Sinnes, und so ist es möglich, daß, wenn die Anerbietung richtig geschehen ist, er sie am Ende doch annimmt. — Haben Sie die Erinnerungen an Auber und den Brief an den italienischen Freund gelesen? Beides ist wohl sehr bedeutend. Das eine bezeichnet einen Verfall, das andere eine Hoffnung. ‚Lohengrin' bürgert sich in Italien förmlich ein; die ganze Bande aus Bologna soll nun in Florenz mit ihm drei Gastvorstellungen geben, und es wird erwartet, daß Garin le Loherain nun so ziemlich in allen Städten Italiens landen wird und die verfolgten Wagnerianer in seinen glänzenden Schutz nehmen. Daß aber Eckerts Ober die Wagnerschen Werke vom Berliner Zettel streicht, ist uns hier auf Triebschen empfindlich — sehr materiell nämlich. Heckel aus Mannheim macht nun seinen Aufruf an sämtliche Wagnervereine, um eine Organisation zu bewerkstelligen, die noch über die Aufführung des ‚Rings des Nibelungen' hinaus ihre Tätigkeit erstreckt. Das ist ein Wagnerianer, der sich im Eifer für das Haus des Herrn aufzehrt, und dagegen läßt sich nichts sagen. Marie Mouchanoff hat uns hier mit ihrem Besuch erfreut. Es gab sich alles leicht und schön gesprächsweise mit ihr, und ich habe darum diese seltene, grandiose und reizende Natur recht schätzen gelernt. Ihr Wesen hat einen ganz eigentümlichen Zauber der gleichzeitigen Expansion und Zurückhaltung, aus welchen eine unbedingte Schönheit entspringt. Brünhilde schläft jetzt tief, denn die kalten Sonnenstrahlen, die ab und zu die Wolken durchbrechen, gleichen dem fernen Hornruf des Siegfried, der schützende Schild des Schnees ruht auf der schlafenden Erde, und diese Zeit ist zu erhaben hier, wenn sie auch für die Welt das Signal der Belustigungen ist. Wir werden oft in späteren Zeiten an diese Winterstille hier zurückdenken, es türmen sich die Berge schneebedeckt himmelan, und es ist, als ob nichts Weltliches hier eindringen könnte. Wir haben jetzt abends den ‚Staat' von Plato vorgenommen, während andererseits

die Korrektur der ‚Wibelungen' uns Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen nahegebracht hat. Gegen Weihnachten wird das Buch von Professor Nietzsche, Wagner gewidmet, erscheinen; es ist dies, glaube ich, das bedeutsamste, was unsere Sache errungen hat. Haben Sie Herrig über Wagner und Schopenhauer gelesen? Es war ein wenig viel, und es wäre zuweilen besser, wenn die guten Deutschen schwiegen. Aber jeder will gleich mitreden, gar selten sind die, welche den Keim still in sich aufnehmen, ihn in sich reifen lassen, bis er zur Blüte treibt. Es blüht gar rasch bei den jungen Leuten.

Baden-Baden hat W. anbieten lassen, sein Theater dort zu errichten, und es heißt, Darmstadt will ein gleiches tun. Es ist dies ganz gut für Bayreuth. A propos, könnte nicht Davidsohn an Damrosch in New-York schreiben und ihm angeben, dort einen Wagnerverein zu gründen? D. ist jetzt Redakteur einer Zeitung dort."

Der Gedanke mit Mannheim verwirklichte sich in der Tat, und der Meister begab sich nun zu seiner Fahrt über München nach Bayreuth, um von dort aus seiner Gattin in Mannheim Rendezvous zu geben. Auch darüber berichtet Frau Cosima der Freundin ausführlich: „Wagner ist mit seinem Aufenthalt in München und Bayreuth sehr zufrieden gewesen. Das geschenkte Terrain ist wunderbar, und Bürgermeister, Stadträte, Regierungspräsident haben sich in Freundlichkeit und gutem Willen überboten. Mannheim war sehr schön zu hören, aber nicht zu sein, denn die Proben haben Wagner sehr angegriffen, und ich glaube schwerlich, daß er wieder ein Konzert dirigiert. Wir haben aber an Herrn Heckel und den sonstigen Mitgliedern des Wagnervereins wahrhaft energische und aufopferungsfreudige Menschen kennengelernt, und ich habe selten so schöne Worte vernommen wie die, welche ein Dr. Zeroni beim Festessen zu Wagner gesprochen. Großherzog und Großherzogin wohnten dem Konzerte bei und unterhielten sich lange mit Wagner; ob dies aber sehr fruchtbringend sein wird, weiß ich nicht.

Nächsten 22. Mai also ist Grundsteinlegung in Bayreuth, werden Sie zugegen sein können, Theure?? Von da ab bleiben wir in Bayreuth, und Triebschen ist eine Vergangenheit, ein seliger Traum. Gott gebe gleichen Segen der fränkischen Niederlassung.

Die A-Dur-Symphonie in Mannheim war himmlisch, der letzte Satz wie ein jubelnder Nichtsein-Taumel, jede Wand jauchzend vernichtet, bacchantische Befreiung des irdischen Seins. Das Schlimme ist, daß nach solchen Eindrücken man eine unsäglich schwermütige Sehnsucht nach ihnen empfindet und gleichsam meint, man habe sie nicht genügend genossen." „In Mannheim haben wir einen jüdischen Mann erobert, Kapellmeister Levi aus Karlsruhe, nicht unbedeutender Mensch."

Diese Begegnung mit dem Großherzog hatte doch eine eigenartige Seite. Wagner ließ es sich nicht nehmen, ihm zu sagen, daß er dem König von Bayern es danke, sein Nibelungenwerk vollendet zu haben. Der Großherzog soll darüber blutrot geworden sein.

In der Tat kehrte das Paar befriedigt nach Triebschen zurück, um sich noch des kurzen Aufenthalts, der ihm dort vergönnt war, zu freuen. Zum Geburtstag aber begrüßten die Kinder die Mutter, am frühen Morgen an ihr Lager tretend und es bekränzend, mit folgendem Hymnus:

„Heil, heil der Mutter,
Unserer Mama,
Ihrer Kinder Hort und Tugendlehr',
Beste der Frauen, wie ziert Dein Lob Dich hehr,
Liebend gewonnen
Soll Freude Dir lohnen,
Der schönerblühten Rose gleich
Umduftet Dich ein Wonnereich,
Heil Deinem Siegfried!
Unserem Fidi,

Deinem Sohn,
Unserem Bruder,
Unsres Lebens Steuerruder,
Welt zum Trutz,
Dir zum Schutz
Blühe auf zu seiner Schwestern
Heil und Nutz."

So schloß denn das alte Jahr, und sie konnte als Schlußwort in ihr Tagebuch schreiben: „Unser Jahr überblickt und es gut befunden." Sie empfing als nachträgliches Geburtstagsgeschenk die beiden Bilder Lenbachs, die den Meister und ihren Vater darstellten. Sie war aufs tiefste davon erfreut, noch mehr aber, daß Richard sich sammelte zu seinem dritten Akt der „Götterdämmerung": „Das macht mich grenzenlos glücklich, ja übermütig." Aber es gab doch eine kleine Verstimmung, und sie sagt eigentlich sehr humorvoll darüber: „Wer nicht hören will, muß fühlen, wer erkältet ist, muß schwitzen. Aber Richard bittet um Verzeihung. Ich ihm etwas verzeihen!!! Er sagt, es wäre besser, wenn wir uns nicht so lieb hätten, er würde mich dann nicht quälen. Über Lieben und Verliebtsein sprachen wir neulich lange. Er meinte, letzteres käme öfter vor als ersteres. Dies sei sehr schlimm, aber ohne letzteres sei es ein Spiel der Fantasie und habe keine Macht." Und sie fährt mit dem Hinweis auf die Kinder fort: „Ihr seid mein Sonnenstrahl, wer so glücklich ist, wie ich, der wagt es mit dem Leben und nimmt es auf mit der Welt, macht keine melancholischen Augen und läßt den Kopf nicht hängen. Das Schlimme aber ist, ich mag nicht sterben. Lenbachs Bild gefällt mir immer mehr, obwohl ich weiß, daß man Richard ganz anders noch geben könnte; wie ich ihn in Mannheim am Bahnhof wiedersah, leuchtend, verklärt und so süßen Ausdrucks, daß die Züge klein und zart erschienen. Hier ist alles scharf und schneidig, unbeugsam."

Inzwischen hatte Nietzsche sein Buch gesendet, über das der Meister sehr glücklich war. „Er sagt, nach mir kämen Nietzsche und Lenbach, der sein Bild gemalt: Wie aber sein Leben gewesen wäre, wenn er vor zehn Jahren gestorben wäre, ‚im Weltenchaos wäre mein Andenken verblieben'. Mich nennt er seine Priesterin des Apollo und des Dionysos Element. Wir hätten aber unseren Bund geschlossen. Er aber hat seinen dritten Akt begonnen."

So ist auch sie der Freude voll. Diese Freude drückt sich auch in dem Briefe an Marie von Schleinitz aus: „Sie wissen, geliebte Freundin, warum ich solange nicht geschrieben habe; wir haben wieder eine Sturmepisode erlebt, und jetzt sind wir wieder friedliche, glückliche Triebschener. Montag ist Wagner in guter Gesundheit und bestem Wetter hier angelangt; er hatte soviel zu erzählen, daß ich ihn unterbrechen mußte und ihn bitten, alles auf verschiedene Tage zu verteilen, damit wir nicht das Glück des Wiedersehens über die Weltdinge — die mich stets ziemlich unneugierig finden — vergäßen. Und wir brachten den ersten Tag unter Kindergezwitscher und Lachen fröhlich hin. Am anderen Tag aber wurde regelrecht alles erzählt. Die Erlösung von dem Löserschen Wahn (an welchen ich nie sehr geglaubt), nützlichen Zeichnungen, die Audienz bei dem Großherzog von Weimar, der sich sehr bedeutend ausgesprochen und freundlich betätigt (15 Scheine), dann der Besuch der Familie in Leipzig, die Vorbereitungen der Neunten in Bayreuth, die Einsetzung der Feustelschen Regierung, der Ankauf unseres Grundstückes, der Ball bei Präsident Lerchenfeld. Der Donnerstag in München, Maria Mouchanoff, Klara Lichtenstein, Usedoms und Lenbach. Von dem freundlichsten, der Wiederbetretung des Hausministeriums, sage ich nichts. Ach! Freundin, es ist doch ein großes Glück, daß wir jetzt wissen, daß von einer gewissen Seite nichts zu erwarten ist. Wagner beschwört Sie, alle diese Leute fahren zu lassen und Ihre freundliche Propaganda einzig auf Ihren Kreis zu beschränken; bleibt sie fruchtlos, so grämen Sie sich darob nicht. Es wird alles seinen

kleinen deutschen Werdegang nehmen, nur opfern Sie sich nicht auf, denn es nützt nichts. Alle diese Leute wollen im Grunde nur in das Hausministerium kommen, das übrige ist ihnen so gleich, wie mir eine Mondfinsternis. Der arme Tausig ist an seinen Beziehungen zu seinen Stammleuten metaphysisch zugrunde gegangen. Seine innere Unruhe, seine Unstetigkeit kamen von dem Bewußtsein seiner Herkunft, längst habe ich das Elisabeth Krockow geschrieben." „Ich beschwöre Sie, Theure, lassen Sie diese Leute fahren, wir sind durch Tausig da hineingeraten, und es ist ein Glück, daß wir endlich wissen, daß dies alles Dunst ist.

Ich habe Ihnen noch nicht für Ihre freundliche Teilnahme gedankt. Die Schwester, die wir betrauern, war die ältere Schwester Luise, eine vortreffliche Frau, die wir vorigen Sommer besuchten und die der Verlust von Schwiegersohn und Enkel (General von Weltzin mit Sohn) während des Krieges in das Grab geführt hat. Ein schöner Zufall hat es gefügt, daß während ihres Todeskampfes die Militärmusik die ‚Tannhäuser'-Ouvertüre spielte und ihr so der Flug nach jenen Höhen, durch Nacht und Grauen gebahnt wurde durch des Bruders Genius Flügelschlag."

Man sieht, wie klar und sicher beide die Dinge übersehen. Auch ihr Vertrauen auf den König war einigermaßen erschüttert, und trotz alledem verstanden sie es, die Beziehungen richtig zu lenken und sich zunächst damit zu begnügen, daß der König 25 000 Taler auf Patronatsscheine zeichnete. Aber die Grundsteinlegung war doch von besonderer Bedeutung, und deshalb hatte Frau Cosima von Anfang an den Gedanken gehabt, daß dieser Akt durch eine musikalische Feier verherrlicht werden müßte. Als der Meister ihr seinen Plan darüber eröffnete, da schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ich möchte vor Freude tanzen, weil ich den Gedanken gehabt und mich ihn auszusprechen scheute aus Besorgnis, Richard eine neue Aufregung zuzumuten, und um ihm gleichsam zu sagen, daß die Grundsteinlegungsfeier mir nicht genüge. Ich bitte um die neunte Symphonie.

Richard will einen Aufruf in den Zeitungen erlassen, daß er die ‚Neunte' in Bayreuth aufführen will. 300 Sänger und 100 Orchestermitglieder sollen geladen werden. Er meinte in seiner wundervollen Heiterkeit: ‚Kaum hat der Hund die Prügel weg, will er schon wieder naschen.' Er arbeitete indessen die letzte Szene der ‚Götterdämmerung' um. Ich bitte ihn, Wunschheim und Wahnheim wegzulassen, die etwas künstlich klingen." So war denn ohne Zweifel auch hier Frau Cosima die Ursache, daß Richard Wagner den Schluß der „Götterdämmerung" so kurz und präzis gefaßt hat, im Gegensatz zu den beiden früheren Bearbeitungen.

Und schon werden die Vorbereitungen für Bayreuth getroffen. Sie entwirft ihr Kleid, das sie bei der Grundsteinlegung tragen soll, und er denkt an die Rede, die er dabei halten will. Er weist auf Luthers Regeln hin: „Frisch auf, tu's Maul auf, hör' bald auf." So schwankt sie denn zwischen Freude, Hoffnung und Sorge. Aber die Hoffnung beseelt sie doch mit voller Begeisterung, und in diesem Sinne schreibt sie am 10. März an Frau Marie: „Ich habe soeben meine Herde entlassen, um Ihnen, Theure, mit einiger Muße danken zu können, denn die schönen Gurken sind wirklich angekommen, sie sind ausgezeichnet, und ich muß mich dahin anklagen, daß ich Wagner einen Teil des Genusses entziehe. In früheren Zeiten habe ich meine eigenen Neigungen gehabt, Neigungen und Ansichten aber sind dahin, und wie ich sicherlich Wagner in den Mond folgen würde, wenn er dorthin wollte, so esse ich jetzt auch mit ihm Gurken und beraube ihn. Wie dem auch sei, wir danken beide herzlich und denken süß bei jedem salzigen Bissen. Ich schicke heute eine italienische Revue, in welche unser Freund und Patron Schuré einen, wie mich dünkt, vortrefflichen Brief geschrieben hat. Der Redakteur der Revue ist Sanskritprofessor, und daß er in seinem Blatt eine Wagnersubskriptionsliste eröffnet, ist doch aller Ehren wert." Sie wünscht, daß Weißmann den Artikel übersetzt in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" brächte. Und

dann fährt sie fort: „Des Löserschen Dunstes wollen wir nicht mehr gedenken. Sie wissen, daß, als Kant eine unangenehme Erfahrung machte, er auf sein Notizbuch schrieb ‚zu vergessen', und so muß man sich das Vergessen einexerzieren in das Gedächtnis. Im ganzen ist es immer gut, wenn auch nicht stets angenehm, klar zu sehen. Wohl wissen wir, Theuerste, Beste, daß Sie nur der Sache wegen sich mit den Leuten geduldeten, deshalb durften wir Sie bitten, die Langmut aufzugeben, und nun seien Sie guten Mutes, alles, was bis jetzt erfolgt ist, ist Ihr Werk, und wenn wir auch die träge Welt, die nach dem Gesetze der Schwere sich bewegt, nicht im Sturme nehmen können, so setzt sich mit der Zeit an dem Deutschen immer mehr an, und unser Grundstein wird am Ende doch noch recht dick."

„Von London erhielt Wagner einen sehr schönen, hübschen Brief, die erste Abendzusammenkunft des Wagnervereins habe dort gleich sechs Patronatsscheine gelöst, und sie erwarten eine gute Entwicklung. Die Wiener haben 20 000 Gulden beisammen und rechnen gleichfalls auf weiteres Gedeihen. (Wir sind am 12. Mai zum Konzert dort.) Pest hat durch ein Konzert 1000 Gulden nach Bayreuth geschickt und hat einen Verein gebildet. Jetzt unterhandle ich mit Chicago und Boston. Sie sehen, Theure, Oberst-Patronin, daß es seinen kleinen deutschen Weg geht!" Und daran schließt sich ein schönes Wort für den Basler Freund: „Daß Nietzsche Sie gefesselt hat, freut mich sehr! Es wäre sehr schön, wenn Sie unserem Freund einige Zeilen über Ihren Eindruck seines Buches zukommen ließen, denn er hat ganz aus eigenem Antrieb und ohne von uns dazu aufgefordert zu werden, das Buch Ihnen zu Füßen gelegt. Auch ist es wohl gerecht, daß diejenigen, die mit ihm fühlen, Anerkennung ihm aussprechen, da er seitens der Schule — wie es sich erwarten ließ — wenig Freude erntet. Mein Vater hat das Buch zweimal gelesen und ihm freudig darüber berichtet, auch Marie Mouchanoff. Wissen Sie aber, wo letztere weilt? Sie

scheint jetzt in ihrer Warschauer Seelenwanderung begriffen zu sein, und da herrscht Schweigen.

Wohl haben Sie recht, geliebte Freundin, je mehr man sich mit Wagner befaßt, um so einsichtiger wird man seiner Größe. Wie keiner wohl ward er berufen, Gott gebe nur, daß über seine Zeit nicht das Wehe auszurufen sei, welches bei Götzens Tod ausgerufen wird. Er hat aber viele und innige Freunde, jeder Tag bringt Beweise davon, und wenn es ihm nur gelingt, gleich Faust, den Punkt zu gewinnen, den keiner verlangt, und diesen abzudämmen, die übrige Welt sich sonst ausbreiten zu lassen nach ihren Bedürfnissen, so wird schon viel gewonnen sein. Denn das Gute und Schöne kann sich hienieden nur flüchten, nicht herrschen. Glücklich schon, wem die Zufluchtsstätte gegönnt wird. Seien Sie uns gegrüßt, Schutzpatronin, die diese Stätte miterbauen hilft." Und sie fügt noch hinzu: „Noch muß ich melden, daß ein Architekt aus Berlin (Cörper) in einem sehr schönen Brief die Gründung eines deutschen Theatervereins anzeigt, zur Aufbringung von Mitteln, die unbedingt Wagner zur Verfügung gestellt werden sollen. Und noch: Siegfried wird heute mit Bleistift erschlagen und Fidi lacht dazu."

Es ist keine Frage, daß das Fortschreiten der Komposition wie des Patronatsvereins auf Frau Cosima die freudigste Wirkung übte. Und dabei zeigt sich, daß man gerade in Triebschen vollkommen ablehnte, Fürst Bismarck in die Angelegenheit hineinzuziehen. Denn Wagner erklärte ausdrücklich: „Der tut genug, der braucht nicht an das Kunstwerk der Zukunft zu denken." Es zeigt sich bei ihm das große Verständnis für Bismarck gerade in einer Zeit, wo viel von seinem Sturze gesprochen wurde, wo die Angriffe gegen ihn sich täglich häuften. Aber aus Bayreuth kamen Anzeichen der erfreulichsten Art. Der Dekan sandte sein Pax Vobis, und Wagner freute sich immer mehr der Wahl dieser kleinen Markgrafenstadt, wie er ja in heiterer Laune zu Frau Cosima sagte: „Du wirst Markgräfin von Bayreuth." Und indem er es mit anderen Städten

verglich, meinte er: „Wir haben keine wirklich großen Städte, es ist nur wie zum Beispiel in Berlin, als ob sie sich zu großen Städten maskierten."

Von allen Seiten aber trafen nun die Anmeldungen der Musiker und Sänger ein, das Karlsruher Orchester erklärte, daß es geschlossen mitspielen wolle. Die Aufführung war also längst gesichert. Aber dem Außenleben stand doch ein viel schöneres Innenleben gegenüber, das in dem täglichen Austausch der Gedanken und in der gemeinsamen Lektüre sich entwickelte. Wenn von einem Motiv aus der „Walküre", das in Zürich entstanden, die Rede war, meinte er, die Lebenseindrücke sind für das Produzieren ungefähr das, was die Ohrfeige, die in früherer Zeit dem Jüngsten der Gemeinde bei Feststellung des Marksteins gegeben wurde. Damit bezeichnet er in klarster Weise, wie wenig doch auf das Kunstwerk selbst äußere Eindrücke und selbst der seelische Verkehr mit anderen Menschen in Frage kämen und kommen konnten.

Inzwischen aber bereitete die Stimmung am Münchner Hofe, um nicht zu sagen des Königs, dem Meister schwere Sorgen. Denn der König ließ am 25. Februar erklären, daß er in Erfahrung gebracht, daß die Theaterunternehmung viel höher als 300 000 Taler zu stehen käme und die vielen Gäste große Unkosten machten, zweitens, daß Bayreuther Blätter von dem Luxus des Wagnerschen Hauses redeten, was dem König sehr unangenehm sei. Drittens, daß er das Recht auf die „Siegfried"-Partitur habe, die er durch Kauf erworben. „Ich bitte Richard, dem König sofort das Haus zurückzustellen, das heißt den Ankauf des Grundstückes rückgängig zu machen. Er aber sagt: Die ‚Siegfried'-Partitur ist nicht vollendet, er wisse aber, woher diese Aussagen, von denen er nichts gehört habe, kämen. So sind wir denn dem alten Elend preisgegeben. Lange Beratung mit Richard, er wird von den Bayreuthern eine Erklärung fordern, fällt diese kleinlaut aus, so geben wir unser ganzes Projekt auf. Denn wir können nicht bestehen, wenn der

König selbst gegen uns auftritt. Auch würde Richard wahrscheinlich seinen Gehalt aufgeben müssen und wir sehen, wie wir auskommen." Und wie immer in solchen Lagen, bewährte sich bei dem Meister die alte Entschlossenheit. Am frühen Morgen des anderen Tages trat er zu Frau Cosima. Sie berichtet darüber: „Er denkt daran, alles aufzugeben, mit Schott einen Kontrakt abzuschließen, die ‚Nibelungen' für viel Geld freizugeben und mit mir nach Italien zu reisen. Dieser stolze Bayreuther Bau fußte auf meiner persönlichen Unabhängigkeit, und diese Wurzel ist schadhaft." Merkwürdig aber ist, daß der König noch am 3. Januar ihn geradezu in seinen Plänen bestärkt hatte. Es können also nur feindliche Einflüsse, vor allem solche aus engherzigen Beamtenkreisen, maßgebend gewesen sein, dem Meister jetzt Hindernisse in den Weg zu legen. Man muß in der Tat diesen Brief zum Vergleich heranziehen mit den geradezu brutalen Äußerungen des Kabinettsrats. Der König schrieb am 3. Januar:

„Mein über alles theurer Freund!

Glückauf zum Neuen Jahr. Eines der herrlichsten wird es, da wir die Vollendung des mit aller Macht der Seele ersehnten großen Nibelungenwerkes wonnedurchglüht mit geistigem Auge schauen dürfen, seliger Vorgeschmack des wirklichen Erschauens dieses gottentsprossenen Werkes. Eine große Dankesschuld habe ich Ihnen gegenüber auf dem Gewissen. Sehr bescheiden von Ihnen ist es, immer zu behaupten, daß Sie so viel mir zu danken haben, da dies doch gerade umgekehrt in alles übersteigendem Maße der Fall ist. Wie soll ich Ihnen meinen Dank stammeln für die so überaus liebevollen, unschätzbaren Briefe und das herrliche Geburtstags- und Namenstagsgeschenk (Der zweite Akt der ‚Götterdämmerung'), das mich Himmelswonnen atmen und alle Erdensorgen vergessen ließ. O, möchten Sie nun in der Tat für immer sich in meinem Lande wohnlich niederlassen und nie fremden Anerbieten geneigtes

Ohr schenken. ‚Habe Ruhe hier gefunden, hier ruh' Dein Schiff in sicherm Port.' Nie ist es möglich, daß mein Enthusiasmus für Sie und Ihre göttlichen Werke erlahme. Geben Sie noch solchem Zweifel an Ihrem treuesten Freund und Anhänger Raum, wahrlich, er verdient es nicht, daß Sie ihn nur mit dem leisesten Schatten eines solchen Verdachts betrüben. Wie sehr hat es mich gefreut und wahrhaft gerührt, daß Sie, mein vielgeliebter Freund, trotz glücklicherweise nun vorüberziehender Zweifel an der Fortdauer meiner Begeisterung so richtig mich in der Tiefe Ihrer Seele begriffen haben. Nur dem untrüglichen Adlerblick der tiefgewurzelten Liebe und Freundschaft, wie sie uns von je verband und auf ewig verbinden wird, bis jenseits dieser Erde, ist es möglich, sich so vollkommen zu verstehen, wie Sie mir gegenüber getan. Trotz aller uns scheinbar trennenden Stürme und sich zwischen uns drängenden Wolkenmassen werden unsere Sterne sich finden, selbst wenn das große Auge den strahlenden Glanz derselben nicht durch den schlichten Schleier zu entdecken vermag, werden wir uns erkennen und endlich am Ziele, dem heiligen, von Anbeginn vorgezeichneten anlangen, der alles entzündenden, lebensverleihenden Zentralsonne der ewigen Gottheit, für die wir litten und unerschrocken stritten, Rechnung ablegend für unsere Taten, deren Zweck und Verhalten waren, Ihr Licht auf Erden zu verkünden, durch Ihre heilige Flamme die Menschheit zu läutern, zu vervollkommnen, auf daß sie ewiger Wonnen teilhaftig werde. Ja, Sie haben es erkannt, was der Urgrund aller meiner idealen Leiden ist! Sie wissen, daß ich keine noch so schmerzliche und große Opfer scheuen werde, wenn es das wahre Wohl der Nation erheischt, und daß ich in mir die Berechtigung fühle, dagegen in meiner Sphäre zu bleiben, mich nicht herabziehen lassen zu müssen in den Strudel der Alltagswelt, die mich anwidert, selbst wenn ich für sie sorgen muß, sondern in meiner idealmonarchischen poetischen Höhe und Einsamkeit gleich Ihnen, angebeteter Freund, zu verharren, unbekümmert durch die geifernden Schlangen-

zungen. ‚O, ich bin darum nicht einsam, denn in der Öde lernt' ich mich kennen!' kann ich mit Schiller in der ‚Jungfrau' sagen, beklagen Sie das nicht, sondern seien Sie versichert, daß ich gerade dadurch, daß ich innerlich der schalen Welt keine Konzessionen mache, das Heiligtum der idealen Anschauung bewachte, vielleicht das große Nibelungenwerk gerade dadurch indirekt Ihnen ermöglicht habe. Halten Sie das ja nicht etwa für Prahlerei. Das reine Feuer der Begeisterung kann nicht genährt werden, wenn der Priester sich zu viel mit Dingen dieser Erde beschäftigt, man kann nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen, und darum handelt es sich hier. Ich bin glücklich! Nicht kann ich begreifen, warum Sie die Erfüllung dieses Ihres Wunsches so schwer finden. Innerlich bin ich glücklich, verstimmend wirken die politischen Verhältnisse auf mich ein und der Verkehr mit nicht zu umgehenden Menschen, das Befassen mit den Dingen dieser Erde. Ich unglücklich mich fühlend und dabei wissend, daß die Ostersonne auf Ihr so über alles theure vollendete große Werk wird scheinen? Dieses Werk, das ich von Kind auf mir ersehnte und nie zu ersehnen müde ward! Eine Entweihung der Freundschaft wäre es, könnten Sie mich denn anders als überglücklich halten. Nein, Sie kennen mich, und das macht mich stolz, so niedrig denken Sie nicht von mir. Segen Ihnen und Ihrer Familie. Ich fühle alle Leiden mit Euch, Ihr Edlen, in tiefster Seele mit und erglühe mit Euch in Himmelswonnen versenkt, wenn das große wird erreicht sein. Nicht Haus und Hof, noch herrischer Prunk, selig in Leiden und Lust läßt die Liebe nur sein."

Das war der alte Überschwang, dem nun, was Haus und Hof und herrischer Prunk betraf, Rat Düfflipp eine ganz merkwürdige Deutung zu geben vermochte. Richard Wagner erhielt nun von Bayreuth von Feustel und von dem Bürgermeister so schöne Briefe, daß er sich entschloß, den großen Schritt zu wagen. Am 9. März war die Bleistiftskizze des dritten Aktes vollendet, und so stand der Reise eigentlich nichts mehr im Wege. Die Vorbereitungen wurden

getroffen, und allmählich machte sich der Meister mit dem Gedanken vertraut, von Triebschen zu scheiden. Frau Cosima fiel der Abschied unendlich schwer. Doch sie fügte sich in die großen Gedanken ihres „Herrn" und war entschlossen, ihm am 1. Mai zu folgen. Am 22. April nahm der Meister Abschied von dem traulichen Triebschen und von seiner Familie. Es war keine freudige und auch nicht hoffnungsvolle Stimmung, die das Paar beseelte. Noch am 18. April hatte Frau Cosima in ihr Tagebuch eingeschrieben: „Wohin ziehen wir? Was steht uns bevor, wo unsere Heimat?" Er aber meinte: „Dadurch, daß ich Dich habe, kann das Ärgste mich nicht treffen, jetzt trennen wir uns nicht mehr, wir bereiten nur das Wiedersehen vor." Und so verflossen denn die letzten Abende in rührender Weise, in wehmütigem, schönem, süßem Geplauder. Er spielte ihr das Duett aus „Lohengrin". Er war auch für Bayreuth entschlossen, sich so zurückgezogen als möglich zu halten. „Nur mit den einzelnen großen Geistern verkehren und den großen Menschen in der Geschichte, welche diese gezwungen haben, einen anderen Verlauf zu nehmen, wie Friedrich der Große, die großen deutschen Kaiser, Luther. Ich bemerke, daß einzig die deutsche Geschichte solche Charaktere aufzuweisen hat, außer Cromwell." Am Abend des 19. lasen sie noch „Hamlet" und sprachen auch über Goethe und Schiller. So bedauert es Wagner, daß keiner von den beiden ein Stück über „Friedrich den Großen" gemacht. Das Leben in Rheinsberg bis zum Tode seines Vaters und der große, letzte Konflikt zwischen beiden, das gäbe ein Pendant zu Hamlet. Freilich hegte sie Zweifel, ob eine uns so nahe Zeit für ein Kunstwerk zu bearbeiten sei. Er aber meinte, Kleist hätte das Zeug dazu gehabt.

Dann kam der Abschied. Er fuhr über München und Darmstadt, wo er eine Unterredung mit Brandt hatte, und konnte nun alsbald aus Fantaisie erfreuliche Mitteilungen senden. Frau Cosima aber verbrachte die Zeit mit Ordnung der Papiere und mit der Anordnung wegen der Verpackung der Möbel. Unter den Papieren

stieß sie auf Wagners Briefe an seine erste Frau, die sie tief bewegten. Dann kam zum Abschied Nietzsche. Er fand sie mitten unter Kisten und Kasten, die schon gepackt waren. Nur der Flügel stand noch da, und sie bat ihn, ihr bei der Arbeit etwas vorzuspielen. Das tat er in so ergreifender Weise und brachte in seine Phantasien so wundervolle musikalische Gedanken, die sie tief erstaunen machten und denen nur die Zusammenfassung fehlte. Auch Nietzsche war von dem Abschied tief bewegt, und er hat in seiner Selbstbiographie mit großer Wehmut von der Zeit gesprochen, die er in Triebschen verlebt. Er zählte die vielen Besuche zu den schönsten Stunden seines Lebens, die nicht ausgeschaltet werden konnten.

So kam auch für Frau Cosima der Abschied von Triebschen, der ihr sehr schwer gefallen ist. Sie hat in diesem Sinne an ihre Freundin Marie von Schleinitz geschrieben: „Ich kann Ihnen nicht viel Sonderliches von unserer Stimmung melden, Theuerste. Wagner ist sehr angegriffen, und somit ist auch mir der Lebensnerv erreicht. Das Aufgeben unserer idyllischen Existenz fällt uns schwerer als mancher ahnen mag, und mit einem unaussprechlichen Gefühl, von welchem der Himmel abwenden möge, daß es Ahnung sei — ertrage ich die Last der davoneilenden Tage. Am Ende ist es nicht gut, alles nur auf eines gesetzt zu haben, nur im Herzen zu leben, denn die äußere Welt, welche nichts bringt, tritt dazwischen und nimmt. Verzeihen Sie die Wehmut, Geliebte, als ich hierher flüchtete, habe ich nicht geglaubt, jemals für etwas anderes da sein zu müssen als für Wagner und die Kinder, und dies in tiefster Abgeschiedenheit. Die Veränderung — nicht der Aufgabe, sondern der Verhältnisse, unter welchen sie zu erfüllen ist, trifft mich schwerer, als ich geahnt habe, und so ist mein Wort wehmütig wie mein Sinn. Verstehen Sie mich freundlich und lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen, es muß sich alles erfüllen, wie es bestimmt ist."

Und so ist es geschehen. Frau Cosima brauchte diesen Abschied nicht zu bereuen, und das Schicksal hat sie einen großen und bedeut-

samen Weg geführt. Mit den fünf Kindern und dem großen Ruß trat sie die Reise an, und sie ließ es sich nicht nehmen, in Augsburg den treuen Hund selbst zum Brunnen zu führen und zu tränken. Die Leute staunten und raunten, daß dies die Gattin des Meisters von Bayreuth sei. Dort aber trafen sie am Dienstag ein, und der Meister brachte sie sofort nach der nicht minder idyllisch wie Triebschen gelegenen Fantaisie, wo sie nun während der nächsten Zeit Aufenthalt nehmen sollten. Schon am nächsten Morgen führte sie der Meister erfreut in den einsamen Park des herzoglichen Schlosses und machte sie dann mit den Freunden noch näher vertraut. Sie fand vor allem Feustel unvergleichlich und ihr Hausen „eine neue Traum- und Zauberwelt", ganz ähnlich wie in Triebschen. Sie kam schon mitten hinein in die Vorbereitungen zur Grundsteinlegung und zur Aufführung der Neunten Symphonie. Der Meister war in bester Stimmung, und wenn auch von München und Karlsruhe die durch die Intendanz veranlaßte Absage der Musiker ihn ärgerte und manchmal sogar mit Sorge erfüllte, so gingen doch die Vorbereitungen glücklich vonstatten. Den Chor hatte Karl Riedel in Leipzig übernommen und tat des Guten fast zu viel; er hätte in seinem Übereifer das Programm zur Grundsteinlegung gerne noch durch den Chor aus den „Meistersingern" vermehrt. Aber Aufregung um Aufregung, und dann dazu die Reise zu dem versprochenen Wiener Konzert!

Wir wiederholen nicht das so oft Dargestellte, sprechen nicht von der begeisterten Aufnahme des Meisters in Wien, sondern wir deuten nur an, wie während der Hauptprobe die Gallmeyer im Winkel saß mit Tränen im Auge. Wenn die Gräfin Rossi erklärte, daß die Wagnersche Kunst die einzige sei, welche die feindseligen Elemente vereinigte, wenn die Gräfin Krockow Frau Cosima als des Meisters königliches Weib bezeichnet, so waren es in der Tat große und bedeutende Stunden, die sie hier verlebten, und vor allem versammelte sich am Abend in der Direktionsloge, von wo

aus Frau Cosima jede Miene ihres Gatten verfolgen konnte, eine wundersame Gesellschaft. Während des Feuerzaubers brach ein heftiges Gewitter aus, das der Meister in der Ansprache, zu der er durch den nicht endenwollenden Jubel gezwungen wurde, benutzte und anführte, daß die Griechen darin ein gutes Zeichen erblickten und daß sie desgleichen tun wollten.

Dann ging es sofort nach Bayreuth zurück und zu den letzten Proben für die Grundsteinlegung. Und nun trafen sie von allen Seiten ein, die Freunde, und der große Tag brach an. Und sie meinte: „Das große Fest zu seinem Geburtstag bereitet er sich selbst." Und in der Tat, er hatte rührendere, freudigere Geburtstage erlebt, aber keinen, der getragen war von so welthistorischer Bedeutung wie dieser, an dem er den Grundstein legte zu seinem Theater. Es goß in Strömen, aber er tat die drei Schläge mit großem Gefühl. Und dann folgte im alten Opernhause die Aufführung des Kaisermarsches und der Neunten Symphonie. „Ganz herrlich, alles im Gefühl von des Daseins Wirklichkeitslast erfreut zu sein, und am Schlusse die erhabenen Worte Richards."

Er hatte Liszt geschrieben und ihn in den herzlichsten Worten zu dieser Feier eingeladen. Dieser aber glaubte in seiner Ritterlichkeit, der Fürstin das Opfer bringen und von der Grundsteinlegung in Bayreuth fernbleiben zu müssen. Er hatte seine Antwort der Baronin von Meyendorff anvertraut, und Frau Cosima schreibt, daß der Brief des Vaters sehr schön sei, die Frau aber leider sehr unangenehm. Und so fehlte in Bayreuth der eine, der eigentlich vor allem hätte da sein müssen, und war vertreten durch eine Frau, die anspruchsvoll für sich selbst gewissermaßen Gesandtenrechte beanspruchte und durch ihren Bericht über angebliche Kränkungen die äußere Versöhnung noch mehr verzögert hat.

Die großen Eindrücke jener Feier klangen in allen Berichten nach. Hier aber handelt es sich nur um das eine große, weihevolle Empfinden der Frau Cosima, die der Meister für die Aufführung

aus der Loge mit den Kindern auf die Bühne geholt, wo er ihr den Platz anwies gewissermaßen in dem Sinne und Geiste, daß er ohne sie nicht bis an diese Stelle gelangt wäre. Und in der Tat, da Wagner die Schläge tat, da er seine wundervollen dichterischen Worte mit dem herzlichen Telegramm des Königs in den Grundstein verschloß und einmauern ließ, da beseelte ihn vor allem dieser große Gedanke an die Gefährtin und den Schutzgeist seines Lebens. Der 22. Mai war nicht bloß eine Feier von des Meisters Geburtstag, war nicht bloß der Tag der Grundsteinlegung, sondern war von seiten des Meisters gedacht als eine Huldigung für sie, die ihn begleitet und geführt. In der Tat war sie ihm ein Stück jenes deutschen Geistes und deutschen Wesens, von dem er damals die unsterblichen Worte gesprochen.

Genug, der Grundstein war gelegt, und die große Ära von Bayreuth begann.

Cosima Wagner (Mitte der 70er Jahre)

V.

Heim und Haus

Die Festtage der Grundsteinlegung waren verrauscht. Nur wenige der Treuen waren geblieben. So Malwida von Meysenbug und Baron Gersdorff. Es galt jetzt vor allem, sich in die kaum gewonnene neue Heimat einzuleben. Zunächst genoß die Familie, und zumal Frau Cosima, das Idyll in der Fantaisie mit voller Seele, schon um dadurch das Heimweh nach Triebschen zu mildern. Der Kreis des Verkehrs in Bayreuth selbst war ja von Anfang an gegeben und erstreckte sich auf die Familien Feustel, Muncker, die beiden Konsistorialräte und das Donnerstagkränzchen, obwohl natürlich sofort mit den „offiziellen" Besuchen begonnen worden war. Bayreuth freute sich des Meisters, und er und seine Familie wurden dort heimisch, schnell genug. Von einzelnen Beamten und zumal deren Frauen wurde ihnen das freilich nicht gerade leicht gemacht. Diese ehrwürdigen Damen konnten es sich nicht versagen, mit ihren Lorgnetten Frau Wagner und ihre Familie, wo sie sich zeigte, selbst im Hotel, stets als Brennpunkt ins Auge zu fassen. Doch das gehörte nun einmal zur deutschen Kleinstadt und mußte ertragen sein. Es war vielleicht die komischste Seite der ganzen merkwürdigen Beamtenrepublik, die sich in diesem loyalen Staate längst ausgebildet und erhalten hat, von den Tagen

des „Gnaden" Herrn Landrichter an bis in die Zeiten der Republik hinein. Es konnte daher nicht wundernehmen, wenn einmal Baron Gersdorff im Schloßgarten einen ordengeschmückten Mann mit dem vollen Brustton der Überzeugung von der eigenen Größe sprechen hörte: „Wenn Wagner uns hier zuviel Skandal macht, werden wir unsere Maßregeln treffen." Aber darum kümmerte sich Frau Wagner am allerwenigsten. Sie hat genau gewußt, auf wen sie sich verlassen konnte, und ihre Menschenkenntnis ebenso wie ihre Höflichkeit und gewinnende Art nach allen Seiten hin walten lassen, aber auch ihren berechtigten Stolz.

Und wie hätten sie nicht hier in Bayreuth Menschen und Herzen gewinnen sollen? Noch am Geburtstage des Meisters hatte er zugesagt, bei einem Arbeiter Pate zu stehen und hat dieses Versprechen auch in schönster und rührendster Weise, und zwar unter warmer Anteilnahme Frau Cosimas, gehalten. Diese war erfreut, als sie nun die Familie mit Wagner abholte, zur Kirche brachte und dann zurückfuhr in die bescheidene, aber saubere Wohnung des Arbeiters, dessen Familie aufs tiefste ergriffen war von der Art und Weise, in welcher die „neuen Bayreuther" ihre Patenpflicht aufgefaßt und ihr nachgekommen sind. Aber Frau Cosima selbst wollte in ganz anderer Weise in Bayreuth Fuß fassen. Sie war von Anfang an entschlossen, zum Protestantismus überzutreten.

Das Merkwürdigste, was sie erlebte und was sie schwer kränkte, war eine Kontroverse mit Bülow. Sie war bei der Grundsteinlegungsfeier im Opernhause vom Meister mit den Kindern zu den „Ehrensitzen" auf die Bühne geführt worden. Nun machte ihr Hans die bittersten Vorwürfe, daß sie seine Töchter in so schwerer Weise kompromittiert. Das war in diesem Augenblick wohl der Akt einer auf Verhetzung beruhenden Gereiztheit, zu der nicht die geringste Veranlassung vorlag. Im Gegenteil. Es war vielleicht das Größte und Bedeutendste, was Richard Wagner in diesem Augenblick seinen Stieftöchtern hatte bieten können; denn diese von

der Feier, bei der die Kinder des Meisters anwesend waren, auszuschließen, wäre eine Härte gewesen, die durch nichts, auch nicht durch den Wunsch des Vaters, zu rechtfertigen gewesen wäre.

In ihr aber klang über all diese Mißtöne hinweg die Neunte Symphonie nach. Sie bildete denn auch für sie in der nächsten Zeit den Gegenstand tiefster Betrachtung und eingehender Zwiesprache. Sie fragte den Meister, wie Beethoven zu der Idee des Gedichtes gekommen. Er glaubte, daß er den Hymnus der Freude eigentlich im Sinne der Freimaurerei empfunden habe. Sie aber erklärte, daß es ihr scheine, er habe zuerst die düsteren Sätze geschrieben, und da er keine Freude zu finden vermocht, habe er zu diesen Worten gegriffen. „Aber es bleibt ein solches Werk immer ein Geheimnis." Er empfand weit mehr das stark Dynamische und Musikalische und meinte, wie merkwürdig bei Beethoven das Vermeiden von Trivialitäten sei. Aber das Publikum sei dafür nicht geeignet, das nie zur Sammlung komme, diese Musik zu fassen.

Am meisten aber lebte sie sich ein durch die Natur selbst. Die Spaziergänge im Salamandertal, der Anblick der lieblichen Gebreite, die Bevölkerung in ihren alten Trachten, wie zum Beispiel die Bauern aus dem Hummelgau, alles das erfreute sie, und zumal, wenn nun die Kinder Volkslieder sangen. Am liebsten hätte sie von der Außenwelt gar nichts erfahren. Denn Erfreuliches war nicht zu hören; der häßliche Konflikt mit Weisheimer, den dieser gerade jetzt inszenierte und bei dem sich Wagner zu einer Erwiderung hinreißen ließ, machte sie nachdenklich. Sie hatte von Anfang an Bedenken gegen diese Erwiderung, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihm davon abzuraten. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie es nicht getan: „Ich bin zu leicht umgestimmt, und dadurch, daß ich ihm nie Unangenehmes bereiten will, diene ich ihm nicht." Es ist etwas ganz Eigenartiges, diese ungeheure Demut dem Meister gegenüber: da macht sich das Kindliche in ihr geltend. Und gerade dieses Gefühl brachte ihr, seitdem Franz

Liszt nicht zur Grundsteinlegung gekommen war, besonderes Weh. Es ist kein Zweifel, daß der Meister gerade in dieser Zeit immer mehr gegen seinen Schwiegervater eingenommen wurde. Das Verhalten der Baronin von Meyendorff hat wohl am meisten dazu beigetragen. Aber ein anderes kam dazu. Er hat mit Cosima jetzt Liszts „Christus" durchgenommen. Sie schreibt darüber ganz im Sinne Wagners in ihr Tagebuch: „Was ich bisher von diesem Werke kenne, macht mir keinen schönen Eindruck. Daß man sich so der Errungenschaften einer großen Kunst begeben kann, um das Pfaffengeplärre nachzumachen, das ist eine Verarmung des Geistes. Wir sind traurig über diese Entwicklung des Vaters, an welcher die Fürstin Wittgenstein gewiß die Hauptschuld trägt." Von nun an, kann man sagen, beginnt der Name Liszt für Frau Cosima eine doppelte Tragik zu bedeuten. Denn nach dem Meister und ihren Kindern hing sie zweifellos an ihm mit der ganzen Seele des Kindes, und so war es ihr furchtbar, diesen steten Zwiespalt zu beobachten und bekämpfen zu müssen. Es ist keine Frage, wenn von einer Tragik zwischen den beiden geredet werden konnte, so ist es die scharfe Wendung des Meisters gegen den Freund, dem er allerdings sein ganzes Herz entgegengebracht hatte. Es brach ja immer wieder seine Güte durch, und er konnte von einer Duldsamkeit sein, wie es eigentlich von einem Genie gar nicht verlangt werden kann.

Aber er besaß dieses Wohlwollen im hohen Grade. Das bewies er vor allem dem Bayreuther Donnerstagkränzchen gegenüber, an dem er in rührender Weise teilnahm. Er meinte, er sei wieder da angelangt, von wo er stamme: „Diese Leute und diese Wohnung! In dieser Kinderumgebung! Unter dieser schlichten Bürgerschaft, wenn man will von beschränktem Gesichtskreis, aber doch mit Schwung und mit Herz! Ich könnte mir Onkel Adolf hier denken." Da kommt er auf sein eigenes Leben zurück: „Ja, sein Leben kann man nur begreifen, wenn man älter ist. Wenn ich

denke, was mich mit Gewalt trieb, Tristan zu entwerfen, gerade bei Deinem und Hans' erstem Besuch in Zürich, während ich bis dahin ruhig zwei Akte von ‚Siegfried' vollendet hatte, und ich die ganze Kette übersehe bis zur Aufführung des Tristan in München, da kann man erkennen, wie alles metaphysisch ist und wie das, was ins Bewußtsein tritt, trügerisch. Wie anders würde sich das für einen ausnehmen, der das Ganze übersehen kann, als wie es im Augenblick erschien. Wie bei Romeo war eine ungeheure Leidenschaft im Keim, und ich nahm sie im Bewußtsein als Zärtlichkeit für ‚Rosalinde'. Was ist das Bewußtsein: der auf eine üble Nacht kommende Tag und Tagesgespenster! Und das ist förmlich, als müßte man den Trost annehmen, daß das Schicksal doch für einen sorgt. Mein ganzes Leben, diese Ehe mit Minna, schien das nicht alles verzweifelt? Und das Wunder ist eingetreten, freilich auf anderem Wege und leidensvollerem, als durch die Annunziata und dergleichen, und ich weiß: so angenehm mir diese teilnehmende Bekanntschaft war, die für mich sorgen wollte und konnte, ich war immer dem Ausreißen nahe."

Es zieht sich in der Tat durch diese ganze Zeit eine stete Beurteilung und Kritik des Meisters über diese Züricher Tage, die, wenn man sie näher betrachtet — rein psychologisch genommen —, nicht ganz ohne Humor ist. Aber sie gehört unbedingt in das Repertorium seiner Gedanken. Tag um Tag nun spielte er ihr „Christus", und jeder Tag brachte ihr neuen Schmerz über die Beurteilung dieses Werkes, bei der doch eine geradezu jugendliche Eifersucht des Meisters zutage trat, obwohl auf ganz anderen Wegen, aber doch auch rein musikalisch, Hans von Bülow zu ganz ähnlichen Stimmungen über und gegen das Werk gelangt ist. So waren es keineswegs frohe Tage, die sie hier erlebte, und von einem Aufschwung der Empfindung zu dem großen künftigen Plane konnte zunächst keine Rede sein. Beide mußten sich oft genug den Gedanken vorlegen: ist es notwendig, diesen neuen

Kampf einer Welt gegenüber auf sich zu nehmen, in die auf der einen Seite Liszt, auf der anderen Seite aber Nietzsche ihnen den Blick eröffnete. Als Nietzsche das Pamphlet von Wilamowitz sandte, da meinte der Meister selbst, daß er die Notwendigkeit, noch Musik zu machen, gar nicht einsehe. Der Zustand der Welt sei ein trostloser, die Professoren, die wieder Spezialprofessoren bilden, haben keine humane Bildung, die sich verbreite. Der Jurist denke nicht daran, Philosophie und Philologie zu studieren! Alles nur Spezialitäten! — Es war alles nur zu wahr. Aber Wagner hatte doch das richtige Gefühl, daß einzig aus der Kunst heraus hier der Welt eine Remedur gegeben werden könnte.

Da flüchtet sich Frau Cosima in solchen Stunden in den Park von Fantaisie: „Alles blüht und duftet, dazu der Tannenwald. Wie leicht vergißt es sich dann, in welch böser Welt wir leben." „Ich schreibe auf dem Balkon, während Richard an seinem Aufsatz schreibt. Amseln, Pirol, Drosseln zwitschern und singen. Ich hoffe, daß Richard sich an die Arbeit macht. Dann bin ich glücklich, wie kein Wesen vielleicht und danke Gott in Demut, Reue und Freude." „Ich bin zwischen drei und vier Uhr auf: Vogelsang und Sonnenaufgang, ein kleines Reh läuft dicht bei mir vorbei, der Kuckuck ruft, schöne Stimmung." Und dann fand sie doch noch einen anderen großen Trost: wenn sie auf den Festplatz kam und hier die Arbeiter in voller Tätigkeit fand, sprach sie über den Bau: „Es geht mir sonderbar damit. Ich denke nie daran, und wenn ich die Leute arbeiten sehe, scheint es mir ganz natürlich. Und wenn es nicht zustande käme, ich hätte das Gefühl, es kommt etwas anderes, Größeres dafür." Und sie freut sich des Fortschritts, den die Arbeiten nehmen. Aber das Ganze hatte für sie doch etwas Gespenstisches. Ebenso wie für ihn gerade in dieser Zeit die Arbeit an der Biographie. Wenn er zum Beispiel darin die Züricher Zeit korrigierte und so auf die Periode zurückkam, in welcher der „Tristan" entstanden, dann fühlte er den merkwürdigen Zustand jener Tage

um so mehr und ganz in dem Sinne, wie er ihn seiner Gattin ausgedrückt.

Es war ja das Leben, das er jetzt führte, wie das eines Gutsherrn. Aber es drehte sich doch alles um Bayreuth und um das Theater, während sie vielmehr ein anderes im Auge hatte, nämlich, daß er zur Arbeit zurückkehren würde. Er hatte sich ausgedacht, zum Geburtstag seines Sohnes, dem 6. Juni, die Komposition der „Götterdämmerung" wiederum aufzunehmen. In der Tat fand er sich alsbald zurecht. Aber es galt eine vollständige Absorbierung von der Welt. Sie schreibt: „Wir lesen keine Zeitungen mehr, bemühen uns, möglichst wenig Menschen außerhalb unserer Aufgabe zu sehen. Was ist zum Beispiel aus der so gut gemeinten Einladung des Vaters durch Richard geworden, eine wahre Teufelei." Selbst aber versenkt sie sich immer tiefer in den Geist des Protestantismus. Sie ging in die Kirche, hörte gerührt die Choräle und singt sie mit. Und sie schreibt darüber: „Aus solcher Gemeinsamkeit entspringt die Andacht. Denn was man empfindet in dem Leben der armen Leute und was mir der singende Gottesdienst eingab, ist Gebet. Als wir sangen ‚Wir haben einen Gott, der uns hilft', mußte ich der Zeiten gedenken, wo die Protestanten, dieses rufend, Leib und Leben ließen für ihren Glauben. Luthers gedachte ich und seines Riesenkampfes, und die schmucklose Kirche, die stehende Gemeinde, das gesungene Gebet stimmten mich gottesfürchtig. Wie gerne bin ich mit der Welt in dieser Weise im Zusammenhang. Wie verstehe ich da ihre Gefühle und ihre Gesichter. Aber die Predigt war furchtbar." Das fühlte auch der Meister und sagte: „Wie gerne würde ich Geistlicher bei den Bauern sein und wie anders würde ich zu ihnen sprechen."

Eine steigende Verinnerlichung macht sich jetzt bei ihr geltend. Schreibt sie doch: „Niemals hat der Vogelgesang mich so tief ergriffen wie jetzt. Als ob ich ihn anders hörte und verstünde als früher, wie einen seltsamen Ruf. Nichts Übles möchte ich mehr

empfinden und dann dem Rufe folgen. Ich dachte, daß jedes Kunstwerk zu uns sprechen soll, wie der Vogelgesang, unfaßlich, unerwiderbar und doch gleichsam verstanden und lautlos beantwortet. Mir ist die Kunst fast verleidet, weil man ihretwegen so viel unter Menschen, und nicht mit den Guten in Verkehr kommt. Nichts aber verleidet mir den Vogelgesang, den Schatten der Bäume, das Blühen der Blumen, und gar verwandt fühle ich mich den armen Leuten, die dieses Land mit Schweiß und Mühe pflegen. Das Herz wird menschenscheu. Dahin bringt uns das Leben mit den Menschen." Und doch sind das nur Augenblicke in dem stets bewegten Leben.

Interessant aber ist, wie gerade in dieser Zeit der Meister mit seiner Gattin den Roman von Gregor Samaroff „Um Szepter und Kronen" liest. Heute ist das Buch längst vergessen. Aber beide haben doch ganz instinktiv das Lebendige und Erlebte, das in diesen merkwürdigen Romanen sich widerspiegelt, richtig erfaßt. Sie kannten ja einen Teil der Gestalten, die hier wieder ins Leben gerufen wurden, persönlich, und mußten gestehen, daß zum Beispiel eine Persönlichkeit wie jener Freund Liszts, der Rat Klindworth, in der Tat in seinem ganzen Leben und Treiben richtig gezeichnet war. Auch die Gestalt Bismarcks tritt deutlich genug hervor, und gerade die Behandlung dieses Großen hat auf sie einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Sie schreibt davon: „Es gibt mir eine solche Ruhe, wenn ich so etwas aufgedeckt sehe. Denn dann denke ich, Bismarck muß das alles noch viel besser wissen. Das war Röckls Schwäche, daß er immer meinte, alles allein zu wissen." Das war der Drang, in der Zeit und mit der Zeit zu leben und eigentlich nichts außer Betracht zu lassen, was sie brachte.

Nun trat aber ein anderer großer Augenblick hervor, die Vollendung der „Götterdämmerung". Darüber schreibt sie am 22. Juli: „Mir fehlt die Kraft, um die Ergriffenheit zu schildern, die sich meiner bemächtigte, als Richard mich rief, um mir zu melden, daß die Skizze fertig sei. Er spielt mir den Schluß vor, und ich weiß

nicht, ob ich von den erhabenen Tönen oder von der erhabenen Tat mehr erschüttert bin. Mir ist, als ob mein Ziel erreicht sei und ich nun die Augen schließen kann. Ich melde meine Stimmung Marie Mouchanoff, weil sie Richard als eine treue, liebreiche Freundin sich erwiesen." Aber auch an Frau von Schleinitz hat sie darüber geschrieben: „Wagner hat am 22. ds. Mts. die Komposition der ‚Götterdämmerung' vollendet, und wenn der Dichter sein Werk einst hoch über den Wogen der stürmenden See hielt, hat dieses Werk mich hoch über die Lebenswogen inmitten des Schiffbruchs erhalten. Ich erachte die Vollendung — der ich gelebt, für die ich gelitten — als die höchste mir gewährte Gnade der Gottheit und als das erreichte Ziel meiner Lebenswendung."

Sie sah auch jetzt ganz anders auf das Treiben. Wenn sie zum Beispiel an der Biographie mit ihm weiterarbeitet, wenn sie zu gleicher Zeit wegen ihres Augenleidens Umschläge macht, und wenn sie nachmittags den regelmäßigen Proben mit dem Tenoristen Diener beiwohnt, der für den ‚Siegfried' auserkoren war, da meint sie freilich: „Ach, alles ist vom untersten Anfang zu beginnen, und meine Daniela weiß mehr vom Mythus und vom Kunstwerk der Zukunft als die meisten unserer Musiker. Der Schlund, auf welchem unser Theater aufgebaut wird (der Ignoranzabgrund unserer Musiker bringt mich darauf), sieht ganz ungeheuerlich aus. Es wird gegraben, als ob die Phantasie des Fürsten Pückler, ein Loch durch die Erde zu graben, ausgeführt würde. Der Felsenstein sieht ganz vulkanisch aus, rot und grün, und mich kommt immer, wenn ich den Platz besuche, eine Stimmung an, die sehr mysteriös und phantastisch ist. Neulich ging es mir recht auf, daß keiner den anderen versteht, außer durch die Liebe oder durch Entzückung. Alles, was durch die Convention der Sprache und der Logik mitgeteilt wird, bleibt unverstanden. Und erst, wenn unsere Tat hingerissen und entzückt haben wird, wird sie verstanden werden. Auch deshalb ist es so mühsam, für sie zu werben. Sie sehen, Liebe, ich habe einen

großen Satz zu Ihrem Ruhme aufgebaut. Wie weit es mit der Nietzeschen Idee ist, weiß ich nicht. Ich habe geraten, die Sache privatim zu betreiben und nur die Menschen zu werben, von welchen man mit Sicherheit glaubt, daß sie gerne etwas für die Sache täten. Der Akademische Verein gefällt mir sehr wenig, allein wenn man nach den Menschen sich umsähe, die einem gefallen, so würde man am Ende sich selbst ausschließen. Soviel nur hat Wagner beschlossen, nicht direkt mit den Leuten zu verkehren."

In der Tat war in all der Zeit Gräfin Marie von Schleinitz diejenige, welche am meisten für die Sache tat und dem Patronatverein die meisten Mitglieder zuführte. Hingegen all die Versuche, mit kleinen Mitteln zu wirken, mußten in dem harmlosen und armen Deutschland scheitern. Denn Begeisterung für ein Kunstwerk in die Massen zu bringen, mag in jedem anderen Lande möglich sein, in Deutschland war es unmöglich und wird es immer bleiben. Es ist daher wahrhaft bedeutungsvoll, wie inmitten all dieser Nöte und all dieser Sorgen der Meister die Kraft gefunden hat, die Komposition der „Götterdämmerung" zu vollenden und nun auch die Instrumentation durchzuführen. Es ist ohne Zweifel vor allem Cosimas Verdienst. Er nannte sie seine Pythia, die ihm die Prophezeiung der Götter brächte, und er meinte sogar: „Weiß Gott, wenn es hier gut geht, es dauert nicht lange und ich beginne den Parsifal." Überhaupt kamen mit der Vollendung des „Rings" selige Stimmungen und selige Tage. Sie schreibt: „Im seligen Nachsinnen über die Vollendung der ‚Götterdämmerung' habe ich die Zueignung von Goethe und die beiden (Faust-)Prologe gelesen. Wie ich Richard meine entzückte Empfindung darüber mitteilte, sagte er: ‚Ja, das Kunstwerk der Zukunft knüpft eigentlich an den Theaterprolog an, da ist alles angegeben'." Dann geleitete er sie zu ihrer Bank und sprach: „Am Morgen Pythia, am Abend Sappho."

Sie hatten damals die Biographie wieder in Angriff genommen und waren bis zum dritten Band derselben gelangt, mit all den

peinlichen Szenen mit Minna in Zürich und den Widerwärtigkeiten in Paris. Da sagt er ihr: „Diese Vergeudung des Lebens und der Lebenskräfte, dieser Unsinn aller Beziehungen macht mich wirklich glauben, daß ich meine Mission, zu leben, habe. Denn zum Beispiel in Paris, da ist doch für mich nichts herausgekommen. Ich habe mir nichts gewonnen. Immer schroffer und schroffer ward das Leben. Ich korrigierte heute an der Zeit des dritten Aktes ‚Tristan' und dachte, wenn der Großherzog von Baden mir damals Asyl gegeben hätte! Nun, ich war zu anderem bestimmt, und es mußte bei mir alles anders als auf einfachem Wege kommen: Du bist mein Element, meine Atmosphäre, in Dir und den Kindern nur lebe ich." Und er plauderte weiter: „Die einzige Freude an meiner Sache ist, wenn ich die Skizze geschrieben, sie Dir vorzusingen. Dann aber ist alles aus. Denn es besteht die Unfähigkeit, sich durch die Sprache verständlich zu machen. Die Sprache ist Konvention. Nur die Liebe, die sich selbst aufgibt, versteht den anderen und der durch die Kunst Hingerissene. Dein Vater und die Fürstin Wittgenstein haben mich ebensowenig verstanden als ganz dumme Menschen."

Nun aber kam ein anderes. Der Dekan Dittmar war wieder genesen und machte in Fantaisie seinen Besuch. Da schreibt sie: „Er erleichtert mir die Frage meines Übertritts sehr, sagt mir, daß er beim ersten Anblick in meinem Auge viel gelesen hat und für Ehre und Frieden meines Hauses besorgt sein wolle. Sehr gerührt schieden wir von dem Manne, den wir kaum gewonnen, fast schon verloren, nun wieder erobert haben und nur noch kurz werden genießen dürfen." Das war zunächst das, was sie seelisch wohl mit am meisten beschäftigte. Dann aber der Besuch beim Vater. Mit Baronin von Meyendorff war seit ihrem Auftreten bei der Grundsteinlegung eine rege Korrespondenz geführt worden, die aber im Grunde genommen keinen Erfolg hatte und ohne allen Zweifel von dieser darauf eingestellt war, Cosima noch mehr von dem Vater zu entfernen.

Dagegen war das treibende Element zur Aussöhnung neben der kleinen Gräfin Dönhoff vor allem Marie Mouchanoff, die bei ihrer Anwesenheit wiederum mit diesem Kapitel begann. Sie riet dringend, daß sie sich anmelden sollten. Hingegen meinte Frau Cosima: „Da der Vater seit dem Besuch der Frau von Meyendorff schweigt, so halte ich das nicht für tunlich, und zunächst ist auch Richard damit nicht einverstanden." Aber es sollte doch zu einem guten Ausklang kommen. Denn schließlich fragte Richard bei Liszt an, ob der Besuch erwünscht sei. Die Antwort ließ auf sich warten, und Frau Cosima war im hohen Grade betrübt und besorgt. Da traf endlich am 1. September nachmittags ein schöner Brief des Vaters ein. Sie beschlossen sofort die Reise, und unter dem Wehen der „Fahnen von Sedan" stiegen sie um elf Uhr in den Zug. Es war eine schöne Fahrt durch Frankenland und Thüringen. Sie fanden auch den Vater wohl, und noch am Abend ergab sich ein schönes Zusammensein im Englischen Hof. Am nächsten Morgen besuchte sie den Vater in seiner Wohnung in der hübschen Hofgärtnerei. Sie speisten zusammen, und dann ging es zu Frau von Meyendorff. Diese spielte ja die Rolle der liebenden Frau und war auf die Fürstin Wittgenstein, deren Getreue sie doch war und für die sie bis zu einem gewissen Grade sogar Spionagedienste übte, ebenso eifersüchtig wie auf die Tochter. Alles aus einem tiefen Gefühl von Liebe heraus, und deshalb auch zu verzeihen, wie ihr auch Frau Cosima in diesem Sinne alles nachgesehen hat. Der Höhepunkt des zweiten Abends war, daß Liszt ihnen Isoldens Liebestod vorspielte. Aber der Eindruck, den sie von ihm hatte, war doch ein tieftrauriger: „Ich bin durch die Seelenmüdigkeit des Vaters furchtbar ergriffen, am Abend, wie er kaum sprach und ich ihm alles mögliche erzählte. Richard sprach mit Baron Loen, um die Stimmung heiter zu erhalten, und während er von seiner angeblichen Popularität plauderte, ging mir wie eine Vision die Lebenstragik des Vaters auf. Ich mußte die Nacht viel weinen." Sie war indes tief gerührt, als am

frühen Morgen der Vater ihr Rosen aus der Hofgärtnerei schickte. Sie fragte dann schriftlich an, ob er ausgeruht, sie selbst aber blieb in seinem Betreff so wehmütig gestimmt, daß, als Frau von Meyendorff ihr den Besuch erwiderte und sie fragte, wie sie ihn finde, sie in Tränen ausbrechen mußte, was jene doch erschreckte. Dann wiederum ein Zusammensein mit ihm. Da herrschte sehr schöne und heitere Stimmung. Sie waren bei der guten alten Freundin Alwine Fromann, und dort spielte der Vater das Andante aus dem großen Konzert von Beethoven und ein Präludium von Chopin, und auf ihren Wunsch seinen Mephistowalzer. „Er gedenkt viel der früheren Zeiten, wo wir zusammen auf dem Markt von Berlin Obst kauften, und der alte Zug der Zusammengehörigkeit findet sich ein." Es war vielleicht der Höhepunkt dieser Begegnung. Auch der Meister war guter Dinge. Er wußte den aus Jena herbeigeeilten Gille durch die Frage zu necken, ob er denn verwandt sei mit dem Gil mit den grünen Hosen, was, da der Unglückliche einen flüchtigen Blick auf seine Beinkleider warf, alle sehr lachen machte. „Ein Lachen", so berichtet Cosima, „das ich durch meine Naivität noch mehr dadurch erhöhte, daß ich dem Vater erklärte, das spanische Stück sei ein sehr anständiges Stück, und es sei ja eine Frau, welche die Hosen trage."

Aber der nächste Morgen zeigte in der Stimmung Liszts die volle Wendung. Sie erzählt: „Gegen elf Uhr kam der Vater. Im ersten Augenblick merke ich, daß seine Stimmung verändert sei. Er hatte es büßen müssen, daß er gestern seine große Neigung zu mir zeigte. Wir gingen zu ihm, um zu musizieren aus der ‚Götterdämmerung', doch das Musizieren wollte nicht gehen. Er kam zu Baron Loen und war still und abgespannt. Frau von Meyendorff still, aber zufrieden. Und diese Stimmung blieb bestehen." Als sie bei der Fromann sich wiederum fanden, „da spielte er wohl das Adagio 106. Er sah mich bei Tisch kaum an, sprach nur mit Frau von Meyendorff, und von dem Projekt, uns bis Eisenach zu beglei-

ten, war nicht mehr die Rede." Sie brachen am nächsten Morgen auf. Der Vater frühstückte mit ihnen und brachte sie zur Bahn: „Ruhiger Abschied. Ich gehe mit Trauer von dannen. Nicht die Trennung schmerzt mich, sondern die Angst, ganz geschieden zu sein."

Bei der Rückfahrt kam auch beim Meister das zurückgehaltene Gefühl zum Durchbruch: „Er bricht in Unmut der Eifersucht gegen den Vater aus. Doch gelang es mir, ihn bald zu besänftigen." Genug. Fürstin Wittgenstein hatte wenigstens zum Teil ihren Wunsch erreicht. Denn bis zum Tode von Franz Liszt lebte in ihr bei all ihrer christlichen Gesinnung die unüberwindliche Abneigung gegen Frau Cosima, die sich von Zeit zu Zeit in herben und fast häßlichen Wendungen selbst den Kindern, vor allem Daniela, gegenüber geltend gemacht hat.

Nichts ist charakteristischer, als den Brief Liszts zu vergleichen, den er über die Begegnung in Weimar an die Fürstin schrieb, mit dem Bericht seiner Tochter an die Gräfin Schleinitz. Er schreibt: „Vergangenen Sonntag erhielt ich einen Brief von Wagner, worin er anfragte, ob mir sein Besuch in Weimar nicht unangenehm sei. Diese Anfrage war in keiner Weise durch mich hervorgerufen. Seit meiner Antwort auf seine Einladung zu dem Fest in Bayreuth am 22. Mai habe ich kein Wort mehr an Wagner noch an meine Tochter geschrieben. In dieser Lage konnte ich ihm kein Nein sagen. Das wäre gegen meine Natur gewesen, welche ich niemals von meinem Gewissen trenne. So antwortete ich ihm denn, daß er bei mir stets etwas Würdigeres finden würde als einen freundlichen Empfang. Am folgenden Tage abends kamen Cosima und Wagner hier an, in direkter Fahrt von Bayreuth, wohin sie vorgestern, am Freitag, zurückgekehrt sind. Ich werde, um sie für zwei oder drei Tage aufzusuchen, voraussichtlich zum Namenstag meiner Tochter St. Kosmas am 27. September, dahin fahren, auf dem Wege nach Sexart. Was meine Tochter betrifft, so erinnere ich mich Ihrer bewunderungswürdigen Sorge für meine drei Kinder, und ich segne

Sie für alles, was Sie während der langen, unruhigen und schmerzensvollen Jahre für sie getan haben. Cosima ist wirklich ‚ma terrible fille', wie ich sie einst nannte, eine außerordentliche Frau und hochverdient, die über jedes gewöhnliche Urteil erhaben ist und sicher würdig der bewundernden Gefühle, welche sie allen einflößt, die sie kennen. Angefangen bei ihrem ersten Gatten Bülow. Sie hat sich mit Enthusiasmus völlig Wagner geweiht, wie Senta dem ‚Fliegenden Holländer' — und sie wird sein Heil sein. Denn sie hört auf ihn, und sie folgt ihm in ihrer hellseherischen Weise."

Wie ganz anders aber schrieb Frau Cosima an ihre Freundin: „Ihre lieben Zeilen wurden mir gerade im Augenblick überreicht, als ich in den Wagen stieg, mich nach Weimar zu begeben. Wagner hatte uns bei dem Vater angemeldet, und da er uns willkommen hieß, machten wir uns gleich auf. Ihr Brief, Theure, Traute war mir ein freundlicher Begleiter und ein glückverheißendes Zeichen. Inmitten der Sedan'schen Freudenfeuer und Illuminationen kamen wir in Weimar an und erlebten dort drei Tage, in denen ich vergeblich nach dem Augenblicke suchte, Ihnen ein Wort zukommen zu lassen. Madame de Meyendorff tat ihr Bestes, küßte mich beim Kommen und Gehen, alles Mißgeschick wurde auf das Ungeschick des Baron Loen lawinenartig gewälzt, und ‚der Friede herrschte in Warschau'. Doch strahlten ihre Augen, als ich ging, und ich merkte wohl, daß dort mein Verkehr mit meinem Vater niemals ganz unbehindert sein würde. Alle die kleinen Tücken und Hinterhältigkeiten sind ihr aber nachzusehen, denn sie stammen aus dem Leiden der Liebe, und ich glaube, ihr Geist und ihr Herz sind edel, nur gequält, daher unruhig und unvollständig. Da sie mit meinem Vater sehr vertraut ist, so hoffe ich mit ihr auf gutem Fuße zu stehen. Wagner war dort sprudelnder Laune, und sie gab sich Mühe, zu ihm freundlich zu sein. Doch zum ernsten Musizieren kam es nicht, und den Parzival, den Wagner so gerne dem Vater mitgeteilt, konnte er nicht zu gleicher Zeit denen mitteilen, die ihm fremd, und so wurde

es vermieden. Wagners erste Aufgabe, als wir zurückgekehrt, war das Epitaph für den armen Tausig, das ich hier beilege. Ich finde es in seiner Kürze tiefergreifend, es enthält das Schicksal unseres armen Freundes. Den Eindruck, den Ihnen Tristan gemacht, stelle ich mir vor, da ich, als ich dieses Werk kennenlernte, ein förmliches Nachtwandlerleben führte und mit schwerem Herzen mich dem Tagwandeln wieder zuwandte! Liebe und Tod wie in einem Nachtblumentraum genossen, das Bitterste süß, das Schwerste leicht, höchste Befreiung der Erscheinung, wir vergehen selbst wie Isolde und alle Bande sind gelöst. Unsere kleine Marie Dönhoff hat gewiß auch manches Unaussprechliche dabei empfunden, obgleich sie kurz darüber schreibt. Was Sie mir von ihr melden, freute mich sehr."

Diese Tristan-Aufführung, der Frau von Schleinitz in München beigewohnt, weckte in Frau Cosima seltsame Gefühle. Denn während derselben und in den folgenden Wochen spielte sich jener berühmte Versuch ab, den Marie Mouchanoff unternommen, Hans von Bülow zu leitender Stellung nach Warschau zu ziehen. Sie hat es mit voller Begeisterung und in der Tat mit treuesten Händen getan. Frau Cosima wußte davon, wie sie ja die große und großzügige Frau segnete, daß sie Bülow in so hoher Weise ehrte. Schrieb doch diese an ihre Tochter: „Für mich gäbe die Gewißheit, ihn in Warschau zu haben, ein höheres Leben. Unsere musikalische Zukunft wäre gerettet und der präsidentielle Ruhm von Serge für alle Jahrhunderte gesichert. Herr von Bülow ist als reproduzierender Künstler noch gewachsen. Seine Leistung ist wie eine Offenbarung genau so wie die Wagners."

Frau Cosima aber mußte jetzt ganz für den Umzug in die Stadt leben, wo sie eine Wohnung in dem Wölfelschen Hause an der Dammallee bezogen. So genoß sie die letzten Stunden von Fantaisie in ganz besonderem Gefühl, und es waren noch recht schicksalvolle Abende, die sie hier mit dem Meister verlebte. Sie lasen zusammen die Vorrede von Görres zu „Lohengrin", aus der ihnen

der Zusammenhang des Gralsmythus mit anderen Mythen des Altertums aufging. Man sieht, Wagner beschäftigte sich schon ganz eingehend mit der Parzivalsage. Dabei aber las er ihr wiederum „Faust" und zumal die Zueignung in einer Weise vor, „wie ich es nie wieder erleben werde". Er suchte sich den Ton zu vergegenwärtigen, wie sie gesprochen werden sollte, durchaus einfach natürlich. Alles sei verloren, wenn der Schauspieler zu verstehen gebe, daß er den metaphysischen Gehalt ahne. „Hier ist der ganze Plan gegeben." Es ist wundervoll, wie die beiden den Abschluß der „Götterdämmerung" gewissermaßen unter den Abschluß des „Faust" stellen. Sie gehen noch einmal gemeinsame Wege im schönsten Mondschein — beim „heiteren"! „Der trübe, das ist der abnehmende, vor dem man erschrickt, plötzlich in der Nacht ihn zu erblicken, der über Stadttürme, durch enge Fensterscheiben zu einem dringt." Sie war aber stark melancholisch: „Gestern hat ein Wort von ihm einen förmlichen Trauerschleier über meine Stimmung geworfen. Er sagte, er glaube ein Herzleiden zu haben."

Sie wanderten durch den Park, sie nahmen im Herzen Abschied von den Bäumen. Auf dem Wege zur Stadt kamen sie am Friedhof vorüber — „Richard wies mit dem Finger darauf hin und sagte: ‚Du bist es einzig, die mich hält. Wenn ich Dich nicht gefunden hätte, nie hätte ich mehr zu einem Unternehmen Lust gehabt, der Ekel hätte mich übermannt. Die Leute hatten es im Instinkt, daß ich nichts mehr tue, und ich im Gefühl. Es ist auch zu erbärmlich, was ich erreicht habe. Von keiner Seite werde ich wirklich gehört. Wenn ich nur einmal von einer hohen Seite über den Rahmen des Theaters gefragt worden wäre. Aber dieses Nichtachten! Alle unsere guten Kräfte gehen dem Maschinenwesen zu. In den Familien werden die Söhne Ingenieure, wandern womöglich nach Amerika aus, aber was zurückbleibt und der Wissenschaft sich widmet, ist geistlos'."

Wiederum lag beim Umzug die ganze Sorge auf ihr, und sie hat

sich denn dabei auch gründlich verdorben. Der Einzug selbst war von keinen erfreulichen Nachrichten begleitet. Feustel berichtete über die Mißverhältnisse zwischen Preußen und Bayern: der König habe den Kronprinzen verletzt, indem er ihm keines seiner Schlösser angeboten, der Kronprinz ihn durch die Meldung: „Ich werde die Armee inspizieren." Der König gab Auftrag an seine Minister, daß sie seine Rechte wahren würden, aber alles vergebens. „Gott weiß, wie das noch endet." Das war zweifellos eine Überschätzung der Verhältnisse. Und auch Feustel hat, wie die ganze Welt, allzuviel von dem König geredet. Was er erfuhr, war im Grunde nichts anderes, als was Diplomatenfrauen und Männer sich gegenseitig zuraunten, um so allmählich Stimmung gegen den Einsamen zu machen. Hat doch am 9. Oktober Franz Liszt aus Schillingsfürst an Marie Wittgenstein geschrieben, daß er auf der Wartburg Frau von Werthern, die Frau des deutschen Gesandten in München, getroffen habe, „die mir einzelne Sonderbarkeiten des Königs erzählte. Er habe sich einen See in seinem Wintergarten des Münchner Schlosses geschaffen. Hier fährt er Nachen und holt sich bei dieser Übung den Schnupfen. Um sich wieder zu erwärmen, befiehlt er, so erzählt man, daß man einen Vesuv mit Eruptionen nach seinem Willen veranstalte, inmitten einer pittoresken Landschaft." Er tadelt diese Gespräche durchaus und meint: „Des Königs poetische Träume sind sehr unschuldige kleine Fehler bei einem jungen Menschen, wie er ist. Wenn man nicht darüber hinwegsieht und sie mit solchem Eklat verkündet, so haben Bosheit und andere Eigenschaften daran den Haupanteil." Das gleiche hätte man eigentlich auch bei Feustel sagen können, der damals freilich in einer ganz besonders gehobenen Stimmung war. Er hatte nämlich die Stellung des Finanzministers ausgeschlagen, aber durch die Beziehungen, die sich unmittelbar daraus ergeben, nun doch geglaubt, in den weiteren Verhandlungen um Bayreuth, den Untergebenen des Königs gegenüber in ganz anderem Tone auftreten zu können als sonst, und da-

durch die entgegengesetzte Wirkung erreicht. Das verbitterte ihn, und so sprach auch er von der „Krankheit" des Königs; er hätte sich auf das höchste Jagdschloß begeben, zu dem man 1½ Stunden durch den Schnee vordringen müsse, und sei dort oben mit heftigem Katarrh geblieben. Es entsprach dies der Art und Weise, mit der man aus den höfischen Kreisen in die Beamtensphäre hinein jene Nachrichten über den König verbreitete, die nur dazu beigetragen haben, beiderseitig zu verstimmen.

Inzwischen aber überraschte Liszt seine Tochter. Er war von Schillingsfürst am 15. Oktober nach einer schändlichen Reise mit fünfmaligem Wagenwechsel in Bayreuth angekommen und hatte zu Fuß mit seinem Diener und einem Packträger den Weg in die Wohnung an der Dammallee zurückgelegt. Doch war er heiter und gesund. Am nächsten Morgen ging er in die Kirche, kam um acht Uhr zum Frühstück, und es gab nun ein langes und glückliches Geplauder. Dann fuhr man nach dem Bauplatz, nach dem Opernhaus und besah auch das entstehende Wohnhaus. Abends waren Muncker und Feustel eingeladen. Er spielte aus seinem „Christus", der freilich unter seinen Händen ganz anders klang. Er sprach viel mit den Kindern, vor allem mit Lulu, aber dann auch mit Cosima. Aus allem trat zutage, daß ihn die Fürstin quälte, er sollte Wagners Einfluß fliehen, sowohl künstlerisch als menschlich, er solle auch Frau Cosima nicht wiedersehen, das erheische seine Würde. „Wir hätten", so berichtet Cosima weiter, „einen moralischen Mord an Hans verübt usw. Ich war sehr betrübt, daß der Vater also gequält wird. Er ist so müde und es wird immer an ihm gezerrt. Namentlich die unselige Frau in Rom hat nie anders gewußt als ihn aufzuhetzen, mich aber und uns will er nicht aufgeben. Dieses Gespräch hielt mich lange beim Vater zurück und leider kränkte ich dadurch Richard, daß ich ihn lange allein ließ. Es wird mir schwer, mich zu entschuldigen und den Tag über herrschte eine kleine Verstimmung. Dann kam Feustel mit dem Wagen. Ich habe Mimi versprochen für sie ein Gut zu

besichtigen. Üble Chausseewege, Aus- und Einsteigen! Unfall, — eine Stunde vor der Stadt, Vater unfähig zu gehen, Richard macht sich auf, uns einen Wagen zu bestellen." Dann gelangten sie doch mit Feustel nach Bayreuth zurück und begaben sich in die Donnerstag-Gesellschaft, wo sich Liszt sehr wohl fühlte. Am nächsten Abend war eine Einladung von etwa 20 Bayreuthern, darunter auch der Nibelungenkanzlei. Er spielt und entzückt alles. Der Meister bringt den Toast auf ihn: „Ein edler Geist und guter Christ, es lebe Franz Liszt!" Auch der Präsident Graf Lerchenfeld war als Gast gekommen. Am nächsten Tag erzählte Liszt von Weimar, und daß der Großherzog außerordentlich gegen das Unternehmen eingenommen sei. Er habe gesagt: „Ich werde nicht einen Sou für Bayreuth geben." Und dies sagte er, nachdem er den ganzen Winter dem Meister eine völlige Komödie vorgemacht. Auch von der Fürstin Hohenlohe waren übertriebene Nachrichten eingetroffen, daß sie schon 18 000 Gulden für Bayreuth gesammelt habe.

Den Höhepunkt von Liszts Besuch aber bildete die Vorlesung des „Parzival", den er mit größter Erschütterung anhörte. Es sei unbedingt die größte Konzeption Richard Wagners, und er meinte: „Und da balgst Du Dich noch mit Sängern und Schauspielern herum." Richard antwortet, wenn man ihm die 300 000 Taler geben wollte, unter der Bedingung, die „Nibelungen" nie aufzuführen, er wäre zufrieden und froh und machte sich an die Arbeit. Liszt ließ es sich nicht nehmen, alle notwendigen Besuche zu machen, wie ja das auch Wagner und Frau Cosima immer getan hatten. Abends spielt er dann Fugen von Bach, „Tristan" und vieles andere. „Es herrschte eine große expansive Stimmung, daß er zu uns gehöre, daß wir ihn nicht von uns trennen sollten. Ja, er besprach den Plan einer gänzlichen Niederlassung hier. Ach, ich glaube kaum mehr an Vernünftiges. Der Vater war in bezug auf alle Fragen ungemein frei, er bewundert Bismarck und erkennt die Macht des protestantischen Chorals an und glaubt die klerikale

Partei verloren. Aber er ist müde, müde. Am nächsten Morgen ist dann der wehmütige Abschied und der Vater fährt nach Regensburg, um dort still und unbelauscht seinen Geburtstag zu verbringen. Niemand, namentlich die Fürstin Wittgenstein wisse nicht, wo er den morgigen Tag verbringen wird. Um 11 Uhr reist er ab, Bayreuth hat ihm gefallen. Uns hinterläßt er traurige Gedanken. Alles was er uns aus der Welt mitteilt, der er doch angehört, ist schauderhaft. Und Richard meinte, meine Seele sei getrübt. Er sei in eine Lage gekommen, die ihm neu wäre. Früher hätte ich nur ihn beachtet, nur an ihm und seinen Worten gehangen, das habe ihn getragen, ihn beglückt. Jetzt, meinte er, sei es anders. Er irrt sich tief. Ich kann es ihm nur nicht beweisen und muß schweigen." Liszt aber schrieb aus Regensburg, wo er im „Goldenen Kreuz" mit dem Grafen Du Moulin zusammenkam und mit diesem gemeinsam seinen Geburtstag verbrachte. Er hat nirgends davon geschrieben, auch an die Fürstin nicht, der er über den Regensburger Tag im „Goldenen Kreuz" berichtet: „Regensburg lag auf meiner Route von Bayreuth nach Wien. Ich habe mich hier aufgehalten, um in Ruhe meinen 60. Geburtstag zu begehen. Meine Intention war, am Morgen das Abendmahl zu nehmen, aber ich traf im Dom keinen einzigen Beichtiger und ich wollte in der Sakristei keine Unruhe verursachen, so beschränkte ich mich darauf, die Messe zu hören." Über Cosima aber sagte er folgendes: „Cosima übertrifft sich. Mögen die anderen über sie richten und verdammen, für mich bleibt sie eine würdige Seele des großen Vergebens des heiligen Franziskus und meine bewundernswürdige Tochter." Das mußte die Fürstin doch hören, so schmerzlich es ihr war. Und noch aus Ungarn schrieb er der Tochter am 31. Oktober: „Dein theurer Brief und die Sendung von Photographien und Broschüren sind mir in Wien zugegangen. Ich danke vor allem für die Mühe, die Du Dir mit der Copie des ‚Parzival' gegeben, die ich mit vollem Danke entgegennehme. Die Vorlesung, die uns Wagner von diesem strahlenden Werke gemacht hat, ist

mir im Herzen lebendig geblieben. Ich war danach wie verklärt und nur die Furcht, affektiert zu erscheinen, hat mich zurückgehalten. Ich würde ihm sonst gesagt haben, wie Petrus: ‚Es ist hier gut sein, laßt uns hier drei Hütten bauen'." Er mußte dann freilich zugestehen, daß Marie Hohenlohe sich in ihren Angaben um eine volle Null geirrt habe. Hingegen werde es gelingen, die Tantiemen für den „Tannhäuser" zu gewinnen. Er ließ dann an seine Tochter seine symphonischen Dichtungen und seine neuen gedruckten Werke abgehen mit der Bemerkung, daß nur eine törichte Bescheidenheit, „der ich mich beschuldige, mich gehindert hat, sie früher Wagner zu senden." Aber es zitterte doch lange bei dem Meister nach. Und er sagte wohl: „ich bin nur Liebe zur Dir! Du bist noch anders!" „Worüber ich nur scherzen kann."

Dann kam der Tag ihres Übertrittes, mit dem ja ihr Vater trotz seiner tiefen Frömmigkeit vollkommen einverstanden war. Der Dekan hatte alles vorbereitet, und sie selbst sammelte sich für den Augenblick mit jenem tiefen Gefühl, das sie einst als Kind in Paris empfunden, da sie die ersten Sakramente empfing. Am Abend vorher aber hatte sie ein langes Gespräch mit dem Gatten über die Kinder, wobei, wie sie schreibt, seine ganze unermeßliche Liebe und Güte zutage tritt. Er sagte: „Wir wissen gar nicht, wie glücklich wir sind." Aber dann, und das ist das Merkwürdige, kommt der Meister wieder auf Liszt zu sprechen, und zwar so heftig, daß Cosima verstummen muß: „Gewiß muß ich etwas versäumt haben in der Zeit, daß Richard so eifersüchtig bleiben kann. Doch ist es nicht recht von ihm, wie mich dünkt, mich zu wiederholten Malen so heftig anzufahren. Doch das Übel, das uns angetan wird, greift nicht bis an die Tiefe des Herzens. Dahin greift nur das Übel, das wir antun. Und wenn auch jetzt Richard leidet, so kann ich doch kein ihm zugefügtes Unrecht erkennen, außer dem einzigen Morgen vielleicht, wo die traurige Eröffnung über Hans mich so erschütterte, daß ich nicht zu ihm in dieser Stimmung mich wagte.

Nun müßte ich es wünschen, des Friedens wegen, daß der Vater nicht mehr komme. Ich tue es nicht, weil ich hoffe, daß ich glücklicher und geschickter sein werde!" Es ist das Problem, das sich hier in ihr Leben eindrängt und das mit vielen anderen Qualen auf sie drückte. Mit diesen Gefühlen begab sie sich am 31. Oktober um 10 Uhr früh in die Kirche zum Dekan, wo Feustel und Muncker als Zeugen erschienen waren. Sie empfing in der Sakristei das Abendmahl. „Es war ein erschütternder Akt, meine ganze Seele bebte, unser Dekan sprach aus vollster Seele. Richard innigst gerührt. Wie schön ist doch die Religion! Welche Macht könnte sie in uns hervorbringen. Wir sind alle in gehobener feierlicher Andacht. Gott ist die Liebe, sagt der Dekan. Ich möchte in solcher Stimmung sterben. Könnte man darin beharren bis an des Lebens Ende. Als wir uns umarmten, Richard und ich, war es mir, als ob jetzt erst unser Bund beschlossen und jetzt erst wir vereinigt würden in Christus. Möchte ich wie ein neuer Mensch aus diesem feierlichen Akt erstanden sein. O möchte ich das Leiden lieben, für mich suchen, die Freuden spenden! Ich bin glücklich, denn ich verlange es, der christlichen Gemeinde anzugehören, mich als Christin zu fühlen und zu bestätigen. Dies ist mir gewährt. Es ist mir fast bedeutender noch gewesen mit Richard zum heiligen Abendmahl zu gehen als zum Traualtar. O wie gütig doch das Schicksal gegen mich ist! Wie kann ich es danken. Alles ist Gnade, Gnade der Liebe, Gnade des Himmels!" Und doch hatte sie am 25. August draußen in der Fantaisie ihres Hochzeitstages mit tiefster Empfindung gedacht. „Wir feierten mit den Kindern ‚Königs Geburtstag', den Trauungstag aber dadurch, daß wir zusammenblieben, Richard und ich. Er liest mir vor, was er an seiner Arbeit gemacht, dann gehen wir zu meiner Bank zur Schweizerei nach der Wolfsschlucht. Um $^1/_2$7 Uhr verläßt er mich und geht in das Haus. Ich bleibe und während die Sonne untergeht und die Tannenstämme erglühen, gedenke ich dauernd meines

Glückes. Wie hätte es mit mir werden können: verachtet, meiner Kinder beraubt, mit Richard ungetraut könnte ich mich verbergen! Nun darf ich als sein Ehegemahl ihm beistehen und darf meinen Kindern leben — unsägliches Dankgefühl! Segen über Hans, der alles dies ermöglicht hat!" Um 8 Uhr kehrte sie heim, und der Meister begrüßte sie mit den Worten, sie sei sein Waldweibchen.

Die alarmierenden Nachrichten über den König wollten kein Ende nehmen. Auch Marie Mouchanoff hatte erzählt, man spreche im Volke schon von Wahnsinn, und dazu komme der Haß des Königs gegen Preußen, das doch sein einziger Schutz sei. Da schreibt sie: „Ich bitte Richard, die Sorge über dieses Kapitel sich aus dem Kopf zu schlagen. Denn hier kann die Voraussicht der Katastrophe doch nichts ändern und nichts bessern." In der Tat traf sie damit das Richtige. Denn es wurde mehr geredet, und zwar vor allem deshalb, um in gewissem Sinne Bayreuth unmöglich zu machen. Es müssen ganz merkwürdige Elemente dabei im Spiele gewesen sein, deren Treiben bis heute noch nicht völlig aufgedeckt ist. Der Meister aber ließ sich durch die klaren und taktvollen Worte seiner Gattin beruhigen. Denn schließlich war doch Ludwig derjenige, der ihm die Vollendung des Rings überhaupt ermöglicht hatte. Und in den Jahren 72 und 73 wäre es ein leichtes gewesen, auf den König im richtigen Sinne einzuwirken, wie es ja Bismarck auch später noch in entscheidenden Augenblicken recht wohl verstanden hat.

In diesen Tagen aber lebte der Meister schon völlig in der Gralssage. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man zwischen der Abendmahlsfeier, die Frau Cosima mit dem Gatten gemeinsam begangen, und dem ersten Ansatz der Konzeption des „Parzival" einen tiefen und geradezu metaphysischen Zusammenhang annimmt. Die Erregung, die in ihm lebendig war, wenn er seinem neuen Werke sich zuwandte, tritt jetzt ganz besonders stark hervor. Er spricht selbst von dem Eindruck, den ihm die kirchliche Feier machte:

„Wie war das doch schön in diesem kleinen Raum der Sakristei! Wie mächtig erklang die Stimme des Dekans! Wie könnte man das ersetzen, was in einem erweckt wurde, wenn das unsäglich ergreifende ‚Dies ist mein Leib' ausgesprochen wird." Auch die Art der Liturgie ging ihm zu Herzen, fast möchte ich sagen, wenn ich hier das Wort nicht scheute — daß sie ihm einen künstlerischen Eindruck machte. Da hat man schon ganz die Ahnung von der Abendmahlsszene im ersten Akt des „Parzival".

Ihn beschäftigten indessen noch eine ganze Reihe von anderen Fragen, so die von Nietzsche angeregte „von der Geburt des Dramas aus der Musik": „Wie das Kind im Mutterschoße sich vom Blut der Mutter ernährt, so lebt das Drama aus der Musik. Es ist ein Geheimnis." Im Zusammenhang damit behandelte er sein Thema „Was ist deutsch?" Von diesem Aufsatz sagte sie: „Es wird mir zum reinen Metaphysikum." Und dann ein Weiteres. Er studiert die Gralssage weit über Wolfram von Eschenbach und Chretien de Troyes hinaus, und gerade das merkwürdige und eigenartige Buch von Görres, das ja mehr Phantasie als Wirklichkeit ist, brachte ihm die produktiven Gedanken, aber auch, und zwar im Zusammenhang mit den Gedanken für den Aufsatz „Was ist deutsch?", die Erkenntnis von dem keltischen Ursprung der Gralssage. Er meinte damals, Grimm habe das keltische Wesen darin viel zu gering angeschlagen; die blutige Lanze komme von den Barden her, und der Parzival selbst sei am Ende auch keltisch. So sei es ihm durchaus lieb, sich den Griechen in bezug auf die Behandlung der Sage verwandt zu denken. Die Mystik der Griechen habe nichts von einem Weltschöpfer gewußt. Das Naturwalten hat sie angelockt, weil sie es fürchteten, und wenn Platon von einem Gotte spricht, so ist es ein mißverstandenes ägyptisches Mysterium und Gott als Symbol des Mysteriums das Unerklärliche: das kann man akzeptieren. So sinnt er über diesen Fragen nach und weiß aus diesen Dingen heraus sich Mut und Kraft für sein

neues Werk, aber auch für das ganze äußere Wesen zu gewinnen.

In der Tat gab es viel, was seine Geduld und Ausdauer auf harte Proben stellte, und er rief: „Ich möchte das Loch schließen lassen und mich um nichts mehr dabei kümmern. Die Deutschen sind schlecht. Da heißt es Geduld und Ausdauer haben." Dazu kam die Sorge um das eigene Haus, das unter großen Schwierigkeiten entstand. Traurig aber wurden beide darüber, daß der König lauter Stücke aus der Zeit Ludwigs XIV. bestelle. Da wenden sich beide von diesen Dingen und auch von Bayreuth hinweg der herrlichen „Rasse" der Hohenstaufen zu: „Mit der Großartigkeit der klassischen Erscheinung treten sie uns entgegen. Groß, hürnen, Staatsdenker und Staatslenker, und waren dabei Dichter. Alles ist uns aber durch die Kurie verdorben, deshalb bin ich so bitter gestimmt gegen diese Macht und so wütend." Sie aber kommt dann auf das Bayreuther Unternehmen zu sprechen und tröstet ihn: „Wenn es uns mißglückt, so dürfen wir an die Königin Luise denken, welche Napoleon antwortete: ‚Es war den Enkeln Friedrichs des Großen erlaubt, das Unmögliche zu wagen...'! Und es war dem Autor von Tannhäuser, Lohengrin, Meistersinger, Tristan und den Nibelungen erlaubt, das Unmögliche zu wagen." Da umarmte er sie und rief: „Du reiche Frau!"

Auch in Bayreuth erkannte man die ungeheure Agitation gegen das Unternehmen, und der Dekan erklärte: „Kommt es zustande, so sind die Folgen unermeßlich." Da meinte der Meister selbst, es sei sein Beruf, Beispiele zu geben... „Daß die Fürsten so feindselig gegen mich sind, das liegt daran, daß sie sich früher schlecht gegen mich benommen haben und nun ich doch nicht totgemacht worden bin, hassen sie mich. Es ist ein alter Spruch: ‚Es ist merkwürdig, daß wir denjenigen hassen, den wir beleidigt haben'." Und in all den Sorgen, die sie nicht schlafen ließen, meinte sie: „Ich habe doch das Gefühl, daß Gott uns liebt und uns beschützt!" Und er: „Ja,

gewiß, die ganze Welt ist blind, aber es ist in ihr der Drang nach Wahrheit, nach Erkenntnis. Alles Gute, was war, ist doch da, man muß nur von Zeit und Raum absehen, die Ewigkeit ist in jedem Augenblicke da. Es produziert das Ganze sich immer wieder: ist das Licht da, so kann es nicht ausgelöscht werden, es muß leuchten. Mit der tröstlichen Vertiefung in das Allgemeine vergessen wir die besondere Gemeinheit."

Dieses Gespräch aber führten sie, da sie miteinander aufgebrochen waren, um die große Rundfahrt bei den deutschen Theatern zu unternehmen, die Kräfte zu finden für die Aufführungen, die, wie der Meister noch immer wähnte, im Jahre 1874 stattfinden sollten.

Kurz vor ihrer Abreise hatte Frau Cosima an Frau von Schleinitz geschrieben: „Nächsten Mittwoch, Theure, beginnen wir unsere Rundreise mit Würzburg. Gedenken Sie unserer armen Geister bei dieser Reise durch die Hölle der Postillione und Propheten, Troubadours und Hamlets, wir kommen uns vor wie die vereinigten Paolo und Francesca, aber Virgil und Dante werden wir sicher nicht begegnen. Doch will ich nicht klagen, da einer dieser Sturmwirbel uns nach Berlin versetzen wird und ich das Glück wieder haben werde, Sie von ganzem Herzen zu umarmen, wobei man sich in einem Augenblick mehr sagt, als in einem Haufen Briefbogen." Es ist bezeichnend, daß sie in den weiteren Worten, wo sie den kurzen Besuch der Freundin Marie Mouchanoff nach der Münchner „Tristan"-Aufführung erwähnt, die Freundin bittet, von jeder Bemühung einer „Tristan"-Aufführung in Berlin abzusehen, sondern nur für eine solche des „Lohengrin" einzutreten, die der Meister selbst zu dirigieren sich anbot. Es war klar, daß bei den damaligen Zuständen der Berliner Hofoper dieser Wunsch selbst mit des Kaisers Gnaden nicht erfüllt werden konnte.

So ging es denn auf die Reise, die eine doppelte Bedeutung hatte für Bayreuth und auch für Frau Cosima. Denn sie lernte jetzt auf dem raschen Fluge von Stadt zu Stadt die deutschen

Theater kennen, die Kräfte beurteilen und verurteilen, aber auch das edle Metall inmitten der Schlacken erkennen. Das war für ihre spätere Mission, von der sie jetzt freilich noch keine Ahnung hatte, von allergrößter Bedeutung. Dann aber, und das war das Wichtigere, galt es, die Nerven des Meisters fähig zu erhalten, all das aufzunehmen, was er nun erlebte und, man darf es auch sagen, als Künstler erduldete. Wie sehr ihre Nähe für ihn bedeutungsvoll war, das geht aus einer Bemerkung hervor, die er machte: daß die Berührung ihrer Hände magnetisch auf ihn wirke wie weiche Seide. Sie allein konnte, wenn er aufbrauste wie ein wildes Meer, ihn beruhigen und, wenn er zusammenzusinken drohte unter den schweren Eindrücken des Verfalls, ihn erheben. Das hat sie in reichlichster Weise getan. So kamen sie nach Würzburg, hörten dort eine Aufführung des „Don Juan". Aber weit bedeutungsvoller waren doch die Erinnerungen, die jetzt das Paar in trautester Weise hier durchlebte. Der erste Wirkungskreis des Meisters, die Komposition der „Feen", trat ihr klar vor Augen, da sie nun durch die Straßen der schönen Mainstadt wandelte. Aber auch die Schönheit ihrer Gebäude und ihrer Kirchen wirkte auf sie: so vor allem das Schloß, und sie war entzückt, die herrliche Freitreppe hinanzuschreiten, wie sie ja während der ganzen Reise ihre Mußestunden nützte, um sich mit den Schönheiten der Städte vertraut zu machen. Das war Befriedigung eines Bedürfnisses, die auch beruhigend und erhebend auf den Meister wirkte. Ihm aber war sie Führerin. Über ihre Theatereindrücke hat sie von Wiesbaden aus an ihre mütterliche Freundin Malwida berichtet. Dieser Brief gibt eigentlich alles wieder, was über diese Fahrt bis dahin zu sagen ist: „Von Wiesbaden aus, dem ersten Ruhepunkte auf unserer Hetzjagd, entsende ich einen schönen, guten Gruß, geliebte Mutter! Wie diese Zeilen ausfallen werden, weiß ich nicht. Die verschiedenen Opernaufführungen, Eisenbahnzüge und Festreden sausen mir durch den Kopf und ich will Dich aber nicht länger ohne Nachrichten lassen von

uns. Sonntag werden es drei Wochen sein, daß wir die guten Kinder verließen, erster Aufenthalt sehr freundlich, Würzburg (Don Juan), Ritters, Schloßtreppe, zweiter Frankfurt sehr abscheulich (Juden) Prophet, Einkäufe. Drittens Darmstadt, wiederum gut (Maschinist Brand, Wagner-Vereinsbankett und Militärmusik, Maurer und Schlosser)." In ihrem Tagebuch schrieb sie über Darmstadt ein merkwürdiges Wort, daß der Meister über den Verfall der Theater geweint habe und daß er bei der Aufführung von „Maurer und Schlosser" die Sänger nicht minder wie den Komponisten bedauert habe. Sie waren so froh über Würzburg nach Frankfurt und Darmstadt gereist, und als sie über den Spessart kamen, auf dem der erste Schnee lag, da hatte der Meister gemeint, dies sei die Gegend von „Götz von Berlichingen" gewesen, die Nürnberger Kaufleute anzufallen. Dann hatten sie in Frankfurt am Main in dem Salon gewohnt, wo Bismarck und Jules Favre den Frieden unterschrieben hatten. Sie war traurig über die Pracht und über den Gang durch die reiche Stadt. Dann aber fuhr sie fort: „Vierter Mannheim, Heckels, Fliegender Holländer, ein wenig durch freundliche Geselligkeit ermüdet. Fünfter Stuttgart (freundlicher Intendant, Hugenotten und unsere Freundin Marie Mouchanoff)." Dort aber waren sie im Hotel Marquart abgestiegen, und sie lebte in der Erinnerung an jenen Tag, wo in höchster Not dem Meister der junge König die Rettung bot. „Darauf in Straßburg Rendezvous mit Nietzsche. Dies war kein Geschäftsaufenthalt. Wir wollten unsere Freunde sehen und verwandten zwei Tage auf diesen Zweck. Nietzsche sah sehr wohl aus und war rüstig und munter. Er erzählte mir, er habe Dir vor kurzem geschrieben — ich glaube nicht, daß er ein eifriger Briefschreiber ist, wie selten das begabte Männer sind. Es freute mich, Nietzsche über Monod reden zu hören, der ihm außerordentlich gefallen zu haben scheint." Von dort aus aber hat sie auch an den Freund Nietzsches, Erwin Rhode, über seine vor kurzem und von den Fachkollegen mit

größter Feindseligkeit behandelte Broschüre „Afterphilologie" mit zarter Besorgnis geschrieben: „Ich kann sagen, daß selten eine Schrift mich so ergriffen hat und mir so wohlgetan, wohl und weh, denn sie ist eine Tat, deren weittragende Folgen Sie sicherlich vorausgesehen haben, wie ich sie förmlich eintreten sehe und so rufe ich, Heil Ihnen, daß Sie so sind und so denken und so handeln —." „Von Straßburg nach Karlsruhe, Tannhäuser, Großherzogin (guter und verheißungsvoller Aufenthalt), von Karlsruhe nach Mainz und Wiesbaden, wo wir den Fridolin erwarten, übermorgen fahren wir nach Köln und dann weiß Gott wohin; ein Zweck der Reise ist auch nebst dem Aufsuchen der Sänger, die Wagner-Vereine ein wenig zu beleben, und größere Zuflüsse zu gewinnen, denn diesen Winter muß es sich entscheiden, ob die Sache 74 zusammenkommt. Da hast Du eine Übersicht unserer Tätigkeit. Was die Theaterkunst betrifft, so steht fest, daß mit den Sängern sehr wohl etwas anzufangen ist, und daß Stimme und musikalische Anlage vorhanden sind. Alles aber wird von dem Taktschläger und dem Regisseur niedergedrückt. Du hast nun auch durch Nietzsche die prächtige Schrift von Rhode erhalten und Dich gewiß wie wir daran erfreut."

Von Wiesbaden ging es nach Mainz. Dort der Verleger, dort der von ihm gegründete Wagner-Verein, dort so vieles andere. Im engeren Kreise aber, und das ist bezeichnend, führt das Paar ein Gespräch über Geistererscheinungen, das Frau Cosima angeregt hat, und zwar in bezug auf das Buch von Danner. Da meinte Frau Cosima: „Ich mag alle diese Deutungen nicht, glaube an Geistererscheinung, aber, wie ihre Unerklärlichkeit mehr sagt als alle Erklärungen! Merkwürdigerweise träumt Richard eigentlich fast immer Zustände nicht besonderer Erscheinungen. So war sein letzter böser Traum von seiner Frau, daß sie Abschied von ihm genommen und daß er sie nie mehr im Traume sehen wird." Es ist dies eine Rückwirkung all des äußeren und äußerlichen, das sie erleben

mußten. Denn erfreulich war es trotz alles äußeren Jubels und Beifalls nicht, und auf Frau Cosima lastete vor allem die Begegnung mit der armen Mathilde Meyer, welche durch Schwerhörigkeit nunmehr gewissermaßen von ihnen getrennt war.

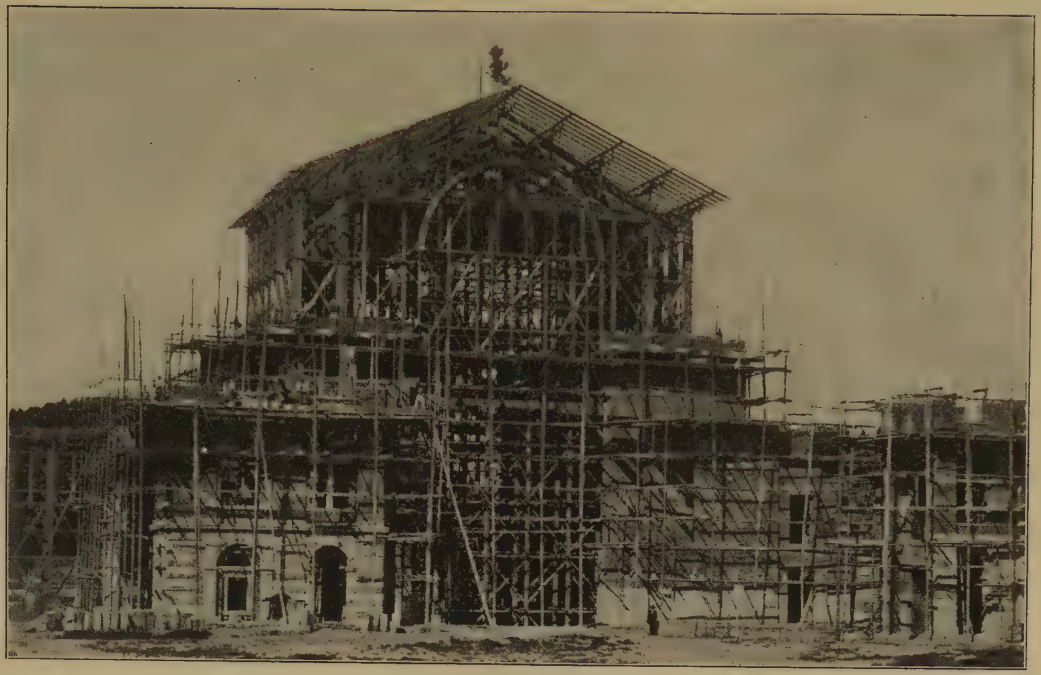
Dann aber kam das schönste Stück der Reise. Sie fuhren den Rhein hinab, und die Fahrt machte Frau Cosima wieder einen großen Eindruck. Als sie an dem Lurleifelsen vorüberkamen, da sprach der Meister von Liszts „Lorelei" und rühmte die Drastik der Themen, und so kamen sie auf sein Schaffen überhaupt zurück: „Alles ist interessant, selbst wenn es unbedeutend ist; ein Canto, zu dem der Baß schwer zu schreiben ist!" Und sie fuhren an Nonnenwerth vorbei, wo Vater, Mutter und Schwester einst gehaust. Und sie gedachte dabei an den toten Bruder: „Gestern war die Erinnerung an Daniel wieder so mächtig über mich, ich mußte von ihm und seinem Wesen mit Richard sprechen, der ihn ja gesehen. Und er sagte nur: ‚Euphorion'." Das war allerdings das schönste Wort, das er über den lieben Toten sagen konnte.

Dann waren sie in Köln. Frau Cosima suchte im Museum den Dürer auf, und das Bild „Pfeifer und Drommeter" kam ihr vor wie ein klangloser Shakespeare. Dagegen macht der Dom auf sie einen kalten Eindruck: „Für die Andacht der Seelen spricht nichts daran", und sie meinte, daß ihr der Straßburger viel lieber sei. Sie dachte dabei unwillkürlich der Meduse: da hat man die ganze Idee der Welt, ein Wesen, das nirgends gesehen, gewesen, das uns mit Schrecken erfüllt. Das Theater erfüllte sie mit Schrecken. Sie fühlte, das hier der reiche Börsenmann das Wort führte. Aber sie meinte, daß man nicht vom Publikum sprechen dürfe, das die Welt sei, die man nicht kritisiert, sondern hinnimmt, wie sie ist: „Die Künstler sind an allem schuld, sie können das Publikum bei dem Drange, sich zu amüsieren, fassen, und es erheben und es ist doch besser als die Stöpsel von Direktoren und Regisseuren, die nicht wissen, daß, wenn die Königin der Nacht erscheint, es Nacht sein

muß." Und sie spricht in bezug auf die dort herrschenden Kräfte, an deren Spitze der alte Feind ihres Vaters, Hiller, stand: „Das Sonderbare dieser Leute ist, daß, bevor sie etwas leisten, sie eine Rolle spielen wollen, während vorerst doch die Leistung da sein muß, dann der Einfluß."

Sie aber zog wandernd durch die Stadt, besah sich alle Kirchen, erfreute sich an ihnen und an den Eindrücken, und sie teilte davon dem Meister mit. So sagt sie: „Heimgekehrt erzähle ich von meinen Wanderungen, von der Freude an der unteren Bevölkerung von Köln, die gefällig, witzig und lebhaft ist, von dem ungünstigen Eindruck des Domes und dem Mißvergnügen an der Gotik."

Eine besondere Enttäuschung bereitete Hannover. Aber auch die schlechteste Aufführung regte bei ihr wundervolle Gedanken an. So schreibt sie nach einer recht üblen Aufführung des „Oberon": „Wie überragend ist diese zarte Arbeit, wie müßte man suchen, der Musik wegen alles zu tun, um sie zu beleben, schön zu geben, dabei nicht durch Pracht zu erdrücken. Aber so ist's! Im Leben lassen sie ihn für ein englisches Possentheater arbeiten, und nach seinem Tode akzeptieren sie sein Werk als Meisterwerk und verschleudern es. Deutschland! Und so wird es bleiben. Mir macht die Musik einen unsäglichen Eindruck. Jungfräulich, naiv und rein! Etwas vom Schillerschen Geiste wehte im Weber, dazu etwas Fröhliches, Heiteres. Ich sage zu Richard, daß ich ihn wohl nicht für ein solches Genie wie Mozart halte, doch daß er uns viel näher stände. ‚Oh', erwidert dieser, ‚es erklang da etwas ganz neues. Das war das Deutsche.' Es fiel zusammen mit der Erhebung, mit der Romantik, mit der Pflege der altdeutschen Kunst." Dagegen fand sie im Dom beim Klang der Choräle und der Orgel schöne faustische Stimmung wieder: „Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder." Und sie gedachte der „Meistersinger", und auch der Meister erinnert sich, mit Tränen in den Augen, an die Zeit, in welcher er dies geschrieben. „Wenn künftige Gene-



Festspielhaus im Bau 1874

Phot. J. Hartmann, Bayreuth

rationen sich an dem Werke laben, möchten sie gedenken, unter welchen Tränen dieses Lächeln erblüht."

Besondere Eindrücke gab ihr Magdeburg. Hier zeigte ihr der Gemahl das Haus und den hohen Giebel, von wo aus er seinen gescheiten Pudel, der mehrere Tage ausgeblieben war, von der Straße hergerufen und dieser ihn plötzlich wahrgenommen und zu ihm hinaufspaziert ist, um bei ihm zu bleiben. Er zeigte ihr die Stadt, wo das Konzert der Schröder-Devrient stattfand. Das Theater war wie einst. Er erzählte, wie er im himmelblauen Frack und riesigen Manschetten sich beim Dirigieren wie im Himmel vorkam. Und sie gingen in die Straße, wo Minna gewohnt, bei der er den ganzen Tag verbrachte. Ferner zur „Stadt Braunschweig", wo er seine Gläubiger besänftigen mußte. Dann aber weiter in den Dom zum Grabe Ottos des Großen. Und dabei gedachten sie der Verdienste des jetzigen Kaisers: daß er dem großen Mann ermöglicht hat, bei ihm zu bleiben und ein großes Werk, das nur durch die Kraft der Legitimität durchzuführen war, zustande zu bringen. Dann führte die Reise weiter nach Dessau, wo eine glänzende „Orpheus"-Aufführung sie erfreute, der Fürst und auch der Intendant von Normann ihnen in rührender Weise entgegenkamen und vor allem auch Frau Cosima von der Herzogin entzückt war.

In Leipzig lebten ganz andere Erinnerungen auf. Sie fanden dort Heinrich Brockhaus — erblindet —, und es erfolgte nun nach langer Zeit des Zerwürfnisses eine Versöhnung. Frau Cosima konnte sich nicht enthalten, beim Anblick des so schwer Getroffenen des Dieners in Raimunds „Verschwender" zu gedenken, der Unrecht auf sich gehäuft und im Alter es hatte büßen müssen. So kehrten sie wiederum nach Bayreuth zurück. Hier harrten die Kinder ihrer freudig und herzlich, und so haben sie dann die Weihnachten in alter lieber Weise gefeiert.

Interessant ist, wie sie nun hier in die Beratung mit dem Verwaltungsrat eintrat. Sie schreibt darüber an Marie von Schleinitz:

„Feustel wollte eigentlich die Akkorde nicht schließen, doch hat ihn der sonst wegen seiner Ängstlichkeit berüchtigte Bürgermeister (Bayreuth ist die einzige Stadt, die keine Schulden hat) hingerissen, und im Vertrauen auf Wagners Wunder sind sie mit ihrem Namen eingetreten. Dies legt uns schwere Verpflichtungen auf, und ich sehe diesem Jahre 73 mit bangem Herzen entgegen." — „Schweres hast Du mir beschieden, Pythischer, Du arger Gott", kann Wagner wohl sagen. Und in diesem Sinne hat sie in diesen Tagen ihr Buch abgeschlossen: „Mit dem Ausdrucke dieses Gefühls will ich dieses Heft schließen, darin ich nur Wahrhaftes wahrhaftig niedergelegt habe. Gott verzeihe mir meine Sünden, gebe mir gute Kinder, lasse Richard wohl und erfreut sein und lasse Hans zu Glück und Befreiung kommen. Amen. —"

Aber sie ließ das Jahr nicht zu Ende gehen, ohne noch in einem Briefe an die Freundin ihren tiefsten Gefühlen Ausdruck zu geben, und zwar in einer Weise, die uns zeigt, wie sie von dem stillen Bayreuth aus die Welt der Freunde und Freundschaft, die sie sich aufgebaut, wahrte und hütete: „Hier ist es, als ob wir noch empfindlicher in der Ferne die Leiden der Freunde empfinden, als wenn wir dieselben in der Nähe sehen können. So war die Nachricht Deines Unfalles, liebe Mutter, wahrhaft erschreckend, und ich hoffe nur, daß Du im nächsten Brief uns eine vollständige Genesung melden kannst. Auf diese sollen sich nun unsere Wünsche zum kommenden Jahre konzentrieren, denn auf ein freundliches Wiedersehen wage ich kaum sie zu lenken, da unser nächstes Wiedersehen sicherlich ein wehmütiges sein muß. Olga wird ja schon von Dir fortgezogen sein, und sicher werden wir sie in unserem Zusammensein suchen und suchen mit Bangen. Denn immer mehr entfremdet sich uns ‚der waelsche Geist'. Ich habe jetzt mehrere vortreffliche Sachen vorgenommen, die von dorther kommen, unter die ich selbst Thiers' ‚Deposition' rechnen muß, dazu die Geschichte von meiner Mutter, die Origines du Christianisme von Havet (gewiß ein bedeutendes

Buch) und eine ausgezeichnete Abhandlung von L. D. Ronchaud über das Peplum von Pallas Athene — ein jedes von diesen Sachen hat mich interessiert, und doch, überall erkannte ich das unselige Land, den unglücklichen Geist, aus dem das Beste dort entspringt. Alles muß in die bestimmte Form eingezwängt werden: Forschung, Poesie, Geschichte, alles. Dem einen gilt die Revolution als Dogma, dem anderen die Artigkeit, überall eine Schranke, die zum Brett vor dem besten Kopfe wird. Nun ist die Frage, ob Olgas Blick genügend geschärft ist, um dies gleich zu erkennen. Der meinige war es vor einigen Jahren noch nicht; ist er es nicht, dann kann sie sich doch vielleicht in dem neuen Element wohlfinden, denn große Gaben sind unleugbar da, und Bernays in Bonn (freilich Israel, also den Franzosen günstig) behauptet, daß unsere Nachbarn uns nun bald in der Wissenschaft sehr überflügeln werden und daß die Zeit für die Decadenz der Deutschen nun heranrücke. Dem sei, wie es wolle, ich kann keine Freude mehr an den Franzosen haben, und an den Deutschen, denn hier müßte ich fast wie Hamlet hinzufügen — denn daß Wagner sich noch aufmachen muß, um Konzerte zu dirigieren, um Einnahmen für unsere Unternehmungen zu erzielen, bricht mir schier das Herz, da ich doch Gott danken müßte, wenn seine Kräfte dahin reichten, die materiell gesicherte Unternehmung zu lenken und zu leiten. Doch das ist auch Schicksal, und wir müssen uns beugen, bis wir brechen." Und schon bereitet sie die in Vorschlag gebrachte Übersiedlung Malwidas nach Bayreuth vor, wobei sie freilich auf das rauhe Klima der Fichtelgebirgsstadt hinweist. Aber sie tut es doch mit der Hoffnung und Freude, die mütterliche Freundin bei sich zu finden. Sie ladet sie freudig ein, zumal in das neue Haus; dort könnte alles Weitere besprochen werden. „Wenn Du Dich alt schiltst, so kommst Du ja nicht zu jungen Springinsfeld, wir sind ja so durch das Leben mitgenommen, daß wir, wenn wir nicht lesen, meistens verständnisvoll schweigen. Ich glaube, Dir jetzt alles gesagt zu haben, was ich über diesen Punkt mir selbst sage."

Nicht minder interessant ist, wie Frau Cosima die politische Lage betrachtet. „Hast Du Renans Buch ‚De la Reforme intellectuelle' gelesen, und was hat nun der gute Schuré zu Thiers' Urteil über Herrn von Bismarck gesagt? Zum ersten Male in dieser „Deposition" hat ein Franzose den richtigen Sachverhalt der Kriegserklärung ausgesprochen. Daß Bismarck das preußische Ministerium verläßt, ist ein großer Schritt; Gott weiß, ob es ihm, dem Unermüdlichen, gelingt, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen. Sicher ist, daß er mit seinen Plänen in Preußen nicht durchdrang und deshalb sich entfernte. Wann hätte dem großen Mann die größte Tat jemals zu wirklicher Macht verholfen!" Wahrhaft erhebend ist der Einblick, den sie die Freundin in die stille Bayreuther Werkstatt tun läßt. Denn auch das Lesen, von dem sie spricht, war im gewissen Sinne produktive Arbeit, wie in den stillen Triebschener Tagen, die hier fortgesetzt wurden. Dazu kamen freilich die schweren Sorgen für das Haus und den Haushalt, und sie sagt: „Schwer endet dieses Jahr, schwer liegt 1873 vor uns. Richard lebensmüde und ich kann ihm nur folgen, mit ihm leiden, nicht helfen! Nur Glauben habe ich, Hoffnung aber keine! Die Welt ist nicht unser, sie gehört anderen Mächten. Gerne aber will ich leiden bis ans Lebensende, und ich bin lieber traurig als froh — könnte ich es nur für mich allein sein. Ich habe aber nichts zu wählen, und ich sollte nichts wünschen, nur hinnehmen, was kommt. So sei denn um diese Mitternacht alles vom kommenden Jahre ergeben hingenommen, alles, auch das schwerste, als eine Gerechtigkeit. Gnade mir Gott, Gutes zu tun."

Es sind selbstquälerische, fast nonnenhafte Worte, die aber der Reflex jener ungemeinen fraulichen Tatkraft sind, die sie Tag um Tag zu bewähren hatte, und während sie in der Stille trauert und weint, zeigt sie dem Meister und auch der Welt stets ein heiteres Gesicht. Aber mit der Sorge hatte sie recht. Sie traten mit dem folgenden Jahre in eine düstere Phase, als ob ihnen alles zuwider

und zum Leide werden sollte. Auch die neue Nietzsche-Schrift erheiterte sie nicht. Frau Cosima meinte: „Eine ungeschickte Schroffheit spricht sich zuweilen darin aus, bei einem großen Tiefsinn des Empfindens. Wir wünschten, er beschäftigte sich vorzüglich mit griechischen Themen." In der Tat waren sie immer in Sorge, wenn ein Freund sich für sie und ihre Sache exponierte, wodurch er sich schadete, ohne Bayreuth doch im besonderen Maße nützen zu können. Frau Cosima dagegen besaß auch für das Äußere unbedingt den richtigen diplomatischen Blick, und alles ging durch ihre Hand. Das Harte verlor dadurch an Härte, und das Weiche und Unfertige wurde von ihr fest geformt. Sie versteht es denn auch, mehr und mehr das Vertrauen des Verwaltungsrates zu gewinnen und in entscheidenden Augenblicken diesem das Rückgrat zu steifen. So braucht sie gar nicht die Hoffnung zu hegen, die doch gerade aus ihrer Energie, die sich der des Meisters wundersam gesellte, entwickelte. Freilich erkannte sie „die Seltsamkeit der Zeit", in der sich alles gegen sie und ihre Pläne stellte. Sie blickte oft auf Bismarck. Nicht als auf den Helfer. Denn was sollte sie von ihm erwarten, meinte sie doch, die größten Taten können nichts für den großen Mann tun, Bismarck hat Deutschland, Richard ein deutsches Theater geschaffen, und beide haben immer nur von vorne anzufangen. Wie recht sie hatte! Wenn sie Umschau hielt, so fand sie außer ihren Freundinnen doch nirgends Hilfe, und auch von diesen waren es nur ein paar, die alle ihre Kräfte für Bayreuth einsetzten. Sie blickte in dieser Zeit auch auf Hans von Bülow, und sie teilte die Meinung, wenn auch traurigen Herzens, die Richard über ihn aussprach, daß seine grenzenlose Schroffheit ihm schaden müsse.

Da läßt ihr der Meister durch die jungen Freunde, welche die Nibelungenkanzlei bildeten, das Idyll vorspielen, und sie gedenken vergangener Zeiten: „Das waren unsere poetischen Zeiten, die Morgenröte unseres Lebens, jetzt sind wir in der vollen Mittagshitze und klettern den Berg hinan." So sagte er zu ihr. Sie aber rührt die

Erinnerung noch mehr als das Wort selbst zu Tränen: „Ach, welche Gaben wären hier in einem irdischen Gefäß niedergelegt, wie begreife ich, was er leiden muß, wenn diese Gaben stets auszuströmen verhindert werden; er muß ja in einem beständigen Krampf sein, wie wenn ein armer Vogel zu fliegen verhindert wäre."

In der Tat trat sie in dieses neue Jahr und auch in die neue Reiseperiode innerlich ein wie eine Seele in Pein. Sonst aber wußte sie nach allen Seiten hin die Größe und die Bedeutung ihres Wesens auszustrahlen, und auch der Gemahl tat alles, um sie zu erfreuen. Sein Geburtstagsgeschenk, „der blaue Salon", der heute noch Wahnfried ziert, kam erst am 9. an, am Tag nach dem Geburtstag Hans von Bülows, den Richard bei Tisch leben ließ. Vom Vater erhielt sie einen schönen und warmen Brief, wie er mit dieser Korrespondenz mehr und mehr in ein neues Verhältnis zu ihr trat, das auf der einen Seite durchdrungen war von seiner unendlichen Frömmigkeit, aber auch von dem warmen Interesse, das der geniale Mann an allem nahm, was Bayreuth, was die Politik und vor allem auch was die Literatur betraf. So ist auch nach dieser Seite hin der Briefwechsel zwischen Vater und Tochter ein Führer sowohl für die geistige Beschäftigung Frau Cosimas, wie auch für das große Interesse, das der alternde Liszt mit junger Frische an dem geistigen Werden nicht bloß der deutschen Nation, sondern der Nationen überhaupt nahm. Die Religion bildete keinen Gegensatz zwischen Vater und Tochter. Er fand ihre nunmehr dem Protestantismus entsprießende Frömmigkeit ebenso hoch und ebenso bedeutend und vereinigte sie gewissermaßen mit seinen Anschauungen und seiner Auslegung des Apostels Paulus und so vieler anderer frommer Bücher und frommer Worte, die ihm Geleite waren.

In Bayreuth aber erfreute sich Frau Cosima an allem, was sie an und mit dem geliebten Gemahl erlebte. Er ließ ihr am 9. Januar noch einmal das Idyll von den Freunden spielen, und sie genoß es aufs neue, immer wieder neue Schönheiten entdeckend. —

Wie erfreut war sie, wenn er vor den Kindern Schiller las, und da er ihnen den „Taucher" näherführte, schrieb sie wohl tieferfreut darüber: „Keiner hat Schillers zarte Kunst so verstanden wie er." — Auch der achte Band der Gesammelten Schriften mußte noch vor der Abreise fertiggestellt werden, und da überlegte der Meister, ob er am Schlusse desselben das Gedicht an den König anfügen sollte. Er hatte schwere Bedenken dagegen, meinte doch sogar, sich vorwerfen zu müssen, daß dies Gedicht zum Teil unwahr sei. Denn wem es zu verdanken, daß das Werk geschrieben, wüßte sie, und auch, warum es in den früheren Jahren nicht vollendet wurde. „Ich bitte ihn, es zu tun, denn unsere Dankbarkeit gegen den König muß grenzenlos sein. Dabei", so fügt sie hinzu, „prüfe ich mein Herz, ob kein Strahl der Eitelkeit etwa durchdringe. Ich hoffe zu Gott, rein und selbstlos zu bleiben."

Dann traten sie am 12. Januar die neue Reise an, die sie zunächst nach Dresden führte. Sie war entsetzt über die Fahrt durch das Industriegebiet. „Mit trübem Sinne frage ich mich, was wir nur wollen in dieser eisernen Zeit der Industrie. Einen letzten höchsten Aufschrei und Aufschwung der dahingestreckten Kunst." In Dresden hören sie den „Freischütz" mit tiefem Eindruck, und Wagner selbst knüpft an diese Aufführung gewissermaßen die Entwicklung seines eigenen Schaffens an. Sie sehen Wesendoncks. Der Meister verkehrt mit den Musikern und findet sie vortrefflich gesinnt, und noch kurz vor der Abreise nach Berlin liest er ihr die Stelle aus „Götz von Berlichingen" vor: „Wen Gott liebt, dem gibt er ein gutes Weib." Sie hat über diese Reise an „Mutter Malwida" einen wundervollen Brief geschrieben, in welchem sie ein Bild von der ganzen Fahrt gibt: „Von Dresden ging es nach Berlin. Am 17. Januar fand bei Frau von Schleinitz eine Vorlesung der ‚Götterdämmerung' vor Macht des Ranges und der Intelligenz statt. Ich glaube, daß selten eine so ausgewählte Gesellschaft aus allen Kreisen in einem Hause, zu einem Zwecke vereinigt war. Da habe

ich denn Moltke auch gesehen, viel älter als seine Bilder, gebeugter Haltung, blitzenden Auges — ich frug mich, ob der Große wohl noch einen Krieg würde ertragen können? Gott erspare ihn ihm und uns. Darauf nach Hamburg, wo wir auf eine Popularität Wagners und eine Kenntnis seiner schriftstellerischen Werke gestoßen sind, die wir allerdings nicht erwarteten. Volkshaufen brachten Hochs auf der Straße aus, die Ständchen der Militärmusiken wollten nicht aufhören, und bei einem Bankett, das der Verein für Kunst und Wissenschaft gab und daran der Senat und das Bürgertum sich beteiligten, wurden Reden des bedeutendsten Inhalts gehalten. Dabei war der Schmuck des Saales, das Stadtwappen von Bayreuth mit dem Wappen von Hamburg, umgeben von deutschen Fahnen, aufgehängt. Zwei Konzerte in Hamburg ergaben eine hohe Einnahme, und wir verließen sehr gerührt einen Ort, von dem wir gar nichts erwartet hatten als eben eine Einnahme. Von Hamburg nach Schwerin, wo großherzogliche Familie und Publikum sich sehr freundlich erwiesen (der Großherzog nahm sechs Patronatsscheine), im Theater wurden Hochs ausgebracht, auf dem Platz vor so ziemlich der ganzen Schweriner Bevölkerung Militärmusik und schließlich wiederum ein sehr gut geordnetes Bankett. Von da nach Berlin, wo das Konzert mit Musikern, ‚von denen die Polizei einzig die Adresse wußte', vorbereitet wurde und nach drei Proben glänzend ausgefallen, Kaiser und Kaiserin zugegen, Israel kaum vertreten und ein sehr glänzendes, zahlreiches Auditorium. Wie wir das Geschäftliche abgetan (5400 Thaler brachte dieses Konzert), machten wir uns endlich wieder auf, unser Heim zu begrüßen. Vorigen Sonnabend sind wir hier angekommen und haben Gott sei Dank alles hier gesund angetroffen."

Eine der ersten Pflichten, deren sich Frau Cosima entledigte, war ein Brief, den sie an Frau von Schleinitz richtete und der im gewissen Sinne eine Ergänzung bildet zu dem Brief an Malwida: „Wir sind nun wirklich in dem Hafen eingelaufen, geliebte Freundin, und wenn ich jetzt, nachdem die stürmischen Umarmungen und

das Kindergezwitscher ein wenig nachgelassen haben, unsere Irrfahrten im Geist noch einmal durchlebe, so finde ich, daß ihnen ein Stern leuchtet, der sie freundlich erhellt, ja leitet: Das ist Ihre Freundschaft, und Ihnen von ganzem Herzen zu danken, soll das erste, liebste Werk meiner Heimkehr sein. Nicht für das, was Sie in unermüdlicher Treue für uns getan, so hoch ich es schätze, will ich heute danken, sondern für das, was Sie uns sind und was Worte schwer wiedergeben. Blicke ich umher in dem unendlichen Kreise, in der Öde der meisten Lebensbeziehungen, so ist der Strahl Ihres Auges ‚dem Stern der Tiefe' ein Trost und eine Labung, er hat den Aufenthalt in Berlin, der uns sonst so schwer gefallen wäre, zu einer freundlichen Erinnerung umgezaubert, und wenn ich vom Danke spreche, so weiß ich doch gut genug, daß einzig Wagners Kunst und die Freuden, die Sie sich selbst daraus schöpfen, Ihnen danken kann."

Aber welchen Eindruck die Reise und nicht zuletzt sie selbst gemacht, das geht am allerschönsten aus den Briefen des Vaters hervor, der ihr für die Mitteilung der Fahrt folgendermaßen dankte: „Dank, meine theuerste Tochter, für die Erzählung Eurer Erlebnisse in Berlin, Hamburg, Schwerin. Dein persönlicher Erfolg erfreut mich väterlich. Das sechsfache Patronat des Herzogs von Mecklenburg ist ein gutes Beispiel und von guter Vorbedeutung. Du hast von neuem den Gebrauch gemacht von Deinem Tochtertakt gegenüber dem Herrn von Wolzogen, der unter seiner Sorte als einer der besten gilt." Diese rege Betätigung von Tochter und „Schwiegersohn" machte auf ihn doch einen sehr tiefen Eindruck, und er versäumte nicht, Wagner durch seine Tochter sehr dringend zu einem Konzert in Pest zu ermuntern, wo er glaubte, daß ihm auf der einen Seite alle musikalischen Kräfte, auf der anderen Seite aber eine ungeheure Begeisterung der Bevölkerung geboten werde Was sie am meisten freute, war entschieden das verhältnismäßig freudige Bild, das er ihr von Bülows Wirken, Stimmung und Wesen gab und das zu ihrer Beruhigung ganz besonders beitrug.

Denn in dem Augenblicke, wo sie Günstiges über Hans hörte, den sie unselig wähnte nach den Nachrichten, die ihr, zum Teil böswillig, zugetragen wurden, ließ der ungeheure Druck ihres Wesens nach, und sie fühlte sich glücklich und innerlich beruhigt. Denn noch immer war es die schwere Last des Vorwurfs, ihn seinem Elend überliefert zu haben, der ihr das volle, freudige Ausleben an der Seite des Meisters nur unter Anwendung größten Pflichtgefühls möglich machte.

Aber wie sie es verstand, an seiner Seite aufzutreten und die Menschen für ihn zu begeistern, das trat deutlich genug hervor, wenn er lachend mahnte, daß sie ihn in den Schatten stelle. So hat der Vater sehr hübsch darüber geschrieben: „Von Eurem Konzert in Berlin hat mir Frau von Meyendorff einen genauen Bericht gegeben, welchem sie anfügte: ‚Ihre Tochter hat einen allgemeinen Erfolg errungen durch den Charme und besonders durch die Distinction, womit sie die Frauen und die Persönlichkeiten, welche sie nicht kannten, um ihre wirkliche Überlegenheit zu beurteilen, gewonnen hat. Sie ist so anbetungswürdig in allem, daß trotz meines Vorurteils gegen die universellen Phönixe ich sie bewundert habe. Ich mußte mich auch dem Charme fügen, den sie ausstrahlte.‘“ Von einem Wesen wie Frau von Meyendorff ist das sehr viel gesagt. Und sie sagt noch mehr, indem sie auf sich selbst zurückkommt: „Aber ich wage nicht, dieses wörtlich zu zitieren.“ Anders verhielt es sich mit seiner Sorge um den Hausbau von Bayreuth, über den natürlich allerlei Gerüchte in der Welt kursierten und auch zu den Ohren des Vaters drangen. Er schrieb deshalb etwas mißtrauisch und fast verletzend: „Eure Hauptaffäre in diesem Jahre wird wohl Eure Einrichtung in Bayreuth sein. Die Zeitungen sprechen davon, daß Ihr dort ein Haus baut, aber ich vermute, daß Ihr vorläufig noch außerhalb wohnt. Sprich mir ein wenig eingehender von Eurem neuen Domizil. Wollt Ihr Triebschen endgültig verlassen, oder wollt Ihr es als Villeggiatura behalten? Wann gedenkt Ihr Euch

endgültig in Bayreuth niederzulassen?" Sie hat ihm darüber keinen Zweifel gelassen und zumal betont, daß sie sich um die vergifteten Berichte der Außenwelt nicht kümmere, was ihn wiederum veranlaßte, förmlich wegen dieser Anfrage sein Bedauern auszusprechen.

Im übrigen aber war die Reise selbst auch für die Auffassung der ganzen Lage des Reiches und vor allem der Berliner Verhältnisse von großer Bedeutung. Es trat hier wohl vielfach ein Gegensatz zutage, und eine gewisse Gereiztheit des Meisters machte sich besonders in Schwerin geltend, wo er den Verkehr der Gattin mit dem Oberhofmeister von Bülow als eine Verletzung fühlte. Sie haben sich nach einer schweigend durchgeführten Reise erst in Berlin wiederum versöhnt, wo er erklärte, daß ihn nichts angreife, als mit ihr nicht im vollsten Einklang zu sein. Das aber griffe ihn an der Wurzel an. Dort aber hat sie besonders mit Lothar Bucher gesprochen, dessen höfische Wandlung sie späterhin in ihrer Art sehr fein zu charakterisieren wußte. Aber Bucher hatte bereits die Gewohnheit der Herren des Auswärtigen Amtes angenommen, über die Berliner Verhältnisse sehr offen und auch sehr pessimistisch zu reden. So meinte er, daß die Kaiserin Augusta und die Kronprinzessin direkt deutschfeindlich gesinnt seien. Er betonte, daß die Bedienten der Kaiserin schwarze Bärte trugen und katholisch sein müßten, also eine Art von dritten Orden bildeten. Weit wichtiger war, was er von einem Gespräch zwischen Bismarck und der Kronprinzessin erzählte. Diese sagte zu ihm: „Nicht wahr, Sie möchten wohl Cromwell spielen?", worauf Bismarck erwiderte: „Es muß einer ausländischen Fürstin gestattet sein, nicht zu wissen, wie der deutsche Adel mit seinen Fürsten zusammenhängt und daß, soweit meine Väter gelebt und gestorben sind für ihre Fürsten, auch ich für den Kaiser lebe und sterbe. Freilich muß ich hinzufügen, daß das Gefühl mit mir erlischt. Meine Söhne sind das gar nicht, und es ist wohl möglich, daß einer von ihnen als Cromwell empfinde." Und er erzählte weiter, wie besorgt Bismarck um den weiteren Bestand

des Deutschen Reiches sei. Wohl stärke er die Handelsverbindungen. Wagner hörte dem Gespräch zu und fügte bei: „Nur die Idealität fehlt. Diese Flunkereien mit der Straßburger Universität, diese Vernachlässigung aller Kunstanstalten, glauben Sie, daß sich das nicht rächt?"

So geht immer ein melancholischer Zug durch das Ganze, und Frau Cosima kann sich dem nicht entziehen, weder in politischer noch auch in musikalischer Beziehung. Das Konzert brachte eine Aufführung der „Tannhäuser"-Ouvertüre, und bei der Probe mußte sie der ersten Aufführung im Jahre 1856 unter Hans gedenken: „Es wurde stark gezischt, er wurde ohnmächtig, ich kehrte heim zu seiner Mutter, und ich blieb spät auf, bis er kam, damit er erführe — daß eine menschliche Seele für seine Mühe ihm danke. Dieser Dank war die Quelle unserer Verlobung." — Aber es machte doch einen tiefen Eindruck auf sie selbst, mit all den Persönlichkeiten Berlins, vor allem den Damen, in nähere Beziehungen zu treten, und ihr Vater hatte recht, wenn er meinte, daß sie alle bezaubert. Denn auch Frau von Meyendorff, die aus der ehemaligen Spionin eine lobredende Berichterstatterin geworden war, kam zu ihr und richtete an sie die Frage, ob sie ihr denn verzeihe, so boshaft gewesen zu sein. Da war Frau Cosima vor allem durch deren Gefühl für den Vater tief gerührt. Und doch gab es eine Stelle, wo sie mit dem Vater grollte. Es kränkte sie, daß er für Robert Franz spielte und für so viele andere Zwecke, aber abgeschlagen habe, für Bayreuth zu wirken. Und sie hat es ihn denn auch gründlich wissen lassen. Auch an anderen Enttäuschungen fehlte es nicht. Besonders interessant ist die starke Wandlung, die in ihr gegen den einstmaligen Freund Georg Herwegh vorging, der ihr in diesen Tagen seine Gedichtsammlung geschickt. Diese machte ihr den übelsten Eindruck. Sie meinte, er habe von Heine gelernt, und sie sei überzeugt, daß er nutzlos an Sedan und dessen Folgen vorübergegangen sei. Es war eine Kunde aus der Welt, die, wie so vieles andere, sie kränkte. Sie dachte

zurück an die Zeiten von Zürich, wo der Vater so intim mit ihm verkehrt. Aber auch der Meister frischte seine Erinnerungen auf und auch seinen Zorn gegen das Benehmen der beiden. Meinte er doch: „Die Reise mit Vater und Herwegh, während welcher diese beiden beständig französisch persönliche Dinge besprachen, während er sich dabei befunden! Ich fand es rücksichtslos, daß sie immer französisch gesprochen." „Darauf warf mir Richard meine französischen Beziehungen vor. Er käme sich da immer fremd vor. Alles, was er hasse, wird in dieser Sprache ausgedrückt, alles Nichtige, der eigentliche Klatsch. Und auf diese schlimme Bahn entferne ich mich wieder durch den Aufenthalt des Vaters. Dadurch läßt er mich immer tiefer verstummen, was sollte ich sagen, wie sollte ich mich da ausdrücken."

Doch das waren leise Verstimmungen, die sich jetzt in Bayreuth wieder vollkommen verloren. Sie selbst war ja bereits eingetreten in die Vorbereitungen für den 60. Geburtstag ihres Gemahls und traf sie so vorsichtig und so sicher, daß er bis zum entscheidenden Augenblick nichts merkte. Sie ist ihm jeden Abend die Kameradin bei der Lektüre, und alles zieht an ihnen gemeinsam vorüber, von den deutschen Volksliedern und den geistlichen Liedern Luthers bis zu Nietzsche. Sie lesen alle, und die Urteile und Bemerkungen, die der Meister anfügt, sind eine ganz bestimmte Art von Produktion, die in den Tagebüchern Frau Cosimas ihren Niederschlag finden, viel frischer und viel lebendiger als Goethes Worte in den Gesprächen mit Eckermann. Vor allem schwebt fast über jedem Tag der Geist Beethovens, und sie erfreuen sich entweder gemeinsam oder mit den jungen Freunden an irgendeinem der Werke, das vorgeführt und von dem Meister in seiner Art analysiert wird. Sie konnte wohl oft genug sagen, daß das Gespräch heiter und erhaben war. Denn was sie anregte, das führte er in seiner ganz wundervollen Art weiter aus, und sie kamen dabei eigentlich auf alle Fragen der deutschen Kultur zu sprechen. Ob das nun Musik oder Malerei war, wie zum Beispiel Dürers Gebetbuch, das sie ihm vorlegte, oder die

indischen Sagen und Gedichte, die sie lebhaft interessierten und von denen sie wohl meinte, ob man sie, so vor allem die Novali, in Musik setzen könnte und zu einem Operntexte umarbeiten. Da erwiderte ihr der Meister: „Nein, denn es müßte für einen Hof sein, den wir nicht haben. In der Malakita fesselt uns die Darstellung der höfischen Sitte: alles, was bei uns originell sich geriert, ist hier vorgebildet, nur wie steif und roh erscheint dagegen Ludwig XIV." „Wie ich mich über die Freiheit der Frauen wundere, meint er: ‚Überall, wo ein Hof, wird das Verhalten so werden, doch es ist schön so, nur in Frankreich war es widerwärtig.'" Köstlich war die Kritik, die der sonst so brave Bayreuther Klub an dem Schluß des ersten Aktes der „Walküre" übte. Er kam etwas befangen nach Hause und erzählte Frau Cosima den Vorgang. Sie war durchdrungen von der Notwendigkeit dieses Schlusses und meinte: „Ich sage zu Richard, daß ich nicht begreife, wie die Leute gleich an derlei denken und namentlich gleich die Worte im Munde führen können." Er sagt: „Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein. Zum Beispiel das Wort Sacrilegium, das ich zweimal gehört, wo es dümmer nicht passen konnte. Das erstemal hörte ich es in jener schauerlichen Zeit, wo Mathilde Wesendonck auf meine Frau eifersüchtig war. Da schlug ich ihr vor, mich von meiner Frau, sie von ihrem Mann sich trennen zu lassen und uns zu verheiraten. Sie erwiderte, das wäre Sacrilegium. Übrigens", fügte er lächelnd hinzu, „paßte das unverständliche Wort zu dem Vorschlag ganz hübsch, denn im tiefsten Grunde und unbewußt war es mir nicht ernst." Und so gingen sie zum neuen Hause, und er zeigte ihr die Stelle, wo er wünschte, daß die Gruft zu stehen komme und wo die beiden miteinander ruhen sollten. Das war in jener Mondscheinnacht am 14. März 1873, und Frau Cosima schrieb: „Ernste, heitere Stimmung, ungetrennt, ewig einig."

Er aber besprach auch mit dem Bürgermeister die Gruft im Garten. Der brave Muncker war davon sehr erschreckt, „wird aber",

wie sie erzählt, „von Richard bedeutet, mit welch' heiteren Ruhe wir der ewigen Ruhe entgegensehen“. So meinte er: „Eigentlich sollte man sich der Gemeinde überlassen, denn was von uns bleibt, das was wir mit allen gemeinsam haben, es ist ein freundliches Gedenken, auch hienieden und in der Hütte vereint zu bleiben.“ Es ist wundervoll, wie die beiden Fuß zu fassen suchen und wie vor allem Frau Cosima sich in die Bevölkerung einlebt, von der sie freilich einen recht traurigen Eindruck hat. In diesem Sinne rät sie ihrer Freundin Malwida, doch ihr italienisches Mädchen mitzubringen. „Ich halte die Leute vom Volke dort für viel freundlicher und zartfühlender als die hiesigen. Hier haben schlechte Regierungen und ein hartes Klima zu viel Armut und Elend erzeugt. Wir erleben jetzt einen Fall an einem Buchbindergehilfen, der besonders entsetzlich ist. Der arme, gute Mann hat sich beinahe den Tod geholt, weil er einen Weg über zwölf Stunden zu Fuß zurückgelegt hat. Nun kam er krank an und wurde in das Spital gebracht, dieses behielt ihn sechs Wochen, kann nicht länger, ohne daß die Gemeinde für ihn zahlt. Ich erkundige mich nach dieser und erfahre, daß Nordhalben jetzt gar nicht zu erreichen, noch zu betreten ist, ein armer, aufgegebener Ort im fränkischen Wald. Der Vater des Jungen schreibt dankend, aber sehr resigniert, daß sein Sohn stirbt; sie haben alle, Gott weiß, wieviel Kinder und sind froh, wenn eins ‚zu Gott geht'. Nun hoffen wir, mit Hilfe unseres guten Arztes ihn hierher zurückzubekommen und ihn zu retten. Allein der Einblick in ein solches Elend ist furchtbar. Ach, König sein, wie Friedrich der Große es war, das könnte einzig helfen! Der Bürgermeister erzählte mir, daß eine Mutter, welcher er ihr Kind gerettet (aus dem Wasser), ihm als einzigen Dank sagte: ‚Unser aner stirbt keins.' Die einfachsten Gefühle der Natur werden durch die Not erstickt, und an einem solch kleinen Ort wissen die Herren Pfarrer, Beamten, Präsidenten nicht zu helfen; dabei grassieren die Streiks, die Arbeiter wollen anstatt 14 Stunden nur mehr 8 Stunden arbeiten, und die unselige Regierung schickte

einen Ministerialerlaß, um Vorkehrungen gegen die 25jährige Feier 18. März 1848 zu treffen. Nichts anderes fällt dieser ein, als was keinem im Volke einfällt."

In der Tat spielt bei Frau Cosima das Soziale Tag um Tag eine große Rolle. Sie kann sich nicht losmachen von Eindrücken, die sie auf ihren Spaziergängen hatte und die lange in ihr nachklingen. Das Mitleid beherrscht sie, und so hatte sie sogar vor, mit Malwida, deren Idee, nach Bayreuth überzusiedeln, und zwar unter treuester Beihilfe und sorgsamster Vorbereitung durch Frau Cosima, zur Ausführung kam, eine Schule für Mädchen einzurichten und damit die Erziehung ihrer eigenen Töchter zu verbinden. Es geht auch nach dieser Seite hin ein so großer Zug durch ihr Leben, der allein betrachtet für die Entwicklung des Erziehungswesens von starker Bedeutung sein müßte. Aber all das war ja nur Nebenbeschäftigung neben den beiden großen Fragen der Kameradschaft mit dem Meister und der Erziehung ihrer Kinder. Es zieht die ganze Weltliteratur, vor allem auch natürlich die deutsche, an beider Augen vorüber. So lesen sie Carlyle über Goethe, und zwar die Stelle über den Abend vor seinem Tode. Und da meinte sie, man erkenne bei dem Worte Carlyles, wie wenig man von großen Menschen wirklich wisse, wie sie schattenhaft der Nachwelt erscheinen. „Ich gedenke dabei dieser Tagebücher, in welchem ich das Wesen Richards mit größter Deutlichkeit den Kindern zeigen möchte. Deshalb jedes Wort, das er auch über mich spricht, der Bescheidenheit zum Trotz niederschreiben möchte, daß das Bild von ihm bliebe — allein ich fühle es, der Versuch mißlingt, Klang und Stimme, Anmut, Beurteilung, Blick, wie sollte ich diese wiedergeben. Doch ist es vielleicht besser als nichts, und so fahre ich in meiner Stümperei fort." Über das Lob Goethes hegte sie eine große Ergriffenheit, weil es auch „auf Richard so ganz und gar passe. Die Echtheit, die Wahrheit, der Mut, das Gute, das Poetische! Richard gefällt Carlyle trotz vieler Banalitäten und der gänzlich verschiedenen Bildung." In der Frühlingsstim-

mung aber denkt sie an Goethes Tod: wie beim Gruß des Lenzes sein Leben erlischt und wie er geboren wurde, da es Sommer war. Es ist eine eigene, tiefe Auffassung, die sie von ihm hat, gerade deshalb, weil sie zu dem Großen in steter Beziehung steht. Reizvoll ist, wie sie Richard fragt, ob er bei der Nachricht von Goethes Tod als Jüngling erschüttert worden sei. Er erwidert, daß sein Onkel davon sehr erregt gewesen, er selbst habe eigentlich von Goethe nichts mehr gewußt und gemeint, er sei unter die Vielschreiber geraten. Schiller habe Goethe bei ihm ungeheuer geschadet. Die „Wahlverwandtschaften" habe er für langweilig, die Volksszenen im „Egmont" für eine Nachahmung Shakespeares gehalten. „So sind wir in der Jugend", meinte er.

Aber schon hatten die Vorbereitungen zu des Meisters Geburtstag begonnen, und es war eigen, wie sie ihm dies zu verheimlichen suchte. Er ahnte wohl etwas davon, und in seinen Gesprächen fand sich ein Niederschlag. Als sie eines Tages aus dem Opernhause, wo die Vorbereitungen getroffen wurden, heimkehrte, da meinte er, Cosima sei ihm gestern wie eine Erscheinung von einem anderen Planeten erschienen, wie das Mädchen aus der Fremde.

„Ich erzähle, wie mich das Gedicht von Schiller in der Jugend ergriffen hatte, wo ich doch gar keine Deutung dafür hatte. Er aber meint: „Ja, das wirkt wie Musik, ich entsinne mich auch, als ich es an der Spitze von Schillers Werken las, wie es mich innig berührte. Schiller hat die Gabe des geheimnisvoll Rührenden."

Die Vorbereitungen zu diesem Fest gingen weiter, zu welchem sie eigentlich alle Welt aufgerufen hatte. Während sie mit ihm Walter Scott liest, während sie die Sorgen, die immer stärker auf ihn eindringen, teilt, während sie die Äußerungen, die in bezug auf den König nach Bayreuth und in das stille Heim des Paares dringen, bekämpft und verscheucht, und ganz besonders auch die fast schurkenhaft zu nennende Schrift eines Münchner Privatdozenten namens Puschmann, der, ob mit oder ohne geehrten Auftrag, nach-

zuweisen versuchte, daß Richard Wagner verrückt sei, ging sie sicher an ihr Werk, um den Meister sozusagen mit sich selbst in seinen eigenen Werken zu überraschen.

So kam denn des Meisters Geburtstag, der in der Frühe schon mit dem Chor „Wach auf, es nahet gen den Tag" begrüßt wurde und ihn weckte und überraschte, wie alles, was an diesem Tage geschah. Die ganze Liebe und der ganze feine Geschmack der Gattin trat dabei zutage. Bei der Aufführung im Opernhause, die zum Besten hilfsbedürftiger Bayreuther Musiker gegeben wurde, hörte der Meister zum ersten Male seine im Jahre 1831 komponierte Konzertouvertüre, sein „Albumblatt" und das für Violine gesetzte Lied „Träume", vor allem aber das von Peter Cornelius zu einer musikalischen Novelle umgearbeitete Jugendwerk des Meisters für Orchester und Chor (die Neujahrsmusik) und das Lustspiel „Der bethlehemitische Kindermord" von seinem Stiefvater Geyer. So hat sie den 60. Geburtstag des Gemahls gefeiert in einer Weise, die ihn tief erschütterte. Die Teilnahme der Stadt, die Teilnahme der Freunde, alles das übte auf ihn einen so tiefen Eindruck, und er empfand in der Tat wie Hans Sachs, der sagt „und soll in Ehren ich besteh'n, sei's, mich von Euch geliebt zu sehn". Aber er bedurfte keiner Resignation. Denn was ihm hier geboten wurde, das bot ihm seine „Eva" selbst, und zwar in der rührendsten, aber auch herzerhebendsten Weise.

In der Zwischenzeit aber waren sie wiederum auf Reisen gewesen, um die künftigen Kräfte für Bayreuth zu sammeln, und an Erlebnissen hat es nicht gefehlt. So hatten sie in Leipzig eine Zusammenkunft mit dem Vater, die sie in ihrer eigenartigen Weise mit jener Scheu vor den eifersüchtigen Augen des Gemahls genoß und die doch einen tiefen Einfluß auf sie hinterlassen hat. Es war wiederum eine ganz merkwürdige Wandlung in ihm vorgegangen, und man kann immer in den Beziehungen zur Tochter konstatieren, wenn gegen diese von Rom aus eine Attacke geritten worden war.

So war von dort alles Mögliche gesagt worden über die Erziehung der Kinder. Die Fürstin hatte außerdem behauptet, daß das Paar in Bayreuth zum zweiten Male getraut worden sei, weil die erste Trauung in einer Kapelle in Triebschen keine Validität gehabt. Deshalb hätten sie die Konversion vorgenommen. Noch weitere Absurditäten sind behauptet worden, die natürlich auch auf die Beziehungen mit Hans Einfluß hatten, obwohl dieser, das muß gesagt werden, sich von der Fürstin in keiner Weise gegen Frau Cosima einnehmen ließ. Sie zerstreute indes alle diese Bedenken des Vaters, die sie freilich auf das tiefste kränkten, und die er selbst dann als falsch anerkennen mußte. Aber die Begegnung wurde dadurch getrübt, und man kann es auch dem Meister selbst nicht übelnehmen, wenn er über solche Auffassung ihrer Lage empört war. Das Unheilvolle dieser unseligen Frau tritt nirgends so stark hervor, als in ihrem Einfluß auf Liszt gegenüber seiner Tochter. Da kann man eigentlich nur von Haß reden. Und sie, die nach Jahren höchster Aufopferung Liszt doch den letzten Schritt versagt, suchte nun gewissermaßen eine Genugtuung darin, ihm den Gang nach Bayreuth zu vergällen, und nicht bloß dies, sondern auch jede aufkeimende Beziehung zu dem Paare zu unterdrücken. Es ist ihr das durchaus nicht gelungen. Aber es hat doch stets einen Schatten über diese Beziehungen gelegt, der freilich auch durch die Eifersucht des Meisters selbst vergrößert wurde. Es geht fast das ganze Frühjahr hindurch ein fortwährendes Geflüster gegen Frau Cosima und ihren Gatten, und der Vater lauscht mit Sorge, oder sagen wir mit sorgender Neugier. Sie fühlte sich in der Tat verpflichtet, ihm zu schreiben und ihn vor allem aufzuklären über das vorsätzliche Schweigen, das sie allen Bosheiten gegenüber einhalten würden.

Das Innenleben wurde dadurch in keiner Weise berührt. Und jeder Tag brachte eigentlich etwas Neues. Sie empfanden den ganzen Frühling als eine Vorfeier des 22. Mai, und wenn die Kinder jubelnd den Gesang einer Amsel begrüßten oder auf hohem Kamin

den Storch bejubelten, da meinte sie, „das ist Glück". Und dann tritt er ins Gemach herein, das Preislied singend und in seiner liebenswürdigen Weise sagend: „Wir haben viel hübsche Sachen schon miteinander gemacht." Da erwiderte sie wohl: „Du hast auch ohne mich hübsche Sachen gemacht." „Das war alles Dichtertraum, die Muse vom Parnaß." Und er schalt sie liebevoll, daß sie den Vater zu sehr liebe, und der hätte es doch viel leichter als er. Er hätte nichts zu tun, brauchte bloß dazusein, und er risse die Frauen hin. „Unsereiner muß immer erhaben sein." Sie empfindet das mit einem gewissen Schmerze. Denn sie hing an dem Vater, und ihres Glückes Vollendung wäre es gewesen, wenn sie den Zwiespalt, der zwischen den beiden waltete, sobald sie einander näherkamen, hätte beseitigen können. Aber auch ihm tat jedes Wort leid, das er gegen den Vater sprach, und er suchte es dann immer wieder gutzumachen. Meinte er doch zu ihr: „Alles was man spricht, ist töricht. Ein guter Teil des Lebens muß unartikuliert bleiben, wie die Träume. Wir sind in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen und leiden darunter, bis unsere Vereinigung stattfindet und kein Wachen und Träumen mehr ist. Mir genügt es, wenn Du Blicke in mein Herz wirfst und verstehst, daß meine Klagen aus Zartgefühl der Liebe kommen und mir ist einzig leid, wenn ich fühle, daß Du nicht mitfühlst."

Im Zusammenhang damit versprach er ihr eine Komposition ganz eigener Art, die im gewissen Sinne das düstere Pendant zum Idyll bilden sollte, eine Vorahnung künftigen Geschicks: den Trauermarsch aus „Romeo und Julia".

Merkwürdig ist der Kontrast zwischen ihr als der geradezu königlichen Veranstalterin dieses Geburtstagsfestes gewesen, an dem ganz Bayreuth den innigsten Anteil genommen, und ihren Gefühlen, die sich stets auf den engen und engsten Kreis zurückzuziehen trachteten. Meint sie doch in ihrem Tagebuch: „Will man die Melodie des Lebens in sich selbst nicht empfinden, muß man Feste feiern. Mir ist

es immer, als ziemte es sich nicht für mich, als hätte ich persönlich nur einen Wunsch, nie da zu sein, und nur durch freundliches Mittragen des Lebens zu wirken. Hat mich der Enthusiasmus hingerissen, so empfinde ich es als Schuld — ein schwer zu erklärendes Gefühl und eine unüberwindliche Melancholie bemächtigt sich meiner, die Sehnsucht nach einem Dasein — wo selbst Freude ein Leiden ist."

In diesem Sinne empfand sie auch das Bankett, und sie war froh, als sie des Abends mit dem geliebten Meister allein war, der ihr das Idyll spielte und lächelnd meinte: „Du hättest am Ende lieber gehabt, es wäre kein Idyll zustande gekommen, Du fändest es wohl passender." Sie aber schrieb: „Was ich möchte und gewünscht hätte, ich weiß es nicht. Daß er glücklich wäre, ruhig und zufrieden, und daß mein armseliges Ich mir nicht mehr in irgendeiner Form erschiene."

Dann drängte sich die Frage der Fahrt zur „Christus"-Aufführung nach Weimar zwischen die beiden. Der Meister war tiefbekümmert darüber, doch er fühlte, daß er nicht fernbleiben konnte. An dieser Fahrt sollte auch, wie von dem Großvater geradezu dekretiert war, Daniela teilnehmen. Es war ein rasches Einpacken, dann ging es über Coburg in Begleitung von Feustel nach Weimar, und Liszt empfing sie am Abend in rührender Weise. Der Meister brachte Lulu zur alten Freundin Frommann, während Frau Cosima mit den Freundinnen Marie Mouchanoff und Gräfin Schleinitz zusammen war. Sie fand den Vater angegriffen und zerstreut. Aber die Hauptsache war doch die Aufführung, wenigstens äußerlich. Sie fand in der Stadtkirche statt, wofür sich, wie wir wissen, Liszt der strengen Fürstin gegenüber zu rechtfertigen hatte. In der Tat, was sollte dieser „Christus", so dachte die Fürstin, in der protestantischen Kirche! Aber die Aufführung ging vor sich und machte auf Frau Cosima einen eigenartigen Eindruck: „Es ist das letzte Opfer dieser lateinisch-romanischen Welt." Aber entzückt war sie und war auch Richard über seine Leitung des großen Werkes, das er herrlich

dirigierte und das der Meister geradezu als eine Formulierung des Glaubens an die neue, ohne Glauben errichtete Ordnung der kirchlichen Dinge betrachtete. Sie hatte ein unendlich weiches Gefühl für diese „höchst unnaive Schöpfung", in welcher der Hang zum Pomp in volkstümlicher Weise hervortrat, während in der Kirche dieses Prinzip nur ein grausames Netz war, darin solche Gemüter sich fangen sollten. Das Werk erschien ihr durchaus undeutsch und nur von einem bei gutem Fühlen gefangengenommenen deutschen Gemüt möglich und einzig durch einen Deutschen ausführbar. Sie bemerkt dazu: „Richard macht alle Phasen des Entzückens bis zur äußersten Empörung durch, um zur tiefsten, liebevollsten Gerechtigkeit zu gelangen." Die Aufführung war nicht gut, die Kräfte schwach, die ihr Vater mächtig überragte, ebenso wie dieses Dreiblatt nach der Aufführung bei der in der Ressource stattfindenden Feier absolut deplaciert war. Sie selbst meinte: „Ich kann vor Bierkrügen und Strickstrümpfen kein Wort hervorbringen. Arme Leute sind es, sagt der Vater, während der Meister von ihm meint, daß man ihn nur verstehen kann, wenn man ihn als echt populäres, deutschfreundliches Wesen faßt." Es ist eigenartig, wie auch in ihr, der als Französin Erzogenen, dem Werke des so heißgeliebten Vaters gegenüber gerade das Gefühl des Deutschtums in so unendlich liebevoller, aber auch verklärter Weise zutage tritt. Der Gemahl wahrte seinem Schwiegervater gegenüber in wundervoller Weise den künstlerischen Takt. Sie selbst schrieb kurz nach der Rückkehr von Weimar, wo sie die Freundin ja selbst getroffen, in ihrer liebenswürdigen Art: „Ich habe am Tage nach meiner Ankunft meine sehr eigenartigen Eindrücke des ‚Christus' zu resümieren gesucht und darüber an den Vater geschrieben." Sie hätte auch gerne mit Frau Mimi in Weimar darüber gesprochen, aber dieses Gespräch wurde, wie sie ihr schreibt, „durch eine Gespenstererscheinung unterbrochen". Man kann sich denken, wer dieses sehr leibhaftige Gespenst gewesen ist.

Die Heimfahrt aber war schön, vor allem auch durch das Gefühl, daß der Meister eigentlich ganz in ihrem Sinne dem Werke und seinem Schöpfer gegenüber sich verhalten. Sie meinte: „Ich muß ihm von ganzer Seele dafür danken, diese Reise unternommen zu haben. Er hat es einzig für mich getan." Und die Fahrt durch die kleinen deutschen Städte mutete sie freudig an. „Tiefe, inbrünstige Liebe zu Deutschland regt sich in mir, das einzige Land, darin man leben kann."

Dann begann das alte Leben in Bayreuth: die alte Not, der alte Zwist, dazu aber das stille und trauliche Zusammensein, das fast jeden Abend durch irgendeine große künstlerische oder literarische Betrachtung verschönt wurde. Zunächst wurden Beethovens letzte Quartette vorgenommen, und der Meister sagte zu der tiefergriffenen Gattin: „Ja, der Kerl hat uns alle gerettet. Denn Mozart starb zu früh, ahnungsvoll über sich selbst." Mit Schrecken aber sahen beide auf die äußeren Entwicklungen der Dinge, die Streiks, die Unruhe, die durch das ganze Reich ging, und sie selbst stellte nach den tiefen Eindrücken sich die Frage über das Reich: „Ist noch etwas zu retten? Bismarck fehlt es an Schwermut, doch ist es töricht, irgend etwas von einem Menschen zu fordern, der so Furchtbares geleistet hat." Köstlich ist der Kampf um Tür und Schlüssel zum Hofgarten, der von Wagners Grundstück aus den Weg zu diesem stillen, grünen Eiland ermöglichte. Es hat lange genug gedauert, bis diese „Gnade", die Dutzende von Bayreuthern bereits genossen, auch dem Herrn des künftigen Wahnfried zuerteilt wurde. In solchen kleinen Dingen konnte sich die erhabene Größe der Macht des Beamtentums ja am besten und einzig zeigen.

Rührend war die Feier von Fidis Geburtstag, die in diesem Jahre auf den Pfingstsonntag fiel. Als die Glocken erklangen und der Pfingstchoral vom Turme erscholl, da gedachten sie der Stunde, wo ihm das Wort zuteil wurde: Ein Sohn ist da! Und sie fielen sich weinend in die Arme.

Während aber die Schikanen des Hofmarschallamtes wegen der Türe, die Wichtigtuerei und Bosheit der Beamten sie aufs tiefste kränkte, hat sie sich dem Bayreuther Lande immer mehr vertraut gefühlt. Wenn sie auf der Bürgerreuth stand, da meinte sie wohl: „Das Land gefällt mir immer mehr, möchte es eine fröhliche Heimat für die Kinder werden. Mir ist es, als ob ich nicht mehr recht lebte und nur noch träumte, so wunschlos fühle ich für mich. Ich freue mich, wenn Richard noch sehr kräftig und frisch ist — ich selbst trachte nur, daß die große Müdigkeit bei mir nicht dahin führe, alles gehen zu lassen, wie es geht." Denn sie war eine zu gute Haushälterin, um nicht auch große Sorgen wegen der gewaltigen Ausgaben zu fühlen, die der Meister geradezu forderte, und zwar vor allem deshalb, um ihr und den Kindern den Aufenthalt so behaglich wie möglich zu machen. Ihn täuschte sein wundervoller Optimismus nicht, dem ein sehr starker Pessimismus der hohen Frau gegenüberstand.

Dann kam ein Brief von der Baronin Meyendorff, der sie benachrichtigte, daß Hans von Bülow beim Vater in Weimar weile, und auch ihr Vater konnte über ihn nicht beruhigend genug berichten. Schön aber ist der Brief, den er ihr von der Dornburg aus am Johannistag geschrieben hat. „Dein Brief hat die große Freude verlängert, die Du und Wagner mir in Weimar gemacht habt. Ihr allein vermögt sie mir zu geben. Sie bleibt und lebt in meiner Seele wie ein Strahl des Segens Gottes. Sei überzeugt, meine Tochter, daß Dein Wunsch völlig erfüllt ist und daß niemals etwas den reichen und wundervollen Zusammenschlag unserer Herzen trüben wird, die für die Ewigkeit verbunden sind. Lassen wir all das Öde und Schnöde dieser Welt und gehen wir unseren Weg. Uns eröffnet die Liebe die neuen Himmel. ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis', sagt Dein Freund Goethe. Durch Zufall schreibe ich Dir in einem Zimmer, das er bewohnt hat. Ich wage es, mich eines Zimmers zu bedienen, das die Inschrift ‚Goethe' trägt. Am Sims

des Fensters hat er mit Bleistift die Worte geschrieben: ‚Vom 7. Juli bis 12. September weilte hier Goethe.' Andere Inschriften zieren das gleiche Zimmer. Es ist heute Johannistag, der durch Wagner verherrlicht wurde. An dieses Fest knüpfen auch die Noten aus dem Hymnus an den Heiligen Johannes an. Wir feiern hier den 55. Geburtstag von ‚Herrn Sach'. Die Hoheiten haben mich der außerordentlichen Ehre gewürdigt, mich in das Schloß von Dornburg einzuladen, wo nur Raum ist für das unbedingt notwendige Personal des Hofes. Diesen Abend werden Frau Milde und drei andere Künstler vom Theater die Oper ‚Erwin und Elmire' singen, Text von Goethe, Musik von Herzogin Amalie. Das Orchester wird durch das Klavier ersetzt werden. Die Darstellung findet im Speisesaal statt, aber im Kostüm. Du weißt schon, daß Hans drei Tage bei mir in der Hofgärtnerei geweilt hat. Sein Erfolg in London war sehr stark und wird äußerlich noch stärker werden bei seiner nächsten Rückkehr dahin im November. Ullmann meint, daß Hans jetzt die Höhe erreicht hat, sowohl in Europa wie in Amerika. Ich werde Dir wörtlich das Detail dieser Kombination mitteilen, über das man jetzt noch nicht sprechen soll, das aber ein Kapitel für meine Enkelinnen bringen wird."

Er war in der Tat in einer selten freundlichen und hoffnungsvollen Stimmung für Bayreuth, und auch, man muß es sagen, völlig frei von allen Gegenwirkungen, was ihm die innere Kraft gab, alles für Tochter und Schwiegersohn zu tun. Begann doch dieses Gefühl sich mit seinen künstlerischen Intentionen mehr und mehr zu vereinigen und dadurch jene schlimmen und schlimmsten Einflüsse der Fürstin zu paralysieren. Dazu hatte besonders ein Fest beigetragen, das er miterlebt: Das Richtfest des Theaters, zu dem ihn der Meister aufs herzlichste eingeladen und zu dem er denn auch erschien. Und diesmal blieb er volle zehn Tage in Bayreuth und lebte sich in den Geist seiner Lieben völlig ein. Er nahm an dem Feste Anteil und hat auch die ziemlich schwanke Leiter zu dem Gerüst nicht ge-

scheut und mit dem Meister und seiner Tochter oben unter dem Dache Posten gefaßt. Über die Feier selbst aber berichtete Frau Cosima sehr schön an ihre Freundin Marie von Schleinitz: „Das Fest war sehr eigenartig und schön; von dem hohen Gerüst, darauf ich mit Vater und Kindern stand, nahm sich die Wirklichkeit der Welt wie ein Traum aus und es erschien der Künstlertraum in seiner Realität. Bei den Klängen des Tannhäusermarsches Arbeiter und Werkmeister, in der Mitte unseren Meister, kommen zu sehen, machte mir einen eigentümlichen Eindruck und wie wir ‚Wir danken alle Gott' sangen, war es mir, als ob nach keinem Sieg der ernste Gesang mir so von Herzen kommen könnte, als nach dieser erst abgerungenen Stellung, die kein Sieg noch zu nennen ist! Wie das Glas, das in kühnem Bogen durch die Luft geschwungen wurde, am Boden wieder unversehrt angekommen ist, war es mir ein Zeichen, daß unser Werk unvergänglich sein würde — die Zeichen waren überhaupt gut. Die Sonne Siegfrieds lachte, und so entstanden keine Wirren und dem sinnenden Gemüt gab das Fest viel Nahrung. Sie haben uns sehr gefehlt und was ich Ihnen zu sagen hatte, konnte ich durch kein Telegramm ausdrücken. Und nach dem ‚Nun danket alle Gott' kommt ‚danket alle den Guten, die Euch halfen' und wer an der Spitze dieser Guten für uns steht, wissen Sie. Daß mein Vater, welcher sonst bei unseren Festen gefehlt, zugegen sein durfte, war mir eine wahre Genugtuung. Er schien ergriffen von der Sache, die vor sich ging und schien auch meine Empfindungen, die still und sprachlos blieben, zu teilen. Jetzt muß er in Weimar sein — wir gaben ihm das Geleite bis Bamberg, von wo wir über die Fränkische Schweiz heimkehrten. Wir gewährten den Kindern gerne dieses Vergnügen zum Beginn ihrer Ferien, namentlich, da sie recht gute Zeugnisse heimgebracht." Diese Fahrt war in der Tat schön, und als sie in jener berühmten Muggendorfer Höhle stand, da dachte sie unwillkürlich an die Szene im Nibelheim, wo Wotan und Loge zu Alberich hinabsteigen, um ihn zu überlisten.

Wenige Wochen später aber hat „Mutter Malwida" ihren Plan ausgeführt und ist in Bayreuth eingetroffen, mit dem schönen Vorsatz, dort ihre Tage zu beschließen. In der Tat, kein vertrauteres Wesen konnte in diesen Kreis treten, und die Abende gewannen durch ihre Anwesenheit an Reiz und Zauber. Denn sie war eingelebt in das Lebenswerk des Meisters und diesem wie auch dem Paare in treuester Liebe verbunden. So sind denn die nächsten Monate ausgefüllt durch ihre immer treuliche und anregend wirkende Anwesenheit. Freilich, als die rauhe Zeit kam, der böse Ostwind über die alte Markgrafenstadt dahinfuhr und die welken Blätter im Garten fortwirbelte, da regte sich neben der Freude an ihrer Anwesenheit bereits auch die Sorge, ob sie, die Zarte, dieses harte Klima würde ertragen können, und der Schmerz des Scheidens machte sich lange schon in tiefer Befürchtung für ihre Gesundheit geltend. Sie teilte auch die Sorgen, die wegen des Theaterbaues sich regten und denen schließlich nur abgeholfen werden konnte durch den König. Aber freilich, da zeigten sich eine Fülle von Schwierigkeiten, die auch auf die Stimmung Frau Cosimas ihren Einfluß übten. Aber wenn sie im Augenblicke der Not Feustel ihre Ersparnisse anbot — hinter dem Rücken des Gemahls —, so zeigte sie immer die ernste und doch zu gleicher Zeit zuversichtliche Haltung, die auch während der Delegiertenversammlung schön zutage trat. Wenn der Meister alle bezauberte, so neigten sich die Delegierten alle vor ihr in Ehrfurcht, und ihre klaren, obschon nur indirekt mitgeteilten Anschauungen haben den größten Einfluß geübt. Freilich, Folgen konnten sie nicht haben, und alle Verhandlungen, die geführt wurden, scheiterten eben an den kleinen und armseligen Verhältnissen Deutschlands. Wenn des Königs Garantie sich verzögerte, so war auch daran der kleinliche und zum Teil auch böswillige Geist seiner Hofbeamten schuld. Man sprach wohl davon, daß der König gekränkt, und zwar dadurch gekränkt sei, daß Wagner den an sich schönen und begeisterten Hymnus von Felix Dahn nicht komponiert

habe. Wagner hat ganz offen und ehrlich den König darüber befragt und ihm dargelegt, daß er andere Dichtungen nicht komponieren könne und auch nicht komponieren wolle. Und der König hat darauf alles in vollster Weise klargelegt. Sein Empfinden galt gewiß nicht Wagners ihm wohl verständlicher Weigerung, sondern sein Groll ging zurück auf die Berichte seiner Hofbeamten über die energische Haltung und auch energische Äußerung Feustels, der mit gutem Recht meinte, bei den vielen Ausgaben der Hofhaltung für andere Zwecke müßten sich auch die Mittel für Bayreuth finden, und er, der doch zum Finanzminister Bayerns ausersehen war und das Portefeuille mit berechtigtem bürgerlichem Stolze ausgeschlagen hatte, verletzte durch seine energische Haltung viel mehr den Hofrat Düfflipp als den König, der schließlich in bestimmter, ja in herzlicher und enthusiastischer Weise im entscheidenden Momente eingegriffen hat. In der Tat darf man nie vergessen, daß vieles, ja das meiste, was geschehen ist, nicht auf das Konto des Königs zu setzen, sondern auf den kleinen und armseligen Sinn derer, die seinen Willen vollstrecken sollten, aber die Zögerungen brachten, wo sie dem Könige schadeten und zumal dem großen Werke von Bayreuth Schwierigkeiten machten.

Inzwischen hat auch in seiner Art Liszt versucht, andere höfische Kreise für Bayreuth zu interessieren und bei einer Begegnung mit dem Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg, den er durch seinen Freund, den Kardinal Hohenlohe, kannte, in diesem Sinne zu wirken versucht. Er hat zumal dessen Gattin, die eine Kusine der Großherzogin von Baden war, die Bayreuther Angelegenheit sehr ans Herz gelegt. Sie war im Frühjahr Hans von Bülow begegnet und hatte der Aufführung der „Heiligen Elisabeth" unter dessen Leitung beigewohnt. „Ihre ästhetischen Meinungen sind von bester Art und nähern sich denen unserer vorbildlichen Freundin, Frau von Schleinitz. Gestern schlug sie bei Tisch ihrem Gatten vor, zugunsten des Theaters von Bayreuth ein Votum des Reichsrates herbeizu-

führen und zu einem patriotischen Votum beizutragen, welches den Bau des Theaters beschleunigen könnte. Zu dieser Anregung erzählte nun der Fürst, daß der deutsche Kaiser Herrn ‚Sach' befragt habe, was er für das große Werk von Bayreuth tun könnte? ‚Aber ich bin der Protektor', antwortete ‚Herr Sach'. ‚Oho', antwortete der Kaiser, ‚Du hast eine viel bessere Stellung dabei als ich (da kommst Du billiger dabei weg als ich).' Ich werde nächstens dieses Gespräch dem ‚Herrn Sach' mitteilen, und ich werde mich weiter bemühen, die Äußerung Friedrichs des Großen zu Benkendorf durchzuführen: er sammle die Ausreißer. Zur Unterhaltung habe ich bei der Soirée dem Fürsten Hohenlohe-Langenburg einige Paragraphen aus den Zensuren Wagners über Eduard Devrient vorgelesen, an denen dieser in einem speziellen Fall Interesse hat und habe ihm auch die Broschüre über Bayreuth, die Frau von Schleinitz gewidmet ist, geliehen, über die er sich heute morgen sehr intelligent geäußert hat." Man sieht, Frau Cosima hatte auch an ihrem Vater trotz ihrer Bedenken und der vielfach kränkenden Gefühle, die sie hegte, für Bayreuth eine neue Kraft gewonnen. Er nahm auch großen Anteil an dem Bau des Wahnfried und wollte zur Ausschmückung des Zimmers, das für ihn in dem neuen Hause eingerichtet werden sollte, in seiner Art beitragen. Er schreibt darüber (12. September): „Ihr richtet mir in Eurem neuen Hause ein Zimmer ein. Ich will in diesem von heute an den kostbaren Trésor aufstellen, der der beneidenswerteste Schatz der Reichen sein wird und der Dir als Erbschaft nach meinem Tode zufällt. Du hast ihn auf der Altenburg während meiner Jahre der Erwartung ... die dahin sind, gesehen. Nimm ihn jetzt ‚in Depot' in meinem Zimmer bei Euch in Bayreuth und wenn ich auf dieser Erde nicht mehr sein werde, so sorgt dafür, daß das Eigentum dem von Euren Kindern zufalle, das Ihr für das würdigste haltet. Ein Brief von Wagner, vor zwanzig Jahren geschrieben, welchem ich die Partitur des ‚Fliegenden Holländer' beigefügt habe, wird Euch erklären, wie ich in

den Besitz der Manuskripte dieser wunderbaren Werke gelangt bin. Wenige Tage nach deren Empfang wurde mir die Kassette, die sie umschließt, von der Fürstin Wittgenstein gegeben. Im nächsten Frühjahr hoffe ich Euch und die Kassette mit den Manuskripten wiederzusehen." Aber Frau Cosima wollte dieses Geschenk, das ihr freilich unbedingt zukam, nicht annehmen und hat die Partituren zurückgeschickt. Das kränkte nun wiederum den Vater, und er antwortete: „Du weißt jedenfalls, daß Du mir durch die Rücksendung der Kassette Schmerz bereitet hast. Ich werde sie im nächsten Frühjahr Siegfried bringen, er wird weniger stolz sein als seine Frau Mama." Dann fuhr er freundlicher fort: „Herzlichen Dank für den 9. Band von Wagners Schriften und für das ‚Sommaire' von Schurés Buch. Die Art der Charakteristik von Wagners Werken ist ausgezeichnet: Tannhäuser, die Tragödie zweier Lieben; Lohengrin, die Tragödie des zur Erde herabgestiegenen Genius und des Ideals ohne Geschichte." Er berichtet ferner von der Anwesenheit von Marie Mouchanoff, die ja stets Begeisterung und Freude dahin bringe, wo sie weilt. Aber die Kassette ließ ihn nicht ruhen, und es ist zu charakteristisch, was er darüber an die Tochter schreibt: „Von Mittwoch auf Samstag morgen habe ich in 66 Stunden die Übersiedlung von Weimar nach Rom durchgeführt. Vor meiner Abreise habe ich in dem Schranke des ersten Zimmers meiner Wohnung in der Hofgärtnerei die Kassette verschlossen, welche die drei Partituren enthält, von denen zwei Handschriften und die dritte ein Autograph Wagners ist. Der Kassette habe ich eine kleine Schrift von mir beigelegt, welche feststellt, daß dieser Tresor Dir gehört und nach meinem Tode Dir zugewiesen wird. Der Kammermusiker Große hat die Sorge übernommen, sie sicher in Deine Hände zu bringen. Aber ich hoffe, daß ich sie selbst noch nächstes Jahr Dir nach Bayreuth überbringen kann und ich wiederhole Dir meinen sehr bestimmten Wunsch, daß die Kassette für Euch bewahrt wird, bei Euch in dem Zimmer, das Ihr für mich in Eurem neuen Hause

bestimmt. Es wird dort besser verwahrt sein, als irgendwo sonst während meiner Lebzeiten. Denn ich besitze kein Haus, und Du weißt, daß selbst die Gegenstände und Bilder, welche ich liebte, sich nicht mehr in der Hofgärtnerei befinden, dem Eigentum des Großherzogs, der es zu meiner Disposition gestellt und nach meinen Intentionen ausgestattet hat. Auch in Pest habe ich jetzt keinerlei eigene Wohnung. Meine alte Einrichtung von der Altenburg bleibt in Weimar verschlossen und die neue, welche man in Pest die Güte hatte, für mich anzuschaffen, wird mehr als zureichen für die Wohnung, welche ich in dem Hause des Konservatoriums beziehen werde. Ich bleibe also ‚toujours en vedette', wie Friedrich der Große sagte, und ebenso arm an Geiste wie an Eigentum." Es weht eine gewisse Trauer, aber auch Resignation durch diese Zeilen, und man sieht, wie der einst so frische und freudige Welttwanderer, der überall in seiner Jugend Begeisterung und Enthusiasmus gefunden, sich jetzt unendlich einsam fühlt, auch in Rom, wohin ihn die Fürstin geführt, von der er in diesem gleichen Briefe sagt: „Die Fürstin Wittgenstein ist recht augenleidend und häufig durch Rheumatismus heimgesucht. Aber Intelligenz und Moral sind wach, und sie ist in ihren Dispositionen viel concilianter, als ich es hoffte. Wir haben lange über Bayreuth gesprochen, indem wir all die falschen Nachrichten, die darüber kursierten, berichtigten und die Dinge auf den Boden der Wahrheit zurückführten." Auch das war Symptom. Aber doch konnte er sich nicht entschließen, dem Wunsch seiner Tochter, an seinem 50jährigen Künstlerjubiläum in Pest teilzunehmen, zu willfahren. Er schrieb darüber: „In diesem Falle kostet mich der Verzicht sehr viel, aber ich muß mich doch dazu entscheiden und vorziehen, daß Du nicht zu meinem Jubiläum nach Pest kommst. Dort steht man vom frühen Morgen bis abends spät unter dem Drucke der Repräsentation, und ich könnte Dich nur in der Öffentlichkeit sehen. Und ich möchte mir keine Vorwürfe machen, daß ich Dir ein solches Derangement bereite, das auszugleichen mir

im Augenblick ein wenig die Mittel fehlen. Überdies hast Du zu Hause genug zu tun. Deine Mitarbeit in Bayreuth ist unentbehrlich für den glücklichen Verlauf der Delegiertenversammlung der Patrone des Wagnertheaters. Also bemühe Dich nicht, mein theures Kind, sondern gestehe mir das Verdienst zu, mich Deiner Anwesenheit zu berauben, und schreibe einige Entschuldigungszeilen in etwa zehn Tagen an unseren verehrungswürdigen Präsidenten Monseigneur Haynald. Frau Mouchanoff hat mir zu kommen versprochen, und ich werde dadurch sehr erfreut sein, und ich werde mich auch bemühen, Frau Döhnhoff zu überreden, die dringenden Einladungen, die man ihr gemacht hat, anzunehmen. Morgen werde ich nach Wien reisen und vom 31. an bin ich in Pest." Er berichtet weiter, daß Hans die Hofkapellmeisterstelle in Karlsruhe ausgeschlagen hat und im Laufe des November und Dezember seine Konzerte in England wiederum aufnehmen wird, also kaum zu der Feier in Pest erscheinen könne. „Später nach seiner Amerikareise werde ich ihn von neuem und mit größerer Dringlichkeit fragen, ob er mich in meinen Bemühungen für das Conservatorium unterstützen wolle, das nur in einer Reihe von Jahren auf einen richtigen Stand gehoben werden kann. Ich habe der Fürstin Wittgenstein Deine Meinung über ihr Buch mitgeteilt. Sie war sehr davon befriedigt, daß Du es sehr klar geschrieben gefunden hast. Wenn Du die Lektüre fortsetzen kannst, so wirst Du mir eine Freude machen, wenn Du mir ohne jede Zurückhaltung Deinen Eindruck der beiden letzten Kapitel der Einleitung, welche einen großen Teil des Bandes einnimmt, über die ‚Hierarchies angeliques' mitteilen würdest, eine der originellsten Partien des Werkes, in welchem sich am Schlusse wirkliche Dunkelheiten finden. Das „Journal" vom 18. Oktober enthält einen ersten lobenden Artikel über die ‚Geschichte des Entstehens der niederländischen Republik' von Daniel Stern. Der Artikel ist unterzeichnet Fuzelles, welches das Pseudonym Hillebrands ist, des Freundes der Madame Lauffot und des Verfassers des

Buches ‚Frankreich und die Franzosen', das er Hans gewidmet hat." „Frau von Meyendorff hat mir gestern das Exemplar von Nietzsches ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen' gesendet, das ihr Marie Mouchanoff übergeben hat." Man sieht, die geistigen Beziehungen zwischen Vater und Tochter sind sehr rege. Diese hat sich zur Freude des Meisters in den Wunsch des Vaters gefügt und ist nicht nach Pest zu dem Jubiläum gegangen.

In der Zwischenzeit aber hatte man in Bayreuth ein Ereignis gefeiert, das auch seine Spuren im Hause Wagners zurückgelassen hat, und zwar Spuren der Enttäuschung, ja selbst der Kränkung. Darüber hat Frau Cosima an ihre Freundin Schleinitz sehr fein geschrieben: „Der deutsche Kaisersohn hat hier einen Abend und einen Vormittag zugebracht. Die ganze Stadt war, wie Sie sich denken, auf den Füßen und ich wunderte mich, daß unser Ort so viel Menschen faßt. Es war die Frage erörtert, ob unser Theater zu illuminieren sei. Da der Bürgermeister erklärte, es gehöre zur Stadt, welche festlich beleuchtet war, so erschien es denn zweimal bei der Ankunft des Erben der Kaiserkrone im bunten roten Feuerlicht, um rasch in der Dunkelheit zu verschwinden. Für uns war die Erscheinung sehr ergreifend. Mir war es, als ob Brünhilde schon ihre Brandfackel in das Weltgebäude hineingeworfen und Götterdämmerung und Gericht begonnen hätten. Der Prinz, von der Sonne der Hohenzollern und dem Glück, das dem tüchtigen Stamme lächelt, begünstigt, besichtigte die Schlösser, Opernhaus, die Kirchen, was sich gehört; das Bühnenfestspielhaus ließ er links liegen, und ich mußte mir stillschweigend sagen, daß die Zukunft unserer Kunst noch weniger hold sein wird, als die Gegenwart. Der Kränkung ungeachtet und seufzend in dem Gedanken an den König, freuten wir uns über den spontanen jubelnden Eindruck, welcher dem verdienstvollen Herrn zuteil wurde. Es wird wohl kaum möglich sein, den Kitt, der jetzt Deutschland zusammenhält, zu lösen, und das ist ein Gewinn. Daß unsere kleine Gemeinde so wenig Segen von

diesem Gewinn erhält, muß dahingenommen werden. Dafür ist auch unser Reich nicht von dieser Welt. Als neulich Wagner uns (Schuré der Elsässer und Patron war auch da) aus der ‚Götterdämmerung' vorspielte, fühlte ich, wie tiefer und tiefer sich der Schatz des Schmerzes senkt und wie mir von dieser Tiefe aus keine Worte mehr zur Oberfläche entsendet werden, sondern einzig klares Erkennen und ruhiges Ertragen möglich sind. Wie darauf uns Wagner auch ‚Parzival' vortrug, gedachte ich des Kapitels in Schopenhauer, wo es heißt, daß die Statistik bemerkt haben wolle, daß, wenn Pest oder Krieg die Welt verheert, die Zwillinge und Drillinge häufiger seien als sonst. Wie die Natur also physisch reagiert, dünkte mich's, hat sie gegen die Compression des deutschen Geistes durch solch' eine Produktion reagiert, wie die des bismarckischen Genies. Freilich hat sie sich so Genüge getan, kümmert sie sich nicht, wie der allgemeine Stand, den die Compression wahrscheinlich dauernd hervorgebracht hat, zu dem Genie sich verhält. So auch rettete sie den angelsächsischen Geist in Shakespeare für alle Ewigkeiten. Die Normannen aber blieben siegreich, der Angelsachse ging unter, und so blieb nur ein Bild, freilich ein ungeheures, wie es eine ruhige, stete Entwicklung vielleicht nicht hervorgebracht hätte." Und sie berichtet noch von den stillen Stunden in Bayreuth: „Wir sind froh, wenn der Abend heranzieht und wir mit unserer edlen, begabten Freundin die Lektüre vornehmen. In diesen Tagen haben wir Lichtenbergs Briefe über das englische Theater mit ungemeinem Interesse gelesen. Diese Gattung der scharfen, feinen, nicht übermäßig produktiven Geister ist in Deutschland ganz verschwunden, und das Genie steht unvermittelt da. Wenn es nur unbehindert schaffen könnte und nicht durch unwürdige Präoccupationen in seinem eigenen Beruf verhindert würde."

Diese Präokkupationen beschäftigten sie dringend, und es gab allerlei Versuche törichter und noch schlimmerer Art, die an sie, aber auch an Frau Marie von Schleinitz herantraten. Sie meint,

auf die Delegiertenversammlung zurückkommend, daß eigentlich nicht gerade Erfreuliches vorlag, daß Nietzsches Mahnruf zu energisch war und einen toten Körper kaum zu galvanisieren vermocht hätte. „Und als tot wollen wir die kaum geborene Unternehmung doch nicht ansehen. Ist sie lebensfähig, so ist dieses Mittel zu scharf." „Jetzt leben wir wiederum in der Erwartung." Damit war die Entscheidung des Königs gemeint, die sich noch bis in den Beginn des nächsten Jahres verzögerte. Aber über Pest schreibt sie der Freundin: „In diesem Augenblicke wird in Pest viel geredet. Der Erzbischof hatte die Güte gehabt, mir den Platz neben sich während der ganzen Dauer des Festes zu reservieren, und in einem gewissen Sinne empfinde ich es wehmütig, daß ich nicht dort bin. Mein Los weiß aber nichts mehr von Festen, außer solchen, bei welchen ich so leide oder im voraus gelitten habe, daß sie kaum mehr festlich empfunden werden. Mein Vater ist bei dieser Gelegenheit äußerst gütig gegen mich gewesen und hat meine Stimmung verstanden. Hoffentlich genießt Marie Mouchanoff dort einige Augenblicke, — die Ärmste. Es ist merkwürdig, wie die Katholiken, die sich so klar wähnen, sich so schwer von der realen Anschauung der Dinge befreien und dadurch so beunruhigt bleiben. Stürbe mir einer der Lieben in der Ferne, irgend etwas hätte mich abgehalten, dahinzugehen, ein inneres oder äußeres Motiv. Meine Trauer bliebe unaufgeregt, ich wüßte doch, wie es ist. Was ist denn ein Abschied, ein letzter Händedruck im Vergleich zu der Sehnsucht, die dahin zieht, wo der Geliebte schon ist. Was ist die Scheidung des Raumes gegen die Scheidung des Blickes. Freilich habe ich nicht immer so empfunden. Am Allerseelentage kommunizierte ich hier mit der großen Gemeinde, vielleicht 250 an der Zahl, meist Bauern, eine gute Umgebung, die es mich empfinden ließ, daß die Gemeinsamkeit nur am Altar hergestellt wird. Wie Schatten wandelten wir ohne Ordnung, aber auch ohne Unordnung, jeder abwesend, die um des Lebens Not und Müh' Besorgten und die von des Lebens Gram Zernagten. Wer

kann einen Zweifel da erheben, wo kein Gedanke waltet, wo kein Wunsch erwacht, wo der Mut nicht um das Leben des kranken Kindes bitten würde, denn alles war still, das Weltenschweigen herrschte: darin spricht man mit Gott. Nicht nur die oft gerühmte Gleichheit von arm und reich stellt sich hier dar, sondern die Gleichheit des Guten und Schlechten in den Kreisen der Härte und der Milde, der Begehrende und der Entsagende, hier und nirgends sonst feiern wir ihre Einigkeit in dem Schweigen aller Tugend wie aller Laster. Es ist die Stille um uns und in uns. Gibt es solche, die nicht also es empfinden? Ich glaube kaum. Von dem Seelenschweigen zu reden ist vermessen! Gott weiß, wie das geschah." Das war richtige Allerseelenstimmung, und diese entsprang einem anderen Gefühl als die Worte, die sie einige Wochen früher an die Freundin geschrieben: „Auch ich, geliebte Traumschwester, begegne Ihnen öfter in den Nachtgefilden, auf welchen es bunt genug zu Zeiten hergeht. Ich möchte aber nicht, daß diese jetzige Begegnung mir Ihren Besuch ersetzen sollte, wenn es auch sonst für Liebende besser ist, sich im Traum zu sehen, als in der plumpen Wirklichkeit, die wohl mehr schadet als verbindet. In Ihrem Bezug hängen wir aber an dieser Wirklichkeit, denn mir ist es, als ob nichts, weder Vereinigung noch Trennung, uns scheiden könnte."

In der Tat, gerade jetzt war ihr diese Freundschaft ein Trost, nicht wegen der Tatkraft dieser einzigartigen Frau, sondern wegen ihres feinen weiblichen Gefühls, das sie ihr entgegenbrachte und dessen Frau Cosima im hohen Grade bedurfte, um so mehr, weil sich unter der äußeren großen Sorge für den Festspielgedanken und das Theater nun ihr ganzes Wesen nach innen wandte. Das ist eigentlich das Große an den beiden, daß, je mehr die Außenwelt auf sie drängte, und zwar in keineswegs schöner Weise, sie sich immer mehr verinnerlichten. Sie schwankt zwischen Trauer und höchstem Empfinden, zwischen Todessehnsucht und dem Gefühl, daß sie dem einen großen Gedanken und dem großen Manne leben müsse, wie ihrer

Liebe. Und da fühlt sie erst recht, wie sie Gott zu danken habe: „Wieviel besser war das Schicksal als ich selbst, wie schön war das Triebschen, wie freundlich der König in unserem Betreff, wie schön unser Haus. Die Kinder sind wohl und gut, Fidi hoffnungsvoll. Wie verdiene ich das alles! Richard wirft mir eine volle Sucht zur Aufopferung vor — in mir lebt der Gedanke, nie im Leben genug getan zu haben. Ich möchte nur noch warten und flehen." Und dann philosophiert sie darüber, wie sie sterben möchte: „Indem ich von ganzer Seele um Verzeihung bitte, die ich gekränkt, indem ich höchstes Lobenswertes dem sagte, den ich liebe, indem ich mit Anspannung aller Kräfte allen vergebe, die mir Übles gewünscht und getan, indem ich segnend meinen Kindern die Lehre gebe, die ich in diesem Augenblicke wohl in mir selbst fühle." Dann aber rafft sie sich auf und meint: „Doch jetzt ist die erste Aufgabe, das Leben heilig zu halten, das mir unendliches Glück brachte. Es ist, als ob die Liebe Richards zu mir die meinige stets steigere. Aus ihr erwächst der heitere Sinn, ja die lustige, übermütige Laune, die es ihm möglich macht, die Widerwärtigkeiten alle zu tragen." Und es liest sich wie ein schöner Roman der Goetheschen Zeit, wenn sie sagt: „Immer tiefer, immer höher wächst unsere Liebe. Wir fragen uns, wie wir nur jemals ohne einander sein konnten. Seliges Gedenken an Triebschen, die Morgen, die Abende dort, der Räuberpark, das Ausderweltsein, Geborgensein. Jetzt freilich sind wir unverhüllt und sehr ausgesetzt." Das ist das Innenleben.

Das Außenleben aber brachte Wagner die Verleihung des Maximilianordens, wobei das Ordenskapitel die seltsame, damals aber noch wohlverständliche und von so braven Männern wohlbegreifliche Zusammenstellung mit Brahms gemacht, die ihn gekränkt hat. Auch die Art und Weise, wie ihn nach altem Beamtenzopf der Präsident auf sein Büro zitiert, um ihm den Orden zu übergeben! Ein neuer Beweis, daß das Genie nur beim Fürsten, nie aber im Staate ein Heim, geschweige denn ein Verständnis findet.

Sie litt darunter mehr als er selbst, der den Orden, als er von seiner Zusammenstellung mit Brahms hörte, zurücksenden wollte. Sie aber riet ihm von jeder derartigen Provokation ab. Ganz anders war das eigentliche künstlerische Milieu, das sie sich schufen; das Lenbachsche Bild von Frau Cosima machte ihm eine unendliche Freude. Er hing es bei seinem Arbeitstische auf und meinte: „Mit dem Bilde treibe ich Götzendienst, während ich instrumentiere. Wenn Du wüßtest, was ich Dir alles sage." In diesem Sinne hat er auch seinem alten Dresdener Freund Kietz, der während des Sommers gekommen war, um seine Büste zu schaffen, den Auftrag gegeben, Frau Cosima zu modellieren. Wir wissen aus den Erinnerungen des braven Kietz viel Schönes von den Sitzungen, wo ihm gegönnt war, das wunderbare, fast zauberhafte Haar der Frau Cosima gelöst zu sehen und er selbst Anweisung geben konnte, wie sie es ordne. Es waren Tage, wo der Meister bei den Sitzungen selbst sich freute wie ein junger Liebhaber, ganz im Sinne Goethes: sein blondes Liebchen zu erfreuen, verpufft er Sonne, Mond und Sterne. Es gibt kaum etwas Schöneres und Reizvolleres als diesen seelischen und bei aller Leidenschaft unendlich hohen und reinen Zusammenhang der beiden einzigartigen Menschen. An jedem Abend bei der Lektüre, ob sie nun Calderon oder Shakespeare, ob Schopenhauer oder die Menschen des Tages betraf, immer fühlen sie zusammen und vermögen selbst aus den Büchern heraus ein neues Gefühl des unnennbar schönen Zusammenschlages ihrer Herzen zu finden. Und dabei weiß sie nicht, ob sie sich mehr freuen soll über die erhabenen Worte, die er findet, oder den göttlichen Humor, der in ihm auflebt, sobald er nur, abgetrennt von der Welt und ihren Sorgen, von all dem kleinlichen Kram, als welcher ihm nun in der Tat die Schaffung des Festspielhauses erschien und erscheinen mußte, mit ihr allein sich fand. Darin liegt eine Größe, aber auch eine Weihe und ein unendlich holder Reiz dieser vereinten Schicksale.

Und so kam Weihnachten. Natürlich war „Mutter Malwida",

wie eigentlich alle Abende, Gast und Genossin. Sie hatte Frau Cosima unter den Weihnachtstisch die Werke von Hölderlin gelegt, und sofort wissen beide die merkwürdigen Beziehungen zwischen Hölderlin und Nietzsche zu erkennen, die ja zweifellos bestanden und ohne die man Friedrich Nietzsche gar nicht verstehen kann, ebensowenig wie ohne seine Entwicklung aus Novalis heraus, so paradox dies klingen mag. Am Weihnachtsabend selbst aber schrieb Frau Cosima in ihr Tagebuch: „Indem ich von diesem Tage scheide, überkommt mich das Bewußtsein meines Glücks mit unüberwindlicher Macht. Richard und ich, wir müssen das Schicksal preisen, das uns zusammengeführt. Ich kann das Wunder nicht begreifen, von ihm geliebt zu sein: wie ein öder, leerer Traum dünkt mich mein früheres Dasein. Nun fand ich alles, und selbst das Leiden ist mir ein Zeichen meines Glücks." Sie schrieb das gewissermaßen in der Vorahnung des Morgens ihres Geburtstags, den sie selbst mit den schönen Worten schildert: „Am frühen Morgen höre ich die Kinder das große ‚Koseroselied' singen. Siegfried sagt mir ein Gedicht. Tiefste Empfindung all des Glücks. Alles Äußere schweigt, alles Innere spricht, tausend Stimmen jauchzen in die Seele das Liebeslied, jubelnd wie im Lenz tausend Vögel das eine Lied. Die Sonne scheint. Ich bitte Richard, mich zum Theater zu führen. Die Bretter versperren den Eingang zur Bühne. Kein Wächter ist da, ich klettere trotz Samt, Atlaspracht hinüber, und unter großem Lachen gelingt es mir, in die Bühnenhalle zu treten. Grandioser Eindruck. Wie ein assyrischer Bau erhebt sich das Ganze, und wie Sphinxe reihen sich innen die Pfeiler aneinander, wie geheimnisvolle Gänge breiten sich die Seitenflügel aus. Mehr wie Vergangenheit als Zukunft scheint das Ganze, doch wirkt es großartig erheiternd heute auf mich. Von der Bühne gehen wir dann zum Zuschauerraum. Erhaben wirkt der Eintritt. Was keine Erziehung dem Zuschauer gewährt: Die Vorbereitung zum Mysterium wird in einem Augenblick der Eintritt in diesen Raum bewirken. — Richard schenkt mir

den ersten Akt der ‚Götterdämmerung' instrumentiert. Bei Tisch stimmt er das Lied an ‚Sagt mir Kinder...' — Vor Tisch noch sind wir nach dem neuen Hause gewandelt und in das neue Treibhaus getreten. Freude an den schönen Pflanzen, träumerische Heiterkeit über alles. Die Kinder genießend. Für uns beide genügt die Gruft, für uns würde kein Besitz sich finden, ohne sich voll zu finden, alles sich zu sein und zusammen zu bleiben im Leben und Tod. Abends bitte ich ihn, mir das Idyll zu spielen. Wir gedenken des Morgens in Triebschen, dann der Tristanzeit in München, aller Wonnen, alles Wehs. Wir trennen uns: ich mit Gewalt die überströmende Rührung zurückdrängend, das Idyll und das Koselied unter das Kopfkissen legend, sanft dem Entschlummern mich hingebend. Ein glücklicher Tag. Nicht wie Goethe geht es mir, der nur vier Wochen des Glückes begehrte, mein Leben und Los ist das Glück, das Dasein mit seinen Qualen, überleuchtet von dem Stern der Tiefe."

Dann freilich fordert die Realität ihr Recht. Die Sorgen für das Theater drängen sich im großen und kleinen heran. Und doch wußte auch in dieser Zeit Frau Cosima Trost und Hilfe. Gerade deshalb wirkte ein Wort, das sie von der Tochter der Fürstin Hohenlohe sprach, ganz besonders bedeutungsvoll. Sie schreibt darüber: „Wie grenzenlos gut Richard beständig ist, ersah ich aus einer Antwort, die er mir gab, wie ich ihm mitteilte, daß ein Wesen, wie die Fürstin Hohenlohe, die die ganze Entwicklung des Nibelungengedankens erlebt und daran teilgenommen hat, gänzlich verstummen konnte, obwohl sie nun etwas tun und viel tun könnte. Richard meinte, sie sei eben fertig, habe, indem sie diese Ehe einging, ihren Entschluß gefaßt und sei nun wie abgestorben."

So ging das Jahr zu Ende, und aus diesen Gedanken heraus beschrieb sie ihrer Freundin Marie von Schleinitz ihren Geburtstag, den Besuch des Theaters und alle Ereignisse ähnlich schildernd wie in ihrem Tagebuch. Das ist ein Zeichen, wie sehr sie mit dieser

empfand. Denn sonst bleibt all das, was sie in den geheimen Blättern niedergelegt, für alle Welt und alle Menschen, sogar für den Gemahl, verborgen. Und sie fügte die Worte an: „In diesen Gedanken feierte ich die weihlichste Nacht und den weihlichsten Tag. Bald aber kehrte der Sorgenschwarm zurück, und die bayerische Majestät schweigt, dafür kam der Maximiliansorden, von dem Sie wohl gehört haben. Ich bat Wagner, die Ehre ruhig über sich ergehen zu lassen, gedachte dabei aber Falstaffs, welcher von seinem Schneider sagt: Ich verlange 20 Ellen Atlas und er gibt mir Sicherheit — wir bitten um Garantie und erhalten einen Orden. Verzeihen Sie diesen schlechten Scherz." Und über die Verhältnisse des Baufonds sprechend, fährt sie fort: „Wenn wir die Garantie nicht erhalten, wollte Wagner eine Petition an den Kaiser, von den verschiedenen Patronen unterschrieben, senden, um ihn zu bitten, für das Jahr 1876 die Aufführung des ‚Rings' als allgemeine deutsche Feier des Friedensschlusses mit Frankreich und dafür 100 000 Taler zu dekretieren. Glauben Sie an die Möglichkeit der Erfüllung dieser Bitte? Jetzt ist allerdings die Hauptsache, daß unser verehrter Kaiser genese. Sein Unwohlsein hat uns auch hier sehr betroffen. Ich fürchte jede Zukunft." Und dann geht sie in ihrer Art auf die Skizzen ein, die der Maler Hoffmann in Wien für die Dekorationen des „Ringes" gemacht: „Sie sind wirklich wunderschön und Lenbach, den ich gebeten hatte, sie zu besichtigen, schrieb sehr befriedigt. Eine tiefe Kenntnis der Natur und eine gründliche Kenntnis der Dichtung bei vielem Können sprechen sich darin aus. Und was uns das schwierigste dünkte, Walhall hat er prächtig entworfen, glaubhaft und geisterhaft zugleich, eine wohnliche Totenstätte, sehr entfernt, ja unerreichbar und doch so sicher entworfen wie die Contouren der Wolken. Er hat die glückliche Idee gehabt, aus den 500 Toren sich seine Konstruktion zu bilden und die Hochsitze der Götter sowie die Weltesche und Urdquelle da anzubringen, was das Ganze merkwürdig belebt. Auch die Höhe der Wala, wo Wotan

sie weckt, war sehr großartig gedacht und stimmte zu der Musik, einzelnes war verfehlt, doch nichts stümperhaft; und auch nach dieser Seite hin habe ich die Überzeugung, daß etwas künstlerisch Unerhörtes zustande käme. Und denken Sie, Richter will Siegfried entdeckt haben; er brachte uns einen sehr schönen, stattlichen jungen Mann, Doktor jur., wohlhabend, das Theater verachtend, doch mit einer mächtigen Stimme und bereit, sich der Sache zu widmen, dabei sehr musikalisch. Nun kommt es darauf an, ihn zu bilden und Richter übernimmt es! Gott weiß! Stimme und Erscheinung sind gut." Und sie fährt fort: „Soeben war ich in der Kirche, um das alte Jahr mit den Kindern fromm zu beschließen. Nun danket alle Gott! Den edlen Frieden, darum der Gesang bittet, hoffe ich gewonnen zu haben, so konnte ich mit voller Brust danken. Es ist wohl wunderbar, wie der Glaube immer unaussprechlicher sich in der Seele, immer unerschütterlicher sich bejaht, soweit bin ich nun, daß kein Symbol, kein Aberglauben mich stört. In allem kann ich eine Bejahung des Gefühls erkennen, das mich beseelt. Leider nicht in der Predigt. Diese ist immer zu gescheit und für mich eine kleine Prüfung, da ich neben mir die Bauernweiber schlafen sehe und ich doch so gut wüßte, was man ihnen sagen könnte im Schatten des Kreuzes und im Nachhall der Bergpredigt." Und dann kommt sie auf den Gemahl der geliebten Freundin zu sprechen: „Wie ist es doch zu begreifen, daß der Minister, Ihr Gemahl, immer mehr Sehnsucht nach der Einsamkeit empfindet und ganz besonders wie mich dünkt, muß die Maskerade des Lebens, die er so ganz genau zu kennen Gelegenheit hat, herzermüdend sein. Wagner schrieb neulich einem Verwandten von der ‚boshaften Hartherzigkeit'; mir fällt immer die stumpfe Zerstreutheit der Leute auf und kürzlich machte ich in unserem Hause die Bemerkung, daß die einzigen Arbeiter, mit denen ich mich verständigen könnte, zwei taubstumme Maler sind; der Fehler, mit dem sie die Natur behaftet, macht, daß, wenn man ihnen etwas mitzuteilen hat, sie ihre ganze Aufmerksamkeit und ihre

ganze Intelligenz auf einen konzentrieren und daß sie infolgedessen einen verstehen und zu Willen sind, während die Redenden und Hörenden auf garnichts mehr achten. So bin ich denn soweit, mir Krüppel zum Verkehr zu wünschen!...

Inzwischen haben die Leute das Neue Jahr eingeläutet und ich wurde durch die Sylvesterkerzen unterbrochen. Die Kinder plünderten den Baum und tanzten rings umher, während Wagner dazu spielte. Es ist mir lieb, den ersten Tag des neuen Jahres an Sie, geliebte Seele, zu schreiben, es ist mir ein liebes, gutes Zeichen, daß unser Verkehr dauern wird, wie er ist. Bei den meisten Beziehungen tönte mir, sei es in ihrer Blüte oder in ihrem Anbeginn das ‚gebet Acht' der Brangäne, ja beinahe allem Erfreulichen gegenüber höre ich in mir diesen Ruf. Ihnen gegenüber seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft war in mir nur Vertrauen — wie dies kommt, mögen Sie selbst sich sagen. Gott weiß, ob 74 uns gnädig sein wird, einstweilen muß man sich mit Entsagung, Entschlossenheit wappnen." In diesen Brief fügt sie noch ein Wort über die Freundin ein, welche nur noch die Weihnachtstage in Bayreuth verbracht hat, um dann, den Geboten ihrer Gesundheit folgend, das Asyl zu verlassen und sich nach dem Süden zu wenden. Bayreuth war für Malwida zu rauh. Ihr Erscheinen eine schöne, aber kurze Episode. Es waren nicht alle so stark wie dieses kühne Paar, das die rauhen Winde des Frankenwaldes ertrug in dem Gefühl, daß hier ein Werk und eine Pflicht ihrer harre. Aber diese Pflicht war zunächst hart und bitter, und wenn Richard Wagner seinen Groll in den humoristischen Versen entlud:

Da der deutsche Geist nicht will zahlen,
Kann ich Hoffmann nicht lassen malen,

war es ihr doch sehr schmerzlich, und um so mehr, als sie ihr mütterliches Vermögen, das sie gerne zur Verfügung gestellt hätte, zur Zeit nicht erhalten konnte. Aber Wagner ließ den Mut nicht sin-

ken. Er sprach zu ihr: „Jetzt muß man viel auf einmal sein, vorsichtig, klug, wahrhaftig und vornehm. Du hörst noch den Ring des Nibelungen, es kommt bloß auf den Gedanken an, keinen Termin zu stellen. Sind die 200 000 Thaler da, dann ist es gut.“ Und sie selbst sagte zu ihm am Abend nach einem „stürmischen Tage“, „ich weiß selber nicht von welchem Geist getrieben: Wie schön ist es doch, von allen verlassen zu sein.“ Und er erwiderte: „Oh, es ist der einzig würdige Zustand.“ Gestern und heute faßte ich mein ganzes Wesen in einem Gebet zusammen, mit Richard vereint zu sterben. Nur solange hienieden zu wandeln, als sein Blick meinem Blicke begegnen, meine Hand die seinige halten, mein armseliger Geist seinen Geist schauen und erfassen kann. Er aber meinte: „Wenn wir nur noch recht lange miteinander leben.“

Wie armselig nimmt sich demgegenüber die Verzögerung aus, die in München der geforderten Garantie bereitet wurde. Und bis in das Frühjahr hinein schob sich die Entscheidung des Königs hinaus. Man sprach von Übelnehmen und Gereiztheit und hat immer wieder den unglückseligen Hymnus Felix Dahns in den Vordergrund geschoben, der ja ohne Zweifel auf den König selbst den geringsten Eindruck gemacht hat. Denn er war eine volle Verherrlichung des Kaisers Wilhelm, und wir wissen, wie sehr sich das gekränkte Gemüt des Königs von den Zollern damals schon abgewendet hatte.

Da brachte denn Frau Cosima die schönsten Stunden des Tages in dem neuen Gewächshaus zu, und die prachtvollen Pflanzen wirkten auf sie unendlich beruhigend. Hier las sie, hier trat der Gemahl zu ihr, und hier besprach er die äußeren und noch mehr die großen inneren Fragen. Gewiß gab es „der bunten Haushaltsnöte“ viel, und Wagner war oft genug in komischer Verzweiflung, und auch sie hatte mit dem Hause eine neue Not. Nicht minder beschäftigten die äußeren Dinge ihn und sie, und man muß die Klarheit ihrer politischen Anschauungen bewundern, ja die prophetische Voraussicht, mit der zumal er die deutschen Dinge beurteilte. Es war ge-

rade die Zeit der Wahlen: da erzählte er der Gemahlin, daß man in Chemnitz einen Sozialisten gewählt, welcher die Stadt nicht einmal betreten dürfe. Und dies kam, weil 5—6000 Bürger sich der Wahl enthalten haben! „O dieses Parlament", ruft Richard aus, „könnte ich nur mit Bismarck einmal darüber reden."

Aber über allem schwebte doch der tiefe, seelische Zusammenhang zwischen den beiden. Wie reizvoll ist es, wenn sie schreibt: „Wir sprachen von Männern, Frauen, Liebe. Ich sage ihm, er sei der einzige Mann, der die Liebe eines Weibes verdiene, er sei treu und zart, er glaube an die Liebe." Wagner antwortet: „Den meisten Männern fehlt die Sammlung. Dadurch sind sie zu zynisch." Sie vertiefen sich in die indische Welt, nur um sich selbst, aber auch die großen Gedanken, die ihn als Menschen und als schaffenden Künstler leiteten, wiederzufinden. Und je mehr ihn die Sorgen belasten, um so mehr flüchtet er sich in dieses Reich der Liebe. So sagt er: „Du krönst mich mit Deiner Barmherzigkeit, Du bist nicht nur der Kern meines Lebens, Du bist mir die Welt!" Sie aber fügt seufzend hinzu: „Ach, und nichts kann ich für ihn tun." Es wird sozusagen die ganze Welt alarmiert, und doch handelte es sich nur um einen Federstrich des unglücklichen Königs, um ein entschiedenes Wort aus seiner Umgebung, ihn, der durchaus nichts anderes wollte, als das Wohl des Meisters und auch das Werden von Bayreuth, zu dieser verhältnismäßig nichtssagenden Garantie zu veranlassen. Da schreibt sie an ihn und sendet ihm die Bilder der Kinder. Der König antwortet rührend, warm, enthusiastisch, alles scheint im besten Einvernehmen, und doch verzögert sich alles, und durch diese Verzögerung wird in der Tat das Ganze aufgehalten, und vor allem der Meister selbst in seinem Schaffen verhindert. Es ist bewundernswert, wie sie in diesen schweren Tagen ihm gegenüber die Ruhe und Heiterkeit bewahrt und vor allem auch, wie sie nach außen hin sich nichts merken läßt von den schweren Sorgen, die sie belasten. Auch nicht Marie von Schleinitz, die sie immer wieder einen schönen Blick

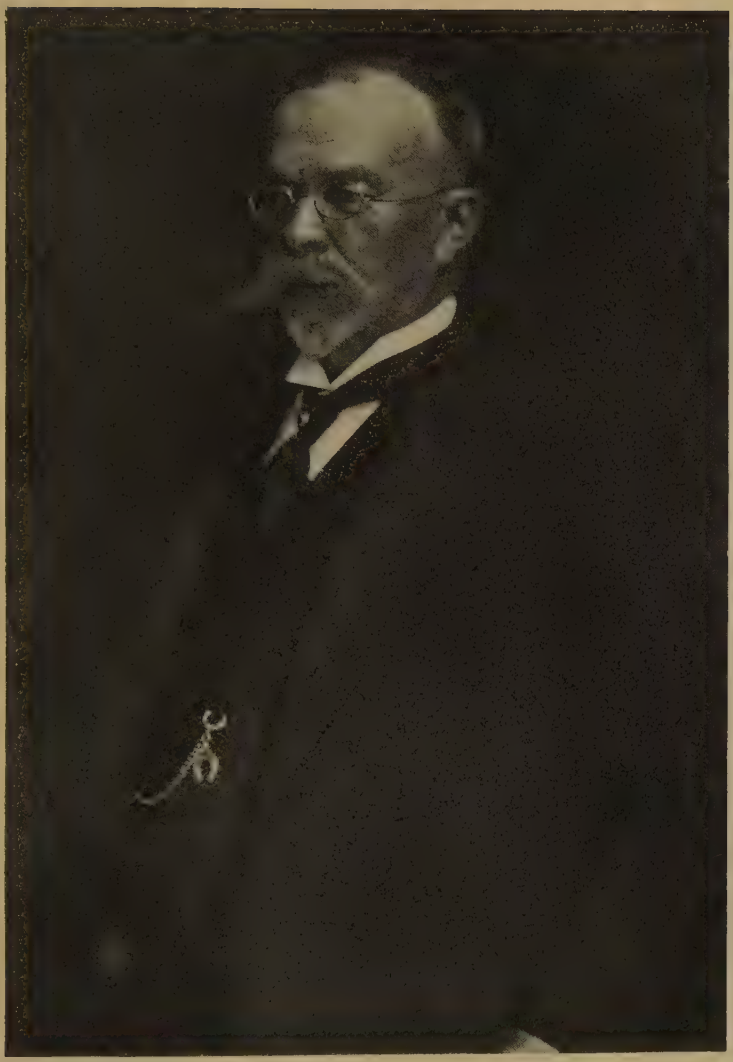
tun läßt in das Leben, das sie führen. Diese wunderbare Frau bleibt dadurch mit dem Geiste Wahnfrieds in stetem Zusammenhang und fühlt, daß auch in dieser steten Beschäftigung mit Kunst und Literatur ein Stück von Richard Wagners Wesen sich enthüllt. Von besonderer Bedeutung aber in diesen Tagen des Harrens und Wartens war die Korrespondenz mit dem Vater, dem sie im Inneren eigentlich gram war, weil er für alle möglichen Zwecke Konzerte gab, nur nicht für Bayreuth. Wohl empfand er den Kranz, den ihm der Wiener Wagnerverein bei einer dieser Feierlichkeiten überreichte, als ernste Mahnung und hat dies auch seiner Tochter gegenüber nicht verhehlt. Denn in gleichem Maße näherte sich ihr sein Herz, als sein Gefühl für die Fürstin sich in Mitleid zu wandeln begann. Man kann nicht sagen, daß dies eine Steigerung seines Empfindens war, sondern er deckte nur mit Großmut das Furchtbare, in welchem sich die Fürstin verlor. Schon jetzt ist ihr Dasein für ihn eine Qual, und man kann sagen, jedes Wort, das sie ihm schreibt und das sie während seines Aufenthalts in Rom zu ihm spricht, ist eine Hemmung seines künstlerischen Empfindens. Und so begann er sich im Frühjahr 74 der Tochter gegenüber mehr und mehr zu offenbaren. Er hatte einen Brief an seinen Vetter Eduard gelesen, in welchem sie ihm rückhaltlos über den geliebten Vater geschrieben. Er meint dazu: „Dein Brief an Vetter Eduard hat mich süße Tränen vergießen lassen, Tränen, welche volles Himmelsglück verleihen. Du bist die liebenswerteste Natur, welche ich auf der Erde weiß! Wie kann ich Dir meinen Schmerz offenbaren, daß ich Dich in der nächsten Zeit nicht wiedersehen kann. Du wirst verstanden haben, warum ich Weimar aufgegeben habe. Es wird mir freilich deshalb schwer, nach Bayreuth zu kommen. Das Hindernis aber scheint mir nicht unüberwindlich, denn am Schlusse der Rechnung kann ich mich Weimar gegenüber vollkommen quitt betrachten. Aber ein anderes ist es mit Rom, wo meine Pflichten gewissermaßen gipfeln. Ich sage es Dir allein, theure Cosima, und ich enthülle Dir

ohne Phrase die wahre Situation. Die Fürstin ist physisch und mehr noch moralisch krank. Es ist nötig, daß sie ohne Zögern einzelne Bestimmungen bezüglich ihrer Lage in Weimar trifft (Verkauf einer bestimmten Zahl von Gegenständen und Unterbringung einer Reihe von anderen) und für die Verlängerung ihres Aufenthalts in Rom, wo sie sich in einem unerträglichen Provisorium seit 15 Jahren befindet, das ihr mehr Ungelegenheiten bereitet (ohne die Diebereien zu rechnen, denen sie fortwährend ausgesetzt war). Diese Beschlüsse aber bedrängen sie im höchsten Grade. Sie hat sich ihnen entgegengesetzt, aber ich hoffe doch, sie dazu zu bewegen, nicht in acht Tagen, aber in acht Monaten." Kurz und gut, jetzt wurde ihm eine neue Last aufgebürdet, und statt daß er in den Beziehungen zu ihr den Frieden seines Lebens gefunden hätte, brachte ihm jeder Tag eine neue Quälerei, denn die Fürstin wurde in Tat und Werk geradezu unerträglich. Er selbst flüchtete sich in die Villa d'Este, wo er von ihr ziemlich entfernt war, und von wo aus er doch seine nie rastende Sorge für sie walten lassen konnte. Im übrigen beschäftigten ihn auch die französischen Verwandten und die Sorge um das Vermögen seiner Tochter. In der Gräfin Charnacé, der Stiefschwester Frau Cosimas, durfte er allerdings eine Frau von hoher und aristokratischer Gesinnung erkennen. Aber es mußte doch etwas geschehen. Und so übernahm er es, sich in diese Angelegenheiten zu mischen. Veranlassung dazu gab ihm eine Schrift, die ihm sein Schwiegersohn Emile Ollivier unter dem Titel „Lamartine" zugesendet, eine Rede, die er vor der Akademie gehalten hat. Man sieht, wie er jetzt sich seiner Tochter mehr und mehr zuzuwenden begann und in ihre Liebe sich flüchtete, nachdem er erkannt, daß sie das treueste Wesen war, das er nach dem Tode seiner beiden anderen Kinder noch besaß. Und vielleicht eine Frau, die fern in Warschau in schweren Bresten rang, Marie Mouchanoff, die eigentlich alle, auch die Tochter selbst, als die Berufene erkannten, welche das Alter des Wunderbaren hätte verschönen können. Denn die Hoffnung einer anderen, der

Baronin von Meyendorff, die aus Liebe zu Liszt Frau Cosima eine Zeitlang gehaßt hatte, mußte sich dem Schicksal des Entsagens fügen. Und dabei ist es rührend, wie sie sich gerade an die Tochter anklammert und bei ihr Verständnis sucht und findet für ihr Herzeleid, von Liszt wohl verstanden, aber nicht geliebt zu sein. Gegenüber Wahnfried macht das Schicksal des Altgewordenen einen traurigen und tiefergreifenden Eindruck.

Inzwischen aber war endlich das Jawort des Königs eingetroffen, und es ist kein anderer als Adolf Groß, der Frau Cosima von diesem Entschlusse benachrichtigt. Es ist etwas Eigenartiges, wie das Eintreten dieses schlichten und doch so wunderbaren Menschen in das Schicksal des Hauses Wagner nicht minder wie den Bayreuther Festspielen einen Zug der Beständigkeit und einer glückhaften Entwicklung bringt. Das kam wohl daher, weil er mit dem Gefühl einer unauslöschlichen Treue und Güte etwas verband, was alle anderen nicht hatten, nämlich die ruhige, sichere Klarheit in allen Geschäften, die er mit voller Energie, aber immer als ausgesprochener Kavalier durchgeführt hat. In ihm lebte eine Ritterlichkeit, die von niemand so tief und mit so getreuer Dankbarkeit empfunden worden ist, als gerade von Frau Cosima.

Unter dem Eindruck dieser königlichen Erklärung, die nun die Hemmnisse der weiteren Entwicklung von Bayreuth hinwegzunehmen schien, schrieb sie an die Freundin Marie: „Vorgestern traf die Unterschrift ein, geliebte Freundin, und somit sind wir nun ein gutes Stück vorwärts. Die vier letzten Monate waren etwas drückend durchzumachen, ich danke aber Gott, daß sie noch bei uns ertragen werden durften, daß Wagner fortarbeitete und die Schwermut doch nicht überhand nahm. An Richter, Betz und Niemann ist nun geschrieben worden und Pläne für Errichtung von Hotels gefaßt, da der blaue Salon, so schön er ist, doch wohl nicht ausreichend sein würde. Ich habe Marie Mouchanoff die Veränderung zum Besseren gemeldet, noch keine Notiz aber von ihr erhalten, was mich



Adolf von Groß

wirklich betrübt. An Marie Dönhoff entsandte ich Feustel, nachdem Wagner diesen dem Grafen empfohlen hatte, und er kam sehr befriedigt zurück." Und dann kam sie auf das Buch zu sprechen, das sie in dieser Zeit fast am meisten beschäftigte. „Haben Sie die neue Schrift von Nietzsche über den Nutzen und Schaden der Historie für das Leben gelesen? Der Anfang davon ist etwas schwierig, und man muß etwas über die Wendung, welche das Universitätsstudium in Deutschland genommen hat, unterrichtet sein, um leicht zu folgen. Auch ist seine Form nicht ganz frei von Affektion der Klassizität (römischen und griechischen), doch ist sie sehr merkwürdig, dünkt mich, durch ihre Glut, ihren Witz und den Scharfblick für die Gebrechen einer Zeit, wo — mit Schopenhauer zu sprechen — die Philosophie aus der Apotheke und den Kliniken entspringt und die Seele ihren Sitz im Gehirn haben soll! Was mich besonders an Nietzsche rührt, das ist, daß er das Beispiel von Wagner und seiner Lage, allen hohen, aufgeblasenen Gelehrtenkorporationen gegenüber, in seiner Ansicht von der Nichtigkeit dieser Welt und seinem Ekel davor gewonnen hat. Und seitdem er diese Ansicht hatte, brach er mit ihr, unbekümmert um sein eigenes Los, was ihn bei der Universitätshierarchie vollständig als Narren erscheinen läßt. Das rätselhafte Blatt der Melancholie von Dürer ist mir bei dieser Schrift eingefallen. Der kleine, ganz lethargisch aussehende Genius, der neben und oberhalb der Hauptfigur sitzt, gleicht unserer jetzigen Wissenschaft — das alte Verhältnis von Faust zum Famulus Wagner. Mein Vater hat und wird noch einige Male zugunsten hochlöblicher Anstalten spielen. Er schrieb, daß der Kranz des Wagnervereins in Wien ihm förmliche Gewissensbisse erweckt habe, denn er wisse wohl, er könnte nichts besseres mit seinen Fingern tun, als sie der Sache widmen. Darauf habe ich geschwiegen; ‚wo ich nix weiß, halt ich's Maul', sagt der Kasperl, ‚ich aber auch, wo ich zu viel weiß'."

Und nach einer Klage über ihre Augen, die ihr fortan viele Sorgen machen sollten, fährt sie fort: „Die Vorbereitung Lulus zur

Konsekration nimmt mich jetzt ziemlich in Anspruch; es ist schwierig, in der jetzigen Zeit die richtige Stimmung, wie sie fruchtbringend für das Leben sein soll, zu erzeugen und erhalten. Man lebt so sehr auf der Straße heute und wenn ich nichts sehe und nichts erfahre, so kann ich doch nicht verhindern, daß die Kinder sich um vieles kümmern. Ein Buch, das mich immer eingenommen hat, ‚Die Nachfolge Christi', erscheint eigentlich sinnlos in einer Welt, die das ‚écrasez l'infâme' mit methodischem Phlegma betreibt." Und dann berichtet sie: „Von Meiningen aus schrieb Hans von Bülow an seine Kinder. Die Gastfreundschaft der Frau von Heldburg machte mich lächeln. Die Wirbelkreise der Welt sind doch eigentlich sehr klein und man trifft immer dasselbe. Für mich ist das ein völlig betrübender Gedanke, daß es keine Robinson Crusoe-Inseln mehr gibt und daß überall wohleingerichtete Pensionen sind, außer vielleicht in Bayreuth."

Da aber kam aus Warschau eine düstere Nachricht. Marie Mouchanoff war von einem schweren, schmerzhaften Leiden erfaßt worden und lag hoffnungslos darnieder. Als Frau von Schleinitz davon hörte, wollte sie sofort nach Warschau eilen. Doch die Bayreuther Freundin warnte: „Um des Himmels willen, geliebte Freundin, gehen Sie nicht. Der bloße Gedanke dieser Gefahr macht mich erbeben. Nebenbei, fürchte ich, erschreckt Marie, wenn man sie — doch mit Todesahnung — also besucht. Glücklich, dreifach glücklich diejenigen, welche ihr Dasein den Leidenden widmen, ihnen bleibt die höchste Prüfung erspart. Tragen Sie diese treuen Herzens, nicht wie ich. Denn ich trage sie schlecht, aber wie Sie alles tun, so schön friedlich und edel! Ich ziehe eben ein. Der erste Brief in unserem Hause gilt Ihnen: das erste Gefühl einer unsäglichen Trauer. Damit ist gesagt, was Sie mir sind, und was das Leben uns allen ist. Ich schrieb nicht an ihn, es widerstand mir, sondern ihr, und gab mir große Mühe, ihr zu sagen, wie ich sie liebe, ohne ihr zu melden, wie ich um sie leide. Der Brief fiel unglücklich aus

und sie wird ihn nicht verstehen." „Ich bat um eine Depesche von Mouchanoff, allein bis jetzt erhielt ich keine. Alles so jähe, so trostlos, wo ist Versöhnung außer in der Kunst und im Gott, der im Busen wohnt, der nach außen nichts bewegen kann."

Das war der Einzug in Wahnfried. Aber zu gleicher Zeit waren doch in ihr andere Gefühle rege: Gefühle der Freude über das Glück des Gatten und über den Jubel der Kinder, die in diesem Hause endlich eine ständige Heimat fanden. Es war ein großer Moment, den sie freilich nicht in diesem Sinne zu empfinden vermochte, und über aller Freude des Einzugs lag für sie jene tiefe und große Melancholie, die ein Teil ihres Wesens war. Aber sie schreibt doch am 28.: „Endlich — Einzug im Haus. Es ist noch nicht fertig, allein wir erzwingen es. Hübsches Mittagessen bei Feustels. Um 4 Uhr Einweihung der Speisestube durch die Konferenz zwischen den Herren Hoffmann, Brand, Brückwald und dem Verwaltungsrat und Herrn Brückner aus Coburg. Richard berichtet von der schönen Stimmung, welche geherrscht habe, wie alle nur von einem Geiste der Ergebenheit für die Sache erfüllt gewesen seien. Schöner hätte das Haus nicht eingeweiht werden können. Die drei Kleinen, Eva als Anführerin, danken dafür, daß sie so schön eingerichtet sind. Fidi hat seine eigene Stube. Mondschein. Auf den Balkon mit Richard tretend, erblicken wir das Grab und er nennt das Haus ‚Zum letzten Glück'." Doch durch sein Wesen ging ein solcher Zug der Freude und der Befriedigung, daß sie unwillkürlich mitgerissen wurde. Freilich herrschte eine unerhörte Kälte noch in den Maitagen, doch er meinte, daß das Ende doch schön würde. „Nur der Völkerfrühling", sagte er, „brachte ununterbrochen schönes Wetter von März an und trotz allen Unsinns ist doch der Grund zu Deutschlands Einheit damals gelegt worden. Ich selbst hätte, glaube ich, den Ring nicht konzipiert, ohne diese Bewegung."

Dann kam ein Brief von Marie Mouchanoff. Frau Cosima schreibt darüber: „Ich möchte die Freundin besuchen, wage aber

kaum den Wunsch auszusprechen." Doch die nächste Zeit beherrscht neben den Hausnöten das Schicksal der so gütigen und großangelegten, wunderbaren Frau. Wir wissen, daß in der Zwischenzeit Hans von Bülow auf seiner Rußlandreise nach Warschau gekommen und der Kranken im Nebenzimmer vorgespielt hat, und daß dieses Spiel des von ihr so hochgeschätzten und verehrten Künstlers der schönste, letzte Lebenseindruck gewesen ist. In der Tat, alles, was mit Wagner und Liszt und Bülow zusammenhing, das hat dieses reiche und große Leben ausgefüllt.

Als Frau Cosima dem Gatten mitteilte, daß Marie ihr Kommen wünsche, war er im höchsten Grade bestürzt. Und sie hatte lange Mühe, ihm den Eindruck zu verwischen. Denn er konnte sich nicht loslösen von dieser Freude über Haus, Heim und Familie. Sagte er doch: „Ja, wer mir gesagt hätte, daß ich ein so edles, liebes Weib in dieser Traulichkeit besitzen würde! Ich ärgere mich aber schändlich, daß ich nicht 15 Jahre jünger bin." Und er sann, an die Arbeit gehend, über den Namen des Hauses nach. Da kam er auf ein eigenartiges Wort. Bei seinen Reisen in der Rheingegend war er auf einen Ort bei Duisburg gestoßen, welcher den Namen Wahnfried trägt. Und danach wollte er das Haus taufen, und zwar zunächst „Wahnfriedheim". Er sagte selbst darüber: „In Hessen (das war ein Irrtum) gab es einen Ort Wahnfried, es hat ihn immer mystisch berührt, diese Zusammensetzung der beiden Worte und wie das Gedicht von Goethe nur zu den Weisen gesprochen sei, so würde nur der Sinnige ahnen, was wir darunter verstehen." So ist der Name „Wahnfried" entstanden.

Merkwürdig aber ist es, daß einer der ersten Gedanken im neuen Hause seiner Symphonie galten. Er sagte eines Morgens zu Frau Cosima: „Ich beklage es doch, Dir meine Symphonie nicht zeigen zu können. Mendelssohn hat sie wahrscheinlich vernichtet, möglich, daß ihm darin sich Anlagen offenbarten, welche ihm unangenehm waren." Wir wissen, daß von nun an Frau Cosima nicht ruhte,

das Manuskript wiederum herbeizuschaffen. Die Partitur freilich war und blieb in rätselhafter Weise verschollen. Aber es gelang durch treue und hilfreiche Hände, die Stimmen zu finden, aus denen Seidl die Partitur zusammengestellt hat.

Auf der anderen Seite war doch Frau Cosima von schweren Sorgen für den vergrößerten Haushalt erfüllt. Sie teilte das auch Richard in ihrer Art, aber unverhohlen, mit. Er aber meinte: „Ich muß es bloß erleben. Es kommt noch alles. Auch für Fidi. Es müßte denn sein, daß ein neuer Opernkomponist mich ausstehe und daß meine Sachen nicht mehr gegeben werden. Ich denke es aber nicht.“

Wir stehen im Leben dieser außerordentlichen Frau vor einer Zeit oder vielmehr vor einem Augenblick, der uns in die ganze Tiefe ihres Wesens blicken läßt. Auf der einen Seite schreitet in der erhabenen Wirklichkeit von Bayreuth die „Götterdämmerung“ ihrer Vollendung zu. Sie lebt in dieser gewaltigen Welt des Schaffens, und auch er ist von ihr in ungeheurer Weise ergriffen. Das ganze Bild der germanischen Göttersage, wie er es sah und schuf, tritt ihm noch einmal in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit vor Augen. Wenn er dabei in der Halle seines Hauses die eben aufgestellten Bilder von dem „Ring“, die der König hatte schaffen lassen, betrachtete und das Erscheinen der Wala ins Auge faßte, da sagte er, Werk und Leben gleichsam zusammenfassend: „Welche merkwürdige Macht muß das gewesen sein, wo Wotan die Erda bezwang; das ist ganz meine Erfindung — ich weiß nichts von Zeus und Gäa. Oder in einem anderen Dichter ist mir nichts aufgefallen, wie zuweilen ein Zug, der den meisten entgeht, unserer Erinnerung auffällt. Diese Nacht, wo Brünhilde gezeugt wurde, sie ist nur unter dem Begriff des Göttlichen vorzustellen. Der Reiz, dieses Weib zu bezwingen, um von ihr alles zu erfahren, ist ein göttlicher Tag.“ Und nun kommt er von Wotan und Wala auf sich selbst: „Nein, wer hätte das geahnt, daß ich mit Dir in solcher Traulichkeit einmal sitzen würde.

So war alles gut, was unser Trachten in München scheitern ließ. Und hier hat ein furchtbarer Wille gewaltet, der unsere Liebe nicht zerkrümelt und zerrammelt sehen wollte, wie es unter günstigen Umständen geschehen wäre, weil er wußte, daß eine solche nicht wiederkommt und daß sie ausgenützt werden muß. Er führte durch schauderhafte Wege uns zur Vereinigung." „Darum glaube ich, daß ich noch lange Jahre mit Dir leben werde. Ach, wie ich Dich liebe, weiß niemand, weißt Du selbst nicht." Und in diesen Gedanken lebte er. Meinte er doch kurze Zeit darauf: „Fünfzehn Jahre jünger müßte ich sein, oder besser, wie ich damals die Kapellmeisterstelle in Dresden aufgab, hätte ich Cosima als junges Mädchen von 20 Jahren finden sollen." Sie war entzückt und ergriffen von diesem Durchbruch heißesten Gefühles, wie alles, was sie von ihm in diesen Tagen hörte, ihr naheging. Wenn er ihr den letzten Akt von Julius Cäsar las, so hörte sie ihm zu mit einer unsäglichen Ergriffenheit, und er selbst scherzte, „kein Mensch würde es glauben, daß meine Frau über den Tod von Brutus und Cassius weint." Es kamen Eindrücke von außen in Hülle und Fülle. In Mailand war sein Freund Schott gestorben. Die Nachrichten von dem politischen Hin und Her in Deutschland ergriffen ihn und vor allem sie aufs tiefste. Es kommen die Korrekturen von der Biographie. Da meint er: „Du bist meine Freundin. Nicht bloß, daß Du mein Fleisch und Blut geworden bist, sondern Du bist das einzige Wesen auf dieser Welt, von dem ich sagen konnte: ‚Hier ist Rast und Ruhe, hier ist Frieden'." Und sie erwiderte: „Ich möchte mit Dir auf einer einsamen Insel sein." „Das sind wir ja eigentlich!" „Ich lebe jetzt nach meinem Tode. Das muß man erreichen können. Das wurde Haydn zuteil, der eigentlich nach Mozarts Auftreten tot war und nach Mozarts Tode sein Bestes schuf und auch genoß. Und wie erstorben ist mir die ganze Welt, mit Freitag und Gutzkow als Berühmtheit — ich habe keine Fühlung mehr für sie. Gott, wenn ich an Onkel Adolf denke! Diesem hätte ich Dich mit Stolz vorstellen

können, Dir sagen, von dieser Rasse stamme ich ab. Das Feine, Sanfte von seiner Sprache, die edle freie Bildung seines Geistes! Er war so recht aus der Goetheschen Schule hervorgegangen." Und da er einen Blick auf die Korrekturen der Biographie wirft, meint er, sich ob der Einzelheiten verwundernd, er habe sich dessen nur einmal erinnert, um es ihr mitzuteilen.

Aber inzwischen lebte Frau Cosima noch ein anderes Leben, voller Schmerz und Qual, das sie nur zum Teil dem geliebten Gemahl verbergen konnte, der in seiner Arbeit durch nichts gestört werden sollte. Das war das Leiden und Sterben von Marie Mouchanoff. In diesen Tagen trat es hervor, daß diese wunderbare Frau auch ein Stück von Frau Cosimas Leben war. Wir erhalten darüber einen wundersamen Einblick sowohl durch ihr Tagebuch als ganz besonders durch ihre Briefe an die Freundin Schleinitz, mit der sie sich in die Liebe und Verehrung für diese einzigartige Frau teilte. Man versteht das ganze Seelenleben nicht, wenn man nicht weiß, was Frau Cosima in jenen Leidenstagen der armen Sterbenden in Warschau und nach ihrem Verscheiden empfunden hat. Am 1. Mai schrieb sie: „Als ich neulich meine Zeilen an Sie geschlossen hatte, ging ich hinunter in den Garten, traf dort auf Wagner, welcher, mich so betrübt sehend, frug, ob ich nach Warschau wollte. Ich dankte ihm von ganzem Herzen, verschwieg die Gefahr, von welcher Sie sprachen, und schrieb an Mouchanoff, daß, wenn Marie mich zu sehen wünschte, oder vielmehr, wenn mein Kommen sie nicht erschrecken und stören würde, er mir telegraphieren möchte. Keine Nachricht ist erfolgt und ich lebe in beständiger Not." Eine Sorge der Ansteckung gab es für sie nicht. Und sie konnte an die Freundin schreiben: „Ich halte durchaus an dem Gedanken fest, Marie zu besuchen. Für mich gibt es wirklich keine Ansteckung. Ich habe eine solche Kranke nicht nur besucht, sondern bis an das Ende gepflegt, ihren Leib gewaschen, alle Pflichten erfüllt. In Häusern, von Scharlachfieber, Masern, auch Cholera heimgesucht, bin ich gewesen, nichts

hat mich ereilt. Mein Vater hat mir ‚hocherfreut' über meinen Entschluß telegraphiert. Nun warte ich einzig auf Mouchanoffs Ruf. Er hat mir inzwischen zweimal geschrieben. Ich weiß aber nicht, ob Marie etwas von mir weiß. Denn von ihr erhielt ich selbst keinen Gruß. Er wollte es mich wissen lassen, wann mein Besuch am gelegensten käme. Durch Frau von Meyendorff höre ich, daß Gräfin Eudenhove jetzt dort ist, was mir als ein sehr schlimmes Zeichen dünkt! Haben Sie eine Ahnung, wie lange sie das Leid noch quälen kann? Hier liegt eine Frau seit beinahe einem Jahre in den qualvollsten Schmerzen an demselben Übel siech und meine Freundin hatte ein Vierteljahr des Martyriums durchzumachen. Können Sie sich Marie entstellt durch Krankheit vor den Sinn bringen? Ich nicht. Jede Nacht sehe ich sie, aber lichtvoll und üppig, mit mir plaudernd. Nach der Vorstellung des Tristan schrieb sie mir: ‚Im Tristan habe ich die Überzeugung gewonnen, daß ich nie geliebt habe, nie irgend etwas und ich bin darüber sehr stolz.' Ein wehmütiger Anruf. Bei ihrer Begegnung mit Br. behauptete sie, es sei anders geworden. Ich glaube es aber nicht und wie das Licht gegen das Wasser sich bricht, so ihr Leben und Wesen gegen die Wirklichkeit. Nun packt sie diese in grauenvollster Weise und ich kann den Jammer nicht ergründen. — Aus falscher Sorge und Diskretion habe ich alle ihre Briefe vernichtet und bleibe ohne ein Zeichen von ihr, was mir ganz grauenhaft erscheint... Ich will schweigen und Sie umarmen; in dieser Umarmung liegt für mich ein tiefernster Trost."

Dann kam der Geburtstag des Meisters, den sie diesmal geradezu traumhaft verlebte, weil sie sich nicht von der Freundin loslösen konnte. Daß dieses Gefühl geradezu aus einer Naturgewalt entsprang, geht aus ihrem Briefe hervor, den sie am Pfingsttag schrieb: „Zum erstenmal seit ich geworden bin, habe ich den 22. Mai nicht feiern wollen, keine kleine Gabe habe ich vorbereitet, mit nichts mich beschäftigt, ich wußte selbst nicht warum. Nun weiß ich, daß dieser einzige Tag mir auch sich umschleiern mußte, damit alles sich erfülle.

Um die Mittagszeit haben sie im Schloßgarten den Kaisermarsch und den Pilgerchor gespielt — sie ging da ein in den Seligen Frieden. Vor Hölle und Tod war ihr nicht bang. Abends sangen sie ihn wieder in unserem Garten. Auf diesen Fittichen ist ihre Seele dahingelangt, wohin es uns alle verlangt. Nur damit das Irdische sein Recht behalte, erhielt ich die Kunde der Erlösung, inmitten der jubelnden Leute und wie ich mich wegstahl, um zu schluchzen, begleitete mein Weh das Gelärm eines Marsches, den sie zum Abziehen sich aufspielten. Ihre Seele ist dahin, mein Schmerz ist noch hienieden. Freunde weilten noch zwei Tage und mein Schmerz wurde stumm und eingegraben wie sie. Jetzt steht er auf wie sie und grüßt sie endlos ewig! Der Seele, die nach jenen Höhen verlangt, vor Nacht und Grausen bangt — hat ihr wohl gebangt? Mir ist es, als ob ihr wohl ist und friedlich und einzig wir uns hier abquälen mit unserem Wähnen. Ich bin allein im Hause, Wagner wandelt, die Kinder sind aus, es ist Pfingsten, die Freunde zerstoben und ich sinne, sinne und kann das Rätsel dieses Daseins nicht lösen. Ich hörte, sie sei entsetzlich traurig in Wien gewesen, Todesahnung oder Lebensermattung. Gewiß das letztere... Wenn es dunkelt und ich ihr meinen Gruß entsende, da wünsche ich, sie zu sehen. Die Geister erschrecken mich nicht, sie leiden nicht und wollen mir nicht übel. Sie erscheint aber nicht, und ich rufe sie mir so zurück. Da sehe ich sie wohl ausgestreckt und bleich, aber nicht deutlich und ich suche den Blick und die Stimme, aber nur Gebrochenes kommt zu mir herüber. Freundin, Freundin, wenn man nur nicht ganz unfähig zum Weiterleben wird."

Und dabei hatte sie doch die Tage mit zwei ihr so teuren Menschen verbracht, mit Marie Dönhoff und mit Lenbach. Auch im Hause war der Geburtstag des geliebten Meisters rührend gefeiert worden, und er hatte sich über den Jubel der Kinder, der ihn am frühen Morgen begrüßt, gefreut, ebenso wie an der Anwesenheit der jungen Gräfin, von der Cosima sagte: „Marie Dönhoff kommt in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Lieblichkeit." Sie spielt am

Abend sehr schön und strömt sozusagen ihre ganze Künstlernatur aus, während Frau Cosima zuhört, in der Seele den schlafenden Schmerz. Auch die Sorge um Hans von Bülow beschäftigte sie in diesen Tagen und der Gedanke, daß ihre älteste Tochter ihm zum Trost werden könnte, tröstete sie einzig. Auch der Meister hatte diesen Gedanken erfaßt und sagte zu Daniela, er hoffe, daß unter seinem Schutz sie dem Vater zu der einstigen Freude gedeihen werde. Das Kind war tief ergriffen davon und Frau Cosima schrieb in ihr Tagebuch: „Ich danke Richard von ganzer Seele, mich bis zu diesem Punkt gebracht zu haben. Bis jetzt abends bin ich mit dem Teuren gewandelt und er meinte, alle lieblichen Frauen seien nichts, Ihnen gegenüber sei ich wie eine Urkraft, — und meine ganze Kraft kommt doch von ihm." Aber auch er nahm Anteil an dem schweren Verluste. Er las in der Zeitung die klägliche Anzeige von dem Heimgang der außerordentlichen Frau, und er fragte, ob er über sie etwas schreiben sollte. Aber wie? „Sei klug wie die Schlangen, ohne Falsch wie die Tauben; es müßte künstlich sein und das lähmte ihn. Ich bitte sehr, es zu tun. Und das jetzige einzig mögliche, ist die Musik und Beethoven als Großpriester." Das war es, was ihn von dieser öffentlichen Würdigung der Verklärten abhielt, diese sozusagen formelle Religiösität der Verstorbenen, während er sie doch nur in der Musik und zumal in seinem eigenen Kunstwerk empfand. Als einige Zeit darauf abends der Meister mit seinen Musikern den dritten Akt Siegfried spielte, da horchte sie in tiefster Erschütterung: „Mit namenloser Wehmut gedenke ich dabei der Dahingeschiedenen. Wie keine, lauschte und atmete sie diese Töne, und wie keine hat sie sie geliebt. Ich möchte wohl, Richard schriebe über sie. Ich möchte ihn aber nicht mahnen. Es würde ihm den Blick zu sehr in das Leben richten. Wie könnte er da schaffen." Sie selbst dachte daran und hat sich die Gedanken zurechtgelegt, sie auszuführen aber vermochte sie nicht, obwohl in diesem Augenblicke ihr ganzes Denken und Fühlen der Freundin gehörte. So sagt sie noch am 25. Juli: „Altwine

Frommann schreibt mir, daß sie Sie, geliebteste Freundin, einen Augenblick im Opernhause gesehen habe. Waren Sie denn beim Tristan und gilt das stolze Wort Opernhaus dem Weimarer Theater? Wenn Sie im Tristan waren, so werden Sie vielleicht die schmerzlichen Empfindungen erfahren haben, welche mich jetzt bei der Anhörung von Wagners Tönen durchzucken. Mariens Tod wird mir dabei zur Wirklichkeit, zu etwas Jähem, Dolchstichartigem, das mir das Herz durchbohrt, wobei mein Sinn sich sagt, es ist ja wahr, sie ist nicht mehr! Ein seltsames eigenartiges Gefühl. Ich hätte nicht geglaubt, daß gerade die bandenlösende, schmerzbefreiende Kunst mir den Verlust so zum Bewußtsein bringen würde und es ist traurig genug, daß es so ist. Wir können aber daran nichts ändern und müssen vor dem Unfaßlichen uns selbst fassen. Bei einem unserer musikalischen Abende entwarf ich ein ganzes Bild von ihr, dessen Wesen mir also schmerzverschwunden durch die Seele tönend ging. Andern Tags wollte ich es niederschreiben, war aber unfähig, es für die Öffentlichkeit zusammenzufassen und ich unterließ es. Es beklagen einige dieses Schweigen über ihrem Grab. Mich dünkt es einzig ihrer würdig, bis in ferner Zeit manches an das Licht dringen wird."

Dabei aber freut sie sich doch auch der Lebenden und vor allem der lieblichen Freundin Marie Dönhoff, für die sie sorgt und doch die Sorge abweist. Sagt sie doch über sie: „Eigentlich halte ich sie des Unglücks unfähig. Denn sie hat eine Naivität, welche wirklich etwas Antikes — durchaus Unchristliches an sich hat. Wagner las uns den Parzival. Ich weiß nicht, inwieferne die kleine Heidin die darin dargestellten Probleme wirklich tief erfassen konnte, doch ihre Phantasie ergreift alles lebhaft und es lohnt sich immer, sich ihr mitzuteilen. Mich erfreut sie wie ein vollkommenes Kunstwerk der Natur und ihre anscheinende Unschlüssigkeit ist durch die sicherste, unbeugsamste Linie der Notwendigkeit beherrscht. Beneidenswert vielleicht nicht ihr Los, doch im höchsten Grade ihre Natur!"

Aber sie hatte keine Zeit, äußerlich diesen Gedanken nachzuhän-

gen. Die Sänger kamen, und ihr selbst fiel nicht bloß ein guter Teil der Beurteilung zu, sondern sie mußte auch die Korrespondenzen mit denselben führen, eine Aufgabe, die keineswegs zu den leichten gehörte. Wenn sie noch der Lehrjahre bedurft hätte für ihr späteres eigenartiges Wirken in Bayreuth, so hätte sie jetzt die ganze Schule durchmachen können. Denn es erschienen die damals bedeutendsten Sänger, so vor allem Betz und Frau Materna, und sie wußte sehr wohl das innere Können von der äußeren Erscheinung zu trennen. Im Grunde genommen war sie, trotz mancher Aussetzungen, die zu machen waren, im hohen Grade befriedigt von dem guten Willen und auch von Leistungen, von denen sie meinte, daß eben nur der Geist schwach sei. Dabei ist ihre Korrespondenz erfüllt von den Werken eines anderen Freundes — von Lenbach. Über ihn läßt sie sich in wirklich warmer und rührender Weise aus. Man erkennt wohl die große Bedeutung, die sie ihm zuweist, und die Freude an seinen Werken, an denen ja auch Frau Marie Dönhoff einen großen und tiefen Anteil nahm. Zu dieser Zeit hatte Marie von Schleinitz jene so erfolgreiche Bilderverlosung in Szene gesetzt, die für den Bayreuther Fonds gerade in schwerster Zeit eine wertvolle Spende geliefert hat. Zu dieser Sammlung hat nun auch Menzel einige Skizzen geliefert, die neben Lenbach als die wertvollste dieser wundervollen künstlerischen Gaben zu betrachten sind, die alles andere, was damals in Bayreuth geschah, in Schatten stellen. Sie selbst sagt, indem sie über die Bücher, die sie lesen mußte und die sie las, ihr Urteil der Freundin gegenüber abgab, mit einem Reiz und einer Klarheit, mit einer Schärfe und einer Pointierung, die in der Tat zeigt, wie jedes Wort von ihr das Richtige zu treffen vermochte: „Bilder sind mir jetzt eine Zeitlang entschieden lieber, als Bücher geworden. Es freute mich sehr, zu hören, daß das Porträt des Kaisers von Lenbach einen so guten Eindruck, und zwar nach Italien, auf sie gemacht. Sie werden noch mit diesem Ihrem Werk einen Sieg erleben und die Hauptsache ist

vorläufig, daß es Ihnen entspricht. Tausig sagte mir bei den Meistersingern in München, es sei das Bezeichnende Ihrer Begabung, daß Sie immer das Richtige treffen, nie in Ihrem Geschmack sich verirren. Sie würden nie etwas Mittelmäßiges gern haben, noch etwas Bedeutendes unbeachtet lassen. Ich denke viel an Tausig jetzt, und zwar durch das Medium Lenbachs, mit großer Wehmut an beide zugleich, an den einen, als ob er noch hienieden und leidend, an den anderen, ob er schon nicht mehr da sei und der sinnenden Phantasie alle Scheidungen aufhebt." Menzel hatte ein entzückendes Intermezzo gemalt, in welchem Frau von Schleinitz selbst die Hauptrolle spielte, und gerade dieses Bild, dessen Photographie die Freundin ihr sandte, hat Frau Cosima eine tiefe Freude bereitet. Das sinnige und liebenswürdige Wesen, wie es auch Tausig gezeichnet, kam darin in wundervoller Weise zum Ausdruck.

So nahm Frau Cosima an dieser Bilderverlosung, die ganz dem feinen und hochsinnigen Gefühl der Frau von Schleinitz entsprach, innigen Anteil. Sie hatte, und das ist das leise Satirspiel, während ihres Aufenthaltes in Dresden, wo sie die Vorbereitungen zu dem Eintritt ihrer Töchter in ein Erziehungsinstitut getroffen, auch bei Familie Wesendonck Besuch gemacht. Der Gemahl war in diesem Jahre in Bayreuth gewesen, und Wagner hatte ihn sehr herzlich aufgenommen und die Meinung ausgesprochen, daß er, der immer so großen Anteil an seinem Geschick genommen, die Freude empfinden werde, ihn so glücklich zu sehen. Und der tüchtige Mann war davon tief ergriffen. Nun machte Frau Cosima Frau Mathilde auf die Verlosung aufmerksam. „Ich habe Frau Wesendonck von Ihrem Verkauf geschrieben, immer in der Annahme, daß das elefantische Tasten endlich ein Ende nimmt. Ich habe ihr zugleich gesagt, daß, wenn sie Berlin wieder berühre, ich ihr einige Zeilen für Sie geben würde. Die Teilnahme, welche sie einst Wagner bewiesen, und das Interesse, welches sie diesem eingeflößt, bilden die Basis meines Verhältnisses und sind wie ein Scheubrett vor dem Urteil.

Sie werden mir das Ihrige sagen, ich glaube, man kann sie zu den Anempfinderinnen rechnen." Das elefantenhafte Tasten bezog sich auf eine humorvolle Bemerkung des Meisters, der von den Wesendoncks meinte, sie machten es wie die Elefanten, die, ehe sie eine Brücke betreten, erst einige Male mit ihren Füßen aufklopfen, ob sie auch fest genug für sie sei. Und er fügte lächelnd die Frage hinzu, ob die Wesendoncks die Bayreuther Brücke für fest genug hielten.

In der Zwischenzeit aber schritt die Partitur weiter. Sie erregte Wagner aufs tiefste und gab zu so manchen Gedanken und Sorgen Veranlassung. Befragte er sich doch häufig, da er kein Orchester hörte, ob er nicht zu viel Instrumente nehme. Und dabei warf er einen Blick auf seine Vergangenheit und auf die Vergangenheit seines Schaffens selbst. Er dachte zurück an seine Dresdener Periode, wie er als Kind noch Shakespeare gelesen, wie durch eine gute Frau deren reiche Bibliothek ihm zur Verfügung gestellt war, und er nun mit Shakespeare in das Wäldchen von Blasewitz geeilt sei, um dort allein zu lesen. Alles sei ihm dämonisch erschienen, selbst eine Gestalt wie Falstaff. Dieselbe Frau aber habe ihm später das erste bedeutende Wort über den „Tannhäuser" gesagt, daß das ganze Weltenschicksal sich in der Ouvertüre fände. Und dazu meinte er der Gattin gegenüber: „Wenn ich bedächte, in welcher trivialen Umgebung er damals gelebt, so würde ich verstehen, daß dieses Wort sich ihm einprägte." Aber er war oftmals melancholisch genug. Er fragte sich und sie, für wen er schreibe. Liszt und Bülow und Schnorr hätten seine Sachen schon besser aufgefaßt, als es sonst irgend jemand täte.

Aber auch die Außenwelt wirkte mächtig auf sie ein. Als am Abend des 13. Juli die Nachricht von dem Attentat auf Bismarck eintraf, waren beide aufs tiefste erschüttert: „Beinahe will es wie ein Glück erscheinen, daß ein Stern über dem Deutschen Reiche strahlt. Ich bemerke zu Richard, daß der Gruß und die Freundlichkeit des Königs für uns immer zusammenfalle mit seinen freundlichen

Regungen für das deutsche Ganze. So die Gewährung des Kredits mit dem Telegramm an Bismarck und jetzt die Grüße mit seinem Entschluß, dem Kaiser entgegen zu fahren und ihn zu bewillkommnen." Und so in allen anderen Fragen. Wenn Besuche aus dem Elsaß davon sprachen, daß dieses gewonnene Gebiet nicht lange bei Deutschland bleiben werde, da weist er dergleichen zurück und sagt: „Wollen wir uns nicht mit solchen Fragen beschäftigen, sondern jeder tue an seinem Orte seine Pflicht." In der Tat, Wahnfried war damals und immer der Sitz nicht bloß deutschesten Schaffens, sondern auch bester deutscher Gesinnung.

Was sollte es dagegen besagen, wenn die Zeitungen gerade jetzt gegen das Festspiel von Bayreuth einen Hauptschlag dadurch zu führen gedachten, daß sie betonten, die Sänger würden dort ausgenützt, und vor allem Frau Cosima kränke sie durch ihren Hochmut und Verachtung des ganzen Standes. Sie meinte dazu nur: „Sehr erbärmlich. Und immer mich ziehen sie hinein. In Gottes Namen." Den Leuten war eben gar nichts recht. Auch die Inschrift am Hause:

„Hier, wo mein Wähnen Frieden fand,
— ‚Wahnfried' — sei dieses Haus von mir benannt"

konnte nicht genug in der Öffentlichkeit bekrittelt werden, und zwar gerade deshalb, weil es von einem der armseligen Reporter falsch gelesen worden war, der anstatt „Wähnen" „Wahn" gesehen hatte.

In dieser Zeit griff sie zu einem alten Buche, das sie einst der jungen Gräfin Schleinitz gegeben hatte, nämlich „Eugenie" von Guerin. Es war ein altes Lieblingsbuch, das sie jetzt wieder vornahm: „Könnte man sich einen entgegengesetzteren Beruf denken, als den Meinigen und den Ihrigen? Und doch ist mir kein Wesen so innig Freund, als diese bretonische Jungfrau, und in diesem Buch liebe ich das Französische sehr." Sie brauchte dergleichen gerade inmitten der steten Bewegung, die in Wahnfried herrschte.

Sänger kamen, Sänger gingen. Und es hat keiner einen solchen Eindruck auf sie gemacht, wie Hill. Hatte sie doch gleich bei den ersten Takten, die sie in Schwerin von ihm gehört, dem Gatten gegenüber bemerkt, „das ist der bedeutendste von allen.“ Und ihr feines Gefühl für den Künstler trat auch jetzt zutage. Gewiß, sie wußte die Vorzüge eines Betz wohl zu schätzen. Sie fühlte sich von Niemann vielfach abgestoßen und hat ihm doch Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie auch Scaria, so ungebildet und innerlich roh dieser Sänger nach Wahnfried gekommen war. Aber wie sie den richtigen Geist und die richtige Kunst einzuschätzen wußte, das zeigen ihre Worte über Hill: „Ein ungemein reiches Naturell, großes Feuer, kurz alle Eigenschaften, welche Richard braucht. Er klagt über Preußen und den preußischen Hof, daß, wie er dort Lieder von Schumann gesungen, die deutsche Kaiserin zu ihm gekommen sei und ihn gefragt: ‚Singen Sie keine Lieder von Reinecke!‘ Er singt uns aus Lohengrin und Holländer und erzählt, daß der Hof in Schwerin sowohl Richard wie mir gewogen sei und von vielen anderen Dingen. So kam in seiner Gegenwart manches zur Sprache, was Kunst und Künstler betraf. So sprach der Meister von dem Zustand des Künstlers in der Welt seiner Zerstreutheit den Realitäten gegenüber. Und er erzählte, daß, wie er einmal eine Partie mit Doktor Wille und Herwegh machte, er so müde gewesen sei, daß er die Männer bat, ihn an einem gewissen Punkte zu lassen und ohne ihn weiterzugehen. Da hat Doktor Wille in seiner Roheit, vermeinend, es sei dies Trägheit, ihn in den Rücken gestoßen und vorwärts geschoben. In einem derben Schimpfwort entlud sich Richards Wut und bei dieser Szene ist ihm die Apostrophe von Loge an die Rheintöchter (Worte und Musik) eingefallen. ‚Ja, wie einem das anfliegt! Wenn ich am Klavier sitze, so ist es nur, um mich zu erinnern, da fällt mir nichts Neues ein, ich suche das zu finden, was mir zuweilen im ärgerlichsten Moment beikam. Das empörte Minna, daß während der

fürchterlichsten Szene, die sie mir machte, ich ruhig blieb, weil mir für den Tristan oder Walküre etwas einfiel." „Richard glaubt, daß mit dem Ärger doch die Kräfte des Menschen angespannt sind, sein eigentümlichstes Wesen sich da auch durch die größten Inkonsequenzen hindurch regt. Nur zur Ausführung bedarf er der Ruhe und eines gewissen Behagens. Die künstlerische Arbeit erfordert das. Die Inspiration lacht aller Nöten und alles Wohlseins. Er erinnert mich daran, daß er mit dem Quintett in den ‚Meistersingern' nicht zufrieden gewesen und ich ihn bei der Komposition gebeten, es beizubehalten, bis er endlich doch fand, daß es der betreffende Einfall war. Das Komponieren ist ein Suchen nach dem, was einem Gott weiß wie und wann einfällt."

Es kamen Richter und Materna, welche außerordentlich gefiel, und am 3. August schrieb Frau Cosima in ihr Tagebuch: „Frau Materna mit Gemahl. ‚Brünhilde.' Gott gebe seinen Segen." Zwei Tage darauf wurde ein Zettel in Wahnfried abgegeben, in welchem Nietzsche mitteilte, daß er krank in der ‚Sonne' läge. Sofort eilte der Meister in das Hotel und brachte ihn ins Haus. Er erholt sich bald und sie verleben zusammen einen heiteren Abend. „Aber was er von den Universitätsmenschen berichtet, ist schrecklich. Er weiß, wie gewöhnlich, von den Artikeln in der neuen freien Presse und derlei zu erzählen und spricht auch von Du Bois Reymond, der in einer ‚Rede über die deutsche Sprache' Lessing gegen Goethe gestellt und Goethe gewissermaßen als einen Schaden für das deutsche Volk bezeichnet hat." Aber gerade jetzt vollzog sich auch etwas ganz Verhängnisvolles. Nietzsche zeigte, daß er, gerade weil er selbst „musikalisch" war oder zu sein wähnte, die Kunst des Meisters nicht empfand. Er brachte das Triumphlied von Brahms mit. Der Meister sah es und lachte bei dem ersten Blick, daß Musik auf das Wort Gerechtigkeit gemacht werde. Aber Nietzsche ruhte nicht, bis es zu allgemeinem Entsetzen des Meisters und Frau Cosimas durchgespielt wurde. Sie schreibt darüber: „Großer

Schrecken über die Dürftigkeit dieser uns selbst von Friedrich Nietzsche gerühmten Komposition. Händel, Mendelssohn und Schumann in Leder gewickelt. Richard wird sehr böse und er spricht von seiner Sehnsucht, etwas zu finden in der Musik, auch von der Überlegenheit des ‚Christus', wo doch ein Gestaltungstrieb, eine Empfindung vorhanden sei." Man kann sich auch nichts Absurderes denken, als mit diesem Werke von Brahms zu dem Meister zu kommen, der gerade mit den letzten großen Szenen seines gewaltigen Dramas rang. So hat Nietzsche ihm schon damals manche schwere Stunde verursacht, vor allem auch deshalb, weil er erklärte, keine Freude an der deutschen Sprache zu finden und lieber lateinisch zu sprechen. Es ist eben doch das Doktrinäre, Professorale, was sich hier ausdrückt und im vollkommenen Gegensatz zu Wagner stand. Das kümmerte Frau Cosima sehr. Denn sie hielt an dieser Freundschaft des Meisters zu Nietzsche ungemein fest, und solche inneren Gegensätze, die sich jetzt geltend machten, taten ihr weh.

Dazu kam noch ein anderes. Sie erhielt vom Vater einen Brief, der ihr Einblick gab in tiefste innere Erschütterung Bülows: daß seine Nerven überreizt, sein Gedächtnis und seine Kraft ihn verlassen, daß die Kur in Salzungen fehlgeschlagen und er im Zustande tiefster Ermattung sich befinde. Sie schreibt darüber: „Ich bekämpfe die Stimmung und ersticke die Töne, so gut es gehen will." Sie dachte daran, in diesem Augenblicke Hans zum Besuche seiner Kinder nach Bayreuth einzuladen. Aber sie fühlte, daß dies gerade jetzt ein Ding der Unmöglichkeit sei. Denn mehr und mehr drängte der Meister dem Schlusse der „Götterdämmerung" zu. Er litt unter der tiefen inneren Bewegung, die ihm die Beendigung seines Werkes verursachte, wo alles sich zusammendrängte und in der Verbindung aller Motive das ganze Werk gipfelte und alles nach einem ganz unerhörten Ausdruck rang. Dabei aber ist er doch immer von größter Heiterkeit und findet Freude an Boieldieus „Weißer Dame" und an der liebenswürdigen Oper „Cendrillon"

von Jsouard. Er erinnert sich, ein Lied daraus einst in Meudon, wo er den „Holländer" geschrieben, von einer alten Frau gesungen gehört zu haben. Alles aber ging aus von der ungemeinen Freude an Frau und Heim. Und wer kam und das ganze Leben sah, der mußte sich sagen, hier wohnen glückliche Menschen. Da konnten alle die Sorgen, die Tag um Tag an die Pforten von Wahnfried pochten, nichts ausrichten. Der Meister lebte seinem Werk, und wenn er darüber sprach, so waren es Worte, die Frau Cosima im tiefsten Herzen aufnahm und die ihr die ganze Größe seines Schaffens zeigten. Denn das ist das Wunderbare für ihr Leben, daß sie dieses Werk sozusagen Takt für Takt entstehen sah. Niemand hat seine Arbeitsweise und diese Vereinigung von der Kraft des Genies mit dem Bewußtsein des Schaffens so zu erkennen vermocht, als Frau Cosima. Und sie ist es, die ihm in den Ruhestunden in freundlichstfreudiger Weise entgegenkommt, alle Sorgen unterdrückt, fraglos, ohne nur mit ihm darüber zu sprechen, ihre kleinen Ersparnisse opfert und in der Tat so großzügig wie nur denkbar an seiner Seite lebt und waltet.

Und dazu Tag um Tag ein Wort über die Politik des Reichs, ein Wort über die äußeren Zustände, von denen vor allem nun eigentlich die Münchner sie innerlich am tiefsten berührten. Denn die Nachrichten über den König waren im hohen Grade erschreckend. Da war die Rede davon, daß er nur die Aufführungen in Bayreuth abwarte, um dann selbst eine Regentschaft einzusetzen und eine Reise nach Jndien anzutreten. Und sie bemerkt dazu: „Seltsamerweise fällt diese Notiz mit dem Ersuchen des Königs an Richard zusammen, ihm genau Jahr und Tag der Aufführung wissen zu lassen." Sie sind beide tief bestürzt und tief ergriffen. Bezeichnend aber ist, daß in diesen Tagen höchster Erregung die beiden Freude haben konnten an einem so schlichten Buch wie Xenophons „Anabasis". Sie selbst schreibt darüber: „Es ist, als ob man in eine reine Luft blickte, und er rühmt die Naivität, die

gänzliche Unkenntnis des Effekts. Wie gespreizt und farblos dagegen unsere jetzigen Geschichtsschreiber." Wundervoll geradezu aber ist der Anteil, den beide an dem nun im Erscheinen begriffenen Generalstabswerk nehmen. Der Meister selbst fühlt sich völlig als Stratege. Er kann sich nicht genug tun in der Bewunderung Moltkes und sieht in der Strategie eine der höchsten Leistungen des menschlichen Geistes. Es ist keine Frage, daß dieses Werk in der Zeit, da er seine „Götterdämmerung" fertig instrumentierte, auf ihn die größte Anregung geübt hat.

Rascher, als es Frau Cosima ahnte, ging das Werk der Vollendung entgegen. Er sprach wohl selbst davon, daß er noch lange dazu brauchen werde mit dieser „fürchterlichen" Arbeit, wie ihm ja die ganze Unternehmung selbst über den Kopf wuchs. Aber es drängte ihn zum Abschluß. Wie seltsam, wenn er gerade in diesen Tagen der Fertigstellung sagte, daß Deutschland eigentlich nichts habe, als seine Armee, und bei Beobachtung der Regimentsmanöver meinte, hier allein sei noch Rhythmus vorhanden und werde mit Rhythmus gearbeitet. Und so kam der 21. November und damit der Tag der Vollendung der „Götterdämmerung". Wie seltsam aber, daß dieser einen schmerzlichen Zwiespalt brachte. Frau Cosima schreibt: „Dreifach heiliger, denkwürdiger Tag! Gegen die Mittagsstunde ruft mich Richard hinauf, ich möchte ihm die Zeitungen bringen. Da er mir gestern geklagt, wie angestrengt er sei und versicherte, er würde erst Sonntag fertig, vermeinte ich, er könne vor Müdigkeit nicht mehr arbeiten. Scheu wich ich der Frage aus. Um ihn zu zerstreuen, warf ich ihm den eben erhaltenen Brief des Vaters zu, vermeinend, er sei freundlich in bezug auf unsere Reise nach Pest. Es läutet zu Mittag, ich treffe ihn, den Brief lesend; er verlangt Erklärungen, ich sage ihm, was ich darauf zu antworten gedenke, vermeide mit Absicht auf das Partiturblatt zu blicken, um ihn nicht zu kränken. Gekränkt erklärt er, es sei vollendet, und sagt bitter zu mir: ‚Wenn ein Brief des Vaters

käme, sei alle Teilnahme für ihn weg' — ich unterdrückte den Schmerz zu Mittag, doch wie Richard nachher die bittere Klage wiederholt, so muß ich in bittere Tränen ausbrechen und weine noch jetzt, indem ich dies schreibe. So ist mir denn diese höchste Freude geraubt worden und nicht durch die schlimmsten Regungen in mir. Daß ich unter Schmerzen mein Leben diesem Werke geweiht, erwarb mir nicht das Recht, seine Vollendung in Freude zu feiern. So feiere ich sie in Schmerzen, segne das hohe, wundervolle Werk mit meinen Tränen und danke es dem ewigen Gott, welcher es mir auferlegt, diese Vollendung zuerst durch meinen Schmerz zu sühnen. Wem ihn sagen, wem ihn klagen, diesen Schmerz! Gegen Richard kann ich nur schweigen. Diesen Blättern vertraue ich es an, sie mögen meinen Siegfried lehren, keinen Groll, keinen Haß, grenzenloses Mitleid mit dem armseligsten Geschöpf, dem Menschen zu hegen. Und so freue ich mich meines Schmerzes und falte dankend die Hände! Was mir ihn verschaffte, war nichts übles, ihn von ganzem Herzen hinzunehmen, ohne Groll gegen das Los, ohne Vorwurf gegen irgendeinen, bleibt meine Stütze. Mögen meine Schmerzen durch diesen einen so unaussprechlich gesühnt sein. Die Kinder sahen mich weinen, weinen mit, sind bald getröstet. Richard geht zur Ruhe mit einem letzten bitteren Wort, ich suche nach Tristanschen Klängen auf dem Klavier, jedes Thema ist aber zu herbe für meine Stimmung, ich kann nur in mich versinken, beten, anbeten! Wie könnte ich weihevoller diesen Tag begehen. Wie könnte ich anders denken, als durch Vernichtung einer jeden Regung zum persönlichen Sein. Sei mir gegrüßt Tag des Ereignisses, sei mir gegrüßt Tag der Erfüllung! Sollte der Genius so hoch seinen Flug vollenden, was durfte das arme Weib? In Liebe und Begeisterung leiden."

VI.

Die ersten Festspiele

Der Brief, der die tiefe Erregung des Meisters veranlaßt, hatte folgenden Wortlaut:

„Meine geliebte Tochter! Ich leide, so wenig mit Euch zusammen und für Euch vorhanden zu sein. Möchte diese Härte meines Schicksals endlich aufhören. Deine Zeilen aus Dresden, die Partitur und der Vierzeiler Wagners sind gerade am Morgen des 22. Oktober in meine Hände gelangt. Ich habe darüber Tränen vergossen und gebetet, daß wir bald gemeinsam das Lied singen, das Wagner und ich uns einst in den Schweizer Bergen gesungen:

‚Aus alten Zeiten, wo die Adler sangen
Und heilige Wässer von den Bergen rannen!'

Adler das sind wir und die heiligen Wasser fließen.

Zu welcher Zeit Wien und Pest? Kommt Ihr in der Karnevalssaison? In dieser Beziehung beunruhigt mich Frau von Meyendorff und verschiedene Gründe veranlassen mich, es vorzuziehen, solange es nur möglich, hier zu bleiben. Vorläufig habe ich meine Freunde in Pest verständigt, daß ich nicht vor den Fasten dorthin komme. Teilt mir Eure Arrangements mit und ich werde mich denselben anschließen. Die Zeitungen bringen verschiedene Dinge auf meine Rechnung. Was liegt daran. Jeder

Tag hat sein Übel. Wird das meinige sich mäßigen? Was die äußeren Dinge betrifft, so werde ich Dir im Juli Nachricht geben, nachdem die Fürstin Wittgenstein nach Weimar gereist, um dort ihre Geschäfte abzuschließen und über ihren zahlreichen und kostbaren Besitz zu verfügen und zu entscheiden. Natürlich wird der Aufenthaltsort der Fürstin immer Rom sein müssen. Aber ehe sie dahin zurückkehrt, wird sie sich einer Kur in einem der deutschen Bäder unterziehen müssen, oder in einem anderen Orte, der Heilung verheißen könnte. Herr ‚Sach', den ich jüngst in Florenz gegen Ende Oktober wiedergesehen, will immer noch nicht verstehen und begreifen, daß seine Residenz für mich nicht Gottes Heil sei. Einige Schmeicheleien, welche sein Gefühl dartun sollten, weiß er allerdings zu sagen und auf diese vermag ich nicht anders zu antworten, als durch meine respektvolle und warme Ergebenheit, ohne Kretinismus. Ein gewisser Jemand, der ganz gewiß nicht Kretin ist, aber tüchtiger Geschäftsmann, hat Euch mit einer Biographie von mir belästigt. Stupid und brutal! — Indessen, da ich mit ihm freundschaftliche Beziehungen in musikalischen Geschäften habe, — er publiziert die ‚Glocken' von Longfellow und die ungarischen Rhapsodien in Partitur und zu vier Händen, — so vermied ich es, ihm brieflich heftige Dinge zu sagen und behalte mir vor, das mündlich zu tun. Vergeßt dergleichen Dinge. In der Tat, die großen Herren sind die schlechtesten Juden und die Juden sind die schlechtesten großen Herren. Wenden wir uns ohne Übergang zu Emilie Ollivier, der sich vom 15. Oktober bis 5. November mit seiner Gattin, einer ernstzunehmenden und wohlunterrichteten Person, in Rom aufhielt. Ich habe mit Ollivier den Fall von Daniel Stern gegen Dich, meine teure Tochter, besprochen und ihm empfohlen, Abhilfe zu schaffen, die allzugroße Phrasenhaftigkeit von Daniel Stern einzuschränken und ihn zu seiner elementaren Pflicht zurückzuführen. Mit Herz und Seele umarmt Dich Franz Liszt."

Dieser Brief hätte wahrhaftig keine Veranlassung gegeben zu dieser traurigen Szene, die lange in der Seele Frau Cosimas nachzitterte. Schreibt sie doch am 3. Dezember in ihr Tagebuch: „Seit diesem Tag (21. November) habe ich nicht wieder in mein Tagebuch schreiben können, war zu erschüttert. Abends, nachdem ich die Zeilen niedergeschrieben, kam Richard, umarmte mich und meinte, wir liebten uns zu heftig. Dies verursache unsere Leiden. Am 22. wurde dann die Vollendung des Werkes wirklich gefeiert." Aber in eine Gesellschaft zu Adolf Groß kam Cosima mit verweinten Augen. Sie hatte inzwischen den Vater über das Pester Konzert sofort benachrichtigt und einen weiteren Brief von ihm empfangen, der seine ganze Ergebenheit für den Musiker Wagner enthüllte: „Meine musikalische Teilnahme hängt ganz und gar von Eurem guten Willen ab. Nur habt dabei einen Fall im Auge. Was meine leidenschaftliche Bewunderung für Wagner ausmacht, bedingt eine gerechte persönliche Bescheidenheit. Ich bin glücklich, in ihm den göttlich inspirierten Meister anzuerkennen und meine Ehre darin zu finden, ihm als überzeugter und tiefergebener Schüler zu folgen. So hat denn die Idee der Konzerte Wagner-Liszt, welche durch die Zeitungen lanziert wird, für mich etwas Schweres: Die Realisierung würde mehr als eine Schwierigkeit hervorrufen. Laßt uns das zu Dritt in Pest besprechen, das will sagen, in voller Einigkeit." Und in einem weiteren Briefe heißt es: „Ich habe immer noch etwas hinzuzufügen, mein teures Kind. Trotz aller Vorsicht der Worte. Dein Brief gibt mir die volle Versicherung und ich halte mich für sehr töricht, daraus nicht die Güte der Wagnerschen Intentionen erkannt zu haben, die sich auf eine Wiederholung des Konzerts von St. Gallen bezog: ‚Zur Zeit wo die Adler sangen.' Im übrigen hat mich die überraschende Nachricht der Zeitungen in keiner Weise erregt, welche von den Solos auf dem Klavier sprachen, und meine zehn Finger könnten in der Tat keine bessere Verwendung finden. Aber in dieser niederen Welt ist

es oft sehr schwer, den Zusammenhang der natürlichen Dinge zu finden. Dieser wird sich in Pest, wie ich hoffe, erkennen lassen, und ich gebe Weisung, daß man die ‚Glocken' bereit hält, und wir kommen dann überein, wie wir sie in Schwung zu bringen haben. Sage mir offen, ob der Monat Februar Euch keine Ungelegenheit bereitet. Richter wird die notwendigen präzisen Vorbereitungen treffen und ich werde ihn beauftragen, für mein Opusculum die Proben zu halten. Habt Ihr wegen Wien schon fest abgeschlossen? Ich möchte Euch gerne dort sehen. Wird das möglich sein? Für alle Fälle halte ich an dem Wiedersehen in Pest fest. Und dort werden wir Gelegenheit haben, alle ernsten Kapitel des Lebens durchzusprechen. Sage Wagner meine Freude über die glorreiche Vollendung der ‚Götterdämmerung'."

So war wenigstens dem Vater gegenüber das bevorstehende Wiedersehen und gemeinsame Wirken durch die Tochter in taktvoller Weise vorbereitet. Aber auch in Bayreuth geschah alles, was für die Stellung des Hauses nötig war. Am 25. November war in Wahnfried große Gesellschaft, die das ganze offizielle Bayreuth umspannte und bei der Josef Rubinstein als Pianist mitwirkte, während Frau Grün aus Koburg durch ihren Gesang die Gäste entzückte. Es war zu gleicher Zeit eine Gedenkfeier für die erste Vereinigung vor 14 Jahren. Dann folgte eine Fahrt nach Koburg, die Wagner mit seiner ganzen Familie antrat, um dort die neuen Dekorationen zu besichtigen. Der Eindruck war ein großer, und besonders der bereits fertige Prospekt des zweiten Aktes der „Walküre" gefiel dem Paare in hohem Grade. Wagner meinte: „Meine Narrheit kommt mir da wieder recht zum Bewußtsein." Des Abends ging man mit den Kindern in das harmlose Stück „Der Registrator auf Reisen", und am anderen Morgen besuchten sie die Festung. Als sie in jener Stube, welche während des Dreißigjährigen Krieges ein Künstler in so schöner Weise getäfelt, standen, da meinte der Meister: „Das ist deutsch." Und Frau Cosima war

entzückt von der wunderbaren Feste und meinte mit Recht, daß sie ihr besser gefalle als die Wartburg.

Seltsam, wie durch Wahnfried jede Wendung der deutschen Politik ihre Spuren zieht und bei beiden eine starke Erregung hervorruft. Es war die Zeit, da Bismarck im Parlament jenen großen Feindseligkeiten gegenüberstand. Der Meister ärgerte sich darüber und auch über das Auftreten Bismarcks. Er wollte ihm schreiben: da er einmal die große Torheit begangen hätte, dieses Parlament zu schaffen, so möchte er ihm wenigstens dadurch die Kraft entziehen, daß er nicht mehr hinginge und den hämischen Auslassungen der Herren Jörg und Windthorst mit Erregung erwidere. „Es schneidet einem durchs Herz, wenn ein Mann wie er solchen elenden, herzlosen Wesen, blaß vor Zorn, erwidert und nun sein Gespräch mit Kullmann anführt." In der Tat lag in beider Wesen ein starker politischer Sinn, der sie weit mehr mit der profanen Welt verband als die Beobachtung der musikalischen und dichterischen Leistungen der Zeit. So meint sie ein anderes Mal: „Wir sprachen viel über Bismarck, welcher bei einer Soirée auch die Pistole von Kullmann auf dem Tisch liegen hatte. Dieser Mangel an Würde seitens des verehrten und verdienten Mannes schmerzt uns wirklich. Wie können die hämischen Feinde das benutzen." Dabei vertieften sie sich aber philosophisch und musikalisch in Schopenhauer und in Beethoven. Wenn Rubinstein die A-Dur-Sonate (op. 110) und die 33 Variationen spielte, so sprach Frau Cosima darüber die schönen Worte, daß es ihr nach der Beethovensonate gewesen, als ob Beethoven nach allen möglichen Formen greife, Rezitativ, Fugato, italienischem Canto, Figuration, um ein Etwas auszudrücken, was ihn erfüllt, wozu selbst die Musik nur ein Gleichnis ist. „Darauf scheint es mir anzukommen, ob einer dieses gewisse Etwas in sich hat, was eigentlich unaussprechlich ist, nicht aber, ob er Melodien findet, mit Formen spielen kann. So sei es auch in der Philosophie. Sie kann ein Rätsel lösen, ob aber der Philosoph das Rätsel in sich empfindet,

darauf kommt es an. Und das hat Schopenhauer vermocht." Der Meister selbst sprach öfter von seinen neuen Chorwerken, und er fragte die Gattin, wie er sie nennen würde. Sie erwiderte: „Schwankende Gestalten." Er meinte zustimmend, er würde die ersten Verse der „Zueignung" als Motto davorsetzen. „Wie ich ihm sagte, daß selbst die Fortsetzung: Mein Lied ertönt der unbekannten Menge, ihr Beifall selber macht mich bang' auf das Nibelungenwerk passe, sagt er: ‚Ach nein, mein Lied ertönt Dir und sonst niemand'." Und immer tiefer führt er die Gemahlin in Schopenhauer ein, der er einst von der Lektüre abgeraten hatte. Aber wer hätte jetzt dafür reifer sein sollen als sie!

Er mußte, um eine Sieglinde zu suchen, nach Leipzig. Sie empfand die Einsamkeit in hohem Grade schwer, nicht minder wie die Erfolglosigkeit der Reise des Gemahls, der überdies einen düsteren Eindruck von seiner Vaterstadt mitbrachte: „Man geht wie in ein vollständig fremdes Land in seinem eigenen Lande umher, die Alten verschrumpft, die Jungen vollständig leblos." Er habe überhaupt nur den Eindruck von Gespenstern gehabt. Und es schien, als ob die beiden sich vollständig von der Welt abschließen müßten und nur so der Meister seinem Schaffen und seinem künstlerischen Genius genügen könnte. Aber das war ihm nicht gegeben. Und es war gut so!

Und wieder kam Weihnacht. Sie putzte den Baum, und wie sie auf der höchsten Leiter stand, reichte ihr die „Nibelungenkanzlei" die glänzenden Gegenstände. Richard saß dabei und las aus dem Buche von Gfrörer, das ihn jetzt, bei der Vorbereitung auf die Parzivaldichtung, in hohem Grade fesselte. Am anderen Tage baute sie vom frühen Morgen bis abends auf, und erst um fünf Uhr war sie fertig. Denn es galt, dem ganzen Hause zu bescheren. Und als der Baum angezündet war, kamen durch den Saal in die Halle 25 Menschen geschritten, und alles schien erfreut und hochgestimmt. Auf ihrem Tische aber befand sich die gesamte Götterdämmerungsskizze. Das war des Meisters holde Sühne für den 21. November.

Und sie schreibt weiter: „Abends vorher traf ich Richard in Tränen. Er hatte soeben an Vreneli die 50 Gulden, die er dem armen Tschudi nicht mehr schicken konnte, entsendet und gedachte der Zeiten unseres Zusammenlebens in Triebschen mit großer Ergriffenheit, mir dankend, daß ich soviel seinetwegen ertrug."

„Am Morgen des 25. aber tönte das Idyll und am Schlusse das reizvolle ‚Sagt mir, Kinder . . .', Richard und ich aufgelöst in Tränen. Nachher erst erfahre ich, wie dieses geheimnisvolle Geschenk von Richard durchgeführt worden ist. Er hatte die Hofer Kapelle engagiert und gestern im Hotel Sonne die Probe geleitet. Und er erzählt, wie gut die Kinder sich dabei benommen, ohne Ziererei und doch bescheiden. Während des Frühstücks tönen dann die Weisen aus ‚Lohengrin', ‚Tannhäuser' und den ‚Meistersingern'. Seliger Tag! In dem Tönemeer, in Worten süß sagt mir Richard, daß ich meinen Geburtstag segnen darf, da er ihn so feiern darf. Wie wurde mir diese Krone zuteil! Schöner Abend mit den Kindern, weihevoll, schön alles." Er ruft ihr einen arabischen Spruch zu und ergänzt ihn dahin: „Du bist Du, Du bist alles, durch Dich ist alles hervorgerufen."

Unter diesem Eindruck schrieb sie an die Freundin Mimi die schönen Worte: „Haben Sie Dank für Ihr freundliches Gedenken meines Geburtstages. Ich danke es Wagner, daß derselbe mir lieb und wert geworden ist und daß trotz der Risse, die im Gewebe meines Lebens entstanden, ich heiteren, gerührten Sinnes alles empfange, was die Liebe mir bringt. So Ihren theuren Gruß. Dafür, daß manche ihn mir nicht mehr bringen können, weihe ich Ihnen meinen Gruß und gelobe Ihnen stetes, ewiges Gedenken. — Wie heute früh das Idyll in der Halle erklang mit ‚Ewig bin ich, ewig war ich', weilte ich bei der einen, welche nun ewig ist, und doch hier, ganz hier bei dem Einzigen, welcher mich mit Leben und Sterben versöhnte.' Daß kein Gedenken mir so theuer und wert ist hienieden als das Ihrige, wissen Sie, nicht wahr? Mit wahrer Rührung gedenke ich

heute dessen, was Sie mir, was Sie uns sind und freue mich, in dieser Welt der Anachronismen mit Ihnen zusammengetroffen zu sein. Denn was die Zeit hier gut gemacht hat, dem hat Ihr ernster, tiefer Sinn und Ihre Herzensgüte das Siegel aufgedrückt und aus dem, was als flüchtiges, unbedeutendes Begegnen sein Bewenden hätte haben können, ein edles, unauflösliches Band geknüpft. Seien Sie darum gesegnet." Und sie sprach dann in ebenso herzlicher Weise von Marie Dönhoff und ganz besonders auch von Lenbach, der das Bild der Frau von Schleinitz gemalt hatte. „Wie gerne möchte ich Ihr Bild sehen! Entsinnen Sie sich wohl, daß bei unserem ersten Besuche in Berlin ich Ihnen sagte, daß Lenbach Sie wird einzig malen können." Und zurückkehrend zu den Gesprächen über Leidenschaft und Leidenschaften, führt sie die schönen Worte aus: „Ich habe einen unmäßigen Respekt vor der Leidenschaft. Wenn die Prärie brennt, graben sich die Indianer rasch ein Loch, werfen sich in die Nässe hinein und lassen das Feuer über sich wegbrennen und ausrasen, denken nicht daran, ihm Einhalt zu tun. Mir fällt das bei der Leidenschaft ein." Und dann dankt sie ihr noch einmal für die glänzend verlaufene Verlosung, welche die Spender der Bilder nun zu Patronatsherren von Bayreuth gemacht hat. Ein Austausch künstlerischen Leistens und künstlerischer Gegenseitigkeit, wie er schöner nicht gedacht werden konnte!

In Bayreuth aber ging das Leben ruhig weiter. Die beiden waren selig, und als Frau Cosima dem Gemahl sagte, das sei ihr schönster Geburtstag gewesen, und er sie fragte, weshalb, erwiderte sie, weil die „Götterdämmerung" vollendet und dadurch die eigentliche Sorge ihres Lebens entfernt. Und so konnten die Glocken das neue Jahr verheißungsvoll einläuten. Wiederum grüßte sie der Meister um die zwölfte Stunde, da sie auf die Terrasse hinaustraten, mit dem indischen Gruß „tat twam asi" und indem er auf alles hinwies: er hatte dem Gärtner den Auftrag gegeben, den Schnee von dem Grabstein zu fegen und Futter für die Vögel daraufzustreuen. Alles

war erfüllt von jenem innigsten Gefühl treuesten Zusammenseins. Sie aber umfaßte in ihrer hellseherischen Weise alles, was er wünschte und dachte. Am Morgen des Neujahrstages suchte er nach dem Thema des Scherzo seiner Symphonie. Indessen hatte Frau Cosima schon begonnen, nach der verlorenen Symphonie Umschau zu halten, um sie ihm zu seinem Geburtstage zu überreichen. Er aber übergab ihr die Perlen, die er für den ihrigen bestimmt hatte. Im übrigen ist die Zeit ausgefüllt mit der Lektüre Gfrörers, der ihn ungemein fesselte. Diesem Werke ist wohl vor allem zu danken, daß er allmählich in die Stimmung für den „Parzival" kam, der ihn von jetzt ab innerlich ungemein beschäftigt, bis der Augenblick kommen sollte, wo er an die Dichtung und Komposition heranzutreten vermochte.

Es brachte nun natürlich jeder Tag neue Anregungen, neue Sorgen. Am 13. Januar traf Lenbachs Bild von Schopenhauer ein, von dem sie sagte: „Ein wahres Wunder, welches Lenbach da getan. Er hat Schopenhauer, ohne zu wissen, wer er sei, einmal in Frankfurt gesehen. Wie ihm später die Photographie des großen Mannes gezeigt wurde, erkannte er das Gesicht, das ihm aufgefallen, und nun hat er einzig dieses Wesen wiedergegeben. Ähnlichkeit mit Richard Wagner: Kinn, Verhältnis von Kopf zum Gesicht, das eine Auge eingedrückt, das andere sehr auf, der wehmütig scharfe Blick, welcher dem Genie eigen ist. Dabei findet man den ganzen Schiller charakterisiert darin: Die Energie, die Sauberkeit, ja die geschäftliche Ordnung des Kaufmannssohnes." Es drückte sie nur die Gabe, weil sie nicht wußte, wie sie dieselbe erwidern sollte. Sie hat darüber in entzückender Weise an die Freundin Marie geschrieben, die gerade jetzt auf dem Höhepunkt ihrer Tätigkeit für Bayreuth stand. Überhaupt begannen die Arbeiten für das Jahr, das schon die ersten Proben sehen sollte. Es ist wundervoll, wie sie das tägliche Leben von diesen Nöten des Tages zu trennen weiß. Aber auch er ist ihr in dieser Beziehung vollkommen ähnlich. Alles Äußerliche erledigt er

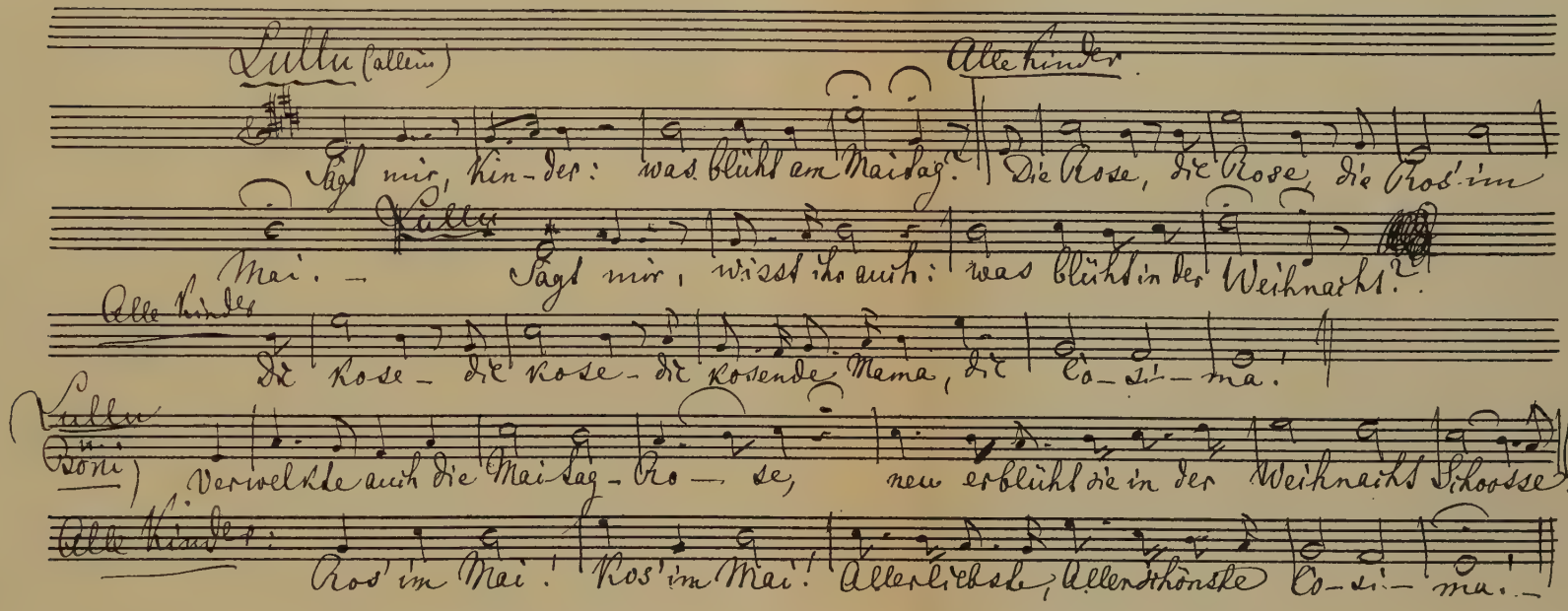
rasch und bestimmt, und selbst die drückenden Sorgen vermögen ihn nicht lange zu fesseln. Und wenn er von schweren, ja erschütternden Verhandlungen, die er führen mußte, zurückkam, sagte er ihr: „Du hast mich nie verraten, Du bist die einzige." In der Tat fühlte er sich in ihr unendlich glücklich, und Schaffen, Singen und auch das gesprochene Wort strömten den Dank aus, den er für sie empfand. So meinte er: „Nun er mich bekommen hätte nach seinem zerlumpten Leben, wisse er sicher, er würde unsinnig alt werden. Wir beide würden an Euthanasia sterben, auf dem Sofa in seinem Stübchen, welches er dafür eingerichtet habe." „Nein", ruft er am Morgen, als ich zu ihm in den Saal komme, „daß ich Dich noch gewonnen habe. Du bist aber auch die einzige, die für mich taugte. So hoch und kindlich muß sie sein. Jetzt will ich auch unsinnig lange leben." Und sie fügte demütig hinzu: „Der Himmel segne ihn. Er behauptet, unser Glück wäre nie dagewesen und käme nie wieder. Ich glaube es insoferne, als es nie wieder kommen wird. Abends singt er mir ‚Sei mir gegrüßt' und erklärt es in bezug auf Empfindung und künstlerische Durchführung für das schönste Lied von Schubert. Es ergreift uns zu Tränen. Das ist deutsch, so rein und keusch und innig ... Richard entsinnt sich, von seiner Schwester Rosalie es zum ersten Male gesungen gehört zu haben."

In geradezu feierlicher Weise wurde nun das Bild von Schopenhauer aufgehängt, und dabei bemerkte der Meister, daß sein verstorbener Freund Hermann Franck ihm einmal gesagt hätte, „entweder wird aus Deutschland etwas oder nicht. Wird etwas daraus, so wird die Schopenhauersche Philosophie an den Universitäten gelehrt werden." Aber nur wenige Tage ließ man ihn an dem Platze neben den drei Großen. Er faßte den Entschluß, ihn umzuhängen, weil er nicht zu Goethe, Schiller, Beethoven passe. „Der Philosoph muß einsam sein. Alles, was die anderen in Pathos bringen, muß er in Besonnenheit übersetzen." Daß Beethoven in die Ecke gedrängt werden sollte, empörte Richard vollends. „Wer ließe sich mit diesem ver-

gleichen. Was gleicht einer Melodie, diesem unmittelbaren Geschenk des Himmels?" Und so wurde ihm denn ein ganz besonderer Platz zugeteilt. Dann kamen die „Glocken von Straßburg" an. Sie schrieb über die neue Komposition ihres Vaters: „Seltsames Werk; sehr effektvoll gemacht, uns aber so fremd."

Vergessen darf nicht werden, wie sie unter allen inneren und äußeren Nöten den Unterricht der Kinder fortsetzte. Ihre große, auf breitester Grundlage erstellte Bildung danken denn auch ihre Kinder vor allem dieser außerordentlichen Frau. Sie liest mit ihnen die Dichter und lebt sich dabei in die Werke derselben wiederum und in ganz neuer Weise ein. So schreibt sie an dem Tag, da bereits die Vorbereitungen für die Wiener Reise getroffen werden mußten, über die gemeinsame Lektüre von Nathan dem Weisen: „Durch vieles wieder sehr ergriffen. Der Ton von Assad, welcher in Saladins Seele ruht, rührt mich besonders. Man verliert den Ton der Toten, allein er kann wieder erweckt werden. Die Wahrheit, wie eine Münze ausbezahlt, erinnert an das geschäftsmäßige, mit welchem die Juden ihr Verhältnis zu Gott auffaßten."

Dabei ging die Beratung und Vorbereitung für die Reise, aber auch das Ausproben der Sänger immer weiter. Sie war eigentlich trotz allem von den Wahrnehmungen, die sie bei diesen Proben machte, in hohem Grade erfreut und befriedigt. Sie erkannte den guten Willen und den guten Geist. Hingegen war die neue Konzertreise für sie um so peinlicher, als in der Zwischenzeit Hans Richter mit seiner jungen Frau in Bayreuth erschienen war, die ja auch als Gesangslehrerin eine gewisse Rolle spielte und ohne allen Zweifel den von Richter für die Siegfriedrolle vorgeschlagenen Glatz sichtlich verdorben hat. Sie schreibt an Marianne Brandt, die späterhin doch enger mit Bayreuth verbunden war. Kurz und gut, ein großer Teil dieser Geschäfte geht durch ihre Hand, auch die Vorbereitungen für Wien. Diese Konzerte lagen ihr schwer auf der Seele, und sie meinte dazu: „Bedenke ich, daß die Konzerte an und für sich ein so



Geburtstagslied für Cosima von Richard Wagner (bisher unveröffentlicht)

trauriges Zeichen sind, wie die Dinge stehen, nun dieselben noch mit Schwierigkeiten umgeben zu sehen, so bricht mir das Herz. Dazu der zerstörte Siegfried, die immer anwachsenden Nöte, je näher wir dem Ziele scheinen, das Alter Richards, so kann ich kaum mehr die Last des Herzens bewältigen." Aber nach außen zeigt sie immer ihre klare Heiterkeit und Ruhe. Doch als Richters abreisten, da schrieb sie in ihr Tagebuch: „Es scheidet sich alles, was nicht zusammengehört, wenn es noch so nah gekommen ist. So fühlte ich entschieden, daß Richter nunmehr andere Bahnen wandern wird." Und in der Tat hat er dem Meister die Sorgen nicht erleichtert, die gerade von Wien her schwer auf ihn drückten. Denn nicht bloß, daß der Tenor Glatz versagte, daß sogar der Verlust der Materna drohte. Für all das hatte im Grunde genommen Richter wohl ein inneres Gefühl, aber er ging mit einem gewissen Wiener Leichtsinn darüber hinweg. Wie ganz anders dieses hohe Paar, das gerade jetzt in den Fiebertagen die Symphonien Bruckners durchnahm, der von den Herren Herbeck und anderen beiseitegeschoben war, weil er in Bayreuth gewesen, um seine Symphonie dem Meister zu bringen und zu widmen. „Es ist jammervoll, wie es in dieser musikalischen Welt steht", schreibt sie darüber in ihr Tagebuch. Es ist kein Wunder, wenn er grollt: „Ich möchte, all der Unsinn wäre vorbei, ich könnte mich an den Parzival machen." „Ich begreife nicht, wie er all diese Sorgen ertragen will. In Wien Konfusionen, auf Richters Mithilfe die ganze Sache aufgebaut! Nun bekommt er keinen Urlaub, was er übrigens wußte, als er den Hochzeitsurlaub gefordert. Einzig beruhigt bin ich, wenn ich ihn zu Bett gehen sehe und der Schlaf ihm die turmhohen Sorgen von dem Dasein wälzt." Und sie schreibt weiter: „Ich habe nicht den Mut, all die schweren Sorgen, die jetzt über unserem Haupte schweben, zu summieren. Ich schleiche förmlich an ihm vorbei, suche ihn zu beruhigen und suche nur, daß er vergesse. Wenn er einmal herzlich lacht, so ist es mir, als hätte ich gesiegt über die Lebensnöte." Er fühlte trotz allem diesen wunder-

baren Einfluß: „Als ich am Morgen des Reisetages zu Richard eintrat, erzählte er mir, das Bild habe ihn getröstet. Auf mein Bild seien Sonnenstrahlen gefallen, und das habe ihn verklärt angeblickt." Dann kam die Abreise, die sie in der Nacht vom 21. auf den 22. nach Wien führte, wo sie von den guten Standhartners und von dem akademischen Wagnerverein feierlich begrüßt wurden. Sofort begannen die Proben, und sie selbst hat, da der Meister sich eigentlich um gar keine Förmlichkeiten und dergleichen bekümmerte, alles übernommen, was für den Erfolg der Konzerte gerade in den habsburgischen Landen unbedingt nötig war. Liszt schreibt darüber nicht ohne Vorwurf gegen den Meister: „Cosima gibt sich Mühe, die Pflichten der Höflichkeit für ihn auf das beste zu erfüllen. Sie ist vollständig auf ihrem Platze vom frühen Morgen bis abends spät und entledigt sich ihrer Pflichten in glänzender Weise. Von allen Seiten hört man sie preisen und bewundern." Und in der Tat hat der brave Heckel recht, wenn er zumal in bezug auf Wien diese Tätigkeit der hohen Frau folgendermaßen charakterisierte: „In wie segensreicher Weise diese durch den Besitz der seltensten Eigenschaften ausgezeichnete Frau bei der Verwirklichung seiner Pläne und ganz besonders bei den Vorbereitungen zur Aufführung des Bühnenfestspieles mitwirkte, das ist nur den nächsten Freunden des Meisters bekannt geworden. Wie unermüdlich war sie bestrebt, ihm vermeidbare Aufregungen zu ersparen, wie bereit und befähigt, die Erledigung unangenehmer Fragen zu übernehmen, jede Verkennung leicht erwägend im Bewußtsein der Erfüllung einer schönsten und größten Pflicht. Ihr Anteil an dem endlichen Gelingen der Unternehmung ist unendlich groß. Einer solchen aufopferungsvollen Tätigkeit kann nur gedacht werden, um in unserer selbstsüchtigen Zeit auf ein seltenstes Beispiel höchster Pflichttreue hinzuweisen."

Aber das war es nicht allein: vielleicht weit mehr der wunderbare Charme, der von ihr ausstrahlte, und der gerade in Wien seine

unfehlbare Wirkung übte. Daß natürlich die Freundinnen, wie Marie Dönhoff, ihr noch näherkamen, war selbstverständlich. So dauerte es denn nur wenige Tage, so beherrschte sie das ganze aristokratische Wien. Männer wie Frauen lagen ihr huldigend zu Füßen, und bis in die Hofburg hinein erscholl ihr Ruhm und drang zu gleicher Zeit die Kunde von der Bedeutung und der Größe des Künstlers, für den sie alles einsetzte und dem sie die Wege ebnete. Das war gewiß in jener Beziehung, was die Welt betraf, nicht schwer. Und auch der Meister war ihr in diesem Sinne durchaus verwandt. Es hat kaum eine mehr ritterliche und im vollsten Sinne des Wortes aristokratische, ja fürstliche Natur gegeben als den Meister. Wenn er in die Gesellschaft eintrat, so wußte er ganz unwillkürlich und ohne irgendwelche Schwierigkeit sich in den Mittelpunkt zu stellen. So ist die Zeit der drei Wiener Konzerte auch nach dieser Richtung hin von einer gewissen Bedeutung gewesen. Denn die Wiener legen auf das Äußere der Erscheinung einen größeren Wert und eine größere Bedeutung, als es wohl anderswo geschieht. Und so machte dieses Paar einen tiefen und nachhaltigen Eindruck, gegen den auch die Kritik nicht aufzukommen vermochte. Sie konnte wohl gegen die Werke des Meisters schreiben, nicht aber die Wirkung seiner Person, noch den wunderbaren Einfluß dieser außerordentlichen Frau hemmen. Es gab eine Reihe von Begegnungen, so mit der Fürstin Marie von Hohenlohe, welche sie seit 15 Jahren nicht wiedergesehen hatte. Vor allem aber freute sie sich der Gräfin Marie Dönhoff, die ihr Liebling war, wenn sie auch nie die Sorge um sie losgeworden ist. Wie gesagt, ganz Wien huldigte, und von dem Metternichschen Palais, wo Wagner selbst die alten Beziehungen zu seiner alten Freundin anknüpfte, den Haß derselben gegen alles Deutsche überwindend, bis zu Makart war eigentlich alles in engste Beziehung zu dem Bayreuther Paar gebracht. Da sie das Makartsche Atelier betrat, nannte sie es zwar eine „sublime Rumpelkammer", aber sie fühlte sogleich, daß dies das

eigentliche Milieu sei, wo sie in feiner und liebenswürdiger Art den vielen Einladungen Revanche bieten und vor allem ein Fest, das ganz Wien vereinigte, bereiten konnte. Sie hat in ihrer feinen Art natürlich den Hausherrn selbst als den Gastherrn durchaus in den Vordergrund gestellt, aber gerade dadurch ist der Makartsche Abend einer der glänzendsten Ereignisse der Wiener Residenz geworden.

Doch das war alles Hintergrund für die Konzerte, die der Meister für sein Bayreuth übernommen hatte. Freilich, Richter hatte nichts vorbereitet, und es fehlte an allem. Aber sobald die Proben begannen und der faszinierende Einfluß des Meisters sich geltend machte, war auch die geradezu an Meuterei grenzende Stimmung der Hofkapelle besänftigt. Frau Cosima hatte für diese Stimmung sofort Verständnis, und durch ihre Einwirkung auf den Gemahl hat sie alles Böse und Unheimliche beseitigt, gerade aus ihrem mitleidigen Herzen heraus. Sie schreibt unter dem 15., dem Tage der zweiten Probe: „Meuterischer Geist in der Kapelle. Dadurch, daß die Leute nur schlechte Dirigenten haben, welche sich bloß durch ihre Schwächen halten können, ist die Disziplin völlig gewichen. Sie haben auch so viel zu tun, Konzerte, jeden Abend Theater vor einem leeren Hause, infolge des allgemeinen Bankrotts, daß ihre Gereiztheit zu entschuldigen ist." Aber sie konnte zu gleicher Zeit berichten, daß schon in der ersten Probe die Bruchstücke aus der „Götterdämmerung" einen unerhörten Eindruck machten. „Alles bis dahin Gekannte verblaßte, es wirkte wie das mächtigste in der Natur, und über diese zieht das Gehörte an mir vorüber, gräbt sich auf ewig ein." Das verfehlte natürlich nicht den Eindruck auf die Musiker, die wirklich Musiker waren. So steht sie nach jeder Richtung hin über der Situation. Sie ist freilich tief erschüttert, als sie nach der ersten Probe zum Freund Lenbach kommt und dort das Porträt von Marie Mouchanoff sieht: die tiefste Ergriffenheit bemächtigt sich ihrer. Und heute noch muß man sagen, daß dieses Porträt den Charakter der wunderbaren Frau in ihrer ganzen Größe, Güte, Mensch-

lichkeit und Schönheit erfaßt hat. — Doch sie übersieht alles. Sie beurteilt das Theater durchaus richtig, bejammert die kostbare Ausstattung des armseligen Balletts: Robert et Bertrand, dessen Kosten einer besseren Gabe würdig gewesen wären, und kommt zu der Bemerkung, daß Wien niemals trotz seiner Nachahmung von Paris eine Weltstadt werden wird.

Aber schon die Proben interessierten den gesamten Adel. In der Loge Frau Cosimas finden wir die Gräfinnen Andrassy, Dönhoff, Widenburg, Cimadai. In der Generalprobe bot die Loge der Frau Cosima eine vollständige Schönheitsgalerie des österreichisch-ungarischen Adels. Dann kam die Aufführung, und über diese schrieb Frau Cosima an die schmerzlich vermißte Berliner Freundin: „Ich war sehr traurig, daß Sie nicht bei uns waren. Die ‚Götterdämmerung' übersteigt alle Ahnung der festesten Wagnerianer, und das Publikum war geradewegs unglaublich. Vielleicht erfahren Sie aus den Zeitungen die schönen Inschriften der Lorbeerkränze, welche haufenweise gespendet wurden. Es war mir, als ob die Bedeutung des Mannes gestern hier gefeiert wurde, noch mehr als seine hohe Kunst. Marie Dönhoff ist schön, heiter, liebenswürdig, ihr Mann sekundiert ihre Freundlichkeit gegen uns auf das beste; ich habe alte Bekanntschaften, Marie Hohenlohe seit 15 Jahren, Semper seit acht, wiedergesehen und neue Beziehungen angeknüpft, worunter die Gräfin Andrassy mir die interessanteste und angenehmste dünkt. Frau von Meyendorff ist hier und war gestern mit mir im Konzert. Sonnabend gehen wir nach Pest, den 14. wird das Konzert hier repetiert. Werden Sie kommen können? — Morgen haben wir ein Fest im Atelier Makart und Lenbach. Mein Vater dirigiert und spielt im Konzert in Pest. In all diesen Unruhen schwebt eine Gestalt mir ständig vor, und es ist mir, als ob sie gestern abend bei mir war, die Unvergeßliche."

So genoß und nutzte sie Wien. Vor allem war es ihrem Gerechtigkeitsgefühl darum zu tun, die alten Beziehungen zu Semper,

wenn nicht aufzufrischen, so doch in eine gute und redliche Beziehung zu bringen. Bereits bei dem Feste im Makartschen Atelier, woran alles teilnahm und wo alles sich gut ausnahm und in bester Stimmung war. Kein Wunder. Denn niemals hat sich das weibliche Wien so angestrengt, in seinen Toiletten zu glänzen, als bei dem Makartschen Atelierfest, das denn auch als ein Höhepunkt selbst in Makarts Leben zu betrachten ist. Frau Cosima aber hatte künstlerische Bedürfnisse. Sie besuchte den Belvedere, das wundervolle Heim des Prinzen Eugen von Savoyen, und dann ging sie zu Semper. Sie hat mit ihm eingehend über seine Pläne gesprochen und dabei die ganze Tragik dieses Künstlerschicksals erkannt, das mit dem Namen ihres Gatten in so enge und unvergängliche Beziehung hätte gebracht werden können. Aber es hat nicht sollen sein. Er zeigte ihr seine neuen Pläne, und da fiel ihr auf, daß er einen Bau mit vier Kuppelchen entworfen, die sie mit einer zarten Bemerkung beanstandete. Er sagte, dies sei eine Konzession, welche er gemacht. Damit hatte er das trennende Wort gesprochen zwischen sich und Bayreuth. Denn der Ruhm des Meisters und seiner Gattin ist, daß sie niemals gegen ihre künstlerische Überzeugung irgendeine Konzession gemacht. Sie schreibt infolgedessen: „Traurigster Eindruck. Er bleibt arm inmitten der Bestellungen der kaiserlichen Protektion, so arm, daß er sich nicht getraut, einen Wagen zu nehmen. Er sieht so fertig aus, daß ich nicht glaube, daß er lange leben wird. Dabei diese kolossalen Pläne für einen zusammenstürzenden Staat. Die Ungarn und die Deutschen bilden am Hofe zwei Parteien, die erste voller Haß gegen das deutsche Reich, ultramontan gesinnt, die zweite für eine Allianz mit Deutschland und freisinnig. Seltsamer Konflikt: der Kaiser dazwischen als tragische Erscheinung, unschlüssig, und der arme Semper, von ganz Deutschland ignoriert, baut für diesen Staat und geht an dieser Aufgabe zugrunde.“ Tragischer, aber auch wahrer konnten die Wiener Verhältnisse nicht geschildert werden. Als Politikerin war Frau Cosima, wenn sie den Ruin vor

Augen sah, in der Tat Kassandra, so begeistert sie für alles Lebende und Lebenschaffende war.

Aber sie selbst hatte ihre Freude an dem Zusammensein mit Lenbach, Makart und Marie Dönhoff. Das waren echte Künstlernaturen, und über der kleinen Italienerin schwebte ein besonderer Reiz. Dann ging es weiter nach Pest. Man muß bei politischen Akten und auch Konzerten nicht die Vorbereitungen der Aufführungen im Auge behalten, denn diese tragen immer den Charakter der Hast und der Möglichkeit nicht bloß des Mißlingens, sondern geradezu der Katastrophe in sich. Am 6. März trafen sie in Pest ein. In Neukirchen wurden sie vom Vater empfangen, der sich der guten und braven Baronin Meyendorff auch für diese Begegnung nicht hatte entledigen können. Das war sein Schicksal, und Frau Cosima meinte: „Der Vater wohl und schien entschieden froh auszusehen." Aber schon das Aussteigen im Hotel Hungaria mißglückte, und sie mußten die etwas komplizierte Gastfreundschaft Richters in Anspruch nehmen, der sie unterbringen konnte, weil seine Schwiegermutter auf Reisen war. Aber dadurch gewann wenigstens der Meister Ruhe. Das erste war, daß am nächsten Morgen Frau Cosima ihren Vater aufsuchte. Sie fand ihn „seltsam wehmütig, und es war nicht möglich, so mit ihm zu reden und zu verkehren, wie es vorher beide brieflich gewünscht hatten." Denn die Fürstin hatte ihren diplomatischen Dienst, und wenn auch Frau von Meyendorff ihr die Beglaubigungsbriefe bald zurückgeschickt hat, hier schienen sie noch zu wirken. Wehmütig war der Abend bei Richter, wo Liszt seine Komposition, die er Marie Mouchanoff gewidmet hatte, „Schlummerlied am Grabe von Marie Mouchanoff", zu Gehör brachte. Er spielte es, und aller bemächtigte sich in dem Gedanken an die Teure tiefste Erschütterung. Dagegen war die Generalprobe bis zu dem Augenblicke, wo sich Liszt an den Flügel setzte, um das Beethovensche Konzert zu spielen, furchtbar. Das Lokal war schrecklich in allem, besonders in der Akustik. Aber als er spielte, da war

alles ergriffen. Die Tochter schreibt: „Erstaunen, unerhörter Eindruck, unvergleichlicher Zauber, kein Spielen, ein Ertönen. Richard sagt, dies macht alles tot.“ Richter hatte zwischen Hauptprobe und Konzert eine Aufführung des „Fliegenden Holländer“ eingeschoben, über die Frau Cosima mit Recht empört war. Sie schreibt: „Abends ‚Fliegender Holländer‘, von Richter dirigiert, ungarisch und italienisch gesungen, große Enttäuschung. Nirgends noch ward der ‚Holländer‘ so gestrichen. Auch hat Richter Beckenschläge angebracht usw. Erstaunen über diesen Wagnerianer par excellence.“

Frau Wagner aber ließ es sich nicht nehmen, die Stadt selbst anzusehen, und ihr Urteil darüber ist, wenn es auch hart, vielleicht zu hart war, doch sehr wichtig: „Am Morgen Museum. Im ganzen traurigster Eindruck des ungarischen Landes. Es scheint einer vollständigen Auflösung entgegenzugehen. Der Diebstahl scheint in der Administration an der Tagesordnung zu sein, dazu der Größenwahn, — es darf kein Wort deutsch gesprochen werden. Das Leben horrend teuer, lediglich ein aufgeblühter, unkultivierter Adel. Die musikalischen Zustände ebenso traurig. Dem Vater ist alles, jede Tätigkeit abgeschnitten, er ist eigentlich ganz fremd dort. Richter scheint sich gut zu fühlen!“ Das war gewiß drastisch und schwarz, allzu schwarz gemalt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Jahr 75 einen Tiefstand Ungarns bedeutete und daß der feine Sinn Frau Cosimas hier bis zum gewissen Grade doch das Richtige getroffen. Das Konzert verlief indessen glänzend, und trotz aller Erwägungen und Bedenken wurden auch die „Glocken von Straßburg“ zur Aufführung gebracht. Das Zusammenwirken von Franz Liszt und Richard Wagner in diesem Konzerte war und blieb ein Ereignis. Denn über alle Verhältnisse hinweg gehörten die beiden menschlich und musikalisch zusammen.

Dann ging es zurück nach Wien zum zweiten Konzert, das nicht minder glänzend ausfiel und ganz unter der starken Persönlichkeit des Meisters stand. Es ist gar keine Frage, daß diese auf Wien

jetzt entscheidenden Einfluß gewirkt hat. Denn nach kurzer Zeit hat sich auch jene bisher mißgünstige Gruppe der Hoftheaterleitung gefügt, und zwar so weit, daß sie die künstlerischen Anschauungen des Meisters mit in den Kauf nahmen, um die Aufführung seiner Werke zu erreichen. Aber es galt Abschied zu nehmen. Und nun ging es rasch über Regensburg zurück nach Bayreuth. Das heißt, rasch entsprach nur der Absicht, nicht den Verhältnissen. Und als sie nicht bloß in Regensburg fünf Stunden Aufenthalt hatten, sondern auch in Weiden, da seufzte Frau Cosima: „Das arme Bayreuth, arg vernachlässigt, vielleicht verfolgt!" Wie recht sie hatte! — Aber dort wurden sie von den Kindern in jubelnder Weise empfangen und fanden sie in der getreuen Obhut, in der sie sie zurückgelassen hatten. Das war Elisabeth Förster, die liebenswürdige, feinsinnige Schwester Nietzsches, die sich erboten hatte, während der langen Abwesenheit Wahnfried und die Kinder zu betreuen. Das war für diese gütige und begeisterungsfähige Frau eine wirkliche Freude, und sie hat ihres Amtes in schönster Weise gewaltet. Dadurch hat Frau Elisabeth Förster sich ein Heimatrecht in Wahnfried erworben, und bis auf den heutigen Tag ist diese Freundschaft gepflegt worden, trotz allem, was inzwischen durch des Bruders tragisches Geschick geschehen ist. Sie ist in der Tat ein feines und eigenartiges Wesen gewesen, und wenn damals noch die Jugend über ihr lag, so ist es jetzt das Alter, das ihr einen ganz bestimmten Reiz verleiht und allen, besonders allen von Wahnfried, die mit ihr in Berührung traten, eine tiefe Sympathie einflößt. Jetzt wurde sie nach einigen Tagen schönen Zusammenseins herzlich und innig verabschiedet, und Frau Cosima hat die Schäden, die durch die kluge Freundin aufgedeckt wurden, mit scharfer Hand behoben. Sie fühlte erst jetzt, daß sie eigentlich gar nicht Herrin, sondern, wie das einer geistvollen und hochgemuten Natur oft begegnen kann, das Opfer ihrer Dienstboten war. Nun wurde ein großes Strafgericht abgehalten, und Frau Cosima hat sich in den ungeheuren Betrug ver-

tieft, der von gewissenlosen Leuten geübt worden war, und alle schädlichen Elemente beseitigt.

Trotz allem aber fühlten sie nunmehr den Frieden des eigenen Hauses. Während sie die geschäftlichen Dinge erledigte, besuchte er sie häufig in ihrem Zimmer, als wären sie noch in den Flitterwochen. Alles, was dem Schaffenden durch den Sinn ging, gerade in diesen Tagen, wo sich noch fein wie Spinnweben, aber doch täglich die Fäden verstärkend, seine Parzivalidee entwickelte, offenbarte er ihr. Er sprach davon, daß es ihm unmöglich sei, ein Sujet aus der modernen Welt von der Renaissance an zu bilden, außer in der Lustspielform: nur bei den „Meistersingern" sei es ihm möglich gewesen. Aber wie Nietzsches Freund Overbeck gegen die Lektüre des Meisters, die vor allem in dem Gfrörerschen Werke bestand, eine leise Mahnung erhob, daß dieser konvertiert habe, wußte er diesen Einwand sofort zu schwächen: Er meinte, die furchtbare Seichtigkeit der protestantischen Geistlichkeit sei die Ursache davon gewesen, zugleich aber auch der furchtbare Zustand der modernen Philosophie. Hätte er Schopenhauer gekannt, so würde solche Umwandlung unmöglich gewesen sein. Dieser bildet überhaupt die Grundlage für seine weiteren Studien, die von Gfrörer zu Görres übergegangen sind, und er meinte, daß diese Bücher nur eben von einem Schopenhauerianer recht erfaßt und gewürdigt werden könnten. So walteten über Wahnfried friedliche Tage. Und förmlich erlöst von allen äußeren Eindrücken, finden sie sich wieder in der Größe der Vergangenheit zusammen. So, wenn Wagner von dem Erscheinen des Comthur in „Don Juan" sprach: „Kein romantischer Geist unserer Zeit kann romantischer sein als einzelne Züge dieser Szene. Gott, was waren das für Kerle, Mozart und Beethoven. In ihnen muß die Musik förmlich gewühlt haben wie ein Fieber." Und an Beethovenscher Musik erfreuten sie sich in den stillen Stunden, wo sie sich von den Sorgen des Tages entledigen konnten. Und es ist eigenartig, daß der Meister gerade solchen Betrachtungen mehr sich hin-

gab als sonst, wenn er wiederum an selbständiges Schaffen ging. Denn alle Lektüre, die jetzt einsetzte von Gfrörer und Guiot bis zu Görres, galt seiner Vorbereitung für den „Parzival".

Aber noch war man nicht so weit. Wohl sprach er schon im April die Sehnsucht aus, an eine neue Arbeit zu gehen, und zwar an den „Parzival". Auch die „Sieger" wollte er schaffen. Sie seufzt und meint: „Ich möchte auch, wir wären von den ganzen Wirren befreit." Denn sie kannte nichts Höheres als sein Schaffen, und es gab der Sorgen so viel. Die Geschäfte mit dem König und vor allem mit dem Kabinett waren immer durch die Langsamkeit und Pedanterie des Hofrats Düfflipp zu den peinlichsten Erscheinungen des Tages geworden. Die Unterredung mit den Getreuen Feustel und Groß mußte immer wieder daran anknüpfen. Wären die Münchner so großzügig gewesen wie die Bayreuther, und vor allem wie Adolf Groß, dessen Bedeutung und Einfluß, trotz des Schwiegervaters oder auch von diesem begünstigt, immer mehr hervortrat, all diese Dinge, die so viel Sorge gemacht, hätten mit Leichtigkeit erledigt werden können. So aber bedurfte es immer vieler Monate, und diese Monate waren Zeiten des Hangens und Bangens, die unter Umständen das ganze Unternehmen hätten in Frage stellen können. Es waren Stunden, die an die Nerven und die Gesundheit des Meisters, aber auch an die hohe Frau unendlich demütigende Forderungen stellten. Und gerade in diesem Punkte war Frau Cosima nicht bloß empfindlich, sondern alles war wie ein Appell an ihre Opferwilligkeit.

Aber das Leben in Wahnfried wurde dadurch eben nur untertags beeinflußt. Der Morgen gehörte den beiden und der schaffenden Kraft des Meisters, der sie wie eine Walküre naheſtand, und der Abend ihnen beiden, wo alles in wundervoller Weise ausklang. Er spricht dann wohl, daß sein Kopf voll sei von Menuetten. Überhaupt geht durch die Perioden, wo er nicht durch ein großes Werk gebunden ist, immer der seltsame, fast humoristische Drang, Symphonien zu

schreiben, und er hat auch das eine und das andere Motiv sofort festgehalten. Denn sein schaffender Geist hat nie geruht.

Frau Cosima aber bedrängten auch die Mutterpflichten. Sie hatte die beiden älteren Töchter, Daniela und Blandine, in einem Dresdener Stift untergebracht. Nur mit schwerem Herzen hatte sie sich von ihnen getrennt, und der Briefwechsel, der sich mit den Fernen entwickelte, ist im Grunde genommen ein Kapitel für sich und müßte als Ausschnitt aus diesem großen Leben betrachtet werden. Wenn Gottfried Keller uns die schönste Erziehungsnovelle in „Frau Amrain und ihr Jüngster" geschrieben hat, so sind die Briefe, die Frau Cosima den beiden Töchtern im Stift in eifriger Regelmäßigkeit zukommen ließ, ein Beitrag zur Pädagogik, der viele Kompendien dieser seltsamen Wissenschaft überflüssig machen könnte. Wir dürfen in der Folge nur einzelne Ausschnitte daraus bringen, aber das Ganze läßt doch erkennen, daß das gütige Herz Frau Cosimas sich zu einer gewissen Härte versteinern konnte, wenn es sich um die Zukunft ihrer Töchter handelte. Daß diese so geworden, wie sie später im Leben erscheinen, das ist vor allem auch, abgesehen von den guten Anlagen, dieser wundervollen und einzigartigen Erziehung zu danken. Auch der Meister empfand den Abgang der beiden liebgewordenen Stieftöchter äußerst schmerzlich. Und noch von Dresden aus schreibt sie ihm, um dieses Gefühl zu beruhigen, den Dank für die Liebe und Güte, die er den Kindern sechs Jahre lang habe angedeihen lassen. In Leipzig fand sie sich mit dem Gemahl wieder zusammen, und er eröffnete ihr, daß, wenn sie fortginge, er krank würde. Gemeinsam hörten sie dann Schumanns „Genoveva". Sie war über das Werk trotz der glänzenden Aufführung in hohem Grade entsetzt, und es ist charakteristisch, daß ihr Urteil über andere Werke eigentlich schärfer war als das des Musikers Wagner. Denn sie schreibt: „Völliges Erschrecken über die Gemeinheit und Roheit dieses Werkes. Die Musik voller Meyerbeeriaden, Marschner (in schlechten Momenten), ja Reißiger. Der Anfang der Ouver-

türe stimmt gut, gleich aber das Allegro-Thema zerstört die Stimmung. Entsetzlich! — Und dazu das Publikum, welches einzig die Gemeinheit anzieht, befriedigt, dieselbe in einem klassischen Werke zu finden."

Die Fahrt ging weiter über Hannover und Braunschweig nach Berlin. Hier war das Haus der Frau von Schleinitz wieder der Mittelpunkt des Ganzen. Sie trafen dort mit der Familie Helmholtz zusammen. Der große Physiker war ja auch einer der eifrigsten und wärmsten Anhänger des Meisters und seiner Kunst. Frau Cosima aber ging mit Frau Marie in die neue Oper von dem späteren Intendanten Graf Hochberg „Der Wehrwolf". Ihr Urteil über dieses längst vergessene Werk ist interessant. „Nicht schlechter und nicht besser als irgendeine Musik." Rührend aber war, daß sie bei der Freundin das neue Bild von Lenbach fand, das später von Frau Marie dem Hause Wahnfried vermacht wurde, aber niemals, wohl infolge des ausgebrochenen Krieges, dahin gewandert ist. Damals aber schreibt sie über das Bild: „Entschieden das schönste, das von Richard gemacht worden ist. Trauriges Gefühl, es nicht zu haben, wenn auch ohne Neid." Sie geht, trotzdem sie nicht einen Augenblick die persönlichen, gesundheitlichen und künstlerischen Interessen des Gemahls aus dem Auge läßt, ihre eigenen Wege, um zu hören und zu sehen. Sie ist abends mit dem Kostümmaler für Bayreuth, Professor Döpler, bei den Meiningern in der „Hermannschlacht". Diese interessierte sie in hohem Grade: „Sie war trotz vielem Absonderlichen sehr fesselnd und die Darstellung sehr merkwürdig, die Dichtung ganz aus der Zeit heraus gezeichnet, modern, die Thusnelda ungefähr wie die albernen deutschen Frauen, welche sich freuten, den Franzosen sich zu gesellen. Die historische Realistik der Kostüme entstellt die Sache, doch alles interessant zu beobachten, und manches ist selbst ergreifend, so die Scene Marbod mit den Kindern und die Nachtscene." Und sie fügt hinzu: „Während wir bei den Meiningern sind, jubelt das elegante Berlin den ‚Makka-

bäern' von Anton Rubinstein zu." Selbst die Freundin kann sich dem nicht entziehen, und es klingt ein leiser Schmerz aus Frau Cosimas Wort. Doch das entsprang wohl mehr der ganzen Stimmung. Denn sie meinte einmal am Morgen: „Sehr ermüdend! Mir ist zuweilen, als könnte ich nicht mehr den Tag tragen." Aber die Ereignisse selbst traten in den Vordergrund. Sie kommt mit dem Meister am Montag, dem 19., in die Probe. Da herrscht förmliche Rebellion, und zwar weniger stilvoll als seinerzeit in Wien. „Die Herren sitzen, die Proben wegen des Bußtags refüsierend, mit den Hüten auf dem Kopf und den Zigarren im Mund an den Pulten, die Hornisten konnten nicht blasen, und es war in der Tat die Frage, ob das Konzert überhaupt stattfinden könnte." Aber der Einfluß Wagners auf die Musiker war immer derart, daß alsbald alle Obstruktion zum Schweigen kam und die Musiker sich in den Instrumentalkörper fügten, den der Meister nun völlig in die Gewalt seiner Faust zwang, mit einem ausgesprochenen musikalischen Absolutismus, den die Herren von ihren Berliner Kapellmeistern natürlich nicht kannten. So entwickelte sich auch alles gut bis zur Aufführung. Inzwischen aber traf Frau Cosima mit Lothar Bucher zusammen. Sie sprachen über das Elend in Deutschland: „Überall Betrug und schlechte Arbeit; die Leute lassen ihre Möbel aus Paris kommen; unser Freund", und damit wies sie auf Lothar Bucher, „der früher auf dergleichen Dinge so wenig Wert gelegt hatte, reist nach London, um sich dort Kleider anfertigen zu lassen. Von Bismarck erzählt er, daß er alle diese Angriffe — man stand ja mitten im Kulturkampf — auf den katholischen Klerus mit einem Male habe bringen wollen. Er habe aber solche Not mit allen Mächten, und so müßte er dem Hund den Schwanz stückweise abschneiden. Richard sagt dazu: ‚Vor vier Jahren hat er die Jesuiten empfohlen, jetzt empfiehlt er die Juden. Sie fräßen uns auf.' Da meint auch Bucher, nun sei sogar ein Israelit (Friedland!) Minister." Wagners Anschauungen aber gingen doch nach einer anderen Richtung als die

Buchers. Denn bei einem Spaziergang im Tiergarten sagte er vor der künstlerisch so seltsamen Siegessäule: das Beste, was Deutschland jetzt hervorgebracht habe, sei die preußische Heeresverfassung. Was dieses aber jetzt verteidige, dafür habe er wenig Sinn.

Inzwischen hatten die Proben trotz des Bußtages und der englischen Einstellung von Berlin ihren Fortgang genommen. Die Hauptprobe selbst aber war ein Ereignis. Frau Wesendonck war anwesend mit vielen Freunden, und alle äußerten große Ergriffenheit, vor allem Helmholtz, „der unter beständigen Tränen die göttlichen Dinge anhört. Ich namenlos erschüttert. Der ganze Schluß (der ‚Götterdämmerung') eigentlich die Paraphrase über die Worte: ‚nicht Gut, nicht Geld' — ‚selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein'. Die gesamte Götterwelt, die Naturmächte, alle dienen gleichsam dazu, das herrlichste Weib zu verherrlichen!... Beim Abschluß der Probe sagt mir Richard: ‚Der Wecker naht, da muß ich an Dich immer denken. Du hast alles wieder erweckt in mir, Liebe, Schaffen, Alles'." Dann kam das Konzert, dem Frau Cosima in der Loge von Frau Marie mit einer in der Tat glänzenden Gefolgschaft, der Baronin Loë, Frau von Bülow, Fürst Liechtenstein, teilnahm. Frau Wesendonck meinte, daß der Meister einen Ausdruck gezeigt, den er noch nie gehabt, „von großer Behaglichkeit". Bucher selbst war von der Musik zum ersten Male im Leben ergriffen. Auch das zweite Konzert am nächsten Morgen verlief glänzend, und der Aufenthalt in Berlin klang vorzüglich aus. Bei Helmholtz lernten sie Mommsen kennen, und dort entwarf sie mit dem Herrn von Radowitz einen Plan, um den Staat zu zwingen, in die Bayreuther Dinge einzugreifen. Die Radowitze freilich waren für alle kühnen Unternehmungen ein Unglück, und so ist auch aus diesem Plan nichts geworden. Viel schöner war der Abend bei Menzel, wo dessen Schwager das Paar mit den Klängen aus der „Götterdämmerung" empfing. Ein schönes Bild: Im Atelier Menzels, dieses modernsten Künstlers, der doch am tiefsten in das alte preußische Wesen hineingegriffen, nun diese

Klänge! Es machte dem kleinen Mann große Freude, der so kunstsinnigen Frau alle seine Schätze, auch die, welche noch in den Mappen verborgen waren, zu zeigen. Dann noch ein Diner im Hotel, bei dem auch Bucher anwesend war und die Gewohnheit der Diplomaten zum vollen Ausdruck brachte, nämlich mit einer Fülle von Details, ob wahr oder nicht, mit gewissen Bosheiten über alle Persönlichkeiten von Mommsen bis zur Kaiserin die Unterhaltung auszuschmücken. Wichtig indessen war, was er über Bismarck sagte, dessen Politik förmlich gelähmt sei durch die Politik der Kaiserin. „Vor Paris zum Beispiel konnte man nicht angreifen, weil die Bomben nicht ankamen. Schließlich ergab es sich, daß die Bahnen durch Lebensmittel für die Pariser seitens der Kaiserin und Prinzessin Viktoria eingenommen waren. Wichtige Dinge müssen verschoben werden, weil sie den Kaiser dermaßen quält, daß die Ärzte einen Schlaganfall befürchten. Bismarck förmlich aufgerieben, krank. Dazu noch ein anderes. Bismarck kommen fortwährend Drohungen und Warnungen zu. Bucher zitiert unter anderem einen Brief, welcher wirklich ganz toll ist und dazu gemacht, einen anderen toll zu machen. Bismarck äußerte sich neulich, er freue sich der Straßenjungen, die beständig ihn auf der Straße begleiteten. Er sei dann sicher, daß ihm rücklings nichts geschehe, nach vorne wolle er sich schon decken." Diese Dinge werfen ein scharfes, wenn auch kein schönes Licht auf das Berlin der Bismarckschen Zeit, und man kann erkennen, daß dieser dort ebenso unter den ihn bekämpfenden Strömungen gelitten hat wie Richard Wagner in Bayreuth. Nur durch ihre Persönlichkeit, ihre Tatkraft und Entschlossenheit haben sie die Widerstände, die sich ihnen entgegensetzten, zu überwinden vermocht. Wahrlich, wenn man die beiden betrachtet, so darf man nicht die Gegensätze betonen, sondern man muß sie im Sinne des Meisters und seiner Gemahlin immer von dem einen Gesichtspunkt aus betrachten, daß jeder seine Aufgabe hatte, jeder seinen Weg gehen mußte. Und man darf hinzufügen, daß sie ihn gegangen sind, trotz alledem.

Aber in Bayreuth selbst hat man in Wahnfried einen Verlust unendlich schmerzlich empfunden, den des treuen Kameraden Rus. Frau Cosima berichtet darüber den Kindern im Stift in folgender rührender Weise: „Loldi und Eva haben Euch geschrieben, welcher Verlust uns geworden ist: Heute früh fand Rausch den guten Rus auf der Strohdecke eines Beetes im Gemüsegarten tot darnieder; gestern noch lief er munter springend und bellend unserem Wagen zum Theater hinauf nach. Ich beachtete, mit welcher leidenschaftlichen Anhänglichkeit er jeder Bewegung Vater Richards folgte; heimgekehrt, nahm er seine Speisung und bellte wie gewöhnlich, heute ist er dahin und mit ihm ein guter Geist unseres Hauses geschieden. Es ist heute der erste eigentliche Frühlingstag, sehr milde, aber trüb und regnerisch, und man sagt, daß in dieser Zeit gar leicht verscheidet, was nicht große Kräfte hat. Und unser Rus war nicht jung mehr. So alt wie Loldi, kam er ein Jahr vor Evas Geburt in das Triebschner Haus, behütete Fidi treu, wie er zur Welt kam, bewachte unseren Herd beständig und hat uns allen nur Gutes und Freundliches erwiesen. Man muß es erfahren haben, wie selten im Leben unbedingte Ergebenheit und Anhänglichkeit seitens der Menschen ist, um das freundliche Wedeln, den treuen Blick, die unbedingte Zugehörigkeit eines Hundes zu würdigen. Morgen wird unser alter Freund begraben am Fuß unseres Grabes. Ich habe den Kleinen empfohlen, ihn nie zu vergessen, so können sie ihm seine Treue und Güte lohnen!"

Das war die letzte Handlung vor der Abreise nach Wien zu dem dritten Konzert, zu dem sich der Meister hatte entschließen müssen. Es war keine besonders schöne Fahrt, und man kann nicht sagen, daß Frau Cosima derselben innerlich freudig zugestimmt hätte. Auch der Erfolg war finanziell nicht so bedeutend, als man erwartet hatte. Doch war der Eindruck, vor allem von Hagens Wacht, ein ganz ungeheurer. Für Frau Cosima war die Begegnung mit dem alten Semper von Bedeutung. Sie meinte von diesem, daß er im Umgang

mit dem Meister wieder völlig auflebe. Er sprach jetzt vom Schwindel der Polychromie, vom Wunsche, Wien zu verlassen, und meinte: „Was geht's mich an, ob der Kaiser ein Schloß baut. Die Deutschen sind heimatlos, das Genie hat in Deutschland keine Stätte." In der Tat war gerade Sempers Geschick bezeichnend für den ungemeinen Kontrast zwischen ihm und Wagner, mit dem er doch jahrelang zusammen gegangen war. Denn jetzt zeigte sich die ganze Bedeutung des Meisters von Bayreuth gerade darin, daß er sich unbedingt treu blieb. Er hat sich in den Dienst keines Fürsten begeben, und in dem Augenblick, da er abhängig werden sollte von dem bayerischen König, hat sich das volle Freiheitsgefühl des Genies bewährt. Das ist der große Unterschied. Ihm kam freilich eines zu Hilfe, daß er als Genie den Genius in seiner Gattin an der Seite hatte, die ihm jeden Augenblick wundervoll beistand. Sie ließ sich darin, trotzdem sie innerlich oft geradezu gebrochen war, durch den Kampf, den der geliebte Gemahl zu führen hatte, nie irremachen. Aber es war ein Doppelleben, das sie zu führen hatte, wie es nur eine ganz ungewöhnliche und unerhört großartige Natur vermochte. Denn es war eine harte Zeit, und besonders für sie, die auch mit vollem Mitleid an den Mann dachte, den sie hatte verlassen müssen. Kurz vor der Abreise nach Wien war ihr die Mitteilung von den schweren finanziellen Verlusten zugegangen, die er durch Betrug und Untreue auf seiner Londoner Konzertreise erlitten, die natürlich auf seine Gesundheit, aber auch auf das Vermögen ihrer Töchter stark zurückwirken mußte. Es ist indes nicht der Verlust des Geldes für die Kinder, was sie beschäftigt, sondern sie fühlt ganz im Sinne des hochherzigen Mannes, daß ihm der ganze Lohn einer Arbeit von vielen Jahren verlorengegangen ist. Sie schreibt darüber in ihr Tagebuch: „Diese Nachricht stimmte mich beinahe traurig bis zum Verlieren meines Gleichgewichts. Wenn nur einen Augenblick die Stimmung der völligen Ergebenheit in alles verloren wird, so kommt ein solcher Schlag und führt uns wieder zur traurigen Ruhe! Wie hart,

wie schwer!" Sie konnte sich nur trösten an der Vollendung der „Götterdämmerung", vor allem an dem Meister selbst, der ihr sagte: „Das muß Dir doch Freude machen, daß ich unter Deiner Ägide solches geschaffen. Ja, aber nimmermehr hätte ich dies geschrieben, Du hast diese Töne aus mir gelockt." Und sie fügte hinzu: „Er denkt viel an den ‚Parzival', will seine Lektüre auf diesen richten. Gott segne ihn." Und sie teilt alle seine Sorgen, ja sie mußte den größten Teil derselben tragen. Denn jede Nachricht kam zunächst an sie, und sie hatte die Pflicht, den Meister zu verständigen, aber auch die andere, größere, ihn, den Alternden und dennoch Schaffenden, wiederum gegen diese Eindrücke zu sichern. Das war ein Amt und eine Sendung, die nie vergessen werden darf. Er selbst empfand ja sie und ihr Walten wie einen Hauch der Poesie. So schreibt sie selbst die Worte von ihm nieder: „Ich sei wie die Gazelle, die den indischen Eremiten nochmals in das Leben gezogen hat. Er wäre sonst ganz fertig gewesen." Dann kam sein Geburtstag, zu welchem die Hauptfeier von den Kindern veranstaltet wurde. Sie hatte „die drei Kleinen" in einer Weise einstudiert, die dem Meister Tränen der Rührung entlockte. Sie schildert sie den beiden Töchtern in Dresden folgendermaßen: „Halle (von Wahnfried) am 22. Mai 1875. In der Mitte die Büste von Vater Richard, umgeben von allen Pflanzen des Gewächshauses, vor der Büste Fidi, der Glaube, im blauen Mantel mit Schwert und Palme, von der Seite rechts Loldi, die Liebe, rotes Gewand mit Rosen im Haar, die Hand über die Büste haltend, segnend, von der Seite links Eva, die Hoffnung, grün und weiß, angelehnt mit dem Kopf an der Büste, von der Seite ein Anker.

Die Liebe:

Wie keiner hast Du mich empfunden,
Wie keiner hast Du mich besungen,
Von den Feen bis zu den Nibelungen

Warst Du mir treu zu allen Stunden,
Mein Segen ist darum Dein Teil,
Die Liebe ruft Dir: Heil!

Der Glaube:

Du hast mich
Und hast mich bewahrt,
Heil Dir!

Die Hoffnung:

Ich bleibe bei Dir
Und will Dich nicht lassen,
Schein' ich zuweilen auch zu erblassen,
Unsichtbar still hause ich hier,
Dieser Tag ist mein
Und ich bin Dein,
Heil Dir!

Alle:

Heil Dir!

Darauf der Huldigungsmarsch von der Militärkapelle, im Garten aufgestellt. Eva, Hoffnung, weint vor Rührung, Loldi, Liebe, nachher, Siegfried unbeweglich."

So ließ sie auch die fernen Kinder an der Feier teilnehmen. Es ist überhaupt ein eigenes Kapitel im Leben der Frau Cosima, wie sie die beiden in der Entwicklung begriffenen Töchter aus der Ferne mit einer unendlichen Sorge umgab. Jeder der zahlreichen Briefe, die sie ihnen schrieb, enthielt eine solche Fülle von guten Lehren, die nicht bloß persönlicher Natur waren, sondern von jeder „Institutrice" im vollsten Maße beherzigt werden könnten. Ich möchte nur die Worte anführen, die sie an dem Tag nach des Meisters Geburtstag an Daniela schrieb: „Es freut mich sehr, daß Du zwei Freun-

dinnen hast; pflege diese Freundschaft recht. Wo Du kannst, sei ihnen behilflich, gib nach, wenn Dir etwas Gutes begegnet, teile es mit ihnen. Nimm Strafen auf Dich für sie, kurz übe und bewähre die Liebe." Das ist das Großzügige in dieser Erziehung, die nie einen Augenblick ruhte, obwohl für sie jeder Tag neue Aufgaben brachte. Denn alles mußte sie besprechen, zu allem war ihr Rat nötig, bei dem Ausbau des Theaters wie bei der Beschaffung der Mittel und nicht zuletzt bei den Plänen des Meisters, die sich jetzt bereits über die ungeheure Aufgabe der Festspiele hinweg seinem „Parzival" zuwandten.

Dann wurde sie zu der Trauerfeier für Marie Mouchanoff nach Weimar gerufen. Der Tag war von ergreifender, ja erschütternder Art. Sie schrieb darüber an Daniela: „Von Weimar aus schreibe ich Euch, wo ich gestern angekommen bin und Euren Großpapa, Gott sei Dank, sehr wohl angetroffen habe. Ich bewohne hier die Stube im Erbprinzen, wo Du mit mir geschlafen hast, den kleinen Salon mit der Stube daneben hat Frau von Schleinitz und die letzte Stube Frau von Dewitz wie vor zwei Jahren. Nur fehlte die Schönste, Begabteste unter uns, und wir sind jetzt versammelt, um ihr Andenken zu feiern. Das stimmt ernst und tief, das führt zur Andacht, das heißt zum Abstreifen aller Zerstreuung, zum Tilgen alles Scheines." Und nach der Feier fährt sie fort: „Die Gedächtnisfeier für die Freundin ist soeben beendigt. Sie war sehr rührend. Zuerst ein Requiem oder Totengesang, dann eine Legende von der ‚Heiligen Cäcilie', der Beschützerin der Musik, dann eine Elegie oder Klage, dann ein Gebet des Kindes bei seinem Erwachen, was Großpapa für uns drei (zwei sind schon dahin!) geschrieben. Alles war von Großpapa." Die Tristanaufführung hatte für sie nur insofern größere Bedeutung, als sie das Voglsche Ehepaar zum ersten Male hörte und unter dem Eindrucke ihres Gesanges beide nach Bayreuth einlud. Sonst aber war sie von tiefster Sorge um den Vater erfüllt, und sie konnte, nachdem sie ihn mit schwerem Herzen verlassen, nicht zur Ruhe kommen, ohne daß sie die Freundin selbst

nach dem Befinden des Vaters befragte: „Wenn Sie mir eine Wohltat erweisen wollen, Theuerste, werden Sie mir sagen, wie Sie meinen Vater verlassen haben. Zerrissenen Herzens bin ich zu schweren Sorgen gekommen! Wie fanden Sie ihn zuletzt? Wagner Gott sei Dank wohl. Er sagt, wenn ich fort sei, lebe er überhaupt gar nicht, befände sich also auch nicht schlecht. Über ihm ruht die Gnade und die Kraft des großen Berufes. In Eisenach hatte ich fünf Stunden zu weilen, mein Opfer war vollkommen unnütz, ich habe derlei Überflüssigkeiten viel durchgemacht. Was mich belohnte, war, daß Wagner mir dankte." Es handelte sich dabei wohl um die zweistündige Unterredung mit dem Großherzog, welche sie hatte und die gewiß für diesen interessant war, aber eine besondere Wirkung nicht erzielte. Denn die Wege zwischen dem Großherzog von Weimar und dem Vater der großen Tochter hatten sich bereits zu scheiden begonnen. Interessant ist es, daß bei dieser Aufführung die Gräfin Tolstoi in Weimar anwesend war. Frau Cosima schreibt in dieser Beziehung: „Sollte Gräfin Tolstoi noch bei Ihnen sein, so bringen Sie ihr wohl meinen Gruß. Wagner war sehr böse, daß ich bloß von der Bekanntschaft mit dem Grafen gesprochen; er besann sich bei ihr sogar auf Details, zum Beispiel, daß Magnetismusexperimente gemacht wurden bei seiner Begegnung mit der begeistigten Frau. Ach, wäre ich nur nicht in solcher Sorge. Sie belastet mir mein Herz, und dabei pflege ich sie förmlich, aus Furcht vor einer Überraschung, wie sie uns im vorigen Jahre wurde. Ich stehe zuweilen vor dem Gewaltstreich, ihn (den Vater) hierher zu verpflanzen, aber dann sinkt mir der Mut."

Aber sie hatte keine Zeit, über diese Sorgen nachzugrübeln, die ja auch bald durch die telegraphische Nachricht, daß es Liszt besser ginge, beseitigt wurden. Um so mehr drangen jetzt die Proben und die Arbeiten auf sie ein. Der Meister meinte, wie ein Irrlicht über dem Sumpf erscheine ihm seine Unternehmung. Und doch war alles nur zu sehr Wirklichkeit und wuchtete auch auf Wahnfried so

mächtig herein, daß Frau Cosima alle Kräfte aufbieten mußte, um diesem Drucke standzuhalten. Dies war für sie um so schwieriger, als sie ja auch die Sorge um Hans von Bülow in sich trug. Sie empfing am 30. Juni einen Brief, worin er ihr seine großen, ja übergroßen Verluste mitteilte, und nicht genug, auch Kunde gab von einem leichten Schlaganfall, dessen Folgen er nicht voraussehen könne. Sie bemerkt dazu: „Wiederum einmal ein Schwert im Herzen umgewendet und alle Wunden wieder aufgerissen. Wie oft noch wird das geschehen! Ich antwortete ihm augenblicklich mit der Auseinandersetzung des Vermögens, welches ich den Kindern hinterlassen kann, und indem ich ihn beschwöre, den Plan nach Amerika aufzugeben, an welchem er immer festhält, um den Kindern gewisse Summen zu erjagen." „Mit diesem Weh habe ich die ersten unserer Sänger zu empfangen." Kein Wunder, wenn sie diesen schicksalsvollen Monat Juni, der für die Proben bestimmt war, mit den Worten in ihrem Tagebuch eröffnet: „Hilf, Himmel, zu ertragen das schwere Herz!... Beim ersten Ton will schier die Brust mir brechen." Aber sie war bei den ganzen Proben auf ihrem Platze, und jeder bewunderte ihre Haltung, wie sie oben auf dem Theater und vor allem in Wahnfried alles zu lenken und zu leiten wußte. Es kamen nicht bloß die Sänger, sondern auch Gäste in Menge. Selbstverständlich auch Marie von Schleinitz, der sie im königlichen Schlosse eine Wohnung zu verschaffen gewußt hatte, indem sie sich direkt an den König gewendet. Und so nahmen die Proben ihren glänzenden Verlauf: „Seltsam erhebend, ermüdend." Sie verstand es, als guter Geist über der ganzen großen Bewegung zu schweben, Tag um Tag zu vermitteln, und wenn der Meister wegen der Gereiztheit seiner Sänger schließlich jeden Morgen fragte: „Ist jemand abgereist?", so hat gerade sie immer die Versöhnung durchzuführen gewußt, um Schlimmeres abzuwenden. Auch der Vater kam und war von dem Werke im höchsten Grade ergriffen. Es ist bezeichnend, wie er unter dem Eindrucke desselben an die Fürstin

schrieb und dessen ganze Bedeutung hervorhob. Selten hat er so energisch an die energische und heftige Frau geschrieben.

Aber gewissen Erregungen und Hemmungen konnte auch Frau Cosima nicht steuern. Denn es lag nun einmal im Wesen dieser Generation, daß selbst Niemann wie auch Richter gewisse Unarten des Theaters nicht verleugnen konnten. Wenn Niemann, nachdem er sich selbst recht töricht benommen, die Partie des Siegmund zurückschickte, so war das eines der vielen, tagtäglichen Vorkommnisse, die kein Intendant und kein Theaterkundiger ernst nahm. Auch in Bayreuth hat man das nicht getan. Man hat nur daran gedacht, wie er sich bei der „Tannhäuser"-Aufführung in Paris aufs schmählichste benommen hatte. Anders aber war es doch bei Richter, der zu einer eingehenden Korrespondenz Veranlassung gab, in die auch Frau Cosima einzugreifen sich verpflichtet fühlte. Es war schade, daß dadurch der letzte große Abend, das wundervolle Gartenfest, das in Wahnfried den Künstlern gegeben wurde, schon einigermaßen gelitten hat. Aber nachdem die Künstler abgereist und die Zeitungen von großen Dissidien sprachen und ihre Angriffe vor allem gegen Frau Cosima wandten, fand man, daß Hans Richter dazu, wenn auch ohne diese Absicht, Veranlassung gegeben hatte. Da schrieb sie ihm am 25. August und stellte ihm mit vollem Herzen vor, daß sein Gefühl gegen sie ganz gleichgültig sei, daß aber, wenn er nicht gegen Richard herzlich bereue, nachdem er sich durch das Gerede habe irremachen lassen, er nimmermehr mit Richard würde etwas zu tun haben können. Diesen Brief, den sie mitten in der Nacht schrieb, sah der Meister und griff nun selbst energisch ein. Und allen anderen Mitteilungen zum Trotz gibt die Antwortdepesche Richters volle Aufklärung: „Hochverehrter Meister, Verzeihung dem Reuigen, bitte mir alles schreiben, was Sie mir sagen wollten, daß mein Unrecht einsehen und bereuen kann. Mein Fernbleiben bereuend, versichere Sie, in Treue nie gewankt. Ihnen Lebelang treu ergeben. Hans Richter." So war

dieses Intermezzo gleichfalls beseitigt. Die Nachrichten in den Zeitungen, die vor allem sich an Frau Cosima vergriffen, wurden durch eine energische Erklärung des Meisters zum Schweigen gebracht. — Man konnte ja mit den Proben zufrieden sein. War es doch immerhin bedeutungsvoll, daß selbst der Berliner Intendant von Hülsen zu denselben gekommen war. Frau Cosima schrieb darüber etwas ironisch an die Freundin Mimi: „Was sagen Sie dazu, daß Herr von Hülsen uns besuchte, der ersten Dekorationsprobe im Theater beiwohnte (es war prachtvoll) und den Abend bei uns zubrachte? Heute früh ließ er mir für meine Aufnahme danken und versichern, das, was er tun könnte, würde er für die Unternehmung tun."

Dann ward wieder Ruhe in Wahnfried. Aus dieser Zeit gibt Frau Cosima eine Schilderung in dem Briefe an die Freundin: „Wie bin ich froh, geliebte Freundin, daß dieses schöne Herbstwetter noch Ihren Aufenthalt in Gräfenberg begünstigt! Da ich eine große Sehnsucht nach einigen Zeilen von Ihnen hatte, glaubte ich, daß schon eine sehr geraume Zeit verstrichen sei und fing an, mich zu ängstigen, als Ihr lieber Brief hier ankam. Wenn Sie uns danken, was sollen dann wir tun? Ihr bloßes Erscheinen ist eine Erquickung, und wie ich einer Freundin neulich schrieb, der Umgang mit Ihnen ist schön im Augenblick und schön auf die Dauer, weil Sie liebenswürdig und wahr, anmutig und tief sind." Und sie schildert weiterhin ihr Verhältnis zum Meister: „Einen Teil der Unterhaltung habe ich nun auf die Amerikaner gelenkt, und zwar in dem Sinn, den Sie wissen. Doch wurde ich gestern gerufen und mir ein Brief vorgelesen. Bei dem Passus über die Fürsten unterbrach ich, der Brief wurde zerrissen, ohne gute Laune, und ich hatte einen betrübten Nachmittag. Ob der Erfolg eine solche Trübung wert ist? Eines glaube ich, ich habe die Mitteilung von mancherlei nun verscherzt. Wir haben uns nun sehr in ‚Parzival' versenkt. Es läßt sich nicht viel auffinden, und Wagner wird wohl hierin wie immer ganz schöpferisch sein. Eines kommt mit ziemlicher Sicherheit

heraus, daß der Gral und seine Sage die Sehnsucht der christlichen Seelen ausspricht, abseits der Kirche ohne Hierarchie mit dem Erlöser zu verkehren — keine Protestation, aber eine Gegenschöpfung. So haben wir denn auch in Guiot de Provins (Autor einer verlorengegangenen Parzivalbibel) gelesen, und der erste Vers ‚en ce siècle puant et horrible' ist Wagners Motto geworden. Es hat mir Vergnügen gemacht, unter den Vortrefflichen, welche er aufzählt, wie Homer die Schiffe der Griechen, die Flavignys genannt zu sehen, meiner Mutter Vorfahren; im übrigen klagt der Dichter ungefähr, wie wir es tun könnten." Dann traten sie eine Reise nach Böhmen an, von der sie wiederum der Freundin ausführlichen Bericht gibt: „Geliebte Mimi (meine Schwester, an welche Sie mich so oft erinnern, nannte ich Mionny), wir sind seit zwei Tagen von einer kleinen Excursion heimgekehrt, welche durchaus nicht vernünftig, von mir im Projekt bekämpft, schließlich aber wie gewöhnlich heiter akzeptiert worden ist und welche wirklich sehr schön glückte." Und sie schildert die Fahrt durch die böhmischen Bäder, Teplitz und Prag. „Über Eger kehrten wir heim, und ich gestehe, daß, unhistorisch wie ich nun durchaus bin, ich mehr an Sie als an Wallenstein, das heißt nur an Sie und gar nicht an ihn gedacht habe. Sind Sie eine geraume Zeit nicht in Prag gewesen? Es ist dies die einzige Stadt in Deutschland, welche meiner Ansicht nach zu ihrem Vorteil sich verändert hat. Ob diese Veränderung politisch gut ist, weiß ich nicht zu ermessen. So viel ist gewiß, daß ein wirkliches Leben sich dort kundgibt, daß Israel sehr unmerklich, der Fürstkardinal hat dagegen opponiert, daß das Theater einem Juden übergeben wurde und daß das slavische Wesen sich mit Anmut ausspricht. Klerus, Adel und Czechen sind fest vereint; es ist wahrscheinlich, daß dies von Übel ist, es nimmt sich aber für den Touristen gut aus. Das arme deutsche Wesen wird von Israel verfälscht, drei Juden sind die Führer der deutschen Partei! Das glückliche Österreich hat nun wieder 35 Millionen in der Person seines Kaisers

geerbt, während es, stets von Mars stiefväterlich behandelt, dem uninteressantesten Kriege gegenübersteht, so daß man geneigt wäre, anzunehmen, daß für die Nation wie für die Individuen in großen Linien alles sich wiederholt, solange sie sind. In der Galerie fand ich einen sehr schönen Mabuse, der Heilige Lukas, die Muttergottes zeichnend, welcher meinen Gedanken sich als jüngster Freund zugesellt hat. Die Entzückung und Abwesenheit des Heiligen und die besonnene Objektivität des Genies spricht sich in dem ergreifenden Antlitz aus, dazu die prächtigste Umgebung. Und auch eine Freundin ist mir auf dieser Fahrt geworden. Wie ich von Teplitz kommend in Aussig mich im Wartesaal aufhielt, bemerkte ich eine Dame, welche, ihre ältere Begleiterin verlassend, mit einiger Hast aufstand, einige Schritte tat und dann sich wieder setzte. Endlich redete sie mich an: ‚Sie sind Frau Cosima, nicht wahr?' Erstaunt bejahte ich halb, sie fügte hinzu, ‚Sie kennen mich nicht, das tut wenig zur Sache, ich habe Marie Mouchanoff die Augen geschlossen, ich weiß, wie sehr diese Sie geliebt hat.' Das sprach sie mit bebender Stimme, ihre Hände zitterten, ihre Augen waren voll Tränen. Da sie nach Prag ging, wo ich des Abends eintreffen sollte, gab ich ihr dort Rendezvous, und wir verbrachten zusammen einen Abend, ganz in Erinnerungen verloren. Mir tat es wohl, von Maries letzten Tagen endlich in dieser Weise reden zu hören, ihr tat es wohl, wie sie sagte, zum ersten Mal sich auszusprechen. Sie sagte: ‚Wer nicht diese Frau hat sterben sehen, der hat nie etwas Großes geschaut.' Und sie wußte alles. Von Mouchanoff sprach sie gut." „Emilie Scierspuiowski ist ihr Name. Sie reist mit ihrer Mutter und hat mir einen großen Eindruck gemacht. Nicht bloß durch ihre Mitteilungen, sondern auch durch ihr Wesen. ‚Ich liebe Emilie, weil sie heftig ist', hatte Marie von ihr gesagt, und die Heftigkeit ihrer Gefühle sprach sich durch ihr Auge und durch den unsäglichen Schmerz, dessen Kundgebung sie nicht bemeistern konnte, aus. Sie ist sehr fromm und hat eine Wallfahrt gemacht, um

Maries Leben von der Jungfrau zu erbitten — ach! ich verstehe das und glaube mehr an das Wunder als an Ärzte! Mir gab sie eine kleine Medaille mit der Schnur, wie Marie sie getragen, eine ‚immaculata', wie meine Kindheit sie verehrte und trug; nun habe ich sie um meinen Hals und trage auch in Gefühlen der Frömmigkeit und Liebe dieses Zeichen wieder, wenn auch in einem anderen Sinn. So habe ich denn wehmütig geschwelgt, wie es meinem Herzen so oft Bedürfnis ist, welches ich mir aber zu befriedigen nicht getraue."

Es ist ein Stück Herzensleben der Frau Cosima, durch das wir sie in ihrer ganzen Eigenart und in der geradezu geheimnisvollen Mischung von Gefühlen kennenlernen, die zum Teil ähnlich sind der Religiosität des Vaters, aber auch wiederum durchdrungen von dem Empfinden für die Größe des Gatten und von ihrer eigenen Auffassung jener und dieser Welt. Denn auch auf diese wandte sie den Blick: auf Lenbach und seine bevorstehende Reise nach Kairo, auf die kleine Gräfin Marie Dönhoff, deren Schicksal ihr so sehr am Herzen lag und die sie in ihrer Art immer beobachtete und liebte.

In Wahnfried waltete das alte Leben. Aber wie ein stilles Geheimnis schwebte zwischen ihr und dem Gemahl die Parzivalidee, und jede schöpferische Periode bedeutete für Cosima gewissermaßen einen neuen Liebesfrühling, freilich von völlig durchgeistigter Art. So schrieb sie am 10. Oktober an die Freundin: „Heute vor 22 Jahren haben Wagner und ich uns zum ersten Male gesehen. Es war an demselben Tage, wo ich meinen Vater nach acht Jahren wiedersah — in unserer stillen Behausung waren plötzlich des Abends mein Vater, Fürstin Karoline, ihre Tochter Marie, Berlioz und Wagner. Letzterer las ‚Siegfrieds Tod' vor. Es war viel auf einmal für drei nicht nur außerhalb der Welt, sondern auch außerhalb der Familie sich dünkende Kinder. Tief in der Erinnerung ist mir der Tag geblieben. Keinen weiß ich mehr, mit dem ich darüber sprechen kann, außer Sie, innigstgeliebte Freundin, deren liebenswertem und liebesfähigem Wesen das meine sich zwanglos

erschließt. Mir ist es, als ob Wagner in diesen 22 Jahren sich gar nicht verändert, nur im Ausdruck wie im Wesen entfaltet hätte; ich tat damals nichts anderes als zu Boden blicken, schwache Augen und ein schüchternes Gemüt ließen mich gleichsam alles nur verstohlen erhaschen, was ich im eigentlichen Sinn nicht für mich da seiend wußte. Nun ist viel Segen auf mich herabgeflossen. Ich gedenke dessen heute und rechne zu den Segnungen den Gewinn Ihrer Freundschaft, von welcher ich verwegen glaube, daß mir dieselbe nie entrissen werden wird." Wie sehr sie im „Parzival" damals schon lebte, das trat in diesem Briefe hervor: „Habe ich Ihnen schon gesagt, daß Wagner zuerst daran gedacht hat, den wandernden Parzival an Tristans Siechbett im dritten Akt zu führen? Es ist gewiß besser, daß er es aufgegeben. Doch ist mir das Bild geblieben, und meine Phantasie hat sich oft damit beschäftigt, was der Liebesbeschwerte dem Mitleidensehnsuchterfüllten zu sagen gehabt hätte? Wie kamen Sie wieder auf Tristan? Ich hüte mich, ihm zu begegnen, weil ich dann gebannt bin." Und dann kommt sie auf Goethe und Berlioz zu sprechen. „Die letzten Abende haben wir mit den Annalen von Goethe und seiner schönen Rede auf Wieland zugebracht. Von Wieland selbst wird wohl wenig übrig bleiben, ewig aber das Bild, welches er in den verklärenden Spiegel des größeren Genius geworfen. Musikalisch haben wir uns mit Berlioz beschäftigt; Rubinstein mußte uns die Phantastique spielen, was mehr Arbeit als Genuß verursachte. Einfälle, Melodien, sind wohl darin sehr reichlich da, sie gleichen aber einem guten Samen, auf einen schlechten Boden gestreut. Die Pflanze, welche sich daraus ergibt, ist dürr; es ist, als ob immer zweierlei zur Hervorbringung einer Frucht gehörte, und die einseitige Begabung erweckt staunendes Mißbehagen, doch sollte man ihn nicht unstudiert lassen, viel eher, glaube ich, könnte man Schumann im Studium übergehen."

Und sie lädt die Freundin fast schüchtern zu den Aufführungen in Wien ein, zu denen nun der Meister aus äußeren, finanziellen

Gründen reisen mußte, um „Tannhäuser" und „Lohengrin" einzustudieren. Ein kurzer Aufenthalt in München erweckte ihr trübe Erinnerungen an die Vergangenheit, vor allem an den von ihr so sehr beklagten Hans von Bülow. Sie schreibt darüber aus Wien: „Vor acht Tagen kamen wir nun in München an. Lenbach sah ich am Bahnhof, dann anderntags in seinem Atelier, wo er ein himmlisches Bild von der Kleinen (Gräfin Dönhoff) stehen hatte. Auch meinen Vater hat er noch einmal ganz pompös (ich finde keinen anderen Ausdruck) gemalt. Es war schwer, seine Stimmung sich zu denken. Er sprach von der Reise nach Cairo, kommt in 14 Tagen nach Wien, Makart abzuholen. Dieser glaubt aber nicht recht daran. Schack, den wir auch besuchten, frug nach Ihnen — also nicht ‚aus den Augen, aus dem Sinn'. Hier traf ich Emilie S., welche mich erwartete und mit welcher ich einen großen Teil der ersten zwei Tage verbrachte. Dann besuchte mich nach 14 Jahren Ellen Heldburg. Sie wollte mich unverändert finden und schlug den alten Ton an. Ich fand sie sicherer geworden, suchte aber das Eigentümliche, was früher mich an sie fesselte, vergeblich. Ich segne aber die Annäherung, Sie wissen weshalb. Gestern wollte ich den Besuch erwidern. Sie mußte sich aber in der Zwischenzeit einer Operation unterziehen und lag krank zu Bett. Ich wurde vom Herzog empfangen, welcher nicht sehr mit dem Erfolg seiner Truppe zufrieden schien. Wir hörten hier das Requiem von Verdi und Carmen von Bizet und das Ballett Brahma. Ich glaube, daß Carmen Ihnen nicht erspart bleiben wird. Mir hat sie die Bemerkung aufgedrungen, daß die Franzosen die einzige Nation sind, welche jetzt Talent haben. Talent zeigt sich auch in diesem widrigen Werke — das Requiem gehört dahin, wohin Spontini seine sämtlichen Landsleute verwies. Die Proben zu ‚Tannhäuser' haben begonnen und mit ihnen vielfache Not. Wir befürchteten, daß die erste Szene alles übrige totschlagen würde, weil wir keine Menschen haben, welche das Drama gegenüber der phantastischen Welt halten

können. Es ist eine Not, welche um so peinlicher ist, als der Direktor liebenswürdiger, bereitwilliger, enthusiastischer ist als je."

Und in der Tat war die Zeit der Proben voller Qualen und voller Sorgen. Aber im Hause fand der Meister die Gattin und die Kinder, die sie für die lange Zeit mitgenommen, und Frau Cosima hatte hier wieder Gelegenheit, die „grande Dame" zu spielen. Sie nützte ihre freien Stunden zu dem Gang in die Museen und zu dem Verkehr mit den Künstlern, zu denen sich Lenbach und Makart gesellten. Auch Semper, der ihr zwar einen sehr müden und alten Eindruck machte, aber „herrlich lebendig" war, als sie auf Michelangelo zu sprechen kamen, welcher Gestalten der Nirwana hervorgebracht hätte. Aus den sezierten Toten hätte er eine neue Welt geschaffen, lebensvolle Gestalten, welche dennoch nicht dem Leben angehörten. Er sei viel größer als Phidias. So ist in den letzten Tagen von dem Leben dieses bedeutenden und unglücklichen Mannes doch noch ein Lichtschein in die Seele dieser hohen Frau gefallen.

Daneben aber gab es allerlei seltsame Dinge. Kurz vor der ersten Aufführung des „Tannhäuser" erfuhr der Meister, daß die Fürstin Marie Hohenlohe im Theater angefragt, ob das Kostüm der Venus nicht à la Offenbach sein würde. Der Meister bat die Gattin, an die Fürstin darüber zu schreiben, was sie auch tat. Und sie erhielt einen Bescheid, der sie völlig beruhigen konnte. Aber sie hat doch aus diesen Verhandlungen und aus dem späteren Verkehr durchaus das Gefühl geschöpft, daß es auch der Tochter Karolinens von Wittgenstein an innerer Wahrhaftigkeit fehle, und als Herrin von Bayreuth in späterer Zeit diesem Gefühl des Mißtrauens ihr gegenüber höflichen, aber bestimmten und rückhaltlosen Ausdruck gegeben.

Es war für den Meister wirklich keine leichte Aufgabe, diese Einstudierungen zu leiten, und doch hat sich wiederum seine Größe als Dirigent und Regisseur bewährt. Aber es war doch eine Art leidenden Zustandes, den er und nicht minder seine Gattin hier durchmachten. Das enthüllt uns ein Brief an Marie von Schleinitz,

der zugleich psychologisch von Bedeutung ist: „Meine Ergebenheit zuvor, schreibt Albrecht Dürer, ich entsende meine Liebe, Ergebenheit und Treue, alles Gute und Schöne zuvor, um dann zum Unlieben, Unschönen, das heißt zum Bericht des Lebens überzugehen. Sie haben wohl gewußt, nicht wahr, geliebte Freundin, daß, wenn ich weder telegrafierte noch sofort schrieb nach der ersten Aufführung, es wohl mit dem Unding an sich seine Bewandtnis haben mußte. In der Tat bin ich selten nach einem sogenannten Erfolg von so tiefer Melancholie beschlichen worden — die einzelnen Orchesterproben hatten mich tief erschüttert. Kaum sieht man dabei hin, ja, wenn Sie mir die Kühnheit erlauben, möchte ich sagen, daß man kaum hört. Das innere Auge wie das innere Ohr erfassen da ein Etwas, welches sich bei Aufführungen nicht wieder verkündet. Ich wußte wirklich nicht, ob die Darsteller ihre Sache gut machten, ich wußte nur, daß Wolfram, Elisabeth, Tannhäuser wieder einmal zu mir gesprochen. In der Aufführung aber ergaben sich die Mängel. Dazu kam der Lärm eines ziemlich semitischen Publikums, die Nötigung für unseren Meister, auf der Bühne zu erscheinen, und das ganze Werk schwand mir. Ich wollte Ihnen telegrafieren, besprach während der Aufführung die gemeinsame Unterschrift mit Marie Dönhoff und fand nichts, Ihnen zu sagen, was Ihrer und meiner Liebe für Sie wert gewesen wäre. ‚Im Schweigen der Seele redet Gott', sagen die Mystiker — die Seele erreicht aber das göttliche Schweigen nicht inmitten des Geräusches, und die Stimme Gottes vernimmt sie nicht mehr öffentlich. In den Proben aber habe ich sie vernommen, und wenn wir uns die Werke der Geister teilen würden, so möchte ich Ihnen die ‚Meistersinger', Tausig ‚Tristan', Marie Mouchanoff die ‚Walküre', meinem Vater ‚Lohengrin', für mich ‚Tannhäuser' erküren! Was mich bannt und was mich befreit, fand hier seinen erlösenden Ausdruck, und wie ein weithin verschlagener Sprößling dieser Welt fand ich mich heimisch in ihren Tönen."

Es war gesellschaftlich genommen wiederum eine glänzende Zeit, und auch künstlerisch hat der Meister alles erreicht, was er wollte, nur eines nicht: die Gerechtigkeit oder, besser gesagt, den Anstand der Kritik. Denn mit allen Mitteln arbeitete man gegen ihn, und die anonymen Angriffe wie die öffentlichen trugen alle den Stempel einer namenlosen Gemeinheit, so daß er eine Zeitlang daran dachte, den „Lohengrin" aufzugeben und einfach abzureisen. Aber da nahte ihm Direktor Jauner wie ein Schutzflehender, und auch Frau Cosima, die unbedingt für die Abreise gewesen war, gab dem Meister recht, daß man hier aushalten müsse und die begonnene Arbeit vollenden. Während der Proben gab es der Abwechslungen genug, u. a. auch die Taufe von Richters Töchterlein, welche die Namen Richardis Cosima Eva erhielt. Deutlicher konnte man die Zugehörigkeit zu Bayreuth nicht kundtun. Aber das wichtigste war, daß eben doch der Meister sich der Einstudierung auch seines „Lohengrin" unterzog. Denn hierbei gewann er eine besondere Freude am Chor und dessen Leistungen. Er hat ihm denn auch das Versprechen gegeben, zu dessen Benefiz späterhin eine Aufführung des „Lohengrin" persönlich zu dirigieren, eine Zusage, die er in glänzender Weise gelöst hat. Zunächst aber hat er nach der ersten Aufführung, die ihm ungeheuren Beifall eintrug, die Heimreise angetreten, um wenigstens Weihnachten in Bayreuth verbringen zu können. Es waren noch schöne Tage, die sie in Wahnfried verlebten, und vor allem die Kinder jubelten, daß sie wieder zu Hause waren. Aber in Wien wie in Bayreuth beherrschte sie die alte Klage und der alte Schmerz, und sie schrieb noch am 23. Dezember: „Stilles Schmücken des Baumes bei Sonnenuntergang. Nüsse und Äpfel erscheinen im goldenen Schein, weitere Wehmut! Wie gerne will ich alles ertragen, könnte ich anderen nur die Prüfung ersparen. Ich klage nicht, daß diese mir beschieden, gerecht ist alles, was wir leiden, ich klage um andere, um einen anderen." Und dabei wußte sie und nahm sie Anteil an dem, was den Meister beschäftigte, und wenn

er ihr während des Baumputzens aus Voltaire und Friedrich dem Großen vorlas, so dachte sie zu gleicher Zeit des Verhältnisses zwischen diesem großen König und Goethe. Der Weihnachtsabend kam, diesmal still, aber doch schön. Sie nahm mit Freude das schöne Kleid entgegen, das er ihr schenkte. Doch meinte sie: „Das schönste aber sind seine Worte zu mir: ‚Der einzige Gott, den ich habe, ist meine Liebe zu Dir'." Und sie schlossen den Abend mit der Lektüre des „Don Quichote" und lachten darüber so herzlich, als ob es keinen Kummer und keine Sorgen gäbe. Und an ihrem Geburtstagsmorgen schrieb sie: „Ich will es dem Himmel und der Erde danken, daß sie mich werden ließen, da mir eine Sendung zuteil wurde und ich sie erfüllen durfte. Ich will reuig um Vergebung flehen für das Leid, das durch mich ward, ich will mutig tragen, was auszusprechen mir mein Mut versagt."

Und in der Tat brauchte sie ihren Mut für die Dinge, die von außen kamen. Es gilt hier nicht all der Schwierigkeiten zu gedenken, die zu überwinden waren, um die Festspiele möglich zu machen. Auch die Zeit von Weihnachten bis Neujahr und weit darüber hinaus war davon erfüllt, und jeder Tag brachte eine neue Not. Beide hatten sich's zur Pflicht gemacht, darüber nicht mehr als das äußerlich Notwendige zu sprechen, und daran hielten sie fest, soviel das möglich war. Aber bei aller Treue ihrer Helfer galt es doch die Kraft zusammenzunehmen, um nicht zu erliegen. Oft noch im letzten Augenblicke hielt auch sie es für das beste, die ganzen Aufführungen aufzugeben und mit einer mutigen Erklärung an die Öffentlichkeit zu treten. Denn ihnen konnte man in der Tat keine Schuld beimessen als ein allzu großes Vertrauen auf den deutschen Geist. In diesem Vertrauen konnte wohl ein Werk geschaffen werden, wie der „Ring des Nibelungen", aber unendlich schwerer war es, dieses zur wirklichen Auferstehung zu bringen. Man muß fragen, was war damals Deutschland, und wenn man die Gespräche liest, die der Meister mit Frau Cosima führte, und vor allem ihre

eigenen Urteile, so muß man staunen, wie groß und edelmütig die Haltung der beiden war. Denn alles versagte. Man hatte auf den Kaiser gehofft und auf Bismarck. Der Kaiser schien gewonnen, um Bayreuth die Hilfe zu bieten, und Bismarck hat dagegen opponiert, um es, wie aus den Briefen hervorzugehen scheint, in anderer, großzügigerer Weise durch das Reich zu schaffen. Neben größeren Gesichtspunkten leitete ihn dabei zweifellos die Eifersucht auf das Haus Schleinitz. Denn zwischen seinem Palais und dem seines Ministers schien der Haß von Tag zu Tag zu steigen. Und weil Wahnfried dieses Gesuch an den Reichstag, das er wünschte, nicht stellte, ließ er indirekt erklären, daß er überhaupt nicht helfen wolle. Aber daß dieses Gesuch unterblieb, ist hoher Ehren voll, und zweifellos unter dem Einfluß seiner Gattin hat Wagner es ausgesprochen, er wolle das Interesse des Kaisers und seines Kanzlers wecken, aber nicht das des Reichstages. Denn mit diesem wolle er nichts zu tun haben. Das zeigt ihn in seiner alten Kühnheit und Entschlossenheit, aber auch Frau Cosima in der festen Art, mit der sie neben dem Gatten stand. Sie hatte auch den durchaus richtigen Gedanken, daß nichts Ansehen und Kredit von Bayreuth mehr erschüttern könnte als eine verneinende Antwort dieses von ihr so gering geschätzten Parlaments. Und darin hatte sie mehr recht, als sie ahnen konnte. So liefen allerlei Sorgen nebeneinander her.

Und unter diesen Sorgen wechselte das neue Jahr. Sie sahen das schwerste vor Augen, das über sie hereinbrechen konnte. Aber sie feierten Silvester mit den Kindern doch in freudiger Weise. Diese umtanzten den angezündeten Weihnachtsbaum, es wurde Blei gegossen, bei dem der kleine Siegfried einen Schild, Isolde ein Vogelnest goß, und sie trieben all den guten alten Brauch, der in dieser Rauhnacht üblich war. Doch die zwölfte Stunde traf sie alle schon im Bett. Sie schreibt vom neuen Jahr: „Es trifft mich wachend an: den Bösen Ruhe, den Guten Erfüllung wünsche ich von Herzen. Niemandem wahre ich ein böses Gefühl, gewiß auch denen nicht,

welche mir und uns Übles wollen! Große Sehnsucht nach Ruhe! Nahm mir aber vor, alle Pflichten zu erfüllen." Ein frohes Mahl mit den einheimischen Freunden feierte den ersten Tag, und der Meister sagte ihnen freudig und herzlich, sie einzig hätten in diesem Jahre ihm gute Erfahrungen zugeführt; daß er diese Freunde gefunden hätte, sei ihm Bürgschaft des Gelingens. Doch sie hatte recht, wenn sie sagte: „In Sorgen ruhen wir, in Sorgen wachen wir auf. Soll und Haben des Jahres: Wieviel des Schlechten, wie wenig des Guten." „Wie leicht würde ich alles für meine Person hinnehmen, wenn ich nicht die Empfindung hätte, daß alles nur der Sache gilt." Es war vielleicht die schlimmste Zeit, die sie durchzumachen hatten, und doch gerade jetzt rafft er sich auf, um an seiner Biographie weiterzudiktieren, und sie meint: „Heiter wehmütige Bilder der Vergangenheit steigen auf, meine Schwester schwebt zwischen uns!... Alles dahin." Aber man muß die Anschauung und den Stolz bewundern, wenn der Meister sagt, daß nur ein Mann wie Bismarck uns helfen könnte, daß wir sonst verloren sind. Dennoch zieht er alles in Betracht, um die Angelegenheit selbst zu ordnen und alles zu tun, sie durchzuführen. Er hegt neue Pläne. Er spricht von Konzerten in Brüssel, zu denen er unter gewissen Garantien zum Besten des Festspielfonds bereit war. Wie schön sagt sie in dem edlen Gleichmaß, das sie immer gewinnt, wenn sie an die Freundin schreibt: „Sie bezeichnen beinahe buchstäblich mit denselben Worten wie ich das Wunderbare einer Natur, welcher es gegeben war, nicht nur zu sagen, was sie leidet, sondern es auch zu besiegen und im Dienst und Glauben einer Idee auszuharren, auch noch, da eine traurige Ansicht der Dinge diesen Glauben fast absurd erscheinen lassen möchte. Der Himmel segne ihn und gebe uns Frieden! Mein Leben ist mir wieder so regelmäßig geworden, wie es kaum glaublich ist. Die Stunden der Kinder und la comptabilité nehmen die ganze Zeit ein. Wie ich gestern Boni Heinrich II. vortrug, schrieb Fidi an Lulu: ‚Mama wird

immer geſcheiter.' Wirklich helfen mir die guten Kinder ungemein, ich meine nicht zur Geſcheitheit, wohl aber zur heiteren Stille des Gemüts, und das wenige, was ich für ſie tue, haben ſie mir mit hohem Zins tauſendfach zurückgegeben. Die Zinſen bringen mich auf die Frage, ob ich Ihnen mitgeteilt, daß plötzlich Herr Tribert mir meine 40 000 Frcs. ausbezahlt hat, zu meiner größten Überraſchung. Denn ich rechnete nicht darauf." So weiß ſie die Heiterkeit zu finden und alles mit jener Ruhe zu betrachten, die eben die große Frau ausmacht. Von Hans von Bülow hatte ſie gehört, daß er ſich in Meiningen ankaufen und eine ſchöne ruſſiſche Dame heiraten wolle. Da ſchreibt ſie: „Ich habe durch H. v. B. ſelbſt den Namen der ruſſiſchen Dame ausſprechen hören. Wie gerne möchte ich die Nachricht glauben. Allein mir verſagt jeder Mut in dieſem Bezug und ich ahne, daß dieſe eine erſchütterte Saite nie in mir zur Ruhe gebracht werden wird: aber wie Gott will. Zu den Nationen fügen ſich jetzt noch die Weltteile als unerträglich hinzu."

In die nächſte Zeit fiel die Reiſe nach Wien, um dem Chor des Hoftheaters ſein Wort einzulöſen, und die Annahme des amerikaniſchen Angebots, einen Feſtmarſch zur Unabhängigkeitsfeier zu ſchreiben. Er nahm es an und ging ſofort an die Arbeit, die ihm freilich nicht ganz leicht geworden iſt. Aber eigenartig iſt ein Vorgang, der uns den Reiz von Richard Wagners Schaffen beſonders näherführt und den Frau Coſima am 16. Februar folgendermaßen ſchildert: „Nach Tiſch zeigte er mir das neueſte Albumblatt, amerikaniſch ſein ſollend, und ſagt, das ſei der Chor der Frauen zu Parzival: ‚Komm, ſchöner Knabe'." Alſo mitten aus dieſer Zufallskompoſition ſteigt eine der ſchönſten Ideen ſeines „Parzival" auf, von dem Frau Coſima ſagt: „Viel denkt er an P. und iſt betrübt, daß ſo vieles dazwiſchen kommt." Aber trotz allem drängte es zur Reiſe nach Wien und Berlin, wo nicht ohne die glänzende Vermittlung der ſchönen Freundin durch den Kaiſer ſelbſt die Aufführung des „Triſtan" zugunſten Bayreuths befohlen worden war. Noch ehe

sie sich auf den Weg machten, fühlte sie sich verpflichtet, Hans von Bülow Bericht zu erstatten. Sie sagt darüber: „Schreibe an Hans den Bericht über die Lage unserer künstlerischen Dinge. Dieser greift mich bis zur Erschöpfung an. Die einzige Empfindung, an welche sich mein Herz als Hort anklammert, ist, daß, wenn ich allen, die ich liebe, mehr Glück wünsche, als ihnen gewährt, ich mir selber nicht wünschte, daß es besser ginge. Je tiefer ich leide, desto stärker bildet sich in mir diese seltsame Wollust des Leidens aus. Gerne würde ich annehmen, daß, wie die Dünste der Erde zum befruchtenden Regen werden, auch die Tränen, die mir entspringen, als Segen für die Kinder herniedertauen. Allein dann wäre das Leiden wie eine Fata Morgana, und es muß die äußerste Wirklichkeit sein."

Und sie fahren nach Wien, wo sie am 1. März in der Frühe ankommen, von den Freunden und vor allem vom Chor freudig begrüßt. Schon am 2. fand die Aufführung des „Lohengrin" statt, bei der die „magische Direktion" des Meisters Wunder wirkte. Sie selbst sagt: „Das Orchester spielt das Vorspiel, wie ich es nie gehört habe, der Chor ist prächtig, leider die Sänger mehr denn mittelmäßig, inkorrekt, stimmlos ohne Vortrag. Mehr und mehr erkenne ich die Unmöglichkeit, irgend etwas auf diesen bestehenden Theatern einzubürgern. Und am 4. ging nach allerlei Zerstreuungen und Ehrungen, von denen die des Chores am Bahnhof, der im Wartesaal das „Wachet auf" in wunderbarer Weise sang, die Reise nach Berlin weiter. Vom Reichskanzler, das erfuhren sie bei ihrer Ankunft sofort durch Marie von Schleinitz, war nichts zu hoffen, und auch die Kostüme für Bayreuth, die sie betrachtete und wobei vor allem auch ihr Geschmack zur Geltung kommen sollte, bereiteten ihr eine Enttäuschung. Sie sagt darüber: „Sehr schön, mannigfaltig und einfach, eine ganze Kultur tritt einem da entgegen. Mir wäre eine mehr mystische Andeutung lieber gewesen. Alles plastisch zu Denkende scheidet für mich bei der Wirkung der Musik und Tragödie aus. Allein wenn es einmal plastisch hervor-

treten mußte, so konnte es nicht schöner, künstlerischer gedacht werden."

Da traf sie mitten in den Vorbereitungen und Proben zur Tristanaufführung eine schwere Nachricht. Frau von Schleinitz brachte ihr die Zeitungsnotiz vom Tode ihrer Mutter. Von Paris war sie ohne jede Nachricht. Ein Brief Claires, der in Bayreuth liegengeblieben war, erreichte sie erst am 9. März. Er meldete eine ungefährliche Erkrankung. Eine Depesche von Schuré als Antwort einer Anfrage, die der Meister gesandt, teilte mit, daß gestern schon ihre Mutter begraben worden sei. Alle Anfragen an die Stiefschwester blieben unerwidert. Da schreibt sie in ihr Tagebuch: „Ich fahre mit Richard zum Kirchhof und mache denselben Weg, den ich vor 16 Jahren hinter dem Sarge meines Bruders getan. Das Grab ist gut gepflegt, ich will es einfrieden lassen." „Schwere Gedanken, Tage des Schweigens." Damit befriedigt sie äußerlich ihr Herz. Aber wie das Bild ihrer Mutter sich ihr vor Augen stellte, das tritt wohl am schönsten hervor in einem Brief, den sie viele Jahre später an ihren Freund und Schwiegersohn Houston Chamberlain geschrieben hat: „Ihre Mitteilung, daß Sie in meiner Art, sich auszudrücken, und von literarischen Neigungen, die Sie an mir wahrnahmen, etwas Ausgeprägtes finden, hat meine Jugend mir wieder vor den Sinn gebracht: Nachdem ich in der Schule einzig die französischen Klassiker hatte kennengelernt, wurde ich in meinem 15. Jahr mit meiner Mutter bekannt und suchte dieselbe mit meiner Schwester alle acht Tage auf einige Stunden auf. Diese Stunden hatte sie die Güte, dazu zu benützen, uns aus Büchern, welche ihr wert waren, manches mitzuteilen. Von Goethe vornehmlich, dann selbst aus Platon, was sie für mich faßbar hielt. Die Antigone lernte ich durch sie kennen. Und wenn sie genug gelesen hatte, führte sie uns in den Louvre, dann auch, wenn unsere zwei alten Gardedamen es gestatteten, in das Theater. Macbeth von einer englischen Truppe vorzüglich gegeben, dann Madame Ristori als Maria

Stuart und Myrrha, endlich Roche in Polyeucte und le Misanthrope. Das letzte, woran sie uns teilnehmen ließ, war die unter dem Herzog von Luynes wiederhergestellte Athene des Phidias. Ich kann den Eindruck nicht schildern, welche diese Sonntage immer auf mich hervorbrachten, ich sehe mich noch die wundervolle Bibliothek meiner Mutter mit Augen verschlingen, und wenn wir in die Engigkeit unseres gedämpften, strengen Lebens mit zwei 70jährigen Gouvernanten zurückkehrten, da lebten die Eindrücke in uns, wie wenn wir aus dem Reiche der Seligkeit gekommen wären."

In der Tat, da tritt uns das Gefühl der hohen Frau für ihre Mutter entgegen, wie es sie in diesen Tagen des Schweigens beherrscht hat. Dann kam der Brief von Schuré, der ihr die Bestattung und die große Ehrung für die Verstorbene schildert. Noch immer aber blieb sie ohne nähere Nachrichten, und sie drängte ihr Gefühl zurück. Denn sie sah den Gemahl in doppelter Erregung durch die Orchesterproben für den „Tristan" und die Instrumentierung des Philadelphiamarsches, der bis zum 15. März fertiggestellt werden mußte. In den Mußestunden fuhren beide nach Charlottenburg zur Gruft der Königin Luise, deren Grabmal ihr die Herrliche erscheinen ließ in „voller Lieblichkeit im Leiden". Die Proben gingen vorwärts, und am 22. März erfolgte die Aufführung in der glanzvollsten Weise, bei der Kaiser und Kaiserin mit dem gesamten Hofe erschienen. War es doch der Geburtstag des greisen Herrn selbst. Sie befand sich mit dem Grafen Pourtalès in der Loge des Intendanten und hörte nun hier den „Tristan", der ihr so viele Erinnerungen aus der ereignisreichsten Zeit ihres Lebens weckte. Aber der Erfolg war ein ungeheurer. Als sie am folgenden Tage bei Mimi zum Diner erschien, da erfuhr sie, daß der Kaiser den „Tristan" für ein magnifiques Werk erklärt habe und auch der Kronprinz sich ernstlich damit beschäftigte. Aber schon am Abend verließen sie Berlin und fuhren über Leipzig nach Bayreuth zurück. Es gab natürlich der Tod der Mutter für sie neue Sorgen. Der Notar

meldete, daß das ihr zukommende Vermögen in großer Gefahr durch eine Reihe von Klauseln sei, und sie meint: „Ein trauriger Zustand nach allen Seiten!... Ich tue das meinige, um mit Schonung alles dessen, was heilig ist, dem Verluste zu entgehen." Und zu diesem Zwecke wandte sie sich an den Freund ihrer Mutter, Tribert, der es denn auch mit Dank übernahm, ihre Interessen zu vertreten.

Sie hatten Berlin unter dem Eindruck der größten Erfolge des „Tristan" verlassen, dessen erste sieben Aufführungen in der Tat eine alte Erinnerung Wagners wachriefen: Als er einst mit dem „Rienzi" in Berlin so wenig glücklich debütiert hatte, habe sein alter Freund Franck gesagt: „Sie hätten in Berlin mit dem ‚Tannhäuser' anfangen sollen." Man meinte wohl, daß seine Ära jetzt mit dem „Tristan" beginne. Freilich, der Intendant dachte anders. Er fügte sich nur schwer dem Willen des Kaisers, so viele Kosten für dieses ephemäre Werk zu opfern. Die Zeitungen knüpften ihre gewöhnlichen Erörterungen daran. Der Meister sei zum preußischen Generalmusikdirektor ernannt worden, ähnlich wie Spontini, Meyerbeer und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Er werde deshalb sein Theater an das Reich verkaufen. Alles Niedrige, was man sich denken konnte, das geschah. Aber eines, was Frau Cosima in diesem Augenblicke hätte erwarten können, erhielt sie nicht — ein Wort des Vaters über den Tod der Mutter. Er hatte noch im Dezember 1875 über den Wiener Erfolg an sie geschrieben, und zwar auf Grund der Nachrichten, die er von Marie von Hohenlohe erhalten hatte. Und er meinte, daß in Zukunft alle Theater sich der Art und Weise, die Wagner jetzt zeige, fügen würden. „Die Periode halber Maßregeln und falscher Handhabung der Routine ist zusammengebrochen: Wenn ein gewaltiges Genie ein Werk hervorbringt, handelt es sich darum, daß man es darstelle, wie er es versteht und auffaßt. Genug der Inkonsequenzen bleiben den theatralischen Darstellungen immer anhaften." Der Brief war etwas gesellschaftlich gehalten und entsprach im gewissen Sinne auch der Art und Weise

der Korrespondenz mit der Fürstin. Und diese scheint auch jetzt die Stimmung des Vaters gegenüber der Mutter seiner Kinder zu beherrschen. Er begnügt sich damit, der Fürstin zu schreiben: „Ich wüßte nicht über ihr Verscheiden mehr zu weinen als über ihr Dasein." Und er meinte, daß Madame d'Agoult den Geschmack, ja selbst die Leidenschaftlichkeit für das Falsche gehabt, ausgenommen einige Momente der Ekstase, an die sie die Erinnerung später nicht zu ertragen vermochte. „Schließlich sind in meinem Alter die Trauerbezeugungen nicht minder hemmend als die Glückwünsche. Die Welt entwickelt sich von selbst. Man lebt darin, man arbeitet, man trägt sein Leid, seine Qual, man gibt sich der Hoffnung hin, man begeistert sich, man stirbt, wie man eben kann. Das am meisten zu ersehnende Sakrament scheint mir die letzte Ölung zu sein." Das war alles, was er am 14. März, also mitten in den Tagen der Trauer, und kurz nachdem die Tote, der er so viel war und die ihm so viel gewesen, bestattet worden war, der Fürstin zu sagen vermochte.

Der Tochter hat er nichts gesagt. Und diese fügte sich nun, nach Bayreuth zurückgekehrt, in die Lage, die sie hier antraf, und gab sich den Sorgen hin, die sie Tag um Tag bedrängten. Es lag in ihr auch nicht, nach außen hin allzusehr die Trauer zu bezeugen, wie sie ja dieselbe während der Festspiele zum Teil abgelegt hat. Aber interessant ist doch, wie sie jetzt der Freundin zu schreiben weiß: „Sie haben wohl, geliebte Freundin, den Brief unseres Meisters erhalten. Es war ihm Bedürfnis, Ihnen einmal, zum Teil wenigstens, das zu sagen, was wir uns täglich sagen, und ich freute mich darüber, daß er dieses Bedürfnis empfand. Im ganzen geht es uns erträglich. Loldi ist heute elf Jahre alt geworden, bei welcher Veranlassung sie einen Papagei erhalten hat (ich hoffe nicht ‚symbole et augure', sondern wie Chateaubriand hinzufügt: ‚Shakespeare ist in der Herberge zum Adler geboren'). Es war mir nicht möglich, die Frage von Frau von M. über den ‚Tristan' anders als durch einen Hymnus auf Berlin, das heißt auf — Sie wissen wen, zu beantworten.

Ich habe mich dabei der Schwäche schuldig gemacht, einen Seitenblick auf Wien zu werfen. Sie schreibt, daß mein Vater sehr wohl in Weimar angekommen ist, da sie aber kein Wort von Wohnungen sagt, regten sich bei mir allerlei seltsame Gedanken, welche mir, ich weiß nicht wie, angeflogen sind. Marie Dönhoff schrieb auch von der vortrefflichen Laune und dem guten Aussehen meines Vaters, von ihm selbst weiß ich nichts. Lenbach ist drei Tage in Wien gewesen und nun arbeitssüchtig in München eingekehrt, behauptend, er sei ein anderer geworden. Von meinen Geschäften hörte ich seit dem Briefe Triberts nichts, außer daß E. O. mir schrieb, daß auch er der Meinung sei, daß ich vor allem Anspruch an das Erbe habe. Sehr gerührt hat mich ein Aufsatz von Schuré. Heigel hat mir einen Band Novellen geschickt, worin die erste mit Namen Benediktus zur Heldin eine Gräfin Cosima hat. Es ist sehr eigentümlich, seinen Namen, wenn er absonderlich ist, so getragen und verarbeitet zu sehen, ungefähr, wie wenn man seine Kleider an einem anderen Wesen sähe. Die Kleider bringen mich auf den Künstler. Darf ich Sie um Worths Adresse bitten. Ich möchte bei ihm für den Sommer eine weiße Toilette bestellen, wenn Sie nicht meinen, daß man es im entferntesten als Mangel an Deferenz gegen das Andenken meiner Mutter deuten könnte, wenn ich zu den Spielen schon die Halbtrauer anlege." So plaudert sie. Aber am Schluß dringt doch die eigentliche Empfindung durch. „Ich selbst bin so müde."

Und sie hatte in der Tat nicht Zeit, über ihre eigenen Dinge nachzudenken. Es gab der Sorgen und der Vorbereitungen genug. Denn man fuhr mit vollen Segeln den Festspielen entgegen. Noch war nichts gesichert, noch war man finanziell nur für die Zeit bis zu den Proben geborgen. Die ungeheuren Kosten, die diese selbst Tag um Tag machten, mußten erst in irgendeiner Weise gedeckt werden. Dazu die Frage der Wohnungen, die den Meister mit Recht sehr beschäftigte und bis zu Beginn der Proben ein steter Gegenstand der

Sorgen war. Es gab auch sonst der Sorgen genug, ganz abgesehen von dem Vater, der zunächst vollkommen um Bayreuth herumging und auch den sonst so angeregten Briefwechsel mit der Tochter unterbrochen hatte. Aber alle Fragen trafen sie auf ihrem Posten, und so hat sie den ganzen Sommer über in glänzender Weise standgehalten. Man hat sie nicht mit Unrecht die Markgräfin von Bayreuth genannt. Glänzender hätte keine Fürstin repräsentieren können: den Künstlern gegenüber, den Gästen gegenüber, vor allem aber auch den Fürstlichkeiten, die jetzt nach und nach sich anmeldeten. Und Frau Cosima mußte nun auch für diese das Amt sozusagen des Oberzeremonienmeisters übernehmen, um alles richtig anzuordnen, so daß niemand verletzt und niemand gekränkt sei. Sie plaudert in ihren Ruhestunden am liebsten mit der Freundin, und wenn sie an diese schreibt, tritt in der Tat ein tiefes, freudiges Gefühl zutage. In Bayreuth begann die Vorwirkung der Festspiele sich zu regen. Freilich auch die Gegenwirkung, wie sie ganz besonders von München aus geübt wurde. Darin hatte Liszt recht, wenn er für den Erfolg der Wagnerschen Konzerte in Wien die Bemühungen des Meisters selbst betonte. Er meinte, daß man wohl in München angefangen habe, aber es dann für richtig gehalten, sich von Wagner abzuwenden und seinen eigenen Anschauungen entgegenzuarbeiten. Nun, zu Beginn des Mai kam ein anderes. Ein paar harmlose Typhusfälle in dem Militärlazarett zu Bayreuth wurden zum großen Alarm in den Zeitungen benutzt. Sie meinte freilich in ihren Briefen an Frau von Schleinitz, daß die Leute hierbei ebenso dumm seien wie Beckmesser. Sie hätten die Sache viel zu früh benutzt, und so würde die augenblickliche Sorge der Gäste doch beschwichtigt werden können. In der Tat war eine Zeitlang durch diese Meldung der Vertrieb der Patronatsscheine gemindert worden. Der 22. Mai brachte im Hause selbst nur eine stille Feier. Aber dafür wurde an diesem Tage die Restauration beim Theater eröffnet und wenige Tage darauf das Gerüst abgenommen. Da schrieb Frau Cosima:

„Erhabener Eindruck, vom Zuschauerraum wie von der Bühne gleich traumhaft. Es stimmt wehmütig erhaben. Wie wenig wirkliche Teilnahme begleitet den Geist, der sich hier kundgibt. Sonnenuntergang. Artig strahlt er diesem Bau entgegen. Nein, Morgenröte.“ Und sie hat diesen Gedanken, daß der Bau nur für wenige geschaffen, der Freundin näher ausgeführt und dabei auch einem Gefühle Ausdruck gegeben, daß er dem Verfall und der Vernichtung preisgegeben sei. Diese starke Melancholie, ja man kann sagen, dieser furchtbare Pessimismus beherrschte damals die wunderbare Frau, welche berufen war, das Haus nicht bloß den Werken des Gatten zu erhalten, sondern auch dessen Idee von dem Festspielhause und den Festspielen zur Verwirklichung und zur Vollendung zu führen.

So kam der Juni, die Proben begannen. Es klang alles wundervoll. Die Sänger in ihren Kostümen wirkten prächtig. „Das für unmöglich Gehaltene wird wirklich wahr durch den Zauber des Genius. Mich überkommt ein namenloses Wehgefühl. Weithin strahlen die Gedanken, kehren wie Wolken schwer zurück, entladen sich in Tränen und steigen wieder auf in Gebet.“ Und dabei gedenkt sie doch auch eines anderen. „Den Vögeln gelauscht. Der Vogel Bülow singt, der Pirol.“ So feierte sie Pfingsten, und bei der Probe der Rheintöchterszene schreibt sie: „Zum ersten Male wieder das Orchester gehört. Nun kommen sie alle.“ Und jeder Tag verband und verknüpfte die Sänger immer enger, nicht bloß unter sich und mit Wahnfried, sondern vor allem auch mit dem Werke. Und wenn nun der Meister trotz aller Erregung, trotz aller Ermüdung und Anstrengung, die ihn vom frühen Morgen bis Abend bei der Arbeit hielt, frisch blieb, so ging der Segen von dieser wunderbaren Frau aus, die klar und sicher waltete zu Hause, und deren Wirkung doch auch bei den Proben in dem eben fertigwerdenden Tempel von Bayreuth zutage trat. So war die äußere Sorge zurückgedrängt neben der ungeheuren Wirkung dieses Werkes und dem namenlosen Ge-

fühl für dessen Zauber, den niemand so empfand als wie sie selbst, die alles tat, das Werk zu glückhaftem Ende zu führen.

Die großen Tage von Bayreuth im Jahre 1876 sind in großer Breite dargestellt worden, und es liegt nicht im Sinne dieses Werkes, noch einmal darauf zurückzukommen. Im Gegenteil. Es gilt nur das Leben und Sinn der einzigartigen Frau in diesen großen Tagen zu beleuchten und zur Geltung zu bringen. Man muß überhaupt unterscheiden zwischen dem Innenleben dieses Künstlerpaares und ihrer Tätigkeit für die Festspiele. Wie wundervoll ist es, daß bei Beginn der Proben das Buch, das den Meister, aber auch seine Gattin am meisten interessiert, das deutsche Generalstabswerk ist, wenn er im Angesicht seines Theaters zu seiner Gattin sagt: das einzige, was er noch liebt und verehrt, ist die Armee. Das läßt erkennen, wie er die ganze Welt überblickt und wie das Werk, das sie selbst erst jetzt in der Darstellung vollkommen zu überschauen vermögen, auf ihn und seine Gattin wirkt. Nichts ist bezeichnender, als daß er bei der Probe am 30. Mai seine Gattin, nachdem er lange überlegt, fragt, ob er nicht den Wotan im „Rheingold", wie er Walhall begrüßt, „so nenn' ich die Burg", ein Schwert aufraffen läßt, welches Fafner vom Hort weggeschoben. Es wird das Schwert, welches Wotan in die Scheide stößt. Alberich hat es schmieden lassen zum Kampf gegen Riesen und Götter. Sie stimmte nach einigem Nachdenken zu, und dadurch ist in das Werk selbst ein neuer, großer Zusammenhang gefügt worden, über dessen Bedeutung viel zu viel gesprochen worden, der aber einzig und allein aus der nachschöpferischen Idee des Meisters im Gespräch mit der Gattin entsprungen ist.

Die Proben nahmen einen schweren, heißen und doch großartigen Verlauf. Wie beim Theater überhaupt das Gekränktsein und Gekränktfühlen Leitmotiv ist und kein Theaterkundiger dergleichen Dinge ernst nimmt, am allerwenigsten tragisch, so gab es auch hier Konflikt über Konflikt. Aber das Schwierige an der Sache war,

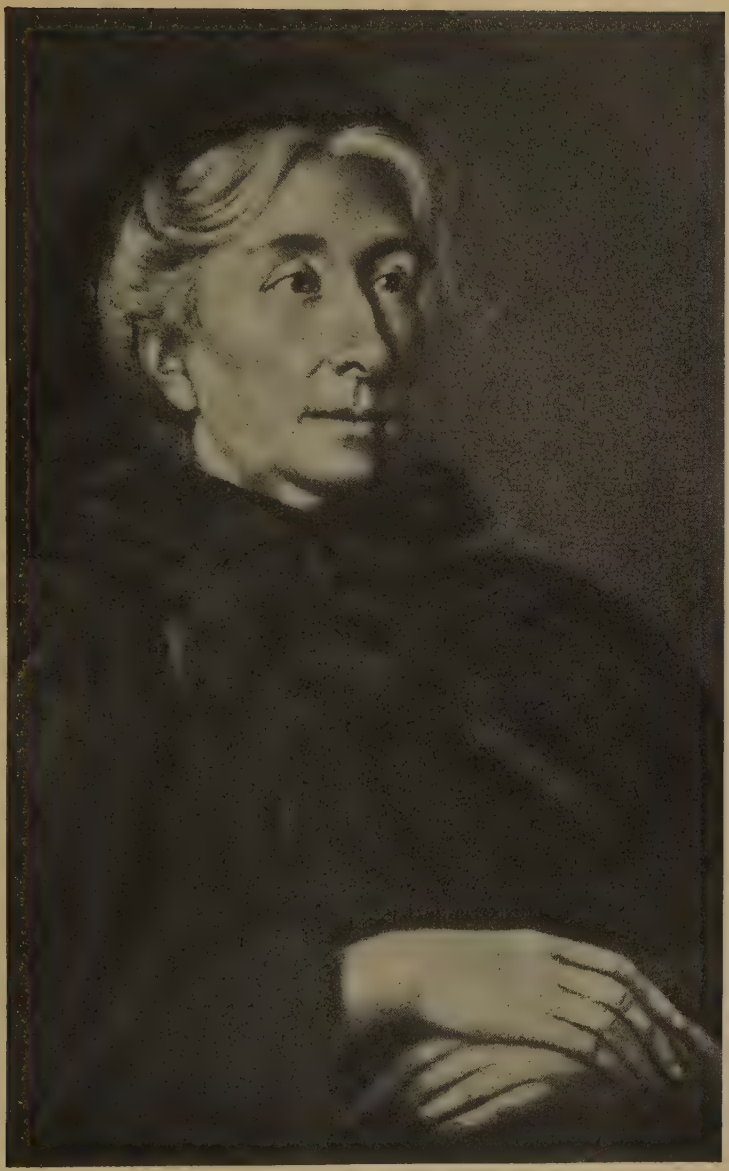
daß eben noch am Haus gebaut und an den Dekorationen geschaffen werden mußte. Das gab dem Ganzen doch etwas Unheimliches. Aber das wußten beide zu überwinden. Und wenn es persönliche Schwierigkeiten gab, so setzte sich Frau Cosima am Morgen in den Wagen und fuhr zu all den Persönlichkeiten, die beruhigt werden mußten, und die vielleicht nur das Anhalten des bekannten Wahnfriedwagens vor ihrem Hause abwarteten, um wiederum versöhnt zu sein. Für Frau Cosima eine Schule für die Zukunft, die sich dadurch noch erweiterte, daß sie für den erkrankten Meister die Proben besuchen mußte und hier nun auch energisch eingriff. Wir wissen, daß sie sich dabei stark zurückgehalten hat, schon aus inneren Gründen, wie sie ja später von dieser Zeit gesprochen hat, „da diente ich". Aus diesem Gefühl entsprangen die Worte, die sie über die Proben vom 15. Juni in ihr Tagebuch geschrieben hat: „Probe ohne dich. Doch wenn er nicht da ist, ist nichts zu tun. Guter Wille und Fleiß helfen nichts."

Aber auf dieser Fahrt zum grünen Hügel war ihr der getreue Feustel begegnet und hatte angefragt, ob sie noch immer gesonnen sei, ihr Vermögen als Bürgschaft zu geben. Denn die Dinge stünden sehr schlimm. Sie sagte natürlich zu und hat, als sie heimkam, sofort an ihre Stiefschwester Claire und auch an den Vater geschrieben. Feustel war ein Mann der Sorgen und der eigenen Gedanken bis zum Eigensinn. Und gerade jetzt hat er auch den Meister selbst in diesem Sinn bedrängt. Dieser aber hat ihm die Antwort gegeben, die er im gewissen Sinne schon am Tage vorher von Frau Cosima erhalten: die Hauptsache ist, daß wir die Sache zustande bringen. Nachher, ist ein Defizit, könne er sich an den Reichstag wenden, auch an die Fürsten. Das war die einzig richtige Auffassung in diesen Tagen. Und darin ging im Frau Cosima stolz und kühn voran. Sie ist bei allen Proben im Hause, bei allen Fragen und Erörterungen zugegen, und wenn sie sich auch über das Einzelne ärgert, so freut sie sich doch über den wundervollen Zusammenhang, der mehr und mehr bei den Proben sich entwickelt. Freilich, an Richters Tempi

kann sie sich nicht gewöhnen. „Er mahlt zu viel 4/4 Takt." So ging der erste Probezyklus, zu dem im letzten Augenblick noch Malwida erschien, zu Ende. Mit ungeheurer Erschütterung hört sie die „Götterdämmerung" an. Aber ebenso entsetzt ist sie von der Wirkung des letzten Bildes, das Döpler arrangiert hatte: „Ich bin sehr betrübt über dasselbe. Der spielerische Trieb des Archäologen drückt sich darin aus, zum Schaden des Tragischen und Mystischen. Ich möchte alles viel einfacher und primitiver haben. So bleibt denn alles ‚Simulacrum'."

Zu gleicher Zeit aber mit Malwida war das Buch von Nietzsche eingetroffen: „Richard Wagner in Bayreuth". Natürlich hatte der Meister keine Zeit, es zu lesen. Aber Frau Cosima wandte eine Nacht daran, und am anderen Morgen sandte sie ihm sofort telegraphisch ihren Dank. Und dieser war in hohem Grade begeistert, wie auch der Meister ähnlich empfunden hat. Rührend aber war, wie sie ihn, da sie nachts von Repräsentationspflichten nach Hause kommt, ans Fenster treten sieht: „Er begrüßt die Gestirne und zumal das freundliche seines Lebens, das Siebengestirn, welches schön erglänzt. Und er spricht: ‚Beschütze mein Weib und meine Kinder, Du guter Stern! Mit mir mache, was Du willst.' Er habe an seinen Tod gedacht, sagt er mir. Innig umarmt er mich, sagend, keiner wisse, was man mir alles verdanke."

Und nun beginnt der große Zug nach Bayreuth. Die Proben werden zum Teil den Zuschauern geöffnet. Doch da entspinnen sich neue schwere Konflikte, die bis zur Androhung der Niederlegung des Amtes führen, und nur Frau Cosima behält den Kopf oben, obwohl sie immer tiefere Einsicht in die Unvollkommenheit der Darstellung erlangt. Und sie spricht das Wort aus: „So weit wird die Aufführung vom Werk zurückbleiben, wie das Werk von unserer Zeit fern ist." Wenn man in Wahnfried den Kopf verloren hätte, so wäre es kein Wunder, denn an Gereiztheit von der anderen Seite fehlte es nicht und an gekränktem Künstlerstolz. Am köstlichsten be-



Coſima Wagner

nahm sich Döpler, der Kostümier, der hohen Frau gegenüber, die nur gebeten hatte, daß Siegmunds Gewand etwas weniger anschließend und die Frauen der Gutrune weniger bunt gekleidet sein sollten. Da wurde, wie sie meinte, der arme Mensch heftig und grob, daß sie erst jetzt innewurde, mit welchem Stümper sie es hier zu tun hatte. „Die Kostüme", so schreibt sie selbst, „erinnern durchweg an Indianerhäuptlinge und haben neben dem ethnographischen Unsinn noch den Stempel kleinlicher Theatergeschmacklosigkeiten an sich. Ich bin darüber trostlos und auch ein wenig erschrocken über die Art des Professors." In solchen Fragen trat doch ihr eigener Geschmack sehr stark hervor und ließ sich nicht beirren. Das Schlimmste hat sie abgewendet. Das lächerliche Kostüm Alberichs mit Mantel und Achselklappen, wie es in Berlin angefertigt worden war, hat sie ändern lassen.

Aber eine andere Frage drückte ihr Herz. Es war das Schicksal und das Leiden Hans von Bülows. Er war nach den ungeheuren Triumphen und den Erfolgen sondergleichen in Amerika heimgekehrt — ein aufgegebener Mann. Er weilte, wie Frau Cosima erfahren hatte, für Anfang Juli in der Kuranstalt Godesberg, wohin ihn — auf Anraten eines deutschen Arztes in London — seine Schwester gebracht. Das war sehr gegen seinen ursprünglichen Willen. Denn gerade in diesen Sommertagen, da sich in Bayreuth der Gedanke erfüllte, für den auch er gerungen und gekämpft, hatte er Deutschland meiden wollen. Er schrieb darüber an Pohl die schmerzlichen Worte: „Ich vermag nur schwer ein Gefühl der Scham zu überwinden, daß ich's zu solcher Ausgespieltheit gebracht, und das mußte nun gerade anno Bayreuth passieren, im Jahre, das ich in Amerika zu verleben beschlossen wegen der gewissermaßen beiderseitigen moralischen Unmöglichkeiten für mich demselben — dem Festspiele — als Wagnerianer de la veille nicht beizuwohnen. Es ist eigentlich das allerbitterste an der Sache. Das Verbleiben in Amerika wäre aber bei total ruinierter Gesundheit langsamer Selbst-

mord geworden. Hätte das vielleicht doch vorziehen sollen." Es war ihm von Bayreuth, das ihm ja früher schon die musikalische Leitung angeboten hatte, zu den Festspielen in feiner und taktvoller Weise die Einladung zugegangen. Nun lag er krank und befand sich in der Pflege seiner Schwester, die Bayreuth und alles, was damit zusammenhing, haßte, vor allem die einstige Gattin ihres Bruders. Wie anders deren Gefühl. Sie schreibt am 3. August, mitten unter den großen Ereignissen, in ihr Tagebuch: „Tiefe innere Schwermut. Hans soll in Godesberg sehr, sehr leidend sein!... Wie ein übermächtiger Schatten breitet sich die Kunde über meine Seele, keine Freude mehr denkbar, nur Geduld und Arbeit." Und daran fehlte es nicht. Schon war der engere Kreis der Freunde und der weitere der Patrone erschienen, und für den 5. August hatte sich der König angemeldet. Sie schreibt darüber: „Um Mitternacht holt Richard den König ein, ich begleite ihn bis zur Station vor Eremitage, dann fährt Richard mit dem König und kehrt spät, aber sehr entzückt von seiner Freundlichkeit heim." In der Generalprobe bat der König die hohe Frau zu sich und sagte ihr, sie hätte doch nie gezweifelt, daß er ihnen treu bleibe. Und dann kam alles, wie es kommen mußte. Der König, entzückt von den Aufführungen, reist aber ab, um dem Kaiser Platz zu machen, der mit großem Jubel ebenso wie der König empfangen wird. Und da berichtet Frau Cosima doch die Begegnung zwischen dem deutschen Kaiser und dem Meister: „Er wird vom Kaiser befohlen. Dieser rühmt alles sehr, sagt scherzend, wenn er Mitwirkender gewesen, hätte ihn Wagner nicht da hinunter gebracht (er meinte das versenkte Orchester). Er bedaure, nicht länger bleiben zu können, worauf Richard erwidert, die Gnade ist nicht an Zeit und Raum gebunden. Die Großherzogin von Baden sagt aber, sie bliebe. Worauf Richard erklärte: ‚Dann nehmen Sie die Gnade aus'. Der Kaiser darauf scherzend: ‚Das war ein Hieb'. Er nimmt Abschied, geht einen Schritt zurück, merkt die Schwelle nicht, strauchelt arg, so daß Richard nur mit dem größten Kraftaufwand

ihn zurückhalten kann und überzeugt ist, daß dieser Fall rücklings der Tod des kaiserlichen Herrn gewesen wäre."

Und nun lösten, nachdem durch den Besuch des Kaisers das Eis gebrochen war, die Fürsten einander ab. Sie kamen und gingen, die meisten in Wahnfried anklopfend, nicht zuletzt der Kaiser Dom Pedro von Brasilien, der noch in spätester Nachtstunde sich dort melden ließ und von Frau Cosima feierlich empfangen wurde. Und so verging die Zeit wie ein Traum, freilich wie ein schwerer Traum. Fest auf Fest. Die Säle von Wahnfried, der Garten von Wahnfried glänzend geöffnet, und immer zeigt sich das Haus der hohen Frau in schönster und bester Art. Alles ist entzückt, ist begeistert, vor allem von ihrem Wesen und ihrer hohen Art. Sie hatte die Freude, aber auch den schweren Druck, den Vater während der ganzen Zeit bei sich zu wissen. Der Meister hat ihn bei jenem großen Bankett beim Abschluß des ersten Zyklus in rührendster Weise geehrt, als denjenigen, der auf ihn vertraut, und Frau Cosima konnte an diesem Abend entzückt und begeistert den Gatten dankbar in die Arme schließen. Aber sonst gab es des Zwiespalts und der Aufregungen genug, so daß sie am 30. August hochaufatmend niederschrieb: „So wäre in erstaunlichster Weise das Programm eingehalten worden von dem kein Mensch annehmen wollte, daß es möglich sei. Beim Schluß sprach Richard einige schöne Worte an das Publikum und stellte seine Künstler vor, indem er sagte, daß sie es gewesen, die ihm Mut gemacht hätten, indem sie an ihn geglaubt. Richard nimmt Abschied vom König, ich einsam mit meinem Vater."

Und nun gingen sie alle, wie sie gekommen waren. Es hat nicht an Verstimmungen gefehlt, und die Rückbetrachtung war eigentlich weniger erfreulich als selbst die feindseligsten Kritiken es ausdrückten. Das entsprang aber hier der innersten Wahrhaftigkeit. So schrieb am 9. September Frau Cosima in ihr Tagebuch: „Abschied von Mathilde Maier, der letzten Freundin. Darauf abends lange

Besprechungen der Aufführungen und der Erfahrungen. Richard will die Matadoren Betz und Niemann nicht mehr. Betz ist aus Wut darüber, daß er nicht herausgerufen werden durfte, zu einer förmlichen Verhöhnung seiner Aufgabe gekommen. Brandt hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben. Richter nicht eines Tempos sicher. Trübsal! Erschütterung! Richard sehr traurig, er sagt, er möchte sterben." Auch mit Frau von Schleinitz schien eine leise Entfremdung eingetreten zu sein. Diese hohe, herzens- und weltkundige Frau hat einmal später das Wort geprägt: „Bayreuth ist das Grab der Freundschaft." Vielleicht ist es im Rückblick gerade auf das Jahr 1876 entstanden. Aber kurz, ehe nun Frau Cosima mit dem Gatten die Erholungsreise nach Italien antrat, schrieb sie an die Freundin: „Ich verlasse spät abends den Meister, oder wie mein Vater ihn nannte, den Unglaublichen, um Ihnen, theuerste Freundin, zu danken. Ich muß mit der Zeit es jetzt genau nehmen. Denn Donnerstag sollen wir fort auf längere Zeit, und es ist mancherlei noch vorher in Ordnung zu bringen. Unser Weg führt uns über München nach Verona, wo wir Freitag abend sein werden und zwei Tage verweilen. Einen Tag geben wir Vicenza und eine Woche Venedig, wo ich wohl gehofft hatte, Sie zu sehen. Dann Bologna und entlang dem Meere nach Sorrent, wo wir uns niederlassen wollen; die Kinder kommen mit und sind schon jetzt ganz ausgelassen. Für meinen Teil ziehe ich träumerisch von hinnen, wie ich träumerisch hier geblieben wäre. Vielleicht gelingt der Sonne, was den Eindrücken und Erfahrungen nicht mehr gelingen will! Wenn es mir gegönnt gewesen ist, in unserer letzten Umarmung das Schwere zu lösen, welches sich zwischen uns gelegt, so preise ich das, was mir von je als das härteste erschien, den Abschied. Soll ich Ihnen gestehen, daß ich eine trübe Weile das Gefühl gehabt, als ob wir uns entfremdeten und wir unsere Stimmen nicht mehr vernähmen; möge das, was ich bei dem Gedanken, daß unsere Beziehungen vielleicht dann auch nur eine zufällige durch den Zufall zu lösen, gelitten, Ihnen

erspart geblieben sein. Es wurde mir mitgeteilt, Sie hätten in dem, was Sie ‚freundlich gesinnt' meine Opferwilligkeit nennen, einen Ausdruck der Härte gefunden. Hat sich dieser Ausdruck gegen Sie gewendet, so bitte ich Sie herzlich um Verzeihung, in meiner Stimmung war sie nicht. In der Jugend, wenn man schlecht behandelt wird, oder zu sein vermeint, so wird man traurig und rauh, weil man sein Leben noch vor sich hat und sich für etwas Vorzügliches hält, später aber ist das Herz schwer — wem wäre es erspart geblieben, anderen Leiden zu verursachen und da fühlt man sich nicht zur Härte berechtigt, mögen die Vorstellungen sein wie sie wollen. Warum ich und Sie, wir, wie Sie sagen, geschwiegen, ich glaube ich, weil ich mir wie K. E. vorgekommen wäre, wenn ich gesprochen. So seien Sie mir gegrüßt aus tiefstem Herzen, so innig und wahr, wie ich nur empfinden kann. Wir arbeiten hier schon an den Aufführungen des nächsten Jahres. Wenn Sie dem Schöpfer für sein Werk danken, wie erst müssen wir Ihnen für dessen Verwirklichung Preis rufen. Es ist wirklich unerhört, daß es geschah, und wenn wir als Motto ‚im Anfang war das Wort' setzen, so müssen Sie die Korrektur von Faust annehmen ‚im Anfang war die Tat'. Es ist unglaublich, wie alles Ihnen geglückt ist und man möchte an Zauberei glauben; ich brauche die Zauberei nicht, denn ich glaube an Wunder."

VII.

Parsifal

Aber es waren keine Wunder. Wenn wir in diesem Augenblick die Dinge, wie sie sich in Bayreuth weiter entwickeln, ins Auge fassen, so tritt uns gerade jetzt, im entscheidenden Momente, eine Persönlichkeit entgegen, die als der eigentliche Retter von Bayreuth zu betrachten ist. Das war Feustels Schwiegersohn, Adolf Groß. Schon während der Proben und Festspiele hatte er die ganze Last der Arbeit auf sich genommen, und es wäre gar nicht nötig gewesen, daß aus dieser sein Schwiegervater den so stark und energisch geäußerten Pessimismus, zu dem im Grunde genommen gar keine so große Veranlassung vorlag, gezogen hätte. Adolf Groß hatte vielmehr ruhig und energisch gesorgt, und diese Ruhe weit weniger aus der Sicherheit der Verhältnisse als aus der Größe des Werkes und der Größe der beiden Persönlichkeiten gewonnen, für die er arbeitete und denen er fortan ein langes, reiches Leben lang als Paladin zur Seite gestanden ist. Es mutet einen wirklich heiter an, dieses Spiel des Lebens, da nun in der Tat Bayreuth den sicheren Schatz im Herzen trug, um so das Wort des Dichters zu deuten. Aber während Feustel noch die Korrespondenz mit dem Meister führte, hat Adolf Groß nicht bloß an der Sanierung und den Möglichkeiten derselben gearbeitet, sondern auch schon den Plan zu dem rettenden Gedanken gefaßt. So hat er ruhig die Familie des

Meisters nach Italien ziehen lassen, und seine Briefe sind, wie die Antworten der Frau Cosima zeigen, jedenfalls beruhigender gewesen und haben zur Verschönerung der Fahrt und der Wirkung des Aufenthalts in wundervoller Weise beigetragen. Es wäre für Frau Cosima, die so empfänglich für alle großen und schönen Eindrücke war, für die Bemühungen der Festspiele der schönste Lohn gewesen, wenn sie nicht immer wieder durch die drängenden und bedrängenden Gedanken von dem vollen Genusse dieses Aufenthalts abgelenkt worden wäre. Aber sie sah jetzt Italien, wenn auch nicht zum ersten Male, so doch in ganz anderer Weise an als einst. Schon Verona entzückte sie als die erste italienische Stadt, und sie hat durch sie dem Giardino Giusti unter den vielhundertjährigen Pinien, die sie den aristokratischen Baum nannte, berauschende Eindrücke gewonnen. Noch mehr aber war es Venedig, das sie fesselte. Sie sagt: „Traurig, traurig ist die Stadt, wo das, was darin lebt, wie das Gewürm erscheint, den edlen verschiedenen Körpern ganz fremd. Doch sehe ich nicht hin auf dieses Lebende, sondern sehe nur das Ewige. Von wenigen Menschen wurde mir der Abschied schwer, wie von dieser Stadt. Die tat es mir an, und ich weiß, wie keine es mir tun wird." Es ist wie eine Vorahnung jener unsagbar schweren Tage des Februar 1883, die sie hier erleben sollte, und wo sich jene tiefe Trauer, die sich ihrer damals schon bemächtigt, im vollsten Sinne erwahren sollte.

Wir schildern nicht die Reise, über die Glasenapp so ausführlich berichtet. In der Tat hat Frau Cosima Italien vollkommen genossen und geschaut, und sie hätte, wie Goethe, uns über das Land die schönsten Berichte schreiben können. Wenn sie zum Beispiel die Fahrt nach Capri schildert: den Ritt zur Villa Tiberio, dann Halt bei dem berühmten Sprung, wie dann die Eselstreiberinnen die Tarantella tanzen, und zwar die ältere Schwester mit großer Leidenschaft, während die andere sich zurückhält, weil sie nicht tanzen dürfe, denn ihr Mann sei so eifersüchtig. „Unser Heimritt durch

die engen Straßen gleich einem arabischen Hochzeitszug. Alles herrlich. Die ärmsten Menschen nur im Vergleich mit der Üppigkeit der Natur machen Staunen. Aber diese Armut würde nicht da sein, wären nicht die Fremden, welche anzubetteln sind. Ich schämte mich, mir die Tarantella haben vortanzen zu lassen. Heimfahrt. Bei Sternenregen und Meeresleuchten. Unvergleichlicher Eindruck. Die weißen Häuser inmitten des Grünen. Die herrlichen Blumen, später das sanfte Meer, eine völlige Sommernacht. Leider darin aber der Schatten der schweren Gedanken. Richard fragt sich, ob er die Aufführungen wieder aufnehmen soll. Nicht eine von den Fürstlichkeiten, nachdem die Orden an alle Ausübenden verteilt, hat Richard gefragt, was für ihn zu tun sei, wie ihn zu unterstützen oder beizustehen."

Und da tauchte ihm wirklich der Gedanke auf, in Bayreuth das Theater abtragen, wie eine ephemäre Erscheinung schwinden zu lassen und das Defizit selbst zu übernehmen. Darin trat die ganze Großmut und die ganze Bedeutung dieser hohen Frau zutage, auch in diesen schweren und drückenden Tagen. Für sie war es ein Trost, als sie am 10. Oktober, der für sie der schicksalsvollste Tag ihres Lebens gewesen, denn vor 23 Jahren hatte sie an der Seite ihres Vaters den Meister erschaut, wie einst Senta den Holländer an Dalands Seite, die Nachricht empfing, daß ihr die 40 000 Franks mütterlichen Erbes ausbezahlt würden. Wie sie versprochen, war sie bereit, diese Summe den Festspielen zu opfern, und durch diesen Verzicht auch für ihre Kinder den Tribut zu bezahlen für dieses große Jahr. Es ist, als ob ihr nun leichter zumute wäre, und sie scheint die nächsten Tage in Sorrent um so freudiger zu genießen. Ja, sie lebt sich völlig ein. Sie schreibt einmal: „Immer lieber wird mir der Punkt hier. Die Wege zwischen den zwei Mauern mit dem Baumgewächs darüber, die Schluchten und Felsen, die Olivenbäume, das alles ist mir heimisch, auch höre ich gar nichts Widriges mehr." Und so liest sie mit dem Gemahl die Geschichte Sismondis

von den italienischen Freistaaten, die ihn, aber auch sie fesselt. Und eigenartig ist, wie jetzt längst verflossene Bilder von Barbarossa neu auftauchen, die einst den Meister von der ronkalischen Ebene hinweggeführt in den Nibelungenmythus. Jetzt aber erkennt er gewissermaßen Schicksal und Schuld, die auch den Starken gefesselt. Und gerade Frau Cosima macht ihn aufmerksam auf die Parallele zwischen Barbarossa und Arnold von Brescia und Wotan und ihrer gemeinsamen Schuld, an der sie zugrunde gehen und ihre Welt mit ihnen.

Aber sie lebt in der Natur und freut sich der Sonne wie des Sturmestobens. Dieses Naturempfinden beglückt sie. Stundenlang geht sie die Ufer des Golfes entlang: Italien wird ihr wie eine ideale Welt, eine Welt voll Reiz und voll Befriedigung. Aber freilich, von außen dringen schwere Nachrichten, nicht bloß finanzieller Natur, zu ihr. Die ungeheure Wut des Angriffes gegen das Kunstwerk von Bayreuth kann nicht an den stillen Mauern von Sorrent verebben. Sie schreibt darüber: „Die Bücher und Richard! Das Anerkennende und Bedeutende, das Übrige unbegreiflich durch Dummheit und Perfidie. Alle bösen Triebe im Menschen wühlen sie auf. Dazu reicht die Klugheit hin, welche sie so kläglich im Stich läßt, wenn sie die ideale Welt betreten. Ein anderer wirft zur Verhöhnung meines Vaters die Bemerkung hin, mein Bruder Daniel sei gar nicht begabt gewesen." Das kränkte sie in diesen Oktobertagen wohl am meisten. Denn da erneuerte sich die Erinnerung an das Krankenlager dieses wundervollen Menschen, an dem sie in voller Liebe heute noch hing. Und wenn sie die Olivenernte betrachtete, die Leute hörte mit ihren schönen improvisierten, eintönigen Liedern, da fühlte sie eine tiefe Einsamkeit, und das ganze mutete sie an „wie ein vergessener Tag". Da bat sie den Meister, die ganze „Nibelungennot" zu vergessen und an ein neues Werk zu gehen. Und merkwürdig, er dachte wiederum an die Trauersymphonie für die im Kriege Gefallenen. Er würde ein Thema zugrunde legen, das

er für „Romeo und Julia" gefunden: „Er sah in eine Halle die Särge gebracht, immer mehr und mehr, so daß der Schmerz des Einzelnen im allgemeinen Leiden sich immer verlöre. Darnach aber erst der Triumphgesang! Wer aber empfände so mit ihm?" So stimmten Sonne und Schönheit die beiden merkwürdig ernst. Wenn sie im Olivenhain sich ergingen, da sah sie Christus am Ölberg und gedachte der Worte: „Vater, wenn Du willst, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe."

In der Zwischenzeit aber war ein lieber Gast gekommen, der hier wiederum für einen anderen Heim und Rast bereiten sollte. Das war Malwida, welche dem kranken Nietzsche vorangereist war. Sie sahen sie freilich nur selten. Die Pflicht hielt die Freundin fern. Frau Cosima schreibt im übrigen zum Abschluß dieser Sorrentiner Tage an Marie von Schleinitz: „Mit meinem Abschiedsgruß aus Sorrent verbinde ich einen Gruß an Sie, theuerste Freundin. Morgen früh fahren wir fort, bringen noch einige Tage in Neapel zu und lassen uns dann auf einige Wochen in Rom nieder. Es wäre vielleicht verständiger, Ihnen von unserem neuen Aufenthaltsort aus zu schreiben, als aus einem Zustande heraus, welchen Kinder und Dienstboten als Gelegenheit einer allgemeinen Auflösung begreifen. Doch würden Sie vielleicht über ein andauerndes Schweigen, zumal nach Ihren letzten Zeilen erstaunen und so versuche ich es denn durch Geschrei, Zugluft usw. und das ärgste Gefrage hindurch, Ihnen zu danken und meine Liebe Ihnen zu sagen. War es nicht in Ihrer Gegenwart, daß Professor Bernays mir ankündigte: ‚Ich möchte hier nichts Unbedeutendes sagen'. Das fiel mir ein, indem ich bemerkte, eine wie schlechte Briefstellerin ich geworden bin. Nicht daß ich, wie unser merkwürdiger Professor, nach Bedeutendem suchte! Aber eine große Entfernung gestattet ein Verplaudern ebensowenig als Schilderung der übermäßig starken Eindrücke, welche ein neues Land, ein neuer Himmel, kurz eine absolut neue Welt, die dem Freunde nur ideal lebendig erscheinen kann, hervorbringen. Und da

mein Herr und unser Meister dem Minister seinen Dank gegen ihn wie gegen Sie, Theuerste, in seiner Weise, gegen welche kein Raum und keine Erscheinung etwas ausmachen kann, ausgesprochen hatte, gedachte ich Ihrer im Stillen und wünschte Ihnen alles, was Sie verdienen, wobei, mich im Streit gegen ‚Hamlet' befindend, ich sehr Gutes und Besonderes gesagt haben will. Nun wollen Sie wieder von mir hören und werden es diesem Blatt nicht übelnehmen, daß es so wenig enthält. Was die ernste Unterlage unserer Stimmung bildet, ward, glaube ich, in dem Briefe an den Herrn Minister ausgedrückt und durch Herrn von Radowitz haben Sie wohl erfahren, daß sich mein Mann, anknüpfend an einige Worte, die er bei der letzten Begegnung in Bayreuth an ihn gewendet, ohne jedoch bis jetzt einer Erwiderung sich zu erfreuen. Von dieser Grundlage haben sich nun die freundlichen Umstände großer zeitweiliger Heiterkeit und der beständigen guten Gesundheit der Kinder abgehoben. Mit Malwida brachten wir acht Tage zu, und wir werden uns in Neapel von ihr trennen, da sie wieder durch ihre in das Sagenhafte gehende und beständig realistisch mißbrauchte Güte einen Haufen Verpflichtungen auf sich gelegt hat, in denen sie wie in einem Netz steckt. Doch haben wir in diesen acht Tagen viel geplaudert, wie ich mir vorstelle, daß ein Soldat der französischen Armee nach dem Russischen Feldzug muß gegessen haben, nämlich unaufhörlich. — Durch Gräfin Voß haben Sie wohl erfahren, daß wir uns in Venedig getroffen haben. Sie ist so gütig und wohlwollend gegen mich, daß ich auch bei dieser Gelegenheit Ihrer dankend gedenken mußte. Denn ich wußte wohl, daß aus Ihrem liebenden Gedenken und Sagen von mir dieser Freundlichkeitssprößling entsprungen ist. Wie schön hat der Herr Minister wiederum meinem Mann geschrieben. Ich hoffe sehr, daß Sie diesen Brief gelesen haben, denn er ist ebenso einzig in der Form, wie die Gesinnung, aus welcher er hervorging. Er ist so fein gewendet, wie mir die Briefe von Petrarka es gewesen, sagt unser Meister, welcher viele Studien

hier macht und Ihnen die ganze italienische Geschichte vortragen könnte, wie im vorigen Winter er von der arabischen erfüllt gewesen war. — Die Idealistin tritt ein und trägt mir die herzlichste Erwiderung der Grüße auf."

Wie Frau Cosima sagte, ging die Reise nun weiter nach Rom. Vergebens hatte sie den Meister veranlassen wollen, in der Stille von Sorrent inmitten dieser schönen Welt die Biographie weiter zu diktieren. Er war zu unruhig dazu, und nichts konnte ihn im Augenblick so fesseln, daß ihn nicht die äußeren Dinge immer wieder in die profane Welt herabgezogen hätten. So ging es denn alsbald weiter, nachdem das, was man in Sorrent Winter nennt, sich zu regen begonnen, und zwar zurück nach Rom. Auch Rom machte auf Frau Cosima einen tiefen Eindruck, wenn auch ganz anders als Neapel und der Süden Italiens in seiner Ursprünglichkeit. Gewiß war sie von allem ergriffen, wenn auch St. Peter zunächst ihr nichts anderes bereitete als tiefste Enttäuschung. Aber sie kam hier, und das beruhigte sie, in ein schönes gesellschaftliches Leben. Sie verkehrten bei dem deutschen Botschafter Keudell, der einst die Musik in das Bismarcksche Haus getragen und viele Jahre darin gepflegt, aber auch etwas von der Bismarckschen Art in sich aufgenommen hatte, und dazu kam seine Frau, die als die Tochter der Baronin Grünhof, jener berühmten Künstlerin und ersten und bedeutendsten Interpretin der „Cameliendame" von Verdi, eine Frau von echter künstlerischer Art war. Und an großen Eindrücken hat es wahrlich nicht gefehlt. Interessant ist aber vor allem der Besuch bei der Fürstin Wittgenstein, über den der Vater, wie er sich später äußerte, in hohem Maße erfreut war, der aber doch nur von neuem zeigte, welche Welt zwischen dieser katholisch denkenden, jüdischen Russin und der Tochter der Gräfin d'Agoult lag. Was war aus dem zarten Wesen geworden, und wie stand die Fürstin vor ihr? Sie hätte ihr in der Tat am liebsten den Aufenthalt in Rom völlig verleidet, wenn das möglich gewesen wäre. Wenigstens hat sie einen Stein

zu werfen versucht, der freilich zeigt, wie wenig sie die Herzen kannte, sie, die selbst es vergessen und verlernt hatte, mit den Herzen zu rechnen. Sie sprach fast triumphierend von der Feindseligkeit der Familie Schleinitz gegen Bayreuth. Und doch schrieb gerade unter diesem Eindrucke Frau Cosima an ihre Freundin Mimi: „Es bekümmert mich so herzlich, daß Sie in Sorge um uns sind, theuerste Freundin, daß ich Ihnen einen römischen Abend widmen muß, um Sie zu beruhigen. Beruhigen insoferne, als wirklich hier gar nichts mehr zu tun ist. Es war ein Äußerstes, was mit Ihrer Hilfe und durch Ihre Anteilnahme erreicht wurde. Brachte dieses Äußerste keine mächtige Bewegung zustande, was kann der einzelne dann noch? Ich bin unbedingt dafür, ruhig zu warten bis das, woran appelliert wurde, sich rührt und rührt es sich nicht, das Theater abtragen zu lassen und das Defizit zu füllen. Schlimm, wohl einzig schlimm dabei wäre die Preisgebung der Werke an die Theater. Allein ich glaube, wir sind alle weit über alles hinaus gegangen, was die Gegenwart zu gewähren imstande ist und auf ein Wunder des Glaubens und des Genies lassen sich ebensowenig Stiftungen machen, als Hütten bauen im Schein der Verklärung. Der untere Teil des Bildes mit der Stellung des Besessenen begehrt die Breite und das obere bleibt kaum erkennbar. Seltsam ist es, daß mich dies nur insoferne tief bewegt, als unser Meister sehr mit den zu fassenden Beschlüssen beschäftigt und, wie Sie wohl denken, trübe beschäftigt ist. Wir werden infolge davon unseren Aufenthalt in Italien sehr verkürzen müssen; ich bin dankbar dafür, daß er solange währen durfte und für mich wenigstens so reich an unauslöschlichen Eindrücken war. Wohl tritt einem hier auf Schritt und Tritt das entgegen, worunter wir leiden, die Beengung des Genies, seine Beeinträchtigung, sein notgedrungenes, sagenhaftes Wesen und Wirken. Doch scheint eine wärmere Sonne den Genies einigen Ersatz gewährt zu haben und vielleicht ihnen weniger hart das haben empfinden lassen, was uns, mich wenigstens mit Wehmut

erfüllt. Soeben verläßt mich Graf Gobineau, der das Glück haben wird, Sie in Bälde zu begrüßen; er wollte meine Aufträge für Sie haben, und ich fand es schön, daß, um sich Ihnen angenehm zu erweisen, er meine Bekanntschaft durch Zaluski suchte. Das sagt wohl mehr von Ihrer bekannten Liebe zu mir, als alle Worte. So konnte ich denn nur herzlich lachen, als neulich Fürstin Wittgenstein mir sagte: ‚Aber man sagt, daß sie mit Ihnen verfeindet ist' (Sie und Wagner). Ich hatte ihr, wie sie mich über Bayreuth befrug, sagen müssen, welchen Anteil Sie an der Sache hatten und wem das Zustandekommen zu verdanken sei, wobei ich auch das persönliche Verhältnis zu berühren hatte. Diese Frage als Antwort zu erhalten, versetzte meine warme Erregtheit in die heiterste, launigste Stimmung, die einzige, welche solchen Eselsschreien entgegenzubringen ist. Nun aber sinnen Sie nicht und begeben Sie sich der Kraft, welche den Menschen glücklich macht, der Kraft des Glückes wie wir auch abschließen. Ich denke, wir werden Ihnen keine Schande machen."

Es war in der Tat ein seltsames Doppelspiel: auf der einen Seite der notwendige Besuch bei der Fürstin Wittgenstein, die von ihrem Groll gegen alles, was Liszt liebte und von Liszt geliebt wurde, durchdrungen blieb, und diesen Gesinnungen bei Havannazigarren und fanatisch geführter Feder immer wieder Raum gab und durch ihre Gebete in St. Peter und den übrigen Kirchen Roms gleichsam sanktionierte — und jener eigenartigen, stillen, die Welt erfassenden und umfassenden Natur des Grafen Gobineau. Dieser gehörte unbedingt in den Bayreuther Kreis, und er ist in gewissem Sinne der eine der beiden Dioskuren, die im Schatten Wahnfrieds und Frau Cosimas die Vollendung ihres Denkens erlebt haben. Gobineau und Chamberlain. So verschiedenartig der normännische Franzose und der Engländer sein mögen, sie gehören doch im gewissen Sinne zusammen. Denn in ihnen wirkt sich in durchaus eigenartiger und selbständiger Weise das aus, was zugleich aus den Gedanken und den künstlerischen Ideen des Meisters hinausgedrungen ist in die

Welt als ausgesprochenes Eigentum der germanischen Welt. Und so war es bedeutungsvoll, daß hier in Rom die erste nähere Berührung zwischen Frau Cosima und dem Grafen geschehen ist. So knüpft der Geist und die geistige Verwandtschaft Verbindungen und erweitert dadurch in der Stille, aber um so fester, den Kreis derjenigen, die als die Auserwählten von Bayreuth erkannt werden dürfen. — Eine nicht minder schöne und lange nachwirkende Berührung war die mit der Gräfin Voß, einer Dame, für die Frau Cosima eine tiefe Neigung gefaßt hat. Es ist indes unendlich schwer, allen Begegnungen mit anderen Menschen in diesem so überreichen Leben gerecht zu werden. Denn ganz abgesehen von jenen, die sich an das Paar herandrängten und übersehen werden konnten, gab es so viele, die immerhin Eindruck machten und bei der Güte von Frau Cosimas Wesen für einige Zeit mit dem Hause in Berührung geblieben sind.

Aber nun ging es nach Florenz, und diese Stadt hat auf Frau Cosima doch einen unendlich tiefen Eindruck gemacht. Ein unmittelbares, zum Teil naives, zum Teil aber aus tiefstem künstlerischem Bewußtsein entspringendes Genießenwollen und Genießenkönnen zeichnet sie ja vor allem aus. Sie umfaßt dabei alle Künste, und so ist sie in den „Uffizien" ebenso heimisch wie in den modernen Ateliers von Florenz, vor allem bei Hildebrandt, der später ihre Büste begonnen, leider aber nicht vollendet hat. Es muß für ihren Führer Liphart in der Tat ein Vergnügen gewesen sein, sie in die Schönheiten von Florenz einzuweihen, die auf sie wie auch auf den Meister unsäglich wirkten. Aber der Gedanke einer dauernden Übersiedlung nach Florenz, der bei einem Besuch in Hildebrandts Atelier zur Sprache kam, stieß doch bei dem Meister selbst auf stärksten Widerstand. Sie wäre an sich, einzig wegen der Gesundheit des Gatten, dem Gedanken in keiner Weise abgeneigt gewesen, und es ist keine Frage, daß sie in Florenz eine viel größere gesellschaftliche Rolle hätte spielen können als in dem kleinen Bayreuth. Aber hier war doch Wagners rein deutsches Gefühl entscheidend. Sie sagt selbst:

„Richard fühlt sich als Deutscher: ‚und schließlich in Deutschland, gut oder schlecht, erwerbe ich mir mein Leben, und ich kann es mir nur angelegen sein lassen, dies ehrenvoll zu tun. Hier müßte ich als Rentner leben, wobei ich mir sehr sonderbar vorkäme'." Damit war für sie die Angelegenheit entschieden. Aber verdenken kann man es ihr nicht, daß sie ihn noch aus anderem Grunde lieber in Italien gesehen hätte. Sie war mit ihm nach Bologna gefahren, wo er als Ehrenbürger, eine Würde, die er sich eben nur als Künstler erworben, von den Behörden wie von dem Volke in begeisterter Weise empfangen wurde. Was konnte nun sie, die feinempfindende Frau, mehr erfreuen, als ihn und sich selbst in seiner Gefolgschaft so geehrt und zum Abschied mit Blumen überschüttet in solcher Fülle zu sehen, wie sie in Deutschland gar nicht möglich war. Und es lebte auch etwas von dem alten germanischen Gefühl in ihr, das die Deutschen immer wieder über die Alpen nach dem Süden trieb und treibt. Wie mußte auf sie zumal der Kontrast zwischen Italien und Deutschland wirken, wo man wegen des armseligen Defizits alle Kräfte in Bewegung setzen sollte, bis zu dem Reichstag, um gewissermaßen des Meisters wunderbaren Gedanken durch die Huld dieser Spießbürger zu sichern. Hatte doch sogar der König von Bayern den Gedanken gefaßt, Bayreuth durch den Reichstag sicherzustellen, eine Idee, die nur traurig stimmen konnte und traurig stimmen kann. Denn es war von seiner Seite ein Verzicht auf den größten und schönsten Gedanken seines Lebens, zugunsten einer Macht, die ganz andere Wege ging, als er selbst sie gehen konnte. Und er ist denn auch zur rechten Zeit noch abgeschwenkt. Wir dürfen nie vergessen, daß zwischen des Meisters großen Plänen und des Königs Huld vor allem eines stand, nämlich die Kleinlichkeit und Bedenklichkeit seiner Beamten, die die Volksvertretung ebenso fürchteten wie den Ausbruch der schlimmen Laune ihres königlichen Herrn. Aber man kann sich vorstellen, wie diese kleinlichen Dinge inmitten der großzügigen Begrüßung und Behandlung des

In Wahnfried 1885

Phot. A. v. Groß

Künstlerpaares in Florenz und zumal in Bologna auf dieses wirken mußte.

Aber sie traten, nachdem sie wehmütigen Abschied von den Uffizien genommen, am 17. Dezember die Rückreise an. Bei dem Aufenthalt in München besuchte sie das Atelier Lenbachs und genoß ihn und seine Kunst mit tiefer Freude: „Sein Geist und sein Talent wird immer männlicher und ernster und bleibt frei jeder Affektion." So schrieb sie damals in ihr Tagebuch. „Das Bild von Helmholtz ist das schönste, das er gemacht hat, vielleicht die Verklärung der Schlichtheit!"

Und nun wieder in Bayreuth! Der Sorgen mancherlei für Haus und Theater. Die Dienerschaft mußte neu organisiert werden. Für das Theater — gab es zur Zeit keine Organisation. Es war nichts da, als der temperamentvolle und vielbedenkliche Feustel und sein treuer Schwiegersohn Groß, der nicht rastete und ruhte, durch Klarheit und Sicherheit Ruhe zu schaffen. So geht der Geburtstag Frau Cosimas vorüber, und es kommt Neujahr. Kurz vorher erschien plötzlich Richter, um, einem inneren Impulse folgend, einen Tag in Bayreuth zu verbringen. Aber die Silvesternacht verging ihnen still und einsam. Sie haben das ganze Triebschener Leben an sich vorbeiziehen lassen. Die Feier des Abends selbst aber verlief ganz in germanischem Stil.

Das neue Jahr brach mit alten Sorgen an. Der Meister meinte, er würde zur Wiederholung der Festspiele gezwungen werden wie Napoleon III. zum Krieg. Und zu den alten würden sich neue Sorgen gesellen, und da meinte unter diesem Druck Frau Cosima: „Die minutiöse Erfüllung der geringfügigsten Pflichten ist mein Halt: denn die Schwermut ist tief und würde alles umnachten, wenn nicht diese sonderbare Kraft wie eine Säule inmitten von Ruinen aufrecht stünde. Die Kinder gedeihen und er ist heiter!" Das war die Quelle ihrer Kraft. Freilich, wenn der Meister dabei von dem Erbe sprach, so mußte sie sich zugestehen, daß ihr Sohn

schon genug zu tun haben würde, das geistige Erbe des Vaters anzutreten, um dessen Werken wirklich Boden zu gewinnen und zu schaffen. Er aber erklärte, er würde für ihn den „Parzival" schreiben, unter der Bedingung, daß er erst 30 Jahre nach ihrem gemeinsamen Tode aufgeführt würde. Es ist rührend, wie er sein großes Werk mit der Jugend seines Sohnes in Verbindung bringt. Aber es lag doch eine große Bedeutung in dem Gedanken. Freilich schon von außen kam die Anregung dazu, und zwar nicht in zarter Art. Denn wie eine Neujahrsrechnung stellte sich der Vertreter der Firma Schott, Dr. Strecker, ein und fragte nach dem „Parzival". Da konnte Frau Cosima nur seufzen: „Ach, Parzival, wann erglänzt Dein Stern?" Und doch stand der Meister dem Werke innerlich bereits näher als man glaubte. Gewiß, es vollzog sich manches. Es erschien Hans von Wolzogen, um mit ihm wegen der Bayreuther Blätter zu sprechen, die beschlossen wurden und deren Ausführung dem Meister schließlich doch viel Freude und Genugtuung bereitet hat. Jedenfalls ist daraus eine Zeitschrift entstanden, welche die starken Wurzeln ihrer Kraft in dem Werke und in dem Schaffen Wagners hatte und später durch die Pflege des Kunstwerks von Bayreuth selbst immer wieder Kraft gefunden hat. Freilich das Defizit drückte. Die Hoffnung auf das Kabinett trog zwar nicht völlig, aber die Erfüllung verzögerte sich mehr und mehr. Da war Frau Cosima froh, daß, wie sie sagte, die göttliche Gabe des Genius den Gatten immer heiter erhielt und ihn nichts von außen irre zu machen vermochte. Nicht die fast schmierenhaften Briefe von Betz, die ihn ganz besonders veranlaßten, mehr und mehr daran zu denken, den „Ring des Nibelungen" an Unternehmer und Theater einfach freizugeben. Jetzt erst dämmerte ihm der Gedanke an den eigenen finanziellen Vorteil auf, und das ist gewissermaßen das Verdienst dieser Sänger, die sich für zu hoch hielten, in Bayreuth zu wirken. Diese Generation mußte aussterben und einer anderen Platz machen. Freilich, Frau Cosima dachte anders und großzügiger. Sie sagte bei

diesen Erwägungen: „Ich muß weinen, denn ich wünschte es anders. Lieber jahrelang mit allem, was wir haben, einstehen, aber das Werk behalten. Richard will nicht, meint auch, es ginge gar nicht. Wir hätten zuviel abzuzahlen. Gott stehe uns bei! Die teuren Kinder helfen uns dadurch, daß sie nichts merken dürfen und die Laune erheitert sich schließlich immer, bis sie zu völligem Entzücken in den Kontakt mit den ‚Alten' umschlägt." Denn inmitten der Sorgen um die Existenz von Bayreuth lesen sie den Thukydides, und in der Tat fühlen beide etwas Gemeinsames zwischen dem Niedergang der Stadt des Perikles und ihres Werkes in Bayreuth. Dann kam Düfflipp, liebenswürdig und geschmeidig wie die Beamten, die aus dem Kanzleibetrieb in den Hofbetrieb übergehen, zu werden pflegen. Aber als er nach München zurückgekehrt war, mußte er zugestehen, daß er gar keine positive Instruktion mitgebracht und nur gehofft hatte, durch die alte Liebe des Königs für die Kunst des Meisters etwas zu erreichen. Es waren trostlose Dinge der armseligsten Art, die mit Recht neuerdings die Sehnsucht nach Italien wachriefen. Und das Ende vom Lied war, daß von München zunächst nichts zu hoffen war. Da raffte sich der Stolz des Meisters wieder auf, durch Konzerte in England selbst das Defizit zu decken. Die Vorbereitungen wurden denn auch alsbald in Angriff genommen. Zunächst war man natürlich voll des Optimismus und voll des Vertrauens zu den dortigen Unternehmern, obwohl Ullmann, der Bülows Agent war, durch Liszt dringend warnen ließ, oder vielmehr war es Bülow selbst, der, als er von dem geplanten Unternehmen hörte, sofort seine Stimme erhob und, selbst noch krank und leidend, in schwerster Sorge war vor den Enttäuschungen, die den Meister und seine Gemahlin aus dem geplanten Unternehmen erstehen könnten. Hier tritt die ganze Großzügigkeit in Bülows Wesen klar zutage. Mit höchster Aufregung und mit dem Aufgebote aller Mittel suchte er diesen sogenannten Siegeszug nach London zu verhindern, weil er wußte, daß Wagner dort in falsche Hände geraten würde.

Die übertriebenen Nachrichten über Bayreuth waren denn auch zu den Ohren des Vaters gedrungen, und er war in tiefster Seele traurig darüber, zumal er hörte, daß Wagner und seine Gattin sogar ihr Heim opfern wollten oder opfern müßten. Da schreibt er ihr: „Die Idee, daß Wahnfried Euch enteignet werden sollte, scheint mir unmöglich. Du wirst mir völlig klaren Wein einschenken über diese verwirrten Geschäfte. Meine schwache Hilfe steht Dir zu Diensten, und ich fordere, daß Du sie annimmst." Das war wieder der alte Ton und das volle Gefühl nicht bloß für die Tochter, sondern auch für den schaffenden Meister. Freilich mußte er in dem gleichen Briefe, wenn auch in ganz anderem Zusammenhang, von seinen eigenen Verhältnissen sprechen: „Dein Vergleich der heroischen und fürstlichen Persönlichkeit der Fürstin Wittgenstein mit den schönen Spiegeln des 17. und 18. Jahrhunderts, geschmückt mit Blumen und Früchten, mit kleinen Genien und Engeln, gemalt durch gewandte Künstler, aber deren Talent die Spiegel selbst unbrauchbar machte, die Gegenstände richtig wiederzugeben, dieser Vergleich ist von glänzender Wahrheit. Auf der anderen Seite kenne ich von ihr Briefe und Billetts, die noch viel befehlsmäßiger sind als diejenigen, welche Du mir mitgeteilt hast. Du weißt, daß ich seit Jahren darauf zurückgekommen bin, in schmerzlichster Weise meine Beziehungen zu ihr auf die wichtigsten Punkte unserer Existenz zurückzuführen, nicht weniger wie bei Daniel Stern, wenn auch in anderer Weise. Viel nobler und mächtiger schwimmt sie gleichfalls in dem Strom der Illusionen, und ich selbst befinde mich zu sehr auf dem Trockenen, um ihr folgen zu können." Das war deutlich genug gesprochen. In solcher Lage konnte er auch nicht helfen, Wagner mußte es in dieser Zeit allgemeinen deutschen Elends selber tun, um gerade durch seine eigene Energie die Energie des Königs wiederum zu wecken.

Es war trotzdem ein durch und durch geistiges Leben, das die beiden führten und durch das sie sich gegenseitig über die äußeren, wohlbe-

kannten Vorfälle hinweghalfen. Da brachte jeder Tag neue Eindrücke und Befriedigung. Aber das Bedeutsamste war doch, als er am 25. Januar, nachdem sie über die Leiden des Genies gesprochen, in seiner heiteren Art meinte: „Ich will Dir etwas nicht sagen." Sie: „O, sag' es mir." „Ich beginne den ‚Parzival' und lasse nicht mehr von ihm, bis er fertig ist." Und so geschah's. Schon am 28. konnte er ihr künden, daß er im „Parzival" über das schwerste hinüber sei: Es handle sich nicht um die Frage, sondern um die Wiedergewinnung der Lanze, auf die es ankam. Das Schwere sei nur, daß man jetzt mit einer dem Mythus so entfernten Welt zu tun habe. Und so war sie voller Freude und er voller Schaffenskraft. Er zitiert Goethes Wort: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten." Vor zwölf Jahren dichtete er zum letzten Male. Es waren die „Meistersinger", die er in Paris vollendete. „Damals habe ihn nichts belebt", so sagt er wohl, „als der Schaffensdrang. Nun belebe diesen Schaffensdrang ich und die Kinder. Er sagte mir, wie er (in den ‚Meistersingern') aus dem Traum die produktive Fortsetzung gemacht, so suche er jetzt in seiner Dichtung ein gleiches."

Und nun ging es rasch vorwärts, wenn auch unter den schwersten äußeren Eindrücken. Denn es starb der alte Freund des Hauses, Oberkonsistorialrat Dittmar, dessen Tod Frau Cosima sehr naheging. Sie spricht von dem Besuch im Trauerhaus: „Ich sehe ihn liegen, ruhig und schlicht. Mit ihm ist mir wohl die Seele unserer kleinen Stadt entschwunden." Noch ahnte sie nicht, daß sie eine andere treu ergebene Seele bereits besaß, die sich für sie und das Haus mit voller Kraft einsetzte — Adolf Groß. Dessen Schwiegervater aber hatte, um ihr Beruhigung zu schaffen, sich seiner freimaurerischen Beziehungen bedient und bei dem Meister vom Stuhl in Hannover über das Befinden Hans von Bülows angefragt und immerhin befriedigende Nachrichten erhalten. Diese Beruhigung war gerade jetzt besonders nötig. Denn es drängte seelisch und äußerlich alles auf sie ein. Auf der einen Seite der schaffende Meister,

der in seiner Ruhe und in seiner Schaffenskraft festgehalten werden mußte, auf der anderen Seite das kleinliche Drängen der äußeren Verhältnisse wegen des Defizits: die armselige Haltung des Kabinetts in dieser Frage und all die Vorschläge, die nun kamen, zu helfen! Von all dem durfte er nichts merken. Wie war sie freudig erregt, als er ihr bereits am 5. Februar die Mitteilung machte, daß er den Prosadialog des ersten Aktes bereits vollendet. Da lag nichts daran, wenn Feustel drängte, der Meister müsse nun wirklich nach England, und dieser sich nun auch ruhig in den Gedanken fand. Das beirrte sie nicht, an der Geburtstagsfeier für seine Tochter Eva, wozu man auf dem Puppentheater das „Rheingold" aufführte, wie auch, als der Fasching bei den Kindern von Wahnfried seinen Einzug hielt, heiter teilzunehmen, trotz der schweren Stimmung, die gerade über ihr lag, so daß sie sich Trost suchte in der indischen Literatur und in den indischen Sprüchen. Wie wirkte das auf die Seele der großen Frau ein, wenn sie las: „Das Schicksal halte ich für sicher, des Menschen Arbeit aber ist nutzlos." Oder: „Die Steine sind Götter. Sie hoffen nicht, sie betteln nicht, kümmern sich nicht um anderer Angelegenheit und rühren sich nur, wenn man es haben will." Es war denn auch in der Tat keine leichte Zeit. Noch kamen fast täglich düstere Nachrichten, freilich auch gute, an denen sie sich doch noch nicht richtig zu freuen vermochte. Und so schreibt sie einmal: „Es ist wohl seltsam, daß alles, was sich von außen glücklich anläßt, mich jetzt zur tiefsten Melancholie stimmt." Und sie schreibt weiter: „Mit Fidi wollte ich für Hans beten. Doch fürchtete ich den Eindruck auf das Kind, das mich jetzt tief und sinnig anblickt, zärtlich mich umarmt, als ob es alles wisse und auch wisse, daß man schweigen muß: der Übel ärgstes ist die Schuld. Nichts und niemand klage ich an und fühle die furchtbare, unsühnbare Schuld des Geborenseins. O, könnte ich nur erfahren, bevor ich sterbe, ob es Hans wohlergehe. Daß er friedlich und gesund sein Leben führt, o wie wollte ich jubeln und jauchzen." Und sie schließt

die Betrachtung: „Erfährt mein teurer Siegfried, was ich gelitten, muß er nicht schaudern. Er wisse aber, daß ich ihn und seinen Vater durch alle Qualen hindurch gesegnet habe, nur mich gehaßt, mich verwünscht, auch das nicht, sondern nur namenlos gelitten." Es ist bewundernswert, wie sie bei einer solchen ungeheuren Selbstquälerei die Kraft behielt, stark und kräftig in alles einzugreifen. Sie war dem Gatten die verständnisvolle Vertraute, und er sagte es ihr auch, daß er einzig auf der Welt nur sie hätte, mit welcher er sich verständigen könnte. Sie ist der Ruhepunkt mitten in seinem Schaffen, das nun rasch vorwärts geht und begleitet ist von jenem geistig musikalischen Leben, das in Wahnfried immer blühte, selbst in den Tagen schwerster Sorgen. Der Februar ging nicht zu Ende, ohne daß die Dichtung in Prosa vollendet war. „Gestern abend schrieb Richard emsig, um heute früh mich, wie er sagte, zu überraschen. Zu Tisch gibt er mir wirklich den in Prosadialog vollendeten ‚Parzival'. Wir trinken auf dessen Gesundheit bei Tisch, und nachmittags lese ich ihn für mich. Das ist Segen, dies ist Trost, dies ist Ergebenheit, Andacht. ‚Der entfesselte Erlöser.'"

Es war doch neben dem Leben des Meisters für sie der leitende Gedanke, ihn schöpferisch zu sehen. Ohne zu drängen, ohne zu mahnen, wacht und waltet sie über ihm, und wenn der große, geheimnisvolle Augenblick kommt, dann ist sie es, die gewissermaßen die schützenden Schwingen über ihn breitet. Aber er braucht eigentlich zum Schaffen ein Drängen von außen, gewissermaßen die Not, in der er wie sein Wälsung das Schwert findet. Das ist doch ein Stück Erbe, das er vom Theater gewonnen hat. All die Verhandlungen wegen der Sänger, wegen des Orchesters, mit den Arrangeuren der Konzerte, das alles überwindet er, wenn auch mit Erregung, aber doch spielend. Sie aber führt dabei ein seltsames Eigenleben. Es naht der Todestag ihrer Mutter am 5. März. Sie schreibt in der Stimmung an deren Freund Tribert, gedenkt ihrer, indem sie jetzt ihr letztes Werk „Die Geschichte Hollands" liest, das

auch den Meister fesselt, wenn er auch, wie er erklärt, aus dem Buche gewissermaßen die Frau herausliese. Dann kam jener Besuch in Meiningen, über den der Vater später in hohem Grade entzückt schreibt: „Das ist ein Vergnügen, von Dir und Wagner in diesem Schlosse sprechen zu hören. Der Herzog und seine Frau wiederholten mir gestern, daß die Liebenswürdigkeit von Wagner und Dein Prestige die ganze Stadt gefesselt und erregt hätten, wie das vorher noch nie geschehen sei. Was mich betrifft, so bin ich gleichfalls durch die Liebenswürdigkeiten der Frau von Heldburg gefesselt, der ich immer meine reine Verehrung gezollt."

Aber die ganzen Schicksale, die sich jetzt vor der Reise nach London abspielten, und das ganze Innenleben Frau Cosimas zeigen sich doch am besten in einem Briefe an Malwida, der aus tiefster Stimmung heraus in Altenburg geschrieben, eine Fülle von Stimmungswechseln zeigt: „Von wo aus schreibe ich Dir, meine einzige Malwida, und in welcher Stimmung! Hieher in eine orthopädische Anstalt muß ich mein Loldchen bringen und sie lassen, Gott weiß wie lange. Beunruhigt durch die Haltung, ließ ich Frau Dr. Hertz kommen, und diese erkannte eine Verschiebung, welche ungepflegt bedenklich werden könnte. Hier sind wir nun, das gute Kind still, stumm weinend, bleich, ich ohne Tränen, stumpf, von düsterstem Gedanken heimgesucht, dazu aber die abergläubigsten Vorstellungen in mir lauernd und ohne Ergebung wie ohne Trotz, beinahe leblos traurig, als ob ich zum ersten Male traurig wäre und kein Leben hinter mir, noch vor mir hätte. Gewiß konnte ich und unser Leben daheim kaum empfindlicher getroffen werden als durch das Scheiden dieses Kindes! Gott entferne von mir alle schlimmen Gedanken. Ich habe aber so viel zu Hause gekämpft, um mir das Ansehen zu geben, als ob es eine ganz natürliche, ja gute Sache sei, jetzt bin ich erschöpft und denke nichts mehr, als daß ich nach zwei Tagen mein Kind hier verlassen werde. Nun weiß ich wohl, daß es wirklich notwendig ist, daß andere Mütter ganz anderes durchmachen müssen,

ich weiß es, gedachte dessen, kann aber nicht Herr werden über die Stimmung. Sagen mußte ich Dir es, vielleicht gelingt es mir, morgen beherzter zu sein. Heute nur eine gute Nacht! Ich denke an Deine Stube in London. Hier ist es gewiß besser, doch ist es mir schaurig; Gewohnheiten, Atmosphäre, Sprache, alles, alles dem Kinde weltfremd! Mir auch. Dabei ist es sehr kalt. Ach, und diese deutschen Häuslichkeiten! Loldi schläft nun. Vor drei Stunden sind wir angekommen, morgen sage ich Dir mehr, ich denke, hoffe anders.“

Und sie hatte recht. Am 17. April schreibt sie weiter: „Ich sollte mich schämen, Dir die Zeilen zu schicken, welche ich gestern schrieb und welche ich wiederlesend wie von einem Schulkinde verfaßt fand: doch nimm sie hin. Denn dazu kam, daß ich auch physisch sehr matt war. Heute geht es schon besser, Loldi hat ihre Turnübungen gemacht, ich habe sie in einige Familien eingeführt, und jetzt spielt sie mit den Pensionärinnen. Ich habe zu kämpfen mit den deutschen Angewohnheiten, welche wie das deutsche Klima für denjenigen, der nicht von Kindheit auf daran gewöhnt ist, eine beinahe unüberwindliche Antipathie erregen; allein das ist wohl einerlei. Die Kost, die Behandlung und die Schule sind gut, und Frau Hertz ist sicher in ihrem Fache ausgezeichnet. Du siehst, Theuerste, ich bin gar weit von ästhetischen Präoccupationen, doch will ich versuchen, ein wenig eingehend auf das zu antworten, wovon Du mir sprichst. Ich habe den ‚Milden Welf‘ gelesen, und wenn die Wahl des Gegenstandes und die Hauptszene Rotbart mit Welf gewiß die bedeutenden Anlagen bekunden, welche von je Karl Ritter zuerkannt wurden, so bin ich doch sehr über die Ungeschicktheit der Exposition erschrocken. Von diesem gefangenen, schweigenden Zollern erfährt man nichts, so daß man die Wut des Sohnes gar nicht versteht; mich dünkt, Welf hätte zuerst nach seinem Getreuen fragen sollen. Wie steht es, schweigt er noch immer? Dann finde ich einen Mangel an Lokal- und Zeitfarbe, der eine Gewöhnlichkeit der Sprache, die sehr überraschend ist, wenn die ganze Vorrede von Form handelt. Wenn

solche zugespitzte, an sich nicht uninteressante, an die Zollern sehr erinnernde Verhältnisse, wie das der Adelheid zu Berthold Zollern, erdacht werden, so muß doch auch die Rede diesem Sinne entsprechen und darf schäkernd von Korb geben und Körbe nehmen nicht die Rede sein und von klapperndem Uhrwerk. Er hat entschieden die Sprache seiner zuweilen sehr gut durchdachten Situationen nicht gefunden, und ein Schnitzer wie ‚Gibelline' hätte ihm nicht passieren sollen, denn dann muß er auch Quelfe sagen, auch existierten damals meines Bedünkens die Waiblinger wohl, die Gebillinen aber noch nicht. Was das Vorwort betrifft, so ist es interessant, daß dieses wichtigste Problem des Verses ihn beschäftigt. Aber ich mache ihm zum Vorwurf, nicht ein einziges Mal auf Wagners Schriften hingewiesen zu haben, in welchen dieses Thema wohl erschöpfend und zu allererst behandelt war. Fast abgeschrieben ist, was er über den Faust sagt." Fast mit Absicht hat sie hier die Kritik über das Werk von Richard Wagners Schüler und Freund Karl Ritter der Freundin mitgeteilt, um nun auf den anderen zu kommen, der im gewissen Sinne drohte, Malwidens Schicksal zu werden. „Das Entzücken Nietzsches zeigt uns wieder einmal, wie schlecht das Urteil hier bestellt ist. Ich glaube, daß in Nietzsche ein dunkler, produktiver Grund ist, von dem er selbst kein Bewußtsein hat; daher stammt das Bedeutende bei ihm, was ihn selbst dann erschreckt, während alles, was er denkt und spricht, was lichterhellt ist, wirklich nicht viel wert ist. Das Telluriſche an ihm ist wichtig, das Solarische unbedeutend und durch den Kampf mit dem Telluriſchen selbst beängstigend und unerquicklich. Sein Urteil über Shakespeare erinnerte mich an einen Freund — freilich 16 Jahre alt —, welcher meinte, es sei nicht ernst mit der Bewunderung Homers, an Raff, welcher von der C-Moll-Symphonie von Beethoven sagte: ‚Unter uns, ich möchte sie nicht geschrieben haben', und an einen französischen Attaché, welcher in ein großes Gelächter ausbrach, als ich von den großen Dichtern des 13. Jahrhunderts sprach. Daß Du aber

bei den Spaniern und deren Abfertigung seitens solcher Unerfahrenheit ungeduldig wurdest, begreife ich sehr. Ich bat neulich Deinen Vetter, mir ein Stück von Lope de Vega (Die Köhlerin) vorzulesen, und staunte wieder über diese natürliche Romantik, diese Dramatik, diesen Shakespeare so verwandten volkstümlichen Humor und diesen Strom der Leidenschaft, der sich plötzlich zuweilen ergießt und niemals Diktion wird. Bei Calderon habe ich die Empfindung öfters gehabt, als ob die scheinbare Enge der Dogmen nur dazu diente, uns andere Dinge ersehen zu lassen, wie diejenigen, welche von einer Tiefe aus bei Tag den Himmel betrachteten, die Sterne schon sehen würden, wenn derjenige, dessen Auge des Morgens mit der Sonne sich ausdehnt, nichts erblickt. Wenn er im ‚Leben ein Traum' ausruft ‚die größte Schuld ist das Geborensein', wenn er in der ‚Anbetung zum Kreuze' uns zeigt, daß die Taten wenig gelten vor dem Kreuze, wenn er für den zartesten Fehl die wildeste Rache nehmen läßt im ‚Arzt seiner Ehre', so kommt es auf uns an, ihn zu verstehen und können wir ihm in den Annahmen nicht stets folgen, so bleibt uns übrig, die erstaunliche Kraft des Dramatikers und die unvergleichliche Zartheit des Lyrikers in den eingestreuten Sonetten zu bewundern. Ich gebe zu, daß seine Auffassung der Stoffe der Dogmen zuweilen abstoßend sich äußert, beinahe jesuitisch spitzfindig ist. Diese Seite betrifft den Theologen, der Dichter bleibt ihm überall, daß Goethe und Schiller ihm folgten. Hast Du den ‚Richter von Zalamea' und ‚den Garten Unhold' gelesen? Tue es ja. Populärer ist Lope ‚das Wunder der Natur', wie mit Recht der große durch ihn verdrängte Cervantes hochherzig ausrief. Ein großes Geistesarmutszeugnis geben sich diejenigen, welche von so mächtigen Flügeln sich nicht tragen lassen, wohin sie auch führen. Freilich mögen die Spanier im Papierkorb eines solchen Gehirns, wie Nietzsche, unruhig neben Shakespeare der Spekulation und was noch ruhen. ‚Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen', sagt Vauvenargues, ein Wort, welches auf Nietzsche anzuwenden ist,

denn seine großen Gedanken kommen ihm sicher nicht aus dem Gehirn, sondern aus was? Ja, wer es sagen könnte.

Denke nur, mein Vater hat 10 Tage bei uns zugebracht, stille, ruhige Tage, in welchen er uns viel von sich vorgespielt hat zu unserer Freude.

Wie gestaltet sich nun Dein Leben? Ich verlange sehr danach, es zu wissen. Sehr froh aber bin ich, daß Du auf die neuen Vorschläge Nietzsches nicht eingehst und nicht wiederum alles für alle tust. Ich glaube, daß, wenn Du Dich entschließen könntest, ihm einfach zu sagen, wie die Dinge sind, so würdest Du ihm vielleicht einen größeren Dienst erweisen können, als selbst Dr. S., wenn er ihn gesund macht. Aber es ist schwer, wenn nicht unmöglich, wenn man nicht Mutter oder Schwester ist. Elisabeth Nietzsche hat mir mit viel Deviation geantwortet.

Nächste Woche machen wir uns auf nach London. Sonntag empfange ich den Besuch von Frau von Schleinitz, welche nach Italien reist und Dich wahrscheinlich auch besuchen wird. Die Kinder lasse ich daheim mit Miß Cooper und gebe alles in der guten Geister Schutz. Der Aufenthalt in Meiningen war sehr hübsch, der Herzog selbst sehr interessant und unbeschreiblich freundlich, seine Frau sehr natürlich, und dadurch angenehm, die Aufführungen auch anregend: ‚Esther' von Grillparzer, übermäßig sentimental, ohne jegliche Naivetät, doch von einer guten Art Sentimentalität, wie eine sympathische Kranke. Auch empfindet man noch Schillers Tradition in der Form. ‚Der eingebildete Kranke', beinahe besser gegeben, als in Paris und höchst ergötzlich. ‚Julius Cäsar', verzeihe es mir Nietzsche, unbeschreiblich in der Wirkung auf mich, obgleich die Hauptperson Brutus und Cäsar geradezu schlecht waren, Antonius aber war vortrefflich und alle Ensembles unvergleichlich. Ich hätte die ganze Nacht über die Dichtung reden mögen und zu Hause haben wir alle Szenen nachgelesen, um uns zu fragen, wie wohl der Cäsar zu sprechen wäre, dann ‚Plutarch' wieder vorgenom-

men. Es ist kühn, eine Wahl auszusprechen, aber ich glaube, daß ‚Julius Cäsar' unter allen Dramen Shakespeares dasjenige ist, was mich am tragischesten stimmt. Doch was würde Nietzsche dazu sagen.

Und nun zum Schluß melde ich Dir den Besuch meiner Freundin, Gräfin Voß, mit dem lebhaften Wunsch, sie möge Dir sympathisch sein. Ich liebe sie sehr. Sie trägt das härteste Los mit bewundernswerter Resignation. Ihr einziger Sohn, voll schöner Gaben, ist ihr, bei Königgrätz glaube ich, erschlagen worden. In ihrer Jugend unvergleichlich schön, hat sie dem Dichter Graf Strachwitz Liebe eingeflößt, sie für ihn entsagungsvoll rein empfunden. Ich glaube, die Schönheit war ihr Schutzgeist, da sie aus all den Erfahrungen so siegreich freundlich hervorgegangen ist. Jetzt trägt sie auch heroisch einfach ein ernstes Augenübel, welches ihr mit Blindheit droht. Du wirst ihre Frömmigkeit verstehen, wie sie mich anzieht, denn sie ist durchaus tolerant. Und am Ende macht Dir dies am meisten Eindruck, so gut weiß ich Dich mir, sie liebt mich wirklich. Diese Lebensskizze schicke ich voran, weil ich so sehr wünsche, daß sie Dir gefalle. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß es ganz unter uns ist.

Wir haben schon viel Ärger und Not mit London. Ich weiß nicht recht, ob das Geschäftliche in guten Händen ist. Und auch unser ‚Nibelungenring' gibt viel zu schaffen. Doch fristen die Wagnervereine noch ihr Leben und wir wollen sehen, was da wird. Bismarck beurlaubt, der Krieg vor der Türe, der jammervolle Zustand unseres Handels und unserer Industrie, das wird kaum sehr günstige Auspizien für die Förderung eines künstlerischen Gedankens bieten, aber wann sind in Deutschland günstige Auspizien gewesen? — Ich habe Dir noch nichts gesagt, daß Daniela wieder bei mir ist und sich ganz gut anläßt. Ich führe sie nun in das Hauswesen ein, um alles in der Bildung nachzuholen, was das Stift versäumte. Die kleine Ida hilft mir vortrefflich dabei, deren sinniges, stilles, dabei durchaus geweckes Wesen sehr günstig auf Daniela wirkt. Auch haben

wir noch einige andere Töchter in Bayreuth, die Töchter des Generals und des Präsidenten, welche mir gut gefallen. Fritz Brockhaus hat mir bei Gelegenheit des Todes seines Vaters sehr hübsch geschrieben. Es ist nur traurig, daß so Schweres kommen muß, um Menschen vernünftig zu machen, aber es ist nicht anders und ich freue mich doch der wiederhergestellten Beziehungen. Ich will nicht schließen, ohne Dir zu sagen, daß Loldi sich in ihr Los ganz gut gefunden, sie spielt jetzt mit den Kindern und meint, es sei sehr hübsch hier. Ich denke, es wird gehen. Bei uns zu Hause wird es schwer halten. Wie vieles hätte ich Dir noch zu sagen, allein ein Schluß muß doch gefunden werden. Doch noch ein fünftes Blatt, um Dir unsere Londoner Adresse zu geben. Heute bin ich wiederum sehr gedrückt und fühle mich leidend, ich glaube, daß allmählich der innere Schmerz sich nur noch durch körperliche Übel kund gibt. Ich kann nicht mehr weinen, gar nicht mehr kämpfen, habe auch keine Empörung, aber dann Herzklopfen, Atemlosigkeit, Kopfweh und was sonst noch. Kommt dann eine tiefe Herzensfreudigkeit, so ist alles vorüber. Wie ich den Brief von Friedrich Brockhaus erhielt und mich ihm herzlich gut wieder gesinnt fühlte, wie ich Ellen S. wieder sah, deren Benehmen gegen mich früher ein rätselhaftes gewesen, wie ich neulich in einem Briefe las, ‚was uns hätte entfremden sollen, hat uns näher gebracht' und mir die Antwort Tristans in den Sinn kam, ‚ich weiß es anders' sinne ich nach, was denn noch da ist von den Gefühlen vor der Prüfung, ob wirklich eine Erfahrung sich auslöschen läßt, oder ob man sich selbst in seiner Apathie etwas vorspiegelt. Und mir ist es, als ob die Gefühle eine schmerzliche Metamorphose durchmachen, um in uns zur Liebe zu werden, Freude, Vertrauen, Heiterkeit sind dahin, die Neigung eigentlich auch, wofür nun Bitterkeit, Mißtrauen, Trübsinn, Abneigung eintreten. Wenn die Menschen, welche uns kränken, wert sind, daß man sie schätzt, so beginnt eine seltsame Transmutation in uns und wir wandeln dabei den einsamen Weg vom Paradiese zum Kreuze. Gelingt es uns wirklich, diesen

zurückzulegen, so können wir auch wirklich sagen, daß wir diese Menschen lieben. Näher freilich sind wir ihnen nicht gebracht. Denn er ist einsam, der Weg ‚selige Öde auf sonniger Höh' und ach, wie riefe nicht das Paradies die Unschuld wieder herbei, wer ließe den Kampf nicht für die Freude, das Überblicken für das Vertrauen! Mir ist es, meine einzige Malwida, als ob Du den Weg in allen Deinen Beziehungen gewandelt wärst und, mehr noch in bezug auf mich als auf Dich, habe ich darüber nachgesonnen. Doch ist mein Stolz, mir zu denken, daß in keiner Lage des Lebens Du in meinem Betreff es würdest haben tun müssen, wie ich mich bei Dir geborgen fühle, wie unter großen Flügeln, auf die man sich schwingt und die einem bedecken und bergen können."

Dieser Brief ist ein Dokument für die Beziehungen dieser beiden seltenen Frauen. Die eine hatte die große Aufgabe, der Größten einen zu beglücken und zu hüten, und die andere, die vor allem doch die Menschheit liebte und aus Liebe zur Menschheit sich dem Dienste Einzelner widmete, hat Liebe gegeben, aber Liebe nie gefunden, wie sie sie verdient hätte. Es ist eine eigenartige Wahrnehmung im ganzen Leben Frau Cosimas, daß eine Erkrankung in dem engen Kreise ihrer Lieben sie in höchste Aufregung versetzte und für den Augenblick fassungslos machte. Aber sie wußte sich selbst immer wieder zu fangen und Gedanken wie Empfindung in die Reihe zu stellen. Das zeigt auch der Brief an Malwida.

Nun kehrte sie heim, und bereits am Abend des 20. April las ihr der Meister den dritten Akt des Parsival vor. Sie sagt darüber nur: „Er übergibt mir die Dichtung, welche mir als höchster Trost in der Not des Daseins gilt." Aber alle ihre Gedanken sind darauf eingestellt, ihn so rasch wie möglich von allen äußerlichen Verpflichtungen zu befreien, um ihm die volle Ruhe zur musikalischen Vollendung dieses Werkes zu geben. Für seine persönlichen Bedürfnisse und das Haus hätte wohl alles ausgereicht. Der Anträge von außen waren so viele, daß sie wohl erwogen und zum Teil zurückgewiesen

werden mußten, trotz der äußeren finanziellen Vorteile. Für Bayreuth aber und das lästige Defizit mußte nun doch ein Hauptschlag geführt werden, von dem man volle Befreiung von allen Verpflichtungen hoffte — die Reise nach London. Die geschäftlichen und künstlerischen Vorgänge sind bekannt. Ich gehe deshalb darüber hinweg. Es ist auch von viel größerem Interesse, Frau Cosima, die diese Dinge nie einen Augenblick aus den Augen gelassen, auf der Fahrt selbst zu folgen, die über Brüssel und Ostende führte. Während nun aber die Überfahrt dem Meister die übliche Seekrankheit brachte, wurde Frau Cosima davon gar nicht berührt. Sie schrieb in ihr Tagebuch, daß sie sich beinahe schäme, gar nichts von dem Übel zu empfinden und sogar eine Art von Vergnügen an der ungewöhnlichen Fahrt zu haben. Das erste in London war eine Fahrt durch die Stadt, welche auf sie einen ungemein mächtigen Eindruck übte: „Der Nebel gibt allem hier etwas Geisterhaftes und mir tritt gerade in dieser tätigsten Welt das Ideal der Dinge und der Traum des Lebens sehr nahe. Die massigsten Gebäude werden nicht übersehen, sie sind da und doch verschwinden sie. Die niedrigen Häuser aber und großen Gärten geben Freiheit und Behagen. Hätte ich eine große Stadt zu wählen, es würde London sein." Sie besucht die Nationalgalerie, und zwar mit dem Gatten zusammen, bewundert die Reynolds und wird sogar gerechter gegen Hogarth, wie sie sich denn sofort auch in das künstlerische Milieu von London einzufügen weiß, und zwar in eigenartiger Gegenüberstellung Italiens und dieser nebelreichen nordischen Stadt. Sie lernt die berühmte Dichterin George Elliot kennen und hat einen edlen und angenehmen Eindruck von ihr. Sie fühlt sich bei der großen Einladung, die Lady L. ihr zu Ehren mit etwa 400 Gästen und in glänzendster Aufmachung gibt, zu Hause. Es wird in der Tat das Paar behandelt wie ein fürstlicher Besuch. Und dazu kam jener verlockende Antrag aus Amerika, den sich der Meister durch den Kopf gehen ließ, und über den sie nur schrieb: „Dann keine Rückkehr nach Deutschland mehr!" Gerade

diese Nachricht war schicksalsvoll und hat wohl am meisten dazu beigetragen, den König zur Übernahme des Defizits zu bestimmen. Denn er war geradezu fassungslos, als er von diesen amerikanischen Angeboten hörte, die damals noch selten waren und deshalb um so verlockender erschienen. Er glaubte alles tun zu müssen, was in seinen Kräften stand, um den Meister zurückzuhalten. Es war gegenüber den amerikanischen Angeboten armselig genug, aber was war in Deutschland nicht armselig in jener und auch in späterer Zeit, soweit es die Kunst und die Künstler betraf!

Frau Cosima aber interessiert sich für alles. Sie besucht das „British Museum" mit all seinen ungeheuren Schätzen. Als sie von da nach Hause fährt, erblickt sie in der „Regent Street" in einem Wagen den Gemahl. Augenblicklich jagt sie ihm nach und erreicht ihn nach langer Fahrt, um ihn aufs heiterste zu begrüßen. Sie besucht die Hig Church, um einen berühmten Kanzelredner, namens Roussell, zu hören. Der Eindruck des außerordentlich nüchternen Gottesdienstes war auf sie ein in hohem Grade kühler, und sie meinte, daß sie die starke katholische Propaganda in London wohl verstehe. Mit Miß Castright besucht sie auch das Parlament. Sie konnte dieses mit dem französischen vergleichen, zu gleicher Zeit aber auch die Erfahrungen in Betracht ziehen, die Deutschland bereits damals mit dieser Einrichtung gemacht. Es berührte sie weder menschlich noch politisch noch künstlerisch. Dagegen natürlich viel stärker der Reichtum des britischen Museums, nachdem sie den abstoßenden Kontrast zwischen außen und innen überwunden, gab sie sich vor allem den van Dycks, den herrlichen und magischen Rembrandts vollkommen hin, obwohl sie sich sagte, daß sie in den Raum nicht paßten und sie sich eigentlich in die Paläste Italiens bei diesem Anblick der Bilder zurücksehnte. Die Westminster-Abtei hat sie mehrere Male besucht. Einmal hörte sie nach dem Schluß der Predigt das „Gebet der Elisabeth" auf der Orgel spielen. „Lautlos entfernt sich die Menge, und über die Häupter entfaltet singend die

Seele ihre Schwingen: die eine geht stumpf und stumm in dieses Leben zurück, die andere weiht sich sinnend dem Tode." Und das drittemal hört sie einen berühmten Prediger und dazu den „Lobgesang" von Mendelssohn, der ihr in diesem Raum ebenso ungehörig erscheint wie die zahlreichen Monumente. Sie lernt eine Menge von bedeutenden Männern kennen. So den deutschen Archäologen Schliemann, der ihr freilich wenig bedeutend dünkt, während Siemens einen ganz besonderen Eindruck auf sie macht. Sie besucht eine Reihe von Ateliers, so das des Malers Watt, der ihr ein Bild von Joachim zeigt. Sie sagt darüber: „Die ganze Biographie dieses so überaus schlechten Menschen liegt für mich in diesem Bild. Der Maler hat dies nicht beabsichtigt, und sein Malertalent zeigt sich gerade darin, daß er die Wahrheit darstellte, ohne sie zu ahnen, ja indem er etwas Herrliches ausdrücken wollte." Diese Betrachtung des Joachimschen Bildes, das ihr alle bösen Erinnerungen an diesen Feind ihres Vaters, ihres ersten und zweiten Gatten wachrief und ihn als Felon in ganzer Klarheit erscheinen ließ, war eine Art negativer Vorfeier des 22. Mai, der in London selbst durch ein großes Bankett begangen wurde. Sie selbst mußte freilich dem Maler Herkomer und dem Maler Jones sitzen. Kurz und gut, es war eine Zeit größter Anregungen, und sie war eigentlich traurig, als der Aufenthalt zu Ende ging. Wirkte doch auch die historische Vergangenheit Londons auf sie mächtig ein. Mit welchem Gefühl, an Walter Scott vor allem denkend, durchschritt sie den Tower. Und an Shakespeare denkend, hat sie mit den Vertretern der neuen englischen Literatur, so mit dem Dichter Morris, gute Beziehungen angeknüpft.

So war sie eigentlich traurig, als sie London fast schwermütig verließ. Es war jene Schwermut, die sie immer beim Abbruch irgendeines Zustandes ergriff. Und von da ging es nach Ems, wo sich nun die Kinder einfanden, zumal Fidi, der wie der Meister sich dort dem Kurgebrauch unterziehen sollte. Man konnte seinen Geburtstag in aller Freude begehen. Aber gerade an diesem war auch

der Abschluß der Rechnung des Londoner Unternehmens endgültig an sie gelangt. Sie hatte alles gefürchtet, ja, sogar ein Defizit. Aber immerhin konnten die hohen Kosten von über 200 000 Mark bestritten werden, und es blieben 700 Pfund für Bayreuth übrig. Sie meinte wohl, daß es ihr leichter zumute sei und daß sie auf das Schlimmste gefaßt gewesen. Die 700 Pfund aber reichten bei weitem nicht aus, um das Defizit zu decken. Da bot sie von ihrem Vermögen die ihr zur Verfügung stehenden 40 000 Franks dem Gatten an, um ihm für den Augenblick wenigstens die Sorgen zu nehmen. Sie schreibt darüber: „Ich glaube fest, daß meine Kinder mir dies nicht übel anrechnen werden und weiß, daß Gott es ihnen segnen wird." Und jetzt begann sie die Abschrift der Parsifaldichtung, die ihr in der Tat die größte Labsal war. An Zerstreuung, und zwar freudiger, fehlte es gewiß nicht. Sie unternahmen mit den Kindern eine Rheinfahrt, die sie nach Bingen führte, wo sie vor 14 Jahren unter so ganz anderen Verhältnissen geweilt. Sie gehen ins französische Theater, das merkwürdigerweise für den Kaiser Wilhelm I. spielte. Sie hören dort den „Tiger von Bengalen", ein französisches Stück, das ihnen das ganze Elend des damaligen Pariser Theaters zeigt, aber in seiner Art doch durch das Spiel ergötzlich war. Sie erhielt außerdem einen Brief von ihrem Vater über den Stand der Verhandlungen mit Bronsart, dem Intendanten von Hannover. Liszt stand durchaus auf seiten seines Schülers und berichtete die recht kleinlichen Dinge durchaus zugunsten seines „zweiten Hans", den er liebte. Er hatte allerdings dabei noch ein anderes Gefühl, das voll berechtigt war. Denn seit längerer Zeit spielten zwischen dem Intendanten und Hans von Bülow, den alten Freunden, Verhandlungen wegen der Übernahme der ersten Kapellmeisterstelle in Hannover, eine Idee, die Liszt natürlich in hohem Grade sympathisch war. Ferner darf nicht vergessen werden, daß während des Krankheitszustandes Bülows Bronsart in treuester und gastfreiester Weise für ihn gesorgt hatte.

Aber es gab auch in Ems interessante Persönlichkeiten genug. Graf Pourtalès war anwesend. Mit ihm geriet sie in ein sehr interessantes Gespräch über die deutschen Verhältnisse, über die nationalliberale Partei, die jetzt Bismarck Schwierigkeiten zu bereiten begann. Und sie waren beide darüber einig, daß es sehr schwer sei, mit den Deutschen vorwärts zu kommen. Auch wegen Amerika war noch nichts entschieden, und sie selbst wußte nicht, ob sie raten oder warnen sollte. Schreibt sie doch: „Wenn Richard von Amerika spricht, fehlt mir der Mut, ihm entgegenzusprechen." Dann aber kränkte sie sich, nicht um der armseligen Briefe willen, sondern wegen der gemeinen Gesinnung, die sich darin aussprach, daß die „Neue Freie Presse" Wagners Briefe an eine Putzmacherin zur Veröffentlichung aufgekauft habe. Sie sind bekanntlich separat erschienen und auch von solchen, die sich angeblich als Vertreter und Verehrer des Meisters bekunden wollen, in niedriger und die Tatsachen auf den Kopf stellender Weise ausgeschlachtet worden.

Neben Pourtalès traf sie mit dem Abgeordneten Windthorst zusammen. Es war keine diplomatische Absicht, die sie dem gewaltigen Vorkämpfer der ultramontanen Partei nähertreten ließ. „Die Perle von Meppen" war vielmehr eine an sich interessante Persönlichkeit, über der noch die Erinnerung an das vergangene Königreich Hannover, und zwar damals mehr als heute, schwebte, und zweifellos war er ein in hohem Grade geistvoller und bedeutender Politiker, dessen Zauber sich auch Bismarck bis zum Ende seiner Regierung nicht entziehen konnte. Sie meint von ihm, daß er eine zwar sehr unschöne Erscheinung, aber doch von entschiedener Begabung sei. Und er sprach, nachdem ihm Wagner seine Schrift „Kunst und Politik" gegeben, über die politischen Verhältnisse sehr eingehend. Es war doch recht reizvoll, wie an einem Abend Windthorst das Buch zurückbringt und mit Schärfe und Bedeutung darüber spricht, wie über andere politische Fragen. Aber natürlich nur als Politiker. Das war er und andere Gefühle schienen, wie Frau Cosima an-

nahm, in ihm nicht vorhanden. Auch ultramontan war er nur als Politiker. Im übrigen, so urteilte sie, hätte er einen durchaus freien Blick für die Dinge. Aber die Partei sei zu mächtig, um ihn schließlich nicht dahin zu führen, wohin er nicht gehen mochte. Auch mit der in der Nähe sich aufhaltenden Frau Wesendonck und ihrer Tochter Myrrha kamen sie zusammen, und zwar an einem Abend, bei dem auf Graf Pourtalès zu Gast war. Die Gespräche waren rein politisch und kulturpolitisch, und das Resümee war: „Was sind wir Deutsche? Wir wissen nur, daß wir von den Juden aus-, von den Franzosen angezogen werden." So hat Graf Pourtalès an diesem Abend die Dinge mit diplomatischem Humor ausgedrückt. Am nächsten Morgen schickte Frau Cosima ihren Sohn ins Kurhaus mit einem Strauß Kornblumen, um sie dem Kaiser zu überreichen. Sie schreibt darüber: „Fidi sieht und spricht den greisen Kaiser, der ihn freundlichst begrüßt, wahrscheinlich zum ersten und zum letzten Male."

Dann ging es weiter nach Heidelberg, wo freilich der Sohn erkrankte und ihr große Sorge machte. Sie hatte inzwischen die Abschrift des „Parsifal" vollendet und beklagte es, daß sie fertig war. Denn diese Arbeit hatte ihr die reale Welt gänzlich aus dem Gesichtskreis verbannt. Indessen besserte sich der Zustand des Kindes sehr bald, und sie konnten noch in voller Freude des Ortes genießen und auch an Schwetzingen sich ergötzen. Dort sahen sie einen Stern fallen und einen Falken über sich kreisen. Das bedeutete Glück, und der Meister sagte in seiner liebenswürdigen Art: „Der Falke denkt, Wagner muß Glück haben. Er hat das einzige Wesen bei sich, um das es sich lohnt, das Leben zu ertragen." Und in der Tat, sie fühlten sich hier wunderbar wohl, und sie meinte, daß sie in keiner Gegend so heimisch und nirgends so für sich gewesen seien, als wie hier. Es ist wie das Idyll von einer Hochzeitsreise. Und wenn sie auf der Terrasse des Hotels, wo sie am Abend gesessen, am Morgen ein paar Tauben sehen, sagt er: „Das sind unsere Seelen, die von gestern Abend im Gespräch hier geblieben sind." Er freute sich ihrer

Nähe und ihres Geistes und war eigentlich nur darüber wütend, daß sie sich nicht schon vor 15 Jahren gefunden hätten: „Wieviel wüster Unsinn wäre mir erspart geblieben!"

Und dann ging es weiter nach Luzern, und vor allem nach Triebschen, das sie voll alter, rührender Erinnerung besuchten, und weiter über München, Nürnberg, Weimar, wohin sie der Vater durch mehrere Briefe dringend gebeten hatte, zurück nach Bayreuth. Von dort aus schreibt am 5. August Frau Cosima an die Freundin Malwida, der sie von Ems aus einen interessanten Bericht über London gegeben hatte. Der Brief verfolgte den Zweck, die Freundin nach Bayreuth zu laden, was ihr zu ihrem tiefen Leidwesen nicht gelang. Nachdem sie einigermaßen das Hauswesen in Ordnung gebracht, und, wie sie sich ausdrückte, den Kampf mit dem Drachen bestanden, schrieb sie: „Wir waren in Luzern, besuchten Triebschen mit Wehmut und Heiterkeit, eine seltsame Mischung, durch vergangenes Glück und gegenwärtigen Segen hervorgebracht. Dann München auch auf einen Tag, dann Nürnberg, in Weimar auf acht Tage meinen Vater besucht, Altenburg, mein Loldchen, welches ganz wie das Mädchen aus der Fremde aussieht. Mein Vater war wohl, wenn auch etwas ermüdet. Frau von Schleinitz kam uns dort zu treffen, heiter und anmutig wie immer. Nietzsche ist in Paris, er scheint philosophisch resigniert und sprach nur von dem abscheulichen Vater." Und wenige Tage darauf fährt sie fort: „Wir sind wieder uns selbst gegeben nach mehrfachen Besuchen. Zuerst hat mein Vater auf dem Wege nach Rom drei Tage bei uns zugebracht, dann unser Freund Dannreuther auf eine Woche, welcher sich uns als ein tüchtigster, bester Mann bewährt, dazu allerlei Fahrende, denn Bayreuth ist jetzt günstiger gelegen und beinahe jeder Tag bringt uns jetzt Überraschungen und dem Theater eine große Anzahl von Neugierigen. Letzteres ist gut, denn damit wird der Unterhalt des Theaters bestritten. Ich bin der Ruhe bedürftig und müßte ich wiederum um Nachsicht für diese Zeilen bitten. Die Wieder-

aufnahme des Hausstandes und des Unterrichts der Kinder strengt mich sehr an und die absolute Ruhelosigkeit, in welche mich dieses versetzt, macht mir das Leben zu einer schweren Last — ich trage sie gerne, und Du weißt, daß ich nicht klage. Doch merke ich gut, daß die Willigkeit und Leichtigkeit des Geistes mich verläßt, und daß alles, was mich ehedem ergötzt, jetzt eine Aufgabe ist. Zum Beispiel habe ich mich soeben in einem Briefe an meinen Vater unterbrochen, weil ich mich unfähig fühle, denselben zu redigieren, wie ich wünschte. Ach, ich verstehe, daß man ganz verstummt, daß man alles hinwirft und sich einer Obrigkeit ergibt. Denn Wollen ist furchtbar, nachdem man weiß." Und dann kommt sie auf Nietzsche zu sprechen und freut sich aufrichtig, daß dieser doch alle anderen Pläne, auch den der Heirat, aufgeben und nach Basel zurückkehren wollte. Es hat etwas Rührendes und Ergreifendes, wie sie in dieser Zeit, wo Nietzsche sich Bayreuth völlig entfremdet hat, doch ruhig und unparteiisch über ihn zu sprechen vermag. — Der Wunsch, daß Malwida nach Bayreuth kommen würde, wurde vereitelt. Sie war nach Rom zurückgekehrt, ohne Wahnfried zu berühren oder doch berühren zu können. Das kränkte und betrübte Frau Cosima in hohem Grade. Aber sie spricht viel zu ihr von dem Plane der Schule, viel von den Bekannten und zumal von den „Memoiren einer Idealistin", die damals gerade erschienen waren. Ein Buch, das ganz, trotz der vielfachen sonstigen Wege, die Frau Malwida gegangen, zu Wahnfried gehört. Denn dahin und zu der Kunst des Meisters haben schließlich doch alle Wanderungen dieser wunderbaren und einzigartigen Frau geführt, die man eine Nonne aus einem atheistischen, aber trotzdem nicht minder ernsten Kloster nennen möchte. Frau Cosima aber stellt die Memoiren ihrer Mutter, die eben erschienen waren, dazu in Vergleich: „Daß die Memoiren meiner Mutter Dir so gut gefallen haben, freut mich zu hören — die Deinen sind wertvoller und bedeutender; auch durftest Du alles sagen, meine Mutter verfolgte, wie es scheint,

einen künstlerischen Plan, und es ist ihr wirklich geglückt, ein schönkomponiertes Buch, außergewöhnlich gut geschrieben, zu schaffen, in welchem man durchblicken kann, wie zerrissen ihr Inneres war, und ihr die Bewunderung nicht versagen kann, diese Zerrissenheit sich schön verhüllt und geordnet zu haben. Mich jedoch machte das Buch traurig. Was aber macht uns nicht traurig in dieser Welt! Die kontemplativen Wesen werden immer mehr zu denjenigen, welche mich magisch anziehen, und ich glaube, daß, wenn mein Leben mir nicht eine so bestimmte Art von Tätigkeit zugewiesen, ich unbedingt der Mystik ganz mich hingeben würde."

Sie schien immer einsamer zu werden. Schreibt sie doch: „So wenige, so gar wenige sind es, die ich mir wünsche, eigentlich nur Dich und nun kehrst Du Dich so ab und ich bilde mir ein, wenn ich Dich gequält hätte mit Depeschen und Vorschlägen, Du wärst gekommen." Aber Malwida war nach Rom gegangen und fand sich dort in einen merkwürdigen Verkehr mit der Fürstin Wittgenstein hineingezogen, den sie uns selber geschildert hat. Frau Cosima aber schreibt darüber: „Du sollst ‚Parsifal' der Fürstin zu lesen geben. Ich würde sehr gerne vernehmen, was sie darüber denkt. Gewiß verstehe ich, daß Du gerne mit ihr verkehrst. Denn sie unterscheidet sich absolut von allen in allem und, wenn man ihr nicht gänzlich traut, so kann man sich ihr schon anvertrauen — dies klingt paradox. Du wirst mich aber verstehen. Ich wußte, daß sie sehr schlecht mit dem Vater steht; sie hat den wahnwitzigen Gedanken, die Kirche einer liberalen Strömung zuführen zu wollen; Freundin von Antonelli, ist sie Feindin der Jesuiten und lebt und webt in den subtilsten Unterscheidungen, während alles in der Kirche so klobig, brutal ausgesprochen ist. Ihr Gebaren hat etwas ganz eigenartiges, aber auch etwas Närrisches. So zum Beispiel verleugnet sie die Schriften, welche sie zirkulieren läßt. Der Realismus ihrer Ansichten mit den Hirngespinsten, in welchen sie sich absorbiert, hat etwas sehr Seltsames. Sie träumt eine liberale

Kirche, nimmt aber in ihrem Programm Hinterlist und Äußerlichkeit nebst Martyrium für die Wahrheit auf, eine wahre Trödelbude von höchstem Interesse."

Es ist wohl eine der interessantesten Schilderungen, die wir von der Fürstin und ihrem Treiben in Rom, ja ihrem Verhältnis zu Liszt besitzen. Ihre religiösen Beziehungen werden dadurch besser beleuchtet als durch jede andere Darstellung. In der Tat stand zwischen Liszt und ihr neben allen anderen inneren und äußeren Momenten jetzt vor allem eins, nämlich die Grundverschiedenheit ihres religiösen Empfindens. Er hatte sich das Gefühl seiner Kindheit zu wahren gewußt, und es klingt wirklich ein Ton aus seiner Knabenzeit mit, wenn er in einem Briefe an die Tochter von seiner Rückkehr nach Rom erzählt: „Diesen Morgen um 6 Uhr hörte ich die Glocken von Rom wiederum erklingen. Man weiß, daß sie zahlreich sind, aber von recht mittelmäßigem Klange, auch die von St. Peter. Aber ihr Läuten hat einen gewissen Ton der Familiarität, welcher der Devotion des Landes entspricht, so daß die übernatürlichen Dinge so natürlich erscheinen. Eine merkwürdige Sache: In der Metropole des Katholizismus und bei seinen dreihundert Kirchen finden sich Glocken und Orgeln vernachlässigt. Nichts Machtvolles und nichts Feierliches. Ein gewöhnliches Tik-Tak, immer wiederholt, genügt allen." Das ist das Gefühl, das ihn auch befähigte, den „Parsifal" mit voller Seele aufzufassen und die Glocken des Gralstempels andachtsvoll zu vernehmen. Er kannte ihn ja schon. Er wußte auch, daß alsbald nach der Rückkehr nach Wahnfried Frau Cosima mit der französischen Übersetzung des Werkes begonnen hatte. Sie hat noch vor wenigen Wochen mit dem Verfasser selbst über dieses Werk gesprochen und ausdrücklich festgestellt, daß sie dieselbe damals vollendet hat. Der Einblick in das vorliegende Manuskript erweckt ein wunderbares Gefühl und noch mehr, ein Einfühlen in dieses Werk. Es ist vielleicht die charakteristischeste Leistung dieser wunderbaren Frau. Denn sie hat den

tiefen Charakter der Parzivaldichtung im Französischen wiederzugeben vermocht, freilich unter schwerem Ringen mit dem Ausdruck, und sie meinte oft, daß es unmöglich sei, die einfachsten Dinge französisch zu sagen. Aber sie hat, trotz ihres schweren Augenleidens, die Übersetzung verhältnismäßig rasch vollendet, und auch ihr Vater nahm daran einen großen Anteil, zumal, als ihm kurz vor Weihnachten die gedruckte Dichtung zukam. Denn Wagner hatte sich zu dem Opfer entschließen müssen, die Dichtung bereits jetzt der Öffentlichkeit preiszugeben. Eine Schuld bei Schott hielt ihn in den Händen des Verlegers fest. Und noch andere schwere Opfer, wie wir sehen werden, hat er gerade jetzt bringen müssen. Aber die Dichtung selbst hat bei der Veröffentlichung einen großen und tiefen Einfluß geübt, in einer Zeit, wo Frau Cosima schon mit andachtstrunkener Seele sich in die ersten Teile der Musik versenken durfte. Doch Franz Liszt schrieb bei dem Empfang der Dichtung: „Große Freude über den Parsifal. Hier ein Werk, das tröstet und die Freude weckt, in dieser Welt zu leben. Ich hoffe, es noch dargestellt zu sehen und werde dann mein — nunc dimittis sprechen. Wenn Du die französische Übersetzung dieses wunderbaren Gedichtes vollendet haben wirst, zeige sie mir, meine geliebte Frau Tochter, und wenn es nötig wäre, woran ich zweifle, werde ich mir erlauben, Dir als Helfer zu dienen. Vor meiner Rückkehr nach Weimar werde ich Dich in Wahnfried, der Metropole des Ideals, besuchen. Am 25. Dezember hast Du das Alter von 40 Jahren erreicht. So wie mir meine gute Mutter, der ich immer ein guter Sohn gewesen bin, sage ich Dir, theuerste Cosima, daß Du eine wunderbare Tochter bist. Mein Gebet zu Gott ist, daß wir ewig vereinigt bleiben werden." Und er fügt dem Briefe eine Komposition, „die Hymne auf die heiligen Engel", bei, und zwar als ein Geschenk für seine Enkelin Daniela. Dazu schreibt er sehr fein: „Während Delacroix die Engelskapelle bei St. Sulpice ausmalte, beunruhigte sich der Herr Pfarrer sehr stark, die Heiligkeit dieser

Kapelle könnte durch den berühmten Künstler entweiht werden. Ich hoffe, daß ich die Heiligkeit Eures Hauses nicht entweihe, indem ich diese einfache Hymne Daniela schicke, damit sie ihre Fingerchen damit vertraut macht." Und er schildert den Charakter dieses Werkes sehr genau in einzelnen Angaben und meint dann: „Das wichtigste aber ist, daß das wunderbare Genie, das in seinem steten Gange nach aufwärts den ‚Tannhäuser', ‚Lohengrin', ‚Tristan', die ‚Meistersinger' und die ‚Nibelungen' geschaffen, seinen ‚Parsifal' vollendet, da wo ‚Le grand insensé (der reine Tor) das göttliche Kreuz umfaßt. Dieses wird Sieger bleiben über alle andere Weisheit!'" Nichts charakteristischer als dieser Vater in der Villa D'Este, der für die Orgel in Wahnfried einen Hymnus auf die Schutzengel komponiert, Wahnfried, wo der „Parsifal" geschaffen wird, und jenes düstere, von Havannarauch erfüllte Gemach der Fürstin, wo diese mit talmudartiger Gelehrsamkeit über die Entwicklung der Kirche ihre nah an Wahnsinn grenzenden Gedanken verfolgt, immer interessant, immer fanatisch, aber schließlich doch nichts anderes mehr weckend, als das mit schwerster Apathie gemischte Mitleid.

In der Tat war in der Zwischenzeit der „Parsifal" auch musikalisch weiter fortgeschritten und gerade zu Cosimas Namenstag, den auch heute noch die Greisin liebt und ehrt, hatte der Meister das Vorspiel vollendet. Er meinte: „Es mußte doch zum heiligen Cosmas fertig werden."

„Er spielt mir das Vorspiel in der Orchesterskizze vor. Lang andauernde Ergriffenheit. Er spricht mit mir über diesen Zug des Gralsmysteriums, daß das Blut zu Wein wird, dadurch wir also gestärkt der Erde uns zuwenden dürfen, während die Umwandlung des Weins in Blut uns von der Erde abzieht. Wunderbare Mischung in dem Vorspiel des Mystischen und Ritterlichen. Die D-Dur-Modulation ist für ihn wie die Vorbereitung der zarten Offenbarung durch die ganze Welt. Um aber das Seelische des

Wortes Christus von jeder Materie losgelöst zu verwirklichen, will er eine Mischung von Stimmen bringen — eine Baritonstimme würde alles materialisieren, es muß nicht ein Mann, nicht Weib, Neutreum im höchsten Sinne des Wortes sein. Lange noch über Christus gesprochen, das Evangelium von dem Tag vor dem Tode, das Erhabenste, was die Menschheit hervorgebracht, das unvergleichlich Göttliche. Er spielt nun noch einmal die Stelle, wo, wie er sagt, der verklärte Blick bricht. Mit den Worten ‚es gibt ein Glück, das ohne Reu' schlafe ich ein nach diesen geweihten Stunden." Und sie „überzieht" am nächsten Tag das Blatt (die Bleistiftskizze) bei den Kindern, eine alte liebe, langentbehrte Beschäftigung. Und dabei klagt Richard, „daß wir nicht vor zwanzig Jahren uns fanden und liebten." „Ich meine, es sei gut, daß wir wenigstens vor 13 Jahren es taten. Mein Heil bringt mir einen herrlichen Tag." Und nun lebt sie die fortschreitende Komposition täglich mit. Ihr Dasein wird ihr zu einem wunderbaren, geradezu feierlichen Gottesdienst. Wenn er sagt: „Wir werden, Du und ich, im Andenken der Menschen leben", da meint sie: „Du gewiß." Und sie schreibt in ihr Tagebuch: „Lebe wohl schöner, teurer Tag, laß mich in Demut Deiner gedenken. Und ich bitte meinen guten Heiligen, seine heilende Hand auf alle Wunden zu legen. Denn das größte Gefühl des Glücks bringt mich immer auf das Gedenken des Leidens des anderen." Merkwürdig, am nächsten Tag erhielt sie einen Aufsatz von Hans von Bülow über den „Barbier von Sevilla" zugesendet. Welcher Kontrast! Und sie schreibt: „Mich ergriff dieses Lebenszeichen. Es ist witzig, aber der Witz tut mir weh." Der Gatte gab indessen Hans durchaus recht. Aber sie fühlte eben den Unterschied dieser zwei Welten, die sie doch durch ihr schmerzliches Gefühl verband. Und dadurch gewann der Grundgedanke des „Parsifal" „durch Mitleid wissend" für sie eine immer mehr steigende, aber auch sich verklärende und schließlich den Schmerz durchaus mildernde Bedeutung.

Vor mir liegt in Faksimile das „Triebschener Idyll", das in der Seelen- und Liebesgeschichte der Frau Cosima eine große Rolle spielt. Eines Tages, bald nach der Rückkehr von London, überbrachte der Meister ihr das Gedicht, welches gewissermaßen der Prolog des Idylls war. Zu gleicher Zeit aber mußte er ihr eröffnen, daß er das Idyll dem Verlag und der Öffentlichkeit preisgeben müsse. Es war fast gleichzeitig mit der Dichtung des „Parsifal", und es war für sie geradezu ein körperlicher Schmerz, es preisgeben zu müssen. Darin tritt eine Art echt weiblicher Eifersucht sozusagen auf die ganze Welt zutage. Das gehörte ihr, und sie wollte es den profanen Menschen nicht preisgegeben haben. Aber, wie immer, fügte sie sich, und sie schreibt in ihr Tagebuch: „Das Idyll geht heute ab. Der geheime Schatz wird zum gemeinen Gut, möge die Freude der Menschen daran dem Opfer gleichkommen, das ich bringe." Es war gerade am 41. Jahrestage von ihres Gatten erster Hochzeit. Was lag alles dazwischen, und es erschien ihr geradezu unheilvoll, daß an diesem Tage auch dieses Werk, das ihn mit ihr und der „nuova vitta" verband, geopfert werden sollte. Die beiden spielen beim Frühstück mit ihren Trauringen. Denn sie trug als den ihren „den seinen, den Richard dreißig Jahre lang am Finger gehabt".

Es waren überhaupt Tage der Erinnerungen, die ihr unter dem Verluste des Idylls, den sie kaum zu verschmerzen vermochte, eine besondere Art von Melancholie weckten, die nur durch das starke Gefühl für ihn und für ihre Mission überwunden werden konnte. Aber wie sie das überwand, das trat in den schmucklosen Versen zutage, die sie am 28. November, am Jahrestage ihrer Flucht nach Triebschen, in ihr Tagebuch geschrieben hat:

„An dem wir uns fanden und verbanden
In Liebes-Todesnot,
Der alles Elend konnte wenden,
Alle Not mußte enden,
Mich zu geben in Deine Hut!

Den Tag so schmerzvoll selig,
Ihn laß mich segnen ewig,
Den Erlöser aus des Lebens wirbelnder Not!
Über Trümmern von Klingsors prangendem Bau
Liegt wonnig hier die lachende Au,
Besprengt mit Amfortas glühendem Blut.
Ihre Blumen haben sie zu Garben geeint,
Tränen zu fassen, die Kundry geweint,
Und Funken aus des Grales sprühender Gluth!
Durch des Lebens Not und der Treue Süße
Empfange freundlich ihre Grüße,
Entströmt aus heiliger Liebe Glut,
Nimm heute denn ein dürftig Zeichen
Von Deinem Werke ohnegleichen,
Wie mir es gönnt der Dinge Flut."

Am selben Tage empfing sie die öffentliche Widmung des Idylls. Wir kennen sie. Sie gewann daraus eine gewisse Beruhigung oder wenigstens Resignation! Sie schreibt: „Mir schwebt das Glück, das wir genießen dürfen, schon als selige Vergangenheit vor, wie sie unseren Kindern einst erscheinen wird. Das Gefühl meines Unwerts steigert sich täglich! O Gott, habe Dank für Deine Gnade, mach mich ihrer würdig!" Aber verschmerzen konnte sie das Idyll nicht. Als die Nachricht eintraf, daß es in Mainz aufgeführt worden, meinte sie: „Ich habe gewußt, als ich das Opfer brachte, welches Opfer es war. Und seltsam genug ergreift mich diese Notiz (von der Mainzer Aufführung), als ob ich nichts geahnt. Wie könnte ich der Welt entfremdeter sein, als ich's bin. Nie ihrer Freude ungeteilter, nie ihrem Treiben unverständnisvoller, und meine teuerste Habe mußte ich in dieser Zeit ihr hingeben. Daß ich seiner unwert, will mich dünken, dem ich es hingeben mußte, und ich eile zu mir, um zu weinen und zu klagen, und wiederum in mir alles Schwere als gerecht anzusehen und hinzugeben, alles Teure als zu hehr!

Warum ich allein beglückt, ich allein selig! Alle Träume sehe ich fließen, die uns geflossen, alle Klagen höre ich klingen, und es verstummt meine Klage, versagt meine Träne."

Hier tut sich uns in das Wesen der wunderbaren Frau ein wunderbarer Einblick kund. Man sieht, wie sie so ganz des Künstlers und des Menschen war, wie sie aber in dem Menschen den Künstler liebte und wie sie mit dem fraulichsten Gefühl, das je empfunden worden, die Werke des Geliebten umfing wie ihn selbst. Aber gerade aus diesem Empfinden erblühte ihre starke Kraft. Und sie hatte eigentlich nicht Zeit, so trüben Gedanken nachzuhängen. Denn die ganzen Leiden und Freuden der Komposition wurden ein Teil ihres Empfindens. Ihr Herzschlag war mit jedem Takt, den er schuf, vereint. Vom Schreibtisch trat er unmittelbar zu ihr, und die kleinste Stelle des Werkes wurde ihr eigen, und sie empfand es wiederum wie einen Herzschlag des Künstlers.

So bedeutete das neue Jahr keinen Einschnitt für sie. Sie lebte ganz im „Parsifal", und sie ward restlos glücklich in dem Glücksgefühl, das den Schaffenden beseelte. Denn dieses Schaffen war auch für ihn ohne allen Zweifel ein neuer Liebesfrühling. Jeden Tag kommt ihr sein Jauchzen entgegen, und selbst die kleine Eifersucht auf ihre Zeit und Pflichten freut sie. Wie köstlich ist, wenn er sie als Ballmutter ihrer ältesten Tochter auf den Präsidentenball ziehen lassen muß und wenn sie nach demselben — er hat sie wachend erwartet — mit ihm plaudert und eine freudige Hausfeier hält. Wenn er es schmerzlich empfindet, wenn sie die Tochter aus einer Gesellschaft abholen muß und meint, er könne nicht allein sein! Es hat alles etwas so Jugendliches, etwas so Freudiges, und das ist zweifellos dem Werke zugute gekommen. Denn es ist die Zeit, wo er beginnt, sich mit seinen „Blumenmädchen" zu beschäftigen, die an sich einen ungemeinen freudigen Reiz auf ihn ausüben, so schwierig natürlich die technische Lösung dieses großen szenischen Problems war. Und da fand er in seinen Besprechungen mit Frau Cosima

den freudigsten und verständnisvollsten Widerhall. Es ist vielleicht mit eine der wundervollsten Künstlergeschichten, wenn man so sagen darf, den „Parsifal" entstehen zu sehen, das tägliche Zusammensein der beiden, wie er von der Arbeit kommt, wie er ihr nicht bloß von dem Geschehenen erzählt, sondern ihr die ganzen inneren Konflikte mitteilt, sein ungeheures Ringen um das Werk, bei dem nun nicht etwa das mühevolle Suchen nach dem Ton, sondern das Zurückdämmen der ungeheuren musikalischen Phantasie die Hauptrolle spielt. Wer von „Parsifal" sprechen wollte als von einem senilen Werk, der wird schon durch die Entstehung selbst durchaus von seiner falschen Anschauung bekehrt.

Es war ein merkwürdiges Zwischenspiel, als im Januar von Hans von Bülow einer seiner schönen und ergreifenden Briefe eintraf, der das Interesse für die neue Dichtung des Meisters bekundete, aber auch zeigte, wie er ihn in seinem tiefsten Schaffen und vor allem auch in seinem idealen Realismus nicht mehr verstand. Denn er stieß sich wie viele an dem Schlußwort des Gurnemanz, mit dem er den Parzival verstößt:

Doch rät Dir Gurnemanz:
laß Du hier künftig die Schwäne in Ruh',
und suche Dir Gänser die Gans.

Bülow konnte sich nicht enthalten, sein Entsetzen über diesen Schluß des ersten Aktes Frau Cosima mitzuteilen. Es klingt dabei auch etwas durch, das wie Freude aussieht, den Großen, den er selbst für den Größten hielt, nun auf einer kleinen Schwäche ertappt zu haben: „Ich war schlecht informiert, ich glaubte, daß der Schöpfer des ‚Parsifal' sich an die Nation und nicht bloß an seine Kirche wenden wollte, außerhalb derselben sich dann wohl niemand finden könnte, der die Geschmacklosigkeit des ‚Gansschwan' entsprechend seiner Bildung in Beziehung auf das Werk des Wolfram von Eschenbach ertragen könnte." Mit Wehmut las sie diese Zeilen, da sie doch schon wußte, wie der Meister diesen Schluß

musikalisch umrahmt hatte und von dem sie selbst sagt: „Richard zeigt mir die Stimme, welche noch ‚Selig im Glauben' haucht nach Parsifals Verstoßen durch Gurnemanz. Ich sagte zu Richard, daß gleich der merklichen Verwandlung im ungefühlten Schreiten des Parsifal schwebe die Musik wie von einem Zauber umsponnen, und getragen wie die Farbenbildungen der Wolken beim Sonnenuntergang wechselt Licht und Nacht, und man empfindet nur ein stetes, unverändertes Wohlgefühl, von seligem Element getragen." Und sie fügt bei: „Wie steht nun die Welt ihm bei! In diese Kluft, die ihn von der Welt trennt, lege ich meine Liebe, meine arme, unendliche Liebe, opfersehnsüchtige Liebe." Und mit leiser Wehmut gedenkt sie des Wortes von Hans, und sie meint: „Das ‚Gänser' erschreckt die Menschen."

In diese Gedanken hinein trifft nun der Dank des Vaters für das Siegfriedidyll, das der Meister dem Freund mit den Worten „mit Cosels Erlaubnis" zugesendet. Er war hocherfreut darüber, und in zwei Briefen gab er seinen Empfindungen Ausdruck. In dem ersten heißt es: „Ich fühle mich immer sehr dumm, wenn ich von der Musik Wagners spreche. Sie enthält so viel des Intimsten meines Herzens, daß alles Lob mir ausgeschlossen erscheint. Aber ich schreibe ihm doch ein paar Worte über das Siegfriedidyll, diesen wunderbaren Lobgesang des Familiengefühls. Nachdem er wie keiner den Heroismus und die Ekstasen der Liebe besungen, kam es Wagner zu, seinen Sohn zu verherrlichen: Ich höre das Siegfriedidyll, und ich möchte es gar nicht anders hören als auf Eurem Flügel in Wahnfried, ausgeführt durch den Schöpfer, denn reinen — le pur et ingenu et transcendant insensé." Das weckte auch bei Frau Cosima ein ganz eigenartiges Gefühl, ebenso wie beim Gemahl, und mit richtigem Humor umfassen sie den Kontrast, der wirklich sehr reizvoll ist. So schreibt sie: „Wir lachen noch über den Familienkultus des ‚wild verzweifelten Zwillingspaares', das zur Familie geworden." Aber Liszt war doch auch künstlerisch tief

erregt, denn noch mehrere Wochen darauf spricht er davon: „Ich kann von dem Siegfriedidyll nicht loskommen und genieße es immer wieder mit Freuden. Kein musikalisches Kunstwerk ist so sehr erfüllt von dem Gefühl, welches Faust mit den Worten ausdrückt:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldenen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch ernst das All durchdringen."

Er fühlte das allgemein Menschliche daraus erklingen, und doch vermochte er nicht, die öffentliche Aufführung, die bereits im März in Budapest stattfand, anzuhören, ganz abgesehen von den persönlichen Konflikten mit der Philharmonischen Gesellschaft, der er es so übelgenommen, daß sie den Meister bei seinem Konzert eine Rechnung, die in der „Apotheke" gemacht worden war, repräsentiert hätten. Aber es ist nicht anders, hier spricht nicht nur der Vater, sondern auch der Musiker, und er ahnt das wirklich große und im vollsten Sinne des Wortes bedeutende neue Kunstwerk der Zukunft. Gerade er, der durch seine symphonischen Dichtungen neue Wege der Instrumentalmusik gewiesen, er empfindet es, wie bedeutungsvoll dieses Werk wirken mußte.

Freilich Frau Cosima wurde den Schmerz darüber nicht los, und als das Arrangement von Rubinstein ihr von Seidl vorgespielt wurde, da meinte sie: „Das wunderzarte Werk nun da hinaus in die rohe Welt, die uns so fremd."

Aber um so mehr freute sie sich an dem rastlosen Vorwärtsschreiten des „Parsifal". Wohl sagte er in seiner humorvollen Weise: „Ich komponiere jetzt den ganzen Tag wie Raff oder Brahms." Aber sie blickte mit freudigen Augen auf ihn: „Er ist in herrlicher Stimmung, sein schönes Auge strahlt Freude, Güte

und Heiterkeit aus." Und sie beginnt zu lächeln über die Irrtümer, die sich an die Veröffentlichung des Idylls knüpften: „Viele Dummheiten über das Idyll! Der eine findet das Waldweben darin, der andere den Zwiegesang von Fafner und Siegfried, der andere sagt, es sei gar kein Motiv aus dem ‚Siegfried' darin." Das war für sie das Satirspiel dieses kleinen seelischen Dramas, das sie durchgemacht. Aber sie selbst übt mit unsäglicher Rührung das Idyll, und während sie spielt, kommt er leise hinzu und hört zu. „Wie ich ihn bemerke, sagt er mir: das erste Thema habe er damals in Starnberg bei meinem Besuch aufgeschrieben! Ja, ja, wir wissen schon, woher alles stammt." Und dann ruft er ihr aus dem Garten zu, es sei die schönste Zeit, die wir leben. Es lag ihm selbst daran, diese dunklen Stellen auszumerzen, und das war leicht durch den tiefen Anteil, den er ihr an dem Werke nehmen ließ. So vergleichen sie beide die Gestalten von Alberich und Klingsor. Dabei erzählt er, daß er einst völlige Sympathie für Alberich gehabt, der die Sehnsucht des Häßlichen nach dem Schönen repräsentiere. In Alberich trete die Naivität der unchristlichen Welt, in Klingsor das Eigentümliche, welche das Christentum in die Welt gebracht, hervor. Er glaubt nicht an das Gute, ganz wie die Jesuiten. Dies seine Macht, aber auch sein Untergang, den Einen gibt es durch die Aonen doch einmal.

In die Zeit fällt der Besuch der Frau von Schleinitz, die aus Berlin und der Bismarckischen Welt mancherlei Kunde brachte. Es ist keine Frage, daß Bismarcks innere Politik des Meisters Widerwillen erregte und daß er sich selber böse war, ihm nicht mehr so, wie einst in den glänzenden Tagen des Deutsch-Französischen Krieges, folgen zu können. Frau Mimi war liebenswürdig und anregend wie immer. Und doch mußte die feine Frau erst in diese neue, durch die Schöpfung des „Parsifal" entstandene Atmosphäre hineinwachsen. Es ist ihr gelungen durch das tiefe Gefühl, das sie für Frau Cosima und auch für den Meister hegte. Aber

doch meint Frau Cosima: „Alle Berichte aus der Welt, welche sie uns bringt, sind gar wenig erfreulich. Roheit, Sozialistenumtriebe usw." Sie gibt der Freundin das Buch „Une page d'amour" von Lassalle zu lesen, und es wirkte doch sehr stark auf Frau Cosima. Dagegen schwelgten beide, als ihnen der Meister das Vorspiel des dritten Aktes der „Meistersinger", freilich mit dem Zusatze darbot: „Da war ich ein einsamer Mann."

Es waren jedenfalls schöne und anregende Stunden, die sie hier in Wahnfried verlebte, eingeführt in den „Parsifal", aber auch in manches andere, so vor allem in Wagners Auffassung von den Werken Webers, zumal seiner „Euryanthe". Daneben nahm sie auch teil an der Lektüre von Walter Scott. Denn dieser beschäftigte gerade jetzt den Meister außerordentlich, und es ist interessant, wie er für zwei Dinge seine Vorliebe kundgab: für den Roman, dem er dichterische Bedeutung zuspricht. Er sagt sogar, daß er den Romandichter sehr bewundere, daß ihm diese Kunst ebenso unbegreiflich erscheine als wie vielleicht anderen seine Partitur. Und dann noch ein anderes. Bei der Lektüre von Viktor Hugos „Un crime" versichert er, daß er eigentlich nichts lieber lese als Kriminalgeschichten. Darin hatte er eine gewisse Ähnlichkeit mit Bismarck, dessen nie rastender Geist in dieser seltsamen, auf der einen Seite seichten, auf der anderen Seite doch mitten ins Menschenleben hineingreifenden Produktion eine gewisse Ablenkung fand.

Aber bei Frau Cosima ging etwas anderes vor. Eine kleine Verschwörung war im Gange. Hans von Wolzogen hatte sein Amt als Herausgeber der Bayreuther Blätter und als getreuer Gefolgsmann des Meisters angetreten und lebte sich in den Geist von Wahnfried immer mehr ein. Sein Haus wurde gebaut, das gewissermaßen zu der Wagnerschen Siedlung gehörte, und zumal mit Frau Cosima verhandelte er über die Bayreuther Blätter. Das war ein neues Arbeitsfeld für sie. Denn sie besprach mit ihm jeden Aufsatz, jeden Artikel, der eingesandt wurde, und gab ihr

Urteil ab, ob er veröffentlicht werden sollte oder nicht. Da bewährte sie einen merkwürdigen Sinn für Kritik und eine ganz hervorragende Urteilskraft. Sie hatte eine gewisse Freude daran, wie an aller Tätigkeit, die im Sinne des Meisters und seiner Werke geschah, von dem Augenblicke an, wo die Arbeit für ihn einsetzen mußte. Denn an und für sich war sie keine Freundin der Festspiele und auch keine Freundin dieser neuen Publikation, bloß in dem Gedanken, daß er seine Arbeitsruhe haben müsse, um den „Parsifal" und vielleicht auch die „Sieger" zu vollenden. Auf der anderen Seite war sie viel zu wenig Frigga, um ihn nicht in allen Auswirkungen seine Tätigkeit vollkommen zu unterstützen, ja ihn, sobald er so weit war, zu ermuntern und ihm zu helfen. Sie war erfreut, daß eine so starke Schaffensperiode angebrochen war, von der er selbst sagte: „Ich bin im Trott jetzt und wünsche nur, daß nichts mich unterbreche." Und so schrieb er mitten in seinen „Parsifal" hinein jene grundlegenden Aufsätze für die Bayreuther Blätter. Im übrigen kam Besuch auf Besuch. Mancher erhielt bei besonders günstiger Laune des Meisters Einblick in das neue Schaffen. So kam auch am 14. März Eduard Du Moulin nach Wahnfried, um den neugegründeten und bereits erstarkten Regensburger Patronatverein persönlich anzumelden. Seidl spielte ihm das Vorspiel und dann den Einzug der Ritter in die Gralsburg vor, vermochte sich aber in der Orchesterskizze nicht zurechtzufinden, worauf, wie Frau Cosima schreibt, „unser guter Graf einspringt und die Oberstimme spielt. Richard freut sich und sagt: ‚Ich habe es gern, wenn einer etwas kann.'" Und sie selbst kommt darauf zurück, daß sie in Triebschen bei Siegfrieds Rheinfahrt und Loges prickelnder Freude immer wie der Graf die Oberstimme übernommen, wenn Richard spielte. Es waren anregende Tage und Abende, bei denen aber vor allem auch Frau Cosima ihres Amtes waltete. Denn die ungeheure Erregung, in der er lebte, bedingte oft genug einen ganz unmittelbaren und, wie es schien, scheinbar unmotivier-

ten Ausbruch seines Temperaments, der sich gegen Seidl oder gegen irgendeinen anderen wandte. Und da war es ihr Sanftblick, ihr freundliches Lächeln, welches ihn allmählich beruhigte, so daß er ganz von selbst wieder in die alten Geleise des Gespräches mit unmittelbarer Güte und Freundlichkeit zurückfand. Freilich sie selbst fühlte, daß er am besten schuf und arbeitete, wenn er vollkommen abgeschlossen war von der Welt, wie ja selbst der Besuch Liszts bei aller Verehrung für ihn immer eine Art von Pein war. In der Tat hatte er ihn trotz allem ungemein lieb, und wenn er nicht da war, so konnte er über ihn in der schönsten Weise sprechen. So beklagte er eines Tages die Schlechtigkeit der Menschen gegen ihren Vater: „Er lebe nur noch wie ein Schatten. Wie wenig man anerkennt, daß er die Bahn für Richard eröffnet." „Nun, was Liszt kann, das können wir wohl auch", so sprachen gerade seine Schüler. „Und ohne Liszt, so meint Richard, ist mir nicht vorstellbar, was aus den Sachen geworden wäre. Und am Ende läge ich neben dem ‚Schiffbruch der Meduse' von Reissiger. Auch alle sonstigen Erfahrungen von meinem Vater mit Joachim, Raff usw. bespricht er. Denn ‚er hat viel mehr für andere tun können als ich'."

Aber mit Wolzogen behandelt sie auch ein anderes: nämlich die Feier von des Gatten Geburtstag in besonders schöner Weise zu begehen. Die Kinder sollten alle daran teilnehmen. Sie hatte an ihnen große Freude. Vor allem an der musikalischen Begabung ihrer Loldi, die nicht bloß die Schönheit der Familie zu werden schien, sondern auch musikalisch außerordentlich reich und frisch empfand. Wenn der kleine Siegfried durch den Garten ging und das Klingsormotiv sang oder pfiff, so hatte Loldi ein Lied auf den Hund Marke gedichtet und komponiert, das selbst dem Vater gefiel und das er in frohen Stunden sang, wenn er mit beiden Kindern im Garten wandelte. So war es möglich, mit den Kindern ein Festspiel vorzubereiten, wozu sie die Idee gab und zu der nun Wol-

zogen einen Teil der äußeren Form schaffen sollte. In sorgsamster Weise wurden die Kostüme vorbereitet und die Proben oben im Festspielhause abgehalten. Alles geschah im tiefsten Geheimnis, bis der 22. Mai kam. Wagner begrüßte die Gattin mit den Worten: „Ich gratuliere mir, daß ich Dich habe." Aber dann wurde er in die Halle geführt, wo über Nacht eine kleine Bühne aufgeschlagen worden war. Die Feier hat Glasenapp ausführlich geschildert. Es wäre aber von Interesse, dieses reizvolle Maienfestspiel nach einer Richtung hin zu analysieren, nämlich den Anteil Wolzogens von dem der Frau Cosima zu trennen.

Unter dem Eindruck dieser Feier und des Geburtstags von Fidi schrieb sie an Malwida, und es ist eigenartig, wie sie gerade in diesem Briefe den Ereignissen selbst gewissermaßen den psychologischen Untergrund gibt. Der ganze Brief ist schön und ein Dokument für Wahnfried und das Denken und Fühlen jener Sommertage des Jahres 78. Er lautet: „Meine Kinder sind heute vormittag bei Wolzogen, um mit einer Marzipantorte aus Braunschweig, um welche das Thema von Siegfried geschlungen ist, eine Nachfeier zu halten, echt deutsch mit Magen. Vorderhand en perspective; ein wenig Obst im Freien wäre mir lieber als die Stubensüßigkeit, allein was will man tun. Und sogar freue ich mich des Zwischenfalles. Denn ich konnte Dir, geliebte Malwida, diesen Morgen widmen, um Dir bei schönem Himmel, Vogelsang, dem sich bald vielleicht leise Parsifaltöne gesellen, mein Herz ausschütten, wie ich es eben immer zu Dir tue. Eigentlich will ich bloß Willkommen zurufen. Wir bleiben den Sommer über hier, und wenn Du kommst, bist Du uns tausendfach recht. Dein Vetter hatte schon gebrummt, daß Du gar kein Wort von Besuch verlauten ließest. Jetzt ist er versöhnt, aber gare l'exposition." „Ich freue mich darauf, Dir Wolzogen vorzustellen, denn es ist ein wirklich außerordentlicher Mensch, der allmählich hier auch frei in seinem Gebaren wird. Glasenapp wirst Du auch hier sehen, ja vielleicht selbst

Marie D., welche mir einen wunderschönen Brief zum 22. geschrieben hat. Ich fürchte, die physische Kraft gibt bei ihr nicht die Möglichkeit einer Umkehr, wie Du sie im Sinne hast. Ja, ‚jedes ist nach seiner Art, daran wirst Du nichts ändern', sagt Wotan. Doch es ist schön von Dir, aus dem Chaos der Erfahrungen und Empfindungen dem guten, lieblichen, für mich durchaus unschuldigen Geschöpf zu helfen. Wenn ich Dir dabei beistehen kann, soll es von ganzer Seele und unmerklich geschehen. Sie wollte mir in München Rendezvous geben, ich schrieb, wir blieben in Bayreuth. Du wirst wohl Lenbach in München sehen, er ist Maria ein selten treuer, aufopfernder Freund, sein Gefühl für sie ist eines der schönsten, die ich erlebt." „Zwei Geburtstage haben wir nun gefeiert, deren Du in Deiner Liebe gedacht. Der 22. war so wahnfriedlich, daß er uns ewig im Sinne bleiben wird. Einen alten Gedanken von mir, die Huldigung durch die vier Tageszeiten, Jahreszeiten, Elemente und Weltteile, hatte Wolzogen wunderschön um Erdas Erwachen, Klagen und Jubeln gruppiert und durch ein Nornenvorspiel eingeleitet, und meine Kinder führten das kleine Festspiel in der Halle in wirklich unvergleichlicher Weise aus. Ihre ganze Liebe zu ihrem Vater und die Ahnung seiner Größe strahlte aus ihren Blicken, aus dem Ernst ihrer Stimmen und ihrer Bewegungen. Namentlich in der Pantomime, bei welcher auf den bezüglichen Ton aus den Werken Richards Morgen, Mittag, Abends und Nacht die Büste begrüßten und umwandelten, segneten, war unsäglich rührend. Wenn Du hier bist, zeige ich Dir Dichtung und Bilder. Daniela sprach die Erda wirklich überraschend schön mit Wärme und Begeisterung, und während von allen Seiten rührende Zeichen der Liebe kamen, genossen wir in Stille ein einziges Glück, ein ganz trauliches, reines, durch Tränen sich verkündendes.

Siegfrieds neun Jahre wurden recht heiter begangen. Die große Frage seiner Erziehung beschäftigt uns sehr. Er wird keine Schule besuchen und soll nicht einen Augenblick an seine Carriere denken,

sondern ein wahrhafter, sich nicht fürchtender Mensch werden. Ich flehe des Himmels Segen herab und zähle sehr auf Wolzogen, um uns darin zu unterstützen. Sie bauen sich ein Haus direkt an unserem Garten." „Die alte Schwiegermutter Wolzogens, Frau von Schöler, kommt mit zwei anderen Töchtern, sich hier niederzulassen. Ein schöner Ernst, wie Du siehst. Wolzogen ist die Seele aller dieser Umwälzungen. Nach 40 Jahren gibt Frau von Schöler die Pflege der Töchter, welche sie als ihre Lebensaufgabe betrachtet, auf und läßt sich in einem fremden Land nieder, inmitten von Fremden. Ich wünschte auch Glasenapp, und dann wäre die Erziehungsfrage gelöst. Für den Ausgang müßte die Natur sorgen. Daniela verläßt mich heute. Sehr betrübt bin ich, daß sie Deinen Umgang nicht genießen wird. Er wäre ihr jetzt von großem Wert und Nutzen.

Anbei ein Brief, den Du nicht ganz unbefangen finden wirst. Ich habe herzlich geantwortet, aber ohne des anderen noch seines Buches zu erwähnen, welches Dr. E. als einen Anfang von Gehirnzerrüttung ansieht. Bitte notiere mir die Gedanken daraus, welche Du schön findest. Mir ist die Seichtigkeit daran das Auffallendste und die Keckheit unbegründeter Behauptungen, wie zum Beispiel, daß Dramatiker schlecht seien; die Geister Goethes, Schillers, Shakespeares, Äschylos', Calderons, ja Molières und Racines stehen vor mir auf bei dieser unerhörten, so platten Lüge. Ich bitte Rée Deinetwegen alles ab, jedenfalls aber, wenn sein Einfluß kein schlimmer, so war er auch kein guter. Auch Wolzogen sagte mir, es verderbe ihm die Freude an den vorangehenden Werken Nietzsches. Im übrigen würde es wohl kaum beachtet werden, weil es nichts Neues bringt."

Diese Worte über Nietzsche sind in hohem Grade charakteristisch für Frau Cosima. Es soll hier nicht des Langen und Breiten wiederholt werden, wie Nietzsche nun sich völlig von Wagner abgewendet und seine Feder zum Kampfe gegen den Meister zugespitzt hat, der doch sein Lehrer gewesen war, und gegen den sich nun ein Gefühl des

Hasses regte, der eben nur als Beginn des Irrsinns zu begreifen war. Und Wagner konnte nichts Besseres tun, als daß er ihm erklären ließ, in seinem Interesse lese er das Buch nicht. Frau Cosima aber sah in dieser tragischen Charakter- und Schicksalswendung eines Mannes, den sie als Freund betrachtet, an dessen Werden und Entwicklung sie warmherzigen Anteil genommen, nichts anderes als eben einen der vielen Fälle des Abfalls, wie sie der Meister in seinem langen Leben hatte erfahren müssen.

Aber lange hat Frau Malwida das Bindeglied gebildet zwischen dem leidenden Nietzsche und dem verletzten Wagner, und diesem Gefühle ist, soweit sie es durfte, Frau Cosima entgegengekommen. Denn beide, vor allem aber Frau Cosima, empfanden alles „Menschliche, Allzumenschliche" mit tiefstem Gefühl in dem Geschick der einzelnen wie in dem Geschick der Nationen. So hat auf wenige die Katastrophe in Berlin, das Attentat auf den alten Kaiser, einen so nachhaltenden und erschütternden Eindruck gemacht wie auf Frau Cosima. Darüber schreibt sie an die Freundin in ihrer Weise: „Das Attentat hat uns tief erschüttert. Hoffentlich übersteht es der Kaiser und gestattet die Auffassung, daß der Mörder wahnsinnig ist, um sich seine Unbefangenheit zu erhalten. Dies wünsche ich dem Greis, dessen gutherzige Schlichtheit sich bis zur Größe erhebt in der Art, wie er das Gräßliche erträgt. Mit dem Kronprinzen aber wünsche ich, daß das Entsetzliche ihn erleuchte und er sinnend betrachte, wohin wir mit einem K. Pr. deutschen Reich gerieten. Verachtet nur Kunst und Ideale! Aber alles scheint verwirrt. Selbst Moltke hat unglücklich in dieser Sache gesprochen, und der Oberkirchenrat (Du wirst lachen!) sprach meiner Ansicht nach gut, indem er eine Buße der ganzen Nation forderte, wozu die Allgemeine Zeitung ein höhnisches Ausrufungszeichen macht." „Sollten wir uns immer wiederholen: Besser nicht geboren? Ich vermag es nicht. Denn zu Hohes ward mir beschieden. Doch schleicht zuweilen eine unaussprechliche Bangigkeit und Schwermut in mein Herz, die ich mit der Wunde

vergleichen möchte, welche der Vogel in fremder Gegend erhalten und die er nun, heimgekommen, in der heimischen Luft, wohlig und wonnig segnend kreisend doch mit sich trägt. Die Wunde! Oder wie die Schlange, welche Dante dem Seligen am Eingang des Purgatorio erscheinen läßt, damit er nicht im ruhigen Gefühle vergäße, nach der Seligkeit sich zu sehnen. — In diesem Augenblick ertönt ‚nehmet hin mein Blut' im ‚Parsifal' als Vision!

Da hast Du wiederum Gedanken und Gefühle, wie ich nebst Richard nur Dir sie ausspreche. Denn einzig bei Dir wird mir wohl. Wenn Du noch einer Täuschung untergeben bist, so entstammt sie aus Deiner unsäglichen Güte und taugte besser als alle sichere Erkenntnis. Komme sobald Du kannst. Hoffentlich gefällt es Dir in Wahnfried, und Deine Stuben sollen möglichst behaglich eingerichtet werden! Wenn Du mir sagst, wie gut Du von mir denkst, so nehme ich es hin mit Freuden als Zeichen Deiner Liebe, nicht als ob ich dessen wert mich fühlte, sondern als schönste Gewähr, daß der Drang meiner Seele die Erfüllung finden wird, die Du im Voraus sehend mir segnest. Was ich vielleicht in der Stunde meines Todes sein werde, siehst Du jetzt, und Dein schönes Sehen ist mir die teuerste Verkündung."

Das Festspiel hatte in der Tat auch auf den Meister einen tiefen Eindruck geübt, durch die Haltung aller Kinder nicht minder wie durch das feine Gefühl, das aus Cosimas Liebe durch die ganze Dichtung ging. Auch der Geburtstag Fidis wurde in rührender Weise begangen und steigerte das Empfinden, das zwischen den beiden Eltern waltete, und übte vor allem seine tiefe Wirkung auf das Werk. Wagner hat später einmal, als man davon sprach, daß die Gestalt der Isolde doch nur unter dem Eindruck der Frau Mathilde hätte entstehen können, zu seiner Gemahlin gesagt: „Dann müßtest Du Kundry sein", und jedenfalls haben beide die Äußerung des alten Kaisers, daß bei Abfassung des „Tristan" Wagner ungemein verliebt gewesen sein müsse, herzlich belacht.

Aber hier handelte es sich nicht um die Einwirkung auf das Werk an sich, sondern um die Freude und große Schaffensstimmung, die doch nur gehalten werden konnte durch die Teilnahme einer als Kameradin wie als Gattin ebenso herrlichen Frau, die alles von ihm fernhielt, ohne ihn zu hemmen, und die jede schöne Wirkung auf ihn übte, auch wieder ohne ihn zu hemmen. So leben beide in der Welt des „Parzival". Einen verständigeren Zuhörer hatte er gewiß nicht als seine Gattin. Wenn er ihr zum Beispiel in der großen Szene zwischen Parzival und Kundry „die Augenblicke dämonischen Versenkens" zeigt, die den Kuß Kundrys begleiten und worin das tödliche, wie Gift sich anhängende Motiv der Liebessehnsucht vernichtend wirkt, so vergeht sie völlig in dem Werk. „Dies, die schmerzlich zärtlichen Klänge der Herzeleide, die hoheitsvolle Weise, durch welche Kundry die Befreiung von dem Druck der Reue verkündet, dies alles so mannigfaltig gegliedert, so entzückend und schmerzlich, bildet ein Ganzes von unergründlicher Schönheit und Erhabenheit. O, der Herrliche!" Und sie finden beide sogar den Anknüpfungspunkt zwischen „Parsifal" und dem „Ring". Wie ihnen schon früher Titurel gewissermaßen als der Erbe Wotans erscheint, so erkennen sie jetzt Ähnlichkeiten in dem Wesen Wotans und Kundrys. Beide sehnten sich nach Erlösung und bäumten sich doch gegen den Bringer auf: Kundry in der Szene mit Parsifal, Wotan mit Siegfried. Es ist ein stetes Erinnern an die Vergangenheit, und wenn er am Morgen des 6. früh um 4 Uhr, also in der Geburtsstunde seines Sohnes, in den „Orangesalon" geht, um den Sonnenaufgang zu erwarten und den Vögeln zu lauschen, so zeigt er eben doch das, was Franz Liszt mit der „Familienkomposition" gemeint. Rührender konnte in der Tat kein Ehepaar zusammen leben.

Dabei beschäftigen sie sich mit dem alten Kaiser und seinem Befinden wie mit den Beethovenschen Symphonien in gleicher Weise. Die Schlichtheit des greisen Waffenherrn macht auf sie, zumal auf Frau Cosima, den tiefsten Eindruck, so daß sie, die einst Hans von

Bülow, weil er bei Hofe Klavier spielte, einen „vil courtisan“ nannte, dem Gemahl den Gedanken nahelegte, ihm zu seiner Genesung zu schreiben. Er lehnte es ab in dem feinen Gefühl, daß der Brief mit Rücksicht auf die vom Verwaltungsrat angeregte Reichssubvention mißdeutet werden könnte.

Es kommen Tage wundervollen Schaffens und Mitempfindens. Es ist, als ob sich das alles in Frau Cosimas ganzem Gefühl für Natur und Kunst auswirken sollte. Sie sieht eine Schwalbe schweben und blickt entzückt dem schönen Tiere nach. Dann betrachtet sie am selben Tage das Kruzifix von Veit Stoß: „Tiefer Eindruck. Ich gedenke des Antlitzes und der Gebärde viel, ja heute bei jeder schmerzlichen und selbstsüchtigen Regung.“ Es fehlte indessen auch nicht an angenehmen Eindrücken von außen, und zwar an solchen, welche doch eine gewisse Spannung hervorrufen konnten. In den Tagebüchern der Frau Cosima sind die zahlreichen Depeschen aufbewahrt, welche von allen Seiten über die Aufführungen der Nibelungendramen eintrafen. So auch aus München von Heinrich Vogl, dem Darsteller des Siegfried, die der Meister in schönster Weise beantwortete: „Wenn Sie im letzten Akt Ihre Frau eingeschlafen finden sollten, so wecken Sie sie und grüßen sie von mir.“

Ganz eigenartig ist ihre religiöse Einstellung in dieser Zeit. Weit entfernt von jeder falschen Kirchlichkeit, wie auch von jeder falschen Mystik! Denn hier vereinigt sich der aus der Dichtung des Mittelalters gewonnene religiöse Niederschlag mit dem unendlich starken Gefühl des schaffenden Künstlers. Das gibt dem Ganzen das Gepräge, das die beiden von jeder Trivialität des Lebens fernhält, ja sie im gewissen Sinne in der Empfindung für dieselbe schärft. Und, es muß gesagt werden, sie selbst unduldsam und ungerecht gegen Bismarck macht. Darin liegt die eigentliche große historische Kontroverse zwischen Wagner und Bismarck, den beiden einzigen Genies der Epoche. Solange er am „Ring“ schrieb und mit den Helden, „düster und heiter“, sich befassen mußte, da konnte er auch mit

Bismarck fühlen. Jetzt, wo ihm als die führende Kraft seines Helden das Mitleid erschien, da sah er ihn mit ganz anderen Augen an: nicht der profanen Welt entrückt, aber die Probleme doch anders beschauend als ehedem. Nicht etwa, als ob er, und in all diesen Fragen ist Frau Cosima nicht bloß Kameradin, sondern im gewissen Sinne auch Trägerin und Anregerin dieser politischen Gedanken, nicht das Reale völlig würdigte. Er hat damals das klar ausgesprochen und für Deutschland gefordert, was in der englischen Politik die Sozialdemokratie und den Staat zum Heil geführt hat. Er hat angedeutet, daß die Sozialdemokratie in der Politik selbst unfruchtbar wäre und nur zu vollem Unsinn führen könnte. Es handle sich allein darum, daß die gerechten Forderungen der Gesamtheit für den einzelnen befriedigt würden: also eine staatsmännische Weisheit, deren Erfüllung unsere Zukunft in sich schließt, wie deren Verleugnung und Vernachlässigung die ganze moderne Katastrophe mit herbeigeführt hat. Es kann gar nicht genug betont werden, daß in Wahnfried damals wie immer zwischen diesem Paar die politischen Gedanken nicht bloß eine Rolle spielten, sondern von ihnen in einer ganz echten und wahren Weise durchgedacht und vor allem, und das ist die Hauptsache, durchgeführt worden sind. Trägerin der Ideen war ohne Zweifel das Mitleid, auch im einzelnen Fall. Da war zum Beispiel ein armer Brauknecht in die Bräupfanne gefallen, und da noch kein Unfallversicherungsgesetz bestand, so weigerte sich der ehrenfeste Brauer, den armen Teufel bei sich aufzunehmen. Ebenso der Vater des Unglücklichen und ebenso das Krankenhaus, weil niemand vorhanden war, der dafür bezahlte. Der Meister und seine Gattin gerieten in tiefste Erregung und taten das, was Arbeitgeber, Elternhaus und Behörde zu tun sich weigerten, daß sie ihn auf ihre eigenen Kosten in das Krankenhaus schaffen ließen, wo der rettungslos Verlorene nach Wochen eben doch einen schmerzloseren Tod sterben konnte, als ihm sonst beschieden gewesen wäre. Das ist ein Zug, der durch die beiden Seelen geht. Ob der Meister die

Anregung gibt oder sie, immer sind sie sich einig in dem tiefen Gefühl für den menschlichen Bruder.

Da konnte er leicht darüber scherzen, daß man bei der Verfolgungssucht und brutalen Denunziationswut von Berlin, die ja auch nach Bayern übergriff, wo der berühmte Piloty seine Kunst durch eine niedrige Angeberei schändete, daß, wenn man bei dem Attentäter die „Bayreuther Blätter" gefunden hätte, man diesen die Schuld an der ganzen Strömung geben würde. Und doch wiesen diese Artikel des Meisters, die zum großen Teil aus der Mitempfindung oder sogar aus der ursprünglichen Anregung der Gattin heraus entstanden sind, für die Zukunft zahlreiche Wege, die zu einem sicheren Ziele der Besserung führen könnten. Das ist auch eine Art gemeinsamer Produktivität. Und wenn Frau Cosima bei den „schönen Morgensprachen" ihn auffordert, über einen Gegenstand zu schreiben, und er dann lächelnd sagt: „Hier ist Tinte, Feder, Papier, ich schreibe auf, diktiert ihr mir", so hat diese Anspielung auf die Morgenszene in der Werkstatt des Hans Sachs eine gewisse Bedeutung. Denn keiner seiner Aufsätze ist geschrieben worden, ohne daß er ihn mit der Gattin durchgesprochen hätte. Es bedurfte da natürlich nur leisester Anregung, die wiederum nur möglich war durch die ungemeine, fast hellseherische Empfindung und Empfänglichkeit der Gemahlin. Aber es ist ein schönes Zusammensein, über dem zu jeder Stunde der Geist des Glückes und der Geist der Kunst seine Schwingen regt. Und alles erfüllt von der Überschwenglichkeit einer geheimnisvollen Liebe! Selbst der Übermut des Künstlers äußerte sich, zumal bei den Ausfahrten der Familie. Denn Frau Cosima hatte zum 22. Mai dem Gatten auch jenen berühmten Wagen geschenkt, der in der Folgezeit in der Umgebung von Bayreuth so viel gesehen und so freudig begrüßt worden ist. Denn immer mehr verwuchsen sie mit der lieblichen und einfachen Gegend, und die alte Lehre, daß der Künstler in der Einsamkeit schaffen müsse, bewährte sich Tag um Tag. Er konnte vollständig

in seinem Werke leben und in diesem selbst schaffend sich bemühen. Und dabei trat mehr denn je der ungeheure Reichtum seiner Phantasie zutage, so daß er nicht mühsam wie so viele Symphoniker nach einzelnen Modulationen zu suchen, sondern aus der Fülle seiner musikalischen Gedanken diejenigen zu verwerten hatte, die das Drama auf der absoluten Höhe hielten, in der er es weiterführte.

Dazu kam, daß sie in Wolzogen einen prächtigen, taktvollen und feinempfindenden Zuhörer gewonnen, der für alles Verständnis hatte oder es wenigstens gewann. Denn er hat sich in rührender Weise eingelebt und fühlte, daß er hier in Bayreuth, mit dem er als unabhängiger Mensch sein Schicksal verknüpfte, etwas gefunden hatte, was sonst in der Welt nicht vorhanden war. Das fühlten alle, die mit Bayreuth in Berührung traten. Wagner selbst wurde in dieser Beziehung, ohne daß er es selbst wußte, man möchte beinahe sagen durch ihre Hypnose geführt und geleitet. So glich sich alles aus. Die Gegensätze, die störend wirkten, traten zurück, andere aber, die bleiben mußten, um so schärfer hervor. Denn sie sorgte nun mit dem Freunde Groß vor allem für die äußere Ordnung, die sie dadurch schon herbeigeführt, daß sie als Bürgschaft für das nötige Darlehen ihr eigenes Vermögen hinter dem Rücken des Gatten geboten. Er war traurig genug, als er dies erfuhr. Aber sie wußte ihm den Fall mit so überzeugender Liebenswürdigkeit darzulegen, daß er sich in diese Dinge fand, die gewiß auch der ritterliche Paladin des Hauses nicht durchgeführt hätte, wenn damit das Vermögen der edlen Frau gefährdet worden wäre. Aber es ist zumal ihrer Vermittlung gelungen, den König zur Garantie und zur Übernahme des Defizits zu bewegen, die nicht etwa ein Akt der Gnade war. Denn die Schuld sollte aus den eigenen Einnahmen des Meisters, und somit durch seine Kraft getilgt werden und wurde getilgt. An dieser Stelle darf wohl betont werden, daß alles, was in finanzieller Beziehung der König für Wagner und für Bayreuth getan, auf Heller und Pfennig von dem Meister selbst und seinen Erben

zurückbezahlt worden ist. Jede andere Darstellung gehört zu jenen traurigen Lügen und zu jenem gemeinen Klatsch, der in der Kunst nie zu Ende kommt.

Düstere Gedanken weckte Nietzsches Haltung. Noch konnte man nicht so weit sein, seine Äußerungen gegen Wagner, die Felonie gegen ihn, den Hochmut und Überhebung, die er dem Bayreuther Gedanken gegenüber jetzt öffentlich kundgab, seiner geistigen Erkrankung zuzuschreiben. Bei ihm steigerte sich neben der Seichtigkeit der Angriffe die Taktlosigkeit in der Form. Frau Cosima aber hat in all der trüben Zeit Fühlung behalten mit der edlen Schwester und ihr, wie wir aus den Briefen an Malwida ersehen, das schwesterliche Du angeboten, nachdem bereits die Vorstöße des Bruders gegen Bayreuth begonnen hatten. Aber es ist nicht das Beleidigende und Verletzende, das hier schmerzte, sondern die Enttäuschung über den Abfall eines Menschen, dem man voll vertraut und den der Meister geliebt. Und da mußte sie über die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" sagen, daß diesem Buche nach die früheren Schriften Nietzsches nur Reflexe waren, die nicht aus seinem Inneren kamen. Wagner selbst half sich über die düstere Stimmung im Hinblick auf den unglücklichen Einfluß von Nietzsches Freund Rée durch eines seiner humoristischen Wortspiele Réeklecksе hinweg. Aber sie fühlte Schmerz über den Verfall des ehemaligen Freundes und die Unmöglichkeit, ihn anders zu beurteilen. Er gehörte eben zu denjenigen, von denen man sich völlig ausschloß. R. aber sagte: „Es ist mir keine große Ehre, daß dieser mich gelobt." Und wenn nun bei solchen Erfahrungen eine gewisse Trauer über ihn kam und sie ihn besorgt fragte: „Bist du unzufrieden mit dem Leben?", da antwortete er wohl: „Nicht mit dem Leben, sondern mit dem Leben."

In seinem Schaffen ließ er sich indessen nicht irre machen. Im Gegenteil. So ging der Sommer unter regelmäßiger Arbeit dahin, und man konnte das Wort „ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" wohl umstellen: „ernst ist die Kunst und heiter ist das Leben". Denn

alles war durchdrungen von jenem wundervollen Humor, der, sobald er vom Schreibtisch kam und aus der Befangenheit künstlerischer Inspiration heraustrat, in ihm lebendig wurde und in ihrer Seele volle Freudigkeit weckte. Denn sie hatte für alles das tiefste und freudigste Verständnis, und wo vielleicht ihr Empfinden ein wenig zagte, da beugte sie den Willen in tiefster Ergebenheit vor seinem Schaffen und auch vor den Augenblicken des Ruhms. Und das bildete ohne Zweifel das Gegengewicht gegen Nietzsche. Wenn er schaden wollte, so mißlang das. Wenn er imponieren wollte, so mißlang ihm das. Wenn er aber schmerzen wollte, so hat er das im vollsten Sinne erreicht. Denn das Ende war doch ein tiefes Gefühl nicht der Ver-, sondern der Mißachtung.

Ganz anders als die Nietzsche-Philosophie nimmt sich ein Wort des Meisters über seine Gattin aus, die er einzig wegen ihrer allzugroßen und aufreibenden Tätigkeit tadelte, indem er mit heiterem Vorwurf sagte, ihr fehle die „Philosophie des Vormittags". Das Wort wirkte lange in ihr nach. Aber der Sorge konnte sie sich nicht entheben. Die geringste Schwankung im Befinden des Meisters erschreckte sie, und das düstere Ahnen seines Todes hat sie keinen Augenblick, den sie allein war, bis zu jenem unseligen 13. Februar verlassen.

Rührend ist die gastliche Aufnahme, die sie allen bereitet, die nach Bayreuth kommen. Darunter fand sich als gerngesehener Gast auch Levi ein, der sich für die Münchner Aufführungen immer wieder Rat holte, und der seiner gescheiten Art nach eben recht gut erkannte, daß außer Bayreuth eine gute Aufführung des Ringes nicht denkbar war. Aber er sprach auch über das Judentum so eigenartige Worte, daß sie tiefergreifend wirkten und Wagner selbst, als Levi meinte, daß er sich als Jude für einen „wandelnden Anachronismus" halte, ihn widerlegte. Er erwiderte ihm, daß, wenn schon die Katholiken sich für vornehmer hielten als wie die Protestanten, die Juden doch die allervornehmsten, älteren wären.

Und der Sohn des Gießener Rabbiners empfand in der Tat auch den „Parsifal" in seiner ganzen Tiefe, wie er ja später einer seiner besten Dirigenten geworden ist.

Und doch fehlte es nicht an Depressionen. Die Nachrichten über den König, der jetzt, und zwar auf eine Weisung von Berlin hin, nur mit einer Eskorte von Gendarmen ausgehen durfte, die Nietzsche-Angelegenheit, über die Wagner doch schmerzlich sagte: „Man kann es nicht so leicht vergessen. Der Kreis sei zu klein, daß man nicht immer wieder auf dieselben Erfahrungen stoßen würde." Da sank auch ihr zuweilen das Herz, und anfangs Juli findet sich eine tiefe Klage in ihrem Tagebuch, die mit den Goetheschen Worten beginnt:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.

So ruft meine Seele Ihn an. Meine Nacht wird getrübt, schwere Gedanken lasteten auf mir und es schien mir, als ob mein armes Gehirn übermüdet den Dienst versagen würde. Ein düsteres Wetter, kein Vogelsang, das alles war wohl schuld: Da ertönt in der Frühe aus Richards Stube ein wundervolles Thema, und Tages- und Nachtgespenster sind dahin. ‚Ein Thema für ein Quartett für Dich', so tritt Richard bei mir ein." Und sie konnte hinzufügen: „Die Nachricht, daß Hans wohl sei, war mir ein Nachklang des Tages, als ob mir aller Segen von diesem Morgengruß gekommen." Und alles wirkt freudig, jeder Amselschlag und jedes Wort, das er zum Morgen und zum Abend zu ihr spricht. Nur fühlt sie sich immer erschreckt, wenn er von seinem Alter redet und meint, er müßte 94 werden, wenn sie das jetzige Alter ihres Vaters erreichen wollte. Da sagte sie freilich „ich bleibe bei Dir". „Was tun wir aber im Leben?" „Wir trösten uns darüber."

In der Zwischenzeit ordnete sie mit Glasenapp, der zu diesem Zweck und zu seinen Studien für die Biographie nach Bayreuth gekommen war, die Manuskripte des Meisters. Er brachte eine Fülle längst vergessener Jugendaufsätze, die der unermüdliche Sammler entdeckt hatte, so daß dieser Teil des Archivs allmählich zu einer gewissen Vollständigkeit gebracht werden konnte. Aber auch der Meister freute sich dieser Arbeit, wenn er auch zum Beispiel einen Aufsatz Glasenapps, der sein Lob sang, nicht anhören konnte und bei der Lektüre glatt ausriß. Dagegen ist es in hohem Grade reizvoll, wie er Analogien aus der Geschichte auf seine Gattin anwendet. So wenn er in Thierrys Merowingenbuch das Leben der heiligen Radegundis las, das mehr interessant und charakteristisch als anmutsvoll ist. Aber er machte die humorvolle Anwendung auf Frau Cosima: „Nun weiß ich, wonach Dein Sinn ging: zu leben wie die heilige Radegunde, den Tisch zu bekränzen und zu schmücken für den Geliebten, selbst aber nichts zu essen, noch zu besitzen."

Aber wenn sie um sein geistiges Erbe Sorge hegte, so war diese um seine Gesundheit noch größer: „Ich weiß wohl kaum härteren Kampf, als den, meine Sorge zu verbergen. Es glückt mir! Die Gesellschaft der Freunde, alle so schüchtern und befangen, die guten Deutschen überhaupt! Ich lache und sage, ich begriffe die Sitte der Hofnarren immer besser: da wo man genötigt sei, eine Art Hof- oder Parteiwesen zu halten. Er lacht, und da ich zu Tisch mit dem bunten Kleid komme, das ihm gefällt, sagt er, der Harlekinanzug wäre da." Und doch, innerlich war ihr nicht danach zumute. Indessen tröstete sie das unendlich rührende Gefühl, das er ihr entgegenbrachte, wenn er zum Beispiel meint, laß uns einander festhalten, immer einiger werden. Und wenn er, von solchen Äußerungen ausgehend, auf die Vergangenheit zurückschaut und ihr wieder in seiner Art die schönsten und rührendsten Dinge sagt. Wie tief dieses Fühlen, das lassen die Worte erkennen, die sie einmal niederschrieb: „Wie wir uns trennen, spricht Richard in solchem Ton zu mir, daß

ich den Mut nicht habe, dies hier niederzuschreiben, ja kaum in meinem Herzen zu bewahren. ‚Was sage ich', schloß er, ‚wenn ich ‚Einzige' zu Dir sage, das läßt irgendeinen Vergleich noch annehmen.'" Auf der anderen Seite aber fühlt sie tief die Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes, die oft genug durchbrach, und da meint sie wohl: „er einzig unter allen Menschen wahrt sich das Feuer der Entrüstung auf allen Gebieten."

Als ein Knabe an der Ohrfeige starb, die ihm ein ehrenfester und von seiner eigenen Bedeutung überzeugter Mann zu geben die Gnade hatte, da gerät der Meister über den Fall, wie über das Urteil des Gerichts, das diesen Rohen freisprach, in äußerste Entrüstung. Sie fühlt durchaus mit ihm, wie sie auch sehr wohl seine Worte von den Bedürfnissen des genialen Mannes begreift: von Beethoven, von ihrem Vater und von allen anderen. Und sie fühlt dann um so mehr die Pflicht, ihn zu pflegen und über ihn zu wachen. Es ist in der Tat ein wundervolles Zusammenleben und Zusammenfühlen, auch wo sie in die Öffentlichkeit treten. Wenn sie mit den Kindern zu den Seiltänzern gehen und sie neben ihm mit geschlossenen Augen sitzt, während er, der ja selbst nie die Spur des Schwindels gefühlt und die kühnsten Wagestücke vollführt hat, den raschen Lauf des jungen Knie über das Turmseil bewundert und ihm dann mit einer großen Gabe die Hand drückt und sagt: „Sie sind talentvoll", da meinte sie: „Wie viel mehr Freude macht es einem, in solchem Falle einen kleinen Ausgabenexzeß zu begehen, als zur Bezahlung eines Platzes in irgendeinem Theater." Kurz und gut, alles genießen sie mit einer gewissen Lebensfreude, die doch aus einer starken Resignation hervorgeht. Wenn sie zusammen das Festspielhaus besuchen und die innere Einrichtung betrachten, so in dem Fürstensalon die Spiegel, da sagt er wohl, diese Spiegel haben nun eigentlich keinen Besitzer, worauf sie erwiderte, „ja, das ist wohl der einzige Besitz ohne Besitzer." Und wenn er meint, daß er diese Aufführungen nicht noch einmal durchmachen möchte! In-

dessen freuen sie sich doch, daß das Haus steht: „Wie ein ewiger Sonnenuntergang sieht es unter den Bäumen aus, seine schlichte Polychronie macht uns Freude. Richards Güte und Heiterkeit immer neu strahlend. O hätte ich die Kraft und hätte ich die Macht, ihm das Monument zu errichten, welches ihm gebührt. In Nichts sänke Beatrices Glorie, von Dante gehoben, zusammen. Er hat sich selbst sein eigenes ewiges Denkmal im Gedächtnis der Menschen gesetzt. Daß meine Kinder ihn durch mich ganz kennen, das möchte ich, daß, wenn wir verschieden, sie ihn lieben, wie einen Gott, o glückte mir das!"

Sie ist überhaupt in gehobener Stimmung. Wenn er ihr eine Teerose mit den Worten überreicht, der Duft sei so berauschend, wie süßes Gift, dann sagt sie: „Ja, das ist etwas wie die Melodie Deiner ‚Blumenmädchen'." Das sind die Ruhepunkte und die Zeiten der Anregung, von denen sie meint, daß sie beide in solchem anhaltenden Gespräch wie in einem breiten Strom schwimmen: „Mir ist einzig wohl, wenn ich mein ganzes Herz ihm eröffnen kann, damit er es läutere und erhebe." Und doch versteht sie ihn, daß er bei der Arbeit ganz allein sein muß. Zwar entschuldigt er sich deshalb förmlich, wie ein junger Liebhaber: „Natürlich bist Du ganz in mir und bei mir, nur nicht individuell darfst Du da mir entgegenkommen." So lebt sie an seiner Seite dahin und geht auf alle Seiten seines Wesens ein, empfängt Belehrung, weiß aber auch, ihm wieder ihre eigenen Gedanken darzulegen. Nichts interessanter, als wenn sie über die „Idee" Wolframs von Eschenbach spricht: „Wir sollten in Wolfram vielmehr den Erzähler, wie Ariost, ja Byron, hervorheben, anstatt ewig immer die „Mär des Tiefsinns" zu betonen. Da gibt er ihr vollständig recht. Auch in den Gesprächen über Religion äußert sie durchaus eigene Gedanken, so daß er einmal meinte, sie sollten zusammen Dialoge schreiben, zum Beispiel über Optimismus und Pessimismus, wobei er, so fügte er lächelnd hinzu, natürlich die alberne Rolle übernehmen würde. Da-

neben feiern sie jeden Tag der Erinnerung, der sich ihnen bietet, und auch die Persönlichkeiten, welche nach Bayreuth kommen, regen sie zu solchen Betrachtungen an. Es ist die Zeit, da Berthold Kellermann, der spätere Direktor der Münchner Akademie und Schüler ihres Vaters, auf dessen Empfehlung nach Bayreuth kommt, um den Klavierunterricht der Kinder zu übernehmen. Sie schildert ihn im Anschluß an den Brief ihres Vaters: „Ein angenehmer Mensch mit feinen Zügen, auf denen die Not des Lebens bereits aufgedrückt ist." Und gutmütig meint der Meister, daß sie ihn aufpäppeln müßten. Aber das war nicht nur physisch nötig, sondern auch geistig. Denn gerade beim Klavierspielen zeigte er alle Fehler des werdenden Virtuosentums und der Schüler, nicht der Schule ihres Vaters. Denn alle glaubten, daß sie das, was bei diesem natur- und urelementare Kraft, gleichfalls zeigen müßten, und nun vergeudeten sie damit den besten Teil ihrer Kraft. Es hat denn auch Augenblicke gegeben, wo der gute und edle Kellermann sich still und traurig in sein Zimmer zurückzog. Da schlich sich einmal der Meister ihm nach und sah, wie der Ärmste sein Haupt in seinen Händen barg. Da trat er bei ihm ein, und als jener sein Herz ausschüttete: „Ich weiß, Meister, ich genüge Euch nicht", da tröstete er ihn: „Sie genügen sich selbst nicht." Und er nahm ihn in die Lehre und gab ihm die schönste Weisheit für den Künstler, nicht etwa von außen her an das musikalische Werk heranzutreten, um lediglich das eigene Können zu bewähren, sondern das Werk zu studieren und dieses aus sich heraus wiederzugeben und so gewissermaßen neu zu gestalten. Man kann wohl sagen, daß es eine ganz eigene und eigenartige Zeit war, die sie in Bayreuth verlebten, und ruhig konnten sie hinausblicken in die Welt. Wenn Feustel seine Stellung zum Sozialistengesetz und zum Sozialismus überhaupt entwickelte, so widerlegte ihn Wagner durchaus in seiner Weise und gab ihm Winke, die auch dem Politiker Feustel hätten zugute kommen können.

Aber dann kam Besuch: zunächst Gräfin Voß. Hierauf am 20. August der Vater, den sie wohl aussehend, wie seit Jahren nicht mehr und heiter gesprächig fand: „Eine Freude für Richard und für mich." Es tat ihrem Herzen unendlich wohl, als sich am Morgen der Gemahl über ihres Vaters aristokratisches, einziges Wesen aussprach: „Alles an ihm ist vornehm, fürstlich, grandios und dabei künstlerisch genial." Es weckte eine gewisse Heiterkeit, als sofort Baronin von Meyendorff von Weimar herüberkam, um Wagner zu besuchen und — Liszt zu sehen. Er spielt so manches. Unter anderem auch die Fantasie von Bronsart. Und die beiden bewundern die Güte, mit welcher er solche schwache Produkte nachsichtig beurteilt. Die Anwesenheit des Vaters war natürlich für sie immer eine schwere Zeit. Sie mußte jeden Augenblick gewärtig sein, daß die Eifersucht ihres Gatten durchbrach. Aber diesmal war das Gegenteil der Fall. Der Meister sprach von der Schlechtigkeit der anderen, wie von Berlioz, gegen Liszt und spielt ihm das „Komm, holder Knabe" vor und bringt, als Liszt im höchsten Grade entzückt davon ist, den ganzen zweiten Akt bis zur Kußszene zum Vortrag. Sie schreibt: „Richard durch die Faszination, welche das göttliche Werk auf meinen Vater ausübt, begeistert und strahlend vor Genie, Größe und Güte."

Dann kam der Trauungstag. Die Kinder beglückwünschten sie, Loldi überreicht ihnen ein von ihr gemaltes Aquarell, und er spricht: wie es war und wie es hätte sein sollen. „Damals in Zürich hätte ich Dich mit nach Venedig nehmen müssen. Mit meiner Frau war ich fertig, mit Hans war das Verhältnis noch nicht so ausgebildet und Du hattest keine Kinder. Aber ich war so dumm, wie Tristan und Du die dumme Liese, die Isolde. Wir wären in Italien geblieben und alles hätte Sinn und Verstand gehabt." Am folgenden Tage, nachdem Frau von Meyendorff sich verabschiedete, führte er dem Vater den zweiten Akt weiter vor, der dessen höchste Bewunderung erregt, worüber der Meister sagt: „Ich bin zufrieden, ich

habe wieder Erfolg bei Dir gehabt." Sie aber schreibt in ihr Tagebuch: „Meine Begeisterung ist die Träne, die bei dieser Offenbarung fließt." Wie sie ihn aber verehrte, das tritt in einem Gedicht hervor, welchem sie selbst den Namen Litanei gegeben und das sie ihm später auf seinen Tisch gelegt hat:

Unsündiger,
Erhaben-Begehrender,
Groß-Entsagender,
Besonnener, Beharrlicher,
Bedächtiger, Geduldiger,
Unerschrocken, Sendungstreuer,
Heilig-Unbeständiger,
Weihvoll-Ungeduldiger,
Hehr-Unbesonnener,
Wahnflüchtiger!
Schaffend Vernichtender,
Vergeudend Ordnender,
Volks-Fürstlicher,
Ruhm-Unbekümmerter,
Eitelkeits-Barer,
Leicht-Sinniger,
Vor-Sorgender,
Argwohn-Unkundiger!
Gütig-Gibicher,
Ganz sich Hingebender,
Tief-Verschlossener,
Begeisterungsgewaltiger,
Zündend Redender,
Glutvoll Schweigender,
Hoffnungslos Glaubender,
Unerbittlicher dem Übel,
Eroberer dem Schwachen,
Wahrheit-Verkündender,
Trug-Verscheuchender,
Kühn-Entlarvender,
Mild-Verhüllender,
Liebe Übender,
Leben-Ausströmender,
Welt-Fremder,
Natur-Trauter Heimischer,
Seher des Seins,
Herr des Scheins,
Lenker des Wahnes,
Freude des Willens,
Erlösung Vollbringer,
Selig-Schaffender,
Alltönender-Schauender-Könnender,
Unbegreiflicher,
Unschuldiger, Freier,
Kind und Gott.

Und diesen Worten, die im Überschwang des weiblichen Herzens eine wundervolle Charakteristik seines Wesens gaben, hat sie im Sinne der Litanei hinzugefügt, als zu jedem Ausruf gehörenden Refrain: „Richard, behalte mich lieb."

Er war tief ergriffen davon, als sie es ihm später übergab und fragte, ob sie das Gedicht Malwida, die damals zu Besuch gekommen war und nun längere Zeit in Wahnfried weilte, gezeigt habe. Das verneinte sie lächelnd. Da meinte er, daß er so etwas Schönes nicht als Geheimnis behandelt hätte. Aber das war ihr Fühlen, und den Ausdruck dieses Gefühls vertraute sie nur ihm und oftmals nicht einmal ihm, sondern nur ihrem Tagebuche an.

Für ihn selbst war es eine Art von Gegengewicht gegen die schwere Stimmung, die ihm Nietzsches Abfall in steter Steigerung bereitete. Selbst in seine Träume verfolgte ihn die Haltung dieses von ihm einst so warm geliebten Menschen. Und in der Tat hatte Frau Cosima recht, wenn sie an ihre Freundin Mimi über das letzte Buch des Unseligen schrieb: „Das Buch von Nietzsche habe ich nicht gelesen. Das Durchblättern und einige prägnante Sätze daraus genügten mir und ich legte es ad acta. Bei dem Autor hat sich ein Prozeß vollzogen, welchen ich schon längst habe kommen sehen, gegen welchen ich nach meinen geringen Kräften gekämpft habe. Vieles hat mitgewirkt zu dem traurigen Buche! Schließlich kam noch Israel hinzu in Gestalt eines Dr. Rée, sehr glatt, sehr kühl, gleichsam durchaus eingenommen und unterjocht durch Nietzsche, in Wahrheit aber ihn überlistend, im Kleinen das Verhältnis von Judäa und Germania. Nietzsche wußte nichts von Voltaire noch von französischer Literatur. Ich würde eine Wette eingehen, daß er jetzt noch gar nichts davon weiß. Er kann sich nicht mehr entladen und wollte es abschütteln. Nun ward er treubrüchig gegen Schopenhauer und Wagner. Malwida leugnet durchaus den bösen Einfluß von Dr. Rée, welchen sie sehr gern hat. Aber ihr großes Herz ist Täuschungen offen und ich glaube, daß ich recht sehe. Auch bittet sie mich, Nietzsche nicht aufzugeben, aber ich habe für jeden Satz, den ich gelesen, einen Kommentar, und ich weiß, daß hier das Böse gesiegt hat. Es ist sehr traurig durch den Eindruck, den es auf unsere Freunde macht. Der junge Dr. Schemann

beklagt das Buch, aber findet es das Schönste, welches geschrieben worden ist. Malwida findet wunderschöne Gedanken darin, und der felsenfeste Wolzogen sagt, daß er nun die früheren Schriften nicht mehr lesen könne. Ich finde von alledem nichts darin, finde nur eine traurigste, einige Jahre aufgehaltene Erfahrung. Wagner selbst meinte von Nietzsche, daß aus dieser Knolle eine Blume getrieben hätte. Nun bliebe die Knolle zurück, eigentlich ein garstiges Ding. Der schnelle Blick des Mannes von Genie gibt ihm die Gewalt über die anderen. Das hat Napoleon bei Arcole bewährt, den anderen sei es eben versagt."

Im übrigen war die Anwesenheit Malwidas trotz ihrer Parteinahme für Nietzsche für beide Trost und Freude und verlängerte sich weit über deren Wünsche hinaus. Auch Liszt hat von Bayreuth dieses Mal die schönsten Erinnerungen nach seinem Rom mitgenommen. In Wahnfried aber ging die Komposition des „Parsifal" ruhig weiter, und das Tagebuch beleuchtet gleichsam die entstehende Musik in seiner Art. „Eines Morgens kommt er und spielt mir die Stelle: ‚Ich sah ihn und lachte, da traf mich sein Blick' und dann fragt er: ‚Ich bin neugierig, ob Du den Blick erkennen wirst.' Ich sage ihm, von dem Dürerschen Christus in Nürnberg, nicht wahr? Und er bestätigt dies." Wie ganz anders war dieses Leben als das Erscheinen jenes protestantischen Pfarrers, der als Bußprediger gegen die „Seejungfern" bei dem Meister sich melden ließ und ihn bekehren wollte. Es ist ein Stück Heilsarmee, das sich hier abspielt und das ganz besonders Frau Cosima zunächst zwar Ärger, dann aber doch unendliche Heiterkeit bereitete. — Und wenn er sie „sein schlankes Glück" nennt, so sagt er in bezug auf den Pfarrer, der von einer Konferenz „zur Hebung christlicher Gedanken" kam: „Die wollten, ich sollte etwa komponieren: ‚Bewahret Euch vor dicken Weibern'." Und er spielt ihr die Szene vor, wo Kundry spricht: „Laß mich Dich Göttlichen lieben", und er durch das Thema der „Blumenmädchen" die süße Allgewalt der

sehnsüchtigen Liebe durch die wilden Worte uns völlig göttlich empfinden läßt. Dann hat er das Bedürfnis, ihr den „Tristan" vorzuspielen, und sie schreibt darüber: „Er spielt so schön, so weit über das Schöne hinausgehend wunderbar, daß es mir ist, ich vernähme die Klänge, die im Tode mich selig machen werden." „Das ist ein Schwelgen", sagt er, ihre Ergriffenheit erkennend und mildern wollend, „ganz für Berlin und Niemann gemacht." Sie aber blieb ernst: „Dieses Werk kommt nach den anderen. Die ‚Götterdämmerung' ist Schicksalstragödie, was ist aber die Liebesszene der ‚Walküre' gegen dieses Nichtswollen als den Tod?" Da erwidert er: „Ei, das haben wir alle alles gemacht, auch Du, Weib. Du kennst meine Jugendballade vom Schwan, welcher den Jüngling zurückhält, daß er sich ins Wasser stürzt. Du bist der Schwan gewesen, der mich aufgefangen und dann geholt hat." Ich konnte in meiner Ergriffenheit nichts anderes verstehen noch sagen. Er aber fuhr fort: „Es war mir ein Bedürfnis, mich musikalisch auszurasen, wie wenn ich eine Symphonie geschrieben hätte", worauf sie erwidert: „Wie ich es beklage, nicht früher bei Dir gewesen zu sein." Er: „Ja, ich bin zu früh geboren. Unter Mendelssohns, Meyerbeers Eindrücken hätte ich kommen müssen! Nein, Dein Vater war mein Segen." Dann lacht er in dem Gedenken, daß polnische Juden demnächst den „Ring" in Leipzig genießen werden. „Einer war mein ganzes Publikum beim ‚Liebesverbot'." So plaudern sie und verknüpfen Vergangenheit mit der Gegenwart. Es gab ja viel Gelegenheit dazu. Vor allem sein Rückblick auf die Festspiele, den er eingehend mit ihr besprach. Dann sandte Glasenapp allerlei Interessantes, u. a. auch ein Stück von Wagners Stiefvater Geyer: „Das Erntefest". Aber dieses lehnte er ab. Ihm war der Genre des „Dresdener Kotzebue" nicht angenehm. Und er meinte, daß große Genies kleine Talente verderben, so Shakespeare alles übrige. Und sie gestand ihm zu: „Ich sage ihm, daß mir alle übrige Dichtung im Vergleich zu Shakespeare wie die Plastik der

Renaissance im Vergleich zur Antike erscheint." Aber da kommt er doch auf das Dresdener Literatentum zu sprechen, und von da auf Weber und die Bestattungsfeier in Dresden. Wie gut ihm diese geglückt sei! Es sei eine der schönsten gewesen, die er erlebt. Am Schluß, wie die Devrient aus der Kapelle mit dem Lorbeerkranz getreten sei, „da haben wir uns merkwürdig angesehen." — So kam der 10. Oktober, und diesen Tag feierten sie als ihre Silberne Hochzeit. Denn da waren sie sich vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male in Paris begegnet. Erst zu diesem Feste legte sie ihm die „Litanei" auf den Tisch. Abends aber beim Mondenschein traten sie auf den Balkon des „Kindersaales". Vom Mondschein erleuchtet lag der Garten vor ihnen. Da sprach er: „Was brauchen wir weit zu suchen! Was ist mir ein Palazzo Colonna! Alles ist kalt und nichts." Ich sagte zu ihm: „daß er wolle, was ich einzig wünsche."

Und es nahte sich in der Tat der Abschluß des zweiten Aktes. Schon dachte er über die Orchestrierung nach und meinte, daß sie ganz anders werden müsse, wie beim „Ring". Er habe in den „Nibelungen" gefühlt, daß er für das Orchester nicht die Sänger habe, der Kothurn sei zu hoch, den er ihnen gegeben, und so hätten die Sänger dies nicht beherrschen können.

Und doch gab es noch in dieser Zeit einen Gegensatz zwischen den beiden, der uns in die ganze Seele Frau Cosimas blicken läßt. Er, der ihr erklärte, daß er sich öfter frage, ob sie denn wirklich sei, ob nicht ein Traum sie ihm geschenkt habe, er bringt ihr einen Brief an den König und liest ihn ihr vor. Sie schreibt darüber: „Ein gar seltsames Gefühl, ein unbeschreibliches erfaßt mich, wie ich am Schluß lese, daß seine Seele ewig ihm angehöre. Wie einen Schlangenbiß fühle ich es im Herzen und weiß nicht, was ich möchte. Nicht möchte ich, daß dies Geschriebene eine Phrase sei, nicht, daß sie Wahrheit, und läge es in meiner Macht, ich ließe sie nicht ungeschrieben sein. Denn was er tut, ist recht getan. Doch ich leide und ich verschwinde, um mein Leid zu verbergen. Sei mir

gegrüßt du Schmerz, ich will Dich als Gast begrüßen. Ich kann in heiterer Gelassenheit mich ihm wieder nähern und wie geläutert mich, dessen würdig zu erachten, ihm zur Seite zu sein."

Es war, man darf es wohl sagen, eine Reflexwirkung der ganzen Beziehungen, wie sie sich entwickelt hatten, und in die, sonst durchaus rührend, ein anderer Geist durch die Einmischung der fremden Elemente gekommen ist. Aber am 11. naht er ihr mit der Nachricht, daß der zweite Akt vollendet sei. Er meinte, er hätte eigentlich für den 10. fertig werden sollen, nur würde er sich übernommen haben, wenn er alles niedergeschrieben hätte. Und wie er ihr den zweiten Akt vorspielt, schreibt sie: „Woher Worte finden für das Glück! Richard aber sagt abends: ‚Wer zu uns eingetreten und uns so gesehen hätte, würde uns für zwei Wahnsinnige gehalten haben.' Ich, die Noten verschlingend, manchmal helfend, erratend, tobend. Mein Stolz und meine Freude aber ist es, daß ich ihm wirklich folgen konnte und sich mir alles offenbarte." An dieses Vorspielen aber knüpfte sich sofort wiederum der Wille des Meisters, das Werk nicht aufzuführen, sondern den Patronatsmitgliedern einfach ihr Geld herauszuzahlen. Aber was bedeuteten alle diese Fragen gegenüber der Freude und der Größe dieses Augenblicks. Und er selbst fühlte das Glück, daß er so weit gekommen sei. Aber er ging sofort an die Fortsetzung. Und da holte er all die früheren Skizzen hervor, die er nicht benützt. Sie schreibt davon: „Er bringt mir mehrere merkwürdige Blätter, einige noch aus ‚Tristan'. Ich bitte mir alle für den Weihnachtstisch aufzubewahren und habe jetzt schon die Freude daran, wenn ich auch die Blätter noch nicht eingesehen habe." Er aber meinte: „Jetzt sammle ich Fuyards wie Friedrich der Große", alle musikalischen Gedanken, die er flüchtig niedergeschrieben. Er singt die Weise „Am Morgen nach der Weihnacht", er denkt an die Bearbeitung des „Fliegenden Holländer". Sentas Ballade sei volkstümlich, aber nicht recht charakteristisch für den Holländer. Und abends liest er ihr und den beiden

Töchtern „Ein Ende in Paris" vor und erschüttert sie auf das tiefste. „Denn es war ja ein Teil von Richards Wesen darin, von ihm selbst dargestellt." Tief ergreifend aber war eine Szene, die sich zwischen ihnen abspielte. Nach einem wundervollen Spaziergang, wo sie mit Zärtlichkeit von ihrem Bayreuth sprachen, lesen sie abends im „Porphyrius", und da kam er auf den Selbstmord zu sprechen und im Zusammenhang damit auf ihr eigenes Schicksal. Dazu schreibt sie: „Was ist alles Leiden, was der Jammer gegen diesen Augenblick! Von ihm es zu hören, nicht daß es Schaffensfreudigkeit, sondern daß unsere Liebe es ist, die ihn dieses Elend vergessen läßt. Ich arme Selige! Wie in einem Rausch des Entzückens trenne ich mich von diesem Tag, welches Leben, welcher Ton könnte dies aufwiegen! Wie er von dem Selbstmord sagt, er sei die höchste Bejahung des Willens, antwortete ich: O, sag' das nicht, ich will nicht leben ohne Dich. Er: ‚Das ist etwas anderes.' Er sagt, daß L. vor der Cholera sich flüchtete! Also man will es in der Hand haben und nicht einer rohen Gewalt die Macht über den Tod lassen."

Und dann wieder gehen beide in das Honoratiorenstübchen bei Angermann, und sie freut sich der Anrede „Frau Meister" und des ganzen „Abenteuers". Es ist ein stetes Anregen, das sich zwischen ihnen abspielt, und er spricht eigentlich immer gehobene Gedanken aus. Wenn er zum Beispiel einmal sagt: „Melodie geht über alles, selbst über die anmutigste Gebärde im gesteigerten Augenblick. Sie ist eine Art Schöpfung für sich." Oder wenn sie „An den Christlichen Adel deutscher Nation" von Luther lesen und er meint: „Einen ähnlichen Brief müßte man, wie damals über Rom, jetzt über die Israeliten schreiben! Ja, an wen?" „Ich meine scherzend, ja, dann müßte der Brief an die Sozialisten gerichtet sein." Und sie fügt hinzu: „Er ist der einzige, dem das Herz so schlägt, voll gewaltiger, mitleidsvoller Entrüstung." Oder sie kommen auf das Religiöse zu sprechen: daß das Unglück des Protestantismus die Theologie sei. Die Apostel seien die einzigen, die das Ding beim Namen nannten.

So kam der 22. Oktober, der Geburtstag ihres Vaters. Auch er war in bester Stimmung, und sie haben ihm eine lateinische Depesche gesandt: „Magnificat anima nostra Patrem Optimum Franciscum. Ricardus Cosima cum Familia." Liszt empfing freudig die Depesche und dankte in der herzlichsten Weise. Er hatte ihr zum 27. September aus der Villa D'Este in Tivoli zum Namenstag geschrieben: „Seit vielen Jahren habe ich Dir die letzten Tage des September besonders geweiht. Auch dieses Mal den 27., das Fest Deines Namenspatrons St. Cosmas. Ich war bei Euch mit ganzem Herzen. Sogar das Brevier hielt mich an diesem Tage fest. Es sagt, daß Cosmas und sein Bruder Daminanus, zwei berühmte Ärzte aus Arabien, die Krankheiten, die man für unheilbar hielt, geheilt hätten, ebenso durch das Verdienst Jesu Christi, wie durch ihre medizinische Kunst. Der Meßkanon nennt sie (infra actionem), also einen Augenblick vor der Wandlung der Hostie! Welche kräftige und mutige Märtyrer! Man warf sie in das Meer, in Ketten gelegt. Sie kehrten frei, ihrer Ketten ledig, in das Leben zurück. Der Präfekt Lysias, der dieses Wunder Zauberkräften zuschrieb, schickte sie in den Kerker zurück und ließ sie am nächsten Morgen auf den Holzstoß steigen. Als aber die Flamme sie verschonte, befahl er mehrere Folterungen, die gleichfalls nicht wirkten. Da wurden sie schließlich befreit. ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis': Ohne Haft, ohne Gefängnis oder Holzstoß oder Untertauchen im rein literarischen Sinne besitzest Du und hast Du einen durchhaltenden Mut bewährt, würdig Deines Patrons St. Cosmas, und deshalb bist Du und bleibst Du meine geliebte Tochter Cosima unica."

Dann aber schreibt er in reizvoller Weise, zurückdenkend an Wahnfried und seine menschlichen und tierischen Bewohner: „Denke, daß unmittelbar unter dem Fenster meines kleinen Arbeitszimmers sich eine Galerie befindet mit etwa 20 Hühnern. Ihr Casino ist weniger brillant als das Eurer Hühner in Wahnfried.

Hohe Mauern trennen sie von den übrigen lebenden Wesen. Sie sind wie in einem Kloster, und die noble Nachbarschaft von Pfauen und Fasanen ist ihnen versagt. Trotz alledem scheinen sie munter, auch der Hahn. Ich füttere sie mit Extrarationen von Brot und Käse. Während der letzten 14 Tage habe ich meine ‚Via crucis' fast vollendet: 14 kleine Stücke, sozusagen Stoßgebete für Orgel oder Klavier. Obwohl diese Art von Musik in keiner Weise dem Geschmack des Salons entspricht, so werde ich meine Kreuzwegstationen zu gleicher Zeit mit der Hymne an den ‚Bruder Sonne', die ‚Schwester Mond', den ‚Bruder Meer', den ‚Bruder Wind' usw., an den heiligen Franz von Assisi veröffentlichen."

Man sieht, wie er seine Schöpfungen bescheiden nennt gegenüber dem Werke, das in Bayreuth entstand. Aber doch in einem gewissen Sinne des Zusammenhangs, in Idee wie Empfindung. Denn er schließt den Brief mit den Worten: „Lob, Ehre und Ruhm dem ‚Parsifal'!" Es war ihm nicht bloß vom rein religiösen Standpunkt aus, sondern aus herzlichem Gefühl für das Werk von Bedeutung, gerade jetzt diese künstlerischen Zusammenhänge mit Wahnfried zu wahren. Und auch dort dachte man nicht anders. Denn Liszt konnte wenige Wochen später schreiben: „Welche Königskrone hat mir Wagner zum 22. Oktober gegeben. Sein Brief über ‚Dante' hat mich in tiefster Seele bewegt. Und wohl wissend, daß ein solches Urteil stärker ist als mein Talent, nehme ich sie mit tiefem Gefühle echter, christlicher und heiterster Freude an. Du geliebte Cosima, Du weißt recht gut, daß es falsch ist, wenn man mich der Eitelkeit beschuldigt: Zum Beginn meiner schwachen Werke sündigte ich vielmehr durch übertriebene Bescheidenheit, und jetzt erst recht, je mehr sie mir unzureichend erscheinen. Wenn ich nichtsdestoweniger fortfahre zu arbeiten, so geschieht es deshalb, weil ich das innere Bedürfnis und den Sinn der beruflichen Pflicht fühle, die mich dazu antreiben. Jeder muß sich zu irgendeiner Profession ehrlich bekennen. Die meinige ist, Musik zu machen und zu schreiben, ohne daß ich

mich irgendwelchen Illusionen über den Erfolg meiner Bemühungen hingebe. Dennoch bin ich in dieser Beziehung meiner durchaus sicher und versichert. Parsifal hat mich geweiht! Kein Souverän der Erde könnte mir einen so hohen Lohn geben, und ich würde Scham empfinden, geringeren zu nehmen. Und wie das lateinische Telegramm, unterschrieben Ricardus und Cosima, das Fest des 22. Oktober völlig verschönt hat! Ja, meine Lieben, Ihr überhäuft mich mit Eurer Güte. Ich bin verklärt in Euch und bitte Gott, daß ich meine Schuld Euch gegenüber im Zeitlichen und in der Ewigkeit bezahlen kann." Und er schreibt über die äußeren Verhältnisse. „Der Brief Feustels hat mir eine große Genugtuung gegeben. Dank dem Himmel und dem König Ludwig II. von Bayern! Die törichten Äußerungen, Glossen und Schwätzereien der öffentlichen und privaten Ungunst über den schlechten Zustand von Bayreuth werden jetzt wohl in der nächsten Zeit eine Variation erfahren müssen." Dann aber spricht er noch von Leo XIII., der ihn demnächst in Audienz empfangen wird, und erwähnt dabei ein Wort, das Graf Gobineau, „ein Mann von Wissen und von poetischem Talent", der französischer Gesandter in Persien, in Brasilien, Athen und Stockholm war, ein „Gefolgsmann" der Frau von Schleinitz, ihm jüngst gesagt habe: Zwischen Pius IX. und Leo XIII. ist der Unterschied: „Der verstorbene Papst sprach lebhaft und oft in geradezu entzückender Weise. Aber er fragte nicht und er hörte niemals. Sein Nachfolger fragt und scheint zu hören." „Meine Unterhaltung mit ihm drehte sich nur um ganz indifferente Dinge, und wenn ich die Ehre haben werde, ihn wiederzusehen, so wird das gleiche der Fall sein. Zum Glück bin ich seit langen Jahren innerlich befreit von allen geweihten Wassern des Hofes und auch denen des vatikanischen Hofes. Das geweihte Wasser irgendeiner Kirche genügt durchaus meiner frommen Gesinnung."

Man erkennt freudig den tieferen Zusammenhang, der sich zwischen Wahnfried und der Villa D'Este entwickelt hatte.

Frau Cosima aber fühlte in diesen Tagen unter äußeren Einflüssen sehr stark die Erinnerung an ihre beiden Geschwister. Der Meister merkte es und spielte ihr und den beiden älteren Töchtern „Tannhäuser": „Wir (ich mit Daniela und Boni) weinen jene heißen, seligen Tränen, deren Fluß Erlösung enthält. Richard scherzt darüber. Ich sage ihm aber, daß dieses Werk nie übertroffen werden kann: Er: Wolfram sei der echte deutsche Charakter. Italiener und Franzosen haben zu viel chaleur du coeur. Mir erscheint es heute besonders schön, daß die edlen, männlich sanften Gefühle des Wolfram sich gleichsam in ein Symbol verdichten durch seinen Gruß an den Abendstern. Ich gedenke, wie es vor 22 Jahren war, und erzähle den Kindern, wie ich das Werk zum ersten Male sah! Jetzt freut mich und rührt mich die Ergriffenheit der Kinder, und nach einem Grabe entsende ich den Gruß des Gedenkens. Denn Blandine war mit mir bei dieser Aufführung." Und sie kamen auf die Mutter zu sprechen und deren bittere Erfahrungen. Und von ihr auf ihr eigenes Schicksal. Vor 10 Jahren flüchtete sie nach Triebschen! Sie sagt dazu: „Gott, ich weiß nicht, wie man solches überlebt! Es muß ein gütiges Geschick da walten. Richard meinte, er habe rasend Sorge um mich gehabt, die ihn bewog, mir Claire zuzusenden. Er bittet mich hinauf, spielt mir das Vorspiel (zum dritten Akt). Die vielen Blätter, die er dafür entworfen, auch für die Bestattung, zeigt er mir. Er meinte, Fantasien, Einfälle haben ist nicht schwer. Meine Schwierigkeit ist immer die Beschränkung. Und von diesem Vorspiel schreibt sie: Noch lichtloser müsse es sein, wie die Klage eines erloschenen Sternes, das heißt nicht die Klage, sondern der Ton des Erloschenseins, von welchem sich dann die Klage abhebt. So klingt der Beginn, worauf, wie daran gebunden, das mühevolle Wandern und das Erlösungsflehen der Kundry erscheint. Es ist, als ob dies gar nicht gesungen werden und nur das Elementarische hier wirken könnte, wie Richard das auch betont."

So rang sich die Musik dieses Werkes unter ungeheuren Mühen

aus seiner Seele los, gerade weil er, der bewußt Schaffende, bei jedem Takt sich sagte, daß nur der größte Ausdruck hier genügen könne. Und nur, weil er sich so unendlich glücklich und wohl fühlte in dem Kreis, in dem er lebte, in der Atmosphäre von Wahnfried, gelang ihm das auch. Sie schreibt: „Wie ich aus dem Bad komme und mich zu ihm setze, sagt er: ‚Ich dachte eben, daß ich das Gefühl der Heimat nur habe, seitdem ich mit Dir bin. Früher, wenn ich mich einrichtete und es mir hübsch machte, wie zum Beispiel in Zürich, da hatte ich eine Art schlechten Gewissens, als ob nichts dauern, alles bald in die Brüche gehen werde. Das zeigt, wie unsicher ein großer Teil meines Lebens war. Mit wieviel mehr Recht aber muß ich sagen, daß mir nun die Heimat wurde. Wie einsam in Wien! Mit Friederike Maier ging ich zu Sperl, in dem Gedanken an das lustige Wien von 1830. Es war alles scheußlich.‘“

Dann kam Allerseelen. Und aufs neue steigen die Gestalten ihrer toten Lieben vor ihr auf. Und er selbst spricht von Blandine, deren Schicksal in ihrer wunderlichen Heirat lag. „Gestern gedachte ich, wie Daniel aufgelebt wäre bei Richard, wie bei ihm auch alle Schranken gefallen wären und er in der Hingebung zu ihm auch eine Quelle eines neuen Lebens gefunden hätte.“ Und in der Tat, kaum einer hätte auf ihn so zu wirken vermocht und zu gleicher Zeit dem Meister selbst so viel der Empfindung und des Schönen gebracht als gerade Daniel. Der Meister aber weiß sie in seiner Art stets von den düsteren Gedanken abzubringen. So sagt er eines Tages, als sie traurig ist, daß der Vater nicht schreibt: „Eines kann ich Deinem Vater bestimmt sagen, daß ich unter besserem Einfluß stehe, wie er. Dagegen kann er nun nichts sagen, daß das Glück in dem Verhältnis zum Genialen das sei, es ganz nach seiner Art erblühen zu sehen, scheint vielen Frauen nie aufgegangen zu sein.“ „Sie wollen beatricisieren, ich will dantifizieren, von ihm ganz geschaffen werden, mein Ich zertrümmert er nur in mir. ‚Château demoli est à moitiée reconstruit.‘ Er findet, daß ich stärker werde

und beklagt, daß ich nicht so aussah, wie mein Vater da war. Ich sage ihm, daß, wenn ich allein mit ihm wäre, dann wäre mir ganz einzig wohl, dann fühlte ich mich in der Läuterung von der Schuld des Daseins, und das bekommt mir auch physisch gut."

Unter diesen Eindrücken schrieb sie an Frau Mimi einen Brief, der in hohem Grade charakteristisch ist: „Ein langer Zeitraum ist verstrichen, seitdem ich Ihre letzten Zeilen erhielt, geliebte Mimi, und indem ich mich anschicke, sie zu beantworten, ist es mir, als ob ich Ihnen ein ganzes Lebensbild entwerfen müßte. Wie häufig habe ich durch die inneren Ereignisse Ihrer gedacht. Wie anhaltend habe ich zu Ihnen mit jener Stimme gesprochen, welche keine Worte findet. Ja, indem ich an meinem Schreibtisch sitze und Ihnen das äußere Zeichen dieses ununterbrochenen Zusammenhanges senden will, versuche ich festzuhalten, was im ewigen Fluß immer da ist, und zurückrufen, was aus diesem Fluß sich zuweilen besonders kräftig erhebt. Wird es mir gelingen? Beinahe möchte ich es bezweifeln. Denn immer traumhafter gestaltet sich mir das Sein, und soll ich den Ausdruck dafür in das Leben senden, in welchem Sie als holdeste Wirklichkeit walten, so fühle ich jetzt eine Art Lähmung. Ich empfinde, wie selbst in dem Traume die Empfindungen herrschen und wie ich Ihnen heute ein anderes Abbild gebe, als wie es vor einem Tage selbst geschehen, auch ist das Beschauliche kein gutes, mitteilsames Wesen mehr. Und zur Beschaulichkeit gehört jetzt fast alles. Erhebt sich im Herzen ein allbekannter Schmerz, so begrüßt ihn mein Sinn: ‚Bist Du wieder da und wieder rege, noch immer nicht ganz zur Ruhe?' Rührt sich das Bewußtsein, des Daseins Schuld, so sage ich: ‚Willkommen, du alter Gast, wir kennen uns, Du hast mir redlich beigestanden.' Nur die Sorge, die Schaffnerin dieses wundersamen Haushaltes, sie rede ich nicht an. Sie ist nur lebendig für das Eine, für das aber ohne Rast und Ruh', wenn sie einmal aufgescheucht wird. Und über all' dies Wesen, ja über das Wüten der Sorge wölbt sich ragend und schützend das Gott-

vertrauen. Wollte ich dieses näher bezeichnen, so müßte ich sagen, daß das Schicksal mir Gott ist: Das Schicksal, das mich geheimnisvoll wunderbar leitete und befreite. Schürt und facht die Sorge, so rufe ich den Gott an, und das Flehen selbst ist Hilfe, denn es ist Glauben und Vertrauen, und so bin ich in diesen Zeiten selbst über die Angst um das Wohlergehen des Einzigen hinweggetragen. Wie oft, indem ich dem gewohnten Kreise der Beschäftigung nachgehe, erblicke ich unser jetziges Dasein in späterem Gedenken der Kinder. Wie in der ‚Zueignung' verschwindet mir die Gegenwart. Nur ist es nicht die Vergangenheit, in welcher sie schwindet, es ist die Zukunft, in welcher ich ihre eigene Verklärung erblicke, so daß ihr Scheiden nur eine Steigerung ist, in welcher ich mich erst wahrhaft ganz ihrer freue. Vom Gleichnis zum Ereignis, von der Endlichkeit zur Ewigkeit wandelt der Sinn im weltvergessenen Fluge. Gewiß werden Sie erkennen, wie der Genuß hier strahlte, wie die Liebe hier waltete und wie mir das äußere Sinnen bald verhallenden Mißton in eine Welt hineinwarf, für welche die andere Welt (wollen wir sie die wirkliche nennen) immer gespenstischer wird. Ja, selbst das Verlangen nach manchem Schönen, wie Sonne und Blüten, ist mir erloschen, und ich habe so oft entzückt und dankbewegt in den grauen Himmel und in die starren, schmucklosen Bäume unter den Klängen von ‚Parsifal' geblickt, daß selbst dieses Trübe mir seine Seele zeigte und ich sie liebe, die armen Gesellen, wie ich alles liebe, was ruhig ist und mir gestattet, das Eine zu sein, oder besser im Einen zu sein. So begreifen Sie denn, theuerste Mimi, daß es nicht viel mehr mich schrecken kann, und verzeihen es mir, wenn ich es tue, es so seltsam ausfällt wie jetzt. Doch verbleibe ich nicht in diesem Ton, und ich will das wenige berichten, was zu berichten ist. Daß meine Kinder mir immer viele Freude machen, daran zweifeln Sie nicht, nicht wahr? Durch Frau von Staffs Anwesenheit in Bayreuth habe ich einen ganzen Kreis von jungen Mädchen bekommen, denen ich die Odyssee vorlese, Plutarch,

französische und deutsche Geschichte, so gut es geht, erkläre; die aufmerksamen Gesichter, die lebhaften Augen erfreuen mich wirklich. Ich habe die Mädchen alle vor acht Tagen in Wahnfried tanzen lassen. Lulu ist wirklich eine sehr angenehme Zutat des Lebens, sie ist witzig, energisch, unsnobistisch im höchsten Grade und durchaus neidlos, wenn auch mit ihrem scharfen Urteil. Auch kann sie sehr eigentümlich gut aussehen. Boni und Eva scheinen beinahe schön werden zu wollen, und Loldi überspringt die Schönheit, tendiert zum Erhabenen. Fidi entwickelt viel Witz und Gesinnung (er leidet nicht, daß man in seiner Gegenwart übel von Bayreuth spricht, er verehrt den ‚Winkel‘). Alle überragend gut gegen mich, helfen mir gar schön, und der Segen wird ihnen nicht ausbleiben dafür. Mein Herz fühlt es, so unvermögend ich auch bin, nach ‚außen etwas zu bewegen‘.“

„Wir haben mit großem Interesse ‚Terres Vierges‘ durchgenommen, und sollten Sie es nicht kennen, so möchte ich sie Ihnen empfehlen als Schilderung einer Bewegung, welche Nichtigkeit ist, aber Charaktere aufreibt und wie Trunkenheit wirkt. Man glaubt alles darin erlebt zu haben, was zum Beispiel nie der Fall mit den Romanen Balzacs ist, welche noch Poesie sind. Dies ist aber Realität, traurig, traurig. Gern wendet man sich ab, aber dem Autor muß man zugestehen, daß er richtig gesehen und gezeichnet hat. Von dem Busch'schen Buche will ich lieber nicht viel sagen, der Eindruck war ein trostloser, und lieber von meiner letzten Lektüre ‚Der Mondaufgang der Erkenntnis‘, ein indisches Drama, ein Wort sagen, weil es mich tief beschäftigt hat. Wenn ich je Lust zum Anziehen des blauen Strumpfes verspüren könnte, so würde ich die Parallele zwischen den ‚Autos des Calderon‘ und dieses merkwürdigen indischen Dramas zu ziehen versuchen, und ich möchte, daß einer unserer Mitarbeiter sich dieser Aufgabe unterzöge, vielleicht sogar die dramatisierten Abhandlungen des Giordano Bruno hineinverwebte, um mit einer Besprechung des ‚Parsifal‘ das Ganze zu krönen. Allein

wer soll das tun. Dohm hätte es gekonnt und vielleicht einst getan, aber jetzt? Wollen Sie ihn dazu vielleicht auffordern? Freilich gehört zu einer solchen Arbeit eine Versenkung in die tiefsten Probleme, die die Menschheit beschäftigt, und ein freies Erklingen der höchsten Höhen, von wo aus man dem Dichter folgen kann, welche in unseren ‚buschigen' Tagen nicht gut möglich sind.

So wird denn unser guter Wolzogen wohl ziemlich einsam bleiben. Er ist jetzt in unserer Nähe eingezogen; seine Schwiegermutter hat das Haus gekauft, bewohnt den unteren Stock davon, den oberen hat er mit seiner Frau. Ein Gittertor vereinigt Wahnfried damit. Und so bilden wir die seltsamste Kolonie, wir, wenn Sie wollen, die Familie Robinson, und er die Familie Freitag. Ich kann noch immer nicht begreifen, wie er seine Schwiegermutter, die Generalswitwe, zu dieser Übersiedlung überredet hat, und es zeigt sich mir wieder, was der Enthusiasmus vermag. Die nächsten Blätter werden Ihnen Freude bringen, denn man darf sich freuen, als einzige Ausnahme zu erscheinen, wenn die Norne uns noch so traurig stimmt.

Sie haben sich gewiß auch für meinen Vater gefreut über den Aufsatz ‚Publikum in Zeit und Raum'. Es war mir lieb, von Ihnen über die Aufführungen in Leipzig so Gutes zu hören; ich erfahre soeben von einem Beteiligten, daß sie bei weitem besser waren als die Wiener. Sehr danke ich Ihnen auch für den Bericht über den fünfsonatlichen Abend. Es schien wirklich wie eine Gottesversuchung, und doch ist es, wie man sagt, überall geglückt (Bülow). ‚Parsifal' ist also eine Spezialität, wohler dem, der das sagen kann, als dem, welchem die ‚Nibelungen' nichts sind. Das Werk von Gobineau über Persien gebe ich meinem Mann zu Weihnachten.

Über den Weinstock, der Sie in Besitz der ‚Phänomenologie' versetzte, mußte ich sehr lachen. Wie viele unserer Damen hätten mit Dank das Anerbieten der Verleihung angenommen. Aber ich fürchte, Sie und ich, wir stehen nicht auf der Höhe unserer Zeit." Und dann spricht sie von einer neuen Heirat aus dem befreundeten

Kreise und knüpft an die Güte dieser Frau folgende Ausführungen: „Die Güte ist das ewig Junge; sie einzig wandelt mit dem Geiste wie mit ihresgleichen. Schönheit, Witz, Energie, nichts kann der Genialität beistehen. Die Güte aber vermag es, und sie ist selten wie das Genie. Selbst nie kann sie dumm sein, weil sie nie schlau sein will, und vor dem wahrhaft Guten muß wohl alles die Segel streichen. Wie schön hat das Goethe empfunden, wenn er Götz so einfach sagen läßt: ‚Wen Gott liebt, dem gibt er ein gutes Weib.‘ Welch einen Schatz von Treue, Zuverlässigkeit, Aufopferung, Liebe läßt er in diesem Wort ahnen, da er die Liebe Gottes darin erkennt!...

Nun rede ich zu Ihnen wie zu einem meiner Schulkinder, die ich zuweilen auf Einzelheiten aufmerksam mache, und gerate in das Predigen. Sie nehmen nichts für ungut und stellen sich mein Leben, wie ich es Ihnen zu schildern versuchte, vor, um das Übermäßige dieser Zeilen zu entschuldigen.

Ich habe diesen Monat, wie mein Mann infolge angestrengter Arbeit einige schlaflose Nächte durchleben mußte, schwer gelitten. Ich half mir, wie ich Ihnen sagte; wenn dieses angstvolle Mitleiden schweigt, dann schrecke ich vor meinem Glück zurück. Oder besser, ich beuge unter dem himmlischen Druck dieses Gefühls zusammen. Wie ich dessen mich wert machen könnte, wird mir fast zu einem quälenden Gedanken, und in den Tod möchte ich für denjenigen gehen, der sein Leben mir zur Pflege übergab. Ich entsinne mich, wie ich als junges Mädchen, als ich die Heldentaten der Griechen mit der Begeisterung las, welche der Jugend zu eigen ist, den Mann als den glücklichsten pries, der seiner Vaterstadt die Nachricht der Siegesrettung sterbend brachte. Noch immer ist dieselbe Empfindung in mir wach. Doch will mein freundlich hehres Geschick, daß ich lebe und es erlebe, wie immer siegreicher der Genius ausstrahlt. So muß ich denn das Glück tragen wie ein Volkskind, das zum Königsmantel kam, und sehen, wie es geht. Nur will die

Sprache mir nicht mehr gut gehorchen, und wenn ich aus dem gewohnten ruhigen Geleise der Beschäftigungen und aus der sie begleitenden Meditation herauskomme, so sehen Sie, welch' ein Überschwängliches gerade ich hervorbringe. Es war mir aber ein Bedürfnis, bei dem Eintritt in das Weihefest Ihnen aus dem weihevollen inneren Sein, wenn es mir gelingen konnte, einen Liebesstrahl zu entsenden. Möchten Sie diese Zeilen in einem ruhigen Augenblicke gelesen haben, wo ihr Sinn Ihnen trotz der Worte klar wurde. In einer Umarmung fasse ich schließlich die Empfindungen zusammen, die mir diese Zeilen an Sie, Theure, eingaben!"

In der Tat hatten die letzten Monate für Frau Cosima Tage der Sorgen gebracht. Es waren nicht bloß Überarbeitung und Schlaflosigkeit, sondern auch gewisse Nebenerscheinungen, die sich krampfartig kundtaten und dem Meister selbst trotz seiner ungemeinen körperlichen Lebendigkeit schwere Stunden bereiteten. Aber da trat der ganze Zauber ihres Wesens zutage, und sie hat oft die Krämpfe durch das Auflegen ihrer Hände gestillt. Kein Wunder, wenn er dann in Stunden freudigen Schaffens von ihr meinte: „Du machst mich zum Optimisten", und sie dann bescheiden erwiderte: „Du bist der einzige Mensch, der zum Glücke fähig ist, denn Du hängst an nichts Eitlem." Und als ob sie sich gegenseitig überbieten wollten in dem Gefühle ihres Glückes, mußte sie von seinen Worten sagen: „Wie gäbe sie die Seele wieder, die er durch diese durchzückende Flamme glühen macht."

So kam Weihnachten, das in ebenso schöner Weise begangen wurde wie alljährlich, aber doch schon erfüllt war von jenen geheimnisvollen Vorbereitungen, die der Geburtstagsfeier der Herrin von Wahnfried galten. Als sie am Morgen des 25. erwachte, dachte sie darüber nach, daß sie ein ganzes Jahr lang in Wahnfried gehaust und der Zauber des Hauses, der ja von ihr ausströmte und durch die Reflexwirkung bei dem durch alle Liebe und für alles Verständnis so empfänglichen Meister erzeugt war, über ihm waltete.

„Der Zauber Wahnfrieds“, so schrieb sie selbst, und unter diesem Gedanken muß man die ganze Feier, die der Meister für die Gattin veranstaltete, betrachten. Ohne daß sie eine Ahnung hatte, hatte er die Meininger Kapelle in aller Stille berufen, und so wurde der Tag in einer musikalischen Weise gefeiert, wie es kein Fürst schöner vermocht hätte. Schon die Bescherung am frühen Morgen an ihrem Bett hatte einen wirklich rührenden Reiz. Wie ein junger Liebhaber ließ er vor ihr die zahlreichen schönen Toiletten ausbreiten, die er mit auserlesenem Geschmack für sie selbst ausgesucht hatte, jede Robe vollständig mit den dazugehörenden Schuhen. Kurzum, er tritt uns hier entgegen wie ein junger Kavalier der Rokokozeit, und nur das „Schwankleid“, auf das er besonderen Wert legte, und das sie nur an feierlichen Tagen trug, war dieser Atmosphäre des Rokoko entrückt. Noch mehr aber die Klänge, die nun aus der Halle emporbrangen, und die neben der Fugen-Ouvertüre von Beethoven und vielem anderen — auch diese Feier hat Glasenapp eingehend geschildert — das „Vorspiel“ brachte, das ihr in der Instrumentation nicht bloß in voller Größe und Weihe erschien, sondern ihr zeigte, daß der Meister hier wieder einen neuen Weg seines künstlerischen Schaffens gefunden hatte. Sie war unendlich glücklich und dankbar und fühlte nicht bloß die Liebe dieses einzigartigen Menschen, in dem in der Tat sich etwas unmittelbar Großes und ausgeprägt Fürstliches zeigte, sondern auch die Art, wie die Bevölkerung Bayreuths am Abend sich in Wahnfried zusammenfand und ihr huldigte, ließ sie erkennen, wie sehr sie mit ihnen allen unmittelbar verwachsen war.

In dieser Zeit aber wandte sie sich aufs neue einem Buche zu, das sie aufs tiefste fesselte und das auch er wiederum, nachdem er in seinen Aufsätzen daran anschließen mußte, mit seltsamem Interesse las: „Oper und Drama.“ Sie fand es einzig in seiner Art. Sie fühlte durchaus dessen Charakter, das nicht um des Wortes willen geschrieben war, sondern das er schmiedete wie ein Schwert, um es

im Kampfe zu führen, und das ihm in keinem der vielen Kämpfe zerbrochen ist. Als sie ihm begeistert ihr Urteil, daß es einzig in seiner Art sei, sagte, meinte er lächelnd, so hätte er wenigstens einen Leser dafür. Aber ihr war es wie eine Offenbarung für Volk, Staat, Welt und Theater, und sie war durchaus einig mit ihm, daß das deutsche Wesen unsagbar gelitten, weil die Juden zu früh in dasselbe eingedrungen waren. Es war noch nicht gefestigt genug, daß es diese Invasion hätte ertragen können. Freilich kam sie bei diesem Buch auch auf Zürich zurück und auf die dortigen Verhältnisse, und es hat einen eigenen Reiz, ihn darüber zu seiner Gattin sprechen zu hören, zumal über den Kampf von Frau Minna mit Frau Mathilde, wie sie sich gegenseitig zu ärgern suchten, ärgerten und reizten — „und ich — an keine dachte ich". Sie kamen auf diese Dinge um so mehr, als kein anderer Hofkapellmeister Levi ihr zu Weihnachten Gottfried Kellers „Züricher Novellen" gebracht hatte. Dadurch lebten auch die alten literarischen Beziehungen zu diesem Zürich wieder auf, wo Herwegh eine vorübergehende, Gottfried Keller aber eine unsterbliche Rolle gespielt hatte. Und sie lasen nun zusammen diese Novellen, die ihm ein unendliches Vergnügen bereiteten und auch ihr als das erschienen, was sie waren. „Ursula" und „Hadlaub" machten ihnen einen tiefen Eindruck, und das „Fähnlein der sieben Aufrechten" führte sie trotz eines gewissen Widerwillens gegen diese echte Schweizer Art, wie sie in dem Buche zur Darstellung kam, nach Zürich zurück. Und noch tiefer zurück griffen sie im Leben des Meisters. Er erhielt gerade jetzt das „Liebesverbot", und er spielte ihr die Ouvertüre vor. Da erklärte sie, daß ihr die zu den Feen besser gefalle. Er aber meinte, die andere sei genialer. Aber für sie war es in der Tat ein Umfassen des ganzen Lebens des geliebten Mannes, wie sie nun in alle diese Werke eingeführt und eingeweiht wurde, sie, die selbst am meisten dazu beitrug, daß alles gesammelt wurde und in Wahnfried eine bleibende Stätte finden sollte. Sie sprachen auch über die merkwürdig ver-

schiedenartige und doch immer trotz allen Einflüssen die Eigenart des jungen Künstlers offenbarende Gewandtheit der musikalischen Form. Dabei kam er im Gegensatz zu der Produktion schon jener Tage darauf zu sprechen, daß sein Lehrer Weinlich ihm gesagt, Dissonanzen seien mißlich, denn entweder klängen sie schlecht, oder sie würden überhaupt nicht gehört. Daraus habe er den Schluß gezogen, überhaupt keine zu schreiben. Denn das Schlechtklingen hätte er schließlich noch auf sich genommen, aber das Nichtgehörtwerden, das mußte vermieden werden.

Aber schon im Januar dachte sie an die Feier seines Geburtstags und wußte dafür nichts Besseres als ihr Bild. Lenbach war verständigt, und es kam nur darauf an, die Möglichkeit zu finden, sich aus Wahnfried zu lösen, ohne daß es zu sehr auffiel, und auch ohne daß sie zu viel Verstimmung erregte. Und es ist ihr gelungen, und zwar mußte der Zahnarzt der Kinder dafür herhalten. In wenigen Sitzungen hat denn auch Lenbach das Werk vollendet. Inzwischen war es dem Meister doch recht einsam zumute, und er ging förmlich sie suchend durch die Räume, bis sie plötzlich wieder erschien, früher als er gehofft. Da war er natürlich unendlich glücklich, und gerade solche innere Bewegungen, die beinahe Konflikte erzeugten, haben auch seine Schaffenskraft angeregt. So hat er plötzlich bei Tisch sich erhoben, weil ihm jene großartige Harmoniefolge der Glocken einfiel, die späterhin Liszt in so hohem Grade bewundert hat. Es galt, sie unmittelbar festzuhalten. Und doch war er gerade in jenen Tagen mit einem anderen Plane beschäftigt, nämlich mit der Umarbeitung des „Fliegenden Holländer". Da legte sie förmlich Protest ein: „Es kränkt mich, wenn man eines seiner Werke vorzieht. Der edle, große Zug geht durch alle, und jedes ist einzigartig unvergleichlich." Es ist denn auch jener Plan in großem Umfange, wie er ihn im Auge gehabt, nicht zur Ausführung gekommen.

Sie selbst aber lebte in einer ganz eigenartigen Welt und in seltener Gehobenheit des Empfindens. Es war geradezu ein meta-

physisches Dasein, das sie führte und zu solchen Worten veranlaßte: „Unnennbares Gefühl. In meinen Armen möchte ich ihn fassen, tragen himmelwärts, von allem Leide frei, heiter. Mir ist es, als ob das mein Amt sei.“ In dieser Zeit hat sie gerade auch mit ihrer Freundin Luise Voß in ganz besonders nahen Beziehungen gestanden. Nicht als ob Marie von Schleinitz und Malwida nicht auch die Stimmungen verstanden hätten. Aber dieses warmherzige Wesen brachte ihr gerade dafür besondere Regungen entgegen, und so schrieb sie ihr: „Es will mir beinahe traurig dünken, daß niemals beinahe der Grund eines Schweigens ein erfreulicher ist, und daß man im Rechte ist, wenn man um die Schweigenden in Sorge gerät! Die Mitteilung, welche Sie mir machen, geliebte Luise, stimmt so auffallend mit mancherlei Erfahrung, die in meiner Umgebung gemacht wurden, daß ich sie als Zeichen dieser Zeit betrachten möchte, in welcher das noch Bestehende gespenstisch erscheint und dabei doch unersetzlich ist: ‚Dämmert der Tag oder leuchtet die Lohe?‘ frägt die Norne.

Auf Ihre Weisung hin habe ich das 16. Kapitel des Evangeliums Lucae gelesen, einen erschütternden Eindruck wieder davon erhalten. Ich glaube, daß mit der Klugheit der Kinder der Welt unser Erlöser nicht den Geist meint, sondern daß sie ihre Interessen besser verstehen, als wie die Kinder des Lichtes das ihrige, welche es noch verabsäumen, sich Freunde im Himmel zu machen. Die Stelle: ‚Was hoch ist unter den Menschen, ist Greuel vor Gott‘ hat mich in tiefes Sinnen versetzt. Der Zufall wollte, daß ich gerade jetzt einige Fragmente aus Plutarch und auch Xenophon gelesen hatte, welche die alte Welt in ihrer ganzen lebensvollen Schönheit vor mir erstehen ließen; unter diesem mächtigen, ja beinahe berauschenden Eindruck, den der Anblick eines jüngst in Olympia ausgegrabenen Hermeskopfes (seitens unseres Freundes Curtius, Helbig'schen Angedenkens) noch bestärkte, erscholl dieses Wort in mein Inneres, und wie im ‚Tannhäuser‘ bei der Anrufung der Maria Venus und ihr Zauber verschwindet, so erblaßt das Schöne, Herrliche vor dem

Erhabenen. Und weiter sinnend und den Eindruck des Schönen wiedererweckend, sage ich mir: ‚Als Bejahung des Willens zum Leben der griechischen Welt, als Vereinigung des Christentums, von diesen beiden Strömungen der Menschheit kann ich mich tragen lassen, ja bis zu einem gewissen Grade kann ich sie im Gebiete meiner Seele vereinigen. Unsere Welt aber, unschön und unchristlich, unwahr bis in die kleinsten Fasern, mit dieser kann ich mich nicht versöhnen. Als eine höchste Offenbarung vernichtete das Christentum die Welt und mit ihr auch das Schöne. Die Menschen versuchten die Versöhnung der Welt und des Christentums, und wir haben unser heutiges Wesen. Daß die Kunst, in welcher ich lebe, gänzlich von diesen Wesen losgelöst ist und das Schöne wie das Erhabene in sich finden durfte, dies der Segen, der mich betaut und meinem Herzen die Schwingen gibt, welche es weit weg von allem Beschwerlichen emportragen. Aber immer weniger begreife ich ein Befassen mit der Welt, und mir ist es, als ob, wenn man ihr den mindesten Einlaß gestattet, es aus sei mit dem Zauber des Genius und der Liebe, welche eben Vergessen heißt! —

Ich hatte diese Worte geschrieben und frug mich, wohin ich sie nun entsenden sollte, als Ihr lieber Gruß aus Groß-Gievitz mich erfreute. So leid es mir tut, daß Sie den Aufenthalt in Florenz entbehren müssen, den ich Ihnen von ganzem Herzen gegönnt, so scheinen Sie mir doch in Ihrer nordischen Behausung näher. Nicht bloß den Meilen nach, sondern geistig, seelisch! Es ist mir, als ob der Faden unserer Gedanken ununterbrochen von Einsamkeit zu Einsamkeit sich spinne und als ob wir ähnliche Eindrücke empfingen. Es ist wohl merkwürdig, wie alle Sehnsucht nach außen in einem gänzlich verstummt, ja wie man mit eben derselben Begeisterung auf den grauen wie auf den blauen Himmel, auf die weiße wie auf die blühende Erde blicken kann. Ich sehe alles nur noch durch die Klänge, die mich beseligen, hindurch, und schelten Sie dieses nicht als paradox, denn das Gesicht wird wirklich anders im Reiche der

Musik; entweder erstirbt einem alles, erlischt jeder Schein, oder eine eigentümliche geisterhafte Belebung tritt ein, als ob leblose und lebendige Dinge ihr Geheimnis uns sagten, und in der Musik bin ich auch in den Augenblicken, in welcher sie nicht um mich erklingt. Denn in meinem Herzen tönt und hallt sie unaufhörlich nach.

Wir gehen dieses Jahr nicht nach Italien. Für nächsten Winter aber haben wir Neapel auserkoren. Mein Mann hat sehr das Bedürfnis nach südlicher Luft und ich für ihn und mit ihm. Wir wollen nächsten Januar vom Rennweg zum Posilippo ohne Übergang springen und erkundigen uns schon nach Wohnungen. Malwida wird wahrscheinlich mit uns einige Zeit dort verbringen; sie ist mit ihrem Winter in Rom sehr zufrieden, hat Mde. Minghetti viel gesehen, auch Frau Helbig, Fürstin Ouronsoff, einen Hindu, einen bischöflichen Maroniten, kurz den ganzen angenehmen Cosmopolitismus, welchen man einzig in der wunderlichen Stadt findet. Von Mimi erhielt ich auch gute Nachrichten. Sie scheint mit ihrem häuslichen Dasein durchaus zufrieden, und ich glaube, daß das Alter immer deutlicher ihre bedeutenden Eigenschaften hervortreten lassen wird. Frau von Wöhrmann weilt in Naumburg, soviel ich weiß, ob zufriedener, möchte ich bezweifeln. Mit Staffs verkehre ich hier ziemlich viel, namentlich ist der Kinderumgang ein sehr reger; es ist mir eine sehr liebe und wertvolle Nachbarschaft für sie. Wie gerne würde ich Ihnen, geliebte Luise, meine Daniela vorstellen; ich glaube sicher, sie würde Ihnen gefallen. Sie ist sehr lieb, angenehm, witzig und fest im Charakter. Sie ist gar nicht regelmäßig hübsch, aber ihr Gesicht ist interessant, man sieht es gerne an. Boni wird regelmäßig hübsch, mein Mann nennt sie Dorothea, sie ist gelassen, ruhig, etwas stolz, zurückhaltend, aber auch gut. Alle fünf sind mir eine stete Freude, und ich will es hoffen, daß, so gründlich verschieden von mir ihre Naturen sind, dennoch es mir möglich ward, das Gute in ihnen zum vollen Gedeihen kommen zu lassen. Dies alles, was die Erziehung schließlich vermag. Boni ist

jetzt 16 Jahre und der Gouvernante überdrüssig, die ich ihr nicht erlassen kann, wenigstens zum Spaziergang nicht. Alles übrige treibe ich mit ihr. Die Älteste, 18½ Jahre, liest mit mir, sieht die Bücher nach, hat vier Bälle und einige sehr verschiedene Gesellschaften mit Frau von Staff besucht und scheint mit ihrem Leben ganz zufrieden zu sein. Siegfried entwirft Städtepläne und macht Witze! Da, geliebte Luise, haben Sie mein Leben, welches gar einfach ist und nur ein Sinnen und Sorgen enthält. Seien Sie mir gegrüßt von ganzem Herzen und lassen Sie mich hoffen, daß Kummer und Bangigkeit von Ihnen gewichen."

Inzwischen gedieh der dritte Akt in der Orchesterskizze rasch vorwärts, und sie nahm an der „Lachenden Aue" tiefsten Anteil, wie denn auch der Wiedereintritt in den Gralstempel für sie eine ganze Reihe von Betrachtungen weckte. Es ist interessant, daß sie damals, im Gegensatz zu späteren Regiemaßregeln, selbst vorschlug, daß der Katafalk Titurels nicht im Vordergrund, sondern rückwärts in jenem Chor aufgestellt werden sollte, von wo her im ersten Akt seine Stimme erklungen, und der Meister war mit dieser Idee durchaus einverstanden. Es kamen die Ostern, und sie berichtet darüber, wie sie mit den Kindern zum Abendmahl ging. Sie schreibt: „Mit Richards Tönen gehe ich mit den Kindern zum Abendmahl. Ein frohes Osterfest folgte, der Osterhase kehrte ein, und es wurden gleich drei Geburtstage auf einmal gefeiert."

Er aber schritt langsam der Vollendung seines Werkes entgegen. „Alles aus Liebe zu Dir", meinte er. „Kein Gott hätte mich dazu gebracht, den ‚Parsifal' zu instrumentieren." Da traf am 25. April das Nachbarhaus ein furchtbarer Schlag. Baron Staff verunglückte auf der Jagd. Und nun hat sich Frau Cosima in rührender Weise der Witwe angenommen. Es hat etwas Ergreifendes, zu sehen, mit welchem Anteil, aber auch mit welcher Seelenkraft sie die unglückliche Frau zu trösten weiß. Dabei aber auch die Trauer und das Trauergefühl fernzuhalten von Wahnfried, wo

am 26. April die Feier der Vollendung des „Parsifal" begangen werden konnte. Der Meister atmete hoch auf und war glücklich, aber es klang wirklich wie ein Wort des Genius, der sich in geistigen Fernen verlor, wenn er von der Instrumentierung sprach, daß sie vollkommen verschieden sein müsse von den übrigen Werken: die müsse sein wie Wolkenschichten, die sich teilen und wieder vereinigen. Es ist rührend, wie schlicht er von diesem Werke sprach und zumal von dem Abschluß und der Einfachheit, die in der ganzen Ausprägung des Charakters Amfortas' liegt. Und sie ist tief erfüllt davon und spricht zu ihm, daß vielleicht die göttliche Einfachheit des Werkes nur mit der der Evangelien vergleichbar sei — der reine Tor — er beherrscht alles. Der Meister nickte nur und meinte: „Alles ist direkt." Sie war durchaus erfüllt von einem unendlichen Dankgefühl, daß die Vollendung des Werkes erreicht worden, und vergeht förmlich in Andacht und Frömmigkeit. Draußen mochte der Winter weiter toben. Nur meinte er, an Triebschen denkend, daß sie sich dieses Idyll hätten erhalten sollen.

Gerade in diesen Zeiten hatte sie einen Brief von ihrem Vater empfangen, der sie wiederum an fernste Vergangenheit erinnerte: „— Und sieh, ich bin hier in Klausenburg, meine theuerste Tochter! Ich bin hierhergekommen zu einem alten Freund, dem Grafen Alexander Teleki, in Gesellschaft eines jungen Freundes, des Grafen Geja Zichy. Teleki hatte im Jahre 1841 seine Studien in Berlin betreiben wollen. Aber dann gab er und erhielt einen Säbelhieb in einem Duell, das er für mich schlug. In der Folge machte er eine Reise durch Spanien und Portugal mit Felix Lichnowsky, und im Jahre 43 kam er mit mir nach Warschau, Petersburg und Moskau. Auf dem Rückweg stellte ich ihn in Nonnenwerth Deiner Mutter vor. Im Jahre 46 schlenderten wir zwei Monate selbander in Klausenburg und Bukarest. In den Jahren 48 und 49 diente er unter dem Oberbefehl des Generals G., erhielt den Oberstengrad und sollte in Arad gehängt werden.

Aber er fand sich gesund und gerettet im Dienste des Garibaldi in Italien wieder etc. etc. Geza Zichy ist ein Poet und einer der best-begabten Musiker. Der Verlust seines rechten Armes hat zu seiner Berühmtheit beigetragen, denn niemand spielt Klavier so wie er mit der linken Hand. Seit zwei Jahren sehen wir uns regelmäßig in Budapest, und ich werde ihn einladen, diesen Sommer nach Bayreuth zu kommen, wenn ich dort bin."

Das ist ein Bild, das uns den Abbé Liszt wie in den Jahren zeigt, da er seine Pilgerschaft im Geleit von Frau Cosimas schöner Mutter angetreten. „Auf baldiges Wiedersehen, Donnerstag, den 10. April, wird die Freude haben, die Größeren und die Kleineren von Wahnfried zu umarmen Euer Franz Liszt." Aber dazu kam es freilich nicht, und entschuldigend schreibt er dazu von Hannover aus am 12. April: „Ich wollte Ostern mit Dir, meine geliebte Tochter, feiern, ich muß aber mein Fest in Wahnfried verschieben. ... Hans hat mich durch Bronsart zu dem morgigen Konzert in Hannover eingeladen. Man wird hier die Prometheuschöre und die 9. Symphonie hören, für Dienstag und Donnerstag ist Cellini und das Leben für den Zaren (von Glinka) eingesetzt. Ich habe Hans noch nicht in seinen kapellmeisterlichen Funktionen in Hannover gesehen. Diese Gelegenheit erschien mir aber günstig, und ich bin um 2 Uhr morgens hier eingetroffen. Zum großen Ärger von Spiridion, der eben jetzt eingeschlafen ist, habe ich für einige Stunden ein Zimmer im Hotel Rudolf gemietet, um nicht den Schlaf der Bronsarts zu stören, bei dem ich während dieser Woche nach altem Brauch wohnen werde.

‚Sacuntala' ist der Name, den der Graf Apponyi oder Michalovitch für Marie Dönhoff erfunden hat. Ich nehme ihn an, und wenn ich über sie schreibe, werde ich sie so nennen. Gestern hat sie Euch über das Konzert bei Andrassy geschrieben und über die Aufführung der Graner Messe in Wien, wo zum ersten Male dieses Werk älteren Datums eine vollendete und abgerundete Auffüh-

rung erlebt hat. Das ist mir eine Revanche für jene in Paris im Jahre 60, deren Mißerfolg vorbereitet war, wie ich mir schmeichle infolge der Pariser Verbindung mit meinem einzigen Meister Wagner, dem ich das Glück hatte, in gewisser Weise in der Ungnade zu folgen, mit welcher ich nachher durch die Dame Critique in den Zeitungen getroffen wurde.

Die Fürstin Wittgenstein tadelte Adelheid Schorn gegenüber, daß ich mir ein falsches Ideal gemacht hätte. Mein Ideal ist aber sehr wahrhaftig, und mein sehr wahres Ideal ist, Euch so rasch und so lange wie möglich wiederzusehen."

So floß die Zeit weiter, und Frau Cosima begann ihr neues Buch am 1. Mai mit den Worten: „Immer häufiger werden die Bücher. Die Bände, die früher für Jahre genügten, genügen kaum für sechs Monate. Dabei ist es mir, als ob ich selbst immer weniger da wäre. Wird es mir glücken, für Euch, meine Kinder, das Bild festzuhalten, welches ich Euch zu erhalten wünsche? Wird unsere Liebe in Euch leben, ich weiß es nicht, doch fahre ich fort."

Und nicht bloß dieses Tagebuch sollte jetzt weitergeführt werden, sondern auch die Biographie, die seit den Triebschener Tagen fast vollständig hatte ruhen müssen. Und da stellte sie die Frage, ob man sie ebenso wahrhaftig weiterschreiben solle wie bisher. Er bejahte dies sehr bestimmt und meinte, seine Biographie mit Dichtung und Wahrheit vergleichend, daß in jedem schönen Buche eben doch die Wahrheit der Dichtung und umgekehrt die Dichtung eben der Wahrheit zuströme. Es gab für sie aber allerlei Arbeit, vor allem galt es, ihm die Vorbereitungen für den 22. Mai zu verhehlen, eine Sache, die um so schwieriger war, als vielerlei Besuch sich anmeldete. Sie las in dieser Zeit die Erinnerungen von Helene Dönniges an Lassalle, die in unmittelbarer Offenheit Ereignisse und Empfindungen schilderten. Sie spricht mit ihm darüber, und er meinte, es sei eben eine andere Frau von Kalb. Dergleichen lag ihr in gewissem Sinne vollständig fern. Und als sie jetzt die alten Briefe

einräumte, schrieb sie: „Ich räume Briefe ein und lese mit Rührung zwei von ihm an mich wieder, einen vom November 64, einen aus dem Jahre 1867 und einen aus dem Jahre 72 aus Bayreuth. Alle Kämpfe, alle Leiden, alle Freuden steigen vor mir herauf, alles durch die teuren Züge hervorgerufen." So war es verständlich, daß sie mit ihm über die Vergangenheit sprach: „Auf allen den Lebensunsinn zurückkommend, unterhalte ich ihn, wie ich ihm sage, was gar oft mir erklinge. Das andere verschweige ich wie Figaro, wie das viele, was ich ihm nicht sagte." Er war empfänglich für alles: wenn sie im schönen Kleid erschien, das er ihr zu jenem „weihevollen" Geburtstag gegeben, oder wenn er jeden Morgen, wenn sie aus dem Bade zum Frühstückstisch kam, applaudierte. Als er eines Tages nicht mehr applaudierte, meinte er fast errötend, er hätte gedacht, es könnte sie verletzen. Er hatte etwas unendlich Rührendes, und sie fühlte auch gerade in dieser Zeit trotz ihrer vielen Arbeiten das Bedürfnis, ihre Empfindungen wieder gegenüber Frau Luise auszusprechen. Sie schreibt am Geburtstag ihres armen Bruders am 9. Mai: „Über einen Monat besitze ich Ihre Zeilen, meine geliebte Luise, jeden Tag habe ich Ihnen dafür gedankt, und heute noch lasse ich mich dazu an, sie zu erwidern, nur mit einem bangen Gefühl, als ob es mir nicht gestattet sein würde. Es ist nicht leicht, einige Stunden der Ruhe zu erobern, selbst in dem stillsten, abgeschiedensten Leben, und mit großer Sammlung wollte ich Ihnen schreiben. Wie gütig war es von Ihnen, mir von Ihrem Ausflug nach Berlin zu schreiben! Wie hat es mich gerührt, durch Sie gerade zu hören, daß alle lieben Freunde gütig meiner gedächten; mein Leben liegt so fernab von allem, als ob ich im Gedenken der Freunde schon der schönen Vorrechte der Abgeschiedenen genösse, deren Schwächen man vergißt und deren Frieden man durch einseitige Hervorhebung und Verstärkung des menschlich Guten beseligt. Ihre Liebe, Theuerste, schien mir diesem Freundlichen die Verklärung zu verscheuchen, und so genieße ich, indem ich Ihre

Zeilen las, wie eine Freude des Unsterblichkeitseins. In einem gar hübschen Lichte sah ich Mimis Gemach, sie selbst, die Freundliche, strahlend darin und die anderen Liebenswerten auch; Sie aber, liebe Luise, sah ich bei mir.

Sie werden in diesen Tagen die Anzeige des Todes von Georg Staff erhalten haben. Er erfolgte plötzlich auf der Jagd, und die bejammernswerte Frau bekam die Nachricht in der härtesten Weise. Seit zwei Wochen hat mich dieser Trauerfall in nächster Nähe sehr eingenommen. Die armen Kinder in ihren schwarzen Gewändern huschen, sehen wie zerstobene Geister zu uns herüber, und das viele, was ein jedes Leben zu beweinen hat und was bei mir gewöhnlich so sanft ruht als wie das selige, tauchte in seiner kummervollen Gestalt wieder vor mir auf, und ich weinte beinahe unaufhaltsam mit der armen Witwe über sie und über uns alle. Kurz vorher hatte ich schon eine tödliche Erkrankung eines der Staffschen Kinder miterlebt und dessen Rettung wie ein Wunder begrüßt. Blicke ich nun von diesem schwerbelasteten Hause auf das meinige, wo in ununterbrochener Heiterkeit der Genius schafft und die Jugend blüht und lacht, so kehre ich in mein Herz hinein in seltsamer Beschaulichkeit. Leid und Freud', Glück und Elend, ich betrachte sie, ich fühle sie gleichzeitig, beide wie Zeitausströmungen eines selben Quelles! Ob wir ein Leben nach diesem haben? Ich weiß es nicht. Nie kommt mir die Frage danach, denn die Ewigkeit habe ich hier empfunden und genossen. Wenn eine böse Empfindung sich bei mir einschleicht, ein Unwille gegen dieses oder jenes Auferlegte, so darf ich ihr bald sagen: Du bist das Zeitliche, Schlechte, wenn ich Dich auch nicht ganz besiegen kann, so will ich Dich so herzlich hassen, daß es Dir ebenso unheimlich bei mir sei als mir bei Dir. In jeder Seele, meinen die Araber, gebe es einen schwarzen Punkt, welcher diese ganze Seele verfinstern könne. Diesen Punkt zu erkennen, seiner Verbreitung entgegenzuarbeiten, ihn eindämmen, dies glaube ich können wir, die Verbreitung beklagen und

abbüßen, wenn sie stattfand, dürfen wir auch, und wenn wir es redlich gemeint haben (redlich uns bemüht), kommt der Friedensengel und wiegt unsere armen Gedanken ein. Mir sind die Offenbarungen der Kunst schon eine Seligkeit wie jedes innig vollbrachte Opfer, das ist mir schon das ewige Leben. Der Tod trifft dann nur das zeitliche. Größeres aber, als hienieden empfunden ward, kann meine Fantasie sich nicht vorstellen, die Anbetung des Kreuzes, die Ekstase der Liebe, die Strahlen des Sonnenuntergangs, die jauchzenden und klagenden Klänge — die Geburt eines Sohnes — welche Freuden können wir noch fordern? Sie sind unterbrochen, gemischt, und alles sehen wir leiden; aber im Leiden liegt die Wahrheit, und wie für das Leiden, wie für den Wechsel kommt der Tod. Doch möchte ich nichts leugnen, nichts verneinen, nur sagen, wie ich das Dasein erkenne und nicht weitersinne.

Malwida hat soeben ein Buch unter dem Titel ‚Stimmungsbilder' erscheinen lassen, von welchem ich glaube, daß einiges darin Sie fesseln wird. Ich lasse mich jetzt an, ihr darüber zu schreiben. Es fällt mir deshalb nicht leicht, weil ich weder ihr noch mir selbst erklären kann, warum ich Dinge, die ich nicht bestreiten mag, lieber ungesagt hätte. Auch halte ich es für einen großen Irrtum, für die Frauen eine andere Stelle zu vindicieren als wie diejenige, welche sie bis jetzt einnehmen, und ich würde eher eine Vernichtung der Parlamente in ihrer jetzigen Gestalt wünschen als eine Anteilnahme der Frauen darin. — Vor diesem Buche hatte ich die Gedenkblätter der Frau von Kalb gelesen. Wenn Sie dieselben noch nicht in Händen hatten, empfehle ich sie Ihnen von Herzen; ganz wundervolle Gedanken finden sich darin, ein Gefühlsrauschen möchte ich vieles darin nennen, zwecklos mächtig, klangvoll, wie der Zug des Windes durch den Wald, aber auch melancholisch; ihre Liebe zu Schiller gleicht dem Schillerschen Genius selbst, und wenn sie die Briefe des Großen vernichtet, empfindet man das schmerzlich hehre Gefühl der Vernichtung des Vergänglichen und das Flammenauflodern des Ewigen.

Sie bitten mich um Verzeihung für die Mitteilung Ihrer Gedanken. Was soll dann ich tun, daß ich in unklarster Weise mich über Unaussprechliches vernehmen lasse. Seien Sie recht, recht nachsichtig.

Ich verlasse Sie jetzt, um zu meinen armen Nachbarn zu wandern. Ich entsinne mich, welchen Eindruck das auf mich machte, als ich in dem ‚Wallenstein' die Worte hörte: ‚Sie hat den Mann verloren, den sie liebte.' In dieser trockenen Fassung, durch den schroffen Mann gesprochen, schien das Weh in seiner ganzen Nacktheit. Und was läßt sich mehr sagen.

Ich habe vor kurzem die Sixtina mit meinen Kindern in den schönen Photographien von Braun durchwandert! Ob das nicht das letzte Wort der Malerei sein sollte? Eine Welt, auch hinter uns abgeschlossen. Sie sehen, ich erblicke nur Abgeschlossenes, Vollendetes, Ewiges. Werden, Vergehen ziehen vorüber, es ist, als ob sie dem Herzen nichts anhaben könnten, und wie Gewänder, die ich wechselte, mir Jugend und Alter erscheinen, die eine, die ich verließ, das andere, in das ich eintrat."

Das Buch Malwidas hatte sie auch dem Meister vorgelegt, dieser aber lehnte es ab zu lesen mit den Worten: „Bücher von Frauen lese ich erst, wenn sie von Dir sind."

Dann kam der 22. Mai, zu dem sie wiederum wie im Jahre vorher eine reizende Feier veranstaltet hatte. Eine Reihe von Gästen war erschienen. Neben Frau von Schleinitz Fürst Liechtenstein, Frau von Wöhrmann und als ganz besonders erfreuender Gast Lenbach, der ja das Bild der Frau Cosima gemalt hatte, das nun dem Meister die geliebte Frau wiederum ganz anders darstellen sollte als bisher.

Sie schreibt selbst zum 22. Mai: „Tag der Tage, heute noch Himmelfahrt, Glockenklänge und herrliches Wetter. Aufstellung der Buden, alles mit Ausnahme der Skizze für ‚Parsifal' traf ein. Um 10 Uhr kann ich Richard holen und wird er vom Pilger begrüßt, alles glückt, Fidi unsäglich rührend vor meinem Bilde, dar-

an malend an Gewand und Frisur von Vater Geyer. Wie im Traum blicken wir uns an. O meine Kinder, habt Dank. Alles hat das Glück, Richard zu gefallen, vom Bild ab bis zu den Gläsern. Wie er fort ist, fällt eine der mauriſchen Schalen und zerbricht. Klingsors Pracht, fahre hin. Ich empfange die Gratulanten, und wir spazieren dann im Hofgarten, wo aus Richards Werken gespielt wird. Bei Tisch bringt Fidi das Hoch auf seinen Vater aus, Richard erfreut sich des Gesanges an den Geliebten, er sagt mir, er habe den rechten Schluß dafür gefunden, denn er hat nicht geschlafen. Nach Tisch läßt er die Kinder den Gesang anstimmen und geht über in: ‚Wer ein holdes Weib errungen, stimm' in unseren Jubel ein.' ‚Retterin, Retterin' (aus ‚Fidelio'), wie möchte ich vergehen!..." In der Tat verstand sie es ja, den geliebten Meister in ihrer Art wundervoll zu erfreuen. Die lebenden Bilder, die ausgeführt wurden, erregten sein tiefstes Empfinden, und die Grazie seiner Töchter entzückte ihn. Dann wurde für die Gäste am 23. am Morgen der erste Akt und der zweite Akt „Parsifal" gespielt, und am 24. kam dann noch der dritte Akt. Nach diesem verabschiedete sich Gräfin Mimi unter der tiefsten Ergriffenheit für „Parsifal".

Und nun waren sie wieder allein. Und jetzt erst begann er „von dem wundervollen Festspiel zu sprechen, von dem Kindertanz. Wie Columbine (Lusch) erschien, habe er sich gesagt, ah, jetzt wird es hübsch. Dann Freude an unserem Arrangement der Stuben." Alles freute ihn. Ganz besonders aber wirkte ihr Bild ergreifend auf ihn. Es war eine anstrengende Zeit für sie gewesen, aber sie hatte sich unbedingt gelohnt durch die wirklich rührende Freude, die er dabei hatte. Er, der in der Welt des höchsten Ruhmes genoß, er lebte auf bei diesen schlichten Feierlichkeiten, die ihm die Liebe seiner Gattin bereitete.

Wenige Tage darauf traf die neue Nummer der „Bayreuther Blätter" ein mit seinem schönen Aufsatz. „Und bei diesem, meinte

er, empfinde er es schwer, mich nicht zu nennen." Sie fügte hinzu: „Wie darf ich's ihm sagen, daß meine ganze Seligkeit das Verschwinden in ihm sei." Denn in der Tat sind die meisten der Aufsätze, die er für die „Bayreuther Blätter" geschrieben hat, mit ihr so eingehend durchgesprochen worden und hat sie ihm so viel der wunderbaren Anregungen gegeben, daß er durchaus recht hatte, wenn er meinte, sie nennen zu müssen. Aber jedenfalls war wieder neue Freude und neue Stimmung nach Wahnfried gebracht, und er fühlte sich unendlich glücklich in diesem engen und engsten Kreise, aus dem herausgeholt zu werden ihm unendlich schmerzlich war. Selbst der Dankbrief an den König fiel ihm schwer, und er sagte ihr ganz offen, daß diese Briefe immer eine Art Krampf seien. Er fühle sich nicht wahrhaftig, und wieviel müsse man sich dann vormachen, um sich zu beweisen, daß es dennoch Wahrheit sei. „Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft, noch klebt Magie an meinen Schritten." Aber sie versteht ihn und weiß, daß er nur aus tiefster innerster Dankbarkeit an diesem Tone festhält, über den er längst hinausgewachsen war und der nur dem Jüngling entsprochen hatte, der jetzt freilich in ganz andere Hände und Ideen geraten war. Sie aber erlebte wirkliche Maientage: „Alles grünt und blüht uns entgegen", so schreibt sie über einen Spaziergang mit ihm, „wir sind vereint. In ausgelassenem Übermut gedenken wir des Patronatsvereins — ‚was daraus wird?', lacht Richard. Wir gehen dann hinauf zu ihm, seine Stube freut ihn, er dankt mir, daß ich seine Anregungen verstanden, ihnen beigestanden, sie bedeuten bei ihm Überfluß, eine Art Instinkt habe ihn dazu getrieben. — ‚Ich allein darf Dir hier folgen', meine Erwiderung. Der Abend folgt demselben Tag nicht minder heiter. Gespräche über Masken, anknüpfend an unser Blatt. Richard hat so Columbinen, Harlekin und die anderen gesehen, welche nun selbst in Italien verschwunden seien. Auch des Grußes durch die Kinder gedenkt er. So zittert das Fest in ihm nach.

Dann war ein Brief von Liszt eingetroffen, der ihm besondere Freude machte. Der Vater und Freund schrieb: „— Ich thue nichts anderes als von Dir, meine geliebte Tochter, träumen und leide unter meiner Entfernung. Zwei Monate werden noch vergehen, ehe wir uns wiedersehen. Die vergangene Woche habe ich mich mit Eurem Feste in Wahnfried durch die wunderbare Missa solemnis vereinigt, die in der gleichen Kirche aufgeführt wurde, wo Ihr mein Christusoratorium gehört habt. Samstag und Sonntag war ich im Theater zu ‚Rheingold' und ‚Walküre'. Trotz der unvermeidlichen Mangelhaftigkeit der Aufführungen hat die Bewegung mich überwältigt. Es sind Augenblicke, wo ich Gott für mein Dasein danke. Wagner hat sie mich stärker fühlen lassen als irgendeiner der großen Genies, die seine Brüder sind. In bezug auf die ‚Walküre' will ich Dir ein kleines Detail des Hofes erzählen. M. Sach schließt sich alle Jahre immer mehr vom Theater ab und geht nur ausnahmsweise hinein. Er hat zum ersten Male der Aufführung der ‚Walküre' beigewohnt und hatte den Wagen zum Schluß des ersten Aktes bestellt. Der Wagen wurde aber zurückgesendet, und M. Sach blieb bis zum Schluß. Zum 22. Mai sind unsere ehrwürdigste Freundin, Frau von Schleinitz, und Frau von Wöhrmann nach Bayreuth gekommen. Wird Rudi Liechtenstein, durch seine zweite Heirat getröstet, den Parnaß mit seinen Kompositionen besteigen? Frau von Schleinitz versichert mich dessen, und ich füge mich gerne in ihre Meinung. Im übrigen hat Michalovitch von dem Grafen Platen die offizielle Mitteilung erhalten, daß seine Oper in Dresden im nächsten Winter zur Aufführung kommen wird. Der Komponiteur sagte mir, daß er ein positives Fiasko dem ungewissen Warten der verzögerten Aufführung vorziehen wolle. Für meinen Teil glaube ich nicht mehr an diese Erfolge der ernsten Opern, und dieser allgemeine Drang, solche zu schaffen, scheint mir hinfällig. Wenn man die ‚Nibelungen' gehört hat, müßte man wissen, daß es nur eines gibt, nämlich kluges

Schweigen. Gehen wir über die Operetten und Boufferien von Offenbach, Strauß, Le Cocq und Suppé hinweg, die ihr Recht oder Unrecht zu sein haben! Aber die ernsten Bestrebungen, die können nur Bekanntes, allzu Bekanntes produzieren. Auf dem Wiesbadener Musikfest wird mir Hans die Freundschaft erweisen, das erste Konzert zu dirigieren. Bald darauf wird er mehrere Konzerte in England geben. M. Thiers meinte, daß die Republik die einzige Regierung sei, welche in Frankreich am wenigsten zersplitternd wirke. Für Hans bietet England einen ähnlichen Erfolg. Sein persönliches Genie ist dort viel richtiger eingeschätzt als anderswo. Im übrigen hat er in Hannover Fortschritte gemacht. Unter seiner Direktion sind Orchester, die Chöre und das ganze Musikpersonal in ihrem Wert verdoppelt und verdreifacht worden. Nach Wiesbaden werde ich Mitte Juni hierher zurückkommen und bis Ende Juli bleiben. Frau von Meyendorff fährt fort, mein Nomadenleben zu tadeln, das nicht minder von Rom aus bekritelt wird. Ich muß mich in diese Verurteilungen fügen, ohne daß ich irgendwie frage, ob sie mehr oder minder gerecht seien. Wenn ich nur geeignet bin, Dummheiten zu machen, so werden die Reprimanden von beiden Seiten, deren Tendenz ich kenne, mir in keiner Weise helfen, sie zu bessern, zumal im Hinblick auf Deine Geburt, meine geliebte Tochter. Welcher Luxus, sich weise zu wähnen, indem man den Rücken der anderen schlägt, anstatt den seinen. Bußkleid und Bußübungen könnten jedem ohne Zweifel nützlich sein, aber man darf sie nicht seinen Mitmenschen zumuten."

Aus diesem Briefe sieht man, wie er überall einsam ist, wie er bei der Fürstin, bei Frau von Meyendorff und selbst bei Hans sich sehnt, mit Cosima und ihrem Gemahl vereint zu sein. Kein Wunder also, wenn dieser Brief dem Meister Freude machte. Er fühlte mehr und mehr, wie sich Liszt doch hingezogen fühlte nach Bayreuth und dort viel heimischer war als in Rom, Pest oder Weimar. Und in der Tat, er hat nie ein schöneres Familienbild sehen können, als

es sich in Wahnfried zeigte. Wagner selbst lebte in seinen Kindern auf, und wenn er zu der kleinen Loldi trat, so mahnte ihn diese an eine ideale Schwester, wie er sagte, aber zu anderen Stunden meinte er, daß sie eine kleine Cosima wäre.

Dann kam Ludwig Schemann zu Besuch, der sich als einer der Getreuen erwies, aber doch dem Meister das Empfinden entlockte, wie gering die Bildung und Erfahrung seiner jungen Freunde sei. Die Gespräche, die der Meister anschlug, fanden einen gewissen professoralen Gegensatz auch bei diesen jungen Leuten, und dadurch fühlte sich Frau Cosima geradezu abgestoßen, und sie greift in die Unterhaltung in ihrer Weise ein. Es war die Zeit, wo Carlyle beide ganz besonders beschäftigte, für den Schemann kein Verständnis hatte. Da hat Frau Cosima folgende Worte im Zusammenhang mit dem Gespräch über Julius Cäsar und dessen Auffassung bei Mommsen gesprochen: „Ich sage, daß mir die Dichter immer gesetzgebend blieben. Dante gestatte mir nicht, Cato als einen Narren zu betrachten, und Shakespeare zeigt mir in Cäsar das Theatralische, was mir schien mit ihm in die Welt gekommen zu sein.“ Der Meister fühlte sich erregt, aber auch abgestoßen durch die Äußerungen der Männer aus der Außenwelt, und als er mit ihr allein war, meinte er: „Ich bin alleweil wieder in Putbus, nur daß eben das Haus so ganz anders geworden.“ Am nächsten Morgen kommt sie auf die „Prüfungen“ zu sprechen, welche die beiden bestanden: „Mein heimlicher Besuch bei ihm in München mit Eva; meine Reise nach Südfrankreich mit meinem Vater, beinahe das schwerste, was ich erlebte.“ Richard sagt: „Ich traue mir zu, daß, wenn Du mir gesagt hättest, ich liebe einen anderen, daß ich darauf geschwiegen hätte. Ich hätte gelitten, wäre aber schweigsam gewesen.“

Es ist nicht anders, die schwere Vergangenheit zitterte immer wieder nach, und so oft sie darüber sprechen, kommt eigentlich ein neuer Gedanke für Leben und Schicksal, aber auch für das Schaffen zum Ausdruck. Sie selbst aber nahm alles unter dem Gesichts-

punkt auf, nur für ihn allein zu leben. Wenn sie zum Beispiel ihm ein Zirkular Wolzogens an die Patrone vorliest, worin die Erklärung abgegeben ist, daß der „Parsifal" im nächsten Jahre aufgeführt werde, und zu Beiträgen für die Schule, die geplant sei, aufgefordert wird, da erklärt er sich unbedingt dagegen. Er meint, er sei da, und käme man ihm da entgegen, so würde er nicht fehlen. Er könne sich aber nicht verpflichten und anbieten. Unter diesen Eindrücken treten sie eine Fahrt nach Fantaisie an, bei welcher der Meister etwas ärgerlich blieb über verschiedene Zufälligkeiten. Sie aber schreibt: „Bei mir herrscht nur das Gefühl, daß ich schuldig sei, wenn nicht alles so ist, wie es ihm zum Wohl gedeiht. Alles, Kummer, Gefühl der Ohnmacht, überwältigende Lust des Liebeswunsches, alles gebe ich meinem Stern anheim, daß er alles walte und ordentlich mich strafte, wo ich fehlte, nicht lohnte, wo ich wirkte, nur strahle mir mein Stern. Wie tief erblickt ihn mein Geist! Es ist mein tiefer Wunsch, mein gutes Sehnen, daß ich am unsichtbaren Himmel den Stern erschaue, der mir dann strahlt und mich tröstet, wenn die Wogen des Herzens oberhalb der Tiefe, aus welcher er kam, finster stürmisch sich bewegen — zuweilen auch brechen sie sein Licht, die Wilden, doch nur zu Zeiten und in kurzen Augenblicken. Aus der Tiefe ihm verwandt, dringt mein Ruf zu ihm, laß mich gut sein, wie mein Geschick es war."

Es war kein leichtes Dasein, das sie führte, und doch unendlich erfüllt vom Glück. In dieser Weise wurde der Geburtstag Fidis freudig begangen. Es war für sie ein wundervoller Abschluß, als er ihr am Abend vom „Lohengrin" sprach, daß er darin ein vollkommenes Bild des Mittelalters gegeben hätte. „Ich füge hinzu, daß ‚Lohengrin' das einzige Monument des Mittelalters sei. Der Tag hatte ihn besonders weich gestimmt. Er denkt an den ‚Parsifal', daß er mit grenzenloser Muße und Freude an die Instrumentierung des Werkes gehen wolle, und er spricht dann zu ihr, er habe sich gesagt: Du müßtest doch alles mit Cosima treiben, dann aber habe er

gemeint, wir würden uns aufreiben, in Tränen zerfließen, ineinander vergehen, so sei es besser, daß jeder seinen Kreis habe, um sich dann wiederzufinden. Beständig aber denke er an mich und spräche zu mir. Etwas später, nachdem er einiges in seiner Stube angeordnet und wir im Garten wandelten, kam er auf dieses Thema zurück und sagt: „Wie ich Dir gleich alles mitteilen wollte, sagte ich zu mir, es ist besser, wenn ich darüber nachgedacht habe. Im ersten Augenblick ist alles zu exklamativ, die spätere Mitteilung wird tiefer." So sind es Zeiten unendlichen Glückes, die sie erleben, und die Gespräche, die sie führen, von einer entzückenden Art. Wenn er Kundry seine originellste Frauengestalt nennt, und von sich selbst und seinem Verhältnis zu den Frauen ausgehend von der in der Biographie Beethovens behandelten Giulia und dessen leerem und einsamem Leben spricht, da kann sie wirklich Freude daran haben, daß sie in Wagners Leben eingetreten.

Es erfolgte jener Ausflug in die Fränkische Schweiz, der unter der Melodie „Begibt mein Herr sich auf die Reise" begann und nun wirklich äußerst froh und heiter verlief. Als er zurückkehrte, fühlte er das Bedürfnis, seine Gedanken über das Dichten und Komponieren aufzuzeichnen. „Auch wenn Du mich auslachst", meinte er dabei scherzhaft zu seiner Gattin. Dieser Aufsatz beschäftigt ihn ungemein, immer wieder liest er ihr Stücke daraus vor. Der Hintergrund ist freilich seine politische Anschauung, die immer pessimistischer wird, seine leider durch die trüben Erfahrungen herbeigeführte Abwendung von Bismarck, der auch Feustel nicht zu wehren vermochte, verstärkt sich mehr und mehr, aber der ausgesprochene Patriot, der er ist, weilt mit seinen Ideen nicht im gegnerischen Lager, sondern sieht ahnungsvoll die Gefahren der Zukunft des Reiches. Wenn man die Tagebücher der Frau Cosima liest, so möchte man meinen, es seien die Weissagungen einer Kassandra. Fast auf jeder Seite findet man Andeutungen, die an das gemahnen, was wir später schaudernd miterlebt.

Aber das störte ihn nicht, das Leben mit seiner Familie wundervoll zu genießen. Nichts schöner, als wenn sie durch ein Kornfeld gehen. Sie erzählt davon: „Richard führt uns mitten durch ein Kornfeld einen kleinen Pfad, und unsere Gestalten verlieren sich in dem Ährenmeer, und darin verloren erblicken wir einen Gruß vom Himmel, zahllose Kornblumen; der Äther zum Stern geworden, blauer Stern der Tiefe!" Das sind die Idyllen, in denen er lebte und die sie vor allem entzückten und befriedigten. Heimgekehrt, liest er ihr seinen Aufsatz vor, und er fürchtet dabei, daß ihr Vater das, was er in bezug auf Brahms sagt, auf sich beziehen möchte. Sie erwidert: „Daß, wenn ich auch anderen und mir selber Rücksichten empfehle, bei Richard nur das Bedürfnis hätte, ihn ganz frei zu wissen, möge nun daraus werden, was wolle." Und dann steht er vor ihrem Bilde und meint, daß dies ein erhabener Vorwurf sei. Und als sie dann mit ihm in das Stübchen, das sie ihm geschaffen, geht, sagt er, „er wolle mir darin ein Fest geben, wenn er den ersten guten Einfall haben werde." „Ich erinnere ihn daran, daß ich vor 15 Jahren in diesem Monat nach Starnberg zu ihm gekommen. Erinnerungen an die äußeren Umstände und ein Seufzer Richards: ‚Ich bereue mein ganzes Leben.' Ich: ‚Wir haben uns doch gefunden.' Richard: ‚Ja, aber 15 Jahre zu spät.'" Und diesen Gedanken hängt sie mit einer gewissen Schwermut nach. So schreibt sie am Morgen des 28.: „Waren es die Klänge aus ‚Tristan', die ich gierig einatmete, waren es Träume im unbewußten Schlaf, ich wachte so schwermütig auf, daß ich die Lebensaufgabe als unüberwältigbar empfand. Ich glaube, jede Wonne, wie sie das Leben aufhebt, fordert auch des Lebens Aufhören. Der Tag aber sorgt dafür, daß die Stimmung keine Stimme erhält." Am selben Tage geht sie mit ihm zur Bürgerreuth. Sie erzählt: „Zuvor hielten wir beim Theater an und freuten uns des Wachstums der Anlagen und gedachten der wirren Zeit, wo der Platz belebt war. Unaussprechlich erschüttert mich der Anblick. In Gedanken erhoben, schwermütig, so einsam

erhebt in diesem Bau Richards Größe sich." „Er sagt: ‚Und wie eine Narrenlaune steht es da, und ich hatte Kaiser und Fürsten, alles da.' Rührend beinahe ist mir das Gefühl seiner Größe. Denn meinen Unwert empfinde ich zugleich, und die Schwermut, welche tränenreich auf mir lag, lastet als Wirklichkeit nun auf dem Herzen. Er die Welt, ich, wie könnte ich das vergüten, was die Welt an ihm gesündigt. Daß er mich liebt, daß seine Liebe zu mir ihm wohltat, das ist die Rettung vor unaussprechlichen Gefühlen. Und als ob er alles wüßte, was meine Seele bewegt, beginnt er, auf die Kinder blickend, welche auf der Wiese dionysisch sich ergehen, von seiner Zufriedenheit zu sprechen. O sei alles gesegnet, was ihn freut, Du stummer, erhabener Bau, Zeichen der höchsten Kraft und des tiefsten Elends, sei gegrüßt! Nimm hin von mir Reue, Liebe, Sehnen, alles in einem Gruß!" Wie anders ist alles geworden, was hat sich aus dieser Schwermut später für eine ungemeine Kraft entwickelt.

Aber über das Theater selbst gab es doch schwere Kämpfe, und ganz besonders der Entschluß des Meisters, die Aufführung des „Parsifal" zu verschieben, hat zu schweren Bedenken des Verwaltungsrates und schweren Mühen der Freunde geführt, dem Entschluß die nötigen Unterlagen zu geben. Und da hat sich keiner so sehr bewährt wie Adolf Groß, der alles tat, um in richtiger Weise die Basis zu schaffen für die künftigen Festspiele. Es ist die Zeit, wo von Worms aus der getreue Friedrich von Schön darangehen wollte, den Bundesrat und den Reichstag für Bayreuth zu interessieren. Sowohl der Meister wie seine Gattin standen diesen Bemühungen sehr zweifelnd gegenüber, und Wagner sprach es ganz offen aus, daß er lediglich mit der Garantie der Zinsen von drei Millionen zu arbeiten vermöchte. Und er war sogar entschlossen, da ihm wieder eine Zeitlang vom Verwaltungsrat Schwierigkeiten bereitet wurden, die Übersiedlung nach Amerika durchzuführen und unter Umständen dort zu verbleiben.

Er hat das ganz ernstlich mit Frau Cosima besprochen, und nur

weil eine Trennung wenigstens für eine gewisse Zeit nötig gewesen wäre, ist der Plan nicht weiter in Erörterung gezogen worden. Denn er scheute nicht für sich die Seefahrt, aber für die Kinder, und meinte, wenn ein Unglück geschehe, so müßten die Kinder wenigstens übrigbleiben. Aber all dies war nicht vonnöten, und allmählich befriedigte sich nach einem Brief der Frau Cosima an den Kabinettsrat Bürkel und nach ihren Verhandlungen mit Adolf Groß die ganze, etwas erregte Atmosphäre, in die ja immer am meisten Feustel Bewegung brachte, während sein Schwiegersohn die Erregung zu bannen wußte. Er war dem Alten darin zweifellos überlegen. Aber nun kam ein anderes: die kleine Eva erkrankte an Scharlach. Zunächst war natürlich der Schrecken groß, und es galt, die Kinder von der Erkrankten zu trennen. Der Meister wollte sie nach Fantaisie bringen, aber das widerstrebte Frau Cosima, und sie schlug das Landhaus auf jener sonnigen Höhe bei Bayreuth vor, das damals Feustel gehörte und später so viele schöne Feste des edlen Paares Groß gesehen hat. Sofort schrieb Wagner, und Feustel hat die Kinder dort freudig aufgenommen. Evas Erkrankung nahm indessen einen friedlichen Verlauf, und die Stimmung aller war eine gute. In solcher hat Frau Cosima an ihre Freundin Mimi geschrieben: „Es ist recht gut und schön mit der Idealität der Beziehungen und mit dem Glauben, der die Berge versetzt, und der Liebe, welche über sie fliegt, doch wenn es dahin kommt, daß man nicht mehr weiß, wo einander suchen, da finde ich die Sache übertrieben. Durch Emma W. höre ich, daß Sie, geliebte Mimi, in Venedig sind, doch weiß ich nicht, wo in der Traumstadt und auf wie lange, und ich muß nach dem Ministerium adressieren, was wirklich ein wenig umständlich ist. Das klingt nun alles wie ein Vorwurf an Sie, und ich weiß sehr gut, daß ich nun an der Reihe des Schweigens war. Durch wen von uns ist diese Fahne der Hyperidealität aufgepflanzt worden. Meiner Treu, ich weiß es nicht, möchte aber gerne die Schuld auf Sie wälzen, da ich sie so empfinde. Ob Sie wohl gehört, wie unser

gewohntes Leben unterbrochen worden ist. Eva bekam das Scharlachfieber, und dieses ergab den Auszug der Kinder nach dem Riedelsberg, und dann ein zeitweiliges Kampieren in der Sonne an den Abenden, wo mein Vater, der uns gerade um diese Zeit besuchte, musizierte. Schließlich hat mein Vater Lulu nach München mitgenommen, wo sie mit ihm einen bunten Tag zubrachte, um sich dann auf 14 Tage zu Bassenheims zu begeben. Sowohl mein Vater als die anderen Wesen, welche mit meiner Tochter zusammenkamen, hat mir viel Liebes und Gütiges über sie gesagt und darf ich bis jetzt den kleinen Ausflug als geglückt betrachten. Dies die Hauptereignisse unseres stillen Lebens. Die Krankheit der Kleinen hat mich gleichsam ein neues Herz gewinnen lassen. Denn in dieser dreiwöchentlichen Bettlägerigkeit und dem Zuzweisein hat sich gar manches entfaltet, was sich in dem gewöhnlichen Lauf des Lebens nicht gezeigt hätte. Und so wurde das, was wie eine Prüfung aussah, zu einem Geschenk. Mein Leben mit meinem Mann wurde nicht zu sehr unterbrochen, und ich behalte von dieser eigentümlichen Zeit ein freundliches Andenken." Dann kam sie auf die Erinnerungen von Charlotte Kalb: „Sie haben mir sehr dadurch wohlgetan, daß sie mir versicherten, die Memoiren von Charlotte Kalb hätten Sie angesprochen. Ich warf mir beinahe vor, sie Ihnen empfohlen zu haben. Es ist eines jener Bücher, wobei man selbst so tätig sein muß, daß man schließlich nicht weiß, was man daran empfindet, den Eindruck, den man erhält, oder das, was darin steht. Und was einem zuweilen in die Seele dringt und darin die Schleusen sprengt — ich hoffe, daß es nie das Unechte sein kann, aber manchmal das Unvollendete oder das Zerstörte, welches zu empfehlen sich gar nicht ansteht. So mußte ich es auch sehr kühn von Ihnen empfinden, daß Sie das Buch meinem Vater gegeben, welcher ihm gar kein Interesse abgewinnen konnte, und ich fürchte, die Frauen, mit denen er befreundet ist, ebensowenig. Wie ich, allerdings sehr unklar und abgebrochen, zu erklären versuchte, was uns, Sie und mich, daraus gefesselt

(ziemlich ungeschickt, ich gestehe es) und auf meine Art, Tatsächliches zu berühren, von dem Verbrennen der Schillerschen Briefe sprach, und wie mich dieser Moment ergriffen, sagte er: ‚eh bien, après?', womit ich allerdings geschlagen war.

Mein Mann aber hat mir das liebe Buch geschenkt. Er fand, das Bild sehe mir ähnlich. Nun finden Sie sogar eine seelische Ähnlichkeit, und so wird mir das wertvolle immer theurer und kostbarer. Wir hatten in den letzten Tagen einigen Besuch, ein französisches Ehepaar mit Söhnchen, welches dem ‚Tristan' und der Trilogie nachreist, sehr schlichte, fromme Bürgersleute, wie man sie, glaube ich, nur in Frankreich findet, und mit so bestimmt gesteckten Schranken und dabei absolute Wagnerianer von reinstem Wasser. Zu ihnen gesellte sich ein Herr von Weber, ehemals Afrikareisender und Diamantengräber, welcher jetzt die Agitation gegen die Vivisektion mit Eifer leitet. Mein Mann hat sich zum Mitglied des Comités ernennen lassen. Er teilte uns einen Brief seitens des Sekretärs der Frau Kronprinzessin mit, welcher zeigte, wie hier wiederum die Menschen sich schrecken werden. Auch erzählte er von dem Einfluß Helmholtzens und seiner Frau, welche alle seine Anstrengungen paralysiert hätten. Die ‚Wissenschaft', das ist das große Wort, mit welchem die Teilnahme für diese Agitation ad acta gelegt wird. Er frug mich, ob Sie nicht imstande wären, den Einfluß der Helmholtzens zu neutralisieren. Ich sagte ihm, er möge sich keinen Hoffnungen in diesem Punkte hingeben, Ihnen auch nicht zu schreiben, ich wollte Ihnen Mitteilung machen. Es ist ein eigentümlicher Mann, gewiß, ernst überzeugt und hingebungsvoll, und seine Sache ist eine gute, welchen Boden sie in Deutschland finden wird, wer möchte es voraussehen?

Was ist und wo ist Deutschland?...

In wenigen Tagen besucht uns Herr von Schön. Dieser will unsere Sache in den Reichsmichel bringen. Wir können ihn nur gewähren lassen, nachdem er sich so bewährt hat, ohne viel zu hoffen,

aber auch ohne etwas zu fürchten." Und sie kommt noch auf den Aufsatz von Rubinstein über Schumann zurück. Der unglückliche Komponist hatte gerade in diesem Sommer in Wahnfried eine eigenartige, aber jedenfalls berechtigte Beurteilung gefunden, und von dieser Beurteilung ist in gewissem Sinne dieser Aufsatz Rubinsteins, wie er in den „Bayreuther Blättern" erschienen ist, der Niederschlag. Und sie schreibt: „Was haben Sie zu Schumann gesagt? R. erntet von gewichtigen Seiten Zustimmungsrufe und wird nun weiter sich als Schriftsteller ausbilden. Auch die Anzeige hat jetzt gewirkt, was hier nicht zuerst erwartet wurde, und mein Vater war entzückt von dem Aufsatz über das Dichten ... Freunde werden wir uns in der feindseligen Welt nicht machen. Das ist weder möglich noch wünschenswert, vielleicht aber unsere Freundesgemeinde befestigen." „Das wäre schon viel. — Einstweilen haben wir mit Neapel abgeschlossen und ich denke wohl, daß der Winter von 1880 uns in der Behausung von Posilipp sehen wird. Gerne weile ich und gerne gehe ich, wie es der Wunsch ist, habe nur eine gewisse Sorge betreff des Klimas; doch bis jetzt war unser Stern gütig und wird wohl nicht erblassen."

Das war eine Frage, die nun schon seit längerer Zeit das Ehepaar beschäftigte, und die Mietung der Wohnung hat eine lange und nicht gerade erfreuliche Korrespondenz hervorgerufen. Indessen war die Familie wieder vereinigt, Eva vollkommen hergestellt, und, wie das nach Kinderkrankheiten häufig ist, besserte sich ihre Gesundheit ungemein. Der Anteil des Meisters an den Kindern hat gerade in dieser Zeit der Krankheit sich besonders schön bewährt. Täglich ist er zwischen Wahnfried und Riedelsberg hin- und hergewandert, die Kranke der Mutter überlassend, während er die Pflege und Aufsicht über die Gesunden übernommen hatte. Alles dies bietet ein Bild des Friedens und, selbst in diesen Tagen der Krankheit, eines unendlichen Glückes dar. Während des Aufenthalts von Franz Liszt in Wahnfried, wo er, „der Pilgrim und Wandersmann", sich wohler

fühlte als unter seinen „drei Masten Rom, Pest und Weimar", wie der Meister sich auszudrücken pflegte, und wo er für das Ende seines Daseins Ruhe finden wollte, wurde eine schöne Verabredung getroffen. Seine Enkelin Daniela sollte den Großvater auf seiner Reise nach München begleiten. Frau Cosima hat diese Reise in schönster Weise vorbereitet und vorbereiten lassen, vor allem durch den „Kapellmeister" Hermann Levi, der ihr volles Vertrauen, ihr Mitgefühl und ihre Sympathien in reichstem Maße genoß, so daß ihre Briefe an ihn mit zu den schönsten und eindrucksvollsten gehören, die wir besitzen, und das will viel sagen. Aber es entsprach dem großen Sinn dieser einzigartigen Frau, einen Menschen, der über alle Vorurteile hinweg und unter stetem Ringen mit sich selbst und seiner Tradition den Werken des Meisters und dem Hause Wahnfried in rührendster Weise diente, weit mehr, als dies andere getan, die sich als die ergebensten Schüler und Freunde des Meisters gerühmt haben, und zwar so lange, bis sie selbst daran geglaubt. So bietet denn diese Korrespondenz, die fast auf die Zeit zurückgeht, da Levi zum ersten Male in Bayreuth sich blicken ließ, eine Fülle der erhabensten und schönsten Gedanken. Denn darin war Frau Cosima nicht bloß die feinfühlige Frau, nicht bloß die sorgende Herrin von Wahnfried, sondern vor allem auch die wirklich treu gesinnte und mitfühlende Freundin. Auch Hermann Levi hatte das Schicksal eine schwere Lebenslast auferlegt. Man darf nicht sagen, daß er unter einem Zwiespalt lebte. Aber er erkannte die Gegensätze des Lebens, und gerade deshalb, um anderen treu sein zu können, blieb er sich selber treu.

Ich entsinne mich eines merkwürdigen Momentes dieses seltenen Menschen, der ausersehen war, als erster den „Parsifal" zu dirigieren. Es war im Frühjahr 1875, als er zu einer Aufführung des „Freischütz" kam, die mein Vater im Regensburger Stadttheater mit den Chören seiner Vereine veranstaltete, wobei die Rollen an die ersten Münchner Kräfte verliehen waren. So sang Heinrich Vogl

den Max, Kindermann den Kaspar, und Possart hatte sich erboten, für diese einzigartige Vereinigung von Vereinschören und Künstlern ersten Ranges die Rolle des Samiel zu übernehmen. Das Orchester war durch eine ganze Reihe von Münchner Künstlern gehoben worden, an deren Spitze der Konzertmeister H. Abel stand. Dazu hatte sich auch Levi eingefunden, um diese Aufführung, die ihn auch als Problem interessierte, mit anzuhören. Ich war beim Empfang der Münchner Künstler gegenwärtig, sie wurden in Wagen durch die Stadt geführt, und da es Morgen war, wie sie ankamen, so war auch der Besuch der berühmten Regensburger Wurstküche mit eingeschlossen. Eine triviale Sache, wenn man will, aber sie gehörte zu den Sehenswürdigkeiten der alten Reichsstadt. Diese Wurstküche steht unmittelbar an der Donaubrücke, und der Donaustrudel, von dem das Volkslied singt, braust und rauscht unmittelbar vor der armseligen und doch so gesuchten Hütte. Auch Levi war bei der Fahrt. Aber er betrat aus rituellen Rücksichten das Häuschen nicht und ging an das Ufer. Ich schloß mich ihm unwillkürlich an, und er meinte lächelnd, ich sollte mir den Genuß nicht entgehen lassen. Aber ich sagte ihm mit kindlicher Offenherzigkeit, das könne ich jeden Tag haben — und blieb bei ihm. Als er mir — ich war damals noch nicht elf Jahre alt — die Hand auf meinen Kopf legte, da merkte ich ein leises Zittern. Es war etwas wie Rührung, an die ich denken muß, wenn ich jetzt die Briefe lese, die Frau Cosima an ihn geschrieben. Es war neben der unbedingten Anhänglichkeit, die er von Anfang an gezeigt, vor allem auch das Mitgefühl mit ihm in einer schweren und tragischen Herzenssache, auf die sie späterhin, wie wir sehen werden, noch anspielt. Sie war ihm vertraut geworden, und auch sie behandelte ihn in diesem Sinn. Das ist eine neue Seite, die in diesem Leben anklingt und die ganz gewiß keine Dissonanz ist, sondern einen vollen Ton gibt und in die ganze große Harmonie ihres Lebens paßt. Es ist um so wichtiger, als er gerade von ihr neben Lenbach als derjenige erkannt wurde, der in München die

Ideen des Meisters am besten zu wahren vermochte. Wir werden sehen, wie Lenbach aus seiner Eigenart als bildender Künstler nicht heraus konnte und Wahnfried nicht auf Wegen gefunden hat, wie sie der Musiker suchte und wie sie sich ihm boten, sondern eben in seiner ganzen unmittelbaren Künstlerart. Das ist der Unterschied zwischen den beiden. Sie aber zu trennen wäre falsch, zumal wenn man als die vermittelnde Fee zwischen dem verlorenen „Paradiese" München und Wahnfried Frau Cosima erkennt. Es ist kein Zweifel, daß eine Zeitlang diese beiden L, Lenbach und Levi, neben dem dritten L, König Ludwig, München vertreten haben. Wie sehr sie gerade in ihren Briefen an ihn die Erinnerungen an München im Auge hatte, ohne die Gegenwart zu vergessen, das sagt sie uns selbst: „Haben Sie Dank für Ihren Brief, lieber Kapellmeister, er brachte mir allerhand, was mich freute, z. B. die Beschreibung der Aufführungen für den König. Ich entsann mich dabei der Konzerte im Residenztheater, Schnorrs letztem Singen (Die Schmiedelieder), wie sie die Welt vielleicht nicht mehr hören wird, das Vorspiel des dritten Aktes von „Tannhäuser" und daran anschließend aus der Ferne den Huldigungsmarsch, Pausen von zwei Stunden, eine Flut von Rosen und so vieles in dem kleinen, leeren, hellen Raum! Nicht so traulich, aber noch gespenstischer müssen die Aufführungen gewesen sein, und ich habe Ihre Empfindungen bei dem Ende nachempfunden. Fehlt den Darstellern nicht bei so ungewöhnlichen Leistungen das Element des Publikums? Wenn nicht, so würde das doch sehr für ihre Künstlerschaft zeugen. — Sie hatten mir eigentlich versprochen, mir etwas über die Märsche zu sagen, und ich bin neugierig, ob Sie eine Ansicht sich allmählich aneignen, entschieden müssen Sie noch hinter die Geheimnisse des $^4/_4$ kommen. Aber auch über den Concertsaal will ich einmal mit Ihnen sprechen — wir hatten in den zwölf Stunden keine Zeit dazu. Daß Sie nicht viel über diesen Tag mitteilen konnten, verstehe ich ganz gut; etwas paradox, aber begreiflich, doch sagt der Engländer, daß die größten Menschen diejenigen sind,

von denen die Welt nichts erfährt. Immer deutlicher wird es mir, daß die tiefsten Empfindungen, die höchsten Ahnungen keine Worte finden, ja keine suchen! Ich entsinne mich, daß in der Jugend, wenn ich einen Einfall hatte, der mir gut dünkte, ich zugleich mich getrieben fühlte, ihn auszusprechen und eine Art Scham dagegen empfand. Ich half mir durch Lüge, indem ich meiner Schwester oder einer Freundin den Einfall in den Mund legte und ihn zitierte; jetzt behalte ich ihn meist für mich. So bewundere ich es, daß Wesen, welche viel erfahren haben, wirklich nicht müde werden ihre Ansicht zu sagen und — drucken; wie z. B. Malwida M. Haben Sie ihr jüngstes Buch in Händen? Wenn Sie es wünschen, kann ich es Ihnen schicken mit den Gedenkblättern von Charlotte Kalb, welche mich ganz merkwürdig eingenommen haben. Also Lenbach will meinen Hund nicht haben! Hoffentlich wird er dem Flügel einen besseren Empfang bereiten, welcher jetzt unterwegs, ja vielleicht schon angekommen ist. Bitte weihen Sie denselben schön ein mit As-Dur oder H-Dur, damit der schöne Raum auch durch die Musik geweiht werde. Fas und Faf behüten nun unser Theater oben und befinden sich sehr wohl: meinen Freunden lege ich alles gut aus, so auch Lenbach seine Abschlagung. Es freut mich sehr, das Ihnen das Büchlein von der Sprache gefallen hat. Gewiß kann sich jetzt Wolzogen mit Nietzsche als Stilist nicht messen. Doch hoffe ich bestimmt, daß er zu einem Schriftsteller sich anerzieht; daß er kein geborener ist, darin gebe ich Ihnen recht. Wolzogen ist eine der merkwürdigsten Naturen, die mir vorgekommen sind, ein so vollständiges Leben in der Idee würde unglaublich erscheinen, wenn man es nicht erlebte."

Ihm vertraute sie nun Vater und Tochter an, denn es handelte sich um eine Art Repräsentationsreise, bei der die Tochter neben dem Großvater gewissermaßen als Vertreterin von Wahnfried gelten sollte. Der Großvater hatte auch besondere Aufträge für Herrn von Bürkel, und so kam dem Aufenthalt eine besondere Bedeutung zu.

Liszt hat darüber in seiner Art aus Rom berichtet: „Dem Brief

von elf Seiten, welchen Daniela aus München Dir geschrieben hat, füge ich dieses P. S. bei. Vollständig der Verabredung entsprechend waren wir Montag bei Levi. Ich habe Deinen Auftrag bei Regierungsrat Bürkel ausgeführt, er wird sich beeilen, sobald seine Amtspflichten es erlauben, nach Bayreuth zu kommen. Daniela hat vor Frau Wöhrmann, Üxküll und Frau Bürkel, Lenbach, Porges und selbst Bernays, von dem sie Euch eine allzubedeutsame Ungehörigkeit, welche mit der Nase zusammenhängt, mitteilen wird, die Haltung bewahrt. Hat sie Euch geschrieben, daß man sie in der Ausstellung für M. Dönhoff gehalten hat. Das ist in keiner Weise ärgerlich. Am Dienstag waren wir zum zweiten Male in der Ausstellung, und um zwei Uhr habe ich Euer charmantes und würdiges Kind in die Bahn gesetzt." Liszt fuhr weiter nach Rom. Frau Cosima empfing eine reizvolle Darstellung des Aufenthaltes ihrer Tochter, und sie war zweifellos in hohem Grade befriedigt. Aber ihr Dankbrief war wieder die Kundgebung an einen Vertrauten von Bayreuth, der nicht in allen Dingen mit ihr übereinstimmt, den sie aber überzeugen will: „Der Abend bei Ihnen ist nun vorüber, und ich gestehe, daß ich begierig über die Beschreibung desselben von Ihnen bin, wenn ich Sie auch bitte, sich vollauf damit Zeit zu lassen. Viel besser, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre, habe ich durch Ihre Darstellung sowohl die Szene im ‚Rosenhain des Philologen', als wie die im ‚Marstall' erlebt. Denn wäre ich gegenwärtig, so hätte wohl ein wenig Honig, Folianten-Staub und Chokoladenplätzchen und Rosenduft für mich abfallen müssen, und das Sein hätte mir das Sehen getrübt. Was L. betrifft, so habe ich aus einigen lieben Zeilen, die er mir schrieb, den Zustand erraten, den Sie schildern. Zum Glück kann er in der Zerstreutheit Studien machen, und im gewissen Sinne immer arbeiten; seine Kunst ist an die Welterscheinung gebunden und diese führt ihm die Motive zu. Anders verhält es sich mit dem Dichter, durchaus entgegengesetzt von dem Musiker, aus welchem es nur ausströmen kann, wenn es

um ihn schweigt. Grausam ungeschickt verschaffte die Natur dieses Schweigen dem Einen, wunderbar erhaben durch den Gedanken, welche die Welt verscheuchen, dem Anderen. Hier bin ich bei den Bayr. Blättern angelangt und muß Ihnen doch sagen, daß ich nicht mit Ihnen übereinstimmen kann. Viele der Aufsätze haben mir Neues und Anregendes gebracht, und ich kann die Aufsätze von meinem Mann nicht deplaciert inmitten von Produkten finden, welche das eine beweisen, daß sich einige Menschen von Charakter und Intelligenz gefunden haben, welche ihr ganzes Leben und Wirken von seinen Gedanken bestimmen lassen, und welche mit ihm und durch ihn unserer heutigen Kultur Valet sagen und eine neue, durch die Kraft des Sehnens und des Hoffens herbeizuführen trachten. Ich glaube, daß das ruhige Fortfahren auf dem eingeschlagenen Weg einmal ein sehr respektables Ergebnis liefern wird, und daß mein Mann sich inmitten seiner furchtlosen Freunde ausnehmen wird, wie die Sonne inmitten ihrer Planeten. Warten Sie nur ein Wenig ab.

Was die Arbeit über Schumann betrifft, so kam es, glaube ich, Rubinstein bloß darauf an, zu zeigen, daß er ein sehr mittelmäßiger Musiker gewesen ist. Allerlei Französisches über R. W. ist uns zugekommen, auch das Porträt durch den jungen Liphardt. Gott! Was soll man zu Menschen sagen, welche mit Naivität gestehen, daß sie ihre Überzeugung verleugnen, um sie auszusprechen! (Wie gerne blicke ich von da weg, und danke Ihnen für das Citat aus Goethe, welches ich ganz vergessen hatte.) Im Gegensatz zu Ihnen meine ich, daß man den Glauben in die Kirche tragen muß, nicht von ihr empfangen. Sie gibt dem Glauben die Richtung, und es scheint mir, daß der Protestantismus dies besser vermöge, als der Katholizismus, nachdem der protestantische Geist sich aus ihm geschieden (nicht der Katholizismus Dantes und der Mystiker, welche protestierende waren). Lesen Sie die Autos von Calderon, und Sie werden über diese spitzfindige Trockenheit, die sich durch Theatermaschinerie hilft, erschrecken, und Calderon war ein sehr großer

Dichter. Lesen Sie dann ‚Parsifal', dessen Möglichkeit wir — wie Goethe und Schiller — dem Mute Luthers verdanken! Was die Sündenlast anlangt, so ist es, wie mit dem Glauben, man empfindet sie, oder empfindet sie nicht, ohne Kirchenbeistand; das Abfinden mit der empfundenen Last ist aber leichter im Katholizismus. Doch scheint mir dies ein müßiges Auseinandersetzen, da Sie mir schon recht gegeben, und nur die Antipathie vor unserer armen, sehr leicht zu persiflierenden Kirche zugunsten des Katholizismus wenden. Wo steht die Novelle von Keller, die Sie mir nennen?

Ich glaube, ich habe auf alles geantwortet, mit Ausnahme der Aufführungen. Was man mir über die ‚Walküre' gesagt, stammt aus einer Zeitung. Über Ihre Direktion werde ich mir von niemandem etwas berichten lassen und warten, bis wir in München sind und ‚Tannhäuser' sehen. Alle bestätigen Ihr Urteil über Kindermann; uns fällt es etwas schwer, uns vorstellen zu müssen, daß jemand, den wir im Verlauf von Jahren durchaus als unbrauchbar (für uns) erkannt haben, nun trefflich sein soll, ja besser als einer, mit welchem mein Mann durchaus zufrieden war, und den er unbedingt wieder zu einem Festspiel auffordern würde. Doch haben wir in dieser Hinsicht so merkwürdige Wandlungen erlebt, daß ich nicht widerspreche.

Nun leben Sie wohl, lieber Freund und haben Sie Dank; erzählen Sie mir gelegentlich vom Sonntag abend, Montag und Dienstag früh. Vergessen Sie Nirwana in der Sansara nicht und seien Sie vom Ganges aus freundlichst gegrüßt!"

Inzwischen war in Wahnfried der Tag von Cosmas und Damianus nicht spurlos vorübergegangen, und die Trägerin hat in feiner und humorvoller Weise an diesem Tage gerade den Gatten beschenkt und ihn durch ihre Gaben an seine eigene Jugend erinnert.

Trotz aller Vorbereitungen für die Reise aber ging das Leben ruhig weiter, Arbeit des Meisters und ihre Arbeit liefen nebeneinander her, und in der gemeinsamen Lektüre sowie in den täglichen,

tiefgehenden Gesprächen fanden sie sich zusammen. Es ist eigenartig, wie dabei die Vergangenheit nicht etwa als solche eine Rolle spielt, sondern immer in unmittelbarsten Zusammenhang mit der Gegenwart gebracht wird. So schreibt sie am 3. Oktober: „Bei Tisch kommen wir auf Marie Mouchanoff, und durch sie auf die Frauen. Richard sagt: ‚Ich kann eigentlich mit keiner Frau sprechen. Jetzt könnte man sagen, Du habest mich verwöhnt. Früher aber habe ich sie nicht gekannt.‘ Auch Marie Mouchanoff, die Große, Hohe, blieb ihm fremd, trotz ihrer Teilnahme für ihn. Daran war wohl auch das, was man über sie ihm gesagt, schuld. Ich sage ihm scherzend, er sei zu produktiv, daher wirkten die Menschen nicht in ihrer wahren Art auf ihn. Er konstruiere sie sich, wenn gut, enttäuschten sie ihn, wenn schlimm, dann blieben sie ihm fremd.“ Es waren doppelte Gefühle, die sie dabei empfand und in so vielen Dingen empfinden mußte. Wenn sie ihm zum Beispiel das Gedächtnis des 10. Oktober durch eine reizvolle Gabe verschönen wollte, so kam er ihr durch Überraschung zuvor und verdarb ihr, wie er es selbst halb ironisch, halb schmerzlich meinte, die eigene Freude des Schenkens. Denn die ungeheure Spannung, die in ihm lebte und die unmittelbare Wirkung seines Schaffens war und ihm, dem Gütigen, nachträglich immer Gefühle tiefster Reue verursachte, bewirkte in ihm eine steigende krampfhafte Erregung. Sein körperlicher Zustand erforderte jetzt aber unbedingt eine Reise nach dem Süden. Er wollte sie so groß angelegt wie möglich, und Frau Cosima mußte sich diesen Bestimmungen fügen. Denn sie waren gewissermaßen Vorbedingung. So bereitete sie denn alles vor, in Neapel nicht minder wie in München für die Durchreise. Es lag ihr daran, dort haltzumachen und persönlich in die Unterhandlungen einzugreifen, aber auch wiederum Fühlung mit den dortigen Kreisen zu nehmen. So wurde Levi gebeten, Quartier zu schaffen, und er hat es auch, obwohl er für solche Besorgungen eigentlich wenig Sinn hatte, in rührender Weise getan. Aber wenn sie ihm solche Aufträge gab, so

wurde er durch die begleitenden Worte reich belohnt. So schrieb sie ihm unter dem Eindruck des leidenden Zustandes ihres Gatten den schönen Brief: „Wollen Sie überhaupt, falls von unserem Aufenthalt in München die Rede sein sollte, den leidenden, höchster Schonung bedürftigen Zustand der Meinigen sehr betonen. Sollten wir gezwungen sein, Menschen zu sehen, dürfte mein Mann nicht einen Tag in München verweilen. Geschieht alles mit Sinn und Verstand, dann hoffe ich auf einige gemütliche Tage, vielleicht mit Vorspiel zu P...

Ihre Bemerkung über das Duett im ‚Lohengrin' hat mich erstaunt. Mir will es scheinen, als ob Sie die Werke nicht genügend von der dichterischen Seite aus betrachten, was mich deshalb wundert, weil Sie doch kein Musiker sind und soviel Sinn für die wahre Poesie mir gezeigt haben. Ich glaube, wenn Sie das Wesen von ‚Lohengrin' lebhaft vor sich hätten, sowie das seines Verhältnisses zu Elsa, wenn Sie diese Szene, welche auf einem heiligen Missale abgebildet sein dürfte, in ihrer engelgleichen Reinheit auf sich wirken ließen, so würden Sie auch finden, daß die Musik mit ihren Schlüssen das eigenste Gewand dafür ist. Alles ist hier in L. Ruhe, Harmonie, Erfüllung ohne Begehren, Seelenbesitz; und auch bei Elsa ist der leidenschaftliche Trieb zu wissen, nichts, was mit der Sehnsüchtigkeit, der Unruhe der irdischen Liebe zu tun hat. Vollendet harmonisch, wie Körper und Gewand in einem Werke von Phidias ist hier die Verbindung von Dichtung und Musik. Warum letztere, die verklärende Gewandung, in dieser Weise für sich betrachten? Und so wird Ihnen überall die Dichtung den Schlüssel zu dem inneren Grund für die Artung der Musik geben. Als die erste Szene des ‚Tannhäuser' erweitert wurde, wurde die Venus ganz neu gedichtet. Und eines der prägnantesten Beispiele ist für mich das ‚Lied an den Abendstern', für die meisten gewiß nur eine Romanze für Bariton, während es mir den ganzen Wolfram von Eschenbach gibt. Abgesehen von dem ergreifenden Gedanken, dem

Stern einen Gruß für die Sterbende, die er nicht grüßen durfte, anzuvertrauen, so ist durch die Form des Liedes der Dichter uns nahegebracht, den der Dramatiker wählte, um in ihm edelste männliche Empfindungen zur Sprache zu bringen. Und zwar der Dichter des 13. Jahrhunderts, W. v. E., wie wir ihn freilich nicht so kennen, doch ahnen aus seinen Werken. Ich glaube, Sie werden mir recht geben, wenn ich an das Vorhergesagte anknüpfend behaupte, daß die Vollendung dieser eigenartigsten Werke eben darin besteht, daß die Dichtung bis in jede einzelne Situation hinein die Musik bestimmt, und dadurch alles, was Manier genannt ist, gebannt wird und das höchste künstlerische Leben waltet. So muß denn auch das Duett zwischen O(rtrud) und E(lsa) ein ganz anderes in jeder Beziehung sein als das zwischen Lohengrin und Elsa. Soviel für heute von den inneren Gründen. Wir unterstehen uns, hier welche zu Gunsten von H. zu haben, trotz Goethe, Cotta und Bernays, welchen letzteren wir wohl auch nicht in München sehen werden. Ihre Vorurteile und daß Sie dieselben aussprachen, habe ich verstanden; mit einigem Lächeln, die Schweignis ist die beste Bruthenne und die Zeit der beste Behälter; diese mögen das ausbrüten, was Sie wünschen und was ich bestimmt erhoffe.“

In Bayreuth aber hatte sich als Freund und Erzieher des Knaben Siegfried Heinrich von Stein eingefunden. Man war hochgespannt auf den von Malwida empfohlenen jungen Gelehrten und Dichter und Schüler Eugen Dührings, und man mußte sich selbst sagen, daß dieser Versuch eine gewisse Kühnheit in sich schloß. Aber man wagte es und hatte es nicht zu bereuen. Denn damit ist mit dem Hause Wahnfried ein Mensch verknüpft worden, der nicht in allem und nicht unmittelbar sich einfügte, der aber doch, eben weil er eine Persönlichkeit war und diese Persönlichkeit nicht aufgegeben hat, in den Kreis vollkommen paßte und selbst etwas zu geben vermochte. Dafür hatte niemand soviel Verständnis als Frau Cosima selbst. Und nun ging es, nachdem man mit einer gewissen Hast,

wenn auch schön und reichlich, Weihnachten gefeiert, über München nach dem Süden, und zwar direkt bis Neapel. Wenn jemand Verständnis hatte für den Süden und von seiner Schönheit etwas für das Leben empfing, so war das ohne Zweifel Frau Cosima. Aber die Tage in Villa Angri waren für sie doch Tage schwerer und schwerster Sorge. Zunächst erneute sich das Leiden des Gatten, die Gesichtsrose, die ihn seinerzeit in der Schweiz schon gequält hatte. So war sie in der ersten Zeit Krankenpflegerin, da auch Evchen schwer litt. In der weiteren Folge hat dann Daniela den Typhus überstanden, eine Krankheit, die damals in Neapel die Deutschen sehr häufig heimsuchte und der später auch in Palermo Siegfried seinen Tribut hat zahlen müssen. Aber sie wußte sich zu halten als Krankenpflegerin, und wenn sie aus den dämmerigen Räumen der Krankenzimmer heraustrat, da atmete sie hoch auf und blickte über die Schönheit dieser wunderbaren Natur hinweg, immer heiter und doch immer ernst. Merkwürdig, wie sie in diesen Januartagen gerade an Levi wiederum ihr Herz am offensten und am rührendsten ausgeschüttet, aber auch ihren tiefen inneren Gedanken Ausdruck gegeben hat. Das mag wohl sein, weil Levi dort von der Gefährtin, die er sich für sein Leben auserkoren, Abschied genommen, um sie lebendig nicht mehr wiederzusehen. Dieser Brief aus der gehobenen und doch schweren Stimmung heraus ist von hoher Eigenart und zeigt, wie sie an alles und an alle denkt: „Unsere stete Erinnerung an alle Ihre Freundlichkeiten und Ihre Aussage, daß meine Mitteilungen aus unserem Leben Sie über die Ihrigen zum Teil hinwegtrügen, führt jetzt meine Feder. Nicht allzuheiteres zwar habe ich zu berichten, und auch die Außenwelt, nicht blickt sie überfreundlich heute herein, dennoch, trotz Scirocco und Erlebtem, vielleicht nicht ganz Überstandenem gedenke ich zufriedenen, ruhigen Sinnes diesen Brief bis zum Schluß zu führen. Er bringt Ihnen meinen ersten Eindruck aus Neapel, d. h. nein, meine erste Ausfahrt galt der Apotheke, denn schon am zweiten

Tag unseres Hierseins hatte ich meinen Mann und meine Kleine krank, ersterer an der Gesichtsrose, letztere an Gelenkrheumatismus, daß sie unaufhörlich stöhnte und schluchzte. Wie ich nach vier Tagen, als meine Kranken schlummerten, den Garten zum ersten Mal durchwandelte, durch das grüne Laub auf das Meer blickte oder, von blühenden Rosen begrüßt, die wilden Felsen beschaute, wild von ranken Pflanzen geschmückt, und soviel Licht und Wärme von überall ausströmte, empfand ich wohl tief das Memento Vivere, welches mir zugerufen worden ist. Gedenke, daß du lebst, d. h. Dich zu sorgen hast bis an Dein Ende, und daß jede Stunde Dir zwar nicht das Entbehren, wohl aber das Ertragen heiser zuschreit, in welchem Rahmen sie auch schlage. Wundersam genug aber war es, daß diese Betrachtungen auch von der Melodie der Grazien begleitet waren und daß somit, während mein Leiden mich der mir heimischen Anschauungsweise übergab, die freundliche Außenwelt beinahe ohne mein Zutun in meinem Innern die Klänge tönend erhielt, die mir, seitdem ich sie vernahm, Licht und Wärme wurden. Und heimschleichend und den Golf betrachtend, gedachte ich des Golfes, an welchem Sie einen letzten Abschied genommen, gedachte ich, daß ich Ihnen für Ihren Glückwunsch nicht gedankt, und nahm mir vor, es zu tun, sobald eben das Memento Vivere minder laut mich gemahnte. Gestern nun zum erstenmal sind meine Kranken ausgegangen, und damit auch ein anderer innerer Horizont geschaffen, wenn ich auch nicht übermütig in meiner Annahme bin, nur dankbar unendlich und unaussprechlich. Jetzt tobt das Meer, und ich kann nicht umhin, an das Zweck- und Zielloſe der menschlichen Bewegungen bei diesem Rasen zu denken. Gerne würde ich Ihnen das mir liebgewordene Buch zurücksenden, denn ich kenne keinen hübscheren Verkehr als durch Bücher, aber ich fürchte die Post. Drei Tage hat mein kleiner Monsieur hier auf dem Zollamt liegen müssen und ich weiß noch nicht, wie ich ihn schließlich erräubert habe, so warte ich auf einen Deutschen, der heimkehrt. Beinahe auf

jeder Seite werden Sie Zeichen meiner Freude an diesem Buche finden, welches auch mein Mann mit größtem Interesse gelesen; wie schwindet doch die Fabel des Olympiers, ersetzt durch die Wirklichkeit des leidenden Genies. Einzelne Aussprüche über das Denken, über die Klarheit im Irrtum, wobei ich an Nietzsche dachte, sind bei uns sprichwörtlich geworden und wie war mir heimisch bei gewissen Explosionen. Das Nächste und Höchste war mir dabei zugegen. Aber auch für die Stühlchen, welche hier beste Dienste tun und für die Karten, welche an zwei Abenden schon benutzt wurden. Und für alle Mühen, die Sie sich gaben, vor allem dafür, daß Sie dieselben als keine Mühen empfinden. Mein Mann sprach es heute aus, wie sehr er es bedauere, daß er Sie als Künstler eigentlich nicht kenne, und daß er sehr gerne in die Aufführung gegangen wäre. Ich gedenke mit besonderer Erkenntlichkeit der Erscheinung der Grazien, sie waren sicherlich weder die griechischen noch die Wagnerischen, doch dadurch, daß sie vieles andere nicht waren, und einen mädchenhaften Anblick boten, war es der Musik möglich, sich zu ihrer Göttlichkeit zu entfalten. Das Nicht ist viel mehr, als man gewöhnlich denkt. Wenn Frl. Weckerlin z. B. einiges unterließe, so würde der Wagnerische Genius besser durch sie wirken. Bitte sagen Sie ihr doch, ihre Todeswerdung ganz ohne Gestikulation vor sich gehen zu lassen. Wie ein Vogel zum Sterben sich versteckt, so verhüllt die Seele sich immer und immer dichter; für sie spricht die Musik, während der Anbetende in den Sternen sie sucht. Ich fürchte, die meisten haben, trotz der uns alles sagenden Musik keine Ahnung von einer Seele, die sich dem Tode weiht, von der erschreckenden Kluft, welche sie da von allem Lebenden trennt. Sonst könnten solche gutmütig sentimentalen Auffassungen nicht stattfinden, und sagten Sie mir nicht, unser Freund B., der Schopenhauerianer glaube nicht an die Möglichkeit der Verneinung des Willens? Für ihn also sind das Leben der hl. Elisabeth und das des Franziskus von Assisi erdichtet? Wie seltsam! Mir selbst sind

zwei Beispiele und zwar in Frankreich bekannt. Eugenie, deren Tagebuch herausgegeben wurde, und mein Beichtvater, welcher mit zwölf Jahren die Vokation fühlte, nichts von dieser Welt kannte außer seiner priesterlichen Pflicht und nicht wußte, ob er mir zu- oder abraten sollte, in das Theater zu gehen, weil er keines kenne. Erblindet sagte er mir ruhig: ‚cela ne fait pas de difference.' Zur Heiligkeit fehlte das Martyrium, welches er aber zweifellos mit Freuden ertragen haben würde, wie er mit Ruhe für sich und Mitleid für die anderen das Leben ertrug. Auch glaube ich an die Möglichkeit der Umkehr des Willens, sei es durch äußeren Zwang, dies am häufigsten, oder durch innere Erleuchtung. Rancé z. B., der seine Geliebte tot antrifft und Trappist wird! Den meisten selbstverständlich bleibt selbst das Verständnis dieser Umkehr versagt. Doch wohin gerate ich? Besser, nicht wahr, dem Schein zugewendet bleiben, indem ich neulich die Attraktion, welche Italien auf uns alle ausübte, betrachtete, und zugleich die Anmut der Form und absolute Idealitätslosigkeit des Volkes mir vorstellte, kam ich auf allerhand seltsame Gedanken über den Menschen als Tier und die Schönheit; was uns hierher verlockt, ist der Wille zum Leben. In Deutschland fesselt uns ein Gefühl des höheren Berufes als das des Lebensgenusses; da wir aber einmal doch leben und da sind, so stößt uns das, was uns fesselt, in seiner Form sehr ab, und wenn man ganz Märtyrer sein wollte, müßte man es sich aufgeben, in Deutschland zu leben und in Italien zu sterben. Ich sehe Sie schon mich nicht verstehen und mir sagen, daß ich Sie überschätze; während ich nur einfach unklar bin. So höre ich denn auf mit einem schönen Gruß und zwei Bitten: erstens um die versprochene Rede Ihres Vaters. Zum Schluß! Noch einen Vorschlag, daß Sie sich zu Ostern 8 Tage Ferien nehmen, wovon Sie 4 Tage hier zubringen; ein schöner Tag ist hier wert, daß man ihn mit einem Jahr erkaufe und ich weiß, daß Sie noch schwerere Opfer bringen, um mit uns zu sein."

Kaum war der Brief abgegangen, erhielt sie die Nachricht von

dem Tode des Malers Feuerbach, der neben Wilhelm Busch und Lenbach wohl der intimste Freund von Levi gewesen war. Er klagte ihr sein Leid über diesen Heimgang, und sie hat ihm, auf diesen Schmerz mit vollem Verständnis eingehend, geschrieben. Denn es ist keine Frage, sie hat für die bildende Kunst nicht bloß einen bestimmten Blick gehabt, sondern auch stets ein tiefes Interesse an ihrer Weiterentwicklung, die sie um so mehr beobachten und beurteilen konnte, als sie mit der Malerei von Kindheit auf, oder von der Zeit an, wo sie mit ihrer Mutter wiederum in nächste Berührung getreten war, tiefste innere Fühlung hatte. Ganz anders als der Meister! Diesen quälte sogar dieses tiefe Verständnis der Gattin, das sie übrigens auch mit Mathilde Wesendonck gemein hatte, nur eben, daß es bei ihr nicht akademisch, sondern unmittelbar war, und selbst in seinen Träumen verfolgte ihn diese Neigung zur Kunst, und oft schreckt er auf in der zum Traum sich verdichtenden Sorge, sie könnte einen Maler heiraten. Aber gerade Levi gegenüber gibt sie in der schönsten Weise die Auffassung des Meisters von der bildenden Kunst wieder und weiß ihn überhaupt immer auf den Zusammenhang mit dem Kunstwerk von Bayreuth, das mehr und mehr zutage treten sollte, in Zusammenhang zu bringen. Sie schreibt: „Gerne hätte ich Ihnen, lieber Freund, meine Teilnahme an den Gefühlen ausgesprochen, die Sie bewegten bei der Kunde von dem Tode Feuerbachs, allein es war mir bis jetzt nicht möglich und ich blicke auf die verflossenen zwei Monate wie auf eine Tributabstattung dem Leben. Denn mit Ausnahme meiner Tochter Isolde war alles krank, mein ältestes Kind nicht unbedenklich an einem typhösen Fieber und mein Mann zweimal von der Gesichtsrose heimgesucht. Doch gestehe ich, daß bloß die letzte genannte Sorge über meine Kräfte geht, alles sonstige Bangen und Hangen erregt in mir kein Staunen und kein Stauen der Lebensgeister. Bei dem Einen aber versagt die Kraft, es will das Herz den Ausgenommenen in allem nicht den gemeinen Regeln des physischen

Leidens unterworfen wissen, es will nicht und muß doch, und daraus entsteht ein merkwürdiger Zustand der Selbstanklage: Wäre ich ganz, wie die geheime Forderung meines Lebens es mich weist, dann könnte er nicht leiden, nicht in seinem Gedeihen gehemmt sein, und diese Empfindung würde wohl schwerer sein, als ich sie zu tragen vermöchte, wenn sie nicht zur tiefsten Andacht geleitete. Und so läßt sich alles überstehen, und heiter blicke ich heute in die sonntägliche Stille. Zu dem liebenden Vater möchten Sie den Freund heimgekehrt wissen? Ach! ist es ein liebender Vater, der ihn in seine Welt entsandte, oder stellen Sie sich Welt und Gott als geschiedene Wesen vor? Ich hoffe, er kehrte zurück, da, wo von je er gewesen, in das Wunderland der Nacht, das Nichtseinland, von wo aus er nicht wiederkommen möchte. Mir wie Ihnen sind die Individuen alles, und von den Einzelnen glaube ich, daß sie dem ewigen Wandel- und Werdeprozeß entrückt, daß sie erlöst sind! Wie? Ich weiß es wohl, kann es aber nicht sagen; ob F. zu diesen Erlesenen zählen kann, darüber will ich mit Ihnen nicht streiten, und da wir als Wagnerianer ziemlich genau wissen, daß mit Ausnahme des Porträtmalers unsere Zeit keine Maler hervorbringen kann, so wollen wir das Ungemeine des Feuerbachschen künstlerischen Dranges hoch in Ehren halten und es der deutschen Welt verargen, daß sie für ihn nur Kirchhofsphrasen hatte. Die Buschische Auffassung der Philosophie von Schopenhauer ist wohl eine tröstliche zu nennen, und nach ihr dürften wir einen erhabenen Zustand der gesamten Menschheit erwarten, mir aber genügt die Erlösung in dem Einzelnen. Eine Schwester, welche meine Tochter pflegte, hat uns einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Doch meine ich, sei das nicht speziell katholisch, sondern dem Katholizismus zurückgeblieben. Ich verstehe aber vollkommen, daß von dem israelitischen Glaubensbekenntnis man eher zum Katholizismus als zum Protestantismus übergeht; denn der Papst kann für die Erfüllung gelten, für den erwarteten Messias. Die Rede Ihres Vaters hat mich sehr inter-

essiert, ich wüßte nicht einen Menschen, der so freudig sein Alter betreten, sein Leben beschlösse. Beneidenswert in einem Rückblick über das Leben nur Freudiges zu erwähnen zu haben! Wie anders wir, die wir das Gefühl des Unterganges in uns tragen und des Untergehenden um uns einzig gewahr werden; wir beten: ‚warum hast Du uns verlassen!' Doch verstehe ich Ihre Freude an der gewiß durch wahre Rechtschaffenheit eingegebenen Befriedigung Ihres Vaters. — Nun haben Sie ‚Tristan' gehabt und sicherlich in der Beschäftigung mit dem Werke alles Ungenügende in der Darstellung vergessen, Leben und Unsterblichkeit sind in ihm; Freund, das Institut war es nicht, dessen rühmend ich erwähnte, warum wollen Sie das, was ganz besonders Ihrer Tätigkeit galt, einer Gesamtheit zukommen lassen, mit welcher wir nie etwas gemein haben können? Und da ich bei diesem Kapitel angelangt bin, so möchte ich Sie bitten, wann und wo von Jäger die Rede ist, seiner nur rühmlich zu erwähnen, mein Mann bemüht sich ernstlich um seine Anstellung und D. L. aus N. teilte mir mit, in München, wo er eben gewesen, habe man einstimmig dies und jenes gesagt. Ich bitte darum, damit Sie nicht, ohne es zu wollen, meinem Manne entgegenarbeiten. — Vielen Dank für die Lenbachiade, sie hat auch meinem Mann viel Vergnügen gemacht und ergötzte unseren Freund Joukoffsky sehr, den Sie ja kennen, und mit welchem wir viel verkehren.

Meine letzte Seite soll Neapel, oder besser der Villa Angri angehören, die wie die Fee im Märchen erscheint. Ich glaube, wir werden später uns gar nicht dieses Hiersein vorstellen können. Jetzt blühen die Mandelbäume und verklären die wilde Felsenschlucht mit einem rosigen Schein und alles duftet und drängt zum Ausbruch; ein Schwirren, Sichregen, Ausstrecken und Ausstrahlen, daß der arme Mensch sich wie ein Gespenst vorkommt, wie die Traumgestalt, entsprungen dem unbeweglichen und doch zerwühlten Geklüft. Die Blumen aus den Steinen sich hervorsehnen zu lassen, unbeschützt von Gras und Moos, die Steine wie vertrocknet in

ewigem Dürsten, angesichts des Meeres nutzlosem Bewegen, wenn ich es denke, so stimmt es mich schwermütig, wenn ich es sehe, überwältigt es mich und löst mein Denken auf. So fällt mir auch das Schreiben nicht leicht, und wenn ich auf manches Ihres Briefes nicht tiefer einging, so geben Sie dem Süden die Schuld. Außer einigen Gedichten von G. Bruno, habe ich hier auch nichts gelesen und so gut wie nichts gesehen.

Nun seien Sie freundlichst gegrüßt von uns allen und geben Sie uns bald Nachrichten aus Hyperboräa."

Aber sie kommt, wie man sieht, nicht hinweg über die religiösen Beziehungen, die nicht trennend zwischen ihnen lagen, sondern die sie zu eigenartigen Gedanken anregten. Es war ihr von Interesse, Josef Rubinstein, der sie zusammen mit dem Maler Joukoffsky nach Neapel begleitet hatte, da die beiden gewissermaßen im Dienste des „Parsifal" standen, der eine für den Klavierauszug, der andere für die Dekorationen, zusammenzustellen, um sie doch in ihrer Art wiederum auseinanderzuhalten. Wenn Richard Wagner selbst davon sprach, daß er Levi gern getauft wüßte, und den Entschluß aussprach, mit ihm gemeinsam zum Abendmahl zu gehen, so wußte Frau Cosima in ganz anderer Weise diese Beziehungen zu erörtern und ihren eigenen Gedanken und Empfindungen Raum zu geben: „Es hat endlich etwas geregnet und ich glaube, wir sind im Frühling. Hoffentlich ist bei Ihnen, lieber Freund, auch die Wärme eingekehrt und alles Nordöstliche verschwunden, so daß ich Sie ohne zu große Gewissensbisse durch Feuer und Wasser senden kann. Gedon hat also geschrieben und versprochen: ‚Schrein und Dose'; nun will ich aber auch die Uhr, er soll sie ganz schaffen, da das Maß das Hindernis ist — bitte ihn in meinem Namen zu bitten. Ich weiß, er tut es und man muß nur recht herzhaft an die Menschen glauben, dann wirken sie Wunder; also bitte quälen Sie Gedon, wie wenn Sie seiner durchaus unsicher wären und dennoch felsenfest an ihn glaubten. Anbei einige Zeilen für M. L., da Sie mir seine

Adresse nicht gegeben. Wie wäre es nun, wenn Sie im Mai nicht durchs, sondern ins Feuer gingen, das heißt mit den sieben Sachen uns besuchten? Wir bleiben noch vermutlich einige Monate länger, als wir vorhatten, und die Königin von Saba wird doch zu den Sterblichen gehören. Wollen Sie bei Gelegenheit dieser Prüfung sich eine Freude gewähren, so lesen Sie die Seherin des Ostens von Calderon. Es ist manches, oder vielmehr die ganze Anlage ist spielerisch-katholisch, aber in der Spielerei ist ein merkwürdiger spitzfindiger Mystizismus und der Aufbau ist ebenso kühn wie in der Kirche des Gesu hier und in Rom. Seine Gedanken und Anspielungen gelten den vielen Verschnörkelungen dieser jenseitigen Ornamentik, aber sie verschnörkeln sich öfter in einem tiefen Blick in das Wesen der Dinge. Also der ‚Shofa' (ich glaube, Puttkamer hat die Orthographie dieses Wortes noch nicht bestimmt), soll in München erklingen; da die ganze Welt nach ihm tanzt, ist es wohl natürlich, daß er auch in unserer früheren Stätte nicht auf sich warten läßt.

Ihre Worte über den Aufsatz von Rubinstein haben uns gefreut. Es ist eine eigenartige Freude, zu erleben, wie eine tiefe Überzeugung Herrin aller ungünstigen Nebenumstände wird und eine Entwicklung ja eine Lebensstellung zustande bringt, um welche vielleicht viel glücklicher Begabte, aber des einen Unbedingten Entbehrenden R. beneiden können. Wer vor Jahren gesagt hätte, R. wird Schriftsteller, und zwar ein guter, würde ausgelacht worden sein. Nun wünschte ich, daß er eine Studie über Weber machte, den Großen, Reinen, den solche Leute wie Raff, Brahms usw. gründlich verachten, aus dessen Melodie die wagnerische erwächst, sich zu ihr verhaltend, etwa wie ‚Brünhilde' zur ‚Erda'. Ich möchte behaupten, daß, wer keine Empfindung für die W'sche Melodie hat, der Natur entfremdet ist, dem Wald, der Sonne, dem Wasser. Hat Ihnen bei der Aufführung der Marsch den Eindruck gemacht, den er immer auf mich macht, als des Lebensbildes eines kühnen, freien, mit dem Meere und um das Meer kämpfenden Volkes? Wer die drei

Märsche richtig bespräche, könnte in ihnen ein ganzes Bild des W'schen Genius geben, aber Phantasie gehörte dazu. Wir haben hier wiederum einen großen Eindruck von der Kirchenmusik durch eine Miserere von Leo erhalten. Das ist Kunst, wahre, erhabene, unpersönliche Kunst, die einzige, die ich neben unser Drama stellen möchte. Daß Schumann Mendelssohn war, ist mir für meinen Zweck nicht lieb, sonst sind sie mir beide ziemlich gleich. Freund Gersdorff bringt Ihnen Lasalle. Holtz ist noch in Amalfi — meine Tochter fand ‚Nora' widerwärtig, Frl. v. M. ist aber entzückt davon. Ich gerate immer seltener in den gewaltsamen Zustand des Lesens und werde dies, glaube ich, ganz verlernen. Wenn Sie kommen, sprechen wir über die ‚Ihrs'. Glauben Sie, daß R. und Sie als Typen der Gattung gelten können, ich glaube es nicht. Nun aber leben Sie wohl. Ich lege Gedon bei, damit Sie die Uhr-Sache gut verstehen (ich wollte zuerst nur einen Deckel, nun mag er aber das ganze bestellen)."

Sie hat ihn denn auch ausersehen, die Geschenke und Überraschungen, die sie dem Gemahl zu seinem Geburtstag, den er diesmal unter der Sonne Neapels feiern sollte, vorzubereiten. Er war ihr dabei der beste Helfer und der Vermittler bei dem Bildhauer Gedon und bei sonstigen Einkäufen und Geschäften. Es hat etwas Reizvolles, wie sie gerade ihn zu diesen Dingen ausersieht, aber dabei es nicht unterläßt, darauf hinzuweisen, daß sich in Bayreuth manches vorbereitete, wenn auch unter krassem Gegensatz, das keineswegs unbesprochen bleiben durfte. Der Aufsatz von Stein hat ihr die Veranlassung gegeben, ihm offen zu sagen, um was es sich handelt. So wendet sie sich geradezu programmatisch an ihn und gibt dadurch die Richtung an, in welchem Sinne man ihre und des Gatten Stellung zum Judentum aufzufassen hat: „Es freut mich, daß Steins Aufsatz Ihnen gefallen hat. Ich glaube unbedingt, daß er berufen ist, ein Mitarbeiter zu sein, und Sie haben sehr richtig seine Renaissance als Kapitel der zukünftigen Philosophie der Weltgeschichte

erfaßt, dieser Ausspruch hat mich erfreut. Die nächsten Blätter werden Ihnen ein ‚Erkenne Dich selbst' bringen, von dem ich überzeugt bin, daß es Sie tief erfassen wird. Ich habe nicht vergessen, daß ich Ihnen meine Ansicht über die Agitation schuldig bin; ich weiß es nicht anders zu fassen als in dem Wort: ‚Notschrei des Verblutenden', mit welchem ich die Bewegung neulich M. v. M. bezeichnete. Nicht nur ihre schlimmen, nein, auch ihre guten Eigenschaften haben die Deutschen unfähig gemacht, einen Kampf, oder wenn Sie wollen, eine Mischung mit der für die Realistik so ausgerüsteten Race auszuhalten. Sie mußten erliegen und entarten, weil ihre Veranlagung nicht mit zur freudigen Entfaltung gelangte und jetzt, wo man den Schaden gewahr wird, wird ein Schrei ausgestoßen. Dieser ist nicht immer erfreulich, auch ist mit ihm kaum etwas zu beginnen. Nur aber ist er zu verstehen. ‚Erkenne Dich selbst', wird Ihnen das übrige sagen. Joukofffky grüßt Sie bestens, er skizziert rastlos wieder einen 6. Zaubergarten, wie R. die 7. Fassung seines Aufsatzes. Das alles tut nichts, die Hauptsache ist die Arbeit und der Geist, in welchem sie geschieht.

Glauben Sie, daß im Frühjahr (April) eine Aufführung von ‚Tristan und Isolde' sein wird? Ich frage wegen Gf. Gobineau, der uns zu dieser Zeit besuchen will und gerne das Wunder erleben möchte. Und nun leben Sie wohl, Freund, und seien Sie von uns allen auf das Beste und Herzlichste gegrüßt."

Es war ihr ernst, ihn zu dem Geburtstag, zu dessen Feier er so viel beizutragen hatte und beitrug, einzuladen, und sie hat es denn auch in der herzlichsten Weise getan. Wenn sie es aber tut, so weiß sie, daß er unbedingt in diesen Kreis paßte, und sie begleitet diese Einladung mit so bedeutenden Worten über Kunst und Theater, daß er eigentlich den inneren Drang hätte fühlen müssen, zu kommen: „Die Dose ist gestern angekommen und so schön, daß ich gestern ganz anders die Erde durch diesen blauen Himmel angesehen habe. Bitte, lieber Freund, danken Sie Gedon auf das Allerherzlichste, denn ich

bin überzeugt, daß auch mein Mann diesen kleinen Schatz gern haben wird. Was den Schrein anbetrifft, so sagen Sie Gedon, daß, wenn er mir ihn wirklich zur rechten Zeit schafft, ich glauben werde, daß der Schicksalsgott mich wert hält, meinem Manne eine Freude zu machen, und daß ich das richtige Eintreffen als das Zeichen davon betrachten werde, daß ich die Mißwende im theuersten und kostbarsten Leben zur Gutwende wandeln darf!

Grüßen Sie Lenbach, wenn Sie ihn sehen, und fragen Sie ihn, warum er mich vergißt? Gewiß finden Sie ihn ganz wieder, wie Sie ihn verließen, denn ihm kann weder das Mißgeschick, noch das Glück etwas anhaben, und sein Besuch in Dresden zeigt Ihnen, wie fest er in seinen Empfindungen ist. Auch scheint mir das Hastige, Zerstreute bei ihm ein Zeichen innerer Sammlung eher als der Zersplitterung. Ich traue wenig der Konzentration der fließend ruhig sich gebenden Menschen, und wie können die Zeichen der Bewunderung je dem gehaltvollen Mann schaden? Ein anderes ist es mit dem soeben abgeschlachteten Huhn. Da habe ich viel in mir durchgemacht, um nicht der schmerzlichsten Empfindung Raum zu geben und das ganze Wesen der Malerei, ja der gesamten Kunst mit Ausnahme der Musik rief ich mir hervor, um meinen Freund zu rechtfertigen. Grausam muß die Kunst sein in einer grausamen Welt, und wie die erbarmungslosen Götter der mitleidsunkundigen Hellenen handhaben unsere Künstler das Leiden der Schöpfung. Nicht also die Musik, sie ist die Kunst des Paradieses, welches wir erstreben und welches einzelne wohl erlangen als Vorstufe der letzten Erlösung. Ich glaube an die Allmacht der Sehnsucht und daß das Verlangen der Seligkeit uns hienieden die Seligkeit gewährt, gerade wie das Begehren des Martyriums dem hl. Franciscus die Stigmaten eintrug, die ihn entzückten. So hege ich auch die Überzeugung, daß der Ekel, den Sie empfinden und die Stimmung, die Sie mir anvertrauen, in Ihnen das Keimen der seelischen Befriedigung vorbereiten. Glauben Sie mir, daß dieses tiefe Unbehagen die erste Stufe zur end-

lichen, edlen Ruhe ist und daß man dem Falschen und Schlechten gewaltsam erst sterben muß, um im Wahren zu leben. Und dem Rausche der Begeisterung weicht der andere, der wohl dem Ekel geziemt, nicht aber der Erkenntnis des Wahren und der Sehnsucht darnach; und die Tagesgespenster weichen vor dem Traum und nachtwandelnd übt man aus, was eben der Tag uns in den Weg stellt. Glauben Sie mir, Freund, unsere Kunst ist eine Religion. Es ward ihr möglich, das Heiligste von aller Dogmatik, von aller Erstarrung uns wieder zu schenken. Und wie die ersten Christen in der Freudigkeit ihren Besitz der Welt gaben, was der Welt ist, das heißt heiter und befriedigt Sklaven oder Herren waren, so meine ich, können uns Dinge des Berufes und des Lebens wenig anhaben, wenn wir in dem einen nur sicher sind. Freilich — die Königin von Saba — das ist arg! Aber Sie haben doch sehr unrecht getan, die Calderonische nicht zu lesen, wenn ich auch die Stimmung verstehe, welche Sie dazu unfähig machte. Wie einen entsetzlichen Alp habe ich diese Saba erlebt und erst jetzt durch Ihr Citat einen Moment Heiterkeit ihr verdankt. Was den ‚Vereinshammer' betrifft, von welchem Sie mir sprechen, so würde ich Ihnen recht geben, wenn nicht auch bei uns der Groschen der Wittwe alles wäre, was die Kraft unserer Bestrebung ist, daß wir keine Reichen und keine Hohen als Teilnehmer daran haben. Sie werden dieses sehr paradox finden, aber wenn ich sehe, wie die Vermögenden unser deutsches Reich hergerichtet haben, so danke ich Gott, daß sie nichts mit unserer Sache zu tun haben. Ob wir zum Ziele gelangen? Ich weiß es nicht, möchte auch sagen, daß ich an das Ziel nie denke, sondern an jeden Schritt, daß er ein fester und besonnener sei. Wahrscheinlich kommen die Dinge in ein sicheres Geleise, als sie bis jetzt waren. Und hier wiederhole ich meine Einladung trotz Sonnenstiches. Aber ich rede nicht zu, am Ende raten es Ihnen die Geister! Wissen Sie, daß ein Zug von argem Materialismus in diesem dimensionalen Unsinn liegt? Aber erzählen Sie mir Ihre Eindrücke und lassen Sie sich weder durch

‚Ihrs' noch durch ‚Wirs' stören, denn die sind auch nur in Ihrer Vorstellung vorhanden. Vielen Dank für die Mitteilungen über die Konzerte und über ‚Nirwana'. Ich glaube, daß dieses Werk eine bedeutende Stelle erhalten wird, wie die ganze Persönlichkeit des Autors sich neben den ganz Großen abheben wird auf dem Nachthimmel der Zeit, auf welchem die verschiedenen Meister verschwinden werden. Sie haben die Nachtigall vor uns voraus, hier gibt es keine Vögel, man schießt sie tot; einen kleinen Goldammer rettete ich neulich, der sich in meinen Wagen flüchtete, und mußte ihn in einen Käfig stecken, wo er nun lustig ist, der Arme, denn er kennt die Menschen und die Freiheit bei ihnen, welche ihm gestutzte Flügel eintrug. Aber unser Garten ist herrlich, ganz ähnlich dem deutschen, worin Malwida Blumen pflückend und singend wandelt, denn er steigt blühend auf und zur Höhe angelangt, senken sich hohe Gedanken segnend über uns und entführen uns in andere Sphären." Freilich ganz anders ist ihr zumute, wenn sie an ihre Freundin Mimi schreibt, und es ist keine Frage, daß gerade dieser Aufenthalt in Italien die alte Sympathie, die bis in die Brautzeit der schönen Marie von Buch zurückgeht, immer mehr gewonnen hat. Von allen Frauen hat sie über alle Irrnisse und Wirrnisse hinweg die tiefste Freundschaft bei Frau Cosima geweckt, und wie sie ihre erste verständnisvolle Vertraute war, so hat sie bis zum Ende der schönen, edlen Frau in ihr die verständnisvollste Freundin gesucht und gefunden, selbst über die Herzenstraute und Tante Malwida hinweg. So ist der Gruß aus Neapel von ganz besonderer Art: „Mitten durch das Schalten und Walten der Ferne erkannte ich den warmen, den liebenden Ton und sah Ihren Blick auf mir ruhen, meine theure Mimi!

Es glückt selten, daß die Gegenwart uns so hervorgezaubert wird, wie die Ihrige es mir durch Ihre Zeilen wurde. Da darf man dann das Wort nicht schelten, welches mir doch zuweilen wie das Wogen der See erscheint, das uns nichts von dem Leben der Tiefe sagt und

etwas für sich ist. Durch Ihre Taten hatten wir von Ihnen vernommen und dankten Ihnen im Herzen. Es ist schön, da es keine Asyle mehr gibt, daß für diejenigen, welche anders geartet sind als die Masse, sich ein Wesen findet, das dieses Asyl ist! Und immer ferner gerückt den Dingen, welche vor sich gehen, erfreuen wir uns beinahe einzig Ihrer Tätigkeit und Ihres Seins. Haben Sie Dank für das, was Sie für Rubinstein getan. Im allumfassendsten Sinne, war es eine Wohltat. Weiß nicht, ob es Mangel an ‚sittlichem Ernst' oder an ‚Tiefe' ist, aber mir will kein Gedenken weder von der Bosheit der Menschen, noch von der Lücke des Lebens bleiben, und so habe ich schon so gut wie vergessen, daß ich hier eigentlich nur Krankenwärterin gewesen bin. Es ist sehr, sehr schön hier, und zwar unter jeglichem Aspekt, jede Spazierfahrt erheitert meinen Mann, und er hat mit der Wahl dieser Stadt wiederum die Unfehlbarkeit ..."

Auch sie hätte sie gerne in Neapel begrüßt. Das war ihr aber nicht vergönnt, und erst in Venedig hat sie ein schönes und rührendes Wiedersehen gefeiert. Daß diese Begegnung das Verhältnis der beiden noch mehr vertieft hat, das zeigt sich auch darin, daß von da ab der herzliche Ton der Briefe noch verstärkt wird durch das traute und unmittelbare Du.

So kam der 22. Mai, und Frau Cosima hat nun in der Tat da unten in Neapel ein Fest begangen, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Es gehörte zu Italien und vor allem auch zu Neapel, daß der Meister im höchsten Maße gefeiert wurde, und zwar von den Behörden nicht minder wie von den musikalischen Kreisen und von dem Konservatorium, das er besuchte und wo, wie wir hören, er nicht bloß einen wunderbaren Empfang gefunden, sondern auch zu Anregungen ganz besonderer Art veranlaßt worden ist.

Das Fest selbst, das in so wundervoller Weise durch ein Festspiel, mit einem prächtigen Mahl und einer Ruderfahrt auf dem Golf gefeiert wurde, um mit der Aufführung der Gralschöre zu schließen,

hat Glasenapp in ausführlicher Weise geschildert an Hand der Tagebücher von Joukoffsky. Es hieße nur Gesagtes wiederholen, wollte man weiter darauf eingehen. Nur einer kam nicht, und das war Liszt. Er entschuldigte sich damit, daß er verschiedenen Verpflichtungen und Besuchen in Neapel aus dem Wege zu gehen hätte, und daß sein Erscheinen in der Villa Angri nichts anderes hervorbringen würde als vielfache Verstimmung und Kränkung, die er vermeiden müsse. Es ist keine Frage, daß auch hier das Schlangenauge der Fürstin Wittgenstein den so wanderfrohen Singevogel in Starrheit versetzt hat, so daß er es nicht wagte, die Reise nach Neapel anzutreten. Er hat bei der Geburtstagsfeier seiner Tochter zweifellos gefehlt, wie es ihm schwer war, nicht zu erscheinen.

Dann aber kam eine Unruhe über den Meister: die Seebäder, die er nehmen sollte, bekamen ihm nicht, eine tiefgehende Nervosität veranlaßte ihn und vor allem Frau Cosima, dem schönen Aufenthalt in Neapel ein Ende zu bereiten und mit einer gewissen Hast dort die Zelte abzubrechen. Es war das für alle sehr schmerzlich, und keiner hat es mehr bedauert als später Wagner selbst. Aber die Qual des Leidens, zu dem allerlei äußere Übel traten, bedingten diese schwere Unruhe, der nun von Frau Cosima in rührender Weise Rechnung getragen wurde. Rasch fuhr sie mit ihm nach Perugia, weil die Bergluft ihm gut tun sollte, aber nach kurzer Zeit hat sie für ihn in Siena ein Asyl gefunden, das seinen Nerven in jeder Beziehung gut getan hat. Immerhin waren es schöne, unvergeßliche Tage, die sie in Neapel verlebt, und die Lektüre selbst, die keinen Tag fehlte, hat beruhigend gewirkt. Es hat doch einen tiefen Reiz und zeugt von der Tiefe deutscher Natur bei beiden, wenn sie mitten in dem Zauber von Neapel, wo man viel mehr an andere Dichtungen denken möchte, sich mit Wilhelm Meister befaßt haben. Und da ist es wiederum seltsam, daß fast zu gleicher Zeit Levi ein Gespräch darüber anregt, dem Frau Cosima in schönster Weise gerecht wird. Levi war erkrankt und hatte infolgedessen der Einladung nach Neapel nicht Folge leisten

können. Aber daß er mit ihnen empfand, das zeigt ihr Brief, den sie trotz der beginnenden Nöte in Villa Angri noch an ihn geschrieben:

„Unsere Gedanken haben sich in W. Meister getroffen, denn auch wir haben uns in letzter Zeit viel mit ihm und dem auf ihn bezüglichen Briefwechsel beschäftigt. Ach ja! Vieles erblaßt einem, Menschen und Dichtungen, und ich blicke Aurelie und Nathalie und Therese mit dem zerstreuten Erstaunen an, mit welchem ich die Lichtbilder mancher zuweilen betrachte, die ich einst als zu uns gehörig gedacht und die nun immer weiter im Leben wie Schatten mich ansehen. Vielleicht sind Bücher für verschiedene Menschenalter bestimmt und gehört W. M. der Jugend (hier würde Frau v. W. uns nicht mehr folgen). Und doch entsinne ich mich, daß schon bei der ersten Lektüre ich in meinem Sinn eine Umformung dahin ausdachte, daß Nath. Meister es auferlegt, Mignon nach Italien zu führen, sich ihr zu widmen bis zu ihrem, doch von ihm verschuldeten Tod, und daß ich das Ende Mignons in den Armen des Freundes versöhnend erschütternd mir geträumt hatte, während Nath. ihre Weihe und Größe eben durch das Verständnis von Mignon und einer höheren Verpflichtung gegen sie bewahrt. Aber das sind alles Gefühls-Nopeleien, wie mein Mann sagt, und wenn einem vieles schwindet und verblaßt, so lebt dafür das Bestehende umso gewaltiger in einem. Wir lesen jetzt die Oresteia und sind zermalmt. Elektra und Orestes in den Spenderinnen einzig, was Schwall der Leidenschaft betrifft, und musikalische Unerschöpflichkeit mit Tr. u. J. im II. Akt zu vergleichen. Das bleibt und Shakespeare und Don Quichote auch und Faust als Buch. Hier bleibt es auch herrlich und immer kühl, von Hitze haben wir gar nicht zu leiden. Ha, diese Sonne! Recht, recht schade, daß Sie nicht kamen, denn hier hätten Sie sich sicher erholt. Aber nun freut es mich, daß Ihr Vater bei Ihnen ist — über Gfrörer ein andermal, d. h. wenn Sie ganz hergestellt sind, über Gedon mündlich, warum ich nicht mehr sprach. An ihn habe ich geschrieben." Und da kommt sie auf die Stellung Levis

In Wahnfried Juni 1882 Phot. A. v. Groß

zur Kunst und zumal zur Dichtkunst aufs neue zu sprechen: „Ich kann mir die Musterkarte der Schauspielkunst ungefähr vorstellen. Nicht ganz, daß Sie neugierig auf das Passionsspiel sind; wenigstens kann ich sagen, daß ich es nicht bin, ohne zwar mir genau erklären zu können, warum nicht; denn ich gebe das Spiel zu und glaube auch an den Ernst der Bauern, fürchte aber vermutlich den Geist, der Spiel und Ernst lenkt und die Gaffenden erfüllt.

Daß der bedeutendste der Zuhörer von ‚Tristan' unter Ihren Gästen fehlen mußte, läßt sich erklären, ohne an Zwischenfälle in Ihren Beziehungen zu denken. Wer vom Schicksal in besonderer Weise gezeichnet worden ist, scheidet sich bei besonderen Anlässen auch von dem angenehmsten Verkehr; und in gewisser Beziehung möchte ich behaupten, daß dieser Bedeutende ebensowenig in die Welt hineingehört wie wir. Wenn sein Stern es ihm nicht gegönnt hat, von einer eigenen Welt aus die andere, fremde zu meiden, und der Lebenslauf zwingt immer, mit ihr in Verbindung zu treten, so geschieht dies wohl mehr elementarisch, und gibt es Umstände, Stimmungen und Veranlassungen, wo es unmöglich ist, den Zusammenhang mit anderen, auch mit dem Freundlichsten, zu erhalten, und wo die Strafe, welche ein Kalif über einen Dichter verhängte (es durfte niemand in Cordova zu ihm sprechen), als das notwendigste empfunden wird. Nicht völlig bewußt nimmt sich zuweilen diese Scheidung aus, doch ist sie da, und nichts kann sie vertilgen.

Mein Mann trägt es mir auf, Ihnen für die Depesche zu danken und Sie zu ersuchen, den anderen freundlichen Unterzeichnern, welche noch in München sind, seinen Dank zu übermitteln. Nun ist auch wohl der französische Tristan vorbei? Unsere Freunde in diesen Ländern werden wir wohl eher in dem Lager der excessiven Ansichten und Bedürfnisse, als auf der Mittelstraße des praktischen, gesunden Menschenverstandes antreffen. Nichtsdestoweniger erscheint es mir ungerecht, der jetzigen französischen Regierungsform mehr Corruption zuzusprechen als einer anderen; durch sie kann sich jedenfalls am

ersten zeigen, was an Frankreich ist. Denn man ist frei, wenn auch aller Horte beraubt. Und die ‚Meistersinger'? Haben sie Ihnen nicht die Antwort gebracht, die ich neulich unterließ, um nicht Ihrem müden Zustand zu viel zuzumuten. Wie ich die ‚Eumeniden' für mich ausgelesen hatte, frug ich mich nach einem ähnlichen Beispiel der notwendigen Kooperation des Volkes an dem Kunstwerk, des Hinüberlenkens des Dichters von der Dichtung in die Wirklichkeit, und Hans Sachs fiel mir ein. Ich empfand es als ganz besonders schön, daß die glückliche Lösung des Lustspiels nie eine ganz ausfüllende sein kann. Und wer drückt uns dies ahnungslos aus? Der Dichter, der nach vollendeter seelischer Arbeit einsam, entsagungsvoll in seine Wirtschaft zurückzudenken, diese wirkliche Figur, durch den Zauber der Fiktion uns erst wahrhaft lebendig geworden, kündet den Untergang des Reiches und fordert auf zum Mitschaffen an der Kunst! Bei Aschylos wird der Areopag eingesetzt und Orestes durch ihn freigesprochen, das Volk dadurch auf Heilighaltung des Bestehenden ermahnt. Hier wird die Not des Reiches von einem derjenigen geschildert (die wohl des Zusammenhanges mit einem Ganzen bedürften, da sie nicht für sich zu leben bestimmt sind) und zugleich dem Volke der Weg des Heiles und des Trostes außerhalb alles Bestehenden gewiesen. Der Rahmen der Bühne wird gesprengt, aber nur, um uns in eine höhere Idealität zu versetzen, als der Schluß eines Lustspiels; und ohne Shakespeares ‚Kaufmann' aufzuführen, wo ein ganz überflüssiger fünfter Akt dem Dichter notwendig erschien, kann man hier den nach allen Seiten hin vollendenden Schluß bewundern. Wenn wir das Volk hätten, um in den letzten Schlußvers einzufallen (wie die Griechen wohl alle mit Fackeln die Eumeniden begleitet haben!), dann — hätten wir eine Kunst. Ich würde wahrscheinlich die Sehnsucht, von welcher Sie sprechen, empfinden, wenn ich nicht glaubte, Deutschland und seinen Stern überall mit mir zu haben. Auch ist uns überall Wahnfried, d. h. Trennung von der Welt, und wenn ich hinzufüge, daß selbst unsere

Köchin eine Deutsche ist, so werden Sie sich denken, daß wir von dem fremden Elemente nur soviel haben, als wie uns heimlich ist. Was die Barbarei betrifft — ach! sie ist hier noch zu Hause! Und wo nicht? Doch werden wir heimkehren und melde ich Ihnen, daß wir in der 2. Woche von November in München sein werden und um ‚Lohengrin' und ‚Meistersinger' bitten (dies vorläufig nur für Sie). Auch ein Schillerisches Stück, etwa ‚Wallenstein', wäre uns willkommen. Nun muß ich noch erklären, warum ich nicht vom Befinden spreche! Dies ist wiederum eine Eigenart, ein Aberglauben, oder wenn Sie wollen, eine Unfähigkeit. Sie können aber sicher sein, daß, wenn ich schreibe, der Zustand ein ganz leidlicher ist. Sonst gäbe es nicht viele Worte mehr, weder geschriebene noch gesprochene. Die Seebäder werden fleißig genommen, und die Kinder zeichnen sich durch Schwimmen aus. Ich wüßte weiter nichts aus dem Leben zu berichten. Die B. Blätter werden Ihnen von der Arbeit in der Villa d'Angri sagen. Empfehlen Sie uns Ihrem Herrn Vater, grüßen Sie Lenbach, und fragen Sie bitte Gedon, ob er den Schrein erhalten hat. Wenn Sie hier gewesen wären, hätten Sie viel über W. Meister gehört, da meine Tochter ihn zum ersten Mal gelesen hat. Mir will das Werk — summarisch gesprochen, den Wert einer Biographie behalten, darin das Unerlebte (Mignon, Philine, Marianne) den größten Reiz hat und die größte Wahrheit zeigt. Ob gerade die Nordsee das rechte für aufgeregte Nerven ist, weiß ich nicht; hier ist es sehr heiß und doch immer schön, ‚ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht', und die Mondnächte wirken völlig banden- und schrankenlösend. Nur muß man seine Briefe in Abteilungen schreiben. Denn der Tag existiert so gut wie nicht! Es grüßen die Meinigen alle freundlichst."

In Siena aber fühlten sie sich ungemein heimisch, und hier, wo sie freilich schon an die Heimfahrt denken mußten, wurde ihnen die Freude des Besuches ihres Vaters zuteil. Eine seltene Vertraulichkeit machte sich hier geltend, und die Tage, die er in Siena verlebt,

haben auch bei ihm einen jahrelangen künstlerischen Nachklang geweckt. Man kann wohl sagen, daß gerade der Aufenthalt in Siena ihm das volle Verständnis dazu gegeben hat, daß er eigentlich einzig zu seiner Tochter gehörte, und daß es für ihn nichts Besseres geben könnte als einen Vergessenheitstrank, der ihm Rom aus dem Sinn entschwinden ließ, wie ihm die dort herrschende Gestalt längst aus den Sinnen entschwunden war. Aber es war eine Täuschung, und doch war es schön. Und zumal Frau Cosima empfand in freudiger Weise diesen Aufenthalt, der ja auch ihrem Gefühl für Architektur und, sagen wir, auch ihrem katholischen Empfinden eine gewisse Anregung gab. Denn kein Ort war so geeignet zu stiller Einkehr in sich selbst, die seligen Gebreiten erinnerten sie an die Heimat, und der Dom selbst erfüllte sie mit Ehrfurcht und gemahnte an das große, künstlerische Gebäude, das der Meister aufgeführt — an den Gralstempel. Und doch schrieb sie von dort aus am eingehendsten und am herzlichsten wiederum an Levi. Es ist etwas Rührendes, wie gerade er während dieser Italienreise die hohe Frau beschäftigt hat:

„Uns geht es recht gut, und ich glaube, wir haben Grund, froh zu sein. Denn vieles Beschwerliche und Harte, bereits acceptiert, ist uns erspart worden, und der Aufenthalt in Italien noch auf eine Weile gegönnt. So bin ich denn noch zufriedener, als ich traurig war, und fühle mich wiederum heimisch in der Fremde. Wie könnte man sich auch in der natürlichsten Natur fremd fühlen, wo alles sanft, anmutig, unmerklich, wechselvoll ist, kurz in einer Natur, von welcher sich reden läßt, wenn sie gewiß nicht zu beschreiben ist. Mit der Stadt Siena geht es mir absonderlich. Ich weiß noch nicht, ob ich sie liebe oder nicht, gewiß ist, daß ich froh bin, sie genau zu kennen und lange darin zu verweilen, und daß sie großartig einzig ist. Aber wie gesagt, um Ihre Seele wäre es hier geschehen, Freund! Der Dom und die h. Katharina täten es Ihnen an — das Bild, welches ich meine, hat auf mich gewirkt wie noch kaum ein Bild, und der Maler, der es schuf, gehört bestimmt nicht zu den Meistern, und

der Gegenstand (die Stigmatisierung) ist mir eher bildlich repulsiv als anziehend. Was ist es nun, was wirkt? Gewiß der geheimste Zauber, das unlösbarste Rätsel, das, was Menschen an Menschen kettet und was über Zeit und Raum durch Farbe und Ton zu uns dringt. Magnetismus! Aber halt! da kommt die vierte Dimension, und so schlimm als Maler war Sodoma nicht, daß ich danach greife, um seine Macht in dem einen Werk mir zu erklären.

Von da zum Kabinettssekretariat ist ein gewaltiger Sprung, wie sie eben die Gedankenunbändigkeit macht. — Warum betroff Sie mein Brief an H. v. B.? Ich war einen Bericht über unsere Wege schuldig, und die andere Frage, die ich berührte, hängt seit Monaten und wird stets erörtert. Sie, Freund, lassen wir gern aus dem Spiel, um Ihnen Ihre Unbefangenheit nicht zu nehmen, da Sie doch einmal Angestellter sind, einen Chef haben, dem gegenüber Sie sich wie in einem fremden Licht vorkommen könnten. Aber — muß ich das alles auseinandersetzen? Nun möchte ich gar gern ein Wörtlein hinzufügen, denn ich weiß, Sie lieben das Schwarz auf Weiß, wollen Sie die Bilderchen annehmen, die gar keinen Kunstwert haben, die Ihnen aber einen Nachhall geben werden von meinen Eindrücken, ungefähr wie ich etwas von dem Vorspiel durch Ihre Worte vernehme. Warum kann man L. und P. Vorspiel nicht in der Kuppel von Siena hören? Wir sind auch für ‚Wilhelm Meister' zum Teil verloren, haben aber unter Tränen ‚Werther' diese Abende gelesen! Und von wem hatten wir ihn ausgeliehen erhalten? Von einem Benediktiner! der die Messe in der Kapelle unserer Villa las und mit unseren Kindern Freundschaft schloß und uns mit Büchern versah. Das ist nun wieder Wasser auf Ihre Mühle, und ich stehe nicht dafür, daß ich Sie nicht im Klosterhaus sähe, das sich dieser freundliche Geist in unserer Nähe baut, um sich dahin zurückzuziehen, wenn er von Spanien, England, Ägypten heimkehren wird. Was aber ‚Werther' betrifft, so haben wir in ihm wieder recht das Genie in der Jugend und daher ewig anziehend

erkannt, und was sind alle Kulturprobleme gegen die Tragik der Leidenschaft?"

Von dort aus hat sie ihm denn ihre Wünsche für München mitgeteilt, und das war die Bitte um die Teilnahme an einer separaten Tristanaufführung. „Meine Beziehungen zu Ihnen verstehe ich nie anders als im Verhältnis auf das Vertrauen, welches Sie mir bewiesen haben und das, was ich mittelbar dadurch erlebt habe. Der Mittler zwischen der Kabinettskasse und uns, ja selbst der Kapellmeister, noch weniger aber den Lenbach den ‚Liebenswürdigen' nennt, wollen mir recht in den Sinn, da es aber so sein muß, will ich Sie bitten, Herrn v. Bürkel zu sagen, daß mein Mann direkt an S. M. geschrieben hat und daß er vielleicht eine Antwort über die uns beschäftigende Angelegenheit erwarten darf.

Betreffs der Aufführungen steht vielleicht zu hoffen, daß der König auch einige Wagnersche Werke für sich befiehlt und uns dann gestattet, mit ihm unsichtbar den Aufführungen beizuwohnen. Sehr, sehr wünschen wir ‚Tristan'!"

Levi hat diese in der Tat durchgesetzt und konnte ihr alsbald darüber Bericht erstatten. Der Brief aber traf sie bereits in Venedig. Sie war in hohem Grade glücklich über diese Mitteilung, weil sie im Zusammenhang stand mit der endlichen Wiederherstellung der guten Beziehungen zum Hof und zum Kabinett. Die Spannung war überwunden. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies im Grunde nur möglich war durch den Wechsel im Kabinett, daß Herr von Bürkel ein wahrer Freund von Wahnfried war und erkannte, daß des Königs tiefste Interessen weit mehr nach Bayreuth gravitierten als nach irgendeiner anderen Seite hin, die weit mehr kostspielig war und dabei nur geeignet, den König in andere, fremde und ihn seinem Volke entfremdende Bahnen zu leiten. Darin lag in der Tat das Bedeutsame dieser Wandlung, daß Wagner nun gerade durch die Vermittlung Frau Cosimas in ganz andere persönliche Verhältnisse gekommen war und er ohne allen Zweifel auf

eigenen Füßen zu stehen vermochte. Frau Cosima hätte freilich eine bescheidenere Haushaltung gewünscht. Denn es war, ganz abgesehen von der finanziellen Seite, keineswegs leicht für sie und in höchstem Grade ermüdend, mit zehn Köpfen zu reisen. Aber ihre Natur befähigte sie, allen Anforderungen gerecht zu werden, und wo sie sich zeigte, da übte sie einen Zauber aus, mochte das nun in Berlin oder Neapel und Venedig oder in München sein.

Denn nach schönen Tagen in Venedig, wo sie mit Frau Mimi sich zusammenfand und viele Pläne für die Zukunft, wenn nicht spann, so doch besprach, ging es nach München, wo sich ganz andere Verhältnisse herausgebildet hatten; sie konnte nun im Theater vor aller Öffentlichkeit, aber auch in Separataufführungen in Gegenwart des Königs den Werken lauschen. Der Meister selbst stand in freundschaftlichster Berührung mit ihm. Er war ihm gegenüber doch der alte geblieben mit seinem jugendlichen, freudigen Empfinden für diese wahrhaft herrliche und göttliche Kunst. Er fand jetzt noch aus allen Neigungen für das Zeitalter von Louis XIV. und Louis XV. zu ihm zurück. Der „Parsifal" spielte auch hier die wundertwirkende und vereinigende Rolle.

So kehrte man nach Bayreuth zurück, das sie herbstlich und fast winterlich empfing, und wo sich Frau Cosima doch fast wohler fühlte, trotz aller Sehnsucht nach dem Süden, als in der Villa d'Angri und in dem stillen Siena. Sie war daheim.

Der Empfang war ein außerordentlich herzlicher. Das Theater war festlich beflaggt, und die Sonne strahlte förmlich südliche Wärme aus. Aber der kalte „böhmische Wind" wehte doch über der Frankenstadt und weckte die Sehnsucht nach dem warmen Lande, von dem Frau Cosima neben allem Schmerzlichen doch sehr schöne Erinnerungen mitgebracht hat. Das alte Leben begann in Wahnfried. Vor allem stand dem Meister die große Arbeit bevor, die in ihrer Art eigentlich ein ganzes Menschenalter hätte füllen können. Aber in sie strömte nur die gewaltig aufgespeicherte Kraft

des Künstlers, der bei der Komposition des „Parsifal" die alte, immer rege Phantasie bewiesen, die er nun mit der Gewalt seines immer neuer Bahnen schreitenden künstlerischen Wissens beherrschte. Er ging sofort an die Arbeit. Das gab dem Hause Wahnfried das Gepräge und den Gedanken und Empfindungen der edlen Frau die eigentliche Richtung, aus der sie durch nichts herausgeführt werden konnte. Denn eine schwere Zeit begann. Sie hätte, wenn sie die Sorge als Göttin betrachtete, diese in eine ganze Reihe von persönlichen Unheilsgestalten trennen können, die von einem traurigen Walhall aus herrschten. Aber die erste Sorge war ihr Glück. Denn sie sah ihn an der Arbeit, frei und seines Armes mächtig. Aus den italienischen Erinnerungen schauten vor allem zwei Köpfe heraus, der ernste, fein geschnittene Kopf des Grafen Gobineau und das liebliche Antlitz der Gräfin Marie. Mit den Werken des Rasseforschers beschäftigte sie sich in eingehender Weise, gehoben und oftmals auch enttäuscht. Aber die wundervolle Wechselwirkung zwischen einer großen Persönlichkeit und seinen Werken, seinen Werken und seiner Persönlichkeit, gab vielen Stunden in Wahnfried Inhalt. Sie erkannte, daß hier einer erschienen war, der nicht so schöpferisch als wie der Gemahl, aber die großen und erhabenen Gedanken, die dieser hegte, nicht bloß in sich trug, sondern der Welt bereits geoffenbart hatte. Man darf den Einfluß dieser Werke auf Wahnfried nicht unterschätzen, aber auch nicht überschätzen. Gerade Frau Cosima wußte da das richtige Maß zu finden, und wenn sie später, als ein frühzeitiger Tod den Grafen dahingerafft, in feinster Weise ihn charakterisierte, so hat sie dabei eines bewiesen, daß er eben einer von denjenigen war, der den Weg nach Bayreuth gefunden, der gerne dort, wenn es die Verhältnisse und auch die inneren Gefühle erlaubt hätten, bleibend sich niedergelassen, den aber der Tod in die ferne Heimat geführt. Ganz anders das andere Antlitz, das sie schaute und das sie mit liebender Freude erfüllte. Das war die Freundin Marie, mit der sie sich in Venedig völlig zusammengefunden hatte.

Das ist vielleicht für Frau Cosima der schönste Erfolg dieser Reise gewesen. Nicht der blaue Himmel und nicht die Sonne von Italien, sondern die blauen Augen dieser wunderbaren Frau und deren sonniges Leuchten. Das tritt schon in dem ersten Briefe deutlich hervor, der auch die andere große Frage, die fast die ganze erste Hälfte des folgenden Jahres beherrschte, in schöner und reizender Weise berührte. Das war das Schicksal ihrer Tochter Daniela. Wenn sie in Triebschen und später noch gebetet, daß diese einst ihrem Vater Trost und Freude bringen solle, so war jetzt der Augenblick dafür gekommen. Und sie versäumte nicht, das Opfer zu bringen. Aber der, dem es gebracht werden sollte, empfand wohl tief und gewaltig für die Tochter, aber ging andere Wege, auf denen sie ihm nicht folgen konnte. Schon hatte er in Baden-Baden auf der Bühne des dort weilenden Hoftheaters eine Künstlerin geschaut, die ihn zunächst nicht durch ihre Kunst, sondern durch eine entfernte, aber doch auffallende Ähnlichkeit mit Frau Cosima fesselte. Richard Pohl war es gewesen, der ihn in das Sommertheater geführt und ihn von Anfang an auf diese Ähnlichkeit aufmerksam gemacht. Und von nun an spielte diese Künstlerin in seinem Leben eine schicksalsvolle Rolle, so daß in den Tagen, da seine zweite Tochter heiratete, er sich mit ihr trauen ließ. Das ist der Hintergrund für die nächsten großen Momente, die gewiß nicht tragisch betrachtet werden sollen und niemals einen Vorwurf für Hans von Bülow und seine zweite Gattin enthalten. Der Weg des Herzens ist des Schicksals Stimme, gleichviel ob dieses Herz nun namenlos leidet oder sich freut. Jedenfalls hatte Hans von Bülow in Hannover sich als Kapellmeister glänzend bewährt, und wenn ihm die Ruhe gegeben gewesen wäre und er nicht der friede-, freudelose Mann geblieben, der er von je gewesen, so hätte er dort ohne Zweifel einen großen künstlerischen Mittelpunkt zu schaffen vermocht. Aber vom Theater hinweg rief ihn der Herzog von Meiningen zu sich an die Spitze seiner Kapelle, und da hat Hans von Bülow wohl das Größte geleistet, was in so

kleinen Verhältnissen getan werden konnte. Daß auch hier für ihn kein langes Bleiben war, das lag an ihm. Und es war tiefe Selbstquälerei, die ihren grenzenlosen Edelmut zeigt, wenn auch an diesen großen Wendungen im Schicksal des ersten Gatten Frau Cosima die Schuld auf sich nahm und darunter rang und litt. Aber noch war der letzte große Konflikt mit ihm nicht in sichtbare Nähe getreten, wenn auch das feine, hellseherische Gefühl Frau Cosimas ihn ahnte. Mit einer gewissen Freude schrieb sie an Frau Marie über all das, was sie bei und nach der Rückkehr erlebt, und über Daniela, die gewissermaßen jetzt die Rolle einer Iphigenie in Aulis spielen sollte. Sie schreibt:

„Ich habe heute sieben Briefe geschrieben, um mir die Freude zu erringen, mit Dir mich zu unterhalten! Du wirst finden, daß dies eine seltsame Art ist, um sich den Kopf für eine liebe Tätigkeit frei zu machen, aber gewiß weißt Du auch, daß das, was man nicht getan hat, viel mehr drückt und hemmt als selbst das ermüdendste Geschehene. Sei aber immer recht nachsichtig, wie Du es von je warst, für mein Schweigen und mein Lautwerden, und zweifle nie daran, daß Dein strahlendes, liebes Wesen mir immer nahe ist. Von den Gondolieren und Sängern schön geleitet, verließen wir vor einem Monat Venedig, und wie aus einem früheren Leben tauchen die Bilder jetzt zu mir auf. In München hatten wir einige sehr schöne Eindrücke, für mich vor allem das Vorspiel zu ‚Parsifal' — dann eine sehr gute Aufführung der ‚Meistersinger'. Lenbach benahm sich sehr gut, um so besser, als alles, was mit Wagner zusammenhängt, ihn krampfhaft bewegt. Ich glaube, er wird ein sehr schönes Porträt zustande bringen. — Das Unwohlsein von Marie hat ihn so grenzenlos aufgeregt, daß ich es vermied, ihm zu melden, daß sie lebensgefährlich krank sei, wie ich durch Malwida hörte. In München sah ich auch K. L. zweimal und mußte auf das entschiedenste finden, daß man ihr unrecht tut. Mit großer, wohlwollender Ruhe besprach sie die zweite Ehefrau, und mit seltener Energie be-

kundet sie, was die Wagnerische Musik für Geprüfte sei. Außenstehende können es ja nie beurteilen, was Menschen aneinander fesselt oder voneinander scheidet, und nur mit der Inkompetenz des Außenstehenden also spräche ich hier ein Urteil aus, es würde aber befragt — so lauten: daß Fürstin Klara ihr Geschick durch die Art, wie sie es trägt, als unverdient erscheinen läßt. Was Du Lulu über Deinen Verkehr mit L. meldest, hat mich nicht verwundert, und ich fürchte, er wird sich alles entfremden, was ihm das Leben erträglich machen könnte, vor Angst zu sich zu kommen. Sonst haben wir in München noch recht beruhigenden Verkehr in unseren Angelegenheiten gehabt, und wir haben jetzt bei den einzigen treuen Menschen, welche jetzt beim König verkehren, treue, ja verständnisvolle Menschen gefunden. Hier auch in Bayreuth fanden wir Theater und Haus durch den Bürgermeister und Feustel auf das beste verwahrt. Letzterer hat sogar einen Gedanken ausgebildet, welcher vielleicht Amerika überflüssig machen wird. Und R. ist an die Partitur gegangen, und ich arbeite wiederum mit meinen Kindern und bin wieder, ‚wo ich von je gewesen‘. Doch bevor ich zu meiner Stimmung übergehe, will ich noch die Mitteilung des Äußerlichen damit abschließen, daß der Theaterdirektor von Leipzig heute hier war, um zu melden, daß H. v. H. ihm für 4 Aufführungen des ‚Ringes‘ das Opernhaus mit Orchester und Chor angeboten hat und die Freiheit gelassen, seinen Kapellmeister und seine Sänger mitzubringen. Mein Mann läßt Neumann auch gänzliche Freiheit, nur hat er für den Fall, daß die Aufführungen im Victoria-Theater stattfinden, seinen Besuch zugesagt, für die andere Conjunktur aber verweigert. Ich weiß nun nicht, wie sich Israel entscheidet.

Ich habe versucht, in München für Gobineau zu wirken, und zwar durch Bernays; gerade ‚Amadis‘ wird am schwierigsten sein, Stoff und Form sind nicht sehr anziehend. Die Renaissance dagegen hat mich im hohen Grade gefesselt, und ich habe G. vor allem auch meines Mannes Freude daran gemeldet. Die letzte Scene hat mich

tief ergriffen, und ich finde, daß er alle Persönlichkeiten charakteristisch lebensvoll wiedergegeben hat, mit vollendeter Kenntnis der Lage und zartestem Feingefühl der Leiden (z. B. Macchiavell). Dann sieht man sehr gut die Zeit anders werden und erlebt eine Persönlichkeit, wie sie sich ausnimmt im Dasein und wie in dem Gedenken der Menschen (Savonarola). Doch Du kennst das Buch und weißt daher schon, was ich Dir sagen würde. Merkwürdig aber ist es, daß E. W., die es mir gütigst lieh, es langweilig gefunden hatte! — Nun komme ich zu dem bedeutendsten Äußerlichen, das so innig mit den innersten Empfindungen verschmolzen ist, daß ich es als liebste Überleitung wähle — Deine Einladung an Lulu. Und was soll ich Dir eigentlich darüber sagen? Ich getraue mir nicht, Dich zu beschwören, Dir in nichts eine Bürde aufzuerlegen, und wage kaum, Dir zu danken vor Furcht, daß Du Dich dadurch gebunden fühlen möchtest. Aber ich bitte Dich, geliebteste Mimi, so Du mir gut bist, dessen ich ganz sicher bin, melde es mir, wenn es Deine Zeit oder Deine Stimmung, oder sei es was es wolle, Dir eine Veränderung des Planes als erwünscht erscheinen ließe, und zwar ohne irgendwelche Erklärung. Und nun laß Dir danken, daß Du Lusch so glücklich durch Deinen Brief gemacht hast, und laß mich jetzt ganz bei Dir sein, von Dir und von mir sprechen, als ob es nichts anderes gäbe und als ob die Schrift Dir ebensogut meine Art vermitteln könnte als ein Blick oder eine Umarmung. Wenn wir so freundlich miteinander persönlich verkehren und Du mir so gütig sagst, daß ich Dir etwas bin, ja zuweilen gar etwas bringe, so möchte ich Dir erwidern, daß Du noch viel mehr für mich tust, weil Du in mir das erweckst, was mich dann freut. Wenn die Sonnenfreudigkeit Deines guten, holden Wesens mir entgegenleuchtet, dann lösen sich mir viele Banden, und wenn Du willst, daß ich ‚was sagen soll', so sage ich es leicht. Mühelos fließt es zu Dir und kehrt mir belebt zurück. Auch habe ich eine eigenartige Art von Empfindungen Dir gegenüber, als ob ich vor unvordenklichen

Zeiten in anderen Welten, sei es eine ältere Schwester oder eine alte Muhme von Dir gewesen wäre, und Du wüßtest und hättest viel von mir, was ich in diesem Leben gar nicht auszusprechen brauchte. Glaube mir, wenn ich schmerzlich betroffen worden bin in vergangenen Jahren, so kam es daher, daß diese stolze Einbildung mir zu schwinden anfing. Nun sei mir in allen diesen Empfindungen gegrüßt, und wenn Du einmal im Zuge bist, Geheimnisse zu erzählen, so sage mir, wie Du es anfängst, immer jugendlicher und schöner zu sein. Ich sehe Dich immer, wie Du am letzten Tage in die Stube blicktest und mit Deinem Kopf lauter Licht und Wärme und Freude hereinstrahlte."

Das Leben ging in Wahnfried weiter, und wenn alles sich gipfelte in der Instrumentation des „Parsifal", und jeder Tag etwas Neues und Großes brachte, so waren doch auch die Eindrücke von außen nicht traurig stimmend, trotzdem gerade in dieser Zeit die Ramannsche Liszbiographie zu erscheinen begann, ein Buch, das wir schon bei der Darstellung von Frau Cosimas Mutter genügend charakterisiert haben. Ich möchte mein Urteil noch verschärfen. Die gute alte Ramann erinnert förmlich an einen gefangengehaltenen Metallarbeiter, der gezwungen wird, in seiner Höhle Falschmünzerei zu treiben. Die Herrin war die Fürstin Karoline von Wittgenstein, und sie lieferte das Metall. Das Metall war echt, und dennoch war die Prägung falsch. Mann kann sich daher denken, welchen Eindruck dieses Buch in Wahnfried machte. Es tritt ein gewisser Gegensatz hervor, wie zwischen Monsalvat und dem Zauberschloß Klingsors, wo freilich noch nicht der Zaubergarten geschaffen war, sondern nur die Werkstatt der Nekromantik. Es scheint, daß durch dieses Buch gerade jetzt die düstere Fürstin neuen Einfluß auf Franz Liszt geübt hat. Aber was bedeutete das alles gegenüber Wahnfrieds Geist. Über diese Dinge setzte sich die hohe Frau hinweg. Denn darin liegt gerade ihre Größe, daß sie solchen Machenschaften gegenüber, die würdelos im Ursprung und würdelos in der Aus-

wirkung waren, niemals die Ruhe und niemals die Würde verlor. Das tritt aus ihren Briefen an Mimi in dieser Zeit am deutlichsten hervor. Sie sind Kundgebungen eines großen Geistes und der Ausdruck einer großen Seele. Das Tragische, das sich hier zu zeigen beginnt, ist, daß zu gleicher Zeit das Verhältnis zum Vater in eine gewisse Spannung gerät, und daß sie an ihm nicht die geringste Hilfe hat gegenüber dem schweren Konflikt, der ihr für ihr Kind von seiten Hans von Bülows drohte, nicht aus dessen bösem Willen, sondern aus dessen Überreiztheit, deren er sich in gewissen Momenten der Ruhe dann auch völlig bewußt wurde und sie bereute. Wie eine Dame des ancien régime, und doch die große Tochter unserer Zeit, tritt uns hier Frau Cosima entgegen, und es muß betont werden, daß wir hier vor einem neuen Höhepunkt dieses großen Lebens stehen, das ruhig und mächtig wie das Meer, aber auch stürmisch und bewegt wie das gewaltige dahingeflossen ist. So schreibt sie an Marie von Schleinitz am Tage nach ihrem in schönster Weise in Wahnfried gefeierten Geburtstag:

„Ich wollte zu meinem Geburtstag mir eine besondere Freude gönnen und Dir schreiben, meine geliebteste Mimi. Doch mein Kopf ist jetzt wie die Ilsebill, er will nicht, als ich wohl will, und ich mußte nach Tisch mich zu Bett legen. In Gedanken aber war ich bei Dir und Deinem sonnigen Wesen und benutzte Dein Sein und Dasein zur Beweisführung einer Ansicht, die mich jetzt ganz einnimmt, nämlich die Gerechtigkeit des Lebens. Ich würde sie demjenigen nicht aussprechen, den ich von der Last gedrückt sähe, aber freudig, indem ich Dein Leben und besonders jetzt betrachte, spreche ich es aus; was wir wollen, das wird uns zu Teil mit unendlichen Verzögerungen, die oft in der Dunkelheit dieses uns gänzlich unbewußten Wollens (kein Wünschen) eintreten, aber es wird uns. Und wenn das Leben der größten Menschen diesem Gedanken der Gerechtigkeit hienieden scheinbar unrecht gibt, so helfe ich mir damit, daß der Wille etwas Besonderes mit ihrem Leben aussprechen

mußte. Bei G. Bruno lag ihm wenig an der Lehre, viel aber an dem Martyrium für dieselbe, bei Cervantes lag ihm an der Herausbildung jener vornehmen Heiterkeit, von welcher einzig der Dichter Abschied nahm, hoffend, sie im Himmel wieder zu sehen, und welche inmitten solcher Schicksale erhaben und ergreifend ist, wie der ekstatische Blick des Martyrers, bei Michelangelo kommt es ihm auf die Herausstellung eines Charakters mehr als wie auf Vollendung der Werke an, bei Wagner auf Charakter und Werk. Das sind vielleicht alles Sophismen und jedenfalls mir ein Spiel des sinnenden Gemütes. Aber ich spiele es anhaltend, arbeite es aus durch eigen Freud und Leid und durch das der bekannten Existenzen und komme immer wieder auf mein liebstes, liebenswürdigstes Beispiel zurück, auf Dich. Ich weiß Dich glücklich und finde das Leben gerecht. Mit Freude und Stolz schicke ich Dir Lulu, sie wird Dir von unseren Wahnfriedlichkeiten erzählen, das mündlich noch hübscher sich ausnimmt als schriftlich. Möchte sie Dich aber nicht stören, Dich und die Deinen! Wenn sie bei uns lernen kann, wie man die Welt vergißt und sie nie vermißt, so erfährt sie durch Dich, was beim Eintritt in das Leben noch beinahe wichtiger ist, wie man sich in ihr bewährt und sie erträgt, wie man die Wahrheit mit der Anmut, die Begeisterung mit der Geduld verbindet, und der stetigen Zersetzung durch Zerstreuung die ewige Treue der Gefühle und Gesinnungen siegreich entgegenführt. Darin liegt in meinen Augen für sie der Wert ihres Besuches bei Dir. Für mich ist dieser neue Beweis Deiner Liebe für uns gerührt willkommen, denn er ist eine beruhigende Freude für Richard. Habe Dank und übe Nachsicht. Daniela kommt Dir mit der ganzen Liebe, ja Deferenz entgegen, die Dir gebührt und die sie mir gegenüber nie verleugnet. Laß es Dich nicht verdrießen, mein Amt zu übernehmen und ihr zu- oder abzuraten. Sie hat noch das unschätzbare Glück des Gehorsames, des Zuhörens, der unbedingten Nachgiebigkeit, da, wo wir ach! zu bestimmen, zu reden und einigermaßen zurückhaltend zu sein haben.

Und wenn ich mich frage, warum meine Jugend, äußerlich wenig begünstigt, auch mir so glücklich erscheint, so glaube ich, liegt es daran, daß ich so ungemein gern gehorchte und so inbrünstig verehrte. Dieses Gefühl, welches ich auch der Fürstin K. entgegentrug, hat sich mir ihr gegenüber wenigstens in einer Schattierung erhalten, und ich denke an ihr Lebensende mit Teilnahme, wenn ich auch hier die Gerechtigkeit nicht verkennen kann. Ich wußte die Klosterprojekte von der Seite, die sie am besten kennt, und Gobineau hat mir in Venedig von den unglaublichen Briefen, die sie ihm und Gräfin La Tour geschrieben, gesprochen, auch hörte ich von gleichen Sendungen an Baronin T., F. Helbig usw. — eine derber wie die andere, Katharina von Siena. Aber denke Dir, daß dieser Zug, so unbehaglich er auch ist, mir eigentlich am besten unter ihren Eigenschaften gefällt. Er ist wie der Dämon, der Napoleon nach Rußland zog — pardon diesem in der Einsamkeit gefundenen Vergleiche — ein Trieb, sich das Leben unmöglich zu machen, welcher mir besser am Schluß von nicht ganz leicht zu bezeichnenden Taten zuspricht, als das Behagen und der Genuß. Sie hätte durch die gute Verheiratung und die vortrefflich correkte Haltung ihrer Tochter eine sehr angenehme sociale Position haben können, samt dem Verkehr mit meinem Vater, der ihr auf seine Weise treu ist. Der napoleonische Dämon aber läßt ihr keine Ruhe, und ihre Turbulenz, ihre Indiskretion verdirbt ihr alles. Dabei hält sie es mit der Realität der Welt, ist entrüstet, wenn man sich untersteht, das Leben einen Traum zu nennen, und stellt wie der hl. Thomas die Vorsicht unter die Haupttugenden. Ich sehe aber klar in dieser reichhaltigen Pfuscherei und finde, daß auch hier des Menschen Wille sein Erdenreich ist und seine Hölle und Himmel dazu. Was Lenbach betrifft, so glaube ich seine Deutung zu erraten und kann Dir nicht Unrecht geben; vielleicht aber ist das Gefühl, welches wir hier annehmen, mehr eine Art von Standesempfindung als eine rein persönliche, wie etwa die Malerei gegen die Musik sich aufbäumen

könnte, weil letztere ihre ruhige Wirkung beeinträchtigt. Die Apolliner gegen die Dionysier! Und nun kommt noch dazu die Unfähigkeit, philosophisch dem ‚Meister' zu folgen, ferner eine totale Musikfinsternis in der Seele und schließlich eine volkstümliche rührende Schlichtheit und Neigung zur Bescheidung im Gefühlsleben, welches ihm alles, was dem andern Dasein zuströmt und von dem ebenso schlicht empfangen wird, als eine Art Opferwahnsinn angesehen wird, von einem Eigensuchtswahnsinn angenommen, ja gefordert. Nichtsdestoweniger wird er sich immer ebenso gut benehmen als in Worten unerfreulich auslassen, weil dieser seltenen Natur das Guthandeln näher liegt als das richtige Denken und Reden, geradeso, wie er ebenso fein beobachtet als schlecht sieht. Es wäre eine schöne Aufgabe für eine Frau, durch die Liebe ihm das andere zu eröffnen und das Abrupte, Abstoßende dieses Wesens als das Accidentelle wegzuschmeicheln. Aber wie vieler Wiedergeburten wird es bedürfen? Er hat ein Ideal, welches als solches beim Nachsinnen nicht bestehen kann, und eine Wirklichkeit, die verschwunden ist, dabei eine Fähigkeit — den Bann der Treue. Was bleibt da übrig als Arbeit, gewürzt durch Bitterkeit?

Wenn ich nicht all dies in dieser Weise verstünde, so hätte ich wohl einige peinliche Stunden in München gehabt. Aber schließlich ward alles gut und mein lieber Aberglauben bestärkt, daß dem hingebend Resoluten alles glückt und auch das Sprödeste sich schmiegt. Allerdings ohne Erfolg inmitten der Verhandlungen, und wie es schon feststand, daß mein Mann, falls es im Opernhaus stattfand, nicht nach Berlin käme, erhält er folgende Depesche, von welcher Du vielleicht selbst nichts gehört hast: ‚Geehrter Meister, geben mir die gemeinschaftlichen Aufführungen mit Direktor Neumann das Recht darauf, die ‚Walküre' im K. Opernhaus aufzuführen? Antwort frei.' Es erfolgte keine Antwort, und so war denn der Neumannsche Versuch, mit der Dummheit Frieden zu schließen, auch vergebens. Denn mit ihr ist kein Kirschen essen, kein Kämpfen,

kein Frieden gut oder nur möglich, sie bleibt selig. Mir graut ein wenig, ich gestehe es Dir, vor dem Capitol des Victoria-Theaters, und ich möchte, wir brauchten nicht bei der Herrlichkeit zu sein. Aber ‚wie Gott will' muß man wohl mit Karl M. Webers Spruch ausrufen. Sehr, aber sehr hat es meinen Mann gefreut, daß Du gesagt (zu Feustel), Du wärst dafür, daß es im V.-Theater stattfände. ‚Sie ist echt!' rief er dabei aus. Und da ich beim Wiedersagen bin, will ich Dir erzählen, daß Math. Maier ganz gerührt durch Deinen Brief ist; Du hast ein gutes Werk getan. Denn diese Existenz ist sehr trübe, und daß sie ab und zu einen Kmeister, mir jetzt einen Tenoristen mit Frau empfiehlt, verhindert doch nicht, daß sie ungemein gut, tüchtig, gescheit und seelisch begabt sei.

Tausend Dank für Irmela. Ja habe sie nur beginnen können, aber ich sehe schon, daß es mir gefallen wird. Wir haben abends die Muster-Novellen von Cervantes mit großer Freude gelesen; das heißt zwei von den dreien, die wir bis jetzt durchnahmen, denn eine tückische Geschichte brachten wir nicht zu Ende, aber die anderen haben uns entzückt. Anmut, Witz, tiefste Einblicke in das Wesen der Dinge, liebenswürdig verhüllt, ungemeine Kunst der Erzählung und Naivität wirst Du darin finden. Man denkt an schlanke Renaissancesäulen, an Gestalten aus dem Bargello von Florenz, an Freude, Güte und Grazie, als ob diese den Menschen unter allen Umständen vorbestimmt wären. Der Dichter schenkt sie ihnen, nun sind sie da zu ewigem Genuß. Renaissance, Amadis, Gobineau, wie vieles hätte ich noch zu sagen, aber ich erschrecke über mich selbst, das Thema R. L. wird Lulu mit Dir ausführen, welche ihn auch liebt." „Noch aber muß ich Dir mitteilen, daß Dein lieber Gruß gerade bei Tisch ankam, wie mein Mann meine Gesundheit ausbrachte. Wie Du in meinem Leben Dich von allen Freundschaftsbezeugungen scheidest, so kam dieser Gruß einzeln an, zu dem Moment, die anderen viel früher, andere gen Abend, und so gesellst Du Dich zu unserem kleinen weihlichen Kreise, und ich begrüßte

diesen Zufall, der mir den Zusammenhang bedeutete! Habe Dank, tausendfachen Dank! Mein Mann grüßt Dich, mit Freude Deiner stets gedenkend, alle Kinder entsenden Wünsche und ich umarme Dich! Gesegnet sei Dein Glück, gesegnet Deine Schöne, Deine Güte!"

So brach das neue Jahr an. Wie gesagt, es galt jetzt, die Tochter in die Obhut der Frau von Schleinitz zu geben und sie durch die auf der Höhe des Berliner Lebens stehende Frau in die Welt einzuführen. Diese Berührung zwischen Wahnfried und, man darf es sagen, der Hofgesellschaft von Berlin hat einen eigenen Reiz, und die immer heitere und gütige, aber auch ernste und energische Natur der Frau von Schleinitz hatte da eine Aufgabe übernommen, die ihr zur besonderen Befriedigung gereichte. Denn sie konnte von ihrer Pflegetochter ruhig sagen, nicht kommt sie aus Nacht und Elend, aus Glanz und Wonne kommt sie her. So hat denn Daniela in Berlin und auf dieser Bühne des deutschen Welttheaters eine in hohem Grade reizvolle Rolle gespielt, die vielleicht noch schöner und glücklicher sich entwickelt hätte, wenn nicht jetzt eines hätte kommen müssen, die Begegnung mit ihrem Vater. Liszt hat dabei eben doch nicht mit jener Unmittelbarkeit gehandelt, sondern unter dem dämonischen Einfluß jener unseligen Frau von Rom. Aber was gegen diese Einflüsse hat geschehen können, das hat Frau Mimi geleistet, und da zeigte sich, daß ihr Haus und ihr Salon doch im engsten und unmittelbarsten Zusammenhang mit Wahnfried standen. Die Herrinnen der beiden Häuser waren einander nicht bloß würdig, sondern auch in ihren Empfindungen einander gleich. Es ist ein Kapitel, das verdiente, viel weiter ausgeführt zu werden, das aber ohne eine volle Schilderung der Persönlichkeit der Frau von Schleinitz nicht gegeben werden kann. Es gehört zu den ergreifendsten Momenten, die ich während der Arbeit an dieser Biographie erlebt, daß vor wenigen Tagen Frau Cosima in meiner Gegenwart fragte, ob denn ihrer Freundin Marie von Schleinitz ein würdiges Denkmal gesetzt worden sei. Sie hat ja selbst im Jahre 1912 der Dahingegangenen

durch ihren getreuen Wolzogen, dem sie ihre Gedanken offenbarte, einen Nachruf schreiben lassen. Und jetzt hat sie die Tochter gebeten, ihr diesen Nachruf vorzulesen, um dann eine weitergehende vollständige Würdigung dieser wunderbaren Frau, die in dem damaligen Berlin alle anderen weit überstrahlte, zu veranlassen. Es ist wundervoll, wie die Neunzigjährige dieser Beziehungen gedenkt, immer noch mit dem Gefühle einer sozusagen produktiven Gerechtigkeit, und das Schöne war, daß sie das zu der Tochter sprach, die vier Monate lang unter der Obhut dieser seltenen und immer sonnigen Frau gestanden. Denn das Sonnige in Marie von Schleinitz zog sie besonders an. Sie wußte es nicht, daß auch von ihr Strahlen ausgingen, nicht minder golden und nicht minder warm. Aber sie grüßte die andere als Schwester, und beide haben sich gewissermaßen als Sonnen gestellt. Es steht die nächste Zeit in der Korrespondenz unter diesem Einfluß, der ihr den Dank ganz besonders reizvoll machte. Denn in Bayreuth floß das Leben hin wie ein Orchestersatz, der das angegebene Motiv in kräftiger Weise durchführte. Sie konnte den Taktstock ruhen lassen und zur Feder greifen. Das tat sie, vor allem in den Briefen an die Berliner Freundin, dann aber auch in einem offenen Briefe an und über den Berliner Intendanten, den Herrn von Hülsen. Wie es kam, daß dieser mit Neumann abschloß und dem bedeutsamen Impresario des „Rings" die Pforten des Theaters öffnete, freilich um dann durch eine ganz merkwürdige Volte, wie sie nur er zu schlagen vermochte, gewissermaßen Wagner zum Diener des Hoftheaters zu machen. Er hatte telegraphiert mit „Rückantwort bezahlt", an sich schon eine Ungezogenheit, wie sie ihm entsprach, aber nicht dem Kavaliergebrauch, und Wagner hatte nicht geantwortet. Und so war von der ersten Aufführung des „Rings" das kaiserliche Theater in Berlin ausgeschlossen, und der Intendant konnte sich wieder in jenes Hofgemach zurückziehen, wo sozusagen die Hofkanaillen miteinander Skat spielten. Aber ob verdient, ob unverdient, kam nun der offene Brief, den Frau Cosima unter den

Eindrücken der Berliner Wandlungen in einer Nacht erdacht und am Morgen niedergeschrieben, als schönste Äußerung des Hauses Wahnfried. Die Gattin wurde wiederum Schildmaid, und der Intendant mußte sich auf seine Stellung als Höfling zurückziehen. Das war der Anfang jener Berliner Tage, zu denen in der Tat der Meister sich begeben mußte. Es bereitete sich alles vor zu jenen großen Ereignissen, bei denen die Namen Wagner, Liszt und Bülow nicht beieinander, sondern nacheinander standen. In welcher Art das Erscheinen der Frau Cosima in Berlin an der Seite des Gemahls sich vollziehen mußte, das tritt aus ihren Briefen hervor, welche zeigen, daß sie eben als Herrin von Wahnfried und als Persönlichkeit an der Seite der Frau Minister von Schleinitz allen Kabalen und Kabalenmachern gegenüber eine überragende Stellung einnahm, in Bayreuth nicht minder als in Berlin. Sie schreibt:

„Welche Gedanken und welche Empfindungen Dein Geburtsfest in uns erweckt, möchtest Du meine geliebte Mimi, daraus ersehen, daß wir eine gemeinsame Arbeit Dir mitteilen und verehren, die uns durch Lust und Last, durch Wohl und Wehe, ‚durch Wonnen und Wunden' von Liebe und Leben begleitet hat. Meinen bescheidenen Anteil daran, des Hörers und Schreibers lege ich freudig in Deine Hand als das Zeichen des heiligen Stolzes darüber, daß dieses Leben sich mir anvertrauen durfte. Nimm die Gabe von uns hin, Theuerste, als die Berechtigste, sie zu besitzen und betrachte Dich als einen edelsten Teil des Daseins, welches wir so gern in Deine Obhut geben!

Willst Du es nicht ungeziemend finden, daß ich einige Worte über Daniela dem Festgruß beisende. Es können nur Worte des Dankes sein. Sie schreibt mir, daß alle Menschen übermäßig freundlich zu ihr seien und weiß, wem sie dieses zu verdanken hat. Daß der Graf, Dein Gemahl mit gleicher Freundlichkeit wie Du, dem Kinde sich erweist, rührt uns sehr. Als Naivität von ihr möchte ich Dir noch erzählen, daß sie uns neulich schrieb, wenn sie einen Mann fände, der nur halb soviel Güte, Geist und Vornehmheit wie Dein

Gatte hätte, wollte sie die glücklichste Frau der Welt sein! Und ist es, als ob sie die Ahnung habe, daß auch die Hälfte sich nicht findet.

Möchte ihre Gegenwart Dir immer recht sein. Möchte das, was mich verhindert haben würde, um das Glück der Aufnahme in Deinem Hause Dich zu bitten, weil es mir wie eine Art von natursozialer Nothwendigkeit erscheint, Dich nicht kümmern. Die Möglichkeit auch nur eines Schattens von Ärgernis lastet auf mir, während ich um mein Kind gänzlich unbesorgt bin, das ich bei Dir froh und wohlgemut und herrlich aufgehoben weiß.

Nun sei uns gegrüßt und sei bedankt! Letzteres ein altes Lied von uns zu Dir, doch ist es schön, daß es alt ist, und gäbe ich unsere Vergangenheit mit Dir um keinen Preis hin, selbst nicht um die Freude, Dich zum erstenmal zu erblicken und erkennen. Sei umarmt doppelt innig und andächtig am Tage, wo Du uns geboren bist!"

„Ein Monat ist es nun her, daß Du Deine schützenden Fittiche über mein Kind ausbreitest, und habe ich mir zu sagen, daß unter diesem holden Schutz alle Keime, die ich gelegt zu haben hoffe, in schöner Freudigkeit aufgehen. Wie auch sich die Lose dieser, ich glaube ungewöhnlichen Natur abspinnen, so wird der Aufenthalt bei Dir eine wertvollste Erinnerung bilden, ja eine Vollendung darin bedeuten. So weiß ich auch, daß Du den Aufwand an kluger und mutiger Güte, welchen Du in ihrem Betreff nach außen entwickelst, nicht bereuen wirst. Denn Dein tief liebseliges Auffassen ihres Wesens sagt Dir, daß Du hier kein vergeudetes Werk, sondern ein innerlich folgereichstes tust. Und da Du nun einmal für die Gelegenheit, ein solches zu vollbringen, danken willst, so muß allerdings Richard das in Empfang nehmen; denn wir waren, sind und bleiben der Schwierigkeiten gegenwärtig, und eine gewisse, wenn Du willst, ungenialische Engherzigkeit erhält mich allem und allen gegenüber zaghaft. Aber für die Art, wie Du die Schwierigkeiten nimmst und trägst, kann ich Dir danken, und das geschieht aus voller Seele... Wie dem auch sei, sie ist glücklich bei Dir, genießt das

unschätzbare unvergleichliche Wesen, wie Dich, den Grafen, Deinen Gemahl (von dem sie schrieb, wie ein hoher Baum gewährt er Ruhe, Schatten und sicheren Schutz), in der Nähe kennenzulernen und von ihm mit Wohlwollen behandelt zu werden, und das ist so viel, daß dieses unvorhergesehene Glück mir eine Gewähr ist für ihr künftiges Leben — wenn auch ihre Art eine nicht leicht unterzubringende ist, und ihre Lage die Sache nicht leichter macht. Levi erzählte viel von den zwei Abenden, vor allem aber von Deinem Spiel, das ihm imponiert hat. Ich freue mich, daß er in Deinem Hause nicht mißfiel, denn ich halte ihn für einen sehr guten, ja zart fühlenden Menschen."

Und später heißt es: „Verzeih, einzige Mimi, wenn ich mit etwas zitternder Hand Dir danke. Ich bin zwar heute auf, aber noch etwas schwindlig und ich fürchte, daß meine drei gestrigen Sendungen an Daniela ein wenig sehr dem Zustande glichen, in welchem sie geschrieben waren. Sie wird mich aber hoffentlich verstanden haben.

Du geliebteste Mimi, hast wiederum geleistet, was ich selbst nie imstande — vielleicht selbst nie in der Lage — gewesen wäre, zu leisten. Soll ich Dir nun gestehen, daß das Einzige, was mich dabei und fast leidenschaftlich erregt, die Sorge ist: Daniela möge sich tüchtig bewähren. Ich weiß es nicht, ob es ein Mangel von Zärtlichkeit bei mir ist, aber in der Tat hege ich betreffs meiner Kinder nur die eine Besorgnis, daß sie nicht stolz gelassen genug den Widrigkeiten des Lebens entgegentreten. Die Widrigkeiten selbst, Gott, die sind die Atmosphäre, und viel darüber zu jammern, ist mir nicht beigekommen. Das einzige, was ich mit Macht begehrt habe, das ist, meine Kinder in dieser Beziehung eines Sinnes mit mir zu wissen. Sollte mir die Prüfung werden, daß sie unvornehm, ungroß mit gewöhnlichen Leidenschaftlichkeiten die Peinlichkeiten des Lebens hinnähmen, so gestehe ich es Dir, einzige Freundin, daß dies die härteste meines Daseins wäre, vor welcher ich mich heute bang frage, ob ich

sie und wie ich sie durchleben werde. Wie sich Daniela benimmt, darauf kommt mir alles, buchstäblich alles an, daß es den Anschein haben könnte, als sei ich gänzlich gleichgültig gegen ihr Los. Das bin ich gewiß nicht, doch handelt es sich um dieses und jenes, so nimmt mich jenes so heftig ein, daß kein Raum mehr für dieses bleibt. P. verstehe ich vollständig. Mein Mann — Du kennst ihn — sagt, dann habe er keine Neigung. Ich denke anders und verstehe es, daß er sich und D. prüfen will. Was mich aber auch einnimmt, das ist die Vorstellung Deiner Nöten! Du bist viel mehr Mutter als ich, und stehst meinem Kinde bei in dem ersten, ernsten Kampfe. Wie soll ich da die Worte finden, um Dir meine Gefühle zu sagen? Ich lese am Schlusse Deines lieben Briefes, unvergleichliche Mimi, so etwas von Bewunderung, und da Du mir in allem Recht zu behalten scheinst, so ‚laß ich's denn so sein'. Was soll aber ich zu Dir sagen? Nicht zu Deiner Güte gegen mein Kind, nun aber auch zu der andauernden Ausstrahlung von geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften Deinerseits, welche es ermöglichen, daß eine unter allem Aspekt als schwierig zu bezeichnende Lage in so günstiger Weise bemeistert worden ist? Ja, wenn es möglich war, daß Daniela Deiner liebevollen Sorglichkeit durch Haltung und Benehmen keine Hemmnisse in den Weg legte, so ist das wiederum einzig Dir zu verdanken. Ihre guten Anlagen durften bei Dir aufblühen und wurden durch die Atmosphäre, die Du ihr schufst, getragen. Wir wissen es, was es heißt, wenn eine Melodie durch das ganze Orchester gehoben wird, oder wenn sie, wie bei den Italienern oft vergebens, einigen Adel, Schönheit und Leidenschaft mitgebracht hat! So sehe ich Lusch' Gestalt durch den weißen Saal wandeln und gewahre dabei eine ganze Wagnersche Orchestration von Güte, Liebe, Geist, eine sinnvolle Polyphonie, welche der schlichten jugendlichen Figur Anmut und Bedeutung verleiht. Unfähig, Dir das, was Du für sie tust, jemals zu erwidern, würde ich wohl durch die Erkenntlichkeit gedrückt sein müssen, wenn nicht mir der Dank selbst in der

Liebe die wohltätigste Empfindung gewesen wäre. Ihn in der Freundschaft zu fühlen, ist mir nur in dem Verhältnis zu Dir vergönnt gewesen und hierfür auch danke ich Dir! Und nun: wie Gott will, unter Deinem Schutz wird alles gut, und ich bin nur froh, wenn meine armseligen Worte Dir Deine Taten nicht verpfuschen!

Wer guter Tat sich freut,
Ihm sei das Mahl erneut:
Der Labung darf er nah'n,
Die hehrste Gab empfah'n.

Ich rufe es Dir zu, geliebteste Mimi! Das mystische Mahl, die Seelenlabung wird sich Dir stets erneuern, die hehrsten Gaben werden sich Dir gewähren, die Du ein gleichsam Unlösbares zu lösen vermochtest, in der Welt, die Welt zu besiegen." Und weiter: „Acht Tage sind es, meine geliebteste Mimi, seitdem wir den seltsamen Berliner Aufenthalt mit dem freundlichsten Abend beschlossen, und es ist mir ein Bedürfnis, Dir zu sagen, wie wir alle Wahnfriedlichen dieses Abends gedenken. Auch es heute gerade Dir zu sagen, bin ich besonders bestimmt, denn soeben wünschten wir Siegfried zu seinem 12. Jahre Glück und wünschten wir uns Glück zu ihm, zu dem Idyll, zu welchem inmitten von allem und trotz allem und aus allem heraus das Leben sich uns gestalten durfte. Aus den wütenden Kräften der Natur, heißt es, bilden sich zuweilen Eilande, die wiederum eine fruchtbare Stätte manchem Schiffbrüchigen bieten; wenn ich heute auf das Triebschen vor 12 Jahren blicke, erscheint unser Leben mir solchen Bildungen nicht unähnlich, und indem wir jetzt auch andere daran Teil nehmen lassen können, scheint es mir gesegnet und fruchtbar. Auch darf ich nur danken! Daniela ist wiederum ganz in ihrem Geleise, freundlich heiter, lebhaft harmonisch, und ich sehe dem Kommenden mit jenem Vertrauen entgegen, welches nun einmal der Pfeiler meines Daseins geworden ist. Wie ich in jüngster Zeit wohl empfindlich gelitten und dennoch das

selige Gefühl nicht verlor, erschien mir als mächtigstes Gleichnis des erfüllten Lebens das Bild, welches meiner Kindheit am tiefsten Eindruck gemacht, das jener Märtyrer, welche, sei es in siedendem Öl oder in Eises Frost, den Himmel sich eröffnen sahen und inmitten der Qualen das genossen, was sie erschauen durften. Mir ist es, als ob — freilich auf einer Gott! wie viel niedrigeren, mit dieser höchsten nie zu nennenden Stufe — dem Menschen, dem das Sinnen zuteil werden durfte, die Seligkeit sich nie ganz verfinstern kann, und als ob in Frost und Glut, im Ermatten und Verschmachten sein innerstes Auge, auch wenn der äußere Blick sich in Tränen bricht, diese stets gewahre. Wenn aber die Lebensjagd nicht zu diesem Sinnen verhalf, dem ist der Tod im hohen Grade zu gönnen."

Die Berliner Aufführungen freilich betrachtete Frau Cosima unter ganz merkwürdigen Empfindungen. Zunächst war das vorherrschende Gefühl, daß dort ein einsames Grab war, und bis dahin das einzige auf deutschem Boden, das ihr Teuerstes einschloß. Es ist ergreifend, wenn sie von ihrem Bruder Daniel spricht, und wie sie dessen Art und Wesen, dessen Sein und Tod in den Zusammenhang bringt mit all dem, was ihrem Leben höchsten Wert verlieh. So schreibt sie, als sie den Gatten wieder „Tristan" spielen hörte: „Ich gedenke, daß ich ‚Tristan' kennen lernte, wie mein Bruder todkrank bei mir darniederlag und mit mir die Klänge einatmete." Und da stehen natürlich alle Bilder auf aus der Berliner Zeit. Sie gedachte des ersten Gatten, seiner tiefgehenden Nervosität, da unter den Einflüssen der ungeheuren Aufregungen, aber auch des beginnenden Alters und der damit verbundenen gesundheitlichen Zustände die Reizbarkeit des geliebten Meisters sich von Tag zu Tag zu steigern begann. Aber sie weiß das richtigzustellen, und nichts ist charakteristischer für ihn, aber auch für sie, was sie über seine so oft getadelte Erregbarkeit sagt: „Mir geht es immer tiefer auf, daß, wenn R. zuweilen Dinge sagt, die kränkend und sehr verletzend sind, er doch ständig unschuldig dabei ist, mit dämonischem Instinkt das

Richtige trifft. Daß man wehrlos dagegen ist, das ist es, was einem so unbehaglich stimmt.“

Aber das Verhältnis zu dem ersten Gatten sollte, und da handelte der Meister zweifellos nach einem durchaus richtigen und großen Gefühl, jetzt in Ordnung gebracht werden. Er hatte ihr und ihm den Gedanken klar und rückhaltlos dargelegt, daß er die Kinder aus erster Ehe alle adoptieren wolle und somit nicht bloß die ganze Sorge auf sich nehmen, sondern auch jeden Zwiespalt aus dem Leben der Kinder entfernen. Wer je den Meister als egoistisch betrachtet, der kann diesen Egoismus nur als einen großen und geradezu erhabenen betrachten. Aber hier stieß er bei Hans von Bülow auf schwerste Hindernisse, und es war unmöglich, zum Ziele zu gelangen. So mußte denn in der Tat ein anderer Ausweg gefunden werden. Nicht wegen der äußeren Dinge, sondern weil selbstverständlich diese Verhältnisse auf Frau Cosima ungemein lasteten. Er konnte ohne ihre Nähe weder leben noch arbeiten. In jeder Stunde, in der sie aus dem Hause war, wandelte er durch die Säle wie eine Seele in Pein. Er sprach es ihr täglich aus, wie sehr sie ihm notwendig sei, oftmals in drastischer Weise: „Wenn Du aber glaubst, daß ich einen Takt schreibe, ohne an Dich zu denken, an Deine katholischen Augen, so soll Dich der Fluch der letzten Hölle treffen.“ Er ist im Schaffen und im Lieben unendlich jugendlich, aber auch in den Beziehungen zu Hans, wenn er auch immer Kavalier bleibt. Die Gespräche über ihn regten sie auf, und so nahm sie sich vor, nur mehr, wenn er dieses Gebiet streifte, zu schweigen. Und das war eigentlich recht so. Denn die Gestalt des Hans störte diesen neuen Liebesfrühling, der Wagner beseligte, und wenn sie trübe nachdachte über die Dinge, wie sie sich entwickeln sollten, kam er und reichte ihr mit strahlenden Augen die ersten Schneeglöckchen, die er im Garten erblickte. Es war eben alles anders bei ihm. Wenn er mit ihr plaudert und auf ein Wort von Balzac zurückgriff: „La Femme de trente ans commence à 40 ans“, da bemerkt er, daß keine Fran-

zösin ihm je Interesse erweckt habe; er fragt, wo denn diese interessanten Balzacschen Frauen wären. Aber auch bei den Frauen anderer Nationen, die er aufzählt, finde er wenige, welche an diese interessanten Gestalten erinnerten. Beim Whist gedenkt er der Partie in Magdeburg, die ihn ganz trunken zu seiner Geliebten geführt hätte. „Wie selten ist er heute sprudelnd humorvoll, und er behauptet, weil er mich nicht zu Worte kommen lassen wollte meines Hustens wegen. Seine gute Laune und sein guter Witz erstreckten sich auf Hans, von dem er sagte, er sei unausstehlich, was mir in meiner gedrückten Stimmung darüber zu einer großen Heiterkeit verhalf."

Aber auch als Künstler hat er gerade damals die Änderung, die Bülow an Karl Maria von Webers „Aufforderung zum Tanz" gemacht, als naseweis bezeichnet, nicht aus Groll, aber ganz in dem Gefühle, als ob er ihn vor sich hätte, wie in der Zeit, da er in Zürich zu ihm gekommen sei.

Wie reizvoll aber daneben das Spiel, das Frau Cosima umgab. Da umringen sie die Kinder und geben ihr ein Rätsel auf: „Was ist vorne Silber, hinten Gold?" fragen sie und antworten jubelnd: „Die Mama", denn ihr Haar war zur Hälfte blond und zur Hälfte weiß. Dann kam Ostern und die Konfirmation der beiden jüngeren Töchter. So leidend er war, ließ es sich der Meister nicht nehmen, der Gattin und den Kindern in die Kirche zu folgen. Sie schreibt, daß er nach der Predigt zur heiligen Handlung kommt. „Auch er ist tief ergriffen und sagt mir, er habe große Hoffnungen geschöpft: Der Geistliche tue nichts zur Sache, die schwarzen Gewänder haben ihm die Scheidung vom gewöhnlichen Leben bedeutet, und er hat unsere feierliche Erschütterung mit Freuden wahrgenommen. Er wünsche Levi zu taufen, um keinen Juden zum Abendmahl zu lassen. Er spielt abends aus ‚Parsifal' für mich."

So rückten die Berliner Tage immer näher, die freilich dadurch eine gewisse Bedrückung erfuhren, als Frau Cosima durch Daniela hörte, daß Liszt am Tage ihrer Ankunft abreisen werde. Das war

dem Meister zuviel. Sie schreibt: „— Das arbeitet in R. Er schreibt an meinen Vater in vollendeter Wahrhaftigkeit! Ich sage, ich würde den Brief nicht schreiben. Er hält ihn zurück, fordert ihn dann von mir wieder und schickt ihn ab! Daß nun Vater an uns vorbeifuhr, empört ihn so. Den ganzen Abend erregt er sich darüber, doch ohne Heftigkeit, weil kein Widerspruch da ist." Aber der alte Groll gegen ihn, wie er schon von ferne seinerzeit in Paris dem Virtuosen gegenüber sich äußerte, tritt wiederum hervor, und er kann es sich nicht versagen, beim Empfang eines schönen Briefes vom König, der ihn außerordentlich gut stimmt, zu erklären: „Wenn wir den König nicht unter uns gehabt hätten, so würde mein Vater uns haben links liegen lassen."

So war der 25. April gekommen, und an diesem Tage übergab der Meister Frau Cosima die gesamten Skizzen zum ersten Akt — ein Zeichen, daß die Instrumentation vollendet war. Somit war wiederum ein großer Schritt vorwärts getan. Frau Cosima war in höchstem Grade erfreut und dankte ihm und dem Himmel, und nun konnte man getrost die Fahrt nach Berlin antreten, wo Daniela sie am Bahnhof empfing, freilich um ihr traurige Mitteilungen über den Großvater zu machen, aber auch über den Vater. Denn vor der Ankunft des Paares war ein förmliches Liszfest arrangiert worden, das selbstverständlich auch in dem Salon der Gräfin Schleinitz seinen Widerhall fand. Dazu aber war ein Konzertabend Hans von Bülows gekommen und die Begegnung zwischen ihm und seiner Tochter. Sie war tief erschütternd, und er hat darüber jenen bekannten Brief an Frau Cosima geschrieben, der freilich seinem heftigen Verhalten gegen die Tochter, das ja gewiß aus seiner Liebe entsprang, widersprach. Er hat ihr darüber geschrieben: „Noch einmal, Madame, danke ich Ihnen auf den Knieen. Welches anbetungswürdige Kind! Welche Seele haben Sie gebildet! Ich kann nur weinen, wenn ich an sie denke, und ich denke ohne Unterlaß an sie. Dieser 27. April hat mir eine Erhebung gebracht. Ich danke der

Vorsehung, daß sie mir diese unsagbare Freude vorbehalten hat, dieses Glück, dessen Süße so groß ist, daß alles Unglück, alles Bedauern, alle Vorwürfe, welche sich darein mischen, es nicht zu trüben vermögen. Sagen Sie mir, Große, Großmütige, edle Frau, welche Pflichten könnten mir zur Erfüllung zufallen gegenüber diesem geliebten Wesen, welches meine Seele vollständig in einem Augenblick gewonnen hat! Ich möchte eine Kapelle bauen an dem Platze, wo Ihr Vater sie mir zugeführt hat. Ich verstehe den Vater Goriot. Verzeihen Sie, ich schweife ab, weil das, was da Raserei ist, für Daniela nur äußerstes Recht, göttlicher Fanatismus sein könnte. Dank, Dank, Dank! Ich habe Ihnen ein Glück ohne gleichen zu danken, so vollständig traurig es auch sein mag."

Das ist ganz der großherzige und großzügige Bülow. Aber er konnte nicht über seine Empfindungen hinaus. Er war abgereist. Und nun begann jene denkwürdige Zeit der ersten „Ring"-Aufführungen, die ja in der Musikgeschichte, aber auch in der „Skandalgeschichte" von Berlin ihren Niederschlag gefunden hat. Denn wenn man am Werke nichts auszusetzen vermochte, so suchte man doch des Meisters Persönlichkeit zu verunglimpfen und zu schmähen. Und wenn er nach der ungeheuren Ermüdung einer Aufführung es in einem gewissen, durchaus richtigen Gefühl ablehnte, der Ladung des Kronprinzen zu folgen, und in durchaus höfischen Formen entsprechender Weise sich entschuldigte, so erregte dies das damalige Berlin so stark, daß er anonyme Briefe bekam, weil er nicht zum Kronprinzen gegangen war. Die Zeiten ändern sich, die Menschen als solche bleiben immer die gleichen, ob sie nun dem Hofe oder einer anderen Macht huldigen müssen. Sie ziehen sofort das Sklavengewand an, das man ihnen reicht.

Am Schluß der ersten Aufführung des „Ringes", in der „Götterdämmerung", fühlte Cosima stark und gewaltig das Werk, und sie schildert in rührender Weise, wie sie zusammen ihm lauschen: „Richard und ich, wir sind — trotz aller Mängel in der Dar-

stellung — sehr davon ergriffen, wir sind bei den letzten Worten Brünhildes ganz aneinander gelehnt, mein Kopf auf seinem Arm, und: ‚Was wir alles miteinander durchmachen' ruft mir Richard zu. Er geht auf die Bühne und hält seine Anrede."

Dann fahren sie nach Hause, wo ein lieber Besuch ihrer harrte, nämlich Graf Gobineau, der in der Zwischenzeit hier eingetroffen, der Einladung, zu den Aufführungen nach Berlin zu kommen, nicht gefolgt war, sondern sich in Wahnfried mit den Kindern wohlfühlte und dabei glückliche Tage des Sinnens verlebte. In den Räumen des Gewaltigen weilend, begann er ihn allmählich in seiner Größe zu erfassen. Vor allem seinetwegen kehrte das Paar nach Bayreuth zurück, um mit ihm schöne und anregende, ja unvergeßliche Tage zu verbringen. Frau Cosima hat selbst davon gesprochen, und ihre Gedenkschrift auf den Grafen Gobineau wird ein stetes Gedenkblatt bleiben für diese schönen und innerlich so weihevollen Tage. Aber dann ging es noch einmal nach Berlin, um dem letzten Zyklus beizuwohnen.

Nach der Rückkehr begann jenes große und düstere Ereignis, das seinen Schatten auf den ganzen Sommer warf, bereits auf sie von ferne zu wirken, die Begegnung mit Hans von Bülow. Gewiß feierten sie den Geburtstag Siegfrieds, wie sie vorher den 22. Mai wiederum reizvoll durch ein Festspiel begangen haben. Auch hierfür hatte Frau Cosima alles vorbereitet und in der schönsten Weise die Prosa und auch die Schönheit in den Dienst des Tages gestellt. Ich wiederhole nicht schön und vollständig Gesagtes. Es war ihre Art, ihm diesen Tag als einen Feiertag zu zeigen, aber auch der Welt. Zu Siegfrieds Geburtstag aber schrieb sie die Worte in ihr Tagebuch, die alles sagen: „Siegfried! Freudenkind! Friedenskind!" Sie tröstete sich in der Erinnerung an die starken Augenblicke der Vergangenheit. So schreibt sie am 12.: „Abends Erinnerungen an die Schweiz, an die schönen Tage, dann auch die Überschwemmung. Richard verglich mich mit Sieglinde: weiter! weiter! Wie wir allein

sind, kommen wir auf unsere Beziehungen zu sprechen. Tristan und Isolde, sagt Richard. Ich frage ihn, ob ich nicht unsere Korrespondenzen vernichten sollte, da wir vielleicht stürben, ehe Siegfried die genügende Reife habe. Richard sagt: noch nicht, aber vielleicht später. Denn da ist keine Spur von Goethe-Steinschem Verhältnis, da war alles blutig." Und es war ein Glück, daß diese Briefe erhalten geblieben sind. Aber es half nichts, durch solche Gedanken dem drohenden Konflikt vorzubeugen. Von Daniela erhielt sie Brief auf Brief, voller Trauer und Niedergeschlagenheit. Ihr Vater ließ Frau Cosima durch sie sagen, daß er sie zu sehen wünsche. Sie schreibt: „Richard darüber erregt, ich meine, für die Kinder ist es besser, wenn ich willfahre." Er findet sich aber allmählich in den Gedanken hinein, weil er fühlt, daß er hier nicht dazwischentreten könne, ohne das große Gefühl seiner Gattin zu verletzen, und so stimmt er denn zu. Die Verabredung wird nicht für Weimar, wie sie ursprünglich geplant war, sondern für Nürnberg getroffen, wo sie Hans von Bülow nach elf Jahren wiedersah. Der Anblick war für sie tief erschütternd. Das zittert auch durch ihre Worte, so schlicht und so sachlich sie sind. Und der Bericht im Tagebuche klingt in dem vollen Gefühle aus, daß sie nach Wahnfried gehöre und dorthin ihre Pflicht sie rufe und nirgends anders hin. Man darf nicht vergessen, daß, ehe Bülow nach Nürnberg fuhr, er seiner künftigen zweiten Gattin ein Gastspiel in Hannover ermöglicht und ein Engagement in Meiningen angeregt hat. Frau Cosima schreibt: „Um acht Uhr ruft mich Richard, ich beeile mich, er und Siegfried bringen mich auf die Eisenbahn. Abschied! O wie empfindet es sich, daß man zusammen sterben muß! Fahrt wie im Traum und träumerische Freude am Lerchengesang und Dörfern. Um ein Uhr Lusch am Bahnhof, sehr, sehr gut, das arme, liebe Kind! Traurige Berichte von dem Gesundheitszustand ihres Vaters. Um zwei Uhr verläßt sie mich. Die traurige Waise! Wer könnte, wer wollte noch froh sein. Von 4—½7, Hans bei mir, Versuch, die heftigen Wallungen seinerseits

niederzukämpfen und seine Ungerechtigkeit gegen Daniela zu besiegen. Unlösbare Aufgabe! Er ersucht mich, noch den morgigen Vormittag dazubleiben, da er mir nicht, wie er es gewünscht hat, das vorgetragen, was er wollte. Ich gebe es zu. Abends zu drei. Wehmütige Lebhaftigkeit!" Am nächsten Tage fährt sie fort: „Seltsame Nacht. Richards Depesche stimmt übertraurig, ‚was könntest Du wehren, elendes Weib', zweite Unterredung. Er wisse nicht, ob weiß schwarz, ob schwarz weiß sei, sagt mir Hans. Er hat gar keinen Leitstern mehr, ein nervöses Zucken überfällt ihn. Wir nehmen Abschied! Ich hole Daniela ab, möchte ihn gerne noch einmal sprechen, aber er wünscht es nicht. Heimfahrt unter Tränen mit Dank, Ankunft im Hafen, Richard glücklich, uns wiederzuhaben. Er erzählt, er habe gestern abend einen Whist anberaumt, sei schändlich schlechter Laune gewesen. Alles ist traurig, was ich zu berichten habe, und dennoch kommt das heimische Gefühl über uns, und wir können es ohne Krämpfe besprechen. Doch ist eines uns klar, daß ich nur mit ihm und den Kindern sein kann, daß aller andere Verkehr mit Fremden und auch mit Freunden eine Prüfung und ein Unrecht ist! Als ob ein neues Leben für mich begänne, trete ich nach dieser Begegnung wieder in das Haus ein, ohne Trost und doch mit Frieden, einzig durch sein Glück beglückt und tief im Herzen das Bewußtsein einer unsühnbaren Schuld. Das eine zu genießen, das andere nie zu vergessen, dazu helfe mir Gott! Für Lusch spielt Richard das Thema von Kurwenal ‚auf eigener Waid und Wonne', für mich gedenkt er gerührt und scherzend des Schlusses der ‚Schweizer Familie', ‚ich habe ihn wieder'. Mir ist die Weise Kurwenals das Bezeichnende für mein Gefühl in Wahnfried, Schmerz und Not überall, tief im Innersten der Gram und dennoch die Möglichkeit zu gesunden, aber nur hier und in der Beschränkung auf die Lieben."

Es waren nicht zwei Seelen in einer Brust bei Frau Cosima, aber zwei verschiedene Welten, und sie konnte es nicht hindern, wenn sie bei ihrem unendlichen Gerechtigkeitsgefühl, das sich doch im

Grunde nur gegen sie wandte, Hans von Bülow nicht bloß Mitgefühl, Teilnahme, sondern in höchstem Grade, und weit mehr, als es notwendig war, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sie wurde auch durch die Briefe der George Sand an ihre Mutter, die eben veröffentlicht waren und die ihr Daniela mitgebracht, tief bewegt und veranlaßt, das Verhältnis von Hans anders zu betrachten, als es mit vollem Recht der Meister tat. Die Tragik lag ja vor allem darin, daß es bei der Größe Richard Wagners unmöglich gewesen war, den großen Konflikt um Cosima auf edelmännische Weise mit der Pistole auszutragen. Das wäre wohl an sich das beste gewesen und hätte, wenigstens den Männern, in irgendeiner Art Ruhe bringen können. So aber steigerte sich der Groll bei Bülow gerade jetzt, wo er entscheidende Schritte vorhatte und wo er als Mensch bereits völlig von Cosima gelöst sein mußte, gegen Richard Wagner, und er ist in manchen Zügen zutage getreten, die seiner sonstigen großen Auffassung nicht entsprachen. Und Wagner hatte auch ein gewisses Recht, wenn er meinte: „Mir war zu helfen, ihm war nicht zu helfen." Aber da sagte sie zu ihm: „Daß ich in diesem Fall so deutlich die Tragik des Lebens und die unsühnbare Schuld des Daseins empfinde, nämlich meine Schuld. Denn wie keiner wäre Hans befähigt gewesen, Richard zu folgen, wie keiner der Führung so bedürftig, und nun trat ich dazwischen; wie je sich täuschen über die Sünde! Und wenn Richard mir sagt: ‚Dein Verbrechen war ein guter Wahn', so kann es mich wohl dazu befähigen, ihn heiter friedlich anzublicken, niemals aber mich über den Jammer meines Geborenseins zu täuschen." Und es ist keine Frage, daß die große und hohe Gesinnung dieser einzigartigen Frau gerade in dieser Zeit wirkt wie der Strahl eines höheren Wesens.

Aber Bayreuth war in Bewegung, und zwar schon seit längerer Zeit. Bald nach der Rückkehr war Levi gekommen, um wegen der Chöre die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Daß es dabei zu einem gewissen Konflikte kam, der von außen nach Wahnfried gebracht

wurde, das entsprach dem Geist der Zeit, nicht dem Fühlen und den Gedanken der Herrin von Wahnfried und ihres Gatten. Denn gerade in dem Augenblick, wo sich Levi völlig in den Geist von Wahnfried, der ja von der Gestalt des Jesus von Nazareth nicht getrennt werden konnte, fügte wie ein Jünger, da mußte eine hämische anonyme Bemerkung von außen doppelt kränkend wirken. Sie hat ihn persönlich und fraulich zu beruhigen gesucht, und daran schloß sich ein klarer und bestimmter Brief des Meisters, der es ihm nicht nur möglich, sondern geradezu zur Pflicht machte, zurückzukehren. Und wenn man ihn damals die Matthäuspassion spielen hörte, so möchte man sagen, daß kaum einer so sehr wie er gewissermaßen in der Vorhalle harrte auf den Augenblick, wo ihm die Pforte erschlossen werden könnte. Nicht die der Kirche, aber die jenes hohen und unnennbaren Gefühls, das ihm aus „Parsifal" entgegenströmte und das er in sich aufgenommen hat. Das war mehr als Taufe.

Äußerlich ging alles nach Wunsch. Das Theater konnte eigentlich nur Freude wecken. Der dekorative Teil war ausgezeichnet, die damalige Zeit in bester Weise vorbereitet. Und durch die wunderbare und segensreiche Hand, die von nun an über dem Theater ausgestreckt blieb, waren eigentlich alle Sorgen gebannt. In der Tat, so still bescheiden sich Adolf Groß zurückhielt, so bedeutungsvoll ist sein Wirken, und in jedem Augenblick, an jedem Tag der weiteren Entwicklung spürt man, daß er wie wenige das Wort aus „Parsifal", das er sich nicht zu eigen machen brauchte, aber doch gelebt hat: ‚Der guter Tat sich freut'. Wenn er in Wahnfried ein Bild der Familie und des Festspiels aufnahm, so war das eine jener schönen und auch künstlerisch reizvollen Leistungen des einzigartigen Mannes, in welche er sein reines Kunstgefühl, aber auch seine unendliche Liebe zu Wahnfried legen konnte. Was waren alle, die kamen und gingen, auch die Höchsten nicht ausgenommen, gegenüber ihm, der still und traut, immer mit dem feinen Lächeln und den

gütigen Augen, Gegenwart und Zukunft im Auge hatte. Niemand wußte das mehr als Frau Cosima. Als Frau Feustel starb, da hat sie ihm in rührender Weise geschrieben, und an Tagen traurigsten Gedenkens ihm aus der Villa d'Angri mitten aus der leuchtenden Pracht von Napoli erzählt, wie sie im Traum zu ihm und seiner Frau getreten und wie sie gemeinsam geweint und getrauert. Und wenn ein elementares Naturereignis, wie der Ausbruch des Vesuv, auf sie wirkte, als ob sie in der Tat eine Walküre wäre und ein Ruf aus den Lüften zu ihr dränge, da schildert sie ihm das Schauspiel mit der ganzen Farbenpracht, die ihr und ihren Briefen zur Verfügung stand. Er aber sorgte still für alles. Und wenn man sagen kann, daß alle Größe von Treue kommt, so muß man gerade bei ihm hinzufügen, daß seine Sorge vom Kleinsten und Einfachsten bis zu dem Größten ging und das Leben des edlen Paares und des ganzen Hauses Wahnfried umspannte und umspannt hat bis auf den heutigen Tag. Das ist Bayreuth, und hier ist gewissermaßen ein lebender Grundstein gelegt worden, der ganz anders war, als einst Oskar von Redwitz in seinem süßlichen und doch so verlogenen Epos Amaranth von „Harfenstein" sprach. Nicht der Stein erklang, aber von ihm aus und durch ihn blieben Leben und Töne erhalten. So geschah es, daß der Meister in Bayreuth sich doch unendlich wohler fühlte als im Süden, und die Gattin in viel hellerem Lichte sich zeigte als in der hellsten Sonne von Neapel. Und er sagte mit Recht: „Dieses Jahrhundert hat eine gute Tat vollbracht, es hat Dich geboren."

Es kam die Zeit der Proben, und hierbei bewies der Meister wieder nicht bloß sein unendliches Können, sondern auch in gewissem Sinne seine ewige Jugend. Der leidende Meister, und niemand konnte sich dieses Eindruckes und dieser Sorge erwehren, war hier ein anderer. Und selbst Cosima, welche die Sorge um ihn Tag und Nacht nicht los wurde, hat in freudiger Weise geradezu aufgejauchzt, wie sie ihn inmitten seiner Künstler auf der ersten Probe sah. Sie

fühlte, daß von ihm aus die große Wirkung angeregt werden mußte und angeregt werden konnte, die die Künstler befähigte, diesem ihnen so neuartigen und in jeder Richtung fremdartigen Werk gerecht zu werden. Er war nicht immer zufrieden, und als sie einmal vom Hügel herunterfuhren in Wind und Sturm, da meinte er, daß es ihm am liebsten wäre, der Wind wehte das ganze Theater weg. Er war in manchen Augenblicken verbitterter als je. Das kam von seinem Zustand her, an dem nichts geändert werden konnte und an dem auch später die Reise nach Italien nichts änderte. Aber wenn sie jetzt aus kleineren gesundheitlichen Gründen nach Dresden fuhren, so waren das doch Tage, die ihr die Vergangenheit des geliebten Mannes in unendlich traute Nähe brachten und die ihr, wie sie sagte, Dresden vollkommen heimisch machten. Sie gingen Wege, die er so oft gegangen, sie besuchten den Ort Kraupendorf, wo er den „Lohengrin" geschrieben, sie kamen in den Palast Marcolini, wo er gewohnt und geschaffen und wo eigentlich alle seine großen Gedanken, wie Athene aus dem Haupt des Zeus, entsprungen waren, wo er den Besuch des Vaters empfangen. Das war alles für die warmfühlende und phantasieerfüllte Frau von unendlichem Reiz. Die ganze Vergangenheit, die sie ja aus den Erinnerungen kannte, stieg vor ihr auf, und was bisher noch Buchstabe gewesen war, das wurde jetzt vollständig lebendig, und ihre Liebe umspannte sozusagen jede Stunde seines rastlosen und leidvollen, aber immer zielbewußten Daseins. So kehrte sie nach Bayreuth zurück, und hier wurde nun der Besuch ihres Vaters gemeldet. Ihn hatte am 2. Juli ein Unfall betroffen, der vielleicht durch die Erinnerungen jener Adelheid von Schorn, die ja die Vertraute der Fürstin Wittgenstein war — denn wie Telramund vier Mannen hatte, so hatte die Ortrud-Wittgenstein vier dienende Frauen ritterlicher Herkunft, die alles für sie taten und tun mußten. Und so liest man in den Erinnerungen der Adelheid von Schorn, daß von diesem Sturze die große Wandlung anhebe in Liszts Leben und Sein. Wer genau die Dinge verfolgt,

der weiß, daß nicht von diesem Treppengang und Treppensturz diese Wandlung herrührte, sondern weil er durch die ungeheuerste Enttäuschung seines Lebens einen viel tieferen Sturz getan, nämlich aus allen seinen Himmeln. Wenn man das Siechtum, das Anschwellen seines Körpers und diese äußeren Symptome des Alters darauf zurückführen will, so ist das nur geschehen, um die Wahrheit zu verhüllen, daß an seiner sinkenden Gesundheit und vor allem der sinkenden Lebensfreude nichts anderes schuld war als diese Frau in Rom. Seine Enkelin Daniela hatte ihn treulich gepflegt. Sie besaß gerade hierfür Eigenschaften, die sie von der Mutter geerbt hatte und die besänftigend und in rührender Weise auf ihn einwirkten, wie sie späterhin, da ihr eigener Vater leidend geworden war, diesem immer Ruhe gebracht und ein Lächeln des Glückes abgewonnen, in all dem Elend, in das er versunken war. Sie war es, die das vermochte, und es ist keine Frage, daß er in dieser Tochter das Abbild der geliebten Mutter sah. — Es waren ruhige Tage, die Liszt in Bayreuth verlebte. Man feierte die Rückkehr Loldis, bei der Frau Cosima das ganze Glück der Mutter empfand. Dann kam freilich ein Brief von der Fürstin Marie von Hohenlohe, der den Wunsch ihrer Mutter mitteilte, daß Daniela ihren Großvater nach Rom begleiten sollte. Auch der Meister stimmte, wenn auch brummend, zu. Es wirkt geradezu herrlich, wenn man ihn grollen sieht, daß eigentlich immer von außen die Kommandorufe nach Wahnfried kämen. Denn er wollte Herr sein und zumal über die beiden Töchter aus der ersten Ehe das volle Recht des Vaters haben. Es kränkte ihn, wenn Daniela von ihrem Vater schrieb, oder wenn sie, wie das später einmal geschah, an ihre Schwester Isolde den Brief adressierte: „Isolde von Bülow". Das brachte ihn geradezu in tiefste seelische Erregung, aus der er sich mit Mühe erhob. Er hat auch gesprochen von den Gründen, die ihn veranlaßten, so überaus eifersüchtig auf seine Familie zu sein. Es ist unendlich reizvoll, dies zu beobachten, und es konnten sich alle erfreut, ja geschmeichelt fühlen durch diese Eifersucht, die ihm selbst freilich

manche schwere Stunde verursacht hat. So reiste Daniela kurz vor ihrem Geburtstag, und zwar am Tage, da Frau Cosima den stillen Gedenktag der ersten Begegnung mit Wagner feierte, ab, um Liszt nach Rom zu begleiten und um dort in der Tat interessante, aber doch auch Stunden schwerster Art zu erleben. Es mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, das Bild der Fürstin klar und sicher zu zeigen. Wie sie der Tochter jener Cosima begegnete, die sie ihrer eigenen Erzieherin zur quälenden Aufsicht übergeben hatte, so daß in der Tat das Unheil auf zwei Generationen sich fortsetzte, das ist ein Kapitel für sich. Aber Daniela ging, und ihre Briefe erklangen anfangs milde. Kein Wunder indessen, wenn später eine gewisse Heftigkeit sich darin zeigte.

Viel mehr aber als diese Romfahrt hat Frau Cosima in dieser Zeit der Gesundheitszustand des Gemahls beschäftigt. Er litt, und jede Nacht vermehrte ihre Besorgnis, so daß der Arzt dringend zur Abreise riet. Man hatte auf Wunsch des Dr. Landgraf Professor Leube aus Erlangen berufen, dessen Untersuchung immerhin ein beruhigendes Resultat geliefert hat. Besorgniserregende Erkrankung war nicht vorhanden. Aber auch er riet zur Luftveränderung, und so ist man denn alsbald aufgebrochen. Es war noch ein schöner Abend, den man mit den Bayreuther Freunden, vor allem mit der Familie Groß, verlebte. Gerade mit der Gattin des Freundes Groß, Marie, hatte sich in dieser Zeit das innere Verhältnis immer wärmer ausgebildet, und Frau Marie Groß gelangte zu immer tieferer Vertrautheit mit der hohen Frau. Sie ergänzte in gewissem Sinne den Gemahl, und Frau Cosima umfaßte sie mit der gleichen Treue wie diesen.

So brach man auf und fuhr nun nach kurzem Aufenthalt auf dem Münchner Bahnhof, wo Freund Levi erschienen war, über den Brenner. Da wurden beide durch die verschneite Landschaft an die Pilgerfahrt Tannhäusers erinnert:

Wenn im Hospiz der Pilger sich erquickte,
Die Glieder bettet' ich in Schnee und Eis.

Und an Rom vorbei, wo Daniela weilte, fuhr man nach Neapel, wo man nur der Villa d'Angri in fröhlichem Gedenken einen Besuch machte, um dann sofort das Schiff zu besteigen, das nach Palermo führte. Denn es drängte ihn nach dem Süden. Er hatte die ganze Zeit über in den Reiseführern gebrütet und mit vollem Willen an eine Nilfahrt gedacht, eine Idee, die wohl aus seinem Umgang und aus den Erzählungen des Grafen Gobineau sich entwickelt hatte. Er hat sie nur ungern aufgegeben und Palermo als Ziel gesetzt. Wer je diese Fahrt gemacht, der weiß, wie seltsam diese Schiffe sind von Goethes Zeiten her, der vor drohendem Sturm die Leute auf Deck beruhigen mußte und beruhigte, bis zu dieser Fahrt, wo eigentlich nur für den Meister eine Kajüte zu finden war, während Frau Cosima mit der gesamten Familie auf Deck Platz suchte und Platz fand, inmitten der verschiedenartigen Schiffsgäste. Denn alles war hier, vom Bauern, Soldaten und Zuchthäusler angefangen, versammelt, und dazu eine große, aber sanfte und friedliche Menagerie. Aber als im Morgenrot der Monte Pellegrino aufstieg und die wunderbare Landschaft ihrem Auge sich im Morgenglanze zeigte, da war sie für diese Nacht reich entschädigt. Sie empfand den Zauber, dem sich keiner entzogen hat, von Goethe bis auf unsere Zeit.

Nun kamen die Tage von Palermo, zunächst im Hotel verlebt. Alles erfreute sie, alles wirkte auf sie ein, sie ging erfreut durch die Straßen dieser eigenartigen Stadt, sie genoß begeistert die Größe von Monreale. Es waren schöne Tage und schöne Stunden, die sie hier verlebten und die der Meister auch seiner Partitur zu widmen vermochte. Ja, er arbeitete unendlich eifrig daran, und es war sein Ziel, sie hier zu vollenden. Freilich breitete er auch der Gattin gegenüber einen Schleier des Geheimnisses darüber, wie über so manches andere. Aber auch er freute sich dieses Aufenthaltes, wenn er sich auch nicht so leicht wie Frau Cosima über die Beschwerden, welche der Aufenthalt in Sizilien mit sich brachte, hinwegzusetzen vermochte. Ja, es versagte zuweilen sogar sein sonst so goldiger und alle anderen

anregender Humor. Dafür aber wußte er doch in anderer Weise zu wirken. So kam Weihnachten. Am Abend des 24. trat, während sie im Dämmer saß, ein Mann in das Gemach, und Wagner seufzte, es ist nichts gekommen. Sie meinte lachend, daß ihr Geburtstag zu einer Kalamität für ihn wird. Aber nun tritt er mit dem Mann, den sie für den getreuen Barbier des Gatten gehalten, näher. Es war Joukowsky, welcher mit den Weihnachtsgeschenken als Kurier nach Palermo gekommen war. Aber auch sie hatte ihre Überraschungen. Und so wurde der Weihnachtsabend, den man diesmal in dem palmenreichen Süden ohne Christbaum feiern zu müssen glaubte, im Glashaus, das zu der Wohnung gehörte, begangen. Hier brannten die Lichter, und hier breitete sie vor ihm und den Kindern ihre Gaben aus. Am nächsten Morgen erschien er an ihrer Tür und rief: „Gratl, gratl." „Und wie ein Kinderkopf erscheint mir sein mächtiges Haupt, wie er heiter mir Glück wünscht. Bald wird er ernst, er ruft mich, und mit den Kindern beschert er mir die holden Gaben, Polonia! Die Skizze zum ‚Parsifal', den Talisman — Ring — Pia Fraus — die vollendete Partitur!" So vereinigte sich hier das Meisterwerk mit der Jugendouvertüre, die alsbald gespielt wurde und allen eine tiefe Freude bereitete. Das waren Lichtblicke in diesem eigenartigen Leben, in das doch das Ungewohnte der Umgebung sehr stark einwirkte.

Und auch von außen kam so manches Traurige. Vor allem die Nachricht von dem Tode des alten Brand. Für die Festspiele schien dem Meister damit die rechte Hand genommen. Er war tief erschüttert, nicht minder Frau Cosima. Aber man erkannte recht wohl, daß es der Sohn sein könne, der in vollstem Maße Ersatz bieten würde für den Verstorbenen. Und dann vor allem das Schicksal der armen Daniela. Sie war noch immer in der Höhle in Rom und hatte eigentlich nirgends einen rechten Halt. Die Fürstin tyrannisierte sie, nicht etwa wie die böse Schwiegermutter die arme Gudrun, die sie am Meeresstrande mit den Mägden waschen ließ, aber

seelisch. Jedes Wort, das sie sprach, war eigentlich ein Hieb. Und dabei konnte Daniela im Grunde keine richtige Hilfe an Malwida finden, die ja auch in Rom war und eigentlich vor allem berufen gewesen wäre, der Tochter der Freundin beizustehen. Aber vor der Fürstin magerte ihr Mutterwitz. Und dazu kam noch ein anderes, daß Frau Helbig mit Frau Cosima befreundet, aber mit Malwida verfeindet war und somit aus dieser Frauenfeindschaft ein Zwiespalt in das junge Schicksal hineingetragen wurde. All das entbehrt nicht der Komik. Aber es war doch eine in hohem Grade schmerzliche Zeit. Und es war in der Tat nicht erfreulich, wenn die Fürstin Wittgenstein nun auch an Frau Cosima als der bösen Mutter der bösen Tochter ihre Vorwürfe schrieb, die freilich den Meister in ganz anderer Weise ärgerten. Er konnte es nicht begreifen, daß Vater Liszt das lästige Verhältnis nicht abschüttelte. „So geht es", sagt er humoristisch, „wenn ein Frauensbild ein Mannszimmer beherrscht."

Er arbeitete weiter, um die Partitur, an der doch noch einige Seiten gefehlt, was er indes nicht Wort haben wollte, fertigzustellen. Es war am Abend des 13. Januar: es wird zu Ehren Joukowskys die Ouvertüre aus den „Feen" gespielt. Da entfernt sich der Meister. Und sie schreibt: „Ich sehe nach, er macht die Partitur fertig. ‚Es ließ mir keine Ruhe', sagt er. Die mächtigen Klänge des Tannhäusermarsches erklingen, er kommt herein, — und es ist vollbracht. Bei dieser und bei allen Arbeiten hat er gefürchtet, durch den Tod unterbrochen zu werden. Bei Tisch klagt er uns. Heute, während er spricht, habe ich die Monreale-Schale auf seinen Tisch gestellt, und wie er etwas in seiner Stube holt, entdeckt er sie, bleibt eine Weile fern und kommt dann mit dem schweren Kästchen. Es gefällt ihm. Eva hat es zuerst erkannt, auch Fidi. Dann wird alles erzählt, und daß das Motiv von Joukowsky auf meine Bitte so verwendet wurde. Wir lassen Parsifal leben. Später entfernen sich die Freunde, wir bleiben noch auf, Richard und ich, und besprechen die verschie-

denen Vollendungen, ‚Tristan', ‚Meistersinger', das Leben überhaupt. Eine weihevolle Stunde. Der Schale aber, die gewissermaßen ein Symbol für den Gralskelch sein sollte, hatte sie zwei Strophen angefügt, davon eine begann:

Sangue reale
Wirkliches Blut,
Sangreiche Schale
Weibliches Gut.

Am nächsten Tage fand dann das Parsifalmahl statt.

Sie hatten den Grafen Gobineau eingeladen, zu ihnen zu kommen. Er kam nicht, und das kränkte und schmerzte den Meister. Da sagte er zu Frau Cosima: „Ich brauche niemanden außer Dir. Da habe ich Hals und Kragen darangesetzt, Dich zu bekommen, sonst aber niemand. Ich freue mich aber, wenn ich jemand etwas sein kann." Freilich sein Groll war noch viel stärker gegen die Fürstin und gegen die ganzen Verhältnisse in Rom: „Wo die Hexe sich hineinmischt, ist mir alles Hölle." Sie freilich sucht ihn zu beruhigen, und es widerspricht ihrer Natur, Steine auf die Fürstin zu werfen, obwohl sie dazu in vollstem Maße berechtigt gewesen wäre.

Es galt indessen, aus dem Hotel, das wegen der in der Tat argen Preistreiberei ihn erregte, schließlich herauszukommen. Und so hat sie durch die Bekanntschaft und Vermittlung des Grafen Taska in der Villa Porazzi ein Unterkommen gefunden. Es war gerade keine glückliche Wahl. Denn dort wurde Siegfried krank. Ein typhöses Fieber fesselte ihn lange ans Bett, und es waren schwere Stunden der Sorge für sie und ganz besonders auch für ihn, der selber krank wurde, doch auch hier bewährte sich wieder ihre wunderbare Gabe, alles zu tun, es ihm äußerlich und innerlich so behaglich wie möglich zu machen. Aber seiner Erregung über die Erkrankung des Sohnes konnte sie nicht Herr werden, wurde sie doch selbst kaum Herr über ihre Sorgen, die ihr die Gesundheit des

Gatten einflößten. Da schrieb sie einen wundervollen Brief an ihre Freundin Mimi:

„Gewiß, geliebteste Mimi, hat die Inbrunst Deines Schmerzes dazu beigetragen, Deinen Gatten Dir herzustellen. Ich glaube fest an diese Kraft, muß an sie glauben, da es das einzige ist, was mich hält, in einer Zeit, wo ich mir wie auf der Schwelle alles Unerträglichen vorkomme. O ich glaube an diese heilig hütende Brunst der Gefühle und verliere mein ganzes Ich in ihr. Mir ist es, als ob Du in den schrecklichen Tagen dasselbe getan und als ob auch Dir es geholfen! Laß mich hoffen, wie ich es wünsche, mit der ganzen Kraft meines Herzens, daß Du nun beruhigt seist, und unser Leben Dir ein wenig der Reihe nach seit der Ankunft Deines Briefes erzählen. Vorerst der Eindruck dieses Briefes, der ein so schöner war, daß wir in unserem kleinen Kreise lange uns daran erfreuten. Mein Mann fand einiges ganz einzig, was ich Dir aus dem Grunde mitteile, weil Du die Seltenheit seines Lobes kennst. Wir waren damals noch bei den Palmen und ohne Daniela. Eine Woche ungefähr darauf erschien sie, selig, wieder bei uns zu sein, und wir sehr froh, sie wieder zu haben. Ich war in der letzten Zeit ihrer Abwesenheit recht beunruhigt worden und war zufrieden über den Abschluß. Anbei einen Brief, der mich angenehm berührte, da ich befürchtete, daß die Seltsamkeiten, denen sie ausgesetzt war, ihr lebhaftes Temperament vielleicht zu Unüberlegtheiten verführen mochte. Sie hat in Rom nicht gewöhnliche Verhältnisse und Menschen kennen gelernt: Fürstin Hoh., ihre Mutter und ihre Schwager, den Cardinal, Nadine Helbig mit ihrer vielleicht nicht heiligen, jedenfalls aber bedeutenden Mutter, einer Abtissin, und die Bonaparten-Gruppe Gob., Gräf. Math. Minghetti, Malwida, manche bekannte Leute wie Renan und mehrere Künstler wie Sgambati, Simiradsky usw. Ich halte mir dieses selbst vor, um mich ein wenig zu trösten. Denn was sie mir berichtete, hat mir Grauen erregt. Alle Dinge, über die ich schweige, sind vor ihr besprochen

worden, beinahe alle Verhältnisse hat sie in einem fast entsetzlichen Lichte gesehen, und selbst in ganz unbedeutenden Dingen fiel das Urteil dem meinigen ganz entgegen aus; und hiervon nur ein Beispiel zu sagen: Ich rühme Made. de Remusat; es wurde ihr gesagt, sie sei femme de chambre usw.; dazwischen Heiratsobjekte, von denen eines, welches ernsthaft wohlanständig hätte sein können, in unerklärlicher Weise abgebrochen wurde. Sie hat sich aber alles in allem wacker gehalten; daß sie Häßliches, ja Gräßliches sehen mußte — darüber suche ich mich zu trösten. Wie anders in Berlin vor einem Jahre! ... Nun, also sie war wieder da, und bald darauf begannen wir unseren Umzug. Vielleicht hat sie Dir erzählt, welche gute teilnahmsvolle Menschen wir hier gefunden. Ich habe wirklich hier Boni einführen können, ohne persönlich viel mit zu tun, und das gute Kind ist entzückt über Land und Leute. Ein Glied der Familie (Lanza di Trabia) Manfredischen Angedenkens, Fürst Gangi, auf die Klagen meines Mannes über das Hotel hin, bot uns sein Landhaus an, und wir zogen ein. Mit dem Einzug aber war die Unruhe da, und zugleich wollte es das Mißgeschick, daß die Kälte eintrat, und so überfielen meinen Mann Unwohlsein und deprimierteste Stimmung. Gegen ersteres war der Arzt, gegen letzteres ich machtlos, und hundertfach am Tage gab ich den guten Geistern alles anheim, als Siegfried ernstlich erkrankte. Es ist ein typhöses Fieber gewesen, und seine Genesung wird wohl eine sehr langsame sein. Mit dieser Erschütterung kam es, wie soll ich es Dir nennen? ja wie Ruhe über mich, ich habe das Furchtbarste nicht gefürchtet, aber daran gedacht, daß es Mütter gibt, die das erleiden. Daß Siegfried einen lieblichen Patienten abgibt, kannst Du Dir denken. Er ist aber sehr bleich noch, und heute fühlte er sich zu schwach, um aufzustehen. Doch bin ich leicht in seinem Betreff im Vergleich zu den Sorgen um seinen Vater. Wie soll ich Dir auch hierüber meine Gedanken mitteilen, die ich so gern von Dir gekannt weiß? Je höher, breiter der Flug des Genius wird, in wie größere

Weiten sein Blick reicht, je näher er der Sonne der Wahrheit und von ihr durchdrungen ist, um so unfaßlicher werden ihm Welt und Wirklichkeit. In einem Briefe an Willemer spricht Goethe davon, daß der isolierte Mensch, wenn er auch so glücklich wäre mit Gleichgesinnten zu wirken, nur dem Unerreichbaren sich zu nähern scheinen wird. Dieser Zustand ist es der notgedrungenen Vereinsamung des Genius, der ein Leiden ist: für seine Werke wohl, nicht aber für seine Gedanken und Empfindungen kann es wirkliche Teilnahme geben, er selbst gelangt dazu, es einzusehen, und eine Abwendung für die eigenen Bestrebungen zu empfinden, kommt hinzu, wie es sein muß, denn in der Jugend ist der Blick beschränkter, daß die Jahre nicht mehr die Leichtigkeit der Bewegungen mit sich führen, so ist — wenn kein Wunder geschieht — das Leiden ein beständiges. Allein das Wunder geschieht und wird geschehen immerdar, solange Herzen fühlend schlagen. Ich entsinne mich früher einmal diese eine Episode des Alten Testamentes lächerlich gemacht zu hören, wie Moses in der Schlacht von Aaron und einem noch die Arme gen Himmel erhoben sich halten ließ, weil also ihm der Sieg verheißen war und er schwach sich fühlte. Ich glaube selbst, diese Darstellung äußerlich gefunden zu haben. Nun kommt mir das Bild gar oft in das Gedächtnis. Gewiß ist der flehenden Inbrunst der Sieg vorbehalten, aber die Kräfte versagen, wer hilft die Hände falten, wer belebt den sinkenden Sinn, wer? Und wer wünschte nicht ein äußeres Zeichen, eine äußere Hilfe, die Seelen richtig sich selber gleichsam zu zeigen, welche zu befolgen er kaum mehr vermag. Und wem gilt das Flehen? Dem gefesselten Gott in uns — und alles ist Geheimnis, bis das Wunder geschehen ist, das aus allen diesen Qualen mit milder Sicherheit, wie die Blüte aus den stachlichsten Gewächsen hervorsprießt. Wenn ich mich frage, was denn noch die Schwierigkeit unseres Daseins inmitten soviel Segen, so lautet die Antwort auf die Notwendigkeit, in der Welt zu verweilen, wenn man mit ihr fertig ist, und, für und gegen sie, Wesen auszurüsten,

indem man die Abwendung von ihr als die Lebensbedingung betrachten muß, also die Kinder, und hier wiederum findet man Prüfung und Segen in eines genommen. Da hilft der Tag, ein jeder bringt einen Knoten zu entwirren, und es fließt das Leben dahin. Eine mich unendlich anmutende Lektüre war der Briefwechsel, den ich vorher anzog. Ein wahres Idyll und als ob es kein wirkliches Leiden gäbe; lebendiges Gefühl, gar keine Geistreichigkeit, dabei zarter Witz und eine edle, natürliche, fast Unbeachtung aller Weltvorkommnisse. Ich finde es schön, daß G. so vieles auf das Liebesverhältnis Bezügliche dem Ehepaar sagt, und mußte mir gestehen, daß einzig in Deutschland ein so anmutiges reines Band möglich war. Es ist, wie ein Wandeln durch eine Blumenwiese, unsere Au' freilich ist weit, weit davon entfernt, so weit, daß man sich frägt, ob sie nur von diesen Wesen erblickt werden könnte. Darauf kommt es nicht an, und wenn ich bemerke, daß in unserer kleinen Weltecke in Europa die Menschen für Ja und Nein so verschiedene Gesten haben, daß es lange dauerte, bis ich hier die Degeneration verstand, so begreife ich, wie sehr es auf Mannigfaltigkeit abgesehen war, und freue mich des Verschiedenartigen, wenn es nur schön und gut ist. Alles dagegen, was aus der konventionellen Welt zu mir herüberkommt, erregt mir Trauer. Ich entsinne mich z. B., vor Jahren mir das Verhältnis von G. und M. L. T., welches ich beide nicht kannte, ganz poetisch ausgemalt zu haben, ja das gemeinschaftliche Dilettieren, das Meißeln und Malen gefiel mir, und was vernahm ich darüber? Wir haben einen letzten Versuch gemacht, um ihn ganz zu uns zu bekommen, mein Mann hat ihm energisch geschrieben, aber seltsam ist es wohl. Und bei den Seltsamkeiten angelangt, will ich Dir für die Mitteilungen über die Brahmsiade danken. Ganz richtig hat, wie mir scheint, Fürstin M. H. an D. geschrieben, die Freude B.'s darum sei die an einem gelösten schwierigen Rechenexempel. Einer könnte wohl dabei etwas gekränkt sich fühlen, allein dieser wandelt als abgeschiedener Geist

unter den Gespenstern. Wie verhält sich dies alles zum ‚Parsifal?' Darauf will ich lieber nicht antworten und lieber mich einzig freuen, daß Du in schweren Tagen schon Tröstung durch ihn hattest. Für mich ist es kein Zweifel, daß dieses göttlichste Werk der Abschluß, die Vollendung der vorangegangenen bedeutet: wie bei keinem empfinde ich es bei dem Dichter des ‚Parsifal', daß eine völlige Notwendigkeit in der Kette der Werke lag, und wenn wir in dem ‚Ring' es erleben, wie Mythen schwinden, wie eine Göttenwelt endet, so erleben wir im ‚Parsifal' das Entstehen einer Religion, in seiner vollsten Naivität. Freilich werden diese Gestalten nur auch annähernd wiedergegeben werden können, aber man wird die Verwirklichung vielleicht weniger fordern, als wie bei den anderen Dichtungen eben der geweckten Frömmigkeit wegen. Ich habe aber mit Dank Deine Winke betreffs M. Br. empfangen und auch betreffs Albani. Habe auch Dank für Stein, der ganz erfreut und erhoben und gehoben durch Deine gütige Aufnahme war. Ich habe eine sehr besondere Meinung von ihm und halte ihn für ein Talent und für einen Charakter; auch ist ein Gran von Eitelkeit dabei, da ich mir einbilde, einiges bei ihm ausgebildet geholfen und auch fertig getrieben zu haben. Doch wofür hätte ich nicht zu danken? Ja, wenn mir freundlich von der Gesellschaft begegnet wird, so ist es mir eine Freude, mich daran zu erinnern, daß meine erste Wiederanknüpfung mit der Welt durch Deine Vermittlung geschah und in jedem Wohlwollen, auch noch so entfernt, einen Nachklang Deines Wirkens und Eintretens zu empfinden, das gibt diesem unbedeutenden diesen freundlichen Wert und Gehalt; so freut es mich heute auf den Vorhängen meiner Schlafstube durch die geschlossenen Jalousien durch ein leises Lichtzittern zu sehen und mir zu sagen, daß es ein kleines Widerspiel von des Teiches Spiegel sei im Garten, auf dessen Kräuseln die Sonne scheint. So sei Dir Dank und Preis und bleibe das Glück Dir treu, wie Du treu Glückbringend bist!"

Dieser Brief gibt uns eigentlich das schönste Stimmungsbild

Phot. A. v. Groß

Frau Cosima mit Frau Marie Groß, Daniela und Heinz Thode,
Graf Gravina und Gräfin Blandine

über diesen Aufenthalt, der schließlich zu Ende ging — mit der Verlobung ihrer Tochter Blandine. Vorher war Daniela eingetroffen, mit Freuden begrüßt. Das Schwere, das auf ihr lag, schwand vor der Feinheit und Liebenswürdigkeit Siegfrieds, der sie in der Tat in reizendster Weise begrüßte und alle Auseinandersetzungen abschnitt. Auch an ihr war die Frage der Heirat vorübergegangen, aber vielleicht gerade durch den Mangel jeden Feingefühls der Fürstin war eine, wie Frau Cosima später schrieb, durchaus schöne und gute Beziehung vereitelt worden. Ganz anders verhielt es sich jetzt hier, und da bewährte die hohe Frau das warme Herz und den klaren und sicheren Verstand der Mutter und auch der Dame von Welt. Sie hatte dafür gesorgt, daß die Töchter in die Gesellschaft eingeführt worden waren. Sie selbst war mit auf den Ball gegangen, und der Meister hatte zugestimmt und sogar ihrer Toilette beigewohnt. Aber dann kam jene Nervosität über ihn, und als gestrenger Hausvater, ja Haustyrann hat er den Töchtern verboten, den nicht unwichtigen Ball zu besuchen. Alles das ist unendlich reizvoll und zeigt jene Gegensätze zwischen Genie und Leben, die sich für gewöhnlich eben ausnehmen, wie Laune und Mißgunst. Aber alles das war in ihm nicht vorhanden, denn seine väterliche Güte drang immer wieder im vollsten Maße durch. Und so konnte denn am 6. April Frau Cosima ihrer Freundin Mimi schreiben: „Hoffentlich bist Du sorgenfrei und darf ich Dir, ohne Dir unzeitgemäß zu erscheinen, die Verlobung von Blandine mit dem Grafen Gravina, zweiten Sohne des Fürsten von Ramacca melden. Eine gegenseitige große Neigung, ein ausgezeichneter Charakter, ein zartfühlendes Wesen und gutes Herz, sehr alter Name (15. Jahrhundert gewährte den Grafen Gravinas ein König von Sicilien das Recht des Begräbnisses mit den Königen in der Kathedrale von Catania), das kann ich für meine Einwilligung Dir anführen. Auch glaube ich bestimmt, daß die vortrefflichen sozialen Verhältnisse, in welche Boni kommt, ihr vorteilhaft werden können, ja daß ihre

Verpflanzung auf anderen Boden ihr entschieden zusagend ist. Du wirst mich verstehen und Gravina wird Dir gefallen, das weiß ich, wie er auch meinem Manne sympathisch ist; ich weiß aber auch, was sonst das Gerede sein wird, deshalb sprechen wir lieber nicht davon, vor der Trauung, welche Ende August stattfinden wird. Hoffentlich wohnst Du ihr bei."

Von Palermo nahmen sie Abschied, nachdem sie der Gesellschaft dort noch einen schönen Abend bereitet hatten, bei dem mit Beziehung auf die Verlobung der Tochter das Siegfriedidyll aufgeführt wurde, aber auch der Kaiser- und Huldigungsmarsch. Wagner dirigierte das Orchester und wußte es zu begeistern. Das Schönste aber an dieser Feier waren die Erinnerungen der beiden, die dadurch geweckt wurden. Freilich empfand sie wiederum die Aufführung des Idylls gewissermaßen als eine Entweihung. In Begleitung des jungen Grafen Gravina, den beide immer lieber gewannen, gingen sie nach dem schönen Acireale, und von hier aus haben sie Sizilien eigentlich erst im vollsten Maße genossen. Aber freilich auch für sie eine der schwersten Stunden, die über sie vor dem 13. Februar hereingebrochen war und die das Ende vorahnen ließ. Sie war erfüllt von einer Idee, die der Meister in Porazzi erdacht hatte und „über die er noch am Abend vorher in reizvoller Weise phantasierte, über die Melodie, welche, wie sie sagte, die geheimsten Vorgänge seiner Seele mir wiederbringt und beseligt. Aber am nächsten Morgen meldet die Magd, Richard habe einen starken Krampf. Ich eile zu ihm und gewahre, was mich bis zur Ohnmacht ergreift. Bald raffe ich mich wieder zusammen und kehre zu Richard zurück, vom Bett, wo man mich hingelegt. Es beruhigt sich allmählich sein Zustand, er wird elektrisiert, macht wieder Witze. Aber er ist sehr angegriffen. Gestern noch sprachen wir von unserem Ende, ich wollte alles, alles tun, nur um dessen wert zu sein, mit ihm zu verscheiden. Er meinte, wir müßten leben, das sei viel schwieriger. Heute nun gab die Ohnmacht mir Hoffnung. Oh, sollte ich Dich verlassen, Sieg-

fried, bevor ich Dich fest auf Deine Bahn geleite, o gedenke mein, werde gut, wacker, fliehe alles Niedrige!"

Sein Zustand besserte sich, sie besuchten Catania und vor allem, und das übte auf sie eine unendliche Wirkung aus, Taormina. Dort die vorgelegte Insel war es, die ihm die Worte eingab: „Dahin hätten wir 1858 uns flüchten sollen, und viele, viele unnütze Qualen uns erspart." Aber merkwürdig, wie in diese Zeit immer wieder Hans von Bülow hereinspielte und zu ernsten und schweren Auseinandersetzungen die Veranlassung gab, so daß der an sich wohlberechtigte Groll des Meisters sie schließlich kränkte und bis ins Herz hinein abkühlte. Aber dann wußte er wieder in seiner rührenden Weise ihr zu zeigen, aus welchen Empfindungen heraus dieses Gefühl entsprang, und ihr Herz war großmütig genug, ihm nicht bloß zu vergeben, sondern alles, wie er sagte, laufen zu lassen. Es war vielleicht der schönste Teil der Reise, und der Karfreitag in der stillen Kirche von Acireale hat auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Nicht minder die Durchreise des kranken Garibaldi, wie er von der Bevölkerung begrüßt und feierlich weitergeleitet wurde. Es war doch ein bedeutsamer Augenblick, diesen, wenn auch siechen Menschen, der dem Tode geweiht war, zu sehen, und Wagner hat ihn so weit wie möglich, ja über das historische Maß hinaus, zu würdigen versucht. Aber die Stunden waren gezählt. Man nahm Abschied und fuhr nach Neapel, wohin der junge Graf Gravina ihnen das Geleite gab. Dort hat ihn der Meister in rührender Weise verabschiedet, und zwar so, daß alle weinten, mit Ausnahme von Blandine. Und da fragte er sie, mit warmem Vorwurf, ob sie denn kein Herz habe. Da warf sie sich ihm zu Füßen und sagte, wenn sie weinen würde, so könnte sie den Lauf der Tränen nimmer hemmen. Und dann ging es zurück nach Venedig, wo noch schöne, wundervolle Tage verlebt wurden. Es ist eigenartig, mit welchem Gefühl sie in diese Stadt einzog. Sie sprach, daß Venedig eigentlich die Stadt sei, wo sie am liebsten sterben würde. Da aber er-

klärte ihr der junge Siegfried mit voller Bestimmtheit: „Ich in Bayreuth, denn so schön alles ist, man kommt am liebsten zurück." Richard preist dieses Heimatgefühl und sagt: „Wehe dem, der es nicht hat." „Ich danke es in meinem Herzen Fidi, so gut zu wissen, womit er mich erfreut." Aber auch er wußte Worte zu finden, die ihr tief in die Seele drangen. So sprach er zu den Kindern: „Es gibt nur einen Menschen, der mir unentbehrlich gewesen ist, ohne den ich nicht leben könnte. Das war Eure Mutter, auf die war ich versessen."

Daniela war der Einladung von Mimis Mutter, der Fürstin Hatzfeld, gefolgt, und das kränkte wiederum bis zu einem gewissen Grade den Meister, wenn es auch nicht zu ändern war. Auf der anderen Seite meinte er freilich: „Eigentlich sollten wir die Kinder alle verheiratet haben, und wir beide unter einer Laube am sonnigen Ufer eines Flusses stundenlang weilen. Ich habe solch ein Bild. Wir haben uns zu spät gefunden! Wir hätten viel früher uns vereinigen sollen!" Und dann übergibt er mir die Nachricht von Hans Verlobung. „Ob dies die Lösung der Dissonanzen sei, welche Hans in seinem jüngsten Brief angesagt. Mir bangt sehr davor für die Kinder." Wenn er seine Tochter fragte, ob sie von einer Zeitungsnote gelesen, die keine sei, so wurde dadurch ihre Empfindung noch mehr beschwert. Sie schreibt: „Lusch teilt mir einen Brief von ihrem Vater mit, der mich mit trauervollem Ernst erfüllte. Die Art, wie er seine Verlobung anzeigt, erscheint mir besorgniserregend." Und sie gibt der Tochter die Art an, wie sie dem Vater antworten solle. Sie selbst aber freut sich doch dieser unendlichen Stimmung von Venedig, das die Freude zu erhöhen, das Leid aber zu mindern vermag. Während er an einem Morgen mit den Kindern nach San Marco geht, eilt sie nach dem Museo delle Arte, und als sie vor dem Bilde „Das Mahl von Emaus" von M. Marziale steht, erscheint der Meister hinter ihr und betrachtet mit ihr die schöne Madonna von Bellini und vor allem die Assunta. Und da meinte sie, daß dieses Bild im gewissen Sinne an die

9. Symphonie erinnerte, und er stimmt mit einer gewissen Resignation zu: „In der Musik haben wir nichts so Vollendetes, es sind Versuche.“ Sie verbringen hier selige Augenblicke, wie später in San Marco, wo eine große kirchliche Feier war. Sie schreibt: „Merkwürdiger und wohltuender Eindruck, das wogende Volk zu dem Schrein des Heiligen wandern zu sehen. Die Krypta hell erleuchtet, zeigt uns denselben Anblick, nur noch inmitten des Gedränges an ein Christusbild nicht angelehnt, nein, wie in Eines knieend verschmolzen eine Frau betend! Inmitten der gedankenlosen und dennoch frommen Bewegung diese Inbrunst! War es Verzweiflung wie Gretchen bei der Schmerzensreichen, oder leidenschaftliche Anbetung — wir konnten das Antlitz nicht sehen. Aber das Bild hält das Herz fest, das war Liebe, das war Heiligkeit.“ —

Nach einer Fahrt zu dem Palazzo Vendramin, die sie unter Begleitung von Gitarre und Volksliedern machte, ging es zur Bahn. Nach kurzer Rast in München, wo sie sich der alten Freundschaft Lenbachs aufs neue erfreuten, kehrten sie nach Bayreuth zurück, wo die Familie Groß sie erwartete. Und sie jubelte: „Endlich in Wahnfried.“ Und sie fühlte sich glücklich und selig und meinte, das sei das Einlaufen in den Ruhehafen.

Wenige Tage darauf trafen bereits als erstes Signal für die beginnende Festspielzeit die fertigen Klavierauszüge ein. Und dann kamen die Vorbereitungen für den Geburtstag. Diesen hat sie selbst in wundervoller Weise geschildert: „Freundliches Aufwachen! Leider aber dann Brustkrampf, so daß die Kinder mit ihrer Gratulation aufgehalten sind. Während dieses Aufenthaltes plötzliche Ankunft von Gravina, Freude und Schrecken, ich verstecke ihn bei unserem Grafen, machte Zeichen den Kindern. Diese alle außer Blandine haben es erfahren! Endlich darf der Thespiskarren halten. Richard kommt herunter, nimmt die Gratulationen entgegen; wie er die Kinder unter Tränen umarmt hat, entfernt er sich, Boni noch in ihrem Gewande, schluchzt in dem Gedanken, es sei das letzte Fest.

Wir rufen ihr zu, sie hält das Gesicht mit den Händen bedeckt, endlich hört sie Gravinas Stimme, wir entfernen uns! —

Nun heißt es, Richard mit dieser Ankunft überraschen. Der Saal wird mit den Decken eingerichtet, und nachdem ich ihm im Garten die kleine Bescherung von Fischen, Goldfasan und Rosen gezeigt, betreten wir den erneuerten Raum, es läutet zu Tisch. Biagino tritt zuerst ein. Größte Freude Richards, der uns gesteht, durch diese Ankunft wieder Lebensgeister gewonnen zu haben, da er sehr angegriffen gewesen sei. Ein Blick von Else (Ritter) meldet mir, daß die Knaben angekommen, Blandine erhebt sich und spricht in schönster Weise ihren Trinkspruch. (Richard sagt mir, es sei dies ihre völlige Verklärung gewesen.) Elsa verschwindet wirklich, ohne daß es Richard merkt, und von ihr unterstützt, fällt der Chor zu unserer aller Ergriffenheit wundervoll ein. Richard wünscht, daß ihm seine Aufführung so schön glücke, wie uns diese kleine Festveranstaltung. Zum Schlusse bringt der Ehrenherold Fidi die Depesche und das Programm des Abends, und während Richard sich ausruht und die Kinder bei Joukowsky eine musikalische Sitzung haben, richte ich die Halle zum Zwecke der Aufführung. Dann wandern wir zu den schwarzen Schwänen Richards, die ihm gar viele Freude machen, und, heimgekehrt, finden wir die 50 Knaben von Siegfried bewirtet, welche Wahnfried mit den Klängen aus ‚Parsifal' und sonst mit heiterem Geräusche erfüllen. Um acht Uhr war die Truppe bereit. Sehr flott geht das erste cervantische Stück. Nun aber mit einigem Bangen die ‚Liebesnot'! (Zwischen den beiden Stücken spielen Humperdinck und Hausburg das Scherzo aus der Szene. Es geht alles nach Wunsch, und Daniela zeichnet sich wirklich aus, auch die szenischen Einrichtungen gehen gut vor sich, und wir haben allen Grund, mit unserem Erfolg zufrieden zu sein. Richard bleibt in heiterster Stimmung, nichts hat den Tag gestört, und alles durfte gelingen und Richard eine kleine Freude gewähren. Und mir ist dieses Gelingen wie ein Gruß der Gottheit!"

Vielleicht fühlte sie es, aber sie unterdrückt das Gefühl, daß diese Geburtstagsfeier die letzte war, und daß alle wie Blandine das Antlitz in den Händen hätten bergen müssen. Aber der Gruß der Gottheit war es, der diese Ahnung noch verschleiert hielt, denn Großes und Gewaltiges stand noch bevor.

Die Geburtstagsfeier war in schönster Weise vorbereitet worden, wenn auch natürlich nicht das Äußere, das Glasenapp in rührender Weise dargestellt hat, das Bedeutungsvolle daran war, sondern das Empfinden der Frau Cosima, die hier alle Schleusen des Humors öffnen ließ, gleich als ob sie sich selbst betäuben wollte, um nicht trüber Ahnung Raum zu geben. Am nächsten Morgen begrüßte er sie, freudig erwachend, mit den warmherzigen Worten: „Du bist ein herrlicher Kerl." Freilich in dieser Stimmung konnten beide nicht bleiben. Denn Lulu mußte abreisen und war nun eine Zeitlang gewissermaßen eine Art von Iphigenie in Aulis, die also als Opfer dargebracht werden sollte. So hat wenigstens Richard Wagner seine Zustimmung aufgefaßt, daß seine Daniela wiederum auf eine gewisse Zeit zu ihrem Vater zurückkehren sollte. Es war in der Tat auch keine väterliche Atmosphäre, in die sie trat, und musikalisch eine ganz andere als jene, in der sie aufgewachsen war, ja sogar ein unsagbares Herabsteigen zu dem Musikfest in Aachen, ein Herabsteigen aber auch zu der ganzen Richtung, in welche sich jetzt im scharfen Gegensatz zu Bayreuth Bülow begeben hatte. Was seine Braut ihm in bester Meinung schrieb, daß sie bestrebt sei, sich zu verbrahmsen, das hatte er im düsteren Grolle gegen Bayreuth getan. Und wie Nietzsche seinen musikalischen Helden gegen den Schöpfer des „Parsifal" ausspielte, so spielte er damals Brahms gegen Bayreuth aus. Ein Gegenkönig, der aus eigener Kraft sich wahrlich nicht erhalten konnte und dessen Werke an das Märchen erinnern von dem Knaben, der im Walde welke Blätter sammeln wollte und diese golden fand. Als er sie aber heimgetragen, da war es wirklich welkes Laub. Und in der Tat, nur solange Bülows

Auge über diesen Partituren leuchtete, waren diese Blätter Gold — dann wieder welkes Laub. Aber durch diese ganze Zeit ging doch ein merkwürdiges Sehnen Wagners nach Menschen, die ihn liebten und die er lieben konnte, und die Verständnis für ihn hatten, nicht in hündischer Ergebenheit, sondern die eines zu bieten vermochten, eine geistige und vergeistigte Persönlichkeit. Bei seinem Geburtstag hatte sich schon einer gezeigt, das war Graf Gobineau. An ihn hing sich trotz des Widerspruchs der Sprache Wagner mit seinem ganzen Herzen und auch mit seinem Geist. Er überwand jene Verschiedenartigkeit der Rasse, die trotz der normannischen Herkunft des edlen Grafen zweifellos vorhanden war. Denn im Grunde genommen war doch bei der Entwicklung der Zeiten dieser Rassenzusammenhang ein Traum und ein Spiel. Aber — das köstlichste der Erdengüter bleibt doch die Persönlichkeit — das kam zur vollen Geltung, und blieb es auch dann, als Gobineau in Bayreuth schwer erkrankte und zum ersten Male, wenigstens für Frau Cosima, die Sorge um ihn hervortrat. So schrieb sie unter den Eindrücken der ärztlichen Konsultation, die sofort erfolgte und die wenig Trostreiches zu sagen vermochte, an ihre Freundin Mimi: „Daß unser Freund Gobineau recht sehr leidend war, weißt Du wohl. Mir war es, als ob er eine Art Schlaganfall bei uns gehabt. Jetzt geht es viel besser, und nächste Woche wird er sich auf Anraten des Arztes nach Gastein begeben.

Wie sind jetzt Deine Pläne? Ich hörte durch Feustels Schwiegersohn, daß Du Deine Plätze verlangt hättest. Mein Mann hat gewünscht, daß wir in der Galerie (links von der Königsloge) den Aufführungen beiwohnen. Willst Du nicht wenigstens für einige bei uns sein wollen? Es ist zwar sehr, sehr weit, aber dennoch.... Jedenfalls sei es Dir ganz anheim gestellt. Möge nur Deine Wohnung Dir behagen. Sie ist bürgerlich anständig, ich begreife aber nicht recht, wie Feustel Dir ein Haus mit Garten versprechen konnte, und gar, wie mir Deine liebe Mutter sagte, Fantaisie,

welches vorläufig noch Zankapfel ist. Möchte nur Deinem hochverehrten Gemahl die Kur in Wildbad zusagen und er nicht ungern zu unserem Weltnest kommen. Willst Du die Güte haben, ihm unsere angelegentlichsten Empfehlungen zu übermitteln. Deiner teuren Mutter wollte ich schreiben, allein Du stellst Dir nicht vor, wie zerbröckelt jetzt mein Leben ist. Ich fürchte mich förmlich vor Stein, der bald kommt, da er mir gewiß vorwerfen wird, und mit Recht, wie wenig ich für Siegfried tue! Bitte entschuldige mich bei Deiner Mutter und grüße sie aus innig dankbarem Herzen, und habe Nachsicht, grenzenlose, mit mir, und bleibe mir gütig, die ich aus tiefster Seele an Dir hänge."

Der Meister selbst aber fühlte in diesen Maitagen — so kühl und kalt und regnerisch sie waren, so daß er das Klima und Bayreuth oftmals verwünschte — vor allem doch den unendlich schönen Zusammenhang mit seinem Heim, das ihm die Gattin verklärte. Und sie durfte schreiben: „Wie er in unser Haus wieder eintritt, erfüllt von den Eindrücken des Gartens, den Garten durch den Saal in der Halle erblickt, dann den Saal selbst; da kommt er in die heiterste Stimmung. Er kommt zu mir und sagt, er habe die Kinder gesucht, um ihnen von mir zu sagen: Es sei göttlich hier und meine Frau ist göttlich. Nun sage ich es Dir selbst." Es war ein Idyll, das sich abspielte, während schon die großen Mühen der Festspiele und all der äußere Ärger auf ihn wirkten. Das war ja das Wunderbare, daß er sich vor allem durch ihre Hilfe sofort ablenken konnte und ablenken ließ von allem Äußeren und, um mit Vischer zu sprechen, von allem Objekt. Und so konnte sie erzählen: „Wir kehren zu unserem Garten zurück und freuen uns der schönen Umgebung. Auch der Mädchen Isolde und Eva, die heute besonders anmutig erscheinen, freuen wir uns." Der Père de la famille tritt immer wieder hervor, und niemandem gegenüber mehr als dem Grafen Gobineau, der nicht mehr als Gast, sondern als Zugehöriger des Hauses betrachtet wurde, und den gerade nach der ärztlichen

Konsultation Frau Cosima entschlossen war, hier bis zur Heilung oder bis zum Tode Rast zu gewähren.

Aber während der Vorbereitungen zu den Aufführungen spielte sich ein Liebesfrühling ab, und es ist, als ob sie diesen letzten noch einmal ganz im Sinne der Triebschener Tage genießen wollten. Sie schreibt: „Wir fahren zum Theater hinauf, Gralstempel, Blumengarten, Dürre erfreuen uns reichlich. Die Rückkehr zum Heim gewährt jetzt auch Richard immer eine Freude, und vom Garten aus ruft er mir zu, wie er sich glücklich fände. Du und ich wissen, was wir sind, und so wollen wir es anderen gönnen, an diesem Glück teilzunehmen!... Ich komme dann zu ihm, der Graf gesellt sich bald zu uns, unser Freund Groß, seine unbedingte Ergebenheit wird besprochen." Auch das Verhältnis zu Adolf Groß ist gerade in diesen Tagen in schönster Weise hervorgetreten. Es kam dem Hause Wahnfried zum Bewußtsein, daß sie Feustel sehr viel zu danken hätten, vor allem aber eines, die unendliche Treue der Tochter des Hauses und des Schwiegersohnes Adolf Groß. Je weiter man fortschritt den Festspielen entgegen, um so mehr trat diese Überzeugung zutage. Und sie hängt unmittelbar zusammen mit dem gemeinsamen Gefühl der beiden, das doch den schönsten Hintergrund bildet dieser unvergeßlichen Parsifalzeit. Wie schön ist es, wenn sie sagt: „Und immer wieder und wieder sind wir heute und jederzeit uns gewärtig, was wir uns sind, nach 18 Jahren noch inbrünstiger vielleicht als im Beginn!" — „Und Vögel bauen ihre Nester im Saal! Gestern vermeinten wir, es habe sich ein Vögelchen verirrt, wollten es befreien, heute aber entdecken wir, daß drei Nester begonnen sind, und es ist ein beständiges Hin- und Herflattern, und heut nachmittag erzählt Richard, wie er herunterkam, wollte ein kleiner herein, und wie er ihn gewahr wurde, huschte er fort wie Siegfrieds Vogel vor Wotan." Wie sie eines Tages zurückgekehrt nach Wahnfried, da darf sie schreiben: „Ich komme zu ihm herein, und wir betrachten meine Porträts: ‚Du kannst mir glauben', sagt er, ‚wir beide sind

nicht zu malen.‘“ Aber sein Blick schweift doch von den Lenbachschen Kunstwerken in das wunderbare Antlitz dieser Frau. Er möchte eigentlich auch seine Kunst nun völlig in ihren Dienst stellen, in einer geradezu lyrisch-symphonischen Stimmung. So erzählt sie: „Bei der Heimkehr aus dem Garten hat er ein symphonisches Thema aufgesetzt: ‚Ich brauche nur Ruhe, es schwärmt dann gleich um mich.‘“ Und als sie nun beisammensitzen, gedenkt er seines 50. Geburtstages und der Fahrt, die er von Stuttgart nach München machte mit Pfistermeister allein, und wie einsam er sich da gefühlt. Sie aber fügt hinzu: „Ich darf es ihm mitteilen, wie damals meine Vorstellung von seinem Leben war, und daß ich nichts anderes annahm, als daß sein Leben etwas geschmückt sei. Er sagt, daß ich, nach der Meinung meines Vaters urteilend, es wohl annehmen durfte. Was waren ihm dagegen andere Frauen. Wenn sie geistreich waren, so erschienen sie ihm nichtig, und er erfand für den Ausdruck Blaustrumpf die glänzende Bezeichnung ‚Tintenwischer‘.“ Aber die Proben begannen, die Künstler kamen, und da wurde Frau Cosima eines offenbar, daß Wagner sich unter seinen Künstlern wohler fühlte als in der gewissermaßen ästhetisch eingestellten Gesellschaft, natürlich jene unmittelbaren Naturen ausgenommen, wie Marie Schleinitz, Malwida von Meysenbug und manche andere. Aber wenn er dagegen einen Mann wie Schemann betrachtete, der mit professoraler Eitelkeit nun gewissermaßen Cherubini gegen ihn ausspielte, so regte sich dagegen der ganze Protest des schöpferischen Künstlers gegenüber dem Professor. Und Frau Cosima teilte diese Meinung vollständig. Kein Wunder, wenn daher Schemann in seinen Erinnerungen die hohe Frau in recht unhistorischer Weise behandelt hat. Denn die einzige Entschuldigung für das, was er in seinen Erinnerungen sagt, ist, daß er nicht ihre Größe begriff. Und das haben so viele andere, die sich groß wähnen an ihrem Arbeitstisch, oft genug getan. Damit sei an allem, was er über Frau Cosima gesagt, endgültige Kritik geübt.

Die Tage der Proben waren bei aller Enttäuschung doch sehr anregend. Man darf nie vergessen, daß Proben immer zunächst ein Bild geben, das nicht erfreut und das aufregt. Und aufgeregt war er. Denn es darf nicht vergessen werden, daß er als kranker Mann nach Italien gegangen, als kranker Mann nach Bayreuth zurückgekehrt war und als solcher diese geradezu übermenschliche Leistung der Festspiele vollbracht hat, und dann in vollem Gefühle, ein kranker Mann zu sein, in Venedig eingezogen ist. Es war humorvolle Selbsterkenntnis, wenn er schließlich einmal erklärte, er schimpfe jetzt auf alles. Und dann, wenn er heimkehrt, wenn er dem Grafen den Karfreitagszauber vorspielt und bei der Stelle „Es lacht die Aue" plötzlich abbricht und nun mit ihm und vor allem der Gattin, die er im Gespräch mit dem Grafen getroffen, einer Amsel lauscht, die mit ihrem herrlichen Doppelschlag ihn entzückt! Es ist ein Bild von höchster Eigenart, das sich hier uns zeigt, und unter diesem Eindruck müßte man es festhalten: das Quartett, Frau Cosima und die Amsel, den Meister und Graf Gobineau. Aber dessen Stunden waren gezählt, und als sie von ihm Abschied nahm, da fühlte sie trübe Ahnungen, die sich nur allzu rasch bewahrheiten sollten. Er war ein dem Tod geweihter Mann.

Auch auf die Bayreuther Proben mußte natürlich das „Theater" im gewissen Sinne abfärben. Als sie zu der ersten Kostümprobe kam, da schreibt sie von ihren drei Gefühlen: „1. Schrecken, 2. Unglaubliche Komik der Gestalten und 3. Sorgenvolle Mühen und Veränderung." Aber die waren rasch behoben. Und hier tritt ganz besonders Frau Cosimas Begabung für die Bühne und Bühnenwirkung hervor. Und ein anderes kommt hinzu. Für die Blumenmädchen hatte ihr Loldi, die ein ausgesprochenes Talent hatte, Bilder geliefert, die allen äußeren Schmuck entfernt hielten, und so hat sie denn augenblicklich in diesem Sinn eingegriffen. Sie wählte von den vorhandenen Kostümen aus dem Theater einige aus, fuhr mit diesen nach Hause, schmückte damit ihre Tochter und gewann da-

durch das Bild für die Kostümierung der Blumenmädchen, die bei den Festspielen von 1882 in so entzückender Weise gewirkt haben und die in ihrer ganzen Leistung den Meister fast in jeder Aufführung zu einem besonderen Applaus hingerissen haben.

Es fehlte ja überhaupt nicht an großen und tiefen Eindrücken, so die Ankunft Heinrichs von Stein, der, in dieser Beziehung ein richtiger Privatdozent, von Nürnberg zu Fuß nach Bayreuth gewandert war. Dieses Stück Bohême, das in ihm lag, hat ihm doch ganz besonders die Herzen geöffnet. — Aber als nun die Dinge so schön fortschritten, als sie den Meister Tag um Tag nach Hause bringen, den Erregten beruhigen, den Erfreuten in seinem Freudegefühl erhalten konnte, war sie glücklich. „Große, große Freude des Unterunsseins, wir sprechen, schweigen, ja selbst die Sorge ist traulich. Ich möchte, wir wanderten aus, wie es auf dem Grab Dürers heißt, so zusammen, ungetrennt, auf ewig einig!" Und so war sie selbst innerlich von jener metaphysischen Erregung beseelt, die sie aus ihren Kinderjahren bewahrt hatte. Da konnte sie schreiben: „Wie ich gestern zur Ruhe mich begeben und mit Trübsinn seines Tages gedachte, sammelte die ganze Kraft meines Seins sich zu einem Gebet. Darf ich sagen, daß ich Gott mir nahe fühlte, daß ein mächtiger Schutz mein Herz und seine Bangigkeit umfing! In der Frühe sah ich Richard, der neben mir schlummert, auf einem Stuhl mir gegenüber sitzend, und nicht erschreckend war mir das Gesicht. Ich wußte nur, daß, wie ich eingeschlafen war, so erwachte ich mit seinem Bild."

Aber der Tag sah sie frisch und tätig, im Hause und im Theater. Wie mutet uns die Schilderung an, die sie uns von dem Treiben auf dem Festspielhügel gibt: „Wir fahren Nachmittag zum Theater hinauf, der Wald wird mit Laub versehen, eine seltsam wohlige Stimmung überkommt mich in dieser atmenden Stille, wo die Leute Mut und Fleiß einem Spiele widmen. Die besten Gedanken wie freundliche Vögel umschwirren mich in diesem künstlichen Wald, und das Kunstwerk selbst kann kaum mehr entrücken als die Be-

schauung seines rastlosen Entstehens." Es kam ihr alles darauf an, bei ihm die Kraft zu wahren für diese Festspiele. Denn sie wußte, brach er jetzt zusammen, so war es, um für immer zu verscheiden. Um so tiefer alteriert war sie — ich hebe diesen Zug hervor —, als eine getreue Amerikanerin ankam in Wahnfried, als Gast begrüßt wird und nun ahnungslos sagt, daß sie Richard gealtert fand und dadurch Frau Cosima in ihrer Stimmung einen Dolchstoß versetzt. Aber die Kraft schöpfte der Meister aus zwei Quellen: aus ihrer grenzenlosen, ihn beschützenden Güte und aus dem Werke, das sich doch bei dem guten Willen und dem Können der Darsteller wunderbar aufbaute. Gerade die Blumenmädchen waren es, eine Szene, die so neu und großartig, und sozusagen dem ganzen bisherigen Ballett ins Gesicht schlug, die am meisten wirkte. Sie sagte selbst: „In der Frühe hatten wir nach der Orchesterprobe die Blumenmädchen in einem Zimmer versammelt gesehen, die einen reizenden Anblick gewähren und herzlichster Eindruck! ja überirdischer, die Seligkeit war wirklich. Und nach der Probe des dritten Aktes fuhren sie nach Hause, Richard befriedigt, ich tief erschüttert. Ich glaube, daß es der göttliche Wille war, daß er seine Kunst bis zu diesem Ausdruck verklärt." So bringt jeder Tag Erregung, die gebannt werden muß. Und sie versteht es, ihn immer wieder aus allen Sorgen und vor allem aus seiner Überreizung, die mit seiner Krankheit zusammenhing, emporzuheben. So schildert sie: „Es vergeht der Abend freundlich, und wie ich nicht umhin konnte, auch nach der ärgerlichen Probe in der Frühe ihm zu sagen, wie überwältigend ergreifend alles, jede Bewegung, jeder Ton, die kleinste Aktion wirke und ihn dadurch doch von dem ärgerlichen abgezogen und ihn zur Betrachtung der Zeit des Schaffens gebracht, so heute abend wiederhole ich es in einem Ausruf, und er sagt zu mir: ‚Wir haben doch viel zusammen gemacht'. Darauf rekapituliert er alles, und dann geht er weiter und sagt: ‚Warum hast Du mir damals (1858) nicht gesagt, ich will niemandem als Dir leben. Da hätte ich gewußt, was zu tun.

Aber es ist mir in meinem Leben nie Liebe entgegengetragen worden, ich habe mich nicht getraut, ich war ganz wie Tristan, wie stand es aber mit Dir?' Allmählich schläft er ein." Aber sie selbst genießt die Proben und das Werk noch in ganz anderer Weise, und als am Schluß des ersten Aktes die Gralsritter sich die Akkolade geben, da meint sie: „Und dieser Moment der Brüderlichkeit ist für mich einer der ergreifendsten." Denn sie empfand diese Abendmahlfeier wirklich mit starken religiösen Gefühlen.

Aber sie verspürt, selbst ermüdet, die steigende Ermüdung des Gatten. Es brachte ja die Ankunft ihres Vaters neues Leben nach Wahnfried. Nie hatte ihn der Meister so herzlich begrüßt, jetzt und auch im Theater hat er diesem Gefühl während der Proben warmblütigen Ausdruck gegeben. Aber müde waren beide. Nichts rührender als folgendes Bild, das sie uns gibt: „Richard schlief gestern auf seinem großen Ankleidestuhl ein. Ich bewachte ihn und betete dabei. Ach, beide sind wir so müde und möchten mit den Kindern nur für die Kinder leben." Und dann hört sie ihn in der Nacht ununterbrochen sprechen: „Adieu, Kinder." „Wem ich wohl meine Gedanken sagen könnte, Gedanken keine! Ach, Bleischwere, Angststöße, er, die Kinder, die Kinder, er! Ich sehe Siegfrieds flehenden Blick!" Und in diesem Empfinden meint sie: „Ich möchte ihn in meine Arme nehmen können und fern von allen tragen." Aber auch er genießt jeden Augenblick, den er mit ihr allein sein kann: „Wie wir also saßen, blickte er mich an und sagte: ‚So etwas wie wir beide hat es noch nie gegeben, Absurde, Excentrische schon, aber wie wir beide nie.'" Es hat etwas geradezu Mittelalterliches, wenn sie schildert, wie sie in die Halle tritt und ihn sieht: „Er schläft im Saal und trifft mich beim Erwachen in der Halle schlafend. Diese Bewachung erheitert ihn sehr, er meint, ich machte ihn zum großen Kaiser von Siam, der eine weibliche Garde hatte." Und schon am nächsten Tage zeigt sich dasselbe Bild, aber verändert. Sie kam von einem Besuche heim und schlief vor Müdigkeit im Saale ein. „Wie ich erwache,

sitzt Richard bei mir. Um die Mittagszeit war er zu mir gekommen, um mich zu fragen: ‚Lebst Du denn noch?‘ Er hat Tränen in den Augen und sagt sehr milde: ‚Welche Opfer werden gebracht.‘“

Dazu ohne Unterlaß grauer Himmel, Kälte und Nebel, strömender Regen. Er verwünscht Deutschland, verwünscht das Frankenland und verwünscht Bayreuth. Und da schreibt sie: „Ich kann nicht anders als für unser Städtchen, auch für Deutschland eintreten und die Mängel geringer als die Vorzüge unseres Hierseins betrachten.“ Aber bald weiß sie, was diese Zustände und vor allem die unerhörte Arbeitslast für ihn bedeuteten. Freilich hingen die Krampferscheinungen vielfach mit Diätstörungen zusammen, aber sie waren für sie immer ein Augenblick unendlicher Pein und düsterster Ahnung. In einer Nacht sieht sie die Krämpfe kommen, hilft, so gut sie kann, und sein dankbares Auge trifft sie. Und da hat sie die Goetheschen Worte umgewandelt und spricht sie, da sein Zustand besser geworden, wie ein Dankgebet:

„Wer nie das Liebste leiden sah,
Wer nie die kummervollen Nächte
An ihrem Bette hilfreich saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Und doch galt es für die Herrin von Bayreuth nun, bei den Hauptproben und den Festspielen selbst in jeder Beziehung die Nerven beisammenzuhalten und allen Menschen ein heiteres Gesicht zu zeigen. Es fehlte nicht an jenen Störungen, die unbedingt zum Theaterbetrieb gehören, jenen Verstimmungen und angeblichen Gekränktheiten der Künstler, und Wahnfrieds Equipage mußte Tag um Tag die Fahrt machen, von Wohnung zu Wohnung, um die gekränkten Männlein und Weiblein zu beruhigen, und rastlos saß sie am Schreibtisch und schrieb Briefe, die wiederum statt des zürnenden Stirnrunzelns und verweinter Augen heiteren Blick und heitere Stirnen hervorriefen. Darin hat sie Unendliches geleistet,

Phot. A. v. Groß

Vor Wahnfried Juni 1882

ebenso wie in der Repräsentation. Denn gastlich war Wahnfried und erschloß seine Pforten für alle. Im engsten und weitesten Kreise fanden sich die Mitwirkenden und Gäste zusammen bis auf einen — der König kam nicht. Wohl erschien der Kronprinz, und er war von größter Ergriffenheit erfüllt von dem Werke und hat das verständige Wort ausgesprochen, das wohl in feiner Weise durch Bayreuths Sibylle, Marie von Schleinitz, ihm ins Ohr geflüstert worden war, daß dieses wunderbare Werk eben nur nach Bayreuth passe. Der König aber kam nicht. Wir können heute die Ursachen nicht klarstellen. Doch vermuten. Man sprach damals von einem Schlaganfall und von seiner schweren Erkrankung. Aber es waren andere Umstände, die ihn fernhielten, so sehr er dem Kunstwerk und seinem Schöpfer geneigt war. Vielleicht war gerade die Anwesenheit des deutschen Kronprinzen mit die Hauptursache.

Jedenfalls hat Bayreuth zu seinem Namens- und Geburtstag ein Festgewand angezogen, das nun auch dem jungen Paare galt und deren Hochzeit ein feierlicheres Gepräge gab, als es dieses vielleicht selbst gewünscht hat. Denn schließlich ist für eine Hochzeit die herrlichste Zier die Schönheit der Braut. Und in der Tat, Blandine strahlte in ihrem Brautgewande in wahrhafter Schönheit. Es war für Frau Cosima gewiß kein leichtes gewesen, inmitten all der Aufregungen, in der Sorge um den Gatten, in den Mühen für die Gastlichkeit des Hauses und für die Ausstattung, und zwar in schönster und mütterlichster Weise, zu sorgen, und außerdem noch einen losgebrochenen Kampf der beiden Pfarrer von Bayreuth, des protestantischen und des katholischen, zu beschwichtigen. Denn die Trauung mußte katholisch stattfinden, das war für die Geltung der Ehe in Italien unbedingt vonnöten. Und da gab es nun Schwierigkeiten, wie auch später noch. Später hat Frau Cosima bei der Trauung ihrer Tochter Eva mit Houston Chamberlain dem Dekan einen wundervollen Brief geschrieben, der eigentlich in das Archiv der protestantischen Landeskirche von Bayern gehörte als lehrreiches

und nach oben führendes Dokument. Aber sie wußte auch jetzt in ihrer klaren, höflichen und bestimmten Art alle Schwierigkeiten zu beseitigen, in Palermo nicht minder wie in Bayreuth. Und schließlich kam ihr auch der Erzbischof von Bamberg noch zu Hilfe. So ward vielleicht zum Ärger der Bayreuther Pfarrer die Angelegenheit erledigt. Am 25. fand die Ziviltrauung statt, und dann folgte das Mahl in der Halle von Wahnfried, wo Wagner jene wundervolle Rede hielt. Am nächsten Tage die kirchliche Trauung und die Abreise. Vorher hatte Frau Cosima an die bräutliche Tochter die letzten Worte gerichtet, groß und schön. Dann erfolgte der Abschied am Bahnhof, zu dem sich durch die Volksmenge hindurch Vater und Großvater drängten. Beide ließen es sich nicht nehmen, von Biagino und Blandine Abschied zu nehmen.

Die jungen Glücklichen fuhren dahin, die Festspiele gingen weiter und in wundersamer Weise zu Ende. Freilich bei der Hochzeit hatte einer gefehlt, der Vater, Hans von Bülow. Er weilte in dieser Zeit im dänischen Bad Klampenborg, in das er einst Frau Cosima geführt hatte, um ihr die Gesundheit zurückzugeben, die sie bei der so sorgenvollen Geburt der Tochter und bei der Pflege des todkranken Kindes, das sie nur sie allein dem Tode entrissen, aufs Spiel gesetzt. Dort weilte er jetzt mit seiner zweiten Gattin gerade an dem Tage, da jenes Kind, in voller Schönheit und Gesundheit herangereift, in Bayreuth an den Traualtar getreten war. Aber dafür hatte ganz Bayreuth die Hochzeit mitgefeiert, nicht bloß die Freunde, sondern auch die Stadt.

Die Festspiele neigten sich dem Ende zu. Auch der Meister war am Ende seiner Kraft. Wir kennen das Äußere dieser Tage, aber wenn wir Frau Cosima folgen und sehen, wie sie zu ihm in den Saal tritt, wo er am Schreibtisch saß, und ihn befragte, „da sagte er mir, er wünsche sich den Tod. Am späten Abend sitze ich allein in den entleerten Räumen und sinne, sinne, bis die erregten Gedanken eingeschlummert sind und ich weiß, wie ungefähr es dereinst wird."

Dann kam die letzte Aufführung, die mit goldenen Lettern, das darf man hier sagen, nicht bloß in die Geschichte von Bayreuth, sondern auch in die Musikgeschichte eingetragen ist. Wie er zum letzten Akt, nachdem er seine Blumenmädchen und seine Sänger auf der Bühne gegrüßt, ins Orchester geht, den Taktstock ergreift und den ganzen dritten Akt dirigiert, namenloser Jubel! Aber nun sind sie allein. Sie schreibt: „Unsere Heimfahrt ist still und feierlich, ich meine, wir können danken, wenn auch gewiß das Erreichte schwer erlangt ward und beinahe das ganze Lebensbehagen dem geopfert wurde. Gewiß ist auch Richard diese Wirksamkeit ein Bedürfnis und bei allem Kummervollen doch die einzige ihm entsprechende Tätigkeit." Das ist der Hintergrund zu dem lichtvollen Bilde, das sich hier abspielte. Und nun begann die Zeit des Abschieds, Tag um Tag ging ein Teil der Freunde fort, zuerst der Vater, der sich nicht länger halten ließ, wie er ja schon nach den ersten Aufführungen auf mehrere Wochen unter der Führung der Frau von Meyendorff geschwunden war.

VIII.

Des Meisters Ausgang

Auch in Wahnfried rüstete man sich zur Abreise. Ein Gefühl war stark hervorgetreten und hat sich vor allem nun beim Abschied erwiesen. Die Familie Groß war zu Mittag in Wahnfried, und da schreibt Frau Cosima: „Adolf in der Tat ruhmgekrönt, da seine Tätigkeit während der Festspiele eine ganz unvergleichliche war. Wenn er sich nach Freunden sehnte, er hatte sie." Dann galt es Abschied zu nehmen von den anderen Freunden, von Schleinitz und zum Schlusse von den Hunden. Merkwürdig, wie schwer gerade diesen der Meister empfand. Während der Festspiele war ihm die getreue Hündin Molli plötzlich gestorben, und er hat mitten in den großen Erregungen über den Verlust der getreuen Gefährtin geschluchzt. Als er nun von seinem Marke Abschied nahm, da war es ihm, und er sprach das Gefühl auch aus, daß er ihn nicht wiedersehen würde. Freilich der getreue Hund hat den heimkehrenden Meister und geliebten Herrn im Sarge gegrüßt und ihm die Totenklage angestimmt. Sie selbst ging ahnungsvoll und mit schwerem Herzen, wie sie später an den Freund Adolf schrieb, wie er nun in ihren Briefen heißt. Sie fuhren über München nach Verona, wo sie durch die unerhörte Überschwemmung noch gerade hindurchkamen, um Venedig zu erreichen. Die Freunde Schleinitz

wurden dann wochenlang in Bozen zurückgehalten und konnten durch dieses Überschwemmungsgebiet nicht hindurch. So waren sie in Venedig eingezogen, in den Palazzo Vendramin, der schon bei dem letzten Aufenthalt auf sie einen nicht bloß feierlichen, sondern auch anheimelnden Eindruck gemacht hat. Und in der Tat fühlte sich der Meister in den ersten Tagen hier wunderbar neubelebt. Der große Zauber von Venedig wirkte auf ihn ein. Das Gefühl, befreit zu sein von den ungeheuren Mühen, und die berechtigte Müdigkeit, die sich geltend machte in dieser immer schaffenden Natur, all das kam zusammen, und es hätte in der Tat ihm Tage zu geben vermocht von höchster Freude und von höchstem Reiz. Aber kaum ein Tag verging, ohne daß sich nicht jene Krampferscheinungen zeigten, die Frau Cosima mit schwerster Sorge erfüllten und seine Reizbarkeit in ungemeiner Weise steigerten. Er bedurfte der Ruhe, und die Ruhe konnte er im Grunde nur im engsten Zusammensein mit Frau Cosima finden. Sie tat ihm alles, was sie ihm an den Augen ablesen konnte. Sie suchte ihn durch das Gedenken aller schönen Stunden zu erfreuen. Sie begrüßte ihn an ihrem Namenstag, nicht als ob sie die zu Feiernde sei, sondern er. Und in rührenden Versen hat sie ihm gehuldigt.

Sie liest mit ihm Buddha, und die Sage von dem Häschen, in das der Gott sich gewandelt, wußte sie auch symbolisch auszunützen, indem sie ihm ein goldenes Häschen als Talisman verehrte. Und wenn er in Trotz und Eigensinn ihr gegenüber wirklich mehr tat, als sonst eine Frau ertragen konnte, dann sagte sie wohl lächelnd, was bei anderen Männern Schwäche, das sei seine göttliche Kraft. Das entwaffnete ihn und beruhigte ihn, und gewissermaßen zur Sühne nannte er sie heiter lächelnd „meine göttliche Kraft". Aber es ging doch nicht bloß etwas von Todessehnsucht, sondern vor allem von Todesahnungen durch seine Seele. Wenn er sich bei San Marco zwischen den Säulen niederließ, sagte er wohl: „Ich bin Hagen auf dem Wasgenstein." Und daß es so schön da sei, daß man ihn dort

als Leiche finden werde. Aber sie gewann doch mit ihm noch eine Reihe schöner und schönster Stunden, von denen sie in rührender Weise berichtet: „Nachmittags, wie die Kinder ausgegangen sind, verweile ich etwas bei ihm, und dann ist es immer gut. Aber ich kann das Leben nicht hemmen, welches stets Unruhe bringt. Gegen mich bleibt er stets gleich", und er ist um sie, die sich gerade jetzt sehr um Siegfried sorgte, liebenswürdig und gütig. Es ist eigen, wie so manche Bilder der Vergangenheit wieder vor ihm auftauchen. Auch Bilder von Liebespaaren. So schildert er, wie jener Ferdinand Lassalle zu ihm nach Starnberg kam und sich ihm als Siegfried vorstellte, während er seine Braut Helene Dönniges als Brünhilde bezeichnete. Es haben sich ja viele Juden Siegfried genannt. Und er war vielleicht der erste, der dies tat. Aber er stellt sein Verhältnis zu der schönen Helene als eine Hauptaktion dar, in die Wagner und durch ihn der König hätten eingreifen sollen. Wagner kennzeichnete ihn als Poseur und schilderte auch den Tod, den er im Duell fand, in diesem Sinne. Und da urteilte sie: „Ich meine, daß in solchen Fällen der Tod nichts sage, wie überhaupt wenig. Er sage, was das Leben gesagt. Und Richard gibt mir recht." Ganz anders aber eine Gondelfahrt der beiden. „Um 4 Uhr fahren Richard und ich aus. In dieser wohligen Stimmung des Zusammenseins gleitend in der Gondel sagt Richard: ‚Man müßte alles hinter sich abschließen können und nichts mehr hören. Um es im Leben auszuhalten, müßte man darin tot sein.'" Dann kam der 10. Oktober, zu dem sie ihm eine kleine Gabe zu Füßen legte, die er in rührender Weise nahm und die ihm unendliche Freude bereitete. Sie tat es ohne Spruch, ja ohne Erwähnung selbst. „Nicht kann ich mir selbst davon Rechenschaft geben, aber die Stille wird für Freud' und Leid mir Bedürfnis."

Sie ist in der Tat schwer besorgt und doch glücklich in seinem Besitz und glücklich in dem der Kinder, als er sie eines Tages in dem Palazzo Malipiero, wo Frau von Schleinitz bei ihrer Mutter abgestiegen war und wo auch Lulu wohnte, abholte, von den Kindern

begrüßt und von ihm nach Hause begleitet. Da meinte sie: „Die Heimkehr mit den Lieben, Guten, Besonnenen ist mir wie ein Segen! Es ist Wahnfried, wandelnd und sich ergehend, inmitten der Freunde wie wir. Zu Hause treffe ich Richard ruhend und umarme ihn um die Stunde, wo ich ihn zum ersten Male sah, es war der 10. Oktober, und er meinte: ‚Das war eine Bekanntschaft, die sich gewaschen hat.'"

Die Zeit wurde ihnen verschönt durch das junge Paar Gravina, das fast den ganzen Oktober durch bei ihnen in Venedig blieb, immer wieder festgehalten, denn niemand liebte so sehr Familie und seine Lieben um sich zu sehen, als gerade er.

Es soll dabei nicht gesagt sein, daß er nicht in vollen Zügen mit seiner Familie Venedig genoß, trotz des schlechten Wetters, trotz des unaufhörlichen Regens, der so stark war, daß man eine schwere Fieberepidemie befürchtete. Es war gerade der künftige Schwiegersohn des Hauses, Heinz Thode, der ahnungslos durch den Hinweis darauf bei ihm und vor allem bei Frau Cosima eine schwere Erregung herbeigeführt hat. Aber er hatte doch zu gleicher Zeit die Sympathie des Meisters und seiner Gemahlin gewonnen. Und wenn er erzählte, daß er die sämtlichen Klavierauszüge von des Meisters Werken mit sich führe, und daß er die „Walküre" 35mal in Wien gehört, aber auch erklärte, er wolle Privatdozent werden, da schlug der Meister die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Auch er will Professor werden." Und er meinte — was dann das Schicksal später ausgeführt hat —, das wäre ein Mann für Daniela. Das war eine jener reizvollen Szenen, die sich im Vendramin abspielten, auf ernstem Hintergrund ein heiteres Bild. Denn gastlich war das Haus. Es kam zunächst Levi, freundlich begrüßt, und so viele andere fanden sich ein. Heinrich von Stein war jetzt zu Gast, ein neuer Hauslehrer unterrichtete Siegfried und war sein Führer durch die Stadt, und doch, jede Erregung zeugte den Krampf, jeder Krampf bei Frau Cosima Erschütterung und schwerste Sorge. Er

selbst meinte inmitten des strömenden Regens, daß man in wärmere Gegend ziehen solle, damit er die Reife seines Sohnes noch erlebe. Aber er konnte sich nicht losreißen von Venedig, das ihn immer wieder anzog, und wenn er den Kindern den am Himmel stehenden und drohenden Kometen zeigte, so erinnerte er sie, daß auch im Jahre 1858 ein Komet über Venedig gedroht und geleuchtet habe.

Da kam eine trübe Kunde — von dem Tode Gobineaus. Sie wollte sie dem Gatten verheimlichen. „Aber er trifft mich lesend, ich vermag es ihm nicht zu verschweigen, daß unser Freund, unser teuerster, gestorben ist! ... Dies bedingt die Stimmung dieses Tages, nicht könnten wir uns anderen darüber mitteilen. Mit Siegfried gehe ich aus, nach ein Uhr treffen wir auf unserem Wege zusammen. ‚Wenn einem etwas begegnet', sagt er, ‚rinnt es einem wie Wasser aus der Hand', so spricht er nach einer Weile, und wir gehen die Merkmale seines Todes durch, die Unruhe, die Hast von überall fort und endlich der ganz einsame Tod. Und immer und immer wieder am Tage kommen wir auf den unvergleichlichen Mann zurück, bis abends Richard die ersten Takte des Trauergesanges für Siegfried spielt." Er träumte die Nacht von Gobineau, und dann sprach er beim Frühstück mit ihr von dem verewigten Freund und erteilte ihr den Auftrag, über ihn zu schreiben. Sie sagt: „Ich beginne die Worte, welche Richard wünscht, daß ich über Gobineau in die Blätter schreibe." Und so ist jener wundervolle Nachruf entstanden, der die erste, aber auch die beste Würdigung über den Schöpfer des großen Rassenwerkes geblieben ist. Der Meister selbst sagte, daß dies nur eine Frau, und zwar diese Frau habe schreiben können. Und es ist bezeichnend, daß sie von den Bildern und der Darstellung des Christus in jenen Tagen gesprochen und der Meister gesagt: „Christus kann man nicht malen, aber in Tönen kann man ihn wiedergeben." „Ich sage, daß ich es von so hoher künstlerischer, bedeutungsvoller Besonnenheit von ihm fände, die Gestalt des Christus aufgegeben zu haben und dafür Parsifal geschaffen. Und da

meinte er: ‚Von einem Tenor den Christus gegeben, pfui.‘ Von da kommen wir auf die Malerei, daß es ihr glücken konnte, die Muttergottes darzustellen. Doch leugnet Richard, daß die Assunta die Muttergottes sei. Das sei Isolde in der Liebesverklärung, während in der Sixtina, dieser wundervollen Inspiration, da sei die vollendete Schönheit, die vollkommene Unnahbarkeit ausgedrückt, da einen Gedanken zu haben, so entrückt, daß einem der Atem stockt. Und dieser Blick, dieser erhabene, auch bei ihr und dabei alles lieb und schön — also beruhigt und durch die Kunstgebilde der Wirklichkeit entrückt, begeben wir uns zur Ruhe.“

Im übrigen war die ganze Zeit, die sie in Venedig verbrachten, für sie erfüllt von schwersten Sorgen und auch von tiefer Qual. Es ist, als ob die Todesahnung wie Dämmerung die Lagunenstadt überdeckte, wie sie ja schon an Groß geschrieben: „Daß es mir besonders schwer war, Bayreuth zu verlassen, will mir als eine Vorahnung erscheinen, aber ich will mich solchen Trübseligkeiten gar nicht hingeben.“ Und wenn man sich ein Bild macht von dieser Zeit, so darf man nicht vergessen, daß sie unter der Erregtheit des Meisters, die ja zurückzuführen war auf jene geradezu rührende Eifersucht gegen seinen Schwiegervater, schwer litt. Er konnte ihm seinen „Wittgenstand“ nicht verzeihen, und der Groll gegen diese Frau brach immer wieder durch und fand durch die Erzählungen von Danielas Freundin Ada Pinelli, die sich bei der Fürstin Haßfeld zu Besuch eingefunden hatte, neue Nahrung. Was wußte diese nicht alles zu plaudern von dieser merkwürdigen Einsiedlerin, die in dieser Periode eigentlich nur behandelt werden kann, wie Viktor von Scheffel in seinem „Ekkehard“ die fromme Klausnerin Wiborad gezeichnet hat. Es ist daher merkwürdig und doch seiner Nervosität entsprechend, daß der Meister nicht mit dem nötigen Humor den Einfluß dieser „Frau von Rom“ behandelte. Aber sie hatte zu schwer in sein Leben eingegriffen, und es kann ihr der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie gerade im Ausklang des großen Lebens Richard Wagners

jene volle, innige Verschmelzung der beiden großen Musiker und Menschen unmöglich gemacht hat. Liszt litt damals wie auch noch später unter ihren Briefen. Damals freilich konnte Frau Cosima noch nicht die Worte zu ihm sprechen, die sie später in Wahnfried wagte, als sie ihn in Verzweiflung über einen Brief der Fürstin sah. Noch hatte er nicht die Energie oder Ruhe gefunden, die Briefe der Fürstin nicht mehr zu öffnen, wie das später geschah. Denn bei seinem Tode fand man einen gewaltigen Haufen dieser hetzerischen Schreiben ungeöffnet aufgehäuft.

Es waren immerhin große Momente, die sich Tag um Tag ergaben, und man hat mit Recht sie festgehalten. Gerade für diesen Teil in Richard Wagners Leben ist Glasenapp eine gute Quelle. Denn er hat die Tagebücher der hohen Frau benutzt. Durch diese Tagebücher von damals zieht in eigenartiger und gar seltsamer Weise jene Todesahnung, jenes unsagbare Bangen, das sie sich nicht erklären konnte und das auch ihr die ruhige Auffassung kleiner und kleinster Konflikte nahm. Er aber war eben immer der ganz Große, und wenn man die Ursache der Verstimmung, die hier auch sein Leben durchzieht, betrachtet, so war es nicht so sehr der Mangel an künstlerischer Betätigung — denn an solcher hat es bis zum letzten Atemzuge nicht gefehlt, sondern an einer großen Aufgabe. Er sprach wohl von seinen „Siegern", aber auch, daß er sich in dieses indische Milieu nicht zu versetzen vermöchte. Daß er dies versucht, darauf weist seine eifrige Beschäftigung mit Buddha hin, zu der er auch nach alter Gewohnheit seine Gattin mit heranzog. Aber er fühlte, daß hier das Einleben in eine neue Welt notwendig war. Was er geschaffen, das war ein Schöpfen aus dem Urquell des Germanentums und aus der Eindeutschung der alten französischen Sagen von Tristan und Parzival. Aber die Eindeutschung der indischen Sagenwelt, vor allem der Gestalt des Buddha, hätte auch ihm nicht gelingen können. Denn da trat für ihn, wie das schon bei dem wunderbaren Gespräch über Christus hervorgetreten ist, eines entgegen: er

konnte auch im musikalischen Drama nicht Christus neben Buddha stellen. Wie er in seiner Liebe innig und einzig war, so war er es auch in dem tiefen, unendlich tiefen Verhältnis zu seinen dramatischen Gestalten. Und so verschwand schließlich die Idee zu den „Siegern" in den tropischen Wäldern Indiens, in die er, wie er es wiederholt sagte, sich nicht hineinzufinden vermochte.

Aber es ist falsch, wenn man diese Tage nicht von dem Standpunkt der Sorge für die Gesundheit des Meisters aus betrachtet. Gerade dem Getreuesten, dem Freunde Adolf Groß, hat sie geschrieben: „Leider bin ich mit seinem Befinden gar nicht zufrieden. Die Krampfanfälle nehmen nicht ab, und daß man ihn wohl aussehend findet, tröstet mich nicht." Für sie war das Kommen dieses Freundes der größte Trost. In diesem Augenblicke fast mehr als die Anwesenheit der Freundin Schleinitz, die, nachdem die Überschwemmungen zurückgegangen, endlich von Bozen aus den Weg nach Venedig zu ihrer Mutter hatte finden können. Mimi war dort eben ganz in das Haus der Fürstin Hatzfeld versetzt, und schon dadurch bildete sich ein gewisser Gegensatz zwischen ihr und zwischen dem Meister. Denn ihm war alles Gesellschaftliche damals mehr wie je verhaßt. Vor allem, weil er dadurch nicht das stille und freudige Genießen in der Gemeinsamkeit mit der Gattin hatte. An Liszt störte ihn sein gesellschaftliches Verlangen. Er hat es einmal ausgesprochen, daß dies zusammenhänge mit dem Beruf des Virtuosentums, das sich in geradezu tragischer Weise bei ihm geltend gemacht hat. Dabei aber war er gerecht genug, zu erkennen, daß sich Liszt in großzügiger Weise aus dieser Atmosphäre geflüchtet habe. Aber Frau Cosima sollte, und auch das war eine Art von Vorahnung, daß es die letzten Stunden waren, die sie zusammen verlebten, ihm und nur ihm gehören. Ein rührender, ja ein fast kindlicher Egoismus! Wie klingt das, wenn sie erzählt: „Er klagte es auch, daß wir nicht einsam sein können: ‚Erhabener Geist, Du gabst mir alles. Du gabst mir Cosima — und wir können nicht für uns sein.' Er sagt, daß er niemals

jemanden aufzusuchen habe, während ich doch Verkehr hätte. Er behauptet, es klebe von meinem Vater mir an. Ich erkläre ihm, daß, wenn ich hie und da einen Besuch machte, es der Kinder wegen geschehe." Er fand sich ja immer wieder zurecht, und solchen Äußerungen folgten Ausbrüche einer geradezu rührenden Reue. Es war eben alles in ihm lebendig, und da der ungeheure Geist nicht gefesselt war, genügte ihm das ganze Dasein nicht. Was war es denn auch, wenn er jetzt die wundervolle Einleitung zu den dramatischen Dialogen des jungen Freundes Heinrich von Stein schrieb, wenn er sich als Abschluß seiner Aufsätze die Gedanken zurechtlegte zu einer Arbeit: „Vom Männlichen und Weiblichen", die zu vollenden ihm leider nicht vergönnt war. Sein rastloser Geist arbeitete immer. Er sprach von Symphonien, und man hat oft in der Dämmerstunde ihn am Klavier gesehen und vernahm Töne wunderbarster Art. Die Phantasie ruhte nicht, die Kräfte ruhten nicht, sie waren aber nicht eingestellt, wie sein ganzes Leben lang, auf ein großes Ziel. Und das ist vielleicht die Tragik dieser letzten Zeit, die gesteigert wurde durch sein körperliches Leiden. Vielleicht haben auch die Ärzte dadurch gefehlt, daß sie ihn immer wieder beruhigten, er sei durchaus gesund, und es handle sich bei seinen Krämpfen um Störungen, die keineswegs gefährlich seien.

Der Hauptgegensatz der ganzen Periode war doch der zu dem Vater der Frau Cosima. Man darf nicht vergessen, daß Liszt viele Jahre älter war als der Meister, daß er sich in dem Umgang mit der Fürstin an gewisse dämpfende und sozusagen mit der gesellschaftlichen Narkose wirkende Mittel gewöhnt hatte und daß er auch dem Whistspiel größere Bedeutung beilegte als der Meister. Denn es war klar, daß dieser vielfach mit Humor sich an den Spieltisch gesetzt und, gerade weil man das Spiel allzu ernst auffaßte, mit Ärger aufgestanden ist. Und zwischen all dem stand nun vermittelnd und leidend Frau Cosima. Es kam, und das darf nicht geleugnet werden, gerade deshalb zu schweren und schwersten Ausbrüchen von

Richards Erregung. Sie zog sich weinend zurück, um dann wieder heiter und ruhig zu erscheinen, weil sie ja wußte, daß seiner Heftigkeit gegenüber nur einzig ihre Ruhe zu wirken vermochte. Nichts war ihm dann furchtbarer, als sie gekränkt zu haben. Denn in nichts war er so jung als in dieser Eifersucht, die man hätte entzückend nennen können, wenn sie eben nicht doch die letzten Wochen von Liszts Aufenthalt in Venedig ihm selbst verbittert hätte. Er war es ja, der ihm vorschlug, immer bei ihm zu bleiben. Wie hätte das Liszt vermocht, dessen Korrespondenz mit der Fürstin gerade in dieser Zeit eine besonders eifrige war und in den Rahmen gesellschaftlicher Berichte hineingezwängt wurde. Er fühlte vielleicht auch gar nicht und konnte es nicht fühlen, was in dem Meister vorging. Der Meister selbst aber konnte nicht dem Rate seiner Gattin folgen und sein Urteil über die letzten Kompositionen Liszts ihm offen mitteilen. Sie litt unter diesem furchtbaren und vernichtenden Urteil. Sie ahnte nicht, daß hier dem Genie gewissermaßen die Eifersucht nicht auf die Musik, sondern auf sie etwas eingeflüstert hat. Kurzum, es sind das Beziehungen und Dinge, die vielleicht später in einem psychologischen Roman, nicht über den Meister, sondern über Franz Liszt, dargelegt werden können. Denn Pourtalès hat ganz recht, daß er auch in dieser Weise behandelt zu werden vermag. Die Gestalt Richard Wagners aber ist zu schöpferisch und erhaben, als daß je selbst mit stärkster Dichterkraft an ihn ein Mensch heranzutreten vermöchte.

Aber es war eine unendliche Leidenszeit, die sie in steter Ruhe und in offener Heiterkeit zu verbergen suchte. Freilich, wenn er in größter Heftigkeit über ihren Vater sich äußerte, da rang sich das Herz des Kindes durch, und noch mehr, als er ihr schlimme und schlimmste Nachrichten, die sich Gott sei Dank nicht bewahrheiteten, über den Zustand Hans von Bülows brachte. Da wäre sie beinahe zusammengebrochen. Aber sie hat auch hier die höchste Kraft bewährt und in diesen Stunden tiefster Sorge um Hans nicht minder

als um den Gatten die edelste Fraulichkeit bewiesen. Zweifellos hat sie in diesen Tagen unsagbar gelitten, furchtbar mit sich und dem Schicksal gerungen. Aber immer blieb sie die gleiche, starke, hohe Frau.

So war es eine Art Scheinleben, das sie führte. Wenn Eva plötzlich erkrankte und der Arzt — ein Deutscher — in Sorge war, weil er den Keim der Krankheit nicht erkannte, so flüchtete sie sich an dieses Krankenbett und ließ den gesellschaftlichen Fluß an sich vorüberziehen. Hier war Stille, hier war Ruhe, hier vermochte sie sich in Sorge um das Kind zu sammeln, um den anderen schwereren Sorgen gewachsen zu sein. Denn auch diese lagen alle zunächst auf ihr. Die Verhandlungen mit dem Kabinett, die auf eine Münchener Separataufführung abzielten und von keineswegs freudiger Natur waren, der sich zuspitzende Konflikt mit Voltz und Batz, den dann Adolf Groß in geradezu großartiger Weise erledigt hat — freilich erst nach dem Tode des Meisters —, der Konflikt mit der braven Editrice Lucca in Mailand, all das ging durch ihre Hand. Vor allem auch mußte sie den Gedanken auf eine Einschränkung der Zahl der Aufführungen für 1883 von 25 auf 12 vertreten, und sie hat es denn auch getan. Da kam Adolf Groß selbst mit seiner Gattin nach Venedig und hat der hohen Frau Trost gebracht und Hilfe und trotz der aufregenden Gegenstände, die er mit dem Meister zu verhandeln hatte, auch auf diesen in höchstem Grade beruhigend gewirkt. Das ist eines jener herrlichen Verdienste des seltenen Mannes, daß er dadurch Sorge und Aufregung in diesen letzten Monaten, wir dürfen sagen Wochen, von des Meisters Leben ferngehalten hat. Es war gerade für Frau Cosima unendlich wohltuend, den Getreuen und seine rührend anhängende Gattin bei sich zu haben, und wenn es zunächst nur vier Tage waren. Das Paar kam von Triebschen, das sie in dem so starken Mitgefühl für Wahnfried aufgesucht, und dieses Empfinden trat auch in Venedig stark hervor. Es fehlte ja nicht und konnte nicht fehlen an gesellschaftlichen Beziehungen. Selbst der Meister freute

sich über eine Aufführung der „Geschwister" im Salon der Fürstin Hatzfeld, die eben ein Schöngeist war und dieses Empfinden durchaus mit dem Geiste der „Frau Welt" verknüpfte, mit der sie eben aufs engste verbündet war. Daniela hatte in dem Goetheschen Stück die Rolle der Marianne gespielt und die Gesellschaft sich gefreut und selbst der Meister sie gelobt. Überhaupt tritt in diesen Tagen die Hilfe, die Anregung von Frau Cosimas ältester Tochter nach innen und außen in schöner und feiner Weise hervor. Von der Gräfin Gravina trafen freudige und beglückende Nachrichten ein. Frau Cosima fühlte, daß sich ihre Tochter als vornehme und feine Natur mit nicht minder vornehmen Menschen unten in Sizilien vollständig amalgamiert hatte.

Aber im Geiste des Meisters lebte rastlos der Drang nach künstlerischer Betätigung. Und so hatte er für den 25. Dezember eine Aufführung seiner Symphonie geplant. Er hatte an Engelbert Humperdinck nach Paris geschrieben, er möge sofort kommen, um die Symphonie zu dirigieren. Der junge Freund, der seit den Tagen in der Villa d'Angri sich vollständig an den Meister angeschlossen und auch in der Folgezeit ein getreuer Trabant Wahnfrieds sein sollte, kam sofort. Aber die Leitung der Aufführung, die im „teatro Fenice" stattfinden sollte, hat der Meister selbst übernommen. Er hat die Proben gehalten und dann zur Hauptprobe selbst seine Gattin eingeladen. Sie lächelte über das mangelnde Geheimnis, das man über diese Überraschung gebreitet hat. Sie hatte viel mehr Freude an der Hauptprobe als an der Aufführung. Er aber wollte ihr eine Freude machen und, wenn es möglich war, sie aus dieser düsteren Stimmung, in der sie sich in ihrem unsagbaren Bangen befand, herauszureißen. Und es gelang ihm durch dieses Werk und nicht minder durch die Erkenntnis, daß künstlerische Betätigung ihn ruhiger machte und ihm vor allem die alte Heiterkeit zurückgab. Die Hauptprobe, zu der sie in das kalte Theater kam, verlief für sie nicht ohne Sorge. Sie berichtet: „Richard bekommt seinen

Krampf, doch dirigiert er den ersten Satz und nach einer ziemlich langen Pause die anderen. Ich sitze fern von ihm heimlich da und denke gerührt, daß er, wie vor 50 Jahren für seine Mutter, nun für mich dieses Werk aufführt. Dann aber freue ich mich des kranken, freimütigen Werkes, ich sage zu Richard: ‚Das hat einer gemacht, der das Fürchten nicht kennt.' Im Mondschein fahren wir mit Loldi heim, Richard und ich vermeiden zu sprechen. Er bleibt für sich den Abend, und leider hat er eine sehr unruhige Nacht." Das war am 23. Dann kam das letzte Weihnachten mit der prachtvollen Bescherung. Denn er hatte alles getan, um allen eine Freude zu machen. Freilich die Toiletten, die er für sie bestimmt, trafen nur nacheinander ein. Sie wußte, wie sehr sie ihn erfreute, und so zog sie denn ihm zuliebe die Kleider an. Dann kam die Aufführung selbst, die ihre eigentliche Geburtstagsfeier war und an der auch ihr Vater in gerührter Weise teilnahm. Er wußte recht wohl, was diese Symphonie bedeutete, die der Meister selbst gewissermaßen als eine Vorarbeit der „Eroica" bezeichnet hat. Fest und sicher ist er darin geschritten, und diesen Eindruck machte denn auch die Aufführung, die allgemein Begeisterung weckte. Aber nachdem er selbst den Taktstock aus der Hand gelegt, trat der Meister zu Liszt und flüsterte ihm ins Ohr: „Hast Du Deine Tochter lieb?" Dieser erschreckt. „Dann setze Dich ans Klavier und spiele." „Mein Vater tut es sofort, zur jubelnden Freude aller." Sie kehrt heim und sieht alles in geradezu wundervoller Verklärung, und als sie beim Mahle sind, steht der Meister auf, tritt ans Klavier und spielt „Wer ein solches Weib errungen".

Er ist von dieser Zeit an frischer und freudiger. Es trafen fast zu Silvester die „Bayreuther Blätter" ein mit dem Aufsatz Frau Cosimas über den Grafen Gobineau. Wiederum ist er des Lobes voll. Es hat ja auch etwas Rührendes, wie er in diesem Falle die Abschrift gemacht hat von ihrer Arbeit, während sonst sie sich dieser Mühe unterzogen hatte. Aber es lag etwas von einer tiefen Hin-

gebung darin und auch von Huldigung vor diesem wundervollen Geist, dem er in den folgenden Wochen doch eigentlich alles anvertraut hat, was für die Zukunft wichtig war. Er sprach fest und bestimmt, daß er den „Tannhäuser" in Bayreuth aufführen müsse, und nicht bloß diesen, sondern alle Werke. Dann erklärte er ihr, es sei doch besser, mit „Tristan und Isolde" zu beginnen und die anderen Werke folgen zu lassen. Es klingt wie ein künstlerisches Testament, zu dessen Vollstreckerin er, ohne es zu sagen, doch unwillkürlich die Gattin einsetzt. Sie freut sich, als er an die Arbeit geht, und sie meint selbst: „Das schwemmt bei ihm allen Ärger hinweg." Aber der Kummer um seine Gesundheit bleibt ihr und vor allem auch der Schmerz über den Gegensatz zu Liszt, der auch in den Gesprächen mit ihr nur allzu scharf hervortritt. Die Erregung in ihm läßt sich nicht bannen. Aber er suchte sie doch zu rechtfertigen, und sie nimmt diese Worte mit einer gewissen Genugtuung auf. „Die Natur hat lange gebraucht, bis sie die Leidenschaften hervorbrachte; sie ist es, die man zum höchsten lenken kann. Die Musik ist ihre Verklärung und hängt einzig unter allen Künsten mit ihr zusammen." Und sie fühlte recht wohl, daß, wenn die Musik schwieg mit ihren glorreichen harmonischen Zusammenhängen, dann der Mißton eintreten mußte. Aber wie sie sich hielt und wie sie in diesen Tagen des beginnenden Jahres 1883 empfunden, das tritt am besten in ihrem Briefe an Mimi hervor: „Deine Mutter wird Dir wohl geschrieben haben, daß meine Augen mir wiederum einmal dienstunpflichtig werden. Ich habe seit einigen Tagen alle meine Briefe diktiert. Dich aber habe ich mir zum Lohn reserviert, und gerne strengte ich mich dabei an, wenn es nötig wäre. Dein Brief klang sehr ernst, meine teure, theuerste Mimi, ich selber komme mir so sehr ernst vor, daß ich kaum glaube, zu irgend mehr zu taugen, was nicht mit dem Innigsten zusammenhängt. Heute sind nun alle bei Deiner lieben Mutter, vorgestern auch saßen wir, mein Mann und ich, allein, während im freund-

lichen Malipiero auf das anmutigste gespielt wurde, und wir verloren uns weitab von aller Gegenwart, so weit, daß ich Mühe genug habe, mich dann zurecht zu finden und die Beweglichen anzuhören. Marie ist nun bei uns; ich fand sie verändert, die Weichheit in Formen und Bewegungen ist geschwunden, und auch die Stimme hat etwas Schärfe gewonnen, der Zauber aber ist geblieben. Gestern noch sah ich mit großem Vertrauen in ihre Zukunft, und es war mir ein fröhlicher Triumph, daß meine zärtliche Liebe für sie es über meinen Mann vermochte, daß er ihr Gehör schenkte und an ihrem Schicksal teilnahm. Heute bin ich schwermütiger gestimmt und meines Mannes Teilnahme bereits erschöpft. Ich habe Besorgnis um ihre physische Kraft, und dann glaube ich bemerkt zu haben, daß ihre Anschmiegsamkeit mit nichten gewichen ist; das läßt mir fernere Leiden für sie, und zwar ähnliche, wie sie sie durchmachte und erweckte — befürchten. Aber ihr Charakter hat sich entwickelt, ich glaube, daß die äußerlichen Vorzüge sie wenig beeinflussen, und das von Dir mir citierte großartige Wort des Grafen W.: ‚Ich habe Respekt vor jeder Frau, welche den Mut zur Scheidung hat', fiel mir bei dieser Wahrnehmung ein. Ob Dein Nachdenken über die Ehe Dir bei dieser Gelegenheit gekommen ist? Bei mir in der Tat. Ich halte dafür, daß die Ehe eine Monstrosität ist, wenn nicht Mann und Frau ineinander, für einander, und wenn es mit großen Opfern geschieht, leben. Eine Hölle, ja eine der entsetzlichsten und gemeinsten Ausfindungen, so wie sie das Höchste ist, wozu der menschliche Sinn sich inmitten des Unbestandes aller Dinge erheben konnte. Es ist so schwer, sich sowohl den Mann als die Frau vorzustellen, welche fähig und würdig einer absoluten Zerstreuungslosigkeit wäre, und die Vereinigung zur Ertragung der gewöhnlichen Lebensnöte erfordert einen solchen Aufwand an Ernst und Heiterkeit, Leidenschaft und Klugheit, daß ich es furchtbar finde, sie jedem Paar zuzumuten. Gewiß können wir auch hierin Luther nicht genug danken, die Möglichkeit der Lösung eines Zustandes, der, wenn er

samt allen Leiden nicht erhaben, der denkbar unwürdigste — und zwar für beide Teile ist. Was nun unsere lieblichste Freundin betrifft, so bin ich heute in der Stimmung zu meinen, daß sie am Ende ebensogut weiter mit D. ausgehalten hätte! Verzeih es mir Gott, wenn ich hiermit etwas Unrechtes denke. Gestern sah ich anders. Heute will es mir beinahe wie ein coup de tête erscheinen. Möglich, daß ich beim nächsten Wiedersehen umgestimmt werde, und das sollte mich sehr freuen. Ich glaube, ich bin zu müde, um irgendeinem Wesen, welches ich nicht unbedingt zu den meinigen rechnen darf, verständnisvoll raten zu können, und Zusehen beunruhigt mich. Ich habe schmerzlichste Tage im vorigen Monat durchlebt und finde mich einzig in den flehenden Blicken, dem flehenden Stimmenklang der mir Angehörigen wieder, vor allem sonst bange ich. Kaum einen Tag gibt es, wo der alte Schmerz sich nicht erneut und zu ihm ein jüngerer Bruder sich geselle. Da tut es not, sich zu sammeln, und was die Sammlung behindert, scheint mir kummervoll. ‚Ein Flügelschlag und hinter uns Aonen', ich weiß es wohl und habe gar oft dankerfüllt die Empfindung, als ob ich alles Meinige, alles auf meinen Schwingen mittrüge und durch die unsichtbaren Welten begeistert dahin trüge! Aber auch das Bild des verwundeten Schwanes im ‚Parsifal' ist mir gegenwärtig und dessen vergebliches Aufraffen zum Fluge, bis er denn dahinsinkt! Wann wird das letzte Sinken sein, wann ist es Nacht im Haus? Noch habe ich Dir für Deine schönen Glückwunschworte nicht gedankt, meine geliebte Mimi, ach! man bedarf solcher Spenden, und wenn Du sie mir darbieteſt, meine einzige Mimi, dann drücke ich Dich an mein Herz und segne Dich wie mein Kind! Deine Mutter wird Dir wohl von unserer Kleinen Gratulation erzählt haben. Es ist mir dabei der Kummer geblieben, daß D. bei solcher Gelegenheit die Falte, die ihr Wesen angenommen, nicht auszuglätten vermochte. Gewiß leidet sie am meisten darunter und vielleicht, wenn ich geahnt hätte, daß sie nicht mit uns empfinden

würde, hätte ich das ganze unterlassen und Deiner Mutter und ihr trübe Augenblicke erspart. Es ist mir immer, als ob auch bei D. ein großer mächtiger Einfluß alle die Knoten lösen oder aufbrechen könnte, zuweilen ist es mir selbst — und Du wirst mich dessen nicht anmaßend finden — als ob ich einen solchen Einfluß auf sie ausüben könnte, und es betrübt mich, daß es doch nicht sein kann und daß die Schwere der Natur hier sich zu vollständiger Unfreiheit des Herzens ausbildete. Die Lehre des Leidens von Buddha! ... Es freut mich, daß das Buch Dich einnimmt; wenn Du mich nicht allzulangweilig findest, will ich Dir das Ergebnis meiner Beschäftigung damit sagen, nämlich den Vergleich zwischen Christentum und Buddhismus. In ersterem erkenne ich den Gott, der zum Menschen wird, der Leiden und Sünden auf sich nimmt und nichts kennt, als die Tröstung durch seine Liebe. Im Buddhismus sehe ich, wie der Mensch zur Gottwerdung trachtet, von dem Leiden sich abwendet, und alles in der Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Abwendung sucht. Infolge dieser ungeheuren Verschiedenheit ist auch das Christentum ungleich künstlerischer und produktiver. Christus meint und preist die Weinenden selig, er nimmt sich Magdalenens Reue an und fordert zu keinem klösterlichen, zu keinem erkennenden Leben, einzig zum Bruch mit der Welt, zur Liebe auf. So mußte seine Lehre auch der schändlichsten Veruntreuung und dem schnödesten Mißbrauch preisgegeben werden. Denn wie der Heiland am Kreuze, gab sie sich den Menschen hin. Wurde sie aber geschändet, so hat sie für ewig geschaffen und man darf wohl behaupten, daß nicht ein großer Zug im menschlichen Wesen ist, Mut, Aufopferung, Liebe, Entsagungsfähigkeit, Stolz, Demut, Begeisterung, hohe Leidenschaft, Lebensfreudigkeit (ich denke hier an Goethe), Lebensüberdruß, Weisheit und Einfalt, das nicht dem Christentume gedient oder gehuldigt hätte. Dem Buddhismus ergab sich die ergebungsvolle Einsicht, er ist die Weisheit und das Lassen, das Christentum die Liebe und das Tun, das Können, die Kunst. — Jetzt

bitte ich aber im Ernst um Verzeihung, und mache den kühnen Sprung zum Renaissance-Zug hinüber! ... Da Du ihn einrichten solltest, war es mir, als ob D. nicht anders, als dabei sein müßte, und wenn Du es aufgibst, so behalte ich D., indem es mir ist, als ob Du jetzt ihrer nicht bedürftest, und ich gern damit schmeichle, daß sie Deiner lieben Mutter ein willkommener Gast ist! Wann sie Dir am besten zu all Deinen Obliegenheiten paßt, ist sie zu Deiner Verfügung. Ich sage Obliegenheiten und habe Schweres im Sinn! Wohl merke ich es Deinem Briefe an, daß Du in Sorge bist, und wenn ich mich in den ersten Seiten über Gebühr habe gehen lassen, so geschah es, weil ich Dich in gleicher Stimmung mit mir, wenn auch um sehr verschiedener Motive wegen, wußte. Doch mag ich mir Dich immer glücklich vorstellen, ja es würde meiner Vorstellung der Lebensdinge etwas abgehen, wenn ich Dich nicht mehr glückstrahlend sähe; Gott erhalte es Dir denn und mir, lasse diese Glücksgabe siegreich aus allen Prüfungen hervorgehen. Wer ist dieser Gott, den ich anrufe, von dem ich vorhin sagte, daß er zum Menschen wurde? Ja, wer es zu sagen vermöchte? Und doch fühle ich ihn in jedem Opfer mächtig nahe, bei jeder Sucht schmerzlich fern und übergebe ihm in meiner grenzenlosen Ohnmacht all mein Klagen, all mein Ringen, all mein verzweiflungsbanges Hoffen, alle Geschicke, die ich verklären möchte und alle, die ich treu im Herzen trage, so auch Dich meine geliebteste Mimi."

Er ist charakteristisch für sie, für ihre Empfindung, für ihre Haltung und ganz besonders auch, wie sie inmitten all der Not sich in die Gedankengänge hineingelebt hat, die den Meister beschäftigten und die ihn sozusagen zwischen Christentum und Buddhismus hindurch wandeln ließen, wie einst in Sorrent auf den Wegen, die von beiden Seiten mit gewaltigen, von Bäumen und Büschen überragten Mauern eingeengt waren. Aber sie vermochte sich auch an ihm zu erfreuen, und es klingt frisch und hoffnungsvoll, wenn sie gerade in bezug auf das Zusammensein mit der „kleinen Gräfin"

schreibt: „Ganz wunderbar strahlt in diesen Tagen Richards Antlitz, und wenn sein Auge mich anblickte, schuf es mir Wonne und Weh zugleich. Heute empfinde ich es unsäglich." Aber die Kämpfe gingen weiter, und jeder Tag brachte neben den heiteren und ernsten Bildern der Literatur, neben der Freude über das Gedeihen Siegfrieds und auch über seine dichterischen Erstlingswerke immer wieder den Hinweis auf den Tod. Sie sprachen davon, wie manche in dem Augenblicke des Sterbens des Priestertrostes bedürften, und sie weist darauf hin, daß selbst Marie Nouchanoff, die doch so großartig zu scheiden vermeint, noch den Priester zugelassen. Richard fügte lächelnd hinzu „aus Angst vor der Hölle". „So können wir sein", antworte ich ihm. Dann aber spielte er in wundervoller Weise: Der Lohn seines gesammelten Wesens, daß diese Blüten ihm entsprossen. Es ist doch vor allem ein Festhalten jeden schönen Augenblicks das Bedürfnis dabei. Wenn er den Tod gewissermaßen im Harlekinsgewand schaut, antwortet er alsbald ihrer Frage, warum die Sonne weiblich sei, in seiner ganzen Tiefe und Heiterkeit. Es ist eine ungeheure Huldigung dem weiblichen Wesen: den Mond haben sie als Buschklepper angesehen, der nachts für sie herumstreicht. Und wie rührend ist es, wenn er in einem der letzten Tage des Monats Januar das Gedicht rezitiert, das er einst an der Schule auswendig gelernt:

Phylax, der so manche Nacht,
Haus und Hof so treu bewacht. —

Phylax kam zum Sterben, und er lächelt still dazu und meinte, daß er damals übergut mit diesem Phylax gewesen sei.

Es bedrückten ihn schwere Gedanken, ob sie wohl jemals Venedig wiedersehen würden. „Hier vermißt er viel", schreibt sie, „aber ihm graut vor dem Eingefangensein im Norden." Dann kam ein Buch von Nietzsche: „Fröhliche Wissenschaft." Das Buch hat eine der letzten bösen Erregungen im Meister erweckt. Ein tiefer Widerwille machte sich dagegen geltend, und er urteilte aufs schärfste darüber:

„Alles von Schopenhauer entlehnt, was darin Wert hat." Der ganze Mensch sei ihm widerwärtig.

Es kam der Karneval, der ja in Venedig das ganze Volk auf die Beine bringt. Er konnte es sich nicht versagen, die Kinder hinzuführen, vom Café aus das lebhafte Treiben zu betrachten und dann in der Nacht des Dienstag die Kinder selbst mitten in den Trubel hineinzugeleiten. Der alte österreichische Portier im Palazzo Vendramin, der ihn als seinen Herrn betrachtete, war aufgeblieben, bis er abends heimkehrte, und sagte, als die Gondel anlegte, zu ihm: „il Carnevale e andato." Aschermittwoch kam, und er überreicht ihr das Widmungsblatt zum Parsifal. Er legt seine Hände auf das Manuskript der Biographie und meint, das mute ihn an wie Allerseelen. Aber im Traum sieht er seine Mutter jugendlich anmutig, eine glänzende Erscheinung. Und als er erwacht, sagt er der Gattin in höchster Zärtlichkeit, er hasse sich, weil er sie so plage. Und er spricht rührend vom Vater, wiederum von seinem Virtuosentum und doch, daß er ein großer Mensch sei. Und da fragt sie ihn nach all den Gesprächen in rührender Hingebung, ob er ihr gut sei, und er antwortet:

„Die einzig mir Isolde enthält,
Wie wär mir Isolde aus der Welt."

Es kam der 12. Februar. Er sagt lachend: „Dein Vater geht vor lauter Kavalieren zugrunde." Dann begeben sie sich zur Ruhe, und da sie ihn sprechen hört und zu ihm tritt, sagt er ihr, daß er von ihr gesprochen habe, und „er umarmt mich lange und zärtlich". „Alle 5000 Jahre glückt es." Ich sprach vom indischen Wesen, daß sich die Seele nach der anderen Seele sehne. Und da tritt er ans Klavier und spielt die Szene aus Rheingold: „Falsch und feig ist, was oben sich freut, — und fügt hinzu, daß ich das damals so bestimmt gewußt habe." Wie er im Bett liegt, sagt er noch: „Ich bin ihnen gut, diesen untergeordneten Wesen der Tiefe, diesen Sehnsüchtigen."

Das sind die letzten Worte, die Frau Cosima eingetragen hat in

ihr Tagebuch — am Morgen des 13. Februar. — Sein Todestag! Da sie zu ihm gerufen wird, den Sterbenden in die Arme schließt und bei dem Verschiedenen volle 25 Stunden wacht, da schien es, daß ihr das Herz brechen würde. Aber da rief sie wie Brünhilde, welche die Männer aufforderte, starke Scheite zu fügen, die Töchter Daniela und Isolde. Sie mußten ihr ihr Haar trotz aller Gegenwehr abschneiden, das silbern und golden zugleich. Und das hat sie dem Toten, da er im Sarge lag, auf die Brust gelegt. Empfindung ist alles. Darüber muß man schweigen.

Ich bringe deshalb nur den schlichten Bericht des getreuen Adolf Groß, der als Freund und Vormund sogleich zu den Trostlosen kam. Ich sehe ihn und seine Gattin knien vor der hohen Frau. Und sie spricht nur die Worte, daß er der Kinder Hüter und Vormund sei. Sein Bericht, so einfach und schlicht, wie der ganze Mann, sagt alles weitere.

„Am 13. Februar 8 Uhr traf das Telegramm bei uns ein: ‚Meister verschieden, kommt sofort.‘

Gegen elf Uhr Nacht passierte um diese Zeit der Berlin—Münchener Zug die Station Neuenmarkt, die mit Fuhrwerk noch zu erreichen war. Wir machten uns reisefertig und fuhren mit eigenem Gespanne nach Neuenmarkt, wo wir gerade noch den Schnellzug besteigen konnten. In München erwartete uns Herr von Bürkel, der damalige Hofsekretär des Königs, zu einer Rücksprache. Gegen elf Uhr ging der Schnellzug nach Italien weiter und gegen zwei Uhr morgens erreichten wir Venedig, wo wir von Herrn Joukowsky und dem Diener Lang empfangen und ins Trauerhaus Palazzo Vendramin gebracht wurden.

Dort fanden wir Daniela, die uns sofort in ein kleines Zimmer führte, in dem ihre Mutter angekleidet mit verschlossenen Augen auf einem Bette lag. Wir erlaubten uns teilnehmenden Begrüßungsworten Ausdruck zu geben und erhielten von der Dulderin nur als Antwort: ‚Ich übergebe Euch die Kinder.‘ Auf unsere Zu-

reden und Bitten erhielten wir keine Erwiderung. Wir blieben noch eine Weile kniend am Lager und zogen uns dann zurück, um nach einer kurzen Ruhe die Überführung und die Heimkehr vorzubereiten.

Unzählige Telegramme von überall her trafen ein, auch viele Freunde darunter Hermann Levi, Hans Richter. Niemand konnte die edle Dulderin, die weltentrückt ihr Lager nicht verlassen konnte, weder sehen noch sprechen.

Am übernächsten Mittag konnte ich der Edlen melden, daß alles zum Heimkehr bereit sei. Lautlos wurde die Kunde entgegengenommen, und bald darauf konnte ich sie mit den Ihrigen zur Gondel führen, mit der die Fahrt zur Bahn angetreten wurde. In dem Zuge war ein Salonwagen eingestellt, mit einer kleinen Abteilung, der zur Aufnahme der Edlen gerichtet war. Mehrere Vertretungen von Venedig und vom Staate waren erschienen, um der Teilnahme Ausdruck zu geben. Ich mußte für alles danken und lautlos verließ der Zug, der in einem Wagen auch die irdische Hülle des Meisters barg, den Bahnhof. An allen größeren Stationen waren Deputationen erschienen, die Blumenspenden darbrachten. Für musikalische Darbietungen wurde, d. h. mußte gedankt werden.

Gegen Abend verlangte die Edle nach meiner Frau, die dann länger bei ihr blieb und einige Weisungen empfing. Am nächsten Morgen verlangte sie auch mich, und frug mich Verschiedentliches. Die Kinder und wir verblieben dann abwechselnd bei der Edlen. Zu einer Nahrungsaufnahme ließ sie sich nicht bewegen, auch andere bittliche Zureden fanden kein Gehör.

In Kufstein erwarteten die Abgesandten des Königs mit Kränzen den Zug, auch sie konnten von der Dulderin nicht empfangen werden.

In München, allwo eine Feier geplant war, ließ ich den Salonwagen während des mehrstündigen Aufenthaltes auf ein Geleise im Vorbahnhofe bringen und blieb mit der Dienerschaft, während die Kinder mit meiner Frau der Feier im Bahnhofe beiwohnen konnten.

Die Weiterfahrt nach Bayreuth verlief in gleicher Weise, die

Edle verließ ihr Lager nicht, und ließ sich auch nicht in der wohlmeinendsten Weise beeinflussen.

Die Ankunft hier erfolgte gegen Mitternacht. Der Bahnhof war überfüllt, es konnte keinerlei Bewillkommnung stattfinden. Die Dulderin verließ unbekümmert um alles, was um sie vorging, den Wagen und wurde von mir zur Equipage gebracht, die sie mit den Kindern nach Wahnfried verbrachte. Die irdische Hülle verblieb im Bahnhofe unter Bewachung der Turner-Feuerwehr."

Zwischen den Zeilen aber flimmert ein unendlich tiefes Gefühl und das volle Verständnis für den Toten, aber auch für die Lebendige.

„Mein Armseelenweib" hat er einst gesagt, da sie ihm zu diesem Tage Blumen auf den Arbeitstisch gelegt. Und sie war es jetzt im tiefsten und ergreifendsten Sinne des Wortes. Aber sie war noch mehr. Wie Beatrice ihren Dante, so hat sie ihn durch alle Fährden hindurch in das Paradies geleitet. Aber, und da hebt die neue große Wendung an! Sie hatte noch eine Sendung zu erfüllen. Und mitten im Paradiese hüllte sie ihr Haupt in den Schleier und wandte die Schritte rückwärts, hinein ins Purgatorio, vorbei an dem Felsen und der Schlange. Und auch durch das Inferno, wo man sie ruhig schreiten ließ, bis zu der Pforte, aus der für andere es keine Rückkehr gab. Sie aber kehrte zurück ins Leben: Das Armseelenweib voll tiefster Klage, Isolde, die sich zu sterben sehnte, und doch erfüllt von dem Gebot der Sendung, das er ihr in den letzten feierlichen Stunden still und lächelnd gegeben und das sich tief in ihre Seele eingrub. Aufgelöst und todesmatt, daß ihr selbst Hans von Bülow zurief: „Soeur, il faut vivre!" Aber dann erwacht sie aus Weh und innerer Not zu neuer Tat und zu des Werkes Vollendung. Aus der Retterin des Meisters und seines Genius ward — die Herrin von Bayreuth.

Register

A

Abd-El-Kader 60
Abel, H., Konzertmeister 887
Aeschylos 825, 914
d'Agoult, Familie 28, 153
— Graf Charles 15, 16, 31
— Gräfin Marie, geb. v. Flavigny 9, 11, 12, 14, 15, 16, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 38, 41, 42, 47, 48, 49, 59, 61, 70, 71, 72, 74, 76, 78, 79, 80, 81, 83, 84, 85, 86, 87, 91, 94, 96, 98, 122, 130, 131, 151, 153, 163, 166, 168, 169, 175, 185, 186, 188, 231, 238, 335, 344, 418, 431, 432, 440, 447, 511, 516, 520, 554, 555, 556, 566, 585, 639, 642, 746, 759, 760, 761, 762, 780, 791, 792, 807, 866, 867, 900, 925
Albert, Hofphotograph in München 288
Alexander Carl, Großherzog von Sachsen-Weimar 237, 595, 628, 671, 742
Amalie, Herzogin von Weimar 665
Anderſen, G. Chr., Schriftſteller 467
Andraſſy, Graf, Öſterr.-Ung. Staatsminiſter 867
— Gräfin, deſſen Gemahlin 725
Apponyi, Graf, Ungariſcher Magnat 867
Arioſt 838
Ariſtophanes 529
v. Arnim, Bettina 115
Arnold von Brescia 777
d'Artigaux, Madame (= Gräfin St. Cricq) 32, 66, 98
Auerbach, Berthold 201
Auber, D. F. E., franz. Komponiſt 591
Auguſta, Deutſche Kaiſerin 231, 561, 562, 648, 651, 704, 736, 760
Auguſt Anton, Baron 255

B

Bach, Joh. Seb. 482, 497, 628
Bachmann, Opernſänger 397
de Balzac, Honoré 23
Baſſenheim, Graf und Gräfin, Freunde in Triebſchen 499, 508, 577
— Familie 427, 466, 883
Batz, Verleger und Kaufmann 990
Bauer, Bruno 156
Bauſewein, Kaſpar, Kgl. Hofopernſänger, München 397
Bazaine, Franz. Marſchall 508, 509, 527
Beaumarchais 481

Bechstein, Karl 276, 335, 580, 586
Becker, Carl, bekannter Historienmaler 159
Beethoven, passim 4
Belloni, Liszts Sekretär 35, 36, 44, 69, 70, 83
Benedetti, Franz. Botschafter in Berlin 502, 506
Berlioz, Hector 65, 70, 71, 105, 172, 441, 495, 748, 749, 840
— Frau 105
— Louis (Sohn H. B.s) 70
Bernard, Madame Laure 31, 34, 35, 47, 95
Bernays, Michael, Professor 643, 778, 890, 895, 923
Bernhard von Weimar 425, 483
v. Berry, Herzogin 15
Bethmann, Hans 11, 13
Betz, Franz, Sänger 363, 407, 688, 700, 704, 772, 786
Beust, Graf, sächs. u. öst. Staatsminister 508
Bismarck 156, 157, 175, 206, 219, 264, 276, 293, 299, 436, 479, 504, 505, 506, 507, 508, 510, 521, 522, 523, 524, 534, 545, 548, 549, 561, 563, 564, 566, 572, 587, 599, 616, 628, 632, 637, 644, 645, 651, 663, 685, 702, 703, 714, 734, 736, 755, 756, 758, 780, 797, 804, 819, 820, 829, 830
v. Bismarck, Johanna 436
Bizet, Georges, franz. Komponist 750
Blachta, deutscher Lehrer in Paris 62
Blücher, Marschall Vorwärts 510
Bocelli, Cesare 20
Böhm, Gottfried 219, 222
Boieldieu, Fr. A., franz. Komponist 707
v. Bojanowski, Isa 214
— Victor 214
Bomhard, Justizminister 223
v. Boyen, Leopold, preuß. General 565
Brahms, Johannes 677, 705, 706, 818, 880, 904, 967
Brandt, Carl, Maschinendirektor 567, 604, 637, 691, 772, 953, 960
— Marianne 720
Bratfisch, Kapellmeister 586
Bray, Graf, bayr. Staatsminister 508
Brentano, Clemens 12
Brockhaus, Clemens 567
— Friedrich 567, 568, 798
— Heinrich 641
— Hermann 465, 576
Bronsart, Hans von, Intendant in Hannover 101, 104, 230, 803, 867
v. Bronsart, Ingeborg 230
Brückner, Prof. Gotthold und Prof. Max, Theatermaler, Coburg 691
Brückwald, Otto, Architekt 691
Bruckner, Anton 721
Bruno, Giordano 855, 902, 926
Bucher, Lothar 154, 156, 482, 503, 545, 561, 563, 566, 651, 734, 735
Bucquet, Abbé 37, 60, 112, 238
v. Bülow, Eduard 85, 120, 125, 174
— Franziska 84, 85, 88, 90, 92, 93, 94, 95, 98, 99, 100, 101, 103, 104, 107, 110, 115, 119
— Hans, passim 84
— Heinz 547

v. Bülow, Isidora, Hans von Bülows Schwester 88, 769, 770

— v. Dennewitz, Feldmarschall, Vater von Hans von Bülows Stiefmutter 119

— Frau Luise, geb. Bülow v. Dennewitz 119, 120, 125, 159, 178, 181, 203, 213, 214, 217, 383, 416, 419, 440, 445, 447, 453, 461, 547, 585, 652

— Oberstjofmeister in Schwerin 651

— Frau, dessen Gattin 735

— Daniela Senta, verh. Thode, (Cosimas Tochter = Lulu) 184, 211, 216, 217, 273, 326, 344, 346, 428, 445, 458, 475, 477, 492, 493, 512, 569, 610, 617, 622, 627, 630, 637, 641, 646, 656, 659, 660, 661, 664, 665, 677, 679, 680, 682, 689, 698, 701, 706, 709, 713, 720, 729, 732, 737, 738, 739, 740, 741, 743, 751, 753, 755, 756, 757, 772, 775, 785, 787, 790, 797, 802, 803, 810, 811, 814, 822, 824, 825, 831, 846, 848, 850, 854, 855, 861, 862, 864, 872, 873, 876, 879, 881, 883, 885, 889, 890, 896, 897, 900, 901, 915, 921, 922, 923, 924, 926, 927, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 939, 940, 942, 944, 945, 946, 948, 950, 951, 952, 953, 954, 956, 959, 960, 961, 964, 965, 966, 967, 975, 982, 983, 984, 985, 988, 991, 997, 1000

— Blandine, verh. Gräfin Gravina (Cosimas Tochter = Boni) 215, 216, 217, 274, 326, 346, 419, 443, 569, 610, 622, 630, 637, 641, 646, 656, 659, 660, 664, 665, 677, 679, 680, 682, 701, 706, 709, 713, 726, 729, 732, 737, 738, 739, 740, 743, 751, 753, 755, 757, 772, 775, 785, 787, 790, 802, 803, 814, 822, 824, 831, 846, 848, 850, 854, 855, 861, 862, 865, 872, 873, 876, 879, 881, 885, 900, 915, 921, 930, 935, 939, 940, 943, 944, 945, 948, 952, 957, 959, 960, 961, 963, 964, 965, 966, 975, 977, 978, 982, 983, 984, 988, 991, 1000

v. Bülow, Isolde (Cosimas Tochter = Loldi) 326, 344, 346, 569, 610, 622, 630, 637, 641, 646, 656, 659, 660, 664, 665, 677, 679, 680, 682, 691, 701, 709, 713, 720, 729, 737, 738, 739, 740, 743, 751, 753, 755, 757, 762, 772, 775, 785, 787, 790, 792, 793, 798, 802, 803, 806, 814, 822, 824, 831, 840, 848, 854, 855, 861, 862, 872, 873, 876, 879, 881, 885, 900, 915, 930, 935, 939, 940, 943, 945, 948, 950, 952, 959, 964, 965, 969, 972, 975, 982, 983, 984, 988, 992, 1000

v. Bürkel, Ludwig und Frau, Kabinettssekretär 882, 890, 917, 918, 923, 1000

Bulgowsky, Lili von, ungarische Schauspielerin 159

Burne-Jones, Edward 802

Busch, Wilhelm 855, 898, 899, 901

Byron, Lord 15, 397, 501, 523, 838

C

Calderon 348, 365, 389, 425, 430, 529, 678, 795, 825, 855, 891, 904, 908, 926
Carlyle, Thomas 550, 568, 656, 877
Caſtright, Miß 801
Cato 877
Cavour 186, 187
Cervantes 469, 795
Chamberlain, Houſton St. 759, 782, 977
Charnacé, Graf von, Schwiegerſohn der Gräfin d'Agoult 74
— Gräfin Claire, Tochter der Gräfin d'Agoult 74, 77, 82, 417, 418, 556, 687, 759, 767, 851
Chateaubriand, franz. Dichter 7, 15, 762
Charazin, Lehrerin Coſimas in Paris 34
Cherubini, Luigi, Komponiſt 4, 5
Chopin, Frédéric 6, 21, 103, 621
Chretien de Troyes 633
Cimadai, Gräfin, Wien 725
Cörper, Architekt 599
Coligny, Admiral 532
Cooper, Miß, begeiſterte Wagnerianerin 796
Cornelius, Peter, Komponiſt 20, 262, 266, 308, 309, 344, 362, 369, 373, 376, 416, 543, 548, 557, 658
Cotta, Verlag 895
Coudenhove-Kalergi, v., Tochter der Gräfin Marie von Mouchanoff 696
Cromwell, Oliver 483, 604, 651
Curtius, Profeſſor 862
Czermack, Naturforſcher 567
Czerny, Karl, berühmter Muſiker 4

D

Dahn, Felix 667, 684
Damroſch, Leopold, Muſikdirektor 592
Danner 638
Dannreuther, Edward, Pianiſt, Muſikſchriftſteller in London 806
Dante 16, 22, 29, 497, 635, 827, 838, 849, 877, 891
Davidſohn, George 586, 592
Deinet, Anna, Sängerin, ſp. Gemahlin E. von Poſſarts 342
Delacroix, Eugène 810
Devrient, Eduard 123, 231, 263, 669
v. Dewitz, Frau, Berlin 741
Dittmar, Dekan in Bayreuth 619, 631, 635, 789
v. Döllinger, Ignaz 479
Dönhoff, Graf 995
— Gräfin Marie 619, 624, 672, 688, 697, 698, 699, 700, 717, 723, 725, 727, 748, 750, 752, 763, 823, 824, 867, 890, 922, 994, 996
Dönniges, Helene 868, 982
Döpler, Profeſſor, Berlin 733, 768, 769
Dohm, Ernſt, Schriftſteller, und Frau 158, 159, 171, 470, 563, 855
Dollfuß, Schriftſteller, Herausgeber der Revue Fr.-A. 174, 196, 201
Dom Pedro, Kaiſer von Braſilien 771
Dräſeke, Felix, Tonkünſtler 335
Droyſen, J. G., Profeſſor, Berlin 484
Du Bois-Reymond, Emil, Prof., Berlin 705
Ducoudray, Lehrerin, Paris 54

Düfflipp, Lorenz von, K. b. Kabinettrat 332, 343, 349, 350, 353, 357, 358, 372, 376, 389, 394, 400, 401, 407, 475, 485, 513, 557, 564, 566, 569, 603, 668, 731, 787
Dühring, Eugen 895
Du Moulin, Eduard, Graf 1, 2, 3, 116, 126, 127, 629, 821, 886
— Karoline, Gräfin 1, 2
Dürer, Albrecht 438, 473, 497, 558, 639, 653, 689, 752, 843, 973
van Dyck 801

E

Echter, Michael (Maler) 275, 304, 346
Ebers, Georg, Professor u. Romanschriftsteller 567
Eckert, Julius, Hofkapellmeister 591
Ehlert, Louis, Tonkünstler 101
Elliot, George 800
Elisabeth, Kaiserin v. Österreich 325, 368
Erard, Familie 35, 63
Ernst II., Herzog von Coburg-Gotha 205
Ettmüller, Ludwig 478
Evans, engl. Romanschriftstellerin 188
Eyser, Otto, Dr., Arzt in Frankfurt, Freund Hans Thomas 825
Eugènie, Kaiserin von Frankreich 368, 502, 507, 509
Eugen v. Savoyen, Prinz 726

F

Fauche, Léon, dessen Frau, Paris 63
Favre, Jules 521, 637
Feustel, Friedrich, (Bankier in Bayreuth) 588, 595, 603, 606, 609, 626, 627, 628, 631, 641, 661, 667, 668, 689, 691, 731, 767, 774, 785, 789, 790, 839, 850, 882, 922, 930, 948, 968, 970
— Lina, dessen Frau 948
Fidi (Kosename für Siegfried Wagner) 482, 515, 521, 542, 546, 588, 593, 599, 663, 677, 691, 737, 739, 756, 790, 802, 805, 823, 827, 855, 872, 873, 954, 964, 966
Fischel, Schriftsteller 131, 159
v. Flavigny, Familie 11, 746
— Graf, Vater der Gräfin Marie d'Agoult 11, 12
— Gräfin Marie Elisabeth, verw. Bußmann, geb. Bethmann 11, 12, 13
Förster-Nietzsche, Elisabeth 473, 474, 570, 729, 796, 833
Franck, Hermann 719, 761
Frantz, Constantin 550
Franz, Diener R. Wagners 266
Franz v. Assisi 469, 849, 898
Franz Joseph, Kaiser v. Österreich 726, 746
Franz, Robert 652
Freiligrath, Ferdinand 511
Freytag, Gustav 16, 121, 175, 694
Friedland, preuß. Minister 734
Friedrich I., Großherzog von Baden 231, 619
Friedrich der Große 220, 483, 523, 524, 534, 545, 568, 587, 604, 634, 655, 669, 671, 754
Friedrich August, König v. Sachsen 263
Friedrich Barbarossa 591, 777, 793

Friedrich, deutscher Kronprinz 569, 577, 626, 673, 826, 942, 976, 977
Friedrich Wilhelm IV., König v. Preußen 321, 554
Fröbel, Dr. Friedrich 260, 266, 370, 371, 372, 373, 392, 395, 427, 428
Frommann, Alwine 159, 561, 562, 621, 661, 699
Fuxelles (Pseudonym für K. Hillebrand) 672

G

Gabriel, Abbé 61
Gallmeyer, Josefine, berühmte Wiener Bühnenkünstlerin 606
Gambetta, Léon 527, 534
Gangi, Fürst, Sizilien 957
Garibaldi 533, 867, 963
Gaultier, Abbé 14
Gautier — früher Mendès, Judith 468
Gedon, Lorenz, Bildhauer, München 903, 905, 906, 912, 915
Geibel, Emanuel 221, 224, 377
Genast, Emilie 209
— Familie 159
Genelli, Bon., Maler 270, 271, 441
Georg von Meiningen, Herzog 365, 792, 796, 921
v. Gersdorff, Karl 589, 609, 610, 905
Geyer, Ludwig (Stiefvater R. Wagners) 472, 658, 844, 872
Gfrörer, Aug. Fr., Professor 715, 718, 730, 731, 912
Gille, Dr. jun., Jena 621
Glasenapp, Carl Fr., Biograph R. Wagners 775, 823, 825, 836, 844, 859, 910, 967, 986
Glatz, Dr., Sänger, Wien 682, 720, 721
Gluck 388, 398, 400
Girardin, Emile de 188
Gobineau, Arthur, Graf 782, 783, 850, 856, 906, 913, 920, 923, 928, 930, 943, 952, 955, 956, 959, 968, 969, 970, 972, 984, 992
Goethe 13, 15, 29, 282, 283, 390, 445, 485, 494, 543, 604, 618, 653, 656, 657, 664, 665, 680, 705, 719, 749, 754, 775, 789, 795, 857, 891, 895
Görres, Josef 624, 633, 730, 731
Gotheimer, Berliner Musiker 114
Gottfried von Straßburg 486
Gounod, Charles François 169, 214
Grammont, Anton, Duc de 503, 505, 547
Grandaur, Dr. Franz, München, später Opernregisseur 260
Gravina, Graf Biagino (Cosimas Schwiegersohn) 961, 962, 963, 965, 966, 977, 978, 983
Gregorovius, Ferdinand, Geschichtsschreiber 523
Grillparzer, Franz 265, 796
Grimm, Jakob 467, 633
Groll, Tonkünstler, Berlin 101
Groß, Adolf 588, 688, 712, 731, 774, 785, 789, 832, 881, 882, 947, 951, 965, 968, 970, 980, 985, 987, 990, 1000
— Frau Marie, Gattin von Adolf von Groß 882, 951, 965, 970, 980, 990
Große, Kammermusiker 670
Grünhof, Baronin von Coburg 780
v. Gudden, Bernhard, Prof. 218

Guiot de Provins, altfranz. Dichter 731, 746
Gustav Adolf von Schweden 425, 587
Gutmann, Paris 63
Gutzkow, Carl 694

H

Händel 706
Hartmann, Moritz 174
Hatzfeld-Trachenberg, Fürstin, Mutter der Gräfin Marie v. Schleinitz 580, 964, 968, 982, 985, 987, 991, 993, 995, 997
Hausburg, Musiker 966
Hausen, Sänger, München 363
Haydn, Josef 449, 458, 499, 694
Haynald, Fürstbischof in Pest 672, 675
Hebbel, Friedrich 174, 221
Heckel, Emil 591, 592, 637, 722
Heigel, Dr. Karl 377, 763
v. Heigel, Karl Theodor 219
Heine, Heinrich 97, 652
Heinrich v. Bordeaux 15
Heinrich der Löwe 591
Helbig, F., Prof., Archäologe 523, 862, 928
— Frau Nadine 864, 954, 956
— Abtissin 956
v. Heldburg, Freifrau Ellen geb. Franz (Gattin des Herzogs Georg v. Meiningen) 159, 690, 750, 792, 796
Helene, Großfürstin von Rußland 386
Helmholtz, Familie 733, 735, 884
— Hermann, Professor, Berlin 785, 884
Herbeck, Johann, Wien 721
Herkomer, Hubert von (Maler) 802
Hermann, Pater 68
Hermine (Zofe von Cosimas Kindern) 461
Herrig, Dr. Hans 592
Hertz, Frau Dr., Orthopädin, Altenburg 792, 793
Hertzen, Olga 509, 642, 643
Hertwegh, Hans 165
— Georg 155, 166, 462, 532, 652, 653, 704
Heyse, Paul 221, 224, 390, 391
v. Hildebrand, Adolf (Bildhauer) 783
Hill, Carl, Sänger 704
Hillebrandt, Carl, Schriftsteller 672
Hiller, Ferdinand 640
Hochberg, Graf, Tonkünstler und Intendant 733
Hoffmann, E. Th. A. 518, 561
— Josef, Maler 159, 681, 683, 691
Hoffmann v. Fallersleben, H. 155, 174
Hogarth, W., Maler 800
Hohenlohe, Fürst Chlodwig, bayr. Ministerpräsident 314, 322, 324, 327, 329, 336, 337, 370, 400, 401, 412, 481
— Familie 198
— Fürst, Kardinal 668, 956
— -Langenburg, Fürst Hermann v. 668, 669
— Marie, Fürstin, geb. Sayn-Wittgenstein 571, 628, 630, 668, 680, 723, 725, 748, 751, 761, 928, 950, 956, 959
v. Hohenzollern-Hechingen, Fürst 161, 201, 234, 235, 254
v. Hohenzollern, Prinz 502
Holnstein aus Bayern, Graf Max, bayr. Oberstallmeister 323, 328
Homer 425, 465, 472, 529, 567, 794

Hortense, Beauharnais, Königin von Holland 12
v. Hülsen, Freiherr, Generalintendant in Berlin 564, 565, 745, 761, 923, 929, 932, 933
Hugo, Victor 7, 42, 820
v. Humboldt, Alexander 87, 321
Humperdinck, Engelbert 966, 991

I

Iffland, Aug. Wilh. 397
Ille, Maler 346
Isouard 707
Iwanowsky, Peter 39, 40

J

Jäger, Sänger 902
Jakob, Wilhelm 452
Janin, Jules 44, 65
Jasky, Frl. v., Berlin 159
Jauner, Franz, Theaterdirektor, Wien 753
Joachim, Josef 545, 802, 822
Jörg, Dr., Jos. Erdm., Abgeordneter 714
Joukowsky, von, Paul 902, 903, 906, 911, 953, 954, 966, 1000

K

Kafka, Dr. Heinrich, Tonkünstler 586, 589
v. Kalb, Frau Charlotte 868, 871, 883, 889
v. Kalergis, Frau Marie (= Marie Mouchanoff) 113
Kant, Immanuel 598
Karl der Große 537
Karl, Prinz v. Bayern 265
Karl X., König von Frankreich 6, 15
v. Kaulbach, Wilhelm 234, 271, 281, 285, 304, 346, 375, 401
— Josephine, Gattin und Tochter Wilhelms 234, 271, 375
Kautz, Clem., Schülerin Liszts 53
Keller, Gottfried 165, 482, 732, 860, 892
Kellermann, Berthold 839
v. Kleist, Heinrich 578, 604
v. Keudell, Robert, deutscher Botschafter in Rom und dessen Gemahlin, geb. Freiin von Grünhoff 780
Kindermann, Sänger 397, 886, 892
Kietz, Gustav, Bildhauer 678
Klindworth, Karl 124, 244, 413, 415, 485, 501, 588, 616
Köhler, Louis, Tonkünstler 252
Kossak, Ernst 159
Kraft, Adam 330
Krieger, Musiker 63
Krockow, Gräfin Elisabeth 428, 462, 559, 566, 574, 596, 606
Kroll, Franz, Schüler und Freund Liszts, Musiklehrer in Berlin 130, 159
— Familie 35
Kullmann, der Attentäter Bismarcks 714

L

Lachner, Franz, Hofkapellmeister 224
de Lagarde, franz. General 15
Lamartine, franz. Dichter 7, 28, 83, 186, 187, 441
Lamennais, Père de 7, 39
Landgraf, Dr., Bayreuth 951
Lang, Diener R. Wagners 1000
— Dr. Julius 562

Lanza di Trabia, Familie 957
Lassalle, Ferdinand 154, 155, 156, 157, 820, 868, 905, 982
Lassen, Eduard, Komponist 237
La Tour de, Gräfin, Rom 928, 959
Laub, Ferdinand, Freund Hans von Bülows 130
Lausot, Jessie 537, 672
Le Cocq, Alex. Charles, franz. Komponist 875
v. Lenbach, Franz 521, 594, 595, 678, 681, 697, 700, 701, 717, 718, 724, 725, 727, 733, 748, 750, 751, 763, 785, 824, 861, 872, 887, 888, 889, 890, 899, 907, 915, 918, 922, 928, 929, 965, 970
Leo, Lionardo, Neapel 904
Leo XIII., Papst 850
Lerchenfeld, Graf, Präsident von Oberfranken 595, 628, 677
Lessing, Gotthold Ephraim 705
Leube, Dr. Professor, Erlangen 951
Levi, Hermann, Kapellmeister 490, 593, 834, 835, 860, 886, 887, 888, 889, 892, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 905, 906, 908, 911, 912, 913, 916, 917, 918, 935, 940, 946, 947, 951, 983, 1000
— Vater des Vorigen (Rabbiner in Gießen) 835, 899, 901, 902, 915
Lewes, Goethebiograph 445
Lichnowsky, Fürst Felix 23, 866
Liechtenstein, Fürstin Klara 563, 595
Liechtenstein, Fürst Rudolf 735, 872, 875
Lionardo da Vinci 270, 558
Liphart 783, 891
List, Friedrich, Nationalökonom 4
Liszt, Adam 3, 4, 5, 11
— Frau Anna, geb. Lager 3, 4, 5, 6, 11, 17, 19, 23, 28, 31, 32, 33, 34, 38, 42, 43, 44, 46, 47, 48, 50, 52, 53, 57, 59, 62, 70, 74, 89, 94, 111, 112, 118, 152, 168, 169, 177, 183, 210, 237, 238, 810
— Blandine, verh. Ollivier 20, 23, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 40, 44, 45, 46, 48, 50, 51, 54, 55, 56, 57, 60, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 72, 73, 75, 76, 78, 79, 81, 82, 84, 85, 87, 89, 90, 91, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 107, 108, 111, 113, 114, 118, 122, 151, 152, 162, 163, 168, 169, 181, 183, 185, 191, 192, 209, 210, 212, 213, 214, 230, 237, 253, 429, 482, 622, 639, 762, 852
— Daniel 22, 23, 30, 31, 32, 34, 35, 36, 37, 44, 45, 46, 48, 51, 59, 63, 64, 65, 66, 68, 71, 72, 74, 78, 82, 84, 91, 95, 111, 112, 163, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 189, 190, 210, 213, 214, 253, 322, 413, 421, 471, 518, 566, 622, 639, 759, 777, 852, 869, 938
— Eduard (Liszts Vetter) 99, 686
— Franz passim
Loë, Baronin, Berlin 735
v. Loën, Freiherr August, Intendant in Weimar 580, 586, 587, 588, 590, 620, 621, 623
Löser 595, 598
Longfellow, Dichter 711
Lope da Vega 795
Lortzing, Gustav Albert 397

Louis Napoléon, Prinz 511
Lucca, Verleger, Mailand 990
Ludwig I., König von Bayern 219, 220, 266, 310, 431, 460
Ludwig II., König von Bayern 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 227, 228, 229, 234, 235, 240, 241, 243, 244, 247, 250, 251, 252, 253, 254, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 270, 271, 273, 274, 277, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 301, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 312, 313, 314, 316, 317, 318, 320, 322, 323, 325, 326, 327, 329, 330, 332, 335, 336, 338, 339, 340, 342, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 351, 352, 354, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 391, 393, 395, 396, 398, 399, 401, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 416, 424, 429, 432, 438, 442, 446, 449, 462, 463, 464, 465, 479, 482, 484, 485, 487, 488, 490, 493, 498, 499, 508, 511, 512, 513, 515, 528, 535, 549, 551, 552, 554, 557, 559, 564, 566, 569, 573, 575, 577, 578, 593, 596, 600, 601, 608, 626, 627, 631, 632, 634, 637, 647, 657, 667, 668, 673, 675, 677, 681, 684, 685, 688, 693, 703, 707, 738, 770, 784, 787, 788, 801, 832, 835, 845, 846, 850, 874, 888, 918, 919, 941, 976, 977, 1001
Ludwig XIV. 634, 654
Ludwig XVIII. 6
Ludwig, Otto 221
Luise, Königin von Preußen 634, 760
Louise, geb. Prinzessin von Preußen, Großherzogin von Baden 638, 668, 770
Luther, Martin 8, 438, 483, 537, 573, 587, 597, 604, 615, 653, 847, 891
Luß, Johann, Freiherr von, Appellrat 264, 269, 270, 277, 281
v. Luynes, Herzog 760

M

Mac Mahon 515
Magne, Prinzessin, s. Marie, Prinzessin von Wittgenstein, spätere Fürstin von Hohenlohe 174
Maier, Bertram 355, 358
— Friederike 852
— Mathilde 771, 930
Makart, Maler 723, 724, 725, 726, 727, 750, 751
Mallinger, Mathilde (Sängerin) 342, 344, 397, 407, 564
Maria Alexandrowna, Kaiserin von Rußland 368
Marie, Königin-Mutter von Bayern 265, 371, 381, 398, 399
Marie-Amélie v. Bourbon 15
Marie Antoinette, Königin von Frankreich 12
Marx, Adolf Bernhard, Tonkünstler und Musikschriftsteller 101, 104, 109
Massart, Lambert Joseph, Pariser Musiker 32

Materna, Amalie 700, 705, 721
Max II. von Bayern 219, 220, 224, 263, 266, 383, 460
Maximilian, Herzog v. Bayern 332, 334
Herzogin Maximilian v. Bayern, Mutter der Prinzessin Sophie 379
Mazzini, Giuf., ital. Politiker 511
von Medici, Katharina 532
Meilhaus, Sybille 222, 224
Meißner, Alfred 170, 174, 190, 191, 193, 196, 199, 203, 206, 213, 530
— Karoline 193
Mendelsfohn-Bartholdy, Felix 424, 439, 509, 692, 706, 761, 802, 844, 905
Mendès, Catulle 466, 467, 502, 504, 506, 568
— Judith 466, 468, 507, 568
v. Menzel, Adolf 700, 701, 735, 736
Merian, Emile, Dr. 335
v. Metz 96
v. Meyendorff, Baronin 607, 612, 619, 620, 621, 623, 650, 652, 664, 672, 687, 696, 710, 725, 727, 762, 840, 876, 979
Meyer, Mathilde 639
Meyerbeer, Giacomo 8, 216, 509, 761, 844
v. Meyfenbug, Malwida 506, 509, 513, 514, 609, 636, 642, 643, 647, 648, 655, 656, 666, 667, 678, 683, 768, 778, 779, 792, 794, 799, 806, 807, 808, 823, 826, 833, 841, 842, 843, 862, 864, 871, 872, 889, 895, 905, 906, 909, 922, 954, 956, 971
Michelangelo 751, 927
Mihalovitfch, E. von 867, 875
Milde, Frau Rofe von, geb. Agthe, Sängerin 665
Minghetti (Mme.), Gräfin Mathilde 545, 864, 956
v. Mohl, Robert 263
Moleschott, Jakob 165
Molière 825
Moltke 522, 524, 572, 647
Mommfen, Theodor, Hiftoriker 735, 736, 877
Monod, Gabriel 637
Montez, Lola 25, 29, 30, 265, 430, 431
Morris, W., engl. Dichter 802
Mouchanoff, Gräfin Marie, geb. Neffelrode 428, 460, 462, 463, 468, 501, 519, 528, 545, 576, 591, 595, 598, 617, 619, 624, 632, 635, 637, 661, 670, 672, 673, 675, 687, 688, 690, 691, 695, 696, 697, 698, 699, 724, 727, 741, 747, 752, 893
Mozart 439, 449, 469, 480, 481, 640, 663, 694
Müller, Oberft 526
Müßelburg, A., Schriftfteller 131, 159
Muncker, Theodor von, Bürgermeifter in Bayreuth 609, 627, 631, 654, 655
Mundt, Theodor 168

N

Nachbaur, Franz, Sänger 352, 375, 407
Napoleon I. 6, 220, 843
Napoleon III. 168, 175, 187, 199, 368, 478, 502, 509, 514, 515, 785
Neffzer, Auguft, Schriftfteller 174, 187, 188

Nesselrode, Graf Fr. (Serge) 624
Ney, Elisabeth, Bildhauerin 159
Neumann, Angelo, Theaterdirektor in Leipzig 923, 929, 932
Neumann, Wilhelm, Architekt 587, 588
Neumayr, Max, Staatsrat 300, 303, 305, 314, 315, 317, 318, 322, 323, 325
Niemann, Albert, Sänger 289, 352, 395, 396, 688, 704, 744, 772, 844
Nietzsche, Friedrich 450, 460, 463, 465, 466, 471, 472, 473, 474, 476, 481, 496, 497, 503, 504, 525, 530, 533, 536, 538, 541, 542, 548, 567, 568, 569, 570, 573, 574, 579, 592, 594, 595, 598, 605, 614, 617, 633, 637, 638, 644, 653, 673, 674, 679, 689, 705, 706, 729, 730, 768, 778, 794, 795, 796, 797, 806, 807, 825, 833, 834, 835, 842, 843, 889, 897, 898, 967, 998
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 41
v. Normann, Intendant, in Dessau 641
Novalis 679

O

Offenbach, Jacques 875
v. Olfers, Hedwig 158
Ollivier, Daniel, Blandinens Sohn 15, 210
— Emile, Advokat, Blandinens Mann 151, 153, 185, 189, 191, 192, 209, 211, 237, 418, 503, 547, 585, 687, 711, 762
v. Orléans, Herzog Louis Philippe 15
Otto, Prinz v. Bayern 325, 327, 331
Öttingen, Fürst von, Vater der Gräfin Bassenheim 466, 499
Ouronsoff, Fürstin Mary, Rom und Berchtesgaden 864
Overbeck, Franz 574, 730

P

Paganini 8
Pasdeloup, Jules Étienne, Pariser Tonkünstler 416
Paterſi de Fossombroni, Madame 40, 48, 49, 50, 51, 53, 54, 55, 56, 57, 60, 62, 63, 65, 67, 68, 69, 71, 72, 73, 78, 84, 85, 88, 91, 95, 96, 102, 104, 759, 760
Pecht 262
v. Perfall, Freiherr Karl, Intendant 269, 305, 365, 384, 389, 394, 397, 400, 475
Perikles 328, 787
Petrarca 16, 780
v. Pfistermeister, Franz Ser. 259, 260, 262, 315, 323, 971
v. d. Pfordten, Ludwig, Freiherr 249, 262, 263, 264, 277, 293, 322, 323, 324, 327, 330, 571
Phidias 751, 760
Pictet, Genfer Gelehrter 169
Piloty, Karl von, Maler 831
Pinelli, Ada 985
Pius IX., Papst 254, 460, 507, 511, 850
Platen, Graf von, Intendant, Dresden 314, 875
Plato 470, 591, 633
Plutarch 796, 854
Pohl, Richard 122, 170, 468, 470, 769, 921
— Johanna geb. Eyth, bed. Harfenvirtuosin 122

Popelin, Maler 82, 96
Porges, Heinrich 260, 262, 266, 369, 373, 386, 391, 394, 405, 483, 484, 485, 486, 890
Poschinger, Historiker 563
v. Possart, Ernst 342, 397, 886
Potocka, Pauline 39
Pourtalès, Graf Wilhelm 760, 804, 805
v. Prankh, Siegmund, bayr. Kriegsminister 508
Prell, Buchhändler in Triebschen 522
Proudhon, P. J., Sozialphilos. 168
Pückler, Graf, Schriftsteller 553, 617
Puschmann, Dr. Theodor, Prof. 657
Pusinelli, Dr. Anton, Freund des Meisters 559, 560
— Karl, dessen Sohn 560
Putlitz, Gustav zu, Schriftsteller und Intendant 175, 338
v. Puttkamer, Frh., preuß. Minister 904

R

Racine 825
v. Radowitz, J. 735, 779
Raff, Joachim 335, 416, 818, 822, 904
v. Rahden, Frl., Hofdame der Großfürstin Helene 386
Raila, Frau Hauptmann, Bayreuth 558
Raimund, Ferdinand, österr. Dichter 641
Ramacca, Fürst 961
Ramann, Lina 3, 9, 10, 24, 925
v. Ranke, Leopold 225, 532
Ratisbonne, Abbé 64
v. Redwitz, Oskar 248, 377, 383, 572, 948
Rée, Dr. Paul 825, 833, 842
Reinecke, Karl, Komponist 704
Reissiger, Karl Gottlieb, Kapellmeister und Komponist 822
Rellstab, J. K. Friedrich, Musikschriftsteller 116
de Remusat, Mme. 957
Renan, Ernst 84, 174, 643, 956
Reynold, Maler 800
Rhedern, Graf, Berlin 234
Rheinberger, Joseph 313
van Rhyn, Oberst, Luzern 515
Richter, Hans 313, 344, 400, 448, 462, 487, 488, 499, 513, 528, 529, 538, 554, 557, 588, 682, 688, 705, 713, 720, 721, 724, 727, 728, 744, 767, 772, 785, 1000
— Frau 720, 721
— Richardis Cosima Eva, Richters Tochter 753
Riedel, Emil Freiherr von, Finanzminister 223
Riedel, Karl, Tonkünstler in Leipzig 606
Ristori, Mme., bed. Schauspielerin 158, 759
Ritter, Else 966
— Familie 84, 86
— Karl, Freund Bülows und Wagners 122, 793, 794
— Julie 125
Röckl, Sebastian 408, 409, 616
Rodenberg, Julius 572
Rohde, Erwin 496, 637, 638
de Roillet, Lyzealprofessor 58
Ronchaud, L. D. 10, 174, 187, 642
Roquette, Otto 159
Rossi, Gräfin 606

Rossini, Goacchino, bed. Tonkünstler 441
Rosti 83
Rousseau, Jean Jacques 7
Rousseil, bed. engl. Kanzelredner 801
Rousset, Prof., Paris 58
Rubinstein, Josef 195, 433, 713, 714, 733, 749, 818, 884, 885, 891, 903, 904, 910

S

Salieri, Antonio 4
Samaroff, Gregor 616
Sand, Georges 19, 21, 22, 23, 97, 98, 188, 946
Savonarola 371, 924
v. Sayn-Wittgenstein, Fürst Nikolaus 41
Scaria, Emil, Sänger 704
Schack, Adolf, Graf von 750
Schadow, Bildhauer 220
Schanzer, Marie, zweite Frau Bülows, berühmte Schauspielerin 921, 967, 978
Scheffer, Maler 83
Schelling, Karoline 10
Schemann, Dr. Ludwig 842, 877, 971
Schiaparelli, Giovanni Virginio 160
v. Schiller, Friedrich 343, 346, 390, 394, 409, 435, 476, 494, 495, 560, 603, 604, 640, 646, 657, 718, 719, 795, 796, 825, 871, 883, 891
v. Schleinitz, Graf, Minister 226, 561, 668, 682, 755, 781, 933, 935, 956, 968, 980, 981
— Marie, geb. v. Buch 226, 232, 233, 234, 235, 428, 561, 563, 565, 570, 580, 583, 584, 585, 587, 590, 595, 597, 605, 617, 618, 622, 624, 627, 635, 641, 647, 648, 661, 662, 666, 668, 669, 673, 674, 676, 680, 681, 683, 685, 688, 690, 699, 700, 701, 702, 703, 716, 717, 718, 725, 733, 735, 741, 742, 743, 745, 746, 748, 751, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 762, 764, 772, 773, 778, 779, 781, 796, 806, 819, 842, 853, 857, 858, 862, 864, 869, 870, 872, 873, 875, 882, 909, 910, 919, 920, 921, 922, 924, 925, 926, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 940, 956, 958, 960, 961, 964, 968, 971, 977, 980, 981, 982, 987, 993, 995, 997
Schletterer, Hans Michael, Musiker 533
Schliemann, Archäologe 802
v. Schlör, Gustav, bayr. Handelsminister 401
Schlosser, Sänger, der erste Mime 407
Schmied, Hermann, Regisseur 390, 391
Schmitt, Friedrich, Intendanzrat 342, 389, 394
Schnorr v. Carolsfeld, Ludwig, Sänger 205, 209, 250, 252, 270, 319, 355, 433, 450, 482, 574, 702, 888
— Frau Malwine, geb. Garrigues 245, 252, 276, 317, 320, 325, 326, 327, 408
v. Schober, Franz 30
v. Schöler, Generalin 825, 856
v. Schön, Friedrich 881, 884
Schopenhauer 308, 424, 456, 466, 481, 516, 517, 530, 567, 575,

592, 674, 678, 689, 714, 715, 718, 719, 730, 842, 998
v. Schorn, Adelheid 868, 949
Schott, Firma 203, 207, 601, 786, 810
— Franz, Verleger 694
Schröder-Devrient, Wilhelmine 641, 845
Schubert, Franz 21, 30, 282, 283, 719
Schuré, Edouard, Musikschriftsteller 463, 466, 597, 643, 670, 674, 759, 760, 763
Schumann, Robert 397, 521, 704, 706, 732, 884, 891, 905
— Clara 131
Scierputowski, Emilie 747, 750
Scott, Walter 657, 802, 820
Scribe, Eugène 3
Sedler-Grün, Frau Friederike, Koburg, Sängerin 713
Seebach, Marie 159
Seghers, Familie 35, 39, 58, 59, 61, 62, 63, 66
Seidl, Anton, Kapellmeister 693, 818, 821, 923
Semper, Gottfried 165, 285, 304, 305, 309, 310, 327, 328, 364, 365, 376, 377, 378, 385, 389, 400, 401, 403, 725, 726, 737, 738, 751
Servais, Adrien François, Brüsseler Musiker 421
Seroff(w), Alex., russ. Musiker 468, 574
Sgambati, Giovanni, ital. Musiker 956
Shakespeare 15, 269, 390, 441, 444, 494, 506, 529, 546, 639, 657, 678, 702, 762, 794, 795, 797, 802, 825, 844, 877, 912
Siemens, Dr. Werner 802
Simiradsky, Künstler 956
Simon, Jules 84
Sismondi, Geschichtsschreiber u. Nationalökonom 777
Sokrates 470
Solinger, W., Pseudonym Hans v. Bülows 155
Sophokles 494, 521
Sophie, Prinzessin von Bayern, Braut Ludwigs II. 325, 328, 332, 334, 337, 340, 350, 359, 360, 367, 373, 378, 379, 380, 382, 385, 387
Sperl, Wiener Vergnügungslokal 852
Spieß, Aug., Maler 346
Spiridion, Diener Franz Liszts 867
Spohr, Tochter von Ludwig Spohr 66
Spontini, Gasgaro 334, 750, 761
St. Cricq, Gräfin Karoline 7, 32
de St. Mars, Madame 46, 51, 53, 68, 96, 238, 759, 760
de Staël, Mme. 500
Saint Simon, Graf Claude Henri de 7
v. Staff, Freiherr und Freifrau, Bayreuth 854, 864, 865, 870, 872
Stahr, Adolf 153, 159
Standhartner, Dr. Joseph, Wien 313, 722
v. Stein, Heinrich, Erzieher Siegfried Wagners 895, 905, 960, 969, 973, 983, 988
Stephens, Lehrer in Paris 62
Stern, Daniel, Pseudonym der Gräfin Marie d'Agoult 11, 28, 70, 86, 87, 101, 104, 174, 238, 672, 711, 788
— Julius 129

Stocker-Escher, Frau, Zürich 518
Stocker, Jakob, Verwalter in Triebschen 449, 452
Strachwitz, Graf Moritz, Dichter 797
Strauß, Tanzlehrer, Paris 46, 159
— D. Fr. 511, 534
— Johann 875
Strecker, Dr., von Firma Schott 786
Street, M., Freundin Liszts 231, 244, 411
Sulzer, Rat 320, 526, 538
v. Suppé, Franz 875

T

Tacitus 449
Taglioni 114
Taine, Hippolyt 174
Tappert, Wilhelm 563, 575
Tasca, Graf, Sizilien 955
Tausig, Aloys 586
— Karl 131, 445, 561, 566, 570, 574, 575, 576, 580, 586, 596, 623, 701, 752
— Seraphine 586
Tedesko, Baron, Bankier 508
Teleki, Graf Alexander 866
Themistokles 309
Thoma, Therese, spätere Frau Vogl 357
Thierry, Aug., franz. Historiker 836
Thiers, Adolph 642, 643, 876
Thode, Heinz, Cosimas Schwiegersohn 983
Thomas a Kempis 5
Thukydides 787
Tichatschek, Jos. A. 350, 352, 354, 355, 357, 358
Tieck, Ludwig 153, 501
Tizian 366, 560
Tolstoi, Graf, russ. Schriftsteller 742
— dessen Gattin 742
Topp, Alide, Pianistin 231
v. Treitschke, Heinrich 219, 567
Tribert, franz. Schriftsteller 757, 761, 763, 791
Tschudi, Pfarrer, Triebschen 506, 513, 515, 716

U

Uxküll, Baron 890
Uhlig, Theodor, Musiker 574
Ulbrich, Barbara 461
Ullmann, Impresario 665, 787
„Unbekannte Freundin" (von Liszt), s. Street 86

V

Varnhagen von Ense 87, 153, 199
Ventura, Pater 55, 56
Verdi, Giuseppe 750, 780
Viardot, Pauline, Sängerin 455
Victoria, deutsche Kronprinzessin 651, 736, 884
Villiers, Graf 468, 502, 503, 504, 506
Virgil 635
Vischer, F. Th. 969
Vittorio Emanuele, König von Italien 488
Vogl, Heinrich, Sänger 352, 357, 375, 450, 741, 829, 886
— Therese, Sängerin 450, 741
Voltaire 7, 534, 754
Volz (und Batz), Wagners Bevollmächtigte 990
Voß, Gräfin Luise 779, 783, 797, 839, 862, 863, 864, 865, 869, 870
Vreneli (in Triebschen) 450, 464, 521, 716

W

Wagner, Albert 157
— Adolf, Onkel Richard Wagners 612, 694, 695
— Cäcilie, Schwester Richards 460
— Cosima, passim
— Eva Maria (Cosimas Tochter) 335, 346, 569, 610, 622, 630, 637, 641, 646, 656, 659, 660, 664, 665, 677, 679, 680, 682, 691, 701, 709, 713, 720, 729, 737, 738, 739, 740, 743, 751, 753, 755, 757, 772, 775, 785, 787, 790, 802, 803, 814, 822, 824, 831, 848, 854, 855, 861, 862, 872, 873, 876, 877, 879, 881, 882, 885, 896, 900, 915, 930, 935, 940, 943, 945, 948, 952, 954, 959, 964, 965, 969, 975, 977, 982, 983, 984, 988, 990, 1000
— Johanna, Nichte Richard Wagners 157, 159, 563
— Johanna Rosine geb. Bertz, R. Wagners Mutter 992
— Luise, Schwester Richards, vermählte Brockhaus 559, 596
— Frau Minna, Richard Wagners Frau 164, 165, 202, 271, 272, 509, 518, 568, 613, 618, 641, 705, 860, 940
— Richard, passim
— Rosalie, Schwester R. Wagners 719
— Siegfried 450, 453, 460, 481, 494, 495, 498, 515, 533, 539, 566, 569, 578, 593, 615, 622, 630, 637, 641, 646, 656, 659, 660, 670, 679, 680, 682, 691, 709, 713, 720, 729, 740, 751, 753, 755, 757, 772, 775, 785, 786, 787, 790, 803, 805, 814, 817, 822, 824, 828, 831, 848, 854, 861, 862, 865, 872, 873, 876, 879, 881, 885, 896, 897, 900, 915, 930, 935, 937, 940, 943, 944, 945, 948, 952, 955, 957, 959, 961, 963, 964, 965, 969, 975, 977, 982, 983, 984, 988, 998, 1000, vgl. auch Fidi 22
Walsh, Graf Theodor 231
Watts, James, G. F. 802
v. Weber, Weltreisender, Führer der Bewegung gegen Vivisektion 884
v. Weber, Carl Maria 17, 62, 459, 520, 640, 820, 844, 904, 930, 940
Weckerlein, Mathilde, Sängerin 898
Weinlig, Christian Theodor, Lehrer R. Wagners 861
Weisheimer, Wendelin 208, 212, 320, 611
Weitzmann, Karl Friedrich 131, 159, 563, 589, 597
v. Welzin, General, Neffe R. Wagners 596
Werther, Karl Freiherr von, preuß. Botschafter in Paris 505
v. Werthern, Frau 626
Wesendonck, Hans (Familie) 165, 485, 557, 559, 647, 701
— Mathilde 123, 124, 125, 166, 207, 208, 209, 241, 242, 251, 376, 413, 431, 432, 511, 514, 526, 548, 551, 557, 581, 582, 584, 654, 701, 735, 805, 827, 860, 900

Wesendonck, Myrrha, Tochter von Mathilde W. 584, 805
— Otto 123, 124, 125, 208, 376, 485, 701
Widenburg, Gräfin 725
Wieland 749
Wilamowitz-Möllendorff, Ul. v. 614
Wilhelm I., König von Preußen 199, 211, 501, 502, 507, 509, 545, 547, 552
Wilhelm I. = Deutscher Kaiser 547, 557, 559, 565, 572, 635, 641, 648, 651, 669, 684, 701, 703, 755, 757, 760, 761, 770, 771, 803, 805, 826, 828
Wilhelm v. Hessen, Prinzessin 330
Wille, Dr. Arnold 511, 515, 525, 531, 552, 704
— Frau Eliza 223, 250, 513, 515, 525, 552
v. Willemer, Marianne 958
Windscheid, Frau Bernhard 398
Windthorst, Ludwig 714, 804
Willich, Maler 207, 208
Wislicenus, Maler 271
Wittgenstein, Fürstin Karoline 1, 9, 10, 24, 39, 40, 42, 43, 44, 46, 47, 48, 49, 50, 52, 65, 66, 67, 72, 73, 75, 76, 78, 79, 80, 81, 86, 88, 89, 90, 94, 96, 97, 98, 99, 102, 117, 121, 125, 154, 164, 169, 172, 173, 174, 175, 179, 180, 183, 185, 186, 189, 193, 198, 200, 210, 212, 222, 229, 236, 237, 238, 254, 304, 411, 412, 433, 459, 488, 518, 528, 566, 571, 607, 612, 619, 620, 622, 626, 627, 629, 659, 665, 670, 671, 672, 686, 687, 711, 727, 744, 748, 751, 761, 762, 780, 782, 788, 808, 809, 868, 876, 911, 912, 915, 916, 925, 928, 931, 949, 950, 953, 954, 955, 956, 961, 985, 988, 989
v. Wöhrmann, Frau 872, 875, 890, 924
Wolfram von Eschenbach 450, 463, 633, 816, 838
Wolkenstein, Graf, Diplomat 994
v. Wolzogen, Hans, Freiherr 649, 786, 820, 822, 823, 824, 825, 832, 842, 856, 877, 889, 931
— Freifrau, geb. von Schöler 856
Wüllner, Franz 462, 483, 488

X

Xenophon 707
Xerxes 521

Z

Zaluski, Rom 782
Zander, Dr., Redakteur 290
Zeroni, Dr., Mannheim 592
Zichy, Graf Geja 866, 867
Zieten 568
Zumbusch, Caspar Clemens, Bildhauer 377, 383

Verzeichnis der Bilder

Cosima Wagner . . . . . Titelbild
Der junge Liszt 16
Gräfin Marie d'Agoult 48
Cosima Liszt mit ihren Geschwistern 64
Cosima Liszt, Jugendbild 112
Cosima (Mitte der 60er Jahre) 240
Tausig, Klindworth, Bülow 272
König Ludwig II. von Bayern 352
Richard Wagner-Haus in Triebschen 432
Friedrich Nietzsche 464
Ein Bekenntniswort von Cosima Wagner 496
Widmungsblatt des Siegfried-Idylls 544
Die Kinder 576
Cosima Wagner (Mitte der 70er Jahre) 608
Festspielhaus im Bau 640
Adolf v. Groß 688
Geburtstagslied für Cosima 720
Cosima Wagner 768
In Wahnfried (Bibliothek) 784
In Wahnfried (Wagner und die Seinen) 912
Frau Cosima mit Frau Groß, Daniela und Heinz Thode, Graf Gravina und Gräfin Blandine 960
Vor Wahnfried (1882) 976

HANS VON BÜLOW

Neue Briefe

an Richard Wagner — Cosima Wagner — Daniela Thode
Karl Klindworth — Carl Bechstein — Luise von Bülow

Herausgegeben und eingeleitet von

RICHARD GRAF DU MOULIN ECKART

759 Seiten. Mit Register und einer Gravüre

Numerierte Ausgabe in Ganzleinen RM. 11.—
Numerierte Ausgabe in Halbleder RM. 15.—

Der größte Teil der hier veröffentlichten Briefe stammt aus dem Besitz von Bülows Tochter Daniela Thode und ist vom Herausgeber auf beinahe abenteuerliche Weise aus der nach dem Kriege von Gabriele d'Annunzio mit Beschlag belegten Villa Cargnacco in Gardone di Sopra heimgeholt worden. Das größte Interesse beanspruchen ohne Zweifel die Briefe an Richard Wagner, die für beide Beteiligten gleich bezeichnend sind. Aus den wenigen französisch geschriebenen Briefen an Cosima ist nicht nur der Scheidungsbrief vom 17. Juni 1869 ein hochbedeutendes historisches und psychologisches Dokument, sondern auch die späteren Briefe sind schöne Zeugnisse einer durch und durch vornehmen Gesinnung. Die Briefe an seine Tochter Daniela, an seine Stiefmutter Louise von Bülow ergänzen die „Familienbriefe", denen der Herausgeber noch zwei besonders schöne, in sich geschlossene Briefsammlungen vorangestellt hat: an Karl Klindworth, unter den Musikern seinen treuesten Freund, und an seinen „Beflügler" Carl Bechstein, dem gegenüber er sich freier gab und über manche Dinge aussprach, die er anderen mitzuteilen sich nicht entschließen mochte. Allgemeine Musikzeitung

---

Drei Masken Verlag A.G., Berlin

RICHARD WAGNER

Die Originalpartituren in Faksimile-Lichtdrucken:

TRISTAN UND ISOLDE

(354 Seiten.) Interimsband RM. 75.—. Halbleder-Handband RM. 100.—
Ganzleder-Handband RM. 150.—
(Original im Haus Wahnfried, Bayreuth)

DIE MEISTERSINGER VON NÜRNBERG

(462 Seiten)
(Original im Germanischen Museum, Nürnberg)

PARSIFAL

(346 Seiten.) Interimsband RM. 75.—. Ganzpergament- und Ganzleder-Handband je RM. 150.—
(Original im Haus Wahnfried, Bayreuth)

MEISTERSINGER-VORSPIEL

(26 Seiten.) Pappband RM. 4.80
(Original im Germanischen Museum, Nürnberg)

SIEGFRIED-IDYLL

(42 Seiten.) Pappband RM. 4.80
(Original im Haus Wahnfried, Bayreuth)

Die Faksimiledrucke im Urteil hervorragender Künstler:

Siegfried Wagner: Die Wiedergabe ist eine erstaunlich vollendete, ein Triumph deutscher Arbeit und Präzision. Als Kulturwert ist sie unschätzbar, denn die mechanische Reproduktion rettet das Urbild, das wohl leider infolge der unvollkommenen Tinte im Laufe der Zeiten untergehen wird.

Siegmund von Hausegger: Ihr Verlag hat sich um die ganz prachtvolle faksimilierte Herausgabe ein großes Verdienst erworben. In gleicher Weise werden sich der Liebhaber und der Fachmann an dem Studium der Handschriften erfreuen und hieraus neue Anregung und Belehrung holen. Der Einblick, den hiermit Ihr Verlag in die künstlerische Werkstatt eines großen Meisters gewährt, ist ungemein reizvoll.

Drei Masken Verlag A.G., Berlin